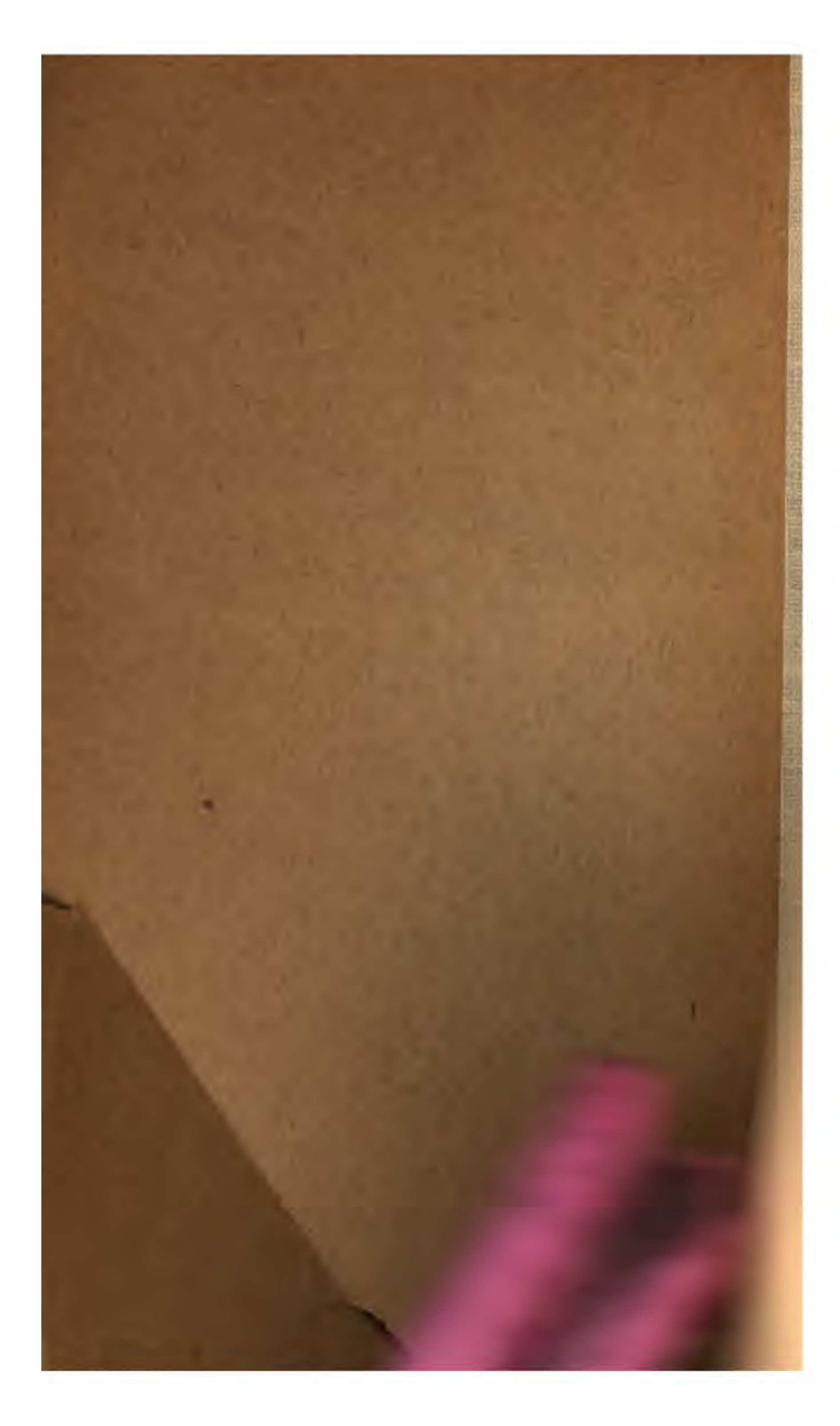
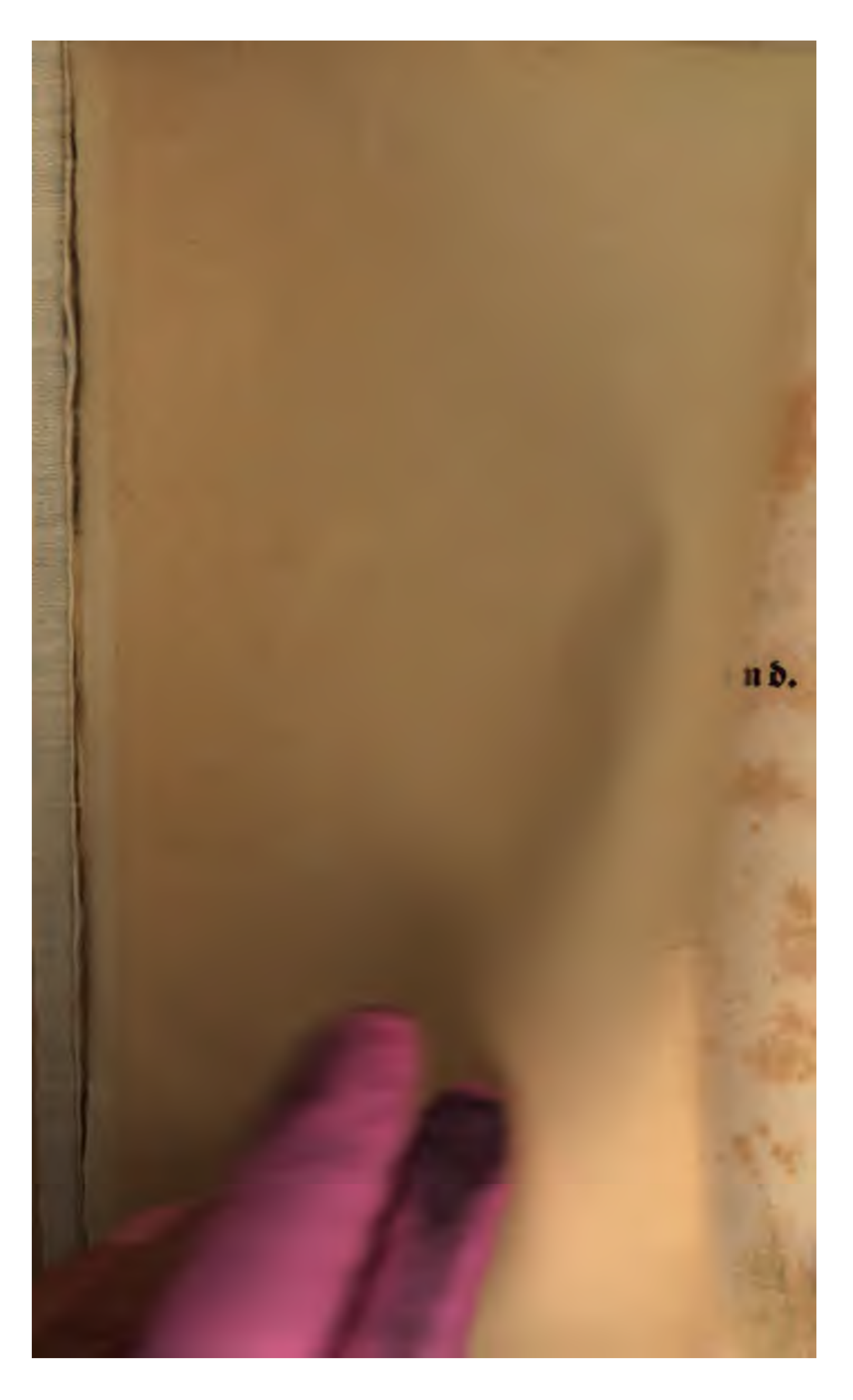
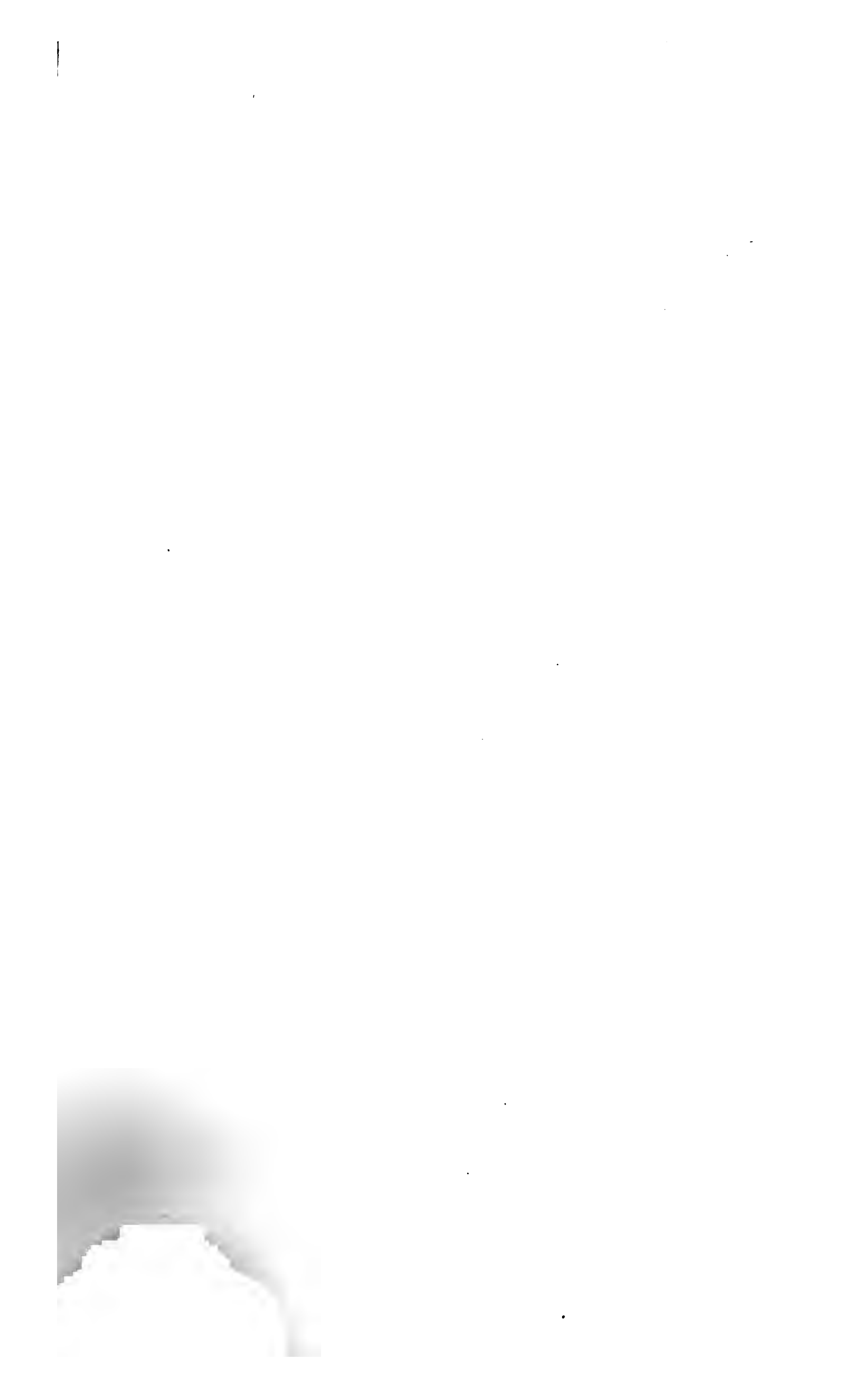



nd.



G. Phillips' und G. Görres'

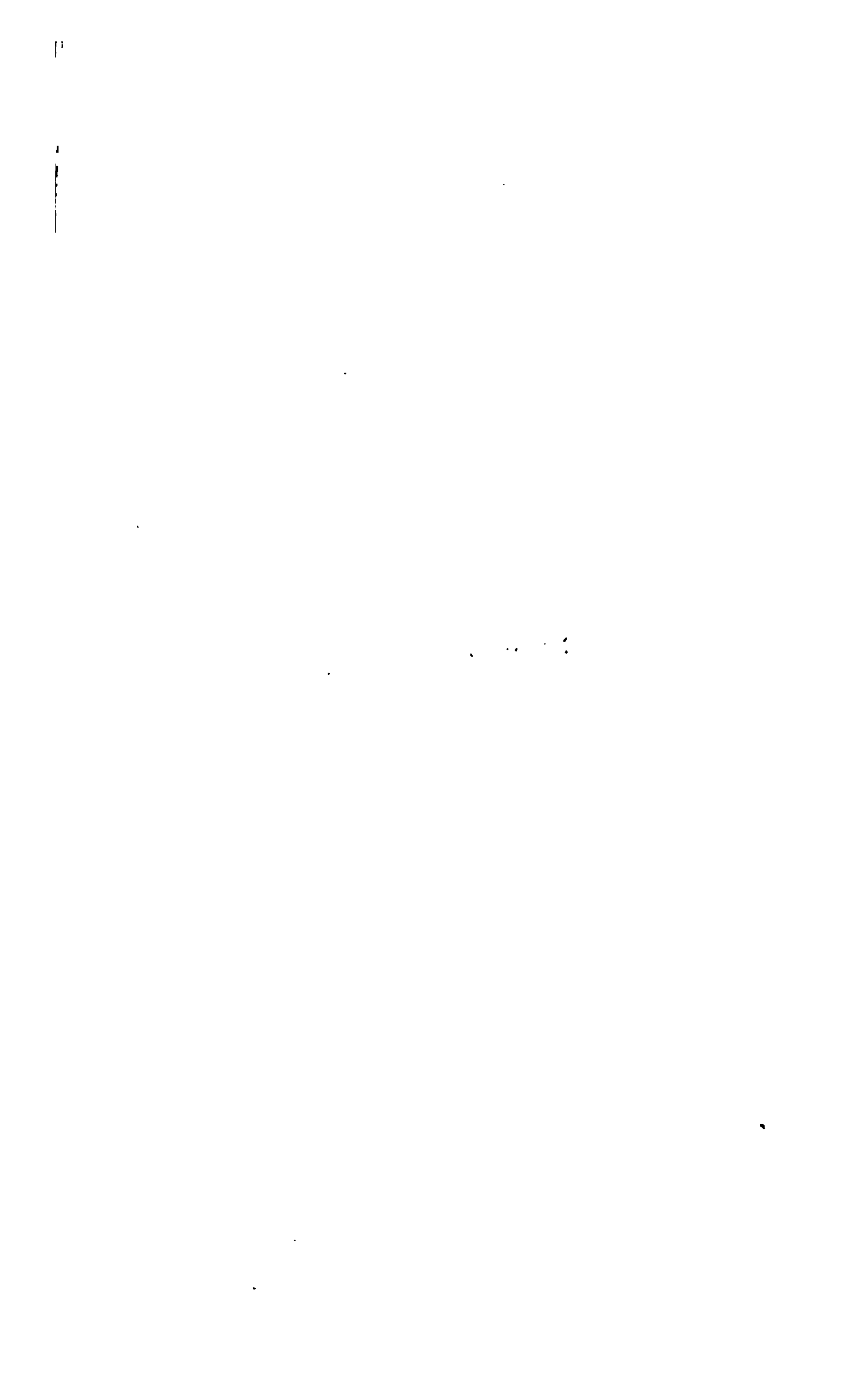
Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1855

Zweiter Band.



G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

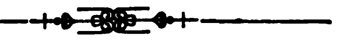
katholische Deutschland,

redigirt

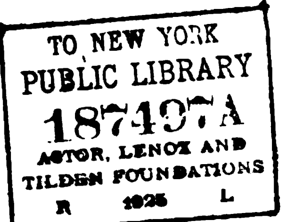
von

Jos. Edmund Jörg.

Sechsunddreißigster Band.



München, 1855.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
187497A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVI. Das zweite Reactionsstadium oder der neulutherische Kirchenbegriff; derselbe verglichen mit dem symbolmäßig lutherischen und andern protestantischen Kirchenbegriffen. Dritte Abtheilung. Mancherlei andere protestantische Kirchenbegriffe . . . 1

II. Versuch Papst Gregor's VII., Rußland für die katholische Kirche zu gewinnen 24

III. Literatur:

I. J. E. Kopp, Geschichte Kaiser Heinrichs VII. Luzern 1854 bei Stocker. S. 362. . . . 49

II. Dr. Carl Joseph Hefele, Concilien-Geschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Erster Band. Freiburg bei Herder 1855. S. 827 58

IV. Aphoristische Zeitläufte.

Oesterreich — die Kreuzzeitung — und wir . . . 66

V. Die Pariser Ausstellung aus dem Gesichtspunkt christlicher Kunst 81

Seite

VI. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVII. Der Begriff vom geistlichen Amt, streitig geworden innerhalb der protestantischen Reaction.

1. Zur Einleitung. Vilmar 89

VII. Versuch Papst Gregor's VII., Rußland für die katholische Kirche zu gewinnen. (Schluß.) 108

VIII. Meßmer's malerische Reisen 133

IX. Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

I. Ueber einige im Laufe der Zeit in der nordamerikanischen Verfassung eingetretenen organischen Veränderungen 138

X. Fingerzeige über Kirche und Staat in Frankreich.

II. Bei Gelegenheit des Frohnleichnams . . . 151

XI. Zur Feier der Immaculata in Baden 162

XII. Aphoristische Zeitläufte.

Von Rußland aus 166

XIII. Ein Blick auf den kirchlichen Inhalt der Pariser-Gewerbeausstellung 180

XIV. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVII. Der Begriff vom geistlichen Amt, streitig geworden innerhalb der protestantischen Reaction.

2. Neue Meinungen und Parteiungen in der Lehre vom geistlichen Amte — verglichen mit der reformatorischen oder symbolmäßigen Lehre und Praxis 185

XV. Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

I. Ueber einige im Laufe der Zeit in der nordameri-

Seite

kanischen Verfassung eingetretenen organischen Veränderungen. (Schluß.) 219

XVI. Das älteste Soldheer im Abendlande 233

XVII. Aphoristische Zeitläufte.
Deutsche Erwägungen am Grabe der „Volkshalle". — Frankreich und die religiösen Unterschiede in der Krim-Armee. — Die Spannungen in der Situation. — Stimmen über einen christlichen Uebergangszustand in der Türkei 255

XVIII. Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.
II. Veränderungen in der politischen Praxis . . . 285

XIX. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.
XVIII. Amt und Gemeinde im Lichte verschiedener Kirchenbegriffe.
1. Die Frage von der Kirchenzucht . . . 303
2. Der Streit um Kirchenzucht und Amtsbegriff zwischen den nordamerikanischen Lutheraner-Synoden von Missouri und Buffalo; die Haltung ihrer Meister in Deutschland 323

XX. Literatur:
Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem 30jährigen Kriege bis zur französischen Occupation, meist aus archivalischen Documenten von Dr. Ennen. Köln bei Schwann 1855. I. Band. XVI 520 S. . 347

XXI. Die apostolische Succession in der schwedischen Hierarchie.
Mémoires historiques sur la prétendue succession apostolique en Suède. Par Msgr. *de Fortempe de Warrimont.* Séconde edition au profit de la Mission de Suède. Liège 1854 . . . 350

XXII. Aphoristische Zeitläufte.
Das Gespenst der „deutschen Mittelstellung". — Die päpstliche Allokution 363

*

Seite

XXIII. Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

III. Veränderungen auf dem religiösen und sittlichen Gebiete 373

XXIV. Die Plutokratie überhaupt, am Rhein insbesondere 394

XXV. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XIX. Die Frage von der Kirchenverfassung.

A. Wie die Kirche verfaßt seyn soll? neuerdings streitig zwischen der Reaction unter sich und mit der Opposition. Oldenburg 407

XXVI. Die neuesten Lorbeeren der piemontesischen Minister 463

XXVII. Aphoristische Zeitläufte.
Parteien und Allianzen 466

XXVIII. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XIX. Die Frage von der Kirchenverfassung.

B. Die Kirchenverfassungs-Frage vor dem preußischen Summepiskopat 473

XXIX. Die ländliche Plutokratie am Rhein 489

XXX. Fingerzeige über Kirche und Staat in Frankreich.

III. Die Kirche und die Gesellschaft auf dem Gebiete der Ehe in Frankreich, und insbesondere zu Paris 500

XXXI. Bauriß des Planes, den Papst Gregor VII. während seines Pontifikats befolgte 514

XXXII. Königin Victoria in Notredame 538

XXXIII. Aphoristische Zeitläufte.

I. Die Niederlage des Sabbatharianism in England und deren politische Bedeutung 541

Seite

II. Die Temperanz-Gesetze in Nordamerika und der Knownothingismus 551

III. England in Paris und Frankreich in Sebastopol 566

XXXIV. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XX. Die Reaction im Cultus und im socialen Leben nach seiner kirchlichen Beziehung . . 569

XXXV. Literatur:

Controversen mit den Ungläubigen. Ueber die Realität des Wissens und die Logik des Glaubens. Von Friedrich Pilgram. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1855. S. VI. 196. . . . 616

XXXVI. Baurisß des Planes, den Papst Gregor VII. während seines Pontifikats befolgte. (Schluß.) . . . 621

XXXVII. Der neue Catull 643

XXXVIII. Aphoristische Zeitläufte.

Juan de Zavala's Spanien und Franz Lorinser's Spanien 646

XXXIX. Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XXI. Die kirchliche Masse als Zukunftskirchen-Baumaterial 657

XL. Noch einmal die kriegerische Mission im Orient . 680

XLI. Literatur:

I. Urgeschichte des menschlichen Geschlechts durch A. Fr. Gfrörer, ord. Prof. der Geschichte an der Universität Freiburg. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung 1855. S. VI. 287. 691

II. Die Römische Curie, ihre gegenwärtige Zusammensetzung und ihr Geschäftsgang. Nach mehrjähriger eigener Anschauung dargestellt von dem

Seite

bischöflichen Secretär Joh. Heinr. Bangen, der Theologie und beider Rechte Doctor. Mit einer Sammlung von Belegstücken und Formularen. Münster 1854. In der Aschendorff'schen Buchhandlung 695

III. Rom. Eine Skizze von Dr. Friedrich Hurter. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1855 698

XLII. Für Palästina-Reisende.
Ein Beitrag zur Geographie des gelobten Landes . 702

XLIII. Aphoristische Zeitläufte.
Vier Wochen nach dem 8. September. — Die deutsche „nationale Partei" 723

XLIV. Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.
XXII. Der Verein für Innere Mission und seine Volkskirche der Zukunft. Erfolge . . 745

XLV. Die Theurungsfrage am Rhein 766

XLVI. Die Reunion der schismatischen Griechen mit der katholischen Kirche 778
L'église orientale. Par J. G. Pitzipios. Rome 1855.

XLVII. Der Satanismus unter der französischen Revolutions-Partei 800

XLVIII. Der neue österreichische Plan für die juridischen Studien 806

XLIX. Der nekromantische Spiritualismus in Nordamerika, Genf und München.
Eine historische Relation 811

L. Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.
XXIII. Der Gustav-Adolf-Verein und seine Volkskirche der Zukunft 845

Seite

LI. Die Verdienste der Päpste zu Avignon um die Bekehrung des Morgenlandes 865

LII. Die religiöse Bewegung in dem Geiste des französischen Heeres 873

LIII. Der nekromantische Spiritualismus in Nordamerika, Genf und München. (Schluß.)
II. 910
III. 924
IV. 930

LIV. Curiosum.
Die katholische Population in Irland betr. . . . 959

LV. Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.
XXIV. Der Zukunftskirchen-Begriff der Kreuzzeitungs-Männer 961

LVI. Bourgeoisie und Volk, insbesondere in Rhein-Preußen 982

LVII. Ueber die Möglichkeit einer friedlichen Erledigung der Cubanischen Frage 991

LVIII. Pariser Allerheiligen 1016

LIX. Literatur:
Die Grundlage der Gesellschaft vom historischen Standpunkte betrachtet. Regensburg, Manz. 1855. Zwei Bände. fl. 8. 1020

LX. Kolping's periodische Schriften 1030

LXI. Rüstungen für und wider den Materialismus . . . 1035

LXII. Das österreichische Concordat 1037

LXIII. Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.
XXV. Die Zukunftskirche überhaupt und im Verhältniß zur Ecclesiola in ecclesia; erste Art

Seite

der letztern: die pietistische Ecclesiola als Zukunftskirche 1046

XXVI. Die Ecclesiola in ecclesia als Evolutions-Basis; der Uebergang zur Schwärmer-Kirche 1059

LXIV. Christliches Kunst-Alterthum 1073

1. Christliche Symbolik von Wolfgang Menzel. Regensburg, Verlag von G. J. Manz. I. Band. XII. 540 Seiten. II. Band. 586 Seiten.

2. Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron d. Ae. und eigenen von Godeh. Schäfer. Trier, Druck und Verlag der Lintz'schen Buchhandlung. 1855. 470 Seiten.

LXV. Ritter Bunsen und Doctor Stahl 1104

Ein Extra-Streiflicht.

I. Zur Orientirung.

LXVI. Ein Wort über das österreichische Concordat . . 1144

I.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVI.

Das zweite Reactionsstadium oder der neulutherische Kirchenbegriff; derselbe verglichen mit dem symbolmäßig-lutherischen und andern protestantischen Kirchenbegriffen.

Dritte Abtheilung.

Mancherlei andere protestantischen Kirchenbegriffe.

Es ist im Interesse unserer folgenden Betrachtungen unumgänglich nothwendig, daß wir vom Standpunkte der Neulutheraner aus wieder zurückgehen, um die übrigen protestantischen Kirchenbegriffe noch genauer zu besehen.

Eines haben sie alle miteinander gegen die neulutherische Anschauung gemein. Sie alle verwerfen aus dem Gesichtspunkte der lutherischen Rechtfertigungslehre die anstaltliche Sichtbarkeit der wahren Kirche. Sie sind dabei im entschiedensten Rechte, die Neulutheraner, wie bereits angedeutet, im entschiedensten Widerspruche mit sich selbst. Die Genesis des protestantischen Kirchenbegriffs war, kurz gefaßt, in der That folgende: der Specialglaube hob die sichtbare Anstaltlichkeit auf, und sowie diese fiel, mußte das Bibelprincip

Seite

der letztern: die pietistische Ecclesiola als Zukunftskirche 1046

XXVI. Die Ecclesiola in ecclesia als Evolutions-Basis; der Uebergang zur Schwärmer-Kirche 1059

LXIV. Christliches Kunst-Alterthum 1073

1. Christliche Symbolik von Wolfgang Menzel. Regensburg, Verlag von G. J. Manz. I. Band. XII. 540 Seiten. II. Band. 586 Seiten.

2. Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron d. Ae. und eigenen von Godeh. Schäfer. Trier, Druck und Verlag der Lintz'schen Buchhandlung. 1855. 470 Seiten.

LXV. Ritter Bunsen und Doctor Stahl . . . 1104

Ein Extra-Streiflicht.

I. Zur Orientirung.

LXVI. Ein Wort über das österreichische Concordat . . 1144

I.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVI.

Das zweite Reactionsstadium oder der neulutherische Kirchenbegriff; derselbe verglichen mit dem symbolmäßig-lutherischen und andern protestantischen Kirchenbegriffen.

Dritte Abtheilung.

Mancherlei andere protestantischen Kirchenbegriffe.

Es ist im Interesse unserer folgenden Betrachtungen unumgänglich nothwendig, daß wir vom Standpunkte der Neulutheraner aus wieder zurückgehen, um die übrigen protestantischen Kirchenbegriffe noch genauer zu besehen.

Eines haben sie alle miteinander gegen die neulutherische Anschauung gemein. Sie alle verwerfen aus dem Gesichtspunkte der lutherischen Rechtfertigungslehre die anstaltliche Sichtbarkeit der wahren Kirche. Sie sind dabei im entschiedensten Rechte, die Neulutheraner, wie bereits angedeutet, im entschiedensten Widerspruche mit sich selbst. Die Genesis des protestantischen Kirchenbegriffs war, kurz gefaßt, in der That folgende: der Specialglaube hob die sichtbare Anstaltlichkeit auf, und sowie diese fiel, mußte das Bibelprincip

emportauchen; mit dem Auftauchen des letztern und dem Untergang der erstern ward das priesterliche und Lehr-Amt unmöglich; sofort trat die Fiktion des allgemeinen Priesterthums an dessen Stelle, wie die Fiktion der unsichtbaren Bekenntnißkirche an die der sichtbaren Heilsanstalt, jene von Unten erwachsend, wie diese von Oben begründet. Wohl finden sich bei Luther Stellen: daß nicht der Glaube, sondern das Sakrament (die Taufe) dem Leibe Christi eingliedere; aber im Einklange mit der Bestimmung der symbolischen Bücher äußert Dr. Schwarz darüber: „Dieß ist eben nur Eine Seite des ganzen Luther, und zwar die schwächere, die dunkle, die noch im Schatten des Katholicismus liegende, die magisch-sakramentale. Mit dieser Anerkennung eines ex opere operato Wirkens des Sakraments ist ganz unvereinbar die Lehre Luthers, welche als sein eigenstes und bestes Wesen, als seine Wiederentdeckung, als das Lebensprincip des Protestantismus angesehen werden muß: die Thesis: der Glaube allein hat rechtfertigende und seligmachende Kraft, Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist nichts nütze, ist ein äußerlich nichtig Ding. Aus diesem Satze, welcher allein die ganze katholische Kirche über den Haufen geworfen hat, folgt mit Nothwendigkeit, daß für das Heilsleben des Menschen keine objektive Handlung Bedeutung hat, wenn sie nicht durch den subjektiven Faktor des Glaubens hindurchgegangen. Aus diesem reformatorischen Grundgedanken stammt die protestantische Lehre von der unsichtbaren Kirche, von der Kirche der Gläubigen im Unterschiede von der der Getauften, aus ihm unzählige Aeußerungen Luthers, welche auf's stärkste die todte Objektivität des Sakraments in ihrer völligen Nichtigkeit und Wirkungslosigkeit bezeichnen" *).

*) Einen schreienden Widerspruch Luthers mit sich selbst muß Dr. Schwarz jedoch auch hier wieder constatiren: „freilich wird auch wieder in der Lehre vom Abendmahl die Nießung der — Ungläubigen festgehalten." — Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. März 1855.

Nicht das Leben in und nach der Kirche kann und darf also beseligend seyn; sie wäre demnach als Anstalt ganz unnütz, vielmehr schädlich; was unmittelbar selig macht, ist der Specialglaube des Einzelnen; er bildet also die Kirche, durch die Gemeinschaft der von ihm producirten Gläubigen oder Heiligen; d. h. die wahre Kirche ist die unsichtbare Kirche der Vollendung: die Bekenntnißkirche. Um nun den Gegensatz des neulutherischen und des altprotestantischen Kirchenbegriffs noch einmal zu recapituliren! Jener behauptet: nicht der Glaube, sondern der Empfang der Taufe, nicht die persönliche Heilsaneignung, sondern der Vollzug des Sakraments, nicht die subjektive Bekehrung, sondern das göttliche Handeln am Menschen bewirkt unfehlbar die Gliedschaft der Kirche, die Todten wie die im Glauben Lebendigen, die Ungläubigen wie die Gläubigen sind gleicherweise membra ecclesiae, Glieder der göttlichen Heilsanstalt *). Dieser dagegen: „ohne das Hinzutreten des subjektiven Faktors ist Alles werthlos und todt, der Glaube allein ist der belebende, die Gliedschaft an der Kirche constituirende Act“; „die nur Getauften gehören zwar der Kirche an, sind aber keine Glieder der Kirche, am wenigsten Glieder am Leibe des Herrn, sondern nur kirchliche Masse“ **); „der Protestantismus ist nicht so leichtsinnig, daß er, um das Seyn der Kirche den Seinen wahrnehmbar zu machen, die Farben seines reinen Bildes dämpfte, und ein mit allem Schmutz der Sünde und des Irrthums behaftetes, die verblaßten Züge jenes erstern an sich tragendes sichtbares Kirchenthum für die wirkliche Daseynsweise der Kirche hielte“ ***).

Das heißt — um gleich in dem symbolmäßigen Kirchenbegriff fortzufahren — man spricht auch hier von „sicht-

*) Reuter's Repertorium. Jan. 1855. S. 23 ff.
**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. März 1855.
***) Reuter's Repertorium a. a. O.

barer Kirche", aber stets nur sehr uneigentlich. Katholiken passirt es jedoch sehr leicht, daß sie dadurch geirrt und verwirrt werden. Wir müssen fest im Auge behalten: daß hier „sichtbare" Kirche in einem von dem neulutherischen und katholischen ganz verschiedenen Sinne gebraucht wird, daß sie hier nichts Anderes ist, als die Summe der durch die Taufe um ein gewisses Bekenntniß geschaarten Individuen, ein rein äußerliches Zusammenseyn unter religiösem Namen, ohne alle organische Gliederung, kurz die bloße kirchliche Masse. „Kirche" kann man drüben eine solche Vereinigung oder ungeschlachten Haufen nur in soferne nennen, als vorausgesetzt wird und ein Dogma ist, daß hinter ihm die wahre und eigentliche Kirche unsichtbar verborgen sei. Nirgends hält man also z. B. drüben die verschiedenen Landeskirchen für „wahre Kirche"; aber man behauptet, daß hinter dieser oder jener Summe der gleichartig bekennenden Landeskirchen die wahre Kirche unsichtbar aber unfehlbar stecke. Wenn wir das Objekt des symbolmäßigen Kirchenbegriffs constant „Bekenntniß-Kirche" genannt haben, so ist demnach an ihr nur der unsichtbare Extrakt wahre Kirche; von ihrer sichtbaren Seite oder der empirischen Bekenntnißkirche dagegen sagen ihre Gläubigen selbst aus: sie sei „eben eine aus dem Zusammenwirken des unwandelbaren göttlichen Faktors und des wandelbaren menschlichen Faktors erstandene Mischgestalt, nicht eine lediglich göttliche Stiftung" *). Klar und gediegen spricht Dr. Schwarz ebenso über das ganze Wesen der Bekenntnißkirche im Gegensatze zur anstaltlichen sich aus. „Man sollte die Kirche in der Stiftung wie in der Fortentwicklung ihrer Aemter nicht als ein göttliches, sondern als ein gottmenschliches Institut ansehen, in welchem Alles, schlechterdings Alles, von Gott gewollt, von Menschen mitbestimmt wird, Alles durch den Sünde- und Irrthums-fähigen

*) A. a. O.

Faktor der Menschheit hindurch geht. Daß die Kirche in ihrer Wirklichkeit keinen absoluten Punkt hat, nicht auf Untrüglichkeit und Vollendung Anspruch machen kann, daß sie eine wirklich menschliche Entwicklung hat — das ist die tiefere Bedeutung der Lehre von der unsichtbaren Kirche und ihrem Verhältniß zur sichtbaren." „Damit ist das Autoritätsprincip der katholischen Kirche, damit sind alle die magischen Vorstellungen, welche sich an die Göttlichkeit ihrer Stiftung anschließen, in der Wurzel abgeschnitten" *).

Nun ist diesem Kirchenbegriff sicherlich nichts gewisser als der zuletzt genannte Gewinn. Aber eben diese Errungenschaft von dreihundert Jahren her ist es auch, was mit erdrückender Wucht auf der Reaction unserer Tage liegt, und bei jeder ihrer Regungen von Neuem auf sie herabfällt. Wir haben wiederholt bemerkt, daß das Unheil des protestantischen Kirchenbegriffs wie der rothe Faden durch alle Bewegungen zur religiösen Restauration sich hindurchziehe, den verwirrendsten Einfluß auf ihre Hauptfrage übe: auf die nach einer festen äußern Glaubensnorm, wie man unter Andern auch erfährt an seinem Koboldsspiel um Union oder Nichtunion. Wir haben oft behauptet: eine solche Glaubens-Norm sei auf dem Boden der Bekenntnißkirche logisch unmöglich, und wir sehen hier den einfachsten Grund. Eine entweder unsichtbare, oder aber nach ihrer sichtbaren Seite aller Sünde und allem Irrthum unterworfene „Kirche" kann eine äußerlich sicht- und hörbare, göttlich garantirte Glaubensnorm niemals bieten. Eben aus diesen Einflüssen und grundstürzenden Consequenzen begreift sich denn auch, wie die Reaction dazu kam, sich plötzlich mit aller Macht auf die Behandlung des Kirchenbegriffs zu werfen.

In ihr und mit ihr ist nämlich die Sehnsucht nach einer sichtbaren Gestalt der Kirche überall hervorgetreten. Wohl wird

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

zur Beruhigung von „frischer Luft aus der allgemeinen unsichtbaren Kirche, dienlich und heilsam für alle kranken Körper", d. i. sichtbaren „Kirchen", gesprochen; aber auch dieser Hauch bleibt unsichtbar, ein bloßer Glaubensartikel, ja nach dem Abgang der nöthigen Wirkungen zu urtheilen, sehr problematisch. Es ist dieß ein für die neueste Geschichte des Protestantismus sehr wichtiger Punkt. Denn hier ist die fruchtbare Mutter aller neueren, täglich gewaltiger anbrandenden Sektirerei zu suchen, die Quelle der Siege, deren die Wiedertäuferei, der Irvingianismus, alles methodistisch-pietistische Conventikelwesen, ja selbst der Mormonismus, in diesen Tagen mehr als je sich rühmen darf. Der symbolische Satz von der unsichtbaren Kirche ist diese Quelle. Denn das religiöse Bedürfniß drängt nach einer sichtbaren wahren Kirche, und da man die unsichtbare noch immer nicht die geringste Anstalt treffen sieht, sichtbar zu werden, so sucht man eigene Mittel und Wege, sie sofort zur wahren sichtbaren Gestalt zu fördern. Dieß ist der einfache Proceß des Anwachsens jener Sekten. Wir werden dieselben eigens behandeln. Hier möge nur noch eine treffende Aeußerung des Prof. Lange in Bonn Platz finden. „Nicht in der Frage über die Kindertaufe", sagte er auf der jüngsten Bonner Pastoral-Conferenz, „culminire das eigentliche Wesen des Baptismus, sondern in der über den Begriff der Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen" *).

Diese einreißende Sucht nun, aus der unsichtbaren Kirche sofort und auf eigene Faust wahre sichtbare Kirche oder Kirchlein zu gestalten, hat die Anhänger des symbolmäßigen Kirchenbegriffs zu zwei Schritten dawider, zu einer Art von Paliativmitteln hingerissen und verleitet, welche in ihren Folgen höchst bedenklich sind. Erstens wagen sie es, ja dieses Wagniß ist förmlich zur Mode unter ihnen geworden, zu

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 12. August 1854.

versichern und zu versprechen, daß die unsichtbare Kirche ja ohnehin gerade daran sei zur wahren sichtbaren Kirche sich auszugestalten. Dieß ist denn auch, wie wir später noch genauer sehen werden, das Feld, auf dem die große Partei von der „Zukunftskirche," insbesondere von der Kirche der „Innern Mission" und der „deutschen evangelischen Kirche" des Kirchentags, sich bewegt, und es ist dieses derselbe Punkt, an dem wir andererseits auch die Richtung auf eine symbolische äußere Glaubensnorm mit ihrer verzweifelten Vertröstung auf „eine neue Ausgießung des heil. Geistes" ankommen sahen. Zweitens wagen sie im Kampfe gegen dieselbe Sucht, nach dem Beispiele der drei vergangenen Jahrhunderte, ein ganz ungebührliches Gewicht auf die unwahre oder uneigentlich sogenannte „sichtbare" Kirche, d. i. auf die *äußerlich um* ein bestimmtes Bekenntniß geschaarte „kirchliche Masse," zu legen. Wir werden sogleich sehen, wie dieser Schritt es ist, der auf jenem Gebiete festbannt, auf dem die Parteien des exclusiven Bekenntnisses einerseits, des Unionismus andererseits mit allen lang und breit von uns geschilderten mittlern Abstufungen in unlösbarer Verwirrung sich in den Haaren liegen.

Betrachten wir zunächst ein Beispiel der erstern Art, wie man vom symbolischen Kirchenbegriff aus jene Sucht zu beruhigen und zu heilen vermeint. „Für alle diejenigen," meint Consist.-Rath Göschel, „welche jetzt aus innerstem Bedürfnisse nach der heilsamen Gottesordnung der sichtbaren Kirche vergeblich sich ausstrecken, ist wirklich die von Vielen verachtete und verkannte unsichtbare Kirche mitten in der sichtlich verfallenen und zerfallenen, nur dem Scheine nach noch sichtbaren Kirchengemeinschaft, der einzige Halt und Trost, die beste Lagerstätte in der Wüste; wo sollten sie anders die engere christliche Gemeinschaft finden, deren sie bedürfen?" Sofort tröstet Hr. Göschel die mit einer „unsichtbaren" Gemeinschaft noch nicht Vergnügten: auf demselben Wege, auf

dem die unsichtbare Kirche „aus der Sichtbarkeit und Scheinbarkeit zurückgetreten, und sich in sich concentrirt," werde sie nun „mehr und mehr wieder sichtbar, und immer deutlicher und heller, während die sogenannte sichtbare Kirche immer mehr die Gestalt verliert und unkenntlich wird, soweit sie nicht auf die werdende, aus der Unsichtbarkeit hervorwachsende neue Gestalt einzugehen vermag." Hr. Göschel meint nämlich: soweit sie nicht lutherisch ist. Da es aber immerhin da und dort Leute gibt, die auch an dem Complex der lutherischen Landeskirchen keine Spur von Heranwachsen zur wahren sichtbaren Kirche zu vermerken vermögen: so macht er wenigstens Allen zur Pflicht, die Hoffnung nicht zu verlieren, und fände es ganz verkehrt, „wenn wir aus der gegebenen sichtbaren Kirche, weil ihr die wahre Sichtbarkeit, nämlich die kenntliche und zuverlässige Gestalt abhanden gekommen ist, alsbald entlaufen wollten, um uns selbst zu bergen und zu retten, statt so lange treulich und hülfreich auszuhalten, als sich noch in ihr ein Streben nach Restauration der verlorenen Gestalt und Ordnung zeigt und sammelt" *). Bei der landeskirchlichen Gnadauer Prediger-Conferenz vom letzten Herbste, die sonst regelmäßig ein Begrüßungsschreiben an die separirten Lutheraner erließ, kam deßhalb ein piquanter Fall vor. Auch dießmal nämlich ward ein Entwurf zu solchem Schreiben verlesen, er mißfiel aber wegen seines „irenischen Tones", und mußte einem andern, nicht in dieser „die Gegensätze verwischenden, sondern in brüderlich strafender Weise" gehaltenen weichen, weil jene Separirten, statt in Geduld auszuharren, in voreiliger Eigenwilligkeit aus der Kirche davongelaufen. Der Präses wendete zwar ein: wo „reines Wort und Sakrament", da sei die wahre Kirche, und es könne demnach zwischen den Gnadauern und den Separirten eine wesentliche Schranke nicht bestehen; allein man

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 22. Febr. ff. (hier 22. April) 1854.

erwiderte ihm: „die ganze altlutherische Kirche sei nichts weiter als ein Schrei nach (neulutherischem) Katholicismus; das müsse ihnen gesagt werden; nicht als sei die Sehnsucht nach der una ecclesia unberechtigt, im Gegentheile, aber die Anticipation derselben sei unrecht, weil Anticipationen auf Kosten der Wahrheit geschehen" *).

Ganz natürlich nun ist es: daß auf die uneigentlich so genannte sichtbare Kirche ein um so unverhältnißmäßig höherer Werth gelegt wird, je eifriger man bemüht ist, die kirchliche Masse in den Landeskirchen nicht auseinanderfallen zu lassen, oder sie sonst um ein bestimmtes Bekenntniß geschaart festzuhalten. Es ist dieß insbesondere der Charakter-Grundzug des heutigen symbolischen Lutherthums und einer seiner Hauptunterschiede vom Calvinismus. „Es werde sich nicht läugnen lassen", sagt Dr. Hengstenberg z. B., „daß ein gewisser Ansatz zu historischem Rationalismus, zur Verkennung der Bedeutung des Wortes: ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt, zur Geringschätzung der hohen Gaben und Vollmachten, die der Herr seiner Kirche ertheilt hat, von Anfang an der reformirten Kirche eingewohnt habe" **). Diese reformirte Richtung behandelt eben die kirchliche Masse als sichtbare Kirche nach ihren Würden; die lutherische dagegen spricht von dieser äußerlichen Vereinigung unter Einem Bekenntnisse fast gewohnheitsmäßig als von der wahren sichtbaren Kirche. Im Grunde weiß sie stets recht wohl, daß, wie Scheurl in Erlangen sagt, „eine geschlossene äußere Gemeinschaft mit den Kennzeichen der wahren Kirche im Artikel 7 der A. C. deßhalb unmöglich gemeint seyn könne, weil dort von dieser Kirche zugleich gesagt ist, daß sie alle Zeiten müsse seyn und bleiben", und weil eine solche sichtbare Kirche andererseits doch 1500 Jahre lang nicht war;

*) Halle'sches Volksblatt vom 22. Nov. 1854.

**) Evang. K.-Z. vom 8. Febr. 1854.

sie lehrt also selbst, daß jene wahre Kirche nur unsichtbar sei *). Doch aber will sie dieselbe wieder sichtbar haben, und treibt ihre eigene „äußere Gemeinschaft" bis zur strengsten Exclusivität. Der Widerspruch ist ein flagranter, und die Unionsparteien wissen ihn wohl auszubeuten.

So sehr es das Bemühen dieser symbolmäßigen Lutheraner ist, die „wahre und wirkliche Kirche" in ihrer Unsichtbarkeit auch wieder als sichtbar erscheinen zu lassen, müssen sie also doch den Unterschied um jeden Preis wieder festhalten, und wollen den symbolwidrigen Schritt auf die nächste Stufe des Neulutherthums, den wir oben ausführlich geschildert, nicht sich zu Schulden kommen lassen. Sie gestehen selbst, es werde „immer schwieriger", in diesem ihrem Sinne vom Kirchenbegriff zu reden; dennoch müssen sie es tief mißbilligen, daß „der Verstand in der Desperation zum Alexander-Schwerte greife und kurzweg den Unterschied für einen Widerspruch erkläre, mit dem allzeit bereiten Entweder-Oder darüber entscheide und sage: die Kirche ist entweder sichtbar oder unsichtbar" **). Um nun beides zugleich festzuhalten, und je nach Umständen von diesem und dann wieder von jenem zu profitiren, hört man von der Partei die wunderlichsten Definitionen vom Kirchenbegriff. „Die Kirche", sagt z. B. das Organ der landeskirchlichen Exclusiven Preußens, „die wahre Kirche ist wesentlich und von ihrem ersten Anfang an sichtbar und offenbar, um es zu werden; sie kann nichts Anderes werden, als sie ist, sie ist aber in soweit fort und fort unsichtbar, als ihre Sichtbarkeit noch nicht vollendet, noch nicht verklärt ist" ***). Verstehe das wer kann! Klarer, aber noch wunderlicher sagt der Erlanger Kirchenrechtslehrer: „Die Sichtbarkeit der Kirche hat eben ver-

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. 1854.
**) Hengstenberg's evangel. K.-Z. vom 25. Febr. 1854.
***) A. a. O.

schiedene Stufen: vollkommen sichtbar ist sie, wo reine Lehre und Sakraments-Verwaltung ist; weniger deutlich sichtbar, aber doch noch mehr oder weniger sichtbar ist sie, wo mehr oder weniger reine Lehre und Sakraments-Verwaltung ist, und nur wo das Wort und die Sakramente ganz fehlen, ist allerdings auch nichts mehr von der Gemeinde der Heiligen zu sehen" *).

Indeß gibt uns solcher grandiose Unsinn Scheurl's doch eine Andeutung von dem thatsächlichen Quiproquo, mittelst dessen man die symbolmäßig zur Vorderthüre hinausgeworfene Sichtbarkeit hinten auf einem Schleichwege wieder einführt. Man macht nämlich die „äußern Zeichen" der wahren Kirche kurzweg zur wahren Kirche selbst, wie wir sie in ihrer exclusiven Gestalt im Eingange als Begriff von Rothenmoor Nr. 3 beschrieben und zum Ausgangspunkt genommen haben. Die Symbole sagen: wo reine Lehre und Sakramente an der kirchlichen Masse geübt werden, da ist zu glauben, daß hinter dieser Masse die wahre Kirche unsichtbar verborgen ist. Diese heutigen Reactions-Lutheraner dagegen wollen zwar nicht, wie die Neulutheraner nächster Stufe, durch Wiederaufnahme der ganzen kirchlichen Masse die wahre Kirche wieder sichtbar machen, aber sie thun dasselbe, indem sie die äußern Zeichen selber zur Kirche metamorphosiren: reine Lehre und Sakrament ist die wahre und also sichtbare Kirche. So ist jene Bekenntnißkirche im strengsten Sinne entstanden, „die Kirche" der Exclusiven Nr. 3, d. i. das specifisch-lutherische Symbol als alleinseligmachende Kirche, als einzig legitime sichtbare Fortsetzung der Kirche Christi auf Erden. Andererseits kann man aber auch, nicht die wahre Kirche durch die äußeren Zeichen sichtbar machen, und doch exclusive Kirche haben, wie umgekehrt Scheurl jene Operation vornimmt, ohne doch exclusive Kirche zu wollen.

---

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. 1854.

Das ist: Exclusivität und Sichtbarkeit stehen in keiner nothwendigen Wechselbeziehung. Sichtbar oder unsichtbar, immerhin vermag z. B. die Leipziger Conferenz von ihrer Kirche zu sagen: „wo immer die Taufwelle fluthet, fügt sie der Kirche, welche lutherisch heißt, Kinder hinzu" *). Ganz consequent läßt auch diese Kirche überhaupt, im Gegensatze zum Katholicismus und Calvinismus, sich die göttliche Mission zuschreiben, die — Heidenwelt dem Leibe Christi einzufügen **).

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

**) Bei der Berliner Missions-General-Conferenz vom 13. Juni 1854 hob der Referent ausdrücklich hervor, daß das Lutherthum auch im Missionswesen kirchenbildend sich bethätigen müsse, im Gegensatze zu den kirchenflüchtigen Principien der Reformirten. „Das reformirte Princip", sagt er, „welches den Ton allein auf das Wort legt, Kirche und Sakrament mehr seitwärts liegen läßt, im Heidenthum nur Teufelswerk, selbst im Papstthum nur Götzen-Dienst erkennt, ist hauptsächlich in England zur Herrschaft gekommen; unsere deutschen Missionen sind den englischen als ihren Müttern auf diesen Irrwegen lange und vielfach nachgegangen." Das müsse anders, der Einfluß der Londoner Mission gebrochen werden; „nicht Verkündigung des Evangeliums und Gewinnung einzelner Seelen, sondern Pflanzung der Kirche unter den Heiden müssen wir als höchstes Ziel in's Auge fassen." Die katholische Mission „begnügt sich zu sehr, das natürliche Leben der Völker mit dem Bau ihrer kirchlichen Verfassung und Gebräuche zu überwölben, läßt es aber selbst als unnütz für's Reich Gottes unangerührt liegen; die englische Mission dagegen geht darauf aus, alles Eigene der Völker auszurotten und ihnen englische Gesittung und Lebensform aufzupfropfen"; die lutherische Mission nun soll die rechte Mittelstraße einhalten. Um „Kirche unter den Heiden" zu bilden, muß sie „das Volk als eine Person anfassen, nicht als eine Sammlung von Menschen", und dazu sich besonders hüten, die bestehenden Einrichtungen des fremden Volksthums von Grund aus zu zerstören, „sondern sie von heidnischen Gräueln säubern, und aus dem heiligen Geiste wiedergebären." Die Versammlung

Statt über das Verhältniß bekannter Kräfte zu solchen Aufgaben uns lustig zu machen, wollen wir lieber noch Eine Auseinandersetzung über „die Kirche" des alleinseligmachenden lutherischen Bekenntnisses überhaupt, ihre innere Idee und Verfassung betreffend, anhören. „Weder der katholische Begriff der Kirche als eines göttlichen Instituts", sagt das Erlanger Organ, „noch der der Reformirten als der religiösen Gemeinschaft, die in der That allein nur die unsichtbare Kirche zu ihrem Wesen hat, entspricht der Schrift und dem lutherischen Bekenntniß", nach welchem „die Kirche vielmehr geistleibliche Gesammtpersönlichkeit Christi und der Gemeinde ist", also nicht Institut, nicht Braut, sondern er selbst, wie denn auch „er selbst durch Organ des Amts das Wort austheilt, absolvirt und das Abendmahl reicht" *). Man könnte *wohl zweifeln*, ob dieser Gemeinde-Christus im 19ten Jahrhundert nicht ganz verloren gegangen sei; aber „ich als guter Lutheraner will mit Luther die unsichtbare Kirche im Glauben bekennen, und ob ich noch mehr der schlimmen Zeichen sehen müßte, womit der Unglaube und die Verweltlichung in mitten der Gemeinden hervortreten, eben darum auch mitbekennen, daß diese unsichtbare lutherische Kirche die Macht und die Nothwendigkeit der sichtbaren zugleich und in Einem ist, nicht aber neben oder außer der unsichtbaren

---

mußte zwar selbst bekennen, gegen die „großartigen Leistungen reformirter Missionen" stehe die „relative Geringfügigkeit" der lutherischen und das „geringe Organisationstalent" der lutherischen Kirche. Schließlich aber tröstet man sich: „Wenn der kirchenbauenden Kraft des Lutherthums das anerkannte Organisationstalent der reformirten Kirche entgegengehalten werde, so sei doch weniger dieses Machen und Constituiren eigentlich aufbauend, als das betende Zusehen und Pflegen dessen, was Gott der Herr wachsen lasse." — Berliner Protest. K.-Z. vom 2. Sept. 1854.

*) Für diese Verrichtungen Christi wird ganz ausdrücklich — die alte Ubiquitätslehre in Anspruch genommen!!!

eine sichtbare für sich, sei es als Institut oder als organisirte religiöse Gemeinschaft." „Wo immer also eine mit dem Amte versehene und versorgte, auf dem Grunde des lutherischen Bekenntnisses erbaute Gemeinde ist, ist eine solche nicht ausschließlich nur ein integrirender Theil der Kirche ohne für sich seiende Selbstständigkeit, sondern sie ist selbstständige, in sich abgeschlossene Kirche." Diese „lutherische Wahrheit" von der Kirche ergibt dann auch „erst die Möglichkeit zur sichtbaren Einheit der Kirche als der in den Einzelkirchen geschlossenen Gesammtkirche", ferner die praktische Folgerung: „daß nun auch jeder Gemeinde Freiheit gegeben wird, sich auf Grundlage des lutherischen Princips kirchlich organisiren zu können"; denn durch Verordnung und Gesetze läßt sich hier nicht handthiren, „vielmehr muß eine Gemeinde es der andern absehen, wie sie als Leib des Herrn in und mit ihrem Haupte sich als selbstständige, kirchliche Persönlichkeit abzuschließen habe" *).

Wer sich die Mühe nehmen will, hinter diesen blühenden Unsinn bis zu dem eigentlichen Gedanken hindurchzudringen, dessen Widersprüche mit sich selbst man eben nur nicht offen hinlegen darf: der wird finden, daß die specifisch-lutherische Reaction in ihrer kirchenbildenden Tendenz sehr leicht und, um nur die Sichtbarmachung durch Wiederaufnahme der mali admixti zu umgehen, fast mit Nothwendigkeit auf die Rothenmoorer Kirche Nr. 3 geräth. Die allgemein protestantischen Gegner verurtheilen natürlich das ganze kirchenbildende Unternehmen der Lutheraner an sich und überhaupt. „Wir erkennen das Recht einer lutherischen Interpretation an", sagen sie, „aber nicht das Recht einer neuen Kirchenbildung, welche unevangelische Spaltung involvirt; der Herr und seine Apostel gaben keinen Auftrag

*) S. Dr. Karsten's 72 Thesen über Verfassung der luth. Kirche in der Erlanger „Zeitschrift". 1854. März. S. 160 ff.

dazu; wie viele Kirchen würden sich bilden, wenn jede divergirende dogmatische Fassung sich eine besondere äußere Gestalt geben wollte" *)?

Damit sind wir denn abermals auf den symbolischen Kirchenbegriff zurückgeführt, um seine Ausbildung nach einer andern und der entgegengesetzten Seite hin zu verfolgen. Er bestimmt: daran werde die wahre (unsichtbare) Kirche erkannt, daß daselbst reine Lehre sei und lauteres Sakrament. Nun fragt es sich freilich wieder um das Kriterium der Reinheit und Lauterkeit, hinter welcher die Gemeinde aller Gläubigen und Heiligen zu finden seyn soll, und es mangelt an einer Autorität, welche über die Ansprüche darauf Seitens der verschiedenen „Kirchen" entschiede. Lassen wir aber diesen *unlösbaren* Knoten bei Seite liegen, stellen wir uns ohne weiteres auf den lutherischen Standpunkt, nehmen wir *also an*, jene Reinheit und Lauterkeit sei nur im Lutherthum zu finden, nur hinter der lutherisch-kirchlichen Masse demnach die wahre Kirche zu suchen — so sind dennoch auch auf diesem Standpunkte noch sehr wesentliche Modifikationen des

*) Es sei auch gar nicht wahr, daß ein „bewußtes Verlangen der Gemeinden" zu solcher „Kirchenbildung" treibe. „Der Landmann ist größtentheils nicht gewohnt zu grübeln, und bemerkt es kaum, wenn ihm das heilige Mahl unter einer neuen Spendeformel ausgetheilt wird." Am wenigsten aber wollten die Gemeinden in den Städten von solchen „Kirchenbildungen" wissen; man solle z. B. nur die Neumarkt-Gemeinde in Halle betrachten. Sie habe dem streng-lutherischen Dr. Ahlfeld angehangen und seine Kirche gefüllt; ebenso aber habe sie auch seinem unirt-gesinnten Nachfolger Dr. Moll ihr Herz geschenkt. „Wir empfangen aus solchen Erfahrungen zugleich einen Wink, wie es anzufangen sei, daß das exclusive Lutherthum nicht hier und dort ein Bürgerrecht erlange; man lasse einen Wechsel eintreten, und gebe dabei nur offen erklärtem, gewiß nur selten zu fürchtendem Widerspruche Raum." — Darmst. K.-Z. vom 27. Mai 1854.

Kirchenbegriffs möglich. D. h. die Kirche nach Innen bleibt dieselbe symbolmäßige unsichtbare Gemeinde der wahrhaft Gläubigen, nach Außen aber kann sie einen sehr verschiedenen Umfang gewinnen.

Es fragt sich nämlich dann erst: welchen Umfang das Kriterium selber habe? wie weit oder wie enge die Reinheit und Lauterkeit gefaßt werde? welche einzelnen Lehren in ihren Kreis gezogen werden müssen oder nicht? In den vorigen Jahrhunderten waren die lutherischen Landeskirchen von diesen Fragen nicht geplagt; der ganze symbolische Lehrinhalt, insbesondere die unterscheidende specifisch-lutherische Abendmahlslehre, war die „reine Lehre", und auf diesem exclusiven Standpunkt steht „die Kirche" der Lutheraner überhaupt noch heutzutage. Sie liegt aber auch im Kampfe auf Leben und Tod mit der Mehrzahl der übrigen Bekenner der lutherischen Symbole. Diese sind durch das moderne Unionswesen, die ursprüngliche Mixtur von Indifferentismus und Pietismus, hindurchgegangen, und ihr Princip ist ein viel weiterer und laxerer Begriff von „reiner Lehre", also auch von der kirchlichen Masse der wahren Kirche. Man denkt sich sogar vielfach unter der „reinen Lehre" der symbolischen Bücher nur mehr die reformatorische Rechtfertigungs-Lehre, indem man namentlich die streitige Abendmahlslehre als unwesentlich, also zum Kriterium der wahren Kirche nicht gehörend, preisgibt.

In diesem Sinne sagt Wichern z. B.: die Augustana könnte ja doch offenbar nicht behaupten, daß es „reine Lehre" stets von der Apostel Zeit an gegeben habe, wenn sie damit nicht selber sagen wollte, daß „absolute Reinheit überall hier nicht gemeint seyn könne, noch weniger ein absoluter Maßstab der Reinheit außer dem Wort Gottes allein" (dem bekanntlich selbst sehr streitigen). „Die Anmaßung eines alleingültigen Lutherthums, der falsche lutherische Partikularismus und Symbolglaube ist immer und überall mehr jüdischen als

christlichen Ursprungs, es möge dann auch nicht mehr lehren, man werde allein durch den Glauben selig, sondern erst durch's Symbol." „Ueberall da also ist die wahre Kirche", wo man durch den Specialglauben selig wird, und „nur zur allgemeinen Kirche werden wir getauft, zu keiner andern" *). Ebenso setzt z. B. Prof. Ritschl in Bonn auseinander: nicht das Bekenntniß sei Wesen der Kirche, nicht die sogenannte „reine Lehre" begründe die Kirche; das Symbol sei nur nota externa, und was die Kirche begründe und die Einzelnen zu wahren Gliedern an Christo mache, sei das Evangelium, im engsten Sinne als sola-fide-Lehre; daher — gehe der lutherische Begriff der Kirche nicht auf in der lutherischen Kirche, sondern sei nur in der Union erreichbar **). Man fühlt in dieser Beweisführung wohl die richtige Consequenz der symbolischen Lehre von der Unsichtbarkeit der wahren Kirche, gegen welche jene Exclusiven alle Augenblicke verstoßen. In der That liegt in diesem Unions-Kirchenbegriff ein starkes Präservativ gegen die so oft und unwillkürlich eintretende Verwechslung zwischen kirchlicher Masse und der wahren Kirche, über welche z. B. Dr. Leo klagt, wenn er sagt: „dadurch müssen wir das Schöne in der Union fortwährend gefährdet sehen, daß man die Union mit der Kirche selbst verwechselt, also eigentlich auch noch immer nicht weiß, was Kirche ist" ***).

Die eben geschilderte Modifikation der symbolischen Bestimmung über das Kriterium der wahren Kirche ist aber noch nicht die letzte, vielmehr erst die drittletzte. Da nämlich die altprotestantische Rechtfertigungslehre in den letzten Generationen fast allgemein aus dem Bewußtseyn und Verständniß verschwunden ist und dasselbe, trotz des gewaltigen

*) Halle'sches Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 1. April 1854.

***) Kreuzzeitung vom 26. Aug. 1853.

Geschreies davon, durch die heutige Reaction nur zu einem winzigen Theile wieder erweckt zu werden vermag: so ist es natürlich, daß eine bedeutende Partei existiren muß, welche auch noch jene specifisch-lutherische Lehre aus dem Kriterium hinauswirft, und damit den Umfang der kirchlichen Masse folgerichtig abermals und zwar ganz in's Unberechenbare erweitert. Diese Partei hat, was Deutschland betrifft, hauptsächlich in Preußen ihren Sitz, übrigens hat sich eine ähnliche Richtung z. B. auch in Dänemark und Norwegen ausgebildet *). Nur daß diese ziemlich ausgeprägt sich darstellt, während jene in der preußischen Unionskirche vor Verschwommenheit kaum zu fassen ist. Repräsentirt ist sie hier hauptsächlich durch diejenige schon früher besprochene Unions-Partei, mit der „Kreuzzeitung" als Standarte, welche, selbstverständlich jedoch unter fortlaufenden Widersprüchen und Tergiversationen, die Arbeit nicht nur der modernen, sondern auch der älteren protestantischen Schule verwirft, um auf Grund der Augsburger-Confession allein einen gewissen gemeinsam

---

*) In Norwegen steht der demokratisch-orthodoxen Laien-Reaction der Haugianer-Conventikel der sogenannte „Grundtvigianismus", der von Dänemark einwanderte, gegenüber. „Nationale Antipathie gegen Deutschland, das Vaterland der lutherischen Kirche, wirkt mit, daß diese Richtung nicht mehr damit zufrieden ist, eine evangelisch-lutherische Kirche zu seyn, sondern nach dem Namen der ächten katholischen Kirche trachtet"; sie nimmt die Tradition an, indem sie das apostolische Symbolum und die Taufe als norma normans der Schriftauslegung erklärt; sie kann die lutherische „Kirchenabtheilung" nicht als die alleinchristliche Kirche betrachten, sobald sie auch in andern Kirchenabtheilungen diese Taufe und jenes allgemein-christliche Glaubensbekenntniß findet, worauf sie „im Geist der katholischen Verwechslung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche" die ächtkatholische Kirche gegründet wissen will. — S. Schmoller's Bericht über die kirchlichen Zustände in Skandinavien und Großbrittanien bei Gelzer: protestant. Monats-Blätter vom Oct. 1854. S. 249.

christlichen Lehrinhalt festzuhalten. Faßt daher jene erste Modifikation des Kriteriums auf Grund des Specialglaubens die sämmtlichen protestantischen Kirchen, die lutherische, reformirte und unirte, zur kirchlichen Masse der wahren Kirche zusammen: so zieht diese zweite Modifikation auch noch die katholische Kirche sammt dem griechischen Schisma in den Kreis derselben. So ist z. B. Dr. Leo zu verstehen, wenn er sagt: „es kann mehrere Kirchen Christi geben, aber alle diese Kirchen bilden die Kirche" *); ebenso Hr. Nathusius, wenn er erklärt: „Gottes eigentlicher Wille ist Eine heilige allgemeine Kirche, aber ebenso gewiß ist, daß diese, durch die Sünde der Menschen, in einer sichtbaren Organisation nicht mehr existirt; sie existirt aber in einer Mannigfaltigkeit der Einzelkirchen und in deren Gesammtheit; ja im Hader selbst *sehe ich* unter den Einzelkirchen auch immer noch eine nicht mehr leiblich greifbare, aber dem geistlichen Auge immer noch sichtbare Verbindung; deßhalb stehe ich auch keinen Augenblick an, der Behauptung Leo's und Ranke's beizutreten: daß auch die katholische Kirche eine nothwendige Ergänzung der Uebrigen bilde" **).

Ob diese allgemeine wahre Kirche noch in dieser gewöhnlichen Zeitlichkeit zur wirklichen Ausgestaltung kommen soll, oder etwa im tausendjährigen Reich, oder gar erst im himmlischen Vaterland, darüber lauten die Angaben verschieden; einig dagegen sind die Herren in der Ueberzeugung, daß sie nur in der Weise zu Stande kommen wird, wie Preußen im J. 1848 bekanntlich „in Deutschland aufgehen" wollte, d. i. Rom soll sich zum Urlutherthum bekehren und ihm einverleiben. Die hohe Unwahrscheinlichkeit eines solchen Evenements scheint die Neigung zu verstärken, dasselbe erst vom Reich des Himmels, oder wenigstens vom Millen-

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Jan. ff. 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 12. März 1853.

nium der Gerechten zu präsumiren. So erklärt z. B. Präs. Göschel: „allen Kirchen bleibt gemeinsam die Aussicht auf die zukünftige Einheit in der Herrlichkeit“, und „die wahre Union besteht wesentlich in gegenseitiger Anerkennung der Selbstständigkeit unterscheidender, aber darum nicht scheidender Physiognomien in den verschiedenen Kirchen — bis zur letzten Verklärung“ *). Hr. Nathusius dagegen hat auch für diese Irdischheit die Hoffnung nicht verloren. „Ich halte dafür, daß die aus der so zerschlagenen Reformation der Gesammtkirche hervorgegangenen protestantischen Kirchengemeinschaften von Gott dazu bestimmt sind, auf eine fortdauernde Reformation der katholischen Kirche zu wirken. Ich halte dafür, daß, wenn die katholische Kirche sich gründlich reformirt haben wird, eine Wiedervereinigung mit ihr geboten ist, und daß alsdann eine Rückkehr unter ihre altgeschichtliche bischöfliche Verfassung für uns nicht nur kein Hinderniß, sondern ein großer Segen seyn würde. Ich halte dafür, daß, wenn eine solche Wiedervereinigung möglich werden soll, die katholische Kirche die Behauptung des tridentinischen Concils als eines allgemeinen Concils aufgeben muß. Ich weiß wohl, daß sie dieß nicht kann, ohne ihren bisherigen Begriff von Unfehlbarkeit aufzugeben; ich verlange aber eben, daß sie diesen aufgebe. Sie irrt in der Art und Weise, wie sie die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt und an ihre äußere Organisation knüpft, und gibt so der Unbußfertigkeit nur allzu breiten Raum, aller außerordentlichen prophetischen Anregung verkümmert sie ihn“ **).

Also das, was zu der sichtbaren Stiftung Christi auf Erden so nothwendig gehört, wie die Sonne zum irdischen Tag, soll die katholische Kirche aufgeben, um für ihre gol-

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 25. Nov. 1854; vergl. 22. Februar ff. 1854.

**) Halle'sches Volksblatt vom 16. März 1853.

dene Krone das Diadem aus Glanzpapier einzutauschen, mit dem sie alle stolziren von Luther und Schneider Bockhold bis auf die Herren Nathusius und Wagener. Was Naivetät doch nicht einem gutmüthigen nebulosen Pietisten beikommen kann! Die achtzehnhundertjährige, über die ganze Welt verbreitete Mutter der christlichen Civilisation soll in Sack und Asche herbeikriechen, um sich dem Berliner-Prophetenthum einzuverleiben! Ja, dem Berliner-Prophetenthum, es ist wirklich so gemeint! Drei Hauptkirchen, sagt Präs. Göschel, gibt es auf Erden: die römische, die griechische und die deutsche; sie bilden Einen Leib, und „es fragt sich nur noch: wo ist das Centrum und das Herz des Leibes"? „Wir unseres Orts", fährt er fort, „suchen und finden den eigensten *Mittelpunkt* der Kirche in dem Herzen Europa's; dem Land der Mitte in diesem kleinsten Erdtheile fehlt zwar nebst vielem Andern auch die Einheit, denn das Land ist auf das wunderlichste in viele Territorien zerstückelt; dennoch oder ebendeßwegen ist die deutsche Kirche, so unscheinbar sie auch ist, die Kirche der Zukunft." Es ist dem Präsidenten dabei nicht etwa um heitern Scherz zu thun, es ist ihm baarer Ernst; gerade das, sagt er, „ist nicht der geringste Ruhm der deutschen Kirche, daß ihr der Mechanismus des Verstandes verächtlich und geringschätzig begegnet"*). Und dieselben Ansichten von der Kirche der Zukunft hat Stahl erst noch in den jüngsten Monaten in dem bekannten „evangelischen Verein" zu Berlin in Gegenwart des Königs von Preußen selber bloßgelegt.

Uebrigens ist doch so viel klar, daß durch Herbeiziehung der katholischen Kirche zur kirchlichen Masse der wahren Kirche ein schreiender Widerspruch constatirt ist gegen die symbolischen Schmalkaldner-Artikel, nach welchen in Rom der Antichrist thront, und gegen „eine der tiefsinnigsten Schrif-

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 25. Nov. 1854.

ten Luthers" *), betitelt: „das Papstthum vom Teufel gestift." Um so weniger konnte eine letzte Modifikation des Kriteriums der wahren Kirche ausbleiben, von der selbst Hr. Schinkel sagt: Einheit nur im Wesentlichen fordernd, habe sie im Verlaufe zu einer „übermäßigen Entleerung des Kirchenbegriffs" geführt, und gerade in Reaction gegen sie habe man nun andererseits, „um wieder einen vollen Kirchenbegriff zu haben, einen engen Kirchenbegriff aufgestellt" **). Diese Modifikation lautet: „nicht auf Glaubensformeln, sondern auf Glaubensprincipien erbaut sich die Eine allgemeine Kirche." Es gibt überhaupt keinen objektiven Maßstab für die Zugehörigkeit zur kirchlichen Masse; am allerwenigsten kann man daher, wie z. B. der Kirchentag und erst noch Stahl gethan, immer nur von „Kirchen" reden, die dazu zu rechnen seien, die protestantischen — Sekten aber davon ausschließen. Zu einer solchen Ausschließung habe die evangelische Kirche überhaupt kein Recht, weil keine objektive Norm. „Jeder", sagen daher die deutschen Subjektivisten, „der sich für ein Glied der evangelischen Kirche erklärt, ist ein solches auch wirklich schon, und mit großem Unrecht wird z. B. den freien Gemeinden die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche bestritten, wenn sie nur nicht selbst den christlichen Namen aufgegeben haben" ***). Offenbar kann hier von Kriterium, von „äußern Zeichen" der wahren Kirche überhaupt keine Rede seyn, es wäre denn etwa die Negation der alten Kirche. Der symbolische Begriff ist also in dieser „Einen allgemeinen Kirche" glücklich zu Tode modificirt. Dennoch hat sie die subjektivistische Uebermacht in Masse für sich, und gehört ihr, neben dem deutschen Gustav-Adolf-Verein,

*) Marriott's wahrer Protestant. 1852. S. 129.
**) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.
***) Darmst. K.-Z. vom 3. April 1853.

namentlich auch die ganze ungeheure Kriegsrüstung der englisch-methodistisch-independentistischen Propaganda an.

Katholischerseits ist nun hier das Thema von den flottirenden protestantischen Kirchenbegriffen, von diesem untersten der Subjektivisten bis zum obersten, dem neulutherischen Kliefoth's, zum erstenmale bis in's Einzelne behandelt; das Object liegt eben auch erst seit fünf bis sechs Jahren überhaupt vor. Die Darstellung sollte nichts Anderes seyn als gleichsam eine protestantisch-kirchliche Landkarte, auf welcher, im Zusammenhalte mit den frühern Skizzen über die Constellation gegenüber der Glaubensnorm, die Heimath einzelner Erscheinungen von drüben leicht gefunden werden könnte. Und zwar nicht etwa nur die Heimath einzelner *theologischen* Autoren, sondern auch verschiedener Phänomene im kirchlichen Leben, die ihr Hauptinteresse für uns gerade von ihrem Ursprunge her haben. Für mehrere dieser Phänomene werden wir ihn auf jener Landkarte selber noch aufweisen. Zunächst aber sind, als auf's innigste zusammenhängend mit den Geschicken des protestantischen Kirchenbegriffs, der entsprechende Amtsbegriff und die Kirchenverfassungs-Frage zu betrachten.

II.

Versuch Papst Gregor's VII., Rußland für die katholische Kirche zu gewinnen.

Seit zwei Jahren sind Aller Augen nach dem Norden gerichtet. Wie? wenn der russische Koloß der katholischen Kirche angehörte, würde dann die Weltgeschichte nicht einen andern Verlauf genommen haben! Zwischen 960 und 1080 sind zwei Versuche in dieser Richtung gemacht worden, und daß der eine von ihnen mißlang, davon trägt ein deutscher Kaiser die Schuld.

Im Sommer 961, ein Jahr vor seiner Kaiserkrönung, sandte der deutsche König Otto I. den Trierer Mönch Adalbert mit allem Nöthigen versehen nach Nordslavien, um die Russen zum katholischen Glauben zu bekehren*). Adalbert konnte den Auftrag seines Gebieters nicht vollziehen, denn die Russen witterten verborgene Absichten und nöthigten in Kurzem den deutschen Mönch zur Rückkehr; aber Otto I. verzichtete darum nicht auf seinen Plan, vielmehr erhob er 968 denselben Mönch Adalbert auf den neuerrichteten Erzstuhl von Magdeburg und untergab ihm die slavischen Bisthümer Merseburg, Meißen, Zeiz, Havelberg, Brandenburg und

*) Pertz script. I, 624 flg.

Posen, die theils seit 946, theils zu gleicher Zeit mit dem Magdeburger Stuhle gegründet worden waren. Die Ernennung des ehemaligen russischen Glaubensboten zum Vorstand einer ohne Frage zu kirchlicher Eroberung Slaviens bestimmten Metropole, weist auf den Hintergedanken hin, das, was im Jahre 961 mißglückt war, nunmehr in großem Maßstabe und mit stärkeren Hülfsmitteln zu wiederholen; aber diese Maßregel brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Sieben Jahre nach dem Tode des am 2. Mai 973 verstorbenen deutschen Kaisers Otto I., bestieg der Waräger Wladimir den Thron des Reiches von Kiew und nahm 988 den christlichen Glauben an, aber nicht den römisch katholischen, sondern den griechischen. Rußland wurde durch diese *That eines* unumschränkten und dabei persönlich kräftigen Herrschers Mitglied der anatolischen Kirche und für immer von der abendländischen Gemeinschaft getrennt. Unzweifelhaft scheint es, daß Furcht vor deutscher Uebermacht — denn Otto's I. Sohn und Enkel suchten das gewaltsame Werk des Vaters aufrecht zu halten — den Schritt des Russen Wladimir geleitet hat. Wäre nicht durch Otto's I. Umtriebe der handgreifliche Beweis geliefert worden, daß das sächsische Haus den Glauben als Mittel deutscher Herrschaft zu brauchen gedenke, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach die Russen, gleich ihren Nachbarn, den Polen und Schweden, römische Katholiken geworden seyn. Selbst durch die Fabeln, mit welchen der älteste russische Annalist Nestor die Geschichte der Bekehrung seines Volkes umhüllt, bricht ein Schimmer des wahren Sachverhalts hindurch.

Laut seinem Berichte *) berathschlagte Wladimir längere Zeit mit seinen Bojaren, ob er das Judenthum der Chasaren von Taurien, oder den Islam, oder den katholischen Glauben des deutschen Reichs, oder endlich das byzantinische Bekenntniß

*) Die Stellen bei Karamsin, I, 169 der deutschen Ausgabe.

in Rußland einführen solle. Der Mönch fährt fort, Großbojar Wladimir habe das Judenthum verworfen, weil die Geschichte zeige, daß die Hebräer ein von Gott verstoßenes, der Knechtschaft verfallenes Geschlecht seien; er habe den Islam zurückgewiesen, weil dieser die Beschneidung verlange, und den Wein, dessen Genuß die Russen über Alles schätzen, verbiete; er habe drittens deutsche Gesandte, welche die römische Kirche anpriesen, mit dem Bescheid zurückgeschickt, daß er nichts mit dem Papst zu schaffen haben wolle und die Weise des deutschen Gottesdienstes zu nüchtern finde; er habe endlich für das byzantinische Bekenntniß entschieden, weil der griechische Cult erhaben und schön sei, durch den Schmuck prächtiger Bilder Geist und Sinne bezaubere. Ein Fürst, von dem die nächstfolgenden Geschlechter die Ansicht hegten, daß es in seiner Art lag, bei Fragen der Religion auf solche Weise zu wählen, hat sicherlich nach seinem Vortheil gewählt.

Trotzdem, daß Wladimir sein ganzes Volk mit sultanischer Gewalt zu Annahme des griechischen Glaubens zwang, stand letzterer in der nächsten Zeit keineswegs fest, Schwankungen traten ein, und mehr als einmal gediehen die Dinge im Laufe des eilften Jahrhunderts auf den Punkt, daß es schien, das große nordische Reich könne für die Gemeinschaft der abendländischen Kirche gewonnen werden. Gleichwie nämlich drohende Uebermacht der Ottonen den Begründer russischen Christenthums Wladimir nach Byzanz getrieben hatte, so bewirkte Furcht vor polnischen Waffen, daß einzelne seiner Nachfolger nicht bloß am deutschen Hofe, sondern selbst in Rom Hülfe suchten und Gregor VII. machte glorreiche Anstrengung, um diese glückliche Verwicklung, welche die Gunst der Umstände herbeigeführt hatte, pflichtgemäß zu benützen.

Um den Anfang des eilften Jahrhunderts schüttelte Boleslaw der Kühne von Polen das Joch deutscher Oberherrschaft ab, trat mit Petri Stuhl in unmittelbaren Verkehr,

gab der Kirche seines Landes eine von der benachbarten deutschen Metropole Magdeburg unabhängige Gliederung, nahm den königlichen Titel an, behauptete später die Selbstständigkeit Polens siegreich gegen Otto's III. Nachfolger, Kaiser Heinrich II., begann sogar an Errichtung eines slavischen Weltreichs zu arbeiten. Die Polen waren den Deutschen furchtbar geworden. Sehr wahrscheinlich ist, daß der deutsche König Heinrich II., vor seinem Römerzug um 1012, mit dem Russen Wladimir einen Bund schloß, vermöge dessen letzterer Polen angegriffen haben dürfte.

Kurz darauf im Juli 1015 starb Großfürst Wladimir und sein Tod stürzte das russische Reich in tiefe Verwirrung, welche der Pole Boleslaw staatsklug benützte. Die Nordslaven litten an denselben Mängeln der Gesetzgebung, die früher unter den Merowingern und Carolingern so oft Wachsthum und Blüthe fränkischer Macht hemmten. Die Söhne der Herrscher machten nämlich Anspruch, daß der Besitz des Vaters unter sie getheilt werde. Wladimir hinterließ viele Söhne, zwölf, oder mehr, von denen die meisten noch bei seinen Lebzeiten mit Fürstenthümern ausgestattet worden waren. Drei derselben drängten sich nach Wladimir's Tode hervor und suchten die Alleinherrschaft zu erringen: Jaroslaw, vom Vater zum Fürsten in Nowgorod eingesetzt und schon seit längerer Zeit mit dem Plan beschäftigt, den Vater vom Throne zu stürzen und mit Gewalt sich des Reichs zu bemächtigen, Boris, Liebling Wladimir's und von ihm zum Nachfolger ernannt, endlich Swetopolk, Sprößling einer ältern Linie des regierenden Hauses, aber von Wladimir an Kindesstatt angenommen und vermählt mit einer Tochter des Polenkönigs Boleslaw des Kühnen. Wladimir hatte nicht lange vor seinem Tode Verdacht gegen Swetopolk gefaßt, und ihn sammt seiner polnischen Gemahlin und dem deutschen Bischof Reinbern von Colberg, der mit der polnischen Braut nach Ruß-

land gekommen war, in's Gefängniß werfen lassen*). Swetopolk entrann jedoch aus der Haft, brachte die Hauptstadt Kiew sammt dem Reichsschatze in seine Gewalt, und nun geschah, was der deutsche Bischof Dietmar ahnete, indem er den Ausspruch Christi (Luc. XI. 17) auf Rußland anwendete: „jegliches Reich, das in sich uneins ist, wird vernichtet."

Der Bürgerkrieg brach aus, Swetopolk ließ zwei Söhne Wladimir's, seine Halbbrüder Boris und Gjelb ermorden. Aber Jaroslaw zog mit den Nowgorodern gegen den Mörder zu Feld, gewann 1016 eine große Schlacht und verjagte nun Swetopolk aus Rußland. Derselbe floh zu seinem Schwiegervater, dem Polenkönige. Heinrich II. von Deutschland, einige Jahre zuvor vom Papste Benedikt VIII. mit der Kaiserkrone geschmückt, muß vorausgesehen haben, daß Boleslaw sich sofort in die russischen Angelegenheiten mischen werde, denn Dietmar meldet**), Heinrich II. sei mit dem russischen Großfürsten, d. h. mit Jaroslaw ein Bündniß gegen Polen eingegangen. Dieser Vertrag führte jedoch zu nichts, im Gegentheil sah sich der Kaiser, welcher im Sommer 1017 einen Feldzug gegen die Polen unternommen, aber mit wenig Glück gekämpft hatte, genöthigt mit Boleslaw einen Frieden abzuschließen, dessen Bedingungen für die Deutschen nicht günstig waren. Vielleicht geschah es in Folge dieser Uebereinkunft, daß 300 schwere deutsche Reiter in polnischen Sold traten und den König auf dem Zuge gegen Kiew begleiteten. Glänzend war der Erfolg desselben: Jaroslaw erlitt am Bugfluße 1018 eine schwere Niederlage, die Sieger eroberten Kiew, das damals 400 Kirchen und 8 Marktplätze zählte, und setzten Swetopolk zum zweitenmal auf den russischen Thron ein. Der geschlagene Jaroslaw war nach Nowgorod entflohen.

---

*) Thietmari chronic. VII, 52. Pertz III, 859 flg. Die russischen Quellen bei Karamsin I, 178 flgd. II, 3 flgde.

**) Chronic. VII, 48; vgl. auch Gfrör. K.-Gesch. IV, 102 flgd.

Gleichwohl dauerte die Herrschaft Swetopolks abermal nur kurze Zeit. Es scheint, daß Boleslaw und seine Polen sich für die dem Großfürsten geleisteten Dienste übermäßig bezahlt machten, und Bedrückungen an den Russen verübten, welche diese in Wuth versetzten. Sei es aus eigenem Antrieb, sei es auf Verlangen seiner Unterthanen, Swetopolk gab Befehl, die überlästigen Fremdlinge niederzumetzeln. Das Geheimniß wurde bewahrt und die Ausführung gelang. Doch entging Boleslaw selbst dem Mord und rettete auch einen guten Theil seines Heeres, denn die Chroniken melden, daß er mit großen Schätzen und Kostbarkeiten und vielen Gefangenen nach Polen zurückkehrte. Ein Anderer bestrafte den an den Polen begangenen Verrath.

Auf die Nachricht von dem, was im Süden des Reichs *um Kiew* geschehen, sammelte Jaroslaw ein Heer von Nowgorodern und warägischen oder normannischen Söldnern und rückte gegen den Bruder heran, der, von seinen Unterthanen verlassen, zu den Petschenegen, den südlichen Nachbarn der Russen fliehen mußte. Letztere brachten für ihn eine bedeutende Macht auf die Beine, im Jahre 1019 kam es zwischen Jaroslaw und Swetopolk zu einer hartnäckigen Schlacht, in welcher der erstere den Sieg errang. Laut Aussage der Chronisten entrann Swetopolk aus dem Kampfe, aber seitdem verschwindet er aus der Geschichte.

Jaroslaw befestigte nunmehr die mit soviel Blut errungene Herrschaft nach innen, wie nach außen. Boleslaw Chrobry hat nichts mehr gegen den Großfürsten unternommen, vielleicht weil ihn das herannahende Alter von Erneuerung des Kriegs wider Rußland abhielt, vielleicht auch, weil er sich fürchtete, die Eifersucht des deutschen Kaisers Heinrich II. zu erregen, der seit 1020 auf der Höhe seiner Macht stand. Boleslaw starb *) ein Jahr nach Heinrich II. im Juni 1025.

*) Pertz III, 5 und a. a. O. 90.

Sein Tod hatte ähnliche Folgen für Polen, wie vor zehn Jahren der Hingang Wladimirs für Rußland.

Die Söhne aus verschiedenen Ehen, welche Boleslaw hinterließ, griffen, durch geheime Künste des deutschen Königs Konrad II., der auf Heinrich II. gefolgt war, entzweit, wider einander zu den Waffen, und verwüsteten in die Wette das eigene Land, das Uebrige that*) die überlegene Heeresmacht des deutschen Herrschers Konrad's II. Polen versank auf eine Reihe von Jahren in klägliche Schwäche**). Von dieser Seite her hatte also Jaroslaw Nichts mehr zu fürchten; auch nichts von innern Gegnern. Denn nach und nach räumte er sämmtliche noch übrige Theilfürsten, seine Brüder oder deren Söhne, durch Gewalt oder Verrath aus dem Wege, so daß er ohne Nebenbuhler über das ganze Reich gebot. Nachdem auf solche Weise seine Alleinherrschaft gesichert war, nahm derselbe Jaroslaw wichtige Aenderungen mit der Kirche seines Landes vor. Bis dahin hatten die Russen Bischöfe gehabt, die von den griechischen Patriarchen zu Constantinopel geweiht wurden, und unter ihrer Gerichtsbarkeit standen. Aber im Jahre 1051 setzte Jaroslaw einen gebornen Russen zum Patriarchen ein, der in keiner Verbindung mehr mit Byzanz stand, und errichtete zu Kiew ein Mutterkloster, das gleichfalls den Verkehr mit dem byzantinischen Mönchthum abbrach***).

Soll man nun die Einsetzung dieses nordslavischen Patriarchen, der nicht mehr vom Erz-Stuhle zu Constantinopel, sondern bloß von der russischen Krone abhing, sowie die Gründung des Mutterklosters, das offenbar dem des Berges Athos nachgeahmt, aber auch entgegengesetzt war, als eine Maßregel betrachten, die den Zweck hatte, das griechische Kirchenwesen in Rußland nach dem Vorbild der byzantinischen

*) Gfrörer Kirchengesch. IV, S. 271 flgd.
**) Gfrörer Kirchengesch. IV, S. 283 flgd.
***) Gfrörer Kirchengesch. III, S. 343 flgd.

Kaiser zu vollenden, oder nicht vielmehr als eine geheime Vorbereitung dazu, daß der Großfürst nach Umständen mit Constantinopel ungehindert brechen, und in lateinisch-germanische Gemeinschaft übertreten könne? Letzteres war der Fall! Eine Reihe Thatsachen liegt vor, aus welchen erhellt, daß der abendländische, oder genauer gesprochen, daß der germanische Geist unter Jaroslaw's Regierung im slavischen Norden Fortschritte machte, welche Staunen erregen. Die Sache hängt mit den Anfängen des russischen Staates zusammen.

Als die Waräger, eine Schaar nordischer Germanen, ihre Herrschaft über die Slawen zu gründen begannen, brachten sie zuerst die ihrer ursprünglichen Heimath nächstgelegenen Provinzen, das Land von den Quellen der Wolga bis zum finnischen Meerbusen hin, in dessen Mitte die uralte *Handelsstadt* Nowgorod lag, unter ihre Gewalt. Von hier aus wurde dann später das südliche Rußland mit Kiew als Mittelpunkt erobert. Kiew gewann insofern den Vorrang vor Nowgorod, als dort die Großfürsten seit den Tagen Olegs ihren Sitz aufschlugen*), aber der ältere Reichstheil behauptete gleichwohl eine scharf geprägte Eigenthümlichkeit. Arabische Schriftsteller, welche im zehnten Jahrhundert Rußland besuchten und schätzenswerthe Nachrichten über ihre Beobachtungen mittheilten, Ibn Foßlan und Ibn Haukal, unterscheiden Nowgorod, das sie Rußland nennen, von Kiew und stellen beide als besondere Reiche dar. Begünstigt durch seine Lage an einem schiffbaren Fluße (der Wolchow), der aus dem Ilmensee nach dem Ladoga strömt und durch die Newa mit dem baltischen Meere verbunden ist, unterhielt Nowgorod lebhaften Verkehr mit Nordgermanien, gelangte durch Handel zu Blüthe und Reichthum, auch ließen sich dort weit mehr Waräger nieder, als im südlichen Rußland. Diese Ursachen hatten zur Folge, daß in Nowgorod ein politisches Element Boden ge-

*) Karamsin I, 102.

wann, das dem südlichen Russenthum fremd ist und seit der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts merklich hervortritt.

Wie ich oben bemerkte, war Jaroslaw von seinem Vater Wladimir zum Fürsten in Nowgorod eingesetzt worden und hatte einen Haufen Waräger in seine Dienste genommen, um die Herrschaft des Vaters abzuschütteln. Da jedoch diese Söldner grobe Unbild gegen die Nowgoroder und deren Frauen verübten, griffen die angesehensten Einwohner zu den Waffen, schlugen viele Waräger todt und verlangten vom Fürsten Bürgschaft für gewisse politische Rechte. Jaroslaw beschwichtigte die Unzufriedenen durch Versprechungen und lud die Häupter zu einem Gastmahle ein. Die Unbesonnenen kamen, wurden überfallen und niedergesäbelt. Kurz darauf erhielt Jaroslaw die Nachricht, daß Wladimir gestorben sei, sowie daß Swetopolk die Herrschaft an sich gerissen und zwei seiner Brüder ermordet habe. Jaroslaw konnte sich nicht darüber täuschen, daß ihm ein gleiches Schicksal bevorstehe, wenn er nicht eine bedeutende Streitmacht zusammenbringe. Aber, wie sollte er diese erlangen? ein großer Theil seiner Waräger war erschlagen, die Nowgoroder, die ihn allein aufrecht zu halten vermochten, hatte er sich durch seine Grausamkeit zu Feinden gemacht. Er gewann sie gleichwohl, jedoch nur um einen Preis, der ihn Ueberwindung gekostet haben mag: er schloß nämlich mit den Nowgorodern einen Vertrag, kraft dessen sie ihm ein Herr stellten, mit welchem er die oben geschilderten Erfolge errang, seinerseits mußte er den bisherigen Unterthanen eine Reihe kostbarer Vorrechte einräumen, die von nun an längere Zeit als Freibrief und Grundverfassung des Landes gegolten haben. Seine Nachfolger sind seitdem genöthigt worden, ehe sie die Huldigung der Einwohner empfingen, gewissenhafte Beobachtung des Freibriefs zu beschwören.

Keine Abschrift desselben ist auf uns gekommen*), ver-

*) Karamsin II, 30; Strahl Geschichte des russischen Staats I, 154.

nützlich, weil Selbstsucht späterer Großfürsten die Urkunde auf die Seite zu schaffen gewußt hat. Dagegen besitzen wir ein anderes Denkmal, das meines Erachtens durch dieselbe in den Häuptern des Nowgoroder Volks erwachte Gesinnung, welche auch den Freibrief erzwang, dem Großfürsten abgenöthigt worden ist. Das älteste geschriebene russische Gesetzbuch, ruskaja prawda: russisches Recht genannt, gehört der Regierung Jaroslaw's an *). Dasselbe gestattet die altherkömmliche Blutrache nur noch ausnahmsweise, führt für alle möglichen Vergehen und Verbrechen, für Mord und Todschlag, für Verletzungen der Personen und des Eigenthums Wehr- und Bußgelder ein. „Wer einen Mord begeht, der bezahlt, wenn der Erschlagene ein Bojar, oder ein fürstlicher Tiune, oder ein Stall-Tiune ist, das doppelte Wehrgeld, nämlich 80 Grivnen; ist der Erschlagene ein fürstlicher Knappe, oder Schwertträger, oder Koch, oder Stallmeister, deßgleichen ein Kaufmann, oder ein Ljubin, d. h. ein freier Waräger, oder ein freier Slawe, so zahlt der Mörder das einfache Wehrgeld, bestehend in 40 Grivnen, ist es ein freies Weib, die erschlagen ward, so zahlt der Mörder das halbe Wehrgeld oder 20 Grivnen. In den drei angegebenen Fällen wird das Wehrgeld an die Krone entrichtet. Wer einen Sclaven, oder eine Sclavin ohne gesetzlichen Grund erschlägt, der muß dem Herrn den Werth ersetzen, nämlich für einen Dorf-Schulzen, Guts-Verwalter, Handwerker, Erzieher adeliger Knaben, sowie für eine Amme 12 Grivnen, für den gemeinen Sclaven eines Bojaren oder Freien 5 Grivnen, für eine Magd aber 6, überdieß muß der Mörder eines Unfreien oder einer Unfreien 12 Grivnen Strafgeld an die Krone erlegen."

Ich erkläre zunächst die russische Geldrechnung **). Sie zeugt von der Eigenthümlichkeit des Landes. Das Wort

*) Karamsin II, 35 flgd.

**) A. a. O. I, 203 und 311, Nr. 288, II. Anmerkungen Nr. 64, S. 35.

Kuny bedeutet zugleich Geld im Allgemeinen und Marderfell, denn diese Felle waren im slavischen Norden die ältesten Tauschmittel. Einen ähnlichen Sinn hatte ursprünglich Grivne, es bezeichnet nämlich eine bestimmte Zahl von Marderfellen, die an Werth einem halben Pfund Silber, oder einer scandinavischen Mark gleichkamen, denn gemünztes Silber erhielten die Russen zuerst durch Handelsverkehr mit Schweden und Dänen. Später wurde das Wort gleichbedeutend mit dem germanischen Marca, in welchem Sinne es die angeführte Stelle des Gesetzbuchs braucht. Als Silber zerfiel die Grivne in 25 Kuny, oder in 20 Nogaten; die kleinste Silbermünze war die Rjesane; zwei und eine halbe derselben gingen auf eine Nogate, genau zwei auf einen Kuny, fünfzig auf die Grivne, oder russische Mark. Nun zur Sache.

Das russische Gesetz theilt die Menschen in drei Klassen: in Bevorzugte, oder Adelige, welche durch doppeltes Wehrgeld, in gemeine Freie, die durch einfaches Wehrgeld geschützt sind, und in Hörige, welche die Ehre des Wehrgeldes nicht genießen, für deren Ermordung aber ein gesetzlich bestimmter Ersatz an den Herrn bezahlt wird. Zu der ersten Klasse gehören die Fürsten und deren höhere Beamte. Das Wort Tiune ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verzerrung des scandinavischen Ausdrucks Theign, Diener, Beamter und entspricht in obiger Stelle dem fränkischen Graf. Denn wie bei den Franken vom gewöhnlichen Grafen der comes stabuli, so wird hier vom Thiun der Stall-Tiune unterschieden. Doch hat das russische Tiune den Nebenbegriff eines Steuerbeamten. Die erste Stelle in der Klasse der Gemeinfreien nehmen abermal Beamte, nämlich untergeordnete Beamte des Fürstenthums ein. Dieß beweist, daß das warägische Rußland anfänglich eine aristokratische Zurüstung hatte. Rurick kam nicht allein, sondern er brachte Genossen mit sich, die auf eine ehrenvolle Behandlung Anspruch machten. Die zweite Stelle erhält der Kaufmann, abermal mit gutem Grund, denn der Handelsstand

war nächst dem Berufe des Kriegers der angesehenste im Lande. Nach dem Kaufmann folgt der freie warägische, dann der freie slavische Grundbesitzer. Es gab also freie slavische Bauern. Diese Thatsache liefert einen gewichtigen Beweis für die Wahrheit der von Nestor vorgebrachten Behauptung, daß die Slawen Rußlands aus eigenem Antrieb warägische Krieger als Herrscher in ihr Land berufen haben; denn wäre Slavien von den Normannen mit dem Schwert unterjocht worden, so würde sicherlich das Gesetzbuch Jaroslaw's nichts von freien slavischen Eigenthümern wissen. Das letzte Glied der zweiten Klasse, sowie der Ansatz für die erschlagene Magd im dritten Artikel zeigt von einer tiefen Kluft zwischen slavischer und germanischer Lebensanschauung. Der Germane ehrt die Frau und gibt ihr deßhalb ein höheres Wehrgeld *als dem Manne*, umgekehrt der Slawe, der die Gattin nur als einen halben Menschen betrachtet. Dieselbe Ansicht liegt, obwohl verdeckt, der Berechnung zu Grund, welche den Werth der Sclavin um ein Sechstheil höher, als den des männlichen Sclaven schätzt. Darum, weil die Sclavin vorzugsweise der Lust des freien Mannes dient, gilt die Magd mehr, als der Knecht. Der Slawe kannte die Haupttugend unserer Altvordern, die Keuschheit nicht.

In der dritten Klasse, welche die Unfreien begreift, stehen wiederum Beamte, nämlich Schulzen und Gutsverwalter, Aufseher der Höfe und Dörfer voran. Hieraus erhellt, daß die Masse der ländlichen Bevölkerung in Sclaverei versunken war. Denn wenn die Vögte Hörige sind, so müssen es ihre Untergebenen um so viel mehr seyn. Nach dem Bauernvogt kommt der Handwerker, deren Stand demnach in Rußland keine freien Mitglieder zählte, dann der Erzieher des heranwachsenden Geschlechts — ein schlimmes Zeichen von Barbarei — zuletzt die Amme, welche die Kinder der Freien säugt. Der Werth aller zusammen wird je auf 12 Grivnen geschätzt; um die Hälfte tiefer stehen die Ackerbausclaven, die letzte Stufe russischer Gesellschaft.

Das Gesetzbuch Jaroslaws bestimmt weiter die verschiedenen Arten, in welchen ein Mensch zum Sclaven wird. Der Sclaverei verfällt nach dem Gesetze: 1) „wer vor Zeugen erkauft ist, 2) wer seine Schulden nicht bezahlen kann, 3) wer ohne Bedingung eine Sclavin ehlicht, 4) wer ohne Bedingung in den Dienst eines Andern tritt, 5) ein um Geld Gemietheter, der, ehe er seine Zeit ausgedient, entflieht und nicht beweisen kann, daß er bei den Fürsten oder bei den Richtern Gerechtigkeit gegen den Herrn, der ihn miethete, gesucht hat." Mehrere dieser Sätze bedürfen der Erläuterung.

Die gewöhnlichste Ursache der Sclaverei war Gefangenschaft durch Krieg oder Menschenraub, diesen Fall hat der erste Satz im Auge. Ein lebhafter Sclavenhandel wurde auf den Märkten Nordrußlands oder Nowgorods in der Art betrieben, daß eingeborne oder scandinavische Räuber Menschen, welche sie auf nicht russischem Boden überwältigt hatten, herbeibrachten und nun an Händler verkauften, welche die Waare zu Land weiter verführten und auf andern Märkten des Binnenlandes oder der Südgränze des Reichs an Chasaren oder Griechen absetzten. Der Händler galt als rechtmäßiger Herr eines solchen vom Ausland bezogenen Sclaven, sobald er denselben vor Zeugen für Geld erstanden hatte. Als zweite Quelle der Sclaverei bezeichnet das Gesetz Zahlungsunfähigkeit; wenn Einer Geldschulden gemacht hatte und das Anlehen nicht heimzugeben vermochte, oder ein Verbrechen begangen hatte und das Wehrgeld nicht aufbringen konnte, mußte er mit dem Werth seiner Person eintreten, so daß der Preis seiner Freiheit den Gläubiger deckte. Drittens bewirkte die Heirath eines Freien mit einer Sclavin oder umgekehrt einer Sclavin mit einem Freien, daß der freie Theil seine Freiheit verlor, sobald der Freie, oder die Freie nicht vor der Heirath die Fortdauer ihres bisherigen Standes ausbedang.

Man wird fragen, wie der Gesetzgeber als möglich annehmen konnte, daß der freie Theil eine so natürlich schei-

nende Bedingung nicht mache. Ich antworte: das Gesetz verbirgt hier Dinge, die es offen zu nennen sich scheute. Ein Freier konnte eine Sclavin, oder umgekehrt, nur mit Einwilligung des Herrn heirathen, weiter hing es abermal von dessen Gutdünken ab, ob er die vom freien Theil gemachte Bedingung der Fortdauer seines bisherigen Standes gut heißen wolle, oder nicht; aber der Herr gab in der Regel seine Einwilligung zu beiden gar nicht, oder nur gegen schweres Geld. Wenn nun der freie Theil verliebt war und ohne den verlangten Preis bezahlen zu können auf der Heirath bestand, was dann? Nun dann wurde der Verliebte Sclave. Im fränkischen Reiche ging es eben so zu. Tausende freier Männer, oder Mädchen, sind durch die Schönheit schöner Sclaven oder Sclavinnen verstrickt, in das von ruchlosen Herren ausgespannte Netz der Sclaverei gefallen.

Auch die zwei noch übrigen Satzungen empfangen durch klare Stellen fränkischer oder deutscher Rechtsbücher das nöthige Licht. Sclave wird, wer entweder ohne Bedingung in den Dienst eines Herrn tritt, oder, wenn er auch eine gemessene Zeit der Dienstbarkeit ausbedungen hat, vor Ablauf derselben entflieht. Worin bestand die unterlassene Bedingung des erstgenannten Falls? Darin, daß derjenige, welcher in Dienst eines Herren trat, d. h. das Joch der Sclaverei übernahm, eine bestimmte Dauer des eingegangenen Verhältnisses hätte in den Vertrag einrücken sollen. Aber wer wird, wenn ihn auch äußerstes Unglück zu einer solchen Dienstbarkeit nöthigt, es unterlassen ein Ende des harten Dienstes zu bedingen? Richtiger Einwurf! Häufig geschah es, daß der Unglückliche die fragliche Bedingung nicht stellen konnte. Der gewöhnliche Anlaß war Hungersnoth, oder drohende Verfolgung durch Mächtige. Ein armer Freier vermochte sich und seine Kinder nicht mehr zu ernähren, oder sich und sein Eigenthum gegen fremde Gewalt zu schirmen, ging nun zu dem nächsten Gutsherrn und sprach: gib mir und meinen Kindern

Brod, oder verleih mir Schutz gegen meine Widersacher, so werde ich dir zwei bis drei Jahre als Knecht dienen. Wenn hierauf der Angerufene erwiderte: ich will dich schützen, oder dir Brod geben, aber du mußt ganz mein werden, dann blieb dem Unglücklichen gewöhnlich nichts anderes übrig, als daß er die angebotene Hülfe ohne Festsetzung einer Frist, oder um mit dem Gesetz zu reden, ohne Bedingung annahm; er war in diesem Fall für immer Sclave. Allein auch wenn der Herr auf die Forderung gemessener Dienstbarkeit einging, schwebte die Freiheit des Andern in dringender Gefahr, denn der Herr konnte vermöge der Gewalt, die er über den Dienstmann besaß, denselben mit Arbeiten überladen, dadurch in Verzweiflung stürzen und zur Flucht reizen. Machte der Gebieter von diesem unrechtlichen, aber sicherlich oft in Anwendung gebrachten Mittel Gebrauch, so stand dem Ueberbürdeten allerdings nach dem Buchstaben des Gesetzes die Befugniß zu, beim nächsten Gericht eine Klage wider seinen Herrn wegen Ueberbürdung anzustellen. Gleichwohl war dieß ein kahler Trost, weil Gutsherr und Richter gewöhnlich gegen Sclaven und Halbsclaven zusammenhielten, jedenfalls, weil der Herr, wenn er nur wollte, die nöthige Macht besaß, um den Knecht zu hindern, daß er zum Richter lief. Ließ sich endlich der Arme durch Verzweiflung hinreißen vor abgelaufener Dienstzeit zu entlaufen, so verfiel er den furchtbaren Gesetzen wider flüchtige Sclaven, und wenn er eingefangen wurde, war es für immer um seine Freiheit geschehen.

Ich wiederhole die obengemachte Bemerkung, daß germanische Rechtsquellen ungefähr dieselben Bestimmungen enthalten.

Weiter verordnet das Gesetzbuch Jaroslaw's: „wenn Jemand einen freien Menschen im Streit, oder in der Trunkenheit erschlägt, und sich nachher verbirgt, so zahlt die Gemeinde, in deren Bereich der Todschlag verübt ward, die Geldbüße für den Thäter, jedoch in Fristen, die über mehrere

Jahre vertheilt werden mögen, damit die Last nicht zu schwer drücke. Für den aufgefundenen Leichnam eines unbekannten Menschen (eines Fremdlings) ist die Gemeinde nicht verantwortlich. Wenn dagegen der Todschläger nicht flieht, sondern sich vor Gericht stellt, so wird nur die eine Hälfte des Wehrgeldes von der betreffenden Gemeinde, die andere dagegen von dem Thäter eingetrieben. Erfolgt ein Todschlag ohne vorangegangenen Streit, so zahlt die Gemeinde nichts, sobald sie den Thäter mit Weib, Kind und Habe in die Hand des Fürsten überliefert." In ähnlicher Weise versuchen es fränkische Gesetze, die Gemeinde zu zwingen, daß sie für die öffentliche Sicherheit des Gaues eintrete.

Folgen Bußansätze für Verstümmelungen einzelner Theile des menschlichen Körpers, der Füße, der Hände, der Augen, der Nase, sowie für Verletzung des Eigenthums, Diebstahl, Raub, Gewalt, die an einzelnen Thieren, Pferden, Ochsen, Kühen, Bibern, Bienen, oder am Wildbann Anderer verübt werden. Die betreffenden Sätze sind von denen der deutschen Volksrechte wesentlich nicht verschieden.

Jede peinliche Klage muß durch Zeugniß oder Eid begründet werden. Ist der Kläger ein Waräger oder ein Ausländer, so braucht er nur zwei Zeugen oder Eideshelfer zu stellen. Alle andern Freien müssen in wichtigen Klagen wenigstens sieben Zeugen und Eideshelfer vorführen; betrifft jedoch die Klage unbedeutendere Schlägereien, so genügen zwei Zeugen; nur wenn der Beklagte ein Ausländer ist, müssen stets wenigstens sieben gegen ihn schwören. Als vollgültiger Zeuge kann nur ein Freier auftreten, doch ist es bei minder wichtigen Anklagen und in dringenden Fällen gestattet, fürstliche Dienstleute als Zeugen vorzuladen. Das Zeugniß eines gemeinen Sclaven hat in sofern Gewicht, als auf dasselbe hin der Kläger verlangen kann, daß der Angeklagte sich durch das Gottesurtheil des glühenden Eisens rechtfertige. Bei völliger Ermanglung von Zeugen

kann ein Kläger dann seine Sache anbringen, wenn er sich selbst der Probe des glühenden Eisens, oder des siedenden Wassers unterzieht, ersterer bei Klagen auf Mord, Diebstahl, Verläumdung, oder Geldforderungen im Betrag von mindestens einem halben Goldstück, letzterer bei geringeren Klagen. Also auch die gewöhnlichsten Gottesurtheile der germanischen Volksrechte finden wir in dem Gesetzbuch Jaroslaws wieder.

Aufmerksamkeit verdient der Vorzug, welcher dem Ausländer eingeräumt wird. Zwei Hauptgründe scheinen hiebei zusammengewirkt zu haben; erstens die Mißachtung, welche die verschiedenen Beherrscher Rußlands fast stets gegen das eigene Volk an den Tag legten; zweitens Rücksicht auf Blüthe des Verkehrs, welche vom Herbeiströmen vieler Fremden abhängt. Auch sonst begünstigt das Gesetzbuch Jaroslaws den Handel, und enthält in dieser Beziehung merkwürdige Vorschriften. Ich theile einige mit: „wenn ein Kaufmann einem Andern Geld zum Handel anvertraut hat und der Schuldner läugnet den Empfang, so sind keine Zeugen nöthig, sondern es genügt, daß der Beklagte für sich allein schwört. Ist Jemand Vielen schuldig, und findet sich unter den Gläubigern ein fremder Kaufmann, so wird der Schuldner sammt seiner Habe verkauft, auf den Erlös hat der Fremde den ersten, die Krone mit ihren etwaigen Forderungen den zweiten Anspruch; in den Rest theilen sich die übrigen Gläubiger. Wenn ein Kaufmann fremde Waare, oder fremdes Geld, das ihm anvertraut wurde, durch Schiffbruch, Feuer oder Raub verliert, so steht er nicht mit seiner Person ein, ist zwar verbunden, den Schaden zu ersetzen, aber Fristen müssen ihm gewährt werden, denn man kann nicht fordern, daß der Mensch für den Willen Gottes, oder für Unglück verantwortlich sei. Hat dagegen ein Kaufmann anvertrautes Gut in der Trunkenheit verwahrlost, oder verschwendet, oder aus Nachläßigkeit in Schaden gerathen lassen, so verfahren die Gläubiger nach Gutdünken mit ihm, sie kön-

nen sich mit der Zahlung gedulden, oder den Schuldner als Leibeigenen verkaufen. Herren, welche ihren Sklaven Handel zu treiben erlauben, sind verpflichtet, deren Schulden zu bezahlen. Wer Geld, Honig oder Getraide auf Zinsen ausleiht, soll im Falle eines Streites Zeugen stellen. Die Gesetze erlauben zehn Kuny auf die Grivne — d. h. vierzig vom Hundert — jährlich Zinsen zu nehmen."

Aus einem besondern Gesetz *), welches Jaroslaw über den Brückenbau erließ, geht hervor, daß die Stadt Nowgorod in sechs Quartiere, die Masse der Bürger in Hundertschaften eingetheilt war, daß eine weitläuftige Halle, genannt das Kaufhaus, sich innerhalb der Mauern befand, daß die Deutschen, oder Waräger, und die Gothen, die der Handel nach Nowgorod gezogen hatte, in besondern Straßen wohnten.

Auch das Erbrecht wird durch die Gesetzgebung Jaroslaws geregelt: „stirbt ein gemeiner Freier kinderlos, so fällt das ganze Vermögen der Krone anheim, hinterläßt er unverheirathete Töchter, so gebe man ihnen einen Theil des Erbes; Bojaren aber und Soldaten der Leibwache darf der Fürst nicht beerben, haben sie keine Söhne, so erben die Töchter. Der letzte Wille eines Verstorbenen soll stets vollzogen werden. Hinterläßt er kein Testament, so gehört das Gut den Kindern, doch erhält die Kirche zum Seelenheile des Verstorbenen einen Theil. Der väterliche Hof fällt immer ohne Theilung dem jüngsten Sohne zu. Die Wittwe bekommt, was ihr der Mann (in der Morgengabe) bestimmt hat, sonst ist sie keine Erbin. Die Söhne aus der ersten Ehe erben ihre Aussteuer, oder das vom Vater bestimmte Wittwengut, den Schwestern fällt nichts zu, außer was ihnen die Brüder freiwillig zur Mitgift aussetzen. Kinder, welche von einem freien Vater mit einer Sclavin erzeugt sind, haben keinen Theil an der Erbschaft. Allein, wenn die Mutter die Frei-

*) Karamsin a. a. O. II, 52.

heit erlangt, werden mit ihr auch die Kinder frei.“ Aehnliche Bestimmungen über Ausschließung der Weiber vom Erbe und über die arge Hand finden sich bekanntlich in germanischen Volksrechten, namentlich im salischen Gesetze.

Die richterliche Gewalt geht vom Fürsten aus, und seine Burg wird als gewöhnlicher Gerichtshof erwähnt. Doch kann er diese Gewalt Anderen übertragen, in seinem Namen amtet dann ein Kronrichter, dem ein Gehülfe (vicarius, russisch Strok) und ein Schreiber zur Seite steht. Indessen stoßt man auf dunkle (vielleicht absichtlich verwischte) Spuren einer ganz andern Zusammensetzung der Gerichte. In einer Nowgorodischen Handschrift der Gesetze Jaroslaws steht der Satz, daß bei jedem gerichtlichen Handel der Ankläger mit dem Beklagten vor zwölf freien Männern zur Untersuchung erscheinen müsse. Ich sehe hierin einen unzweideutigen Beweis, daß die Gesetzgebung Jaroslaws ursprünglich den Nowgorodern eine den angelsächsischen Geschwornen, oder den fränkischen Rachinburgen-Gerichten (welche in der Regel aus zwölf Mitgliedern bestanden) nachgebildete Anstalt zugestanden hatte. Da jedoch nur eine einzige Handschrift auf uns kam, welche von diesem merkwürdigen Ereignisse Kunde gibt, drängt sich die Vermuthung auf, daß unsichtbare Hände in Kurzem das nordische Volksgericht aus dem täglichen Gebrauch, bald auch aus dem Gedächtniß der Menschen verdrängt haben. Es ist im russischen Norden gegangen, wie im fränkischen Westen, wo die Rachinburgen ohne Lärm, ohne Sang und Klang den Scabinen weichen mußten.

Wie für die innere, wahre, den meisten Chronisten verborgene Entwicklung des fränkischen Reichs das Capitularen-Buch, so ist für die Geschichte des altrussischen Staats die Gesetzessammlung Jaroslaws Quelle ersten Ranges. Diese Sammlung legt Zeugniß ab, daß unter Jaroslaw germanischer Geist in die Gesetzgebung des slavischen Nordens ein-

drang. Hat Jaroslaw obiges Recht freiwillig, und hat er es für das ganze Reich erlassen? Meines Erachtens das Eine so wenig, als das Andere. Die ältesten Handschriften des russischen Rechts stammen aus Nowgorod *). Ferner weisen mehrere Thatsachen darauf hin, daß es für den ebengenannten Reichstheil berechnet war. Nirgends ist von dem Oberlehensherrn zu Kiew, sondern überall von dem Fürsten, d. i. von einem Theilfürsten die Rede; als solcher hat Jaroslaw selbst in frühern Jahren Nowgorod beherrscht, als solchen setzte er später seinen erstgebornen Sohn ein **). Ebenso passen die Vorschriften über Seehandel, welche das Gesetzbuch enthält, nur für Nowgorod, das, wie ich oben zeigte, mit dem baltischen Meere in Verbindung stand, nicht aber für das mitten im Binnenlande gelegene Kiew. Von Jaroslaw waren, ehe der Bruderkrieg ausbrach, in Folge dessen er Alleinherrscher wurde, die Nowgoroder schwer beleidigt worden, er mußte, weil er nur mit ihrer Hülfe etwas auszurichten vermochte, die Freundschaft der Gekränkten erkaufen. Sie preßten ihm damals jene politischen Freiheiten ab, von denen ich oben sprach. Mit dem Gesetzbuche verhält es sich meines Erachtens ebenso.

Zwei Hauptelemente desselben sind nicht fremdem Vorbild nachgeahmt, sondern dem russischen Codex eigenthümlich: erstlich die Sorge für den Handel. Die Urheber der alten germanischen Volksrechte ehrten nur das Waffenhandwerk, sahen nur im Kriege eine des freien Mannes würdige Beschäftigung. Daher nehmen sie keine Rücksicht auf Handel. Anders im russischen Norden. Die Slawen waren von Haus aus ein Städte liebendes Geschlecht ***), und in den weiten Ebenen vom caspischen und schwarzen zum baltischen Meere

*) Karamsin II, 34, 51 und Anmerkungen S. 32.

**) A. a. O. Text II, 20.

***) Gfrörer Karolinger II, 390.

wurde ein höchst schwunghafter Handel betrieben, wofür außer vielen andern Beweisen namentlich die unglaubliche Masse byzantinischer und arabischer Münzen bürgt, die man dort bis auf den heutigen Tag ober und unter der Erde findet *). Die Krone zog aus diesem Verkehr großen Vortheil. Kann man sich daher wundern, daß Jaroslaws Gesetzgebung den Kaufmann schützt?

Die zweite Eigenthümlichkeit ist das Bestreben, die Gerechtigkeitspflege als Geldquelle für die fürstliche Rentkammer auszubeuten. Nach germanischem Rechte fallen die Wehrgelder und Bußen für Mord, für Verletzung der Person oder des Eigenthums, dem Beschädigten oder seinen Angehörigen anheim. Das Gesetz Jaroslaws dagegen nimmt Wehrgeld und bei weitem den größten Theil aller Bußen, welche Verbrecher zahlen müssen, für die Krone in Anspruch, die Verletzten erhalten verhältnißmäßig nur geringe Entschädigung. Man fühlt, daß der Fürst Herr des Landes ist, das Volk fast nichts gilt, und daß Ablieferung von Tribut seine Aufgabe war. Daher kommt es auch, daß die russischen Herrscher, trotz der Armuth ihres Landes, im Vergleich zu den fränkischen und deutschen Königen, über Schätze geboten, welche das Staunen unserer Chronisten erregen. Vielleicht darf man den Löwenantheil an den Strafgeldern, welchen das Gesetz Jaroslaws der Krone verleiht, als einen Ersatz betrachten, den der Herrscher sich vorbehielt, als er, von den Nowgorodern gedrängt, die Einführung eines germanischen Rechts im nördlichen Rußland zugestand.

Allein nicht bloß weil Andere ihn dazu trieben, hat Jaroslaw Einflüßen des westlichen Europa sein Reich geöffnet, er selbst knüpfte freiwillig mit Königs- oder Fürsten-Geschlechtern des katholischen Abendlandes Familienverbindungen, und zwar in einem Umfange an, von welchem nur die

*) Frähn, Ibn Foßlan S. 79.

russische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts ähnliche Beispiele aufweist. Jaroslaw war verehlicht *) mit der Tochter des Schwedenkönigs Olaf, Ingigerd oder Anna, welche ihm drei oder vier Töchter und sechs Söhne gebar. Eine seiner Schwestern, Maria Dobrognewa, gab **) er Casimir, dem früher flüchtigen, seit 1040 wieder hergestellten***) Könige von Polen zur Gemahlin. Seine Töchter suchte er auf europäischen Thronen zu versorgen. Lambert erzählt †), daß im Jahre 1043 russische Gesandte zu Goßlar erschienen, und dem deutschen Könige Heinrich III. die Hand der Tochter ihres Gebieters anboten, aber eine abschlägige Antwort erhielten. Dieser russische Herrscher kann nur Jaroslaw gewesen seyn. Heinrich wies den russischen Antrag ab, weil er es seinem Vortheile, vielleicht auch seiner Würde angemessener fand, die Burgunderin Agnes zu heirathen. Glücklicher war Jaroslaw zu Paris, indem König Heinrich I. von Frankreich Anna, die Tochter des Großfürsten in zweiter Ehe, zum Weibe nahm ††). Noch heute befindet sich in der Münzsammlung zu Petersburg ein Silberschilling, der allem Anscheine nach zu Ehren dieser Vermählung in Rußland von einem griechischen Künstler geprägt worden ist. Die Vorderseite stellt den heiligen Georg, mit der Krone auf dem Haupte und der Ueberschrift ὁ Γεώργιος, dar; die Rückseite hat die slawische Umschrift: Jaroslawle srebro (Silber Jaroslaws) und die griechischen Buchstaben α, μ, η, welche ohne Zweifel die Jahreszahl 1048 bezeichnen †††), denn im angegebenen Jahre fand die Vermählung statt. — Eine zweite Tochter Elisabeth

*) Karamsin II, 20.

**) Beweise aus polnischen Chronisten bei Röpell Geschichte Polens I, 282; aus russischen bei Karamsin II, 25.

***) Gfrörer K.-Gesch. IV, 284.

†) ad a. 1043; Pertz V, 153.

††) Dom Bouquet XI, 157, 161.

†††) Strahl I, 168; Karamsin I, 31 flgd. und Anmerkung 23 flgde.

verheirathete Jaroslaw an Harold, nachmaligen König von Norwegen *), eine dritte an den König Andreas von Ungarn **).

Die Söhne des Großbojaren waren Wladimir II., welcher, geboren 1020, vom Vater als 17jähriger Jüngling, 1037, zum Theilfürsten von Nowgorod eingesetzt wurde, aber noch vor Jaroslaw starb ***). Zweitens Isäslaw, geboren 1025, auf den seit dem Tode Wladimirs das Vorrecht der Erstgeburt überging, drittens Swätoslaw, viertens Wsewolod, fünftens Wätscheslaw, sechstens Igor. Der Erstgeborne, Wladimir, hinterließ aus der Ehe mit einer unbekannten Gattin zwei Söhne, Rostislaw und Jaropolk. Isäslaw war mit einer Polin, der Schwester des Königs Casimir, vermählt †). Zwei der andern Brüder müssen deutsche Frauen, doch nicht aus dem herrschenden Hause der Salier, sondern aus Dynasten-Geschlechtern geehlicht haben. Albert von Stade und andere deutsche Chronisten melden ††), daß eine vornehme deutsche Jungfrau, Namens Oda, Tochter einer Nichte Kaiser Heinrichs III., mit einem russischen Könige vermählt worden, und nach dessen frühem Tode in ihre Heimath Sachsen zurückgekehrt sei. Dieser König war allem Anscheine nach Jaroslaws dritter Sohn Swätoslaw, der, wie ich unten zeigen werde, 1072 seinen ältern Bruder Isäslaw vom Throne stieß und zur Flucht nach Deutschland nöthigte. Denn Lambert berichtet †††), daß Heinrich IV. im J. 1073 den Probst Burchard, Bruder der Gemahlin des russischen Königs, welcher Isaslaw vertrieben hatte und damals über Rußland herrschte, abgeschickt habe, um mit dem Thronräuber, seinem

*) Karamsin II, 26 sammt Note.
**) A. a. O. 27; man vergleiche noch das Scholion Pertz VII, 329.
***) A. a. O. 20 und Anmerkung Nr. 37.
†) A. a. O. Nr. 38.
††) Schilter Script. rer. germ. II, 260 und Lindenbrog S. 89.
†††) Pertz V, 219.

Schwager, zu unterhandeln. Der andere der obengenannten Söhne Jaroslaws hat Cunigunde aus dem Weimarischen Hause geehlicht. Der sächsische Annalist erzählt*) nämlich: „der Weimarer Otto, welcher 1067 als Markgraf von Meißen starb, hinterließ aus seiner Ehe mit Adela von Brabant eine Tochter Cunigunde, welche mit einem russischen Könige vermählt ward und ihm eine Tochter gebar. Nach dem Tode ihres Gemahls, des Russen, kehrte Cunigunde in ihre Heimath zurück und schloß eine zweite Ehe mit dem Grafen Cuno von Beichlingen. Ihre in erster Ehe gezeugte Tochter, die sie bei ihrer Rückkehr mit nach Deutschland gebracht hatte, verheirathete sie mit einem thüringischen Edelmann Namens Günther.“ Daß der erste Gemahl Cunigundens einer der jüngern Söhne Jaroslaws war, kann nicht bezweifelt werden, aber ob man an Wsewolod, an Igor oder an Wätscheslaw denken soll, läßt sich aus Mangel an Zeugnissen nicht ermitteln. Gewiß aber ist, daß von der an den Thüringer Günther vermählten halbrussischen Tochter Cunigundens die Grafenhäuser Kevernberg und Schwarzburg abstammen**).

Noch in anderer Weise schloß Jaroslaw dem katholischen Westen sein Reich auf; vertriebene Fürsten fanden an seinem Hofe Zuflucht. Adam von Bremen berichtet***), daß die Söhne des durch den Dänen Kanut verdrängten englischen Königs Edmund in Rußland Schutz suchten. Laut magyarischen und nordischen Zeugnissen†) fanden ebenso der verjagte König von Norwegen, Olaf der Heilige, sowie dessen Sohn Magnus, dann der Warägische Fürst Simon und der Unger Andreas bei dem Russen Jaroslaw Unterkommen und Hülfe.

In die Augen springt, daß so vielfache, tiefgreifende,

---

*) ad a 1061 und 1103; Pertz VI, 693 und 737.

**) Raumer Stammtafeln Nr. 14 und Wedekind Noten III, 225 flgd.

***) Gesta hammab. II, 51; Pertz VII, 324.

†) Karamsin II, 32 und Anmerkungen S. 24, Nr. 47, 49.

beharrlich fortgesetzte Versuche enger Verbindung mit dem germanisch-lateinischen Abendland, nicht zufällig gewesen seyn können, sondern reiflicher Ueberlegung entflossen. Boleslaw Chrobry, slavischer Nachbar der Russen, war dem Großfürsten von Kiew mit seinem Beispiel vorangegangen, theils indem er selbst geflissentlich mehrere deutsche Frauen, Töchter ostsächsischer Großen, ehelichte, theils indem er seinen Sohn, den Thronfolger Micislaw, mit der Pfalzgräfin bei Rhein, Richenza, vermählte *). Aber Jaroslaw überbot den Polen bei Weitem. Sein Verfahren läßt meines Erachtens keine andere Erklärung zu, als die, daß es seine Absicht war, aus der Vereinzelung eines halbasiatischen, nur mit dem verkommenen Byzanz verbundenen Königthums herauszutreten und thätiges Mitglied der großen lateinisch-germanischen Staaten-Familie zu werden. Mit dieser von ihm erstrebten Stellung vertrug sich das griechische Bekenntniß nicht mehr. Jaroslaw mußte zur römischen Kirche übergehen. Man sieht nun, daß Gregor's VII. Versuch, von dem sofort die Rede seyn wird, Rußland durch Jaroslaws ältesten Sohn zu gewinnen, kein übereiltes Unternehmen war, sondern auf einer festen Grundlage fußte.

---

*) Gfrörer K.-Gesch. IV, 271 unten flgd. u. 284.

(Schluß folgt.)

III.

Literatur.

I.

J. E. Kopp, Geschichte Kaiser Heinrichs VII. Luzern 1854 bei Stocker. S. 362.

Unter den deutschen Historikern, welche über das Ende des 13ten und den Anfang des 14ten Jahrhunderts geschrieben haben, nimmt ohne Frage J. E. Kopp, Professor zu Luzern, eine der ersten Stellen ein. Sein Fleiß hat über den angegebenen Zeitraum eine Masse Nachrichten gesammelt, die eben so sehr durch ihren Reichthum, als durch ihre Sicherheit befriedigen. Kopp begnügt sich nicht mit Zeugnissen der Chronisten, er weiß fast jede wichtige Thatsache mit Urkunden zu belegen, und erprobt in dieser Richtung eine Gelehrsamkeit, die nur derjenige erwerben kann, der, wie er, die Kraft und Anstrengung eines ganzen Lebens einem bestimmten, abgegränzten Gebiete zuwendete. Außer der Gewissenhaftigkeit seiner Forschung ist auch die Darstellung zu loben; einfach, klar, durchsichtig fließen seine Sätze, und wenn er sich entschließen könnte, zwischen unwichtigen und wichtigen Thatsachen zu unterscheiden, erstere summarisch, und nur letztere ausführlich zu schildern, würde das Lesen seiner Bücher selbst

Genuß gewähren, während es nun zwar stets belehrt, aber doch in einzelnen Theilen ermüdet.

Noch ein anderer Punkt thut, nicht der Verdienstlichkeit seiner Arbeiten — denn diese kann man nicht hoch genug anschlagen — wohl aber dem literarischen Erfolg derselben Eintrag. Herr Kopp, Schweizer von Geburt, nimmt auch als Geschichtschreiber den schweizerischen Standpunkt ein, wie man schon aus dem Titel seines großen Werks ersieht, von welchem Verfasser vorliegenden Aufsatzes einen Theil besprechen will. Dieser Titel ist nämlich doppelt und lautet auf der einen Seite: „Geschichte von der Wiederherstellung und dem Verfall des heiligen römischen Reichs", auf der andern Seite: „Geschichte der eidgenössischen Bünde". Es ist unläugbar wahr: die Anfänge des Hauses Habsburg wurzeln mehr als zur Hälfte in der heutigen Schweiz, und unter allen Umständen müssen die dortigen Verhältnisse von Solchen, welche die deutsche Geschichte seit der andern Hälfte des 13ten Jahrhunderts bearbeiten, sorgfältig in's Auge gefaßt werden; gleichwohl hat die deutsche Lesewelt das Recht, zu verlangen, daß der Geschichtschreiber von einem allgemeinen deutschen Gesichtspunkte ausgehe, und nicht dem südlichen Alamannien eine, die andern Theile des Reichs in Schatten stellende Prärogative der Aufmerksamkeit und Werthschätzung widme.

Das Vorbild Johannes Müller's, oder genauer das literarische Glück, das seine Schweizergeschichte machte, hat, fürchte ich, nachtheilig auf Kopp, wie auf manche andere süddeutsche Historiker eingewirkt. Müller verdankte dieses Glück weniger dem inneren Werth seiner Arbeit, als den Künsten, die er in Bewegung setzte, um seiner Schriftstellerei Gunst und Lob möglichst Vieler zu verschaffen. Das hatte denn zur Folge, daß Spätere sich der Meinung hingaben, der schweizerische Ton und Gesichtspunkt sei es gewesen, welcher Müller's Namen gefeiert machte. An ächtem Gehalt scheinen uns die Arbeiten Kopp's weit den Vorzug vor denen Mül-

ler's zu verdienen. Während dieser sehr häufig nach Knall-Effekten hascht, angenehm klingende Fabeln nackter Wahrheit vorzieht, während er, um Patrone zu gewinnen, nach den verschiedensten Seiten Complimente macht, bald den Demokraten, bald Aristokraten — und dann wieder absoluten Herrschern Weihrauch streut, mit einem Worte Allen Alles zu seyn sich abmüht, geht Kopp, ehrenhaft und wahrheitliebend, den einfachen Weg gerade aus.

Von dem großen Werke Kopp's sind zwischen 1841 bis 1849 die vier ersten Bücher, welche eigentlich nur Einleitendes enthalten, nämlich eine Uebersicht der allgemeinen deutschen Zustände von 1273 bis 91, der besondern Zustände Alamanniens und Burgunds aus derselben Zeit, im Drucke erschienen. Die vier folgenden Bücher, welche, wie zu vermuthen, eine Uebersicht der italienischen Zustände bringen, dann die Regierungs-Geschichte Rudolf's I., Adolf's von Nassau und Albrecht's I. schildern werden, stehen noch aus. Es wäre ein wesentlicher Verlust, ja man darf wohl sagen eine Schande für die deutsche Literatur, wenn Herr Kopp durch die Gleichgültigkeit des Publikums gehindert würde, die vier eben erwähnten Bücher, die druckfertig liegen, zu veröffentlichen.

Bei einem andern Verleger, und nach einem eigenthümlichen Plane, der ein vortreffliches historisches Werk zum Anhange einer schweizerischen Zeitschrift macht, hat Herr Kopp im vorigen Jahre das neunte Buch, enthaltend die Geschichte Heinrich's VII. von Luxemburg, deutschen Königs und Kaisers, erscheinen lassen. Es ist der Zweck vorliegenden Aufsatzes, das Verdienst dieser Arbeit, so weit es in Kürze geschehen kann, hervorzuheben.

Nachdem die Hohenstaufen so geendet hatten, wie sie endeten, war eine Wiederherstellung des völlig zerklüfteten Reichs nur dann möglich, wenn den deutschen Thron ein Herrscher bestieg, der sein Ohr den Sirenentönen kaiserlicher

Weltherrschaft verschloß, welche die Hohenstaufen und ihre Vorgänger, die Salier, in's Verderben stürzten, weil sie Dinge unternahmen, zu deren Ausführung ihre Macht nicht ausreichte; wenn der fragliche Herrscher weiter sich die Aufgabe stellte, im Kleinen anzufangen, und Stein um Stein die Grundlagen des Staats wieder zusammenzufügen. Von Unten herauf mußte gebaut werden, nicht in schwindelnde Höhe. Mit bewunderungswürdiger Klugheit und Selbstbeschränkung begriff der Habsburger Graf Rudolf, zum deutschen König gewählt, die wahre Lage der Dinge. Als er, nach achtzehnjähriger Verwaltung, 1291, starb, sah das Reich ganz anders aus, als zu der Zeit, da er dasselbe angetreten hatte. Bürge dafür das, was sofort die Fürsten, in deren Händen leider die Besetzung des Thrones lag, unternahmen. Von der Ahnung geschreckt, daß es, wenn zwei bis drei Fürsten wie Rudolf hintereinander regierten, um ihre Selbstherrlichkeit geschehen sei, wählten sie nach Rudolf nicht dessen kraftvollen Sohn Albrecht, sondern einen winzigen, machtlosen Grafen, den Nassauer Adolf zum Könige. Derselbe machte sich in Kurzem so verächtlich, daß ihn der Habsburger Albrecht, Rudolfs Sohn, mit Zustimmung der Mehrzahl deutscher Stände, durch eine glückliche Schlacht 1298 vom Throne stürzen konnte.

Nur zehn Jahre — von 1298 bis 1308 — stand Albrecht an der Spitze des deutschen Reichs, und während dieser kurzen Zeit nahm er die Politik seines Vaters so kraftvoll auf, wirkte so entschieden auf Wiederherstellung der Macht und Einheit Deutschlands hin, daß abermals Schrecken die weltlichen und geistlichen Fürsten ergriff. Die Scenen, welche 1291 beim Tode seines Vaters eintraten, erneuerten sich in noch verderblicherer Gestalt. Gerüchte liefen um, daß eine Verschwörung der Großen im Werke sei, welche dahin ziele, den König aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu entfernen. Wenn Mächtige solche Gedanken hegen, finden sich

immer Kleine, welche, sei es im geheimen Einverständnisse mit den unzufriedenen Großen, sei es auf eigene Faust, die Hand zur Ausführung bieten. So geschah es auch damals: Anfangs Mai 1308 wurde König Albrecht, als er in einem Kahne über die Reuß setzte, von einem ruchlosen Neffen, dem Herzog Hans, und einigen untergeordneten alamannischen Edelleuten ermordet.

Die Kurfürsten zeigten seitdem durch die That, daß sie wenigstens moralisch die Mitschuld des Verbrechens trugen. Statt Albrechts wurde ein sehr kleiner Graf, Heinrich von Luxemburg, auf den deutschen Thron erhoben. Um begreiflich zu machen, wie schmachvoll diese Wahl für die deutsche Nation war, muß man den damaligen Stand der europäischen Angelegenheiten in's Auge fassen. Die Statthalter Petri thronten nicht mehr zu Rom, denn seit dem Herbste 1305 hatte der Kapetinger, Philipp der Schöne von Frankreich, den neuerwählten Papst Clemens V. nach Frankreich gelockt, von wo die Nachfolger eben dieses Clemens nur nach einem langen Zeitraum der Erniedrigung auf den heimathlichen Boden Italiens zurückkehren sollten. Seitdem befanden sich Petri Statthalter in der Gewalt der französischen Könige. Der nämliche Kapetinger, der das Papstthum auf solche Weise unterdrückte, war auch Herr des neuen deutschen Königs. Als Luxemburger Graf hatte Heinrich Philipp dem Schönen von Frankreich 1294 gegen eine jährliche Rente von 500 Pfund für sich und seine Erben auf ewige Zeiten förmlich den Vasalleneid geschworen, und dieses Verhältniß 1305 in seines eigenen und seines Bruders Balduin Namen erneuert. Auch die beiden geistlichen Fürsten, welche hauptsächlich Heinrich's Erhebung durchsetzten, hingen vom Luxemburger Hause, und durch dasselbe mittelbar vom französischen Hofe ab. Peter, in niedrigem Stande zu Trier geboren, war in früheren Zeiten, da er eine Pfründe in seiner Heimath inne hatte, zugleich Leibarzt der Luxemburger Grafen gewesen. Später, im

Jahre 1306, machte ihn der oben erwähnte, dem französischen Könige verpflichtete Papst Clemens V. zum Erzbischof von Mainz. Und kaum hatte Peter von diesem wichtigen Posten Besitz ergriffen, als er seinen ganzen Einfluß aufwandte, um erst den jüngeren Bruder Heinrich's, Balduin, der Geistlicher war und 1308 erst 23 Jahre zählte, auf das erledigte Erzbisthum Trier, dann Heinrich selbst auf den deutschen Thron zu erheben. Beides gelang seinen eifrigen, von seltener Schlauheit und Geschäftskenntniß unterstützten Bemühungen.

Andere deutsche Reichsfürsten halfen allerdings getreulich mit, aber die meisten nur gegen einen bestimmten und hohen Lohn. Etwas mußte vor Allem geschehen, um das neue Königshaus einigermaßen auszustatten. Wenceslaw V., der letzte Fürst aus dem Mannsstamme der böhmischen Ottocare, war 1306 mit Tod abgegangen, zwei Schwestern, Agnes und Elisabeth, hinterlassend, von denen die ältere sich mit dem Herzog Heinrich von Kärnthen vermählt hatte, der wirklich nach dem Tode seines Schwagers Wenceslaw, mit Einwilligung eines guten Theils der böhmischen Stände, in Prag als König ausgerufen ward. Gleichwohl strebte eine einheimische Partei dem Kärnthner entgegen, und geschickt benutzte der neue deutsche Herrscher, im Verein mit dem Mainzer Bischof, diese Verwicklung, um seinen Sohn Johann mit der jüngeren, noch unverheiratheten Schwester Wenceslaw's, Elisabeth, zu verloben. Die Intrigue glückte: von den Böhmen verlassen, mußte der Kärnthner weichen und Johann, der Sohn des neuen deutschen Königs, setzte die Krone Böhmens auf sein Haupt.

Wenn so Deutschlands hohe Stände die Hand dazu boten, daß der Luxemburger Johann ein eigenes Land davontrug, sorgten sie andererseits dafür, daß der Vater ihren geheimen Absichten nicht im Wege stehe, sondern zu ihren Gunsten Germanien räume. Seit Friedrich II. hatte kein

deutscher Kaiser mehr Italien betreten, weil nach den bittersten Erfahrungen endlich die Ueberzeugung durchdrang, daß dort für die wahre Macht des Reichs Nichts zu gewinnen, wohl aber sehr Viel zu verlieren sei. Plötzlich schlug der Luxemburger Graf wieder die Bahn des großen Karl, der Ottonen, der Salier, der Hohenstaufen ein. Wer wird glauben, daß er dieß aus eigenem Antriebe that? unabweislich drängt sich der Verdacht auf, daß ihm das hohe Ziel durch die Wahlcapitulation, oder genauer, durch die geheimen Verhandlungen, welche der Erhebung vorangegangen, gesteckt worden sei. Es hieß, Heinrich VII. werde die Herrlichkeit des Reichs über Italien wieder herstellen, den Glanz der alten Zeiten erneuern, auch die Kaiserkrone in Rom holen; zu letzterm Zwecke waren bereits Unterhandlungen mit Papst Clemens V. eingeleitet, der auch das Versprechen gegeben hatte, Cardinäle aus Frankreich nach Rom abzusenden, welche in seinem Namen den deutschen König dort zum Kaiser krönen würden.

Natürlich konnte man den König nicht allein, d. h. ohne eine bewaffnete Macht, nach Italien hinüberschicken, da er sonst schon von vorneherein zum Gespött der Welt geworden seyn würde. Hier nun auf diesem Punkte trafen die Berechnungen der Reichsfürsten und die ehrgeizigen Wünsche, die man in der Seele des ehemaligen Luxemburger Grafen angefacht hatte, zusammen. Wenn sonst unsere Herrscher über die Alpen zogen, um die Kaiserkrone zu empfangen, boten sie das Reichsheer auf, das aus Leuten bestand, die vermöge ihrer Lehen Kriegsdienste zu leisten verpflichtet waren. Aber mit dem Luxemburger Heinrich ritt kein einziger unbezahlter Streiter. Um ein Heer zu bekommen, mußte er Alles, was die Thätigkeit und Sparsamkeit seiner habsburgischen Vorgänger an Reichseinkünften zusammengebracht hatte, aufopfern. Eine Menge Lehen, Zölle, Güter wurden ausgegeben, kleine Reichsstädte wurden verpfändet, und doch überstieg der Hau-

fen deutscher Streiter, der sich um seine Person in Italien befand, nie die Zahl von 3000 Lanzen.

Heinrich VII. hat, wie manche seiner Vorgänger, nebenbei darauf gerechnet, daß Italien selber seine Ketten bezahle. Die vielen Städte Lombardiens und des Mittellandes, trotz der ewigen Unruhen durch Handel und Gewerbe sehr reich und blühend, waren voll Parteiung: überall gab es Gibellinen und Guelfen und in den meisten Orten hatten erstere ihren Gegnern weichen müssen. Die Politik Heinrichs bestand darin, die Verbannten zurückzurufen, und dann mit ihrer Hülfe Allen möglich große Steuern aufzulegen. Das gelang gewöhnlich Anfangs, aber zuletzt vereinigten sich stets beide Parteien gegen den fremden Herrn und nöthigten ihn zum Abzuge. Im Oct. 1310, dem zweiten Jahre seiner Regierung, hatte Heinrich die Alpen überschritten, und Ende Decembers seinen Einzug in Mailand gehalten, im Frühjahr 1311 mußte er die Stadt verlassen. Nach längerem Aufenthalt in Ligurien, der gleichfalls mit Empörungen endete, erreichte er im Mai 1312 Rom, wo die von Papst Clemens abgesendeten Cardinäle ihm die kaiserliche Weihe ertheilen sollten, aber allerlei Schwierigkeiten erhoben. Es war König Robert von Neapel, Enkel Karl's I. von Anjou, der dort, wie schon im obern Italien, dem deutschen Könige in den Weg trat. Denn hätte Heinrich VII. das, was er in Italien zu bewerkstelligen gedachte, auszuführen vermocht, so wären die Kapetinger von Neapel, deren Ahnherr Karl die Hohenstaufen aus dem Apulischen Normannenreich vertrieben und den letzten dieses Hauses, Conradin, auf's Blutgerüst gebracht hatte, aus der Halb-Insel verjagt worden. Die ganze Guelfen Partei unterstützte heimlich oder offen den König Robert; in Rom selbst wurden Gefechte zwischen dem beiderseitigen Anhang geliefert. Den 29. Juni, am Festtage der Apostel Peter und Paul, empfing zwar Heinrich VII. aus den Händen der Cardinäle die Kaiserkrone; aber schon im folgenden Monat verließ er Rom für

immer. Er rückte vor Florenz, in der Absicht, diese reiche und mächtige Stadt, Führerin der Guelfen Partei, mit Gewalt zu unterwerfen, jedoch nicht einmal förmlich zu belagern vermochte er sie, weil seine Streitkräfte viel zu klein waren. Während das zwei- bis dreitausend Lanzen starke deutsche Heer vor einem der Thore eine feste Stellung bezog, standen die andern Thore offen, und unausgesetzt erhielten die Florentiner Zuzug aus Neapel und aus guelfisch gesinnten Orten des mittleren und oberen Italiens. Ende Oct. 1313 hob der unglückliche Kaiser, der indeß todtkrank geworden aber wieder halb genesen war, das Lager vor Florenz auf, und begann eine neue Stadt, die den Namen Kaisersberg erhalten sollte, mitten in Toskana, auf einem Punkte zu erbauen, wo die Straßen von Siena, Florenz, Pisa zusammenstießen. In der nächsten Zeit verschleuderte er abermal eine Menge Reichsgut auf deutschem und italienischen Boden, um rasche Kriegshülfe von Seiten eigennütziger Vasallen zu erkaufen. Der Frühling 1313 kam heran; im April des genannten Jahres befand sich Kaiser Heinrich VII. zu Pisa, welche Stadt, seit langer Zeit an der Spitze der Gibellinen Italiens, ihm damals wie früher bereitwillig an die Hand ging. Er hielt den 26. April einen offenen Gerichtstag, in welchem er den Reichsbann über Robert von Neapel verhängte, ihn, im Fall er ergriffen würde, zur Enthauptung durch das Schwert verurtheilte, und aller Lehen verlustig erklärte.

Heinrich VII. war um nichts mächtiger, als er diese Maßregel ergriff, denn nur wenige Deutsche, und auch diese nur langsam, rüsteten sich ihm Beistand zu leisten. Gleichwohl hatte der ausgesprochene Bann einiges Gewicht, weil alle offenen und heimlichen Gegner Roberts die Gelegenheit benützten, um an ihm unter der Maske des Gehorsams gegen die kaiserlichen Befehle Rache zu nehmen. Ansehnliche Streitkräfte setzten sich zu Land und zur See in Bewegung gegen Neapel; wäre Ernst aus dem Kriege geworden, so würde

Heinrich doch die Früchte nicht gepflückt haben, sondern andere würden ihm zuvorgekommen seyn. Es kam aber nicht einmal so weit: im August 1313 raffte eine Krankheit den Kaiser weg. Das Gerücht ist ausgesprengt und vielfach geglaubt worden, als sei Gift die Ursache seines Todes gewesen; doch triftige Zeugnisse behaupten das Gegentheil und es ist wahrscheinlich, daß Verzweiflung über die Sisyphus-Arbeit, in welche er sich ohne die Möglichkeit der Umkehr verwickelt sah, und Nachwehen der früheren Krankheit ihn in's Grab stürzten.

Sein Wirken in Italien ließ keine Spuren zurück. Sicherlich würde das deutsche Reich schon zwei Jahrhunderte früher, als es wirklich geschah, den Intriguen der französischen Kapetinger unterlegen seyn, hätten nicht diesen die Angriffe der Engländer ein langwieriges Feuer am eigenen Heerde bereitet. Dadurch wurde es den deutschen Fürsten möglich gemacht, dieselbe Politik, welche Schattenkönige, wie Adolf von Nassau, wie Heinrich von Luxemburg auf den Thron erhob, noch geraume Zeit weiter fort zu spinnen. Das endliche wohlverdiente Schicksal ist dadurch nur hinausgeschoben, nicht abgewendet worden. Wer die Stimme der Pflicht gegen das eigene Vaterland nicht hört, muß zuletzt die Zuchtruthe fremder Herren fühlen.

II.

Dr. Carl Joseph Hefele, Concilien-Geschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Erster Band. Freiburg bei Herder 1855. S. 827.

Man darf behaupten, daß in dem Maße, wie die Hingebung für die Kirche wächst, das Studium der Concilien einen Aufschwung nehmen, und sich in weiteren Kreisen ver-

breiten wird. Seit dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sind entweder glaubwürdige Nachrichten über die Wirksamkeit kirchlicher Versammlungen oder vollständige Protokolle der Beschlüsse vorhanden, welche die gesetzlichen Vertreter der Kirche über Glaubenssätze, Recht, Gebräuche der Christenheit abgefaßt haben. Die Sammlung dieser Beschlüsse und Nachrichten bildet die feste Grundlage, auf welcher Geschichte, Dogmatik und Rechtslehre der Kirche ruht. Das Erforschen derselben befestigt im Glauben, erhebt die Seele, erleuchtet den Verstand, erweckt das Gefühl der Gewißheit, daß die Verheißungen, welche der Welterlöser den Seinigen gab, stets in Erfüllung gegangen sind und noch in Erfüllung gehen. Der katholische Glaube hat in ihnen gleichsam einen Adelsbrief *aufzuweisen*, wie kein anderes Institut der Welt. Denn diese kirchlichen Acten führen die imagines majorum, die lange Reihe der Zeugen des Glaubens und des Rechts, auf und enthalten nebenbei den Kern der Weltgeschichte.

Aber weitschichtig und theuer sind die Sammlungen derselben. Die größte unter ihnen, diejenige, welche Dominikus Mansi seit 1759 in Florenz herauszugeben begann, umfaßt 31 Folio-Bände, und reicht doch nur bis in's fünfzehnte Jahrhundert. Nur Gelehrte, welche ihr Beruf auf fortgesetzte Studien hinweist und welche zugleich in die Lage gesetzt sind, über größere Bibliotheken zu verfügen, können aus der Quelle selbst schöpfen. Anderer Seits liegt es im Gange der neuern Bildung, daß die Resultate der Forschungen, welche Einzelne vermöge ihres Berufs über allgemein wichtige Materien anstellten, möglichst Vielen in so bündiger Form, als der Gegenstand erlaubt, zugänglich gemacht werden. Trägt man diesen Erfahrungssatz auf das Gebiet katholischer Theologie über, so folgt, daß die Ausarbeitung einer kirchlichen Encyclopädie und dann einer Geschichte der Concilien zum Bedürfniß geworden ist.

Ersteres Bedürfniß wurde durch das von Welte und

dem zu frühe verstorbenen Wetzer herausgegebene Kirchen-Lexicon befriedigt, die zweite Lücke auszufüllen hat in dem oben angezeigten Werke Professor Hefele unternommen. Wir glauben voraus zu sehen, daß seine Arbeit nicht minderen Nutzen stiften und gleichen Beifall finden wird, wie das Kirchenlexicon.

Welches sind die Bedingungen, von denen das Gelingen einer Geschichte der Concilien abhängt? Wer sich eine solche Aufgabe stellt, muß erstlich in dem großen Gebiete kirchlicher Acten wohl bewandert seyn, also eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besitzen. Aber dieß genügt bei weitem nicht, es ist nöthig, daß der ordnende Geist hinzutrete, welcher der Masse des Wissens Leben und Bewegung einhaucht, daß die Schärfe der Logik zur Seite stehe, welche das Unwichtige oder Minderwichtige von dem Wichtigen auszuscheiden, die Punkte, auf welchen die Entscheidung beruht, zu erfassen und, wie das Sprichwort sagt, den Nagel auf den Kopf zu treffen versteht; es ist endlich wünschenswerth, daß auch der Reiz gefälliger Form nicht fehle, welche das Durchlesen eines wegen der behandelten Materie nützlichen Stoffes zu einem angenehmen Geschäfte macht:

omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Professor Hefele hat seine Gelehrsamkeit durch viele frühere Arbeiten erprobt, denen er seinen literarischen Ruf verdankt. Was die beiden andern Erfordernisse betrifft, so zweifeln wir, ob es in Deutschland einen Gelehrten gibt, welcher befähigter wäre als er, gerade eine Geschichte der Concilien zu schreiben: überall tritt dem Leser neben der Beherrschung des Stoffs ein gesunder heller Verstand entgegen, der die Wahrheit erfassen will und sie wirklich erfaßt. Der erste Band zählt bei ziemlich engem Druck volle 800 Seiten, und doch ist Verfasser vorliegender Beurtheilung nie müde geworden, weil ihn stets ein angenehmes Gefühl weiter trieb,

das man in den Worten ausdrücken kann: es ist ein gescheidter Mann, der zu dir spricht.

Die Concilien-Geschichte ist auf fünf Bände berechnet. Der erste, welcher vorliegt, reicht bis gegen das Jahr 380 hin. Der zweite wird die Synoden der drei nächsten Jahrhunderte, also bis gegen 700 enthalten. In zwei weiteren Bänden, dem dritten und vierten, sollen die Beschlüsse der Concilien bis gegen Ende des Mittelalters behandelt werden. Der fünfte ist für das Concil von Trient, sammt seinen nächsten Vorgängern und Nachfolgern bestimmt.

Die Einleitung zum ersten Bande verbreitet sich über die nöthigen Vorbegriffe als z. B., wie viele Arten von Concilien es gebe, wer an denselben Theil zu nehmen habe, wer sie berufe, wer den Vorsitz auf ihnen führe, wem das Recht zustehe die gefaßten Beschlüsse zu bestätigen? Mit letzterem Punkte kommt der Verfasser auf Beantwortung der häckeligen Frage: steht der Papst über oder unter einem allgemeinen Concil? Betreffend diese Frage, sind früher Folianten geschrieben worden und die heftigsten Streitigkeiten entstanden, auch hat der Gallikanismus den Satz, daß allgemeine Kirchenversammlungen über dem Papste stehen, zu seinem Losungswort gewählt. Wie entscheidet nun Hefele? er zeigt, daß die Fassung der Frage falsch, unnatürlich sei. Papst und Concilien stehen weder außerhalb, noch unter, noch über der Kirche, sondern mitten in ihr. Der Papst ist das Haupt, die Bischöfe, die Cleriker, die Laien sind Glieder der Kirche; so wenig letztere ohne das Haupt, so wenig kann das Haupt ohne die Glieder ein abgesondertes Leben führen. Die Thatsache, daß die Frage überhaupt aufgeworfen wurde, weist auf eine jeweilige Krankheit im Organismus der Kirche hin. Aber auch wenn — was zum Glücke selten vorkommt — solche Krankheiten ausbrechen, kann nie und unter keinerlei Umständen gelten, was Concilien ohne Vertretung des Papstes beschließen. Denn würde ihnen diese Macht zustehen, so wäre

es, laut der deutlichen Warnungen der Geschichte des 15ten Jahrhunderts, um die Einheit der katholischen Kirche geschehen, was gegen die Verheißung des Erlösers streitet, und darum unmöglich ist.

Das erste Buch umfaßt in drei Capiteln die Geschichte der vornicänischen Synoden, zunächst derjenigen, welche im zweiten Jahrhundert über den Montanismus und die Oster-Feier, dann der, welche im dritten über die Sache des Novatianus, die Lapsi und verwandte Fragen, sowie gegen Paul von Samosata gehalten wurden. Folgen dann die Concilien, welche von 303 bis gegen 325 zusammentraten. Besonders gelungen scheint uns der Abschnitt über die spanische Synode von Elvira, deren Canones der Verfasser sammt der nöthigen Erklärung mittheilt.

Das zweite Buch beschäftigt sich in zwei Capiteln mit der Geschichte des ersten allgemeinen Concils von Nicäa. Der Verfasser schickt einen Ueberblick der Begriffe über den Logos und sein Verhältniß zum Vater voran, die aus den Zeiten vor dem Beginne des arianischen Streites in den Werken verschiedener älterer Kirchenlehrer gefunden werden. Dieser Ueberblick dient dazu, um das außerordentliche Verdienst zu würdigen, das sich der heil. Athanasius und die Bischöfe der nicänischen Synode erwarben. Wie viele Klippen mußten vermieden, welche klaffenden Gegensätze mußten vermittelt werden. Wahrlich, die Feststellung des Dogmas der Dreieinigkeit ist ein Wunder von Weisheit. Nach ausführlicher Erörterung der Einzelheiten, die bezüglich der Geschichte des großen Concils bekannt sind, kommt Hefele auf die Frage, ob die päpstliche Bestätigung der Beschlüsse von den Vätern der nicänischen Synode nachgesucht, und von dem damaligen Stellvertreter Petri, Sylvester I., ertheilt worden sei? Fünf Actenstücke sind auf uns gekommen, aus welchen, wenn anders ihre Aechtheit feststünde, folgen würde, daß allerdings die Bestätigung erbeten und gegeben ward. Allein Hefele

weist die Unächtheit derselben nach, zeigt aber gleichwohl, daß das Concil nach höchster Wahrscheinlichkeit die nachträgliche Zustimmung des römischen Stuhls eingeholt habe. Laut dem Zeugnisse des K.-Geschichtschreibers Socrates behauptete Papst Julius I., der 339, zwei Jahre nach dem Tode Sylvester's I., und dreizehn Jahre nach Abhaltung des nicänischen Concils, Petri Stuhl bestieg, daß ohne Zustimmung des römischen Bischofs kein Concilienschluß Gültigkeit habe. Hätte er so sprechen können, wären die Schlüsse von Nicäa durch seinen Vorgänger Sylvester nicht genehmigt worden! Ueberhaupt, wer wird glauben, daß die Häupter des Concils, oder auch Kaiser Constantin es unterlassen haben, sich der vollen Zustimmung des Papstes Sylvester, welcher der Synode von Nicäa nicht persönlich beiwohnte, zu versichern?

Die Arianer waren durch die Kirchenversammlung von Nicäa und das einträchtige Zusammenwirken der Stühle von Rom und Alexandrien besiegt worden. Aber Hofgunst brachte sie in Kurzem wieder empor. Das dritte Buch schildert, was sie gegen Athanasius unternahmen, und gibt Rechenschaft von den Synoden, welche sie, unterstützt von einzelnen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, zwischen 330 und 341 veranstalteten, um einen der Fassung des Arius, der 335 starb, wenigstens ähnlichen Lehrbegriff durchzusetzen.

Um 342 starb Erzbischof Eusebius von Nicomedien-Constantinopel, der entschlossenste Gegner des heil. Athanasius und Haupt der Partei, welche der Kirche als Dogma aufdrängen wollte, was der Kaiser und sein Rath vorzuschreiben für gut fanden. Dadurch gewann Athanasius, der in der Verbannung zu Rom lebte, im Bund mit dem Papst Gelegenheit, den Sachen eine andere Wendung zu geben. Das Ergebniß ihrer siegreichen Bemühungen war die Berufung der Synode von Sardika, welcher das vierte Buch gewidmet ist. Da die Beschlüsse von Sardika von hoher

Wichtigkeit sind, sofern sie dem Papst das Recht, Appellationen aus allen Sprengeln der Christenheit anzunehmen, das allerdings schon eingehüllt im Begriffe des Primats lag, förmlich und als Kirchengesetz zusprachen, theilt Hefele dieselben ausführlich, sammt einer lichtvollen Erläuterung mit. Die Mehrzahl der orientalischen Bischöfe, Arianer und Halb-Arianer, die, vom Kaiser Constantius gezwungen, sich in Sardika eingefunden hatten, unterschrieben die Beschlüsse nicht, sondern rissen aus, und hielten eine abgesonderte Winkelversammlung zu Philippopolis, welche auf das halbarianische Dogma zurückkam.

Gleichwohl siegten Rom und Athanasius, letzterer kehrte im Triumphe nach Alexandrien zurück. Allein Kaiser Constans, Herr des Westens und Beschützer der Bekenner des Homousion, welcher durch die drohende Stellung, die er einnahm, seinen Bruder Constantius, den Beherrscher des Ostens, genöthigt hatte, Gerechtigkeit gegen Athanasius und die Kirche zu üben, wurde von einem Empörer 350 ermordet. Es gelang dem Kaiser Constantius 353, den Mörder zu bewältigen, und das ganze Reich zu vereinigen. Und nun erhob die Hofpartei von Constantinopel noch einmal drohend das Haupt, aber auch zum letztenmale. Die hieraus entstandenen Verwicklungen werden im fünften Buche erzählt. Dieser Abschnitt gibt dem Verfasser Gelegenheit, abermal seine Unparteilichkeit zu zeigen. Papst Liberius war, als unbeugsamer Vertheidiger des Homousion und des heil. Athanasius, von Constantius abgesetzt und verwiesen worden; aber die Leiden der Verbannung hatten ihn so gebeugt, daß er schwach wurde, und um nach Rom zurückkehren zu dürfen, ein Glaubensbekenntniß unterschrieb, das Athanasius preisgab, und das in einzelnen nicht unwesentlichen Worten vom Homousion abwich. Es gibt Schriftsteller, welche, wenn auch den Quellen zum Trotz, einen solchen Makel aus dem Andenken eines Papstes auszumerzen versuchen. Hefele gibt der Geschichte die Ehre,

weist aber auch, wie wir glauben, mit vollkommenem Rechte nach, daß Liberius nicht sowohl das Homousion aufgegeben, als seine Gegner getäuscht hat. Denn gleich nachher trat er wieder gegen dieselben in die Schranken. Am Schlusse des fünften Buches wird noch angedeutet, wie nach dem raschen Wechsel mehrerer kurz regierenden Kaiser der Spanier Theodosius den Thron des Römerreichs bestieg. Mit seiner Erhebung ist nach fünfzigjährigen Stürmen der Triumph des Homousion entschieden, in welchem die Ueberlieferung der Väter und die Freiheit der Kirche über die Willkür einen ewig denkwürdigen Sieg errang.

In einem an Umfang kleinen, sechsten Buche behandelt der Verfasser die Geschichte und Beschlüsse der beiden Synoden von Gangra und Laodicea, deren Zeit man nicht genau bestimmen kann, und die über kirchliche Zucht Canones aufstellten, welche die Kirche seitdem angenommen hat. Noch theilt ein Anhang Text und Erklärung der sogenannten apostolischen Canones mit, und bestimmt deren Zeit und Werth.

Wir werden nicht ermangeln, sobald wieder ein Band des vortrefflichen Werkes erscheint, den Lesern der historisch-politischen Blätter Rechenschaft davon zu geben.

IV.

Aphoristische Zeitläufte.

Oesterreich — die Kreuzzeitung — und wir.

Wir — worunter der Kürze halber der Verfasser der „Zeitläufte“ verstanden werden möge — finden uns durch die europäische, wie unsere publicistische Lage des Augenblicks auf eine Um- und Rückschau angewiesen. Es liegt dazu noch besondere Veranlassung vor. Das Organ der in Berlin herrschenden Partei begann nämlich in letzter Zeit an uns irre zu werden, und wir ergreifen nur eine erwünschte Gelegenheit, wenn wir demselben unsere Stellung zu den großen Fragen des Tages in gedrängter Uebersicht wiederholen. Die „Kreuzzeitung“ also (9. Juni) äußert: „Wir haben schon einmal gesagt, daß die Münchener Historisch-politischen Blätter sich oft österreichischer gebehrden, als das Wiener-Kabinet selbst ist. . . . Pikant ist es übrigens, wie das römische Blatt bei dieser Gelegenheit *) einmal mit Oesterreich abschneidet, dem es

---

*) Diese „Gelegenheit“ bot unser Urtheil (S. 928 d. v. Bds.) über den, wie damals behauptet ward, von Rußland ausgegangenen Vorschlag: die drei Mächte sollten nur einfach festsetzen, daß eine Vermehrung der russischen Euxinus-Flotte auf den status quo ante

doch so wohl will, wenn man in Wien nach seinen Wünschen handelt."

Es liegt nun in diesen Worten vor Allem der Beweis, daß weiland die „katholische Politik im Unterschiede von der Politik der jeweiligen Katholiken" ihren ebenso unbesonnenen

---

für sie sofort ein Kriegsfall sei. Nun aber, sagt die Kreuzzeitung vom 9. Juni, ist jener Vorschlag, wie „alle Welt weiß", von Oesterreich selber ausgegangen, so daß also das Urtheil der histor.-polit. Blätter direkt auf das Wiener-Kabinet herabfällt. Wir unsererseits unterschrieben jenes Urtheil von damals dennoch, wenn Dem auch wirklich so wäre. Die Publikation des Conferenz-Schluß-Protokolls hat aber seitdem bewiesen, daß Dem nicht so ist, und die Kreuzzeitung selbst (16. Juni) weiß sich nun nicht anders als durch die Unterschiebung zu helfen: jener Vorschlag stehe „unzweifelhaft" in einem „geheimen Artikel." — Es war in dem Hefte vom 15. Mai, daß wir die österreichischen Vorschläge überhaupt besprachen; diese waren aber noch nicht publik, und wie allbekannt, behaupteten damals noch die verläßigsten, aus officiösen Quellen schöpfenden Wiener-Berichte: sie stammten von Rußland und würden vom Berliner-Preßbureau geflissentlich in österreichische transformirt. Erst nachher gestanden dieselben Berichte: die vielbesprochenen Vorschläge kämen zwar von Oesterreich, aber „aus russischem Material." Diesem nicht uninteressanten Zwischenfall hatten wir gleich im nächsten Hefte (vom 1. Juni) gehörige Beachtung gewidmet. Die Kreuzzeitung vom 9. Juni aber stellte sich an, als wenn unsere Feder noch naß sei von dem Satz: nicht österreichisch, sondern russisch seien jene Vorschläge, während doch „Graf Buol oft genug selbst (das Gegentheil) ausgesprochen." Und daraus schloß sie: es scheine uns „weniger auf Wahrheit als auf unsere Tendenz gegen Preußen anzukommen." Welchen Namen verdient eine solche Polemik? Was aber die „Tendenz gegen Preußen" betrifft, so wird ihre Art oben näher zu bestimmen seyn; hier möchten wir das Organ der in Berlin herrschenden Partei nur fragen: warum es denn nicht mit einer einzigen Sylbe, außer Schimpfereien oder Verdrehungen bezeichneter Qualität, Einspruch zu thun weiß gegen die dokumentirten Motive jener „Tendenz", dokumentirt zuallermeist aus — der Kreuzzeitung eigenen Spalten?

als keckem Versuch umsonst gemacht hat, uns der Unfreiheit und Abhängigkeit Wien gegenüber zu verdächtigen. Wir verdanken die Anerkennung des Gegentheils auch von Seite der Kreuzzeitung unserer consequenten Haltung in der brennenden Frage. In der That treten wir hier als nichts Anderes auf, denn als ein „römisches Blatt", von Männern geschrieben, die ihr deutsches Ehrgefühl noch nicht verloren haben, und mit der Gnade Gottes nie verlieren werden. Unser Verhältniß zu Oesterreichs Politik vermögen wir der Kreuzzeitung kurz und bündig zu bezeichnen: unsere Finanzen hindern uns nicht, durchaus und immer nur einzig und allein unserer Ueberzeugung gemäß zu handeln, resp. zu schreiben. Es ist wahr: alle unsere deutschen Hoffnungen sind ausschließlich nur auf Oesterreich gesetzt. Diese Ausschließlichkeit ist aber nicht unsere Schuld; unsere Hefte von 1853 auf 54 geben laut Zeugniß, daß es uns schmerzlich genug fiel, endlich alle und jede Hoffnung auf Preußen fahren lassen zu müssen. Erst als die unzweifelhafte Gewißheit vorlag, daß die „deutsche Politik Preußens" auch jetzt, auch in diesen furchtbaren Tagen, wieder nichts anderes sei als die, für dießmal noch potenzirte, althergebrachte heimtückische Selbstsucht, die Alle verdorben wissen möchte, um nur selbst fett zu werden: erst von da an setzten wir unsere deutschen Hoffnungen auf Oesterreich allein. Millionen haben mit uns dasselbe gethan, und Oesterreich hat diese Hoffnungen erfüllt bis zur Stunde an der Ehre und Würde, an dem Recht und der Zukunft Deutschlands. Dieß schließt aber nicht aus, daß wir über einzelne Maßregeln seiner Diplomatie anderer Meinung seyn mögen. Wie gesagt: unsere Finanzen kommen bei unserer politischen Anschauung nicht in Betracht. Wir sind daher z. B. über den Inhalt des österreichischen Ultimatums recht von Herzen erschrocken, und gratuliren zu seinem Fall im Westen. Wir glauben, daß Gott damit eine immense Gefahr faulen Friedens von der abendländischen,

wie von der anatolischen Christenheit abgewendet habe. Kurz, wir sind nicht bestimmt, bloß zu jedem Act der österreichischen Diplomatie den Tusch zu blasen. Oesterreich bedarf auch solcher Tusch-Bläser nicht, und die öffentliche Moral in Deutschland ist durch das Eine Preßbureau schon genug geschändet.

Im Gegentheile, wir befinden uns in einem principiellen Dissens mit derselben Diplomatie und dieser Widerstreit ist der Grund der „eigenthümlichen Stellung," welche die Kreuz-Zeitung überhaupt an uns vermerkt hat. Neben dem ersten Grundsatz, den wir mit den Mächten, sogar, irrt nicht anders die Geschichte gewisser Verträge, mit Preußen gemein haben, dem Grundsatze: daß die höchsten Güter der Civilisation und der europäischen Freiheit an's Messer geliefert wären, wenn je ein Russe über den türkischen Boden herrschte — steht nämlich speciell für uns noch ein anderer Grundsatz. Er lautet: die hergebrachte Türkei, wie sie wesentlich ist, **kann** weder je mehr, noch darf sie auf eigenen Füßen stehen. Die Interpretation der vier Punkte vom 28. Dec. und 7. Jan. hat aber erwiesen, daß die drei Mächte anderer Meinung sind oder zu seyn sich bezwingen. **Wir** glauben, daß die Türkei in den letzten zwei Jahren ihrem Untergang näher gekommen, als nach dem natürlichen Lauf der Dinge in 50 oder 100 Jahren hätte der Fall seyn können. Die Mächte dagegen thun, als wenn dort am Bosporus nichts vorgegangen wäre und noch täglich mehr vor sich ginge. Wir dachten uns daher eine Interpretation, welche vor Allem die Nothwendigkeit einer Neubildung der Türkei grundlegend in's Auge faßte. Die Mächte aber begnügten sich zu diktiren: die Türkei **ist** ein europäischer Staat, und Rußland Wort und Pfand abzunehmen, daß es die Türkei nicht störe, ein lebensfähiger europäischer Staat zu seyn. Rußland hätte sehr wohl darauf eingehen können: die Türkei wäre deßhalb weder lebensfähiger, noch in Wirklichkeit ein europäischer Staat gewesen oder geworden. Hätte daher Rußland auf dem Pa-

pier den Willen der drei Conferenzmächte gethan und wäre so Friede geworden, dann würde ein allgemeines Gefühl Jedem gesagt haben, was einzelne Stimmen jetzt schon eventualiter ganz unwiderlegbar darlegten: daß die ungeheure abendländische Erhebung seit zwei Jahren ohne alles feste Resultat geblieben sei.

Wir sahen daher insofern das Scheitern der Conferenzen für ein Glück an. Denn dem türkischen Einsturz gegenüber wäre nur zu bald eine neue aktive Einigung der drei Mächte nothwendig gewesen, das wirkliche Zustandekommen einer solchen aber nicht mehr abzusehen. Wir bedenken die erzwungene Selbstverläugnung, die tiefinnerliche Reue der englischen Politik; England wird sich nicht mehr in die Lage einer französischen Allianz bringen. Wir bedenken die französischen Möglichkeiten, und nur eine freiwillige Wiederholung seiner jetzigen Situation finden wir nicht darunter. So mußte man fürchten, daß im entscheidenden Augenblicke, sobald der Wolf endlich einmal wirklich gekommen, Oesterreich noch verlassener stünde als im J. 1828. Uns schaudert daher über die vergossenen und noch zu vergießenden Ströme unschuldigen Blutes, aber wir ahnen, daß es fließt zur Wiederbefruchtung der seit vierhundert Jahren ausgedorrten Gärten der alten Welt. Mit jedem Tage geht das Türkenthum mehr unter, mit jedem Tage verwickelt der Westen sich tiefer rings um den Pontus Euxinus. Oder, nachdem nun also auf dem stabilen Schlachtfelde der Krim der Westen und der Osten ihren furchtbaren Zweikampf ausstreiten, glaubt irgend Jemand, daß England und Frankreich endlich mit einem bloßen von Rußland unterschriebenen Papier in der Hand heimkehren würden, das im Uebrigen den Czaren wieder in alle seine Rechte und Unrechte in den Küstenländern des schwarzen Meeres einsetzte? Dieß wäre das einzig mögliche Resultat der Wiener Conferenzen gewesen; aber sie sind insoweit glücklich gescheitert.

Man darf als gewiß annehmen, daß Rußland jetzt bitter bereut, die westliche Interpretation des dritten Punktes nicht doch in Bausch und Bogen angenommen zu haben. Aber — wie denn die ganze Entwicklung der orientalischen Frage eine Kette wunderbarer Fügungen war und ist — es rechnete mit Zuversicht auf den Vortheil des österreichischen Ultimatums. Es hätte sicherlich mit beiden Händen darnach gegriffen. Zwar verlangen auch die österreichischen Vorschläge eine namhafte Beschränkung der russischen Schwarzmeer-Flotte, und lassen nur den status quo als Maximum zu *). Aber die Pille war für Rußland über und über vergoldet: denn das Gleichgewicht der beiderseitigen jeweiligen Seemacht sollten Czar und Sultan unter sich verhandeln; Rußland und die Türkei wieder allein sich gegenüber, das ist es ja eben, was man in St. Petersburg wünscht! Fürst Gortschakoff erklärte daher in der Schluß-Conferenz wiederholt und mit großem Nachdruck: ja, das sei ganz etwas Anderes, das könne allerdings mit der Ehre Rußlands bestehen, sobald „die Fixirung der Ziffer der bezüglichen Schiffsmacht die zwei unmittelbar interessirten Mächte betreffe;" nur dann würden „die Souverainetätsrechte beider verletzt, wenn ihnen andere Mächte in diesem Betreffe ein Gesetz vorschreiben wollten." Also, nur Rußland und die Türkei allein über diese Angelegenheit jenseits der Dardanellen bestimmend, sie beide hier ausschließlich unter sich — dieß wäre die Hauptsache. Es (die res domestica) war bekanntlich von Anfang an die erste Forderung Rußlands, daß keine andere Macht zwischen den großmüthig besorgten Schützer und den undankbaren Schützling trete. Die westlichen Conferenzmächte wollten aber auch dießmal wieder nicht verstehen: Beschränkung der russischen Flotte, sagten sie, sei auch bei den österreichischen Vorschlägen wieder der Kern, und das Princip dieser Beschränkung

---

*) nicht, wie früher fälschlich angegeben worden, den status quo *ante*.

habe Rußland ein- für allemal entschieden abgewiesen; es sei demnach unnütz mit ihm darüber in neue Verhandlung zu treten. Es ist nicht zu läugnen: Rußland war so mit den eigenen Waffen geschlagen. Die Folge davon wird aber seyn, daß es nie mehr allein und unter sich seyn wird mit der Türkei. Eine sehr weittragende Folge, und die Fügung um so wunderbarer, als die beiden außerordentlichen Gesandten des Westens, Russel und Drouin de Lhuys, wirklich bereits für das Ultimatum gestimmt gewesen seyn sollen!

So war also Rußland um die ganze Frucht der ihm so günstigen Interpretation vom 28. Dec. gebracht. Die alliirte Diplomatie hätte sehr leicht in die selbstgegrabene Grube stürzen können, nun ist aber, Gottlob! doch noch die russische hineingefallen. Uns ist unzweifelhaft, daß sie im letzten Augenblick, wie sie bisher von Station zu Station gethan, die westliche Interpretation des dritten Punktes ohne weiters angenommen und also den faulen Frieden glücklich gewonnen hätte, sobald sie überzeugt gewesen wäre, daß Oesterreich dieselbe mit der Wucht seines siegreichen Schwertes vertreten werde. Daß Oesterreich aber bloß zu dem Zwecke, die russische Flotte im Euxinus um ein paar Schiffe zu vermindern, sofort in den gewaltigen Krieg eingehen werde, in einen Krieg, dessen Schwere und ganzes Risico zweifelsohne auf seine Schultern gefallen wäre: konnte kein Vernünftiger erwarten. Die Urheber der „diplomatischen Bedenken“ in Deutschland hatten bloß boshaft oder zweckmäßig gelogen, daß das Wiener Kabinet am 2. Dec. seine Freiheit an den Westen vergeben habe. So überließ denn Oesterreich die Interpretation des dritten Punktes, den wir niemals auch nur seiner bewaffneten Drohung werth erachtet hatten, den westlichen Waffen. Nichts ist einfacher; die westlichen Kabinette anerkennen auch selbst Oesterreichs klare Stellung. Ob aber seine Diplomatie diese Alternative nicht voraussehen, ob sie nicht dafür andere Garantien in den ersten und vierten Punkt hineinlegen, ob

sie nicht die augenscheinliche Bereitwilligkeit Frankreichs dazu benützen, einig mit diesem die bezüglichen Sonderzwecke Englands beugen konnte? — dieß ist eine andere Frage.

Wer freilich auf dem Princip steht, daß das hergebrachte Türkenreich, es möge wollen oder nicht, ohne Wanken wie ehe und vor, nun als europäischer Staat fortbestehen müsse, weil die Diplomatie sonst das „Gleichgewicht" nicht erhalten zu können glaubt: dem mußten jene Gedanken ferne liegen. Man weist sie vielmehr, wo sie nahe kommen, kurz ab mit einem: unmöglich, geht nicht an! In der That aber ist nichts „unmöglich" als jener der Türkenwirthschaft zugemuthete Fortbestand. Scheint es doch, als wenn Post um Post neue Bestätigung bringe, als wenn man schon von der österreichischen Gränze aus genugsam hinübersehen könne in die Stimmung der Rajah und in das Netz der russischen Propaganda, die nur die Maschen zuzuziehen braucht, gar nicht zu reden von dem innern moslemischen Marasmus. Oder sollte Hr. von Bruck, der jetzige Finanz-Minister, den die „Allgemeine Zeitung" mit so ungemessenen Lobsprüchen zu überhäufen pflegte, eine andere Anschauung der türkischen Dinge von der Ambassade zu Constantinopel zurückgebracht haben? Wenn sicherlich nicht, was wäre dann jenes Princip anderes als eine bequeme Unterlage für die Politik des Augenblicks. Eine solche Politik empfiehlt sich aber weder durch ihre Antecedentien, noch vom nationaloeconomischen Gesichtspunkt aus durch ihre Wohlfeilheit, noch endlich durch ihre Angemessenheit für diese unsere Zeit, die da schnell lebt, furchtbar eilt, im Vergleich zu frühern Zeiten in demselben Verhältniß wie unsere Eisenbahnen und die alten Ordinari-Posten.

Die Wiener-Conferenz ward eher zu Ende, als der vierte Punkt an die Reihe kam. Man thut aber den Alliirten schwerlich Unrecht mit der Meinung, daß er am leichtesten bereinigt worden wäre. Die russischen Herren hätten sich den volumi-

nösesten Heiligenschein aufgesetzt, und mit tadellosester Energie die Rolle des Fuchses im Eremiten-Gewand abgespielt. Dann hätten sie sich die Lippen blutig gebissen, um das Lachen zu verhalten, und mit bewegtester Miene des Bedauerns dem Majoritäts-Beschluß sich gebeugt: für die Christen in den Landen Sr. Hoheit des Sultans sei gemeinschaftlich möglichst Nichts zu thun. Auch auf diesem Punkte war und ist unsere „eigenthümliche Stellung" eine durchaus dissentirende. Wir meinten stets, für jene Christen sei vielmehr das Möglichste zu thun. Diese unsere Meinung bildete nur die andere Seite unserer Fundamental-Anschauung: das hergebrachte Türken-Reich könne weder, noch dürfe es je mehr auf eigenen Füßen stehen. Wir dachten aber dabei weder an ein nebelhaftes und verwirrungsvolles Commun-Protektorat im allgemeinsten Sinne, noch an eine liberalistische Christen-Emancipation — die beiden von Rußland beliebten Alternativen. Wir beschäftigten uns vielmehr mit Ideen einer Regeneration, wie sie aus der Mitte der türkischen Rajah selber kamen, und zwar des achtungswerthesten Theils derselben, also nicht von den levantinischen Griechen und ihrem „byzantinischen Reich" — Ideen freilich, die dem Czarthum absolut unleidlich sind. An diesen Ideen haben wir consequent festgehalten, hier uns sehr unterscheidend namentlich auch von der Kreuzzeitung und ihren Patronen. Wir haben die Alliirten nicht „Fes-Anbeter", „Halbmondsverehrer" zc. geschimpft, dagegen schrieben wir keinen Artikel, wo wir nicht den vierten Punkt als den ersten und wichtigsten der alliirten Obsorge empfahlen. Die Kunst der Kreuzzeitung erschöpfte sich in jenen Schimpfereien; dagegen haben wir nie gehört, daß sie ihre Patrone, Preußen und die Mittelstaaten, je ermahnt hätte, auch nur einen Finger für die endlos anlamentirte Rajah wirklich zu rühren. Auch jetzt hütet sie sich wohl davor, obwohl sie seit einigen Tagen den Gaul christlicher Sympathien wieder aus dem russischen Stall gezogen und regelmäßig

zur Parade reitet. Die ganze Partei der politischen Pietisten Preußens thut ihr Schritt für Schritt nach. Man schimpft aus Leibeskräften für die Rajah, aber selbst etwas für sie thun wollen, das wäre gegen die — „deutsche Politik.“ Der vierte Punkt gehört ja nicht mehr zum „deutschen Interesse“, er ist in der Glinka-Note so gut ausgeschlossen als der dritte. Auch die Mitglieder des Bamberger-Tages haben dereinst die Backen voll genommen von ihren christlichen Sympathien für die Rajah; die Urheber der „diplomatischen Bedenken“ haben hoch herab versichert: Deutschlands Fürsten würden nie zu einem Frieden stimmen, der das Wohl derselben nicht sicher stelle. Sie haben aber dabei die Hände immer tiefer in den Schooß gelegt, und wer sich jetzt dem Verdacht des Hochverraths aussetzen will, der braucht nur zu behaupten: die Glinka-Note sei übel berichtet, denn der vierte Punkt gehöre auch in den Kreis der „deutschen Interessen“, nicht bloß in den der russischen. Unsere ganze Ueberzeugung sträubt sich gegen die pure Negation und das aufrichtige Nichtsthun-Wollen der Alliirten bezüglich der innern Türkei; aber es ist doch noch ehrenwerth im Vergleich zu dieser deutschen Heuchelei mit „christlichen Sympathien“.

Da wir die Dinge im Orient nie anders als ausschließlich mit christlichen und deutschen Augen angesehen, suchten wir ihr Heil auch nie in territorialer Schwächung Rußlands. Die äußerste Hinfälligkeit der Türkei ist seine Stärke am Pruth und in der Krim. Sobald jene auch nur der ersten Grundlage zu einer christlichen Reorganisation Platz macht, so ist diese aggressive Stärke dahin. Wir glaubten daher stets, es sei leichter und zweckdienlicher, die sultanische als die russische Souverainetät den europäischen Bedürfnissen anzupassen. Ein Donaureich z. B., nach dem Vorschlage des trefflichen französischen Memorandums, auf europäischem Fuß eingerichtet, welch' unübersteiglichen Damm würde es bilden, welche Zukunft verheißen? Man erwäge nur: vier Millionen

Einwohner zählt die Moldau-Walachei, reichlich sechszehn Millionen würde ihr überaus fruchtbarer Boden nähren, und ein solches Land, in den Armen Oesterreichs so zu sagen, durch den gemeinschaftlichen Hauptstrom den volkreichsten Gauen Deutschlands gleichsam verschwistert, dieses Land gerade jetzt, wo die schnaubende Intoleranz der Yankee's den Fluß der westlichen Emigration abgeschnitten, deutscher Colonisation geöffnet — ist das Gewicht des Riegels nicht unberechenbar, der also zwischen Czar und Sultan geschoben würde? Erscheint nicht gegen eine solche östliche Sonne die Wiener Conferenzarbeit nur wie ein trüber Nebelfleck? Und müßte nicht vor ihr die übergreifende czarische Souverainetät die Augen niederschlagen? Freilich war jene Arbeit kaum am Schlusse, so bewiesen eindringliche Stimmen auf das schlagendste: weit entfernt, daß diese Interpretation der vier Punkte hinreichte zum unerläßlichen Zweck, so sei die Türkei vielmehr nicht gesichert, solange nicht Bessarabien, die Krim, die kaukasische Küste für Rußland verloren seien. Aber auch dann noch, behaupten wir, wäre die Türkei nicht gesichert, wenn sie im alten Wesen bleiben soll. Wie dagegen, wenn man der, wie die russischen Noten immer wieder versichern, kein Opfer für die südlichen Glaubensgenossen scheuenden czarischen Großmuth vorstellte, das neuzuschaffende Donaureich bedürfe nothwendig einer Verlängerung bis an's Meer — also Bessarabiens? Die westlichen Alliirten haben sich ja ohnehin in dem Allianztraktat zugeschworen, keine Territorial-Erwerbungen für sich suchen zu wollen! Wir aber wollen damit nur angedeutet haben, daß der Fall der negativen Interpretation vom 28. Dec. erst wieder Luft gemacht hat für positives Interpretiren, und da nun die Westmächte in blutigem Kampfe sich tiefer und tiefer einwühlen in die orientalischen Dinge, so scheint uns unmöglich, daß sie plötzlich einmal zurückkehren sollten, um diese Dinge an sich wesentlich beim Alten zu lassen.

Man fühlt aus den neuesten Operationen im und am schwarzen Meere wohl heraus, wie unwiderstehlich die Angst um den Weg nach Indien die Engländer ostwärts gegen Asien hin zieht. Um so freier würden Oesterreich und Frankreich seiner Zeit für die europäische Seite seyn. Auf die Haltung Oesterreichs kommt nach wie vor Alles an. Es allein hat die Alliirten bei einer für Rußland möglichst günstigen Interpretation festgehalten; Rußland hat, von eiteln Spekulationen genarrt, den rechten Moment des Zugreifens versäumt. Der Czar hoffte noch günstigere Bedingungen, er hoffte namentlich, wieder mit der Türkei allein unter sich zu seyn, oder aber Oesterreich vom Westen getrennt, den Vertrag vom 2. Dec. zerrissen zu sehen. Er hat sich in Beidem getäuscht. Oesterreich hat ein- für allemal erklärt, daß ein Friede ohne die vier Garantien undenkbar, daß diese das „Minimum" der an Rußland zu verlangenden Zugeständnisse seien. Dieselben vier Punkte, die Nesselrode einst für absolut unannehmbar erklärte, sind also selbst für den Fall, daß Rußland über den Westen siegte, durch Oesterreichs Schwert gesichert, und zwar als das „Minimum", welcher Ausdruck jetzt seine eigenthümliche Bedeutung erhält. Er gestattet den Westmächten, unbeschadet des Traktats vom 2ten December, weitere Garantien und Ziele aufzustellen, wie sie ihren Opfern oder Erfolgen im Kriege angemessen erscheinen; er beläßt aber auch Oesterreich die volle Freiheit, die neuen Aufstellungen zu prüfen, und als den rein europäischen Interessen entsprechend anzuerkennen und zu acceptiren, oder auch nicht. Es ist klar, daß diese Stellung der Mächte alle Bedingungen in sich vereinigt, die wir von unserer differentirenden Grundanschauung aus für nöthig erachten müssen zu einer wahrhaft heilbringenden Lösung des orientalischen Knotens, zu der Lösung, welche wir eben in der gefallenen Interpretation nicht erkennen konnten. Unsere Hoffnung ist daher gewachsen, daß der zweite Wurf, aus der furchtbaren Blutarbeit im Euxinus heraus, besser treffen werde.

Die Stellung Oesterreich's ist also eine principiell antirussische auf den bestimmtesten Grundlagen geblieben; die Parteien innerhalb und außerhalb des Kaiserstaats müssen sich, gern oder ungern, nun einmal daran gewöhnen. Sie erwarteten freilich andere Folgen vom österreichischen Ultimatum, dieselben nämlich wie Rußland selbst. Daß die Wirkung des Traktats vom 2. Dec. von vorne anfängt, dieß ist in der That die ganze Aenderung in der Situation. Der Kampf hat jetzt erst recht angehoben und er fängt auch erst an, neue Friedensziele aus sich zu gebären. Können wir Dem mit christlichen und deutschen Hoffnungen entgegensehen, so ist Oesterreich dagegen daran, eine andere Arbeit von vorne anzufangen, mit der kaum mehr ein ehrlich deutsches Herz ohne das Gefühl äußersten Ueberdrusses und moralischen Ekels auch nur in Gedanken sich abgeben kann. Oesterreich sucht nämlich seine deutsche Mittelstellung endlich doch noch durch — Deutschland zu verstärken. Sie war bekanntlich über Jahr und Tag die Devise unserer eigenen Fahne; sie hätte ohne Zweifel der großen Krisis eine andere und schnelle Wendung gegeben; aber Preußen und die Bamberger glaubten in anderer Weise sich und Rußland besser zu dienen, und man muß sich jetzt gratuliren, daß sie so glaubten; denn was sie übel vermeinten, hat sich zum Guten gewendet. Rußland wird jetzt ganz andere Garantien geben, die Zukunft der Christen-Völker in der Türkei ganz andere gewinnen müssen, als eine große deutsche Mittelstellung damals schon erzweckt hätte. In Wahrheit sind diese heimlichen und offenen Freunde Rußlands seine schädlichsten Feinde gewesen. Zwar hat der Czar sie jüngst Alle noch für ihre „treffliche Haltung" belobt, aber da schwebte noch das österreichische Ultimatum und die Spekulation, Oesterreich auf russische Seite ziehen zu können; jetzt dürfte das Dankgefühl bereits sehr abgeschwächt seyn und hintennach in Bitterkeit sich verkehren. Denn die ganze Reue Rußlands, nicht nachgegeben zu haben, hat einzig und allein

Preußen mit den Bambergern verschuldet. Oesterreich darf zudem seine erwiesene lautere Loyalität geltend machen, mit der es alle in Preußen und den Mittelstaaten unermüdlich über seine Tendenzen und Stellung hundertfältig proclamirten Lügen thatsächlich beschämt hat. So kommt Oesterreich denn noch ein Letztesmal, um den Anschluß Deutschlands zu fordern. Was der Erfolg seyn wird, ist in mehr als einer preußischen Depesche bereits andeutend geweissagt. Man hat den frühern Conventionen und Zusatzartikeln vorsorglich wächserne Nasen eingesetzt, scheidet daher nach wie vor, in unterthänigstem Gehorsam gegen die durch Glinka ausgesprochene russische Willensmeinung, „deutsche Interessen" und österreichische, findet jene natürlich ausschließlich nur in den zwei ersten, vom Czaren bereits erlaubten oder „zugesagten," Punkten, kann sich also an Oesterreich nicht anschließen, wenn dieses sich nicht auch selber damit begnügen, d. i. Preußen Abbitte thun will. Der Wunsch wäre demnach natürlich, der Kaiser-Staat möchte es unter seiner Würde erachtet haben, das Spiel seit dem 8. Aug. v. Js. noch einmal mit sich treiben zu lassen, wenn es nicht gälte, gewisse Tendenzen noch mehr zu entlarven, als sie es zu Deutschlands brennender Schande schon sind.

Hier nun kommen wir zum Schlusse auf den „systematischen Haß gegen Preußen," dessen die Kreuzzeitung uns wiederholt zu denunciren beliebt. Sie hat ganz Recht, sobald sie nur für „Preußen" setzen will: „deutsche Politik Preußens." Auch das ist richtig, daß die europäisch-orientalische Politik Preußens „deutsche" Politik ist; aber „deutsch" nur in dem Sinne, wie ein bekannter Umritt im März 1848 und die folgerichtige Erfurter Union „deutsch" gewesen. Der Unterschied ist nur der, daß damals die Mittelstaaten gegen diese deutsche Politik standen, wie auch Rußland es haben wollte; jetzt stehen sie für dieselbe, weil damit wieder der Wille Rußlands geschieht, welches die „treffliche Haltung" belobt, die sie

Alle einander gegenseitig möglich machen. Vor den specifisch-deutschen Consequenzen dieser preußischen Politik fühlen zwar die kleineren Staaten sich sicher eben durch den Willen Rußlands. Es ist aber mehr als Ein Punkt an dem Gange der Dinge denkbar, wo sie sich plötzlich durch sich selbst an's Messer geliefert erblicken könnten, und die deutsche Politik Preußens hat eben diese Möglichkeiten im Auge. Die deutschen Völkerstämme ihrerseits sind immerhin noch nicht tief genug gesunken, als daß sie mit einer solchen Einigung das Geringste zu schaffen haben könnten, sie anerkennen keine russische Oberherrlichkeit. Wie im J. 1848, so wäre es auch jetzt Verrath am engern und weitern Vaterlande, die „deutsche Politik Preußens" nicht mit der äußersten Energie unsers Hasses zu verfolgen. Die Thatsache kann nicht hindern, daß sie auch ihre glücklichen Folgen wider Willen hat, nicht nur, wie oben bemerkt, nach Außen, sondern noch mehr nach Innen. Sie wirft ein so grelles Licht auf die politischen Bedingungen Deutschlands seit 1803, daß bereits Engländer und Franzosen aufschreien: es müsse anders werden. Um wie viel mehr jeder ehrliche Deutsche! Was werden soll? steht dahin. Jedenfalls kein preußisches Kleindeutschland. Was dagegen täglich mehr moralische Kraft und Chancen gewinnt, das ist der deutsche Legitimismus.

V.

Die Pariser Ausstellung aus dem Gesichtspunkt christlicher Kunst.

Wie für den Dichter, wie für die Freunde der blühenden Schöpfung ist der sogenannte holde Mai auch eine Freude für die Kirche. Wenn er aber seinem überlieferten Rufe, dem Beiwort, das als Zeugniß seiner Anmuth an ihm haftet, den vernünftigen Schlüssen endlich aus seinem Platz im Jahr zum Trotze, häufig durch sein wirkliches Auftreten die blumigen Träume seiner weltlichen Gönner zu Schanden macht, so spendet die Kirche in ihren Hallen während seiner Dauer heiliges Labsal, das kein Trug des Wetters, kein Nachwehen des Winters ihr vergällen kann. Die Andacht zu der unbefleckten Jungfrau in den Abendstunden des Monats Mai ist wohl in der ganzen katholischen Welt eine sehr beliebte Uebung volksthümlicher Andacht, für den großen Haufen der Weltkinder dagegen eine feinere Lockung der Sinne als andere Kurzweil dieser Tages- und Jahreszeit. Wenn sie nun auch für Einige ein Anlaß frevelnden Muthwillens wird, so erweckt sie auch in gar Manchen einen Beginn von Gewogenheit für die Kirche. Auf jeden Fall war ihre fromme Heiterkeit während des heurigen Mai's eine wahre Wohlthat für dieses arme Paris, das von Frost und Regen gar nicht loskam. Wenn im Laufe einer Woche Ein Tag um den andern erträglich ausfiel, so durfte dieß als ein Segen betrachtet werden, und von Seite der Natur war also die Reise nach den Champs Elysees, zu den Herrlichkeiten des Jahrhunderts nichts weniger als einladend. Aber nicht bloß die Natur blieb zurück, auch die Herrlichkeit des Jahrhunderts, und die Verheißungen, welche die Propheten des Fortschritts gethan: sie würden bereit seyn am ersten Mai, sie sind nicht in Erfüllung gegangen. Doch ist nur der Gewerbefleiß im Rückstand, die Kunst, der alte Vortrab aller mensch-

lichen Thätigkeit, hat aus den verschiedensten Gegenden Europa's ihre Perlen gesammelt, und wenn auch die Einläufe nicht so zahlreich, die Probenbeiträge der manichfachen Nationalitäten nicht so vollständig sind, als man erwartet hatte, so kann man an dem was da ist, wohl sich satt sehen und findet Stoff zu Vergleichen zwischen Manieren, Richtungen und Persönlichkeiten, die wahrscheinlich noch nie verglichen worden sind. Gestritten wird über das Primat der Völker, die, nebeneinander hier von ihren edelsten Sendlingen vertreten, als Nebenbuhler erscheinen, und Franzosen sowohl als Engländer werden sich ohnstreitig die Palme zuerkennen. Es würde mich sogar nicht wundern, wenn die Belgier Ansprüche machten auf den ersten Platz. Die Deutschen, mit Stolz auf ihren parteilosen Standpunkt versessen, werden jedem einzelnen der streitenden Völker die oder jene Eigenschaft zugestehen, sich diejenigen, die ihrem Geschmacke zusagen, beimessen, so die Franzosen mit dem Lobe ihres Handwerks abfertigen, die Sauberkeit der englischen Kleinmalerei hervorheben, sich selbst aber mit der Idee und der harmonischen Anordnung begnügen, so das hundertmal Gesagte wieder sagen und aus dem Apparate der Gerechtigkeitsliebe eine saftige Nahrung für ihre eigene Eigenliebe bereiten. Das aber wäre Alles unnöthiges Gerede, eitles Gezänke, keine Nation wird in Allem die erste, keine in Allem die letzte seyn. Erpichter dürfte der Rangstreit in dem Bereiche des Gewerbfleißes werden, weil hier nicht bloß der Ruhm und die Hoffart der Nationen in Betracht kommen, sondern auch der greifbare und zahlbare Gewinn bei dem Wettkampf der Erzeugnisse sich geltend macht. Doch vorläufig läßt sich hierüber nicht einmal etwas von ferne Annäherndes bestimmen, denn die Gewerbe-Ausstellung hat sich noch immer nicht aus dem Chaos, das sie am Tage der Eröffnung auszeichnete, herausgearbeitet. Wenn man sieht, welches Wirrwarr in dieser Aufhäufung von fix und fertig an Ort und Stelle befindlichen Gütern in der Nachbarschaft von kaum ausgepackten, des Reisemantels nicht entledigten Fabrikaten oder mit Staub verschiedenen Ursprungs besäten Prachtstoffen liegt, so muß Einem alle Lust vergehen, ein Gesammturtheil über die Bestandtheile dieser Unordnung zu wagen. Zu humoristischen Betrachtungen mag dieses tolle Schauspiel allerdings einladen, aber nicht einmal zu einer ernsten Hypothese über das Wechselverhältniß der verschiedenen Nationalitäten, was den Werth ihrer gewerblichen Leistungen angeht, ist die gehörige Uebersicht bis jetzt möglich geworden. Was mich betrifft, so habe ich mich zu sehr mit der grotesken Seite des Schauspiels beschäftigt, um bedeutendes Mißbehagen zu verspüren. Es waren allerdings Ungethüme da, die etwas Entrüstung veranlassen und entschuldigen konnten. Nicht ohne Befremden konnte ich, trotz guter Stimmung und guten Willens, gewisse Statuen sehen, von denen einige Engel, eine die Mutter

Gottes vorstellte. Sie waren offenbar weder in Marmor noch sonst in ächtem und edlem Stein, sondern wahrscheinlich in irgend einer Mischung, deren unsere Zeit so viele erfindet, ausgeführt. Ich habe nun durchaus Nichts gegen die Erzeugnisse selbst, deren Urheber es gewiß gut meinten, die treu nach dem Ideale, das ihnen vorschwebte, arbeiten mochten, und wohl begreife ich, daß man dem gläubigen Theil des unteren Volkes, den Weibern zumal, durch die verschiedenen Mittel der augenfälligen Versinnlichung heilige Personen oder Geschichten, unter Empfehlung der hierüber spruchfähigen Behörde, veranschauliche. Wenn sie auch durch ihre Behandlung des Gegenstandes, dem sie gelten, nicht würdig, wenn sie nur zu oft geziert und zugleich gemein sind, so reichen sie doch hin, den Glauben des genügsamen Armen zu stärken und zu vertiefen, sowie seiner unscheinbaren Wohnung als erbaulicher Schmuck zu dienen. Aber daß solche Sachen, die, abgesehen von ihrem Nutzen für die Seelen, nur geringe Ehre ansprechen können, in einer rein weltlichen Muster-Galerie, wo nur Ausgesuchtes sich zeigen sollte, erscheinen, das ist schwerer zu fassen. Es können derlei Erzeugnisse zu besonderen, solchen Hülfsmitteln genügsamer Frömmigkeit eigens gewidmeten Ausstellungen gebraucht werden, aber unter den Reichthümern der gewerblichen Thätigkeit aus den verschiedenen Welttheilen werden sie einerseits durch ihre unbefriedigende Ausführung sich erniedern, andrerseits, wenn man das Gute, das sie stiften, mit der nicht bloß weltlichen, sondern wahrhaft sinnlichen Bestimmung vieler der sie umgebenden Güter zusammenhält, in einer für sie kaum schicklichen Gesellschaft sich entweiht sehen. Auch in dem kosmopolitischen Kunstmuseum sind weder von Seite der Franzosen noch unter den Beiträgen der Fremden viele bemerkenswerthe Versuche zu Ehren der Religion und zur Verherrlichung der verehrten Gestalten, wie der Denkmale ihrer göttlichen Größe in der Geschichte zu entdecken.

Was nun die Franzosen angeht, so haben sie in allen Zweigen schöpferischer Betriebsamkeit, ihre wunderbare Baukunst abgerechnet, weniger zum Unsichtbaren emporgeschwebt, als sie die Flammen und Widersprüche des menschlichen Gemüthes, sowie die drolligen Gegensätze des geselligen Lebens und die Irrsale der Sonderlinge zu versinnlichen sich angelegen seyn ließen. Mit Einem Worte, sie wendeten sich in dem Reiche des Schönen mehr dem Menschlichen als dem Göttlichen zu. Selbst die Meisterstücke ihrer geistlichen Literatur gehen seit Ludwig dem Vierzehnten mehr auf christliche Ergründung und Einübung der Seelen als auf ekstatische Gesichte von den überirdischen Geheimnissen.

Mallebranche und Fenelon, mit ihren kühnen Uebergriffen in das Unenträthselbare, waren wahre Abnormitäten in der so streng gezügelten Kirche Frankreichs, und die entschiedene Gunst des römischen Hofs konnte den so hoch verehrten Erzbischof von Cambray

vor einer Art Demüthigung nicht retten. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß im damaligen Frankreich das Nachsinnen über die verhüllten Dinge ganz verpönt und verrufen war; sehen wir doch den entschiedensten Antagonisten Fenelons in dessen ätherischen Ausflügen, den auf die Verwaltung, auf die zeitlichen Zustände seines Sprengels bedachtesten Bischof in dem ganzen Königreich, den großen Bossuet mit erhabenem Ernst gleichfalls die Schatten des ewig Verborgenen betrachten und aus diesem Schauspiele den hochbegabten Geist seine eigene Ohnmacht entnehmen. Einen Bossuet hat die französische Malerei, in sofern sie die Veranschaulichung religiöser Stoffe sich aufgab, uns nicht zu bieten. Poussin ist im Grunde ein rationalistischer Farbenhermeneut der Bibel, er hat weder die Wärme noch die Weihe, die dem Künstler nöthig sind, um mit den heiligen Gestalten und Begebenheiten der Schrift, auf der Leinwand dargestellt, die Gemüther zu ergreifen und die Geister zu erheben. Seine Gelehrtenmanie, in den Statuen, die uns das Alterthum hinterlassen, die Muster für die Zeichnung der modernen Malerei zu suchen, macht seine Figuren nur zu oft so steif, gespreitzt und kalt, daß unter den französischen Zeitgenossen bloß der gefeierte Ingres ihn erreicht und vielleicht gar übertrifft. Die Volksthümlichkeit seines Namens dankt Poussin dem stets bereitwilligen Nachbeten einer einmal angenommenen Meinung, die dem Nationalstolze wohlthut; seinen wahren Ruhm dankt er der großartigen Anordnung seiner Landschaften und dem edlen Aussehen seiner Frauen, sowie der Tiefe seiner philosophischen Gedanken, die aus mehreren seiner Meisterwerke, wie aus der Sündfluth, bewältigend hervorschauen, Eigenschaften also, die gerade kein religiöses Streben zu verrathen geeignet sind. Lesueur war mit der religiösen Gluth und Schwungkraft, welche die Kunst im Dienste des Heiligen bedarf, hinreichend ausgestattet, er malte mit merkwürdiger Hingebung und Inbrunst ascetische Naturen, ascetische Lagen, aber den Schaden, den die Farben durch entstellende Reparaturen litten, gar nicht in Anschlag gebracht, fehlt ihm doch die Gabe des Zaubers offenbar. Die Franzosen haben Lesueur den französischen Raphael genannt; er hätte diesen Namen wohl verdient, wenn er zu der Andacht, mit der er begnadet war, die Anmuth des Jüngers von Urbino gesellt hätte. Diese Anmuth, er hatte sie in seiner eigenen Gestalt, wenn wir Hrn. Husson glauben, der eine recht gefällige Statue von diesem Maler in der Welt-Ausstellung hat. Wenn aber Lesueur es dem Schöpfer der Sixtinischen Madonna nicht gleichthut, wie hoch steht er doch über dem Hofmaler des großen Königs, dem, aller Pracht und Ausdehnung seiner Farbenkolosse ungeachtet, kleinen Lebrun, der aus seinen Heiligen, wie aus seinen Heiden nur gehorsame Diener Sr. Majestät zu machen sich herbeiließ. An Lebrun wie an Poussin und an den übrigen Häuptern der französischen Maler, außer Lesueur, die geist-

liche Bilder verfertigten, an einem Mignard, Jouvenel, Lahire läßt sich die geringe Begabtheit der Franzosen für religiöse Malerei hinlänglich nachweisen. Wollen sie in dieser Sphäre etwas Erkleckliches zu Stande bringen, so müssen sie die ihnen gewogene Wirklichkeit zu Hülfe rufen, und das Bildniß des Priesters wird ihnen besser gelingen, als das Bild des Heilands.

Diesem Satz, den man hier nach Belieben für einen sonderbaren Einfall oder für einen kecken Beweis der Sucht, Neues zu sagen, nehmen mag, kommt das schon vor einem Decennium im Louvre, bei der damaligen Frühlingsausstellung, gesehene, jetzt aber als Muster französischer Meisterschaft für die Bilderschau aller Völker hervorgenommene Bildniß des Bruders Philipp von Horace Vernet als ein merkwürdiger Beleg zu Hülfe. Horace Vernet hat den würdigen Vorsteher der frommen und aufopfernden Lehrer, die man die Brüder der christlichen Schulen nennt, ganz nach seiner Art aufgefaßt und, wie er manche seiner Stoffe aus dem alten Testament nach den Studien im heutigen Morgenland behandelt, so hat er auch in diesem Bruder nicht den Vertreter eines besonderen Ordensgeistes, sondern die wirkliche Gestalt dieses Vertreters uns vorstellen wollen. Dieses Letztere ist ihm nun, bis auf den letzten Faden, unvergleichlich gelungen, und statt ihn wegen dieser genauen Nachahmung, die uns den abgebildeten Mann bis zur Täuschung lebendig erscheinen läßt, vom Standpunkte der Ideenpinselei zu rügen und zu verkleinern, hätte man froh seyn sollen, daß ein Meister, der sich Vernet nennt, wie er es eben machen konnte, es gemacht, und etwas so Kerniges, Saftiges und Lebensgetreues uns geliefert hat. Ich erinnere mich noch des Jubels, den es bei seiner ersten Berührung mit den Augen der Pariser erregte, und ich kann nicht sagen, welch eine Menge von Menschen damals nur in das Louvre strömte, um den Bruder Philipp zu bewundern. Heutzutage, wo Alles zum Gemeinplatz und jede Sympathie schlaff geworden, ist ein solcher Anklang nicht mehr möglich, aber wo ist auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei ein höher strebendes Bild, das in seiner Art so vollendet, so geglückt wäre, als es Vernet's Philipp in seiner Weise ist? Vernet selbst dankt erhabneren Absichten schwächere Erzeugnisse, und selbst seine Judith macht, auf mich wenigstens, nicht den ergreifenden Eindruck von „Bruder Philipp" und seines Arabers im Gebet, der gleichfalls der Wirklichkeit sichtlich nachgeschrieben ist. Was sind dagegen ein St. Symphorien von Ingres und dessen Anrufung der heiligen Jungfrau durch Ludwig den Dreizehnten, als gespreizte Kundgebungen der menschlichen Hoffart, die sich anmaßt, durch sinnliche Darstellung zu erklimmen, was der menschliche Verstand mit der schärfsten Dialektik zu erreichen nicht im Stande ist? Wollt ihr ein Bild, das diesem Vernet ebenbürtig sei, schaut euch den Christus am Oelberg an, der aus

der St. Paulskirche her ist, und lange Jahre in einem dunkeln, verborgenen Winkel der Welt unbekannt geblieben war. Es ist eines der vollkommensten Stücke des so ungleichen Delacroix, aber der ist auch kein Jäger nach den Sternen, und hält sich an die irdische Schaale der Dinge, wie die großen Venetianer. Wenn die Maler unserer Zeit die heilige Jungfrau, die Engel und alle Bewohner des Paradieses in der vollen Wahrheit ihrer ewigen Verklärung irdischen, gebrechlichen, kurzsichtigen Augen zugänglich machen könnten, wer wollte dazu nicht alles Glück sich wünschen, aber da sie das nicht können, so ist es das Beste, das Christlichste, was sie zu thun vermögen, daß sie sich an das halten, was ihnen gegeben ist, und mit dem Maß der Kräfte, das ihnen verliehen wurde, sich bescheiden. Wo die Franzosen dieß thun, machen sie immer Sachen, die mit Vergnügen sich anschauen lassen, wo sie über ihre Natur hinaus wollen, gerathen sie in Verzerrung und hohlen Pomp.

Auch das Kleben an der Wirklichkeit, wie sie unmittelbares Anschauen oder eine getreue Einbildungskraft dem Genius des Künstlers überliefert, ist, ich weiß es, nicht ohne Gefahr, und wird zu schweren Irrungen den nicht von einem guten Engel bewachten Meister, so gut wie die unerfahrenen Jünger leicht verleiten. Unter den französischen Heiligenmalern, die zu der letzten Klasse noch sich zählen, ist ein Pariser Namens Benonville. Obgleich in dem Babel an der Seine geboren, hat er den heiligen Franz Assisi in den letzten Zügen uns vorgeführt, wie er von den mit und gleich ihm lebenden Genossen nach Santa Maria dei Angeli in der Nähe seiner Vaterstadt, die er vor dem Hintritt noch segnen will, getragen wird. Die Sache ist mit großem Geschick gemacht, und man möchte darauf schwören, daß der französische Maler unserer Fortschrittsepoche die Scene, wie sie vor Jahrhunderten im rauhen Mittelalter vorging, mit eigenen Augen mitansah, so betastbar wahr sind diese fast fleischlosen Körper, so eingefallen und hohl diese Gesichter; kurz, das Ganze scheint ein schauerlicher Abriß all der irdischen Entbehrungen, die sich die muthigen und standhaften Mönche während der Dauer ihres Abschlusses von den andern Menschen ohne Zagen und Jammern auferlegt. Aber sehen wir auch ihre Trennung von der Welt, so spricht uns Nichts von ihrem Bunde mit Gott; wir berühren sozusagen ihre Pein, wir ahnen die Gnade nicht, die sie aufrecht hält. Nichts mahnt uns an die geheimen Verzückungen des sterbenden Stifters und Lenkers; anatomisch sind wir vollkommen befriedigt, aber die Seele bleibt leer.

In der Bildhauerei, wo ihre Vorzeit den merkwürdigen Gegensatz der äußersten Starrheit an den gothischen Statuen mit der galanten Sculptur unter den Valois aufweist, und in dieser Epoche wieder die gefällige Lüsternheit eines Jean Goujon durch den

edlen, fast trüben Ernst eines Jean Cousin mäßigt, haben es die Franzosen zu Ergebnissen, die „christliches Ideal" sich taufen lassen, mehr als einmal gebracht, und das zu einer Zeit, als alle Kunst schon auf die Neige ging. So ist die Kanzel der Kirche St. Roch, die, wenn ich nicht irre, der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angehört, von vier Statuen, die heiligen Evangelisten vorstellend, gestützt. Es mögen in den Einzelheiten der Ausführung diese Gestalten manichfach zu rügen seyn; ich habe Leute, die für Kenner gelten, in diesem Sinne sprechen hören. Das aber läugnet Niemand, daß der apostolische, die Wahrheit der Welt verkündende Ausdruck in Zügen und Haltung dieser ehernen Männer unvergleichlich sei. Es ist ein ungeheures Gottverlangen und Gottvertrauen, es ist die Energie, die gottgesandten Weltbezwingern innwohnen muß, auf eine fast Entsetzen erregende Weise in ihnen ausgeprägt, und dem Schrecken entwindet sich der Glaube.

Unter den kirchlichen Bildhauereien, welche die heurige Ausstellung brachte, habe ich keine gesehen, die mir einen ähnlichen Charakter zu haben schien. Dagegen habe ich bei einem französischen Maler, der nichts als Heiligengemälde lieferte, die Wiederauferstehung der Todten unter Andern und die Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer mit außerordentlicher Kraft uns vor die Blicke *gestellt hat*, auch jene unbegränzte Gewalt des Ausdrucks wahrgenommen, der in jenen Trägern der Kanzel von St. Roch uns übermannt. Hände, Füße, Arme, Hüften und die verschiedenen Glieder der Gestalt darf man nicht als strenger Richter untersuchen, da waltet Unform und Barbarei. Man glaubt eher die Krallen und die rohen Fleischmassen eines Ungeheuers, als die biegsamen und rein gebauten Leiber auserlesener und wunderbar erleuchteter Geschöpfe vor sich zu haben; aber von der Brust aufwärts über die Stirne weg herrscht ein anderer Trieb und eine andere Natur. Alles ist Erhebung, ist unbezwinglicher Wille nach den oberen Gewässern, mit denen die gläubige, die begnadete Seele ihren Durst zu löschen liebt, und die gleichsam die Vereinigung mit dem Allgütigen ungestüm begehrt. Was außer der Eigenthümlichkeit seiner Werke mich am meisten an ihm beschäftigte, war sein fremdartiger Name. Das erste Bild, das mich von ihm überraschte, trug den Namen Henaff. Ich dachte, sowohl des Namens als seiner etwas nordischen, Berserkerwuth athmenden Weise wegen, an einen Sohn des kalten Skandinaviens; schlug also in dem Katalog die Kapitel von Schweden und Norwegen auf, ging sie sorgsam durch, aber nirgendwo war ein Henaff anzutreffen. Dann pilgerte ich über Dänemark in's nördliche Deutschland, suchte wegen Frieslands Hannover, und hielt mich in Holland und Belgien ziemlich lange auf. In keinem dieser Länder war die geringste Spur eines Henaff zu entdecken; da sagte ich mir am Ende: wenn er unter

den Franzosen wäre; so viele Nachkommen fremder Einwanderer, so viel neue Ansiedler, die in Frankreich eingebürgert sind, haben das Recht, sich Franzosen zu nennen, und das Verzeichniß der Kunstwerke, in dem ich mich herumschlug, führte unter den Franzosen mehrere deutsche Künstler auf, und fügt das Zeugniß ihrer Einbürgerung bei. In dieser Meinung suchte ich denn unter den Franzosen den Namen Henaff und finde ihn auch richtig; aber nicht als Abkömmling eines früher in Frankreich ansässig gewordenen Ausländers, nicht als einen kürzlich erst mit dem Bürgerrecht beschenkten Schweden oder Friesen, ebensowenig als einen Stockfranzosen von den Ufern der Seine, der Loire oder der Charente. Nein, eine andere Gegend ist als seine Heimath bezeichnet, eine Gegend, deren Insassen nur staatlich, aber nicht ländlich sittlich Franzosen sind. Henaff ist aus dem Departement der Nordküste. Ich hatte es errathen; es mußte etwas Nordisches in diesem Henaff seyn, nur mußte es etwas katholisch Nordisches seyn, und in der That ist er ein Niederbretagner, er gehört mit anderen Worten einer Bevölkerung an, die durch den noch immer nicht verjährten Gebrauch einer uralten Mundart, die mit dem Französischen nicht das Geringste zu thun hat, durch den beständigen Verkehr mit dem Ocean und die nicht zu vermeidenden Unfälle, mit denen er seine Anwohner Jahr aus Jahr ein heimsucht, durch die Kargheit des Bodens mit den Mitteln, die ersten Bedürfnisse des Daseyns zu stillen, und durch die unbescholtene Reinheit der Geistlichkeit sechszehn Jahrhunderte hindurch eine unverfälschte, unverkürzte Anhänglichkeit an den alten katholischen Glauben bewahrt hat. Aus einem Lande anderen Geistes kommend stellt uns in einem anderen Geiste Hr. Kiß, von der Berliner Akademie der schönen Künste, die christliche Legende dar. Wir sehen in seiner Reiterstatue, der heilige Georg wie er den Drachen erlegt, nicht sowohl die göttliche Gnade als die menschliche Kraft; es ist Majestät und Leidenschaft in dieser Gruppe, die vernunftgelenkte Natur ersicht einen großartigen Sieg über die rohe, die wilde Natur, die Philosophie des Selbstbewußtseyns feiert ihren Triumph und die Kunst, wenn man die eigentliche Arbeit besichtigt, kommt wahrhaftig nicht zu kurz; aber jene Erniedrigung und zugleich Erhebung der Seele, welche die Gegenwart unsichtbaren Einflusses erzeugen muß, empfinde ich bei Betrachtung dieses Werkes nicht. Achtung bekommt man immerhin vor dem Wirken der Besten unserer Zeit, und man schließt mit einem im Ganzen befriedigenden Eindruck, wenn man sich an einem solchen Werke satt geschaut, und dann unmittelbar Abschied von dem Kunstpallaste nimmt. Das will ich denn jetzt so halten, denn was die Ausstellung der Gewerbe für die Kirche gebracht, liegt noch zu sehr im Argen, als daß es besprochen werden könnte.

VI.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVII.

Der Begriff vom geistlichen Amt, streitig geworden innerhalb der protestantischen Reaction.

1.

Zur Einleitung. Vilmar.

Nach dem historischen oder chronologischen Gange der protestantischen Reaction hätten wir eigentlich nicht mit der Betrachtung der neuesten Geschicke des jenseitigen Kirchenbegriffs vorgehen sollen, sondern mit Erzählung des Streites über den Begriff vom geistlichen Amte. Denn dieses Moment war früher da als jenes; letzteres wuchs, wo die naturgemäße Entwicklung des Gedankens ihren Lauf hatte, aus ersterem hervor. Die katholisirende Neuerung in der Lehre vom geistlichen Amt gehört also auch nicht ausschließlich dem zweiten Stadium der Reaction an, sie findet sich vielmehr bereits in verschiedenen Schattirungen des ersten Stadiums, wenn auch ganz zerstreut. Auch schon die Richtung nach dem Bekenntniß allein konnte das Bedürfniß eines göttlich geordneten und expreß zur Handhabung der Lehre und

der Sakramente gestifteten und begnadigten Standes empfinden, und sie empfand es zum Theile wirklich. Daß die Träger dieser Empfindung innerhalb des ersten Stadiums dabei stehen blieben und die unumgängliche Nothwendigkeit für solchen Stand des Amtes nicht erkannten, daß er nur allein in der Umgebung einer realen anstaltlichen Kirche existiren kann: das war eben ihre kleinmüthige Inconsequenz. Wir werden demnach im Laufe unserer Darstellung unter den Repräsentanten der neuen Lehre vom geistlichen Amte auch Männer treffen, die andererseits als mehr oder minder entschiedene Gegner des neulutherischen Begriffs von der anstaltlichen Kirche bereits bekannt sind. Zaghafte Furcht vor der logischen Nöthigung der eigenen neuen Einsicht hält sie zurück; aber diese Verzagtheit, sie ist leicht erklärlich. So bemerkt z. B. das Organ der Heidelberger mit praktischem Takte: aus der neulutherischen Ansicht vom geistlichen Amte sei „der Sprung nicht so weit bis zum katholischen Klerus, und wenn die Laien die Wahl hätten zwischen dem orthodoxen und hadersüchtigen protestantischen Pfaffenthum und dem katholischen gewandten, weltklug sich accomodirenden Klerus, würden sehr Viele letztern vorziehen“ *).

Insoferne also als die neue Lehre vom geistlichen Amt einer ganzen Richtung angehört, ist sie dem Neuluthertum eigenthümlich. Bei ihm erscheint sie, in ihrer Idee an sich, nicht nur als ein Grundgedanke der Reaction, sondern auch als ein Glied in der Kette ihrer vollen Consequenz. Wo sie dagegen sporadisch auftritt, dient sie zwar laut zum Zeugniß innerlicher Wahrheit der Idee, bleibt aber völlig unfruchtbar. Ihre Entstehung an so verschiedenen Punkten zumal, auch außerhalb und losgelöst von einer bestimmten Richtung, ist jedoch unschwer zu erklären. Sie datirt, wie früher

*) Darmst. K.-Z. 1852. S. 1573.

schon bemerkt*), aus dem J. 1848. Ein Kind der Angst wie die ganze Reaction, trägt sie ganz besonders den Stempel vom Drang des Augenblicks an sich. Autorität brauchte man und nichts als Autorität, „Autorität einer Kirche." Also, über die schüchternen Versuche durch die „persönliche Hingabe" der Innern Mission hinaus, ein gebieterisches Halt durch die „objektive Macht der Autorität!" Aber wo diese „objektive Macht" finden? Im Bekenntniß? Es ist selbst nie Träger der Autorität, muß vielmehr stets von ihr getragen werden. In der Kirche? Freilich, aber wo und wie war sie zu hören und zu sehen. In irgend welcher abstrakten Idee? Sie leistet nie objektive Macht. Im geschichtlichen Herkommen? Seine Wahrheit läugnete man eben auf allen Gebieten des Lebens. Lebendiger Stimme der Kirche bedurfte man zum Widerstand. Der Gesammtheit der vere credentes, aus welchen die symbolmäßige Kirche sich erbaut, konnte man jene Lebendigkeit nicht zuschreiben, denn sie ist unsichtbar und unhörbar. So blieb nichts übrig, als sie, demnach auch die objektive Macht der Autorität, den sichtbaren und hörbaren Beauftragten der bezeichneten Gesammtheit zuzutrauen, also den geistlichen Beamteten. Man beging damit freilich einen logischen Widerspruch, indem man die Berufenen und Beamteten den Berufenden und Anstellung Verleihenden zur Autorität machte; man ruinirte damit den eigenen Kirchenbegriff und nöthigte förmlich und mit Gewalt den neulutherischen herbei. Aber die Prediger mußten nun einmal, wie Kliefoth sagt, zur Stärkung ihres eigenen oft hinfallenden Muthes wissen, wie weit sie im Namen Gottes den Gehorsam der Gemeinde öffentlich fordern dürften.

So hob man also das geistliche Amt, und mit ihm die Beamteten als einen besonders begnadigten Stand, über

---

*) Ich muß hier überhaupt zurückverweisen auf Nro. VII der „Streiflichter" im 2. Heft des 35. Bds. S. 159 ff.

die Gemeinde der vere credentes wie der mali admixti hinaus, als eine unabhängige göttliche Schöpfung; mit andern Worten, man stellte es über die protestantisch begriffene Kirche. „In der evangelischen Kirche ist wieder eine Richtung erwacht, welche aus Opposition gegen das Verderben der demokratisch aufgewühlten Menge die Hoheit und das göttliche Recht des geistlichen Amtes über der Gemeinde mit Gründen der Schrift und der Geschichte beweist"*) — so drücken die Heidelberger sich aus. Der Hergang aber ist ihnen aus den, angeblich „mißverstandenen", Erfahrungen von 1848 recht wohl erklärlich. „Unter den Stürmen der Revolution hat die römische Hierarchie sich als die kräftigste Stütze der Autorität angeboten und gerühmt; es ist ohne eigene Ueberzeugung mit dem römischen Katholicismus geliebäugelt worden; katholisch zu seyn, war conservativ; die Diener der Regierungen haben ihre tiefen Complimente und Verbeugungen nach jeder Seite hin gemacht, wo römischer Wind her wehte"**). Dazumal ging die große Einsicht auf: „ich sage sicherlich nicht zu viel, wenn ich behaupte, die evangelische Kirche weiß nur noch wenig von einem geistlichen Amte, das kraft seines Amtes von der Gemeinde fordern kann und muß, daß auch die Gemeinde nach dem geistlichen Worte sich richte und richten lasse"***). Seitdem äußerte Löhe die Ansicht einer ganzen Partei, wenn er ausspricht: „die Zukunft und das Gedeihen der lutherischen Kirche hange von der Wiederkehr des rechten Begriffes von Predigtamt ab" †). Dr. Schenkel erwidert freilich im Namen einer viel größern Partei: „Nicht etwa von jenem Amts- und Autoritätsbegriffe hoffen wir etwas, den unsere Puseyiten aus der römischen

*) Darmst. K.-Z. 1852. Heft 12. S. 1573.

**) Darmst. K.-Z. vom 8. u. 10. Aug. 1854.

***) Halle'sches Volksblatt vom 10. Febr. 1855.

†) Wilh. Löhe: Kirche und Amt. Erlangen 1851. Vorr.

Kirche entlehnt und halblutherisch gefärbt haben; das führt immer zuletzt auf eine priesterliche Heilsvermittelung, auf einen character indelebilis, den die Ordination verleiht" *). Aber nichts war im Stande, von der einmal gewonnenen neuen Einsicht an sich zurückzuschrecken, man enthielt sich höchstens der nächsten und drängendsten Consequenzen. Soeben ergeht noch, von Gotha aus, dieses Zeugniß für die Partei vom restaurirten geistlichen Amt: jeder ihrer Schritte werde von allen Seiten mit tiefstem Argwohn betrachtet und von vorneherein unmöglich, das aber mache diese Leute nicht klug: „Sind „„Wir"" doch die Kirche allein von Gottes Gnaden und besteht sie doch in dem von ihm verordneten „„Amt,"" wenn ihr auch Alles den Rücken kehrt" **).

Ist der neulutherische Kirchenbegriff einerseits eine augenscheinliche Consequenz der neuen Einsicht vom geistlichen Amt, so ist diese andererseits, sobald sie selber consequent entwickelt wird, unverkennbar wieder der rechte Weg, jenen abstrakt gefaßten Kirchenbegriff zu erfüllen, ihn mit entsprechendem Inhalt zu versehen. Insofern behauptet Dr. Schwarz von der ganzen Anschauung mit Recht: „sie gehe in ihrer Anwendung auf das geistliche Amt in der That noch weiter zurück, sie führe bis auf die Quellpunkte des katholischen Kirchensystems." „Die göttliche Stiftung des geistlichen Amtes, soll sie mehr als eine nichtssagende Phrase seyn, gibt dem Amte selbst eine göttliche Qualität, theilt den Trägern desselben eine specifisch göttliche Kraft, einen Charakter divinus mit. Dieß die Consequenz der katholischen Kirche. Aus dem göttlichen Ursprung folgt die sacramentale Bedeutung der Ordination, folgt der character indelebilis, folgt der qualitative Unterschied von Klerus und Laienthum. Die göttliche Stiftung des Amtes fordert sogleich eine göttlich geordnete Uebertragung desselben

---

*) Darmst. K.=Z. vom 10. Juli 1853.

**) Berliner Protest. K.=Z. vom 21. April 1855.

und so kommen wir zu der fortlaufenden Succession. Ohne diese Consequenzen schwebt die ganze Vorstellung in der Luft, ist nichts als eine pfäffische Velleität ohne praktischen Ernst und Verstand. Im Katholicismus haben alle diese Vorstellungen Wahrheit, innern Halt und Geschlossenheit; aber wie hohl und phrasenhaft, wie zerfallend und illusorisch ist die Vorstellung von der göttlichen Stiftung, sowie sie auf den Boden des Protestantismus verpflanzt wird" *)!

Dennoch drängte die Noth der Zeit noch in einer andern Beziehung, als bloß der des Widerstandes gegen die Zügellosigkeit des revolutionären Subjektivismus, auf diese Vorstellung hin. In Nordamerika hatte sich das bekenntnißtreue Lutherthum kaum niedergelassen, so brach auch schon der Streit über das Wesen des geistlichen Amts mit aller Macht, weil auf dem Boden der alltäglichen Praxis, aus. Was die Verhältnisse des Protestantismus in Deutschland betrifft, so mußte er hier in demselben Augenblicke gleichfalls hervortreten, sobald eine der nordamerikanischen ähnliche Lage über die protestantischen Kirchenverfassungen hereinzubrechen drohte. Dieser Fall trat im J. 1848 wirklich ein. Man mußte wenigstens an die Möglichkeit einer Trennung von Staat und Kirche glauben; die Frage trat somit unabweisbar ins Bewußtseyn, wie es dann um Kirche und Amt stehen werde? Seit dreihundert Jahren hatte der Staat die Erscheinung der einen, wie Fundament und Autoritätsquelle des andern ersatzweise gebildet. Beide waren, nach der symbolmäßigen Auffassung bloße Gedankendinge, im Staat sozusagen Fleisch geworden. So war einerseits ihre Wesenlosigkeit an sich minder fühlbar, andererseits die demokratische Entwicklung des von Unten, von der Einheit der vere credentes aus, construirten Kirchen- und Amtsbegriffs aufgehalten. Jene Art natürlicher und folgerichtiger Ausgestaltung der beiden Be-

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

griffe nach dem symbolischen Wortlaut, die demokratische, mußte man jetzt, im J. 1848, nur um so mehr mit Abscheu zurückweisen. Das Fleisch vom Staate aber schien nun einmal verdorrt zu seyn und abfallen zu wollen, auf irgend eine neue Ausgestaltung mußte man bedacht seyn. Diese Nöthigung bildete, wie gesagt, in Parallele mit den katholischen „Kirchenfragen" die entsprechende protestantische Kirchenfrage. Und da unter den obwaltenden Umständen von den symbolischen Begriffen aus nur eine demokratisirende Ausgestaltung möglich gewesen wäre, so ergriff man den kürzesten Weg und bildete sich einen — neuen Kirchen- oder vorerst wenigstens Amtsbegriff. „Weil ohne meine Amtslehre die rasende Bestie des Zeitgeistes nicht gebändigt werden kann, so will ich's nicht glauben, daß eure Lehre vom Amt die lutherische sei, und wenn ihr mit der Sache Ernst macht, so könntet ihr einen leicht noch dazu bringen, daß man katholisch würde" — so *folgert* Pfarrer Wucherer zu Nördlingen in seiner Schrift über die Amtsfrage. „Also die Furcht vor kirchlicher Pöbelherrschaft, die durch unser Princip begünstigt werde!" — lamentiren die altlutherischen Exclusiven — und in's Gesicht wagt man uns zu sagen, „die lichtfreundlichen Gemeinden hätten uns die scharfe Consequenz dieses Princips deutlich vor Augen gestellt" *)! Bezüglich des Kirchenbegriffs nun haben wir den Proceß bereits verfolgt, hinsichtlich des Amtsbegriffs stehen wir jetzt an derselben Aufgabe.

Der äußere Gang des Processes von den ersten Anfängen der allgemeinen Reaction an bis zum sogenannten „lutherischen Puseyismus", ist am deutlichsten ausgeprägt an der Richtung Vilmar's, oder an den kurhessischen Neulutheranern. Bei ihnen gerade findet sich auch die Eigenthümlichkeit, daß sie stets die Frage vom geistlichen Amt mit einer

*) Ströbel's Recension in der „Zeitschrift für die gesammte luther. Theologie." 1855. II. S. 393.

Ausschließlichkeit betonten, welche der Entwicklung des neuen Kirchenbegriffs an sich durch sie hinderlich seyn mußte. Doch kamen sie glücklich soweit, die Idee von der altprotestantischen Staats-Kirche abzuwerfen, und sie durch die Theorie von den „beiden Schwertern" zu ersetzen. Freilich faßten sie andererseits wieder das „weltliche Schwert" als einen gleichfalls so ganz „unmittelbaren Ausfluß Gottes", daß man ihnen nicht mit Unrecht „maßlosesten politischen Absolutismus" nachsagt, und behauptet: „diese Theorie von den beiden Schwertern, wie sie das Bekenntniß des hessischen Treubundes enthält, diene prächtig zur Errichtung absoluter Königs-Gewalt und Hochstellung der Geistlichkeit" *). — Die politische Seite der Sache kümmert uns übrigens nicht weiter an dem zu schildernden Processe. Zu bemerken wäre nur etwa, daß die neue Amtslehre nicht nur in Kurhessen bei den eben den tosendsten Wirbeln der Revolution entrissenen hohen Kreisen Anklang fand, sondern Guericke zu verstehen gibt, daß auch sonst „Hohe und Höchste, wie in Preußen," sich zur Zeit zu dem „unglaublichen Gräuel des puseyitischen Amtsbegriffs" bekennen, welche „Gräuel" er selber bereits „nach stephanischen und preußisch-lutherischen Theorien und Praxen bis auf die Hefen gekostet habe" **). Am stärksten scheinen sie in Hannover vertreten zu seyn.

Suchen wir sofort den Lauf der neuen Idee nach rückwärts zu verfolgen, und zwar, wie gesagt, auf kurhessischem Gebiete. Im allerersten Anfang der Reaction, „in den Zeiten des herrschenden Rationalismus und der kirchlichen Gleichgültigkeit", standen in Kurhessen zwei jetzt auf's bitterste sich verfeindete Männer treu und brüderlich zusammen, „um unter manchem Spott evangelisches Bekenntniß und evangeli-

*) Darmst. K.-Z. vom 8. u. 10. August 1854.

**) Guericke ça Petri in der Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie. 1855. I, 164.

sches Leben wieder zur Geltung zu bringen." Die beiden Männer mit der damals noch „verborgenen Verschiedenheit der Grundanschauungen" waren der Consistorialrath Vilmar, Inhaber der Superintendentur Cassel, und der Marburger Professor Dr. Heppe *). In der Geschichte der zwei Männer treten die Abstufungen der großen Reaction deutlich hervor. Ihren Brennpunkt hatte dieselbe in den kurhessischen Missionsvereinen, deren Charakter aber Anfangs nur ein ganz allgemein positiver, dann ein näher bestimmter unionistischer war, seitdem sie 1842 die Augustana als ihre gemeinsame Grundlage proklamirten. Denselben Standpunkt nahm die ganze Reaction selber ein, und Dr. Heppe blieb dabei stehen bis auf diese Stunde, um so mehr, als er historisch nachgewiesen zu haben glaubt, daß einzig und allein dieser von ihm sogenannte „Melanchthonianismus" der „kurhessischen Kirche" eigenthümlich zukomme. Es sei, sagen die Subjektivisten, darum auch heute noch der Erfolg Heppe's gering, weil er selbst bekenne, wie „er, ein treuer Anhänger der kirchlich-conservativen Partei, den Anfang der jetzigen Herrschaft als eine Morgenröthe mit frohlockendem Herzen begrüßt habe" **). Die Reaction indeß schritt mit festem Tritt über ihn hinweg. Noch um das Jahr 1844 wiesen die Missions-Vereine den Antrag eines einzelnen Mitgliedes, die Verbindung mit dem Baseler Missionshaus abzubrechen, solange dieses nicht die Augustana annehme, entschieden zurück; kaum war aber 1846 Oberappelrath Dr. Elvers Vorstand geworden, so declarirte der Jahresbericht der Vereine: „wir räumen der Concordienformel als einer theologischen Auseinandersetzung der wahren Kirchenlehre hohen Werth ein." Von nun an ward „in Broschüren, Zeitungsartikeln rc. die

*) Wir halten uns hier zum großen Theile wörtlich an dessen „Denk-Schrift über die confessionellen Wirren in der evang. Kirche Kurhessens" (1854).

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 5. Mai 1855.

Herrlichkeit der Concordienformel und der lutherischen Kirche gepriesen, und der reformirten Kirche, besonders der Person Calvin's, jede mögliche Schmach angethan." In den heftigen Streit bliesen schon die ersten Windstöße der Revolution. In Cassel trat eine „Kirchencommission" zusammen, welche das hessische Kirchenwesen nach den Tagesmeinungen der „Gemeindesouverainetät und der Kopfzahlautorität" zu ordnen unternahm. Hr. Heppe saß auch darin, wenn auch in der Minorität. „Die Kirchencommission erklärte sich dahin, um jeden Preis den Standpunkt des Unionismus festhalten zu wollen, und das scheint später eine gewisse Ungunst auf die Bestrebungen des Hrn. Heppe geworfen, und den Machinationen des exclusiven Lutherthums mächtigen Vorschub geleistet zu haben, das nun als der reinste Gegensatz gegen jene revolutionären Tendenzen galt." Das Jahr 1848 und seine gemeinsame Noth mit der Freigeisterei und dem Radicalismus vermochte einen kurzen Stillstand des Confessions-Haders innerhalb der Reaction; kaum aber eröffnete das Gefecht sich wieder, so fand die Union sich um die Hofgunst gebracht und das Lutherthum im entschiedensten Vortheil. Immer lauter tönte es, der Heidelberger Katechismus sei „nur zur Gedächtniß-Uebung in höhern Schulen" gestattet, und es sei „eine Schmach für die hessische Kirche, wenn man sie reformirt nenne." Pastor Rückert, dem dieser Ausspruch angehört, ward dennoch auf eine reformirte Pfarrstelle in Cassel befördert, und ist selbst von Geburt reformirt. „Vernichtung der reformirten Kirche in Kurhessen" war das Losungswort der Organe Vilmar's, des „Hessischen Volksfreundes" und des „Geschichtskalenders" zu demselben; auch Vilmar ist aber von Geburt, und seine Superintendentur Cassel von Rechtswegen — reformirt. Selbst unzweifelhaft und rechtlich reformirte oder unirte Landestheile schwebten in höchster Gefahr*); die Missionsvereine aber wurden ohne weiters

*) Für die unirte Provinz Hanau hat das Consistorium jedoch erst neue-

exclusiv lutheranisirt. Geld nahmen sie zwar wohl noch von Reformirten und Unirten, sonst aber sollte ihnen mit diesen nicht das Geringste gemein seyn; an die Stelle der abgebrochenen Verbindung mit Basel trat die exclusive Missionsanstalt zu Dresden, und als Associé die schwedische Gesellschaft zu Lund. Die Erlanger Fakultät wurde zur Hochschule für die kurhessischen Heidenmissionäre erklärt, und zum Ueberflusse trat schon der erste derselben, Vogel, förmlich zum separirten preußischen Lutherthum über; aber dieser von der Partei „zubereitete Missionär für China" zerfiel bald auch mit ihr selbst und „zeigte in großer innerer Zerrissenheit Verlangen, bei Rom Frieden und Beruhigung zu finden" *). — So war also die kurhessische Reaction im Jahre 1851 schon an der äußersten Grenze des ersten Stadiums angekommen, d. i. bei der entschiedensten landeskirchlichen Exclusivität. Vorher galt ein eigener Landeskatechismus mit dem Heidelberger als Anhang; 1853 ward eine neue Ausgabe ohne diesen Anhang, und noch in demselben Jahre eine andere Ausgabe mit Bildern eingeführt. Zwei dieser Bilder sind als der Lutheranisirung dringend verdächtig denuncirt: Dr. Luther auf dem Titelblatt, und die Stiftung des Abendmahls, „wie Christus eben eine gewaltig große Hostie vor seinen Jüngern elevirt" **).

Vilmar mit den Seinen ging aber noch weiter; er wollte auch eine Autorität, eine lebendige, haben im Hintergrunde

---

stens den lutherischen und den Heidelberger Katechismus zusammengebunden herausgegeben, so daß die Prediger nach Belieben bald den Einen, bald den Andern gebrauchen können, oder für andere Striche angeordnet, daß neben dem „mißbräuchlich eingeführten badischen Katechismus" auch der lutherische gelernt werde. „Das ist jetzt das rechte Zeichen der Union, beide Katechismen zusammengebunden!" — Berliner Protest. K.-Z. vom 28. April (cf. 5. Mai) 1855.

*) Vgl. Darmst. K.-Z. vom 8. und 10 August 1854, 28. und 30. Juni 1853.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 5. Mai 1855.

des allein wahren und alleinseligmachenden Bekenntnisses. Von der Zeit an, sagen die Gegner, war es ihm viel weniger um die Dogmen des Lutherthums zu thun, als um den Charakter des geistlichen Amts. Eine scharfe Disciplinirung desselben hatten die Prediger in der Revolution freilich reichlich verdient *); Vilmar aber griff es in seinem Wesen an. Die Ansicht vom geistlichen Amt, daß es ein „absolut mittlerisch wirkendes“ sei, war hinfort seine Principallehre, jene Dogmen sollten nur das Fundament bilden, um ein „mittlerisches äußeres Kirchenthum, einen wahren und wirklichen Hierarchismus“ zu tragen. Schon im J. 1849 fing daher das Organ Vilmar's an, in ganz unprotestantischer Weise den Amtsinhaber vom gewöhnlichen Laien zu sondern, und einen tiefen innern Unterschied zwischen Geistlichen und Laien für immer zu fixiren, so zwar, daß auf seinen Antrag z. B. verordnet ward, nur die ordinirten Lehrer an den Gymnasien dürften vor den Schülern „frei beten“, die die nichtordinirten bloß das Vaterunser hersagen. In seinen Pastoral-Ansprachen hat er immer einen „Ordo, einen Priesterstand“ vor Augen, der „zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und der armen sündigen Laienwelt steht“, oder, wie Heppe sagt, „einen Hierarchismus, in welchem alles

*) Ein Cassler Hirtenbrief von 1851 machte die Prediger der Diöcese geradezu zu Mitursächern der Revolution von 1848, „durch falsche Anwendung des Begriffs evangelischer und protestantischer Freiheit bei Ausübung ihrer amtlichen Funktionen, indem sie ihre eigene Weisheit, oder die Weisheit philosophischer Schulen gepredigt hätten statt Gotteswort nach der Auslegung der Bekenntnißschriften, unter nichtigen Vorwänden den liturgischen Theil des Cultus alterirt, die Formel bei der Feier des Sakraments verstümmelt, die Zeiten des Kirchenjahrs mit ihrem eigenthümlichen Charakter unbeachtet gelassen, und damit die Erinnerung an die kirchliche Tradition und an den Zusammenhang mit der Einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche zerstört hätten.“ — Berliner Protestant. K.-Z. vom 5. Mai 1855.

gläubige Volk lediglich durch das Medium des geistlichen Amts an den Gnadengütern des Evangeliums und an Christo Jesu selbst Theil haben soll.“ Das Amt allein hat göttliches Mandat, „sonst Niemand; nicht die Welt, nicht die gläubigen Individuen in den Gemeinden, nicht die Gemeinde, und wäre sie auch eine Gemeinde der Heiligen; sie wäre selbst dieß nicht ohne das geistliche Amt.“ Jenes Amt nun wirke „mit richterlicher Kraft“, rein ex opere operato, und nicht nur sei es „die einzige Hoffnung für die Regeneration unserer gesellschaftlichen Zustände“, sondern dieses „sündenvergebende“ Amt pflanze sich auch fort durch Succession. Namentlich machte Vilmar die Confirmation ausdrücklich zum opus operatum; ihr Ziel sei „überhaupt nicht dasjenige, was das Kind am Altare darbringe, sondern was ihm daselbst gegeben werde.“ „Die Aufgabe für uns“, sagen die gegnerischen Pfarrer, „ist mithin, daß wir, wenn wir den heiligen Geist durch Gebet und Handauflegung mittheilen wollen, ihn erst selbst besitzen müssen“ *). Nicht umsonst hieß es daher: die guten Kurhessen hätten sich von Vilmar fünf Sakramente octroyiren lassen müssen: die Taufe, das Sakrament des Altars, die Ordination, die Absolution und die Firmung „nach der Fassung des Tridentinums“ **). Selbst seine heftigsten Gegner glauben indeß nicht, daß Vilmar die protestantische Kirche katholisch machen wolle, vielmehr strebe er, ihr die Macht zu geben, deren sie gerade der katholischen Kirche gegenüber bedürfe ***).

Das gellende Halloh von allen Seiten hinderte Herrn Vilmar nicht im mindesten, seine Amts-Idee theoretisch und praktisch auseinanderzuwickeln. In den von ihm geschaffenen Prediger-Conferenzen Kurhessens, klagte die „Deutsche allge-

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 5. Mai 1855.
**) Darmst. K.-Z. vom 8. und 10. August 1854, 30. Juni 1853.
***) Berliner Protest. K.-Z. vom 5. Mai 1855.

meine Zeitung", herrsche ein böser Geist, dem jetzt zudem auch die höhern Regionen huldigten. So lautete z. B. auf die Frage: wie der Gottesdienst zu heben und zu fördern sei? die Antwort: „es sei die Predigt wesentlich zu beschränken, hingegen die Liturgie um Vieles zu vermehren." Ein andermal erachtete man für räthlich, daß das Abendmahl an den Schluß des Gottesdiensts verlegt werde, und auf die Frage: wie aber, wenn sich keine Communikanten finden? stand man nicht an, zu erwidern: dann solle der Geistliche allein communiciren. Ueberhaupt höre man von einem sündenvergebenden Amte des ordinirten Predigers mit richterlicher Kraft, ohne Rücksicht auf den Glauben oder Unglauben des Empfängers, in einer Weise reden, „wie es sonst nur in der römisch-katholischen Kirche üblich ist"*). Ebenso äußerte sich das Berliner Hauptorgan der Subjektivisten: „Der Mittelpunkt des römischen Wesens ist das Priesterthum, und Vilmar redet vom geistlichen Amt, als welches durch Hand-Auflegung den heiligen Geist mittheile und die Confirmanden in den Gehorsam der Kirche bringe, so, daß es vom römischen Priesterthum nicht zu unterscheiden ist. Das „„sündenvergebende Amt"" ist bereits stehende Bezeichnung geworden. „„Das Pfarramt (predigte Vilmar 1853) als das Amt der Apostel, Propheten, Hirten und Lehrer ist die lebendige und leibhafte Fortsetzung des Amtes unsers allerheiligsten Erlösers, also, daß dasselbe alle Thaten, welche er vollbracht, aus seiner Kraft fortführt und wiederholt."" Die Aeltesten, die Gemeinden und ihre einzelnen Glieder werden so behandelt, daß sie Alles nur vom geistlichen Amt empfangen, und nichts sind, ohne durch dieß geistliche Amt. (Unter Anderm forderte er seine Pfarrer auf, täglich beim Mittagsläuten am Altare für die Gemeinde zu beten, denn die Kraft des ernstlichen Gebetes werde vom heiligen Geiste in die Seelen der

*) Vgl. Augsb. Allg. Ztg. vom 16. Mai 1853.

Entfernten und Zerstreuten hinübergetragen.) Seinen Diöcesangeistlichen ist von ihm eingeschärft worden, daß jeder unter seinen Amtsbrüdern einen Confessionarius sich wähle, und auf der Conferenz zu Marburg 1851 hat er erklärt, daß jeder Gottesdienst mit der Abendmahlsfeier schließen müsse, und daß, wenn kein Communikant vorhanden sei, der Geistliche allein zu communiciren habe"*). So stellte denn dieses „Neu-Lutherthum im protestantischen Deutschland" den Vertretern des symbolischen Amtsbegriffs als ein „ebenso gefährlicher Verbündeter" Roms sich dar, wie der Traktarianismus in England. „Das geistliche Amt", sagten sie, „welches durch die Handauflegung den heiligen Geist mittheilt, repräsentirt die Kirche, und hat den Kern seiner Aufgabe darin, Alles unter den Gehorsam der Kirche zu bringen. Wenn dieß nicht das römisch-katholische System ist, so verstehen wir nichts. Hier haben wir die fertigen römisch-katholischen Bischöfe; *dieß römisch-katholische* Kirchenthum mit lutherischer Dogmatik in reformirten Verfassungsnormen soll dem hessischen Volke eingetrieben werden"**).

Nun werden wir zwar den ganzen Umfang dieser Abweichungen vom symbolmäßigen Amtsbegriff erst im Laufe der folgenden Betrachtung erkennen; soviel ist jedoch hier gleich zu bemerken, daß Vilmar auch noch den neulutherischen

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 8. Juli 1854 (cf. 5. Mai 1855).

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 6. Mai 1854. — Die Erfolge der Partei scheinen übrigens nicht glänzend zu seyn. Die Gegner, statt sie zu fürchten, höhnen bereits: sie sei schon milder geworden und glaube nicht mehr durch Gewalt etwas durchzusetzen. Auch leide sie schon viel an Abfall und innern Wirren. Im Volke sei theils Gleichgültigkeit als gegen unfruchtbares Schulgezänke, theils Widerwille. „Die, welche sich oft gebehrden, als seien sie die Kirche, als könne der Pfarrer von sich sagen: die Gemeinde, das bin ich! mußten die bittere Erfahrung machen, daß sie Pfarrer ohne Gemeinden sind." — Berliner Protest. K.-Z. vom 5. Mai 1855.

Amtsbegriff selber übertreibt. Nach ihm wäre allerdings das Amt die Kirche selbst und die ganze Kirche. Er faßt das Amt des Pfarrers in einer Unmittelbarkeit als „Fortsetzung des Amts Christi", die im Verlauf auf die ärgsten Absurditäten führen muß. Nur von der Kirche kann man sagen, daß sie jene „Fortsetzung" sei, nicht von dem auf die Einzelnen übertragenen Amte an sich. Sonst hätte der würtembergische Pfarrer Blumhardt zu Möttlingen ganz recht, wenn er behauptet: nicht etwa nur für seine Person besitze er die Gabe der Krankenheilung, sondern solche Wunderkraft sei ein Ausfluß seiner pfarramtlichen Würde. Zu den Attributen des geistlichen Amts gehöre also auch die Macht Wunder zu wirken. Es klingt eine Ahnung des richtigen Verhältnisses durch, wenn das Halle'sche Volksblatt (1852) in dem Artikel: „Sind sie alle Wunderthäter?" erklärt: soweit wie Blumhardt nicht gehen zu wollen, jedoch der festen Ueberzeugung zu seyn, daß der lutherischen Kirche die Wunder-Gabe beiwohne *). Die Kirche ist die Bewahrerin aller Deposita des Herrn, das ordentliche Priesteramt besitzt davon nur so viel, als ihm eben von der Kirche angewiesen wird. Vilmar aber macht das Amt zum absoluten Herrn jener Deposita, weil er es nicht begreift erst in und durch den Organismus der Kirche. Die eigentlichen Neulutheraner thun

*) Luther — argumentirt Herr Nathusius für diese seine Ansicht — Luther hat das selbst gesagt und zugleich erklärt: wenn es Noth wäre, könnte er selbst wohl Wunder thun, „weil es aber nicht Noth thut, so thun wir's nicht." Ebenso hielt auch die Kirche Luther's selber stets mit ihrer Wundergabe Haus, und Hr. Nathusius ist daher sicher, mit seiner Ueberzeugung von ihrer Wundergabe nicht in Verlegenheit zu gerathen. Wenn aber das „Volks-Blatt" in der Note beifügt: „es ist bekannt, daß, wo es Noth war, Luther wirklich Wunder that, man denke z. B. an die Heilung des Mykonius durch sein Glaubenswort" — so kann allerdings solche Wunderwirkung ohne Ueberforderung auch von jedem Dorfpastor erwartet werden.

Letzteres, und sind dadurch vor Uebertreibungen des Amtsbegriffs eher bewahrt. Ebendeßhalb haben wir Hrn. Vilmar unter den Patriarchen des Neuluthertthums nicht genannt. Auch Löhe begreift das Amt zu sehr und zu oft unabhängig und nicht aus dem Organismus der Kirche; es war uns daher nicht verwunderlich, gerüchtweise zu vernehmen, daß auch Löhe durch Handauflegung und Segensprechen von Amtswegen Krankenheilung und dergleichen practicire. Solcher Verkennung der rechten Stellung des geistlichen Amtes im ganzen Gefüge der Kirche liegt aber noch eine andere Gefahr sehr nahe. Es ist der Irvingianismus, der principiell in nichts Anderem besteht, als daß er den vollen göttlichen Inhalt der Kirche und ihrer Stiftung in den von den Einzelnen getragenen Aemtern aufgehen läßt. Ganz richtig bemerkten daher die mehrerwähnten „Briefe aus Bayern" in Hengstenberg's Organ*): gerade darin, in der auf kirchlicher *Seite ziemlich* vernachlässigten Partie der Lehre von den Geistesgaben (Charismen) und ihrem Bezug zu der Lehre von den neutestamentlichen Aemtern, liege die Stärke der Irvingianer.

Freilich ist es auch drüben eine große Kunst, den Begriff vom geistlichen Amt aus dem Organismus der Kirche zu begreifen und festzuhalten. Nichts leichter allerdings als das in der Theorie, nachdem Hr. Kliefoth z. B. einen, wenn wir von der mangelnden Spitze absehen, leiblichen Organismus von Kirche auf dem Papier entworfen. Aber damit ist den Vertretern des neuen Amtsbegriffs eben nicht geholfen; sie brauchen ihr so gefaßtes Amt unmittelbar für die Praxis; sie können nicht warten, bis jene theologischen Skizzen reales Leben gewinnen. Und weil sie eine sichtbare eigentliche Kirche realiter nicht haben, häufen sie alle Deposita, welche einer solchen Kirche zukommen müßten, auf das Amt des einzelnen Pastors. Das Pastorats-Amt soll also jetzt den

*) Vom 3. Dec. ff. 1853.

göttlich hinterlegten Schatz besitzen, welchen die instinktmäßige Frömmigkeit im einfältigen protestantischen Volke selbst seiner eigenen Kirche als solcher nicht zutraut. Es ist nämlich eine Merkwürdigkeit, welche aber freilich nur der in die tiefste Gemüthstiefe dieses Volkes Hinabsteigende in ihrer schüchternen Verborgenheit wahrzunehmen vermag: daß trotz der dreihundert Jahre lang unterbrochenen Tradition in ihm immer noch die Idee lebt von dem durch Christus in seine Kirche gestifteten Schatze allartiger Gnaden und geistigen Kräfte. Nur daß derselbe Volksinstinkt den Besitz des Schatzes nicht bei der eigenen „evangelischen", sondern bloß bei der römisch-katholischen Kirche voraussetzt. Ob der neue Amts- und Kirchen-Begriff hierin eine Aenderung hervorbringen wird, mögen die Neulutheraner sich selber beantworten. Uns genügt hier, daß er einer solchen Thatsache im religiösen Leben des eigenen Volkes wirklich gegenübersteht. Abgesehen von manchen, mehr oder weniger bekannten, einschlägigen Erscheinungen auf dem protestantischen Gebiet des sogenannten Volks-Aberglaubens, ward sie z. B. erst in den jüngsten Tagen noch geradezu als ein Hauptgrund der erschreckenden Ausbreitung des Katholicismus in Litthauen angegeben, und zwar von unverdächtigster Seite, von einem freisinnigen litthauischen Prediger selber:

„Als einen neuen Faktor in dem Produkt der steigenden Anzahl der Katholiken in Litthauen muß man die bei einem großen Theile des evangelischen Volkes lebendig gewordene Vorstellung betrachten, daß die Heils- und Gnadenmittel der katholischen Kirche wirksamer seien als die der evangelischen. Wie seltsam dieß auch erscheinen mag, und wie wenig man auch im Stande ist, den Ursprung dieser Vorstellung zu erklären, so ist es doch Thatsache, daß Evangelische zu dem Schatze, den die katholische Kirche bewahrt, in eigenthümlichen Lagen des Lebens ihre Zuflucht nehmen. Vor geraumer Zeit war die siebenjährige Tochter einer gottesfürchtigen lutherischen Bürgersfrau in T. schwer erkrankt, und lag, an Händen und Füßen gelähmt, lange darnieder. Die Aerzte

waren nicht im Stande, das Uebel zu beseitigen; die täglichen Gebete der Mutter im Kämmerlein und in ihrem geliebten Gottes-Hause fanden keine Erhörung. Da faßte sie den Gedanken, in der katholischen Kirche zu Drangowski Hülfe und Heilung zu suchen und zu erflehen. Wie jenes cananäische Weib im Evangelio wies auch jene Bürgersfrau die Abmahnungen anders urtheilender Familienglieder mit Entschiedenheit zurück, fuhr mit ihrer kranken Tochter nach der genannten katholischen Kirche, warf sich vor deren Altar mit ihr nieder, opferte auf demselben eine Gabe, erflehte in brünstigem Gebete Heilung und Hülfe, und siehe — nach wenigen Tagen war das Mädchen völlig hergestellt. Ebenfalls vor längerer Zeit lebte in dem Dorfe B. der evangelische Köllmer D. still und harmlos, mit Arbeit, Gebet und Bibellesen seine Tage hinbringend, und überall als rechtschaffener Mann geachtet. Da er aus dem Feldzuge, an dem er Theil genommen, den Keim zu einer schmerzlichen Krankheit mitgebracht hatte, und da der Verlauf dieser Krankheit ihm viele Körperleiden bereitete, so fing er an, auf diejenigen Bibelstellen ein besonderes Gewicht zu legen, in welchen von den Einwirkungen des Teufels auf die Menschen und den Plagen, die er zufügt, geredet wird, und es dauerte nicht lange, so machte er den Schluß, daß er auch vom Teufel übel geplagt werde. Je heftiger die Krankheit wurde, desto heftiger wurde sein Ungestüm, sein Zorn gegen den Teufel, den er endlich leibhaftig in seinem Zimmer und neben sich sah. Doch fühlte er sich zu schwach, sich seiner durch eigene Kraft zu entledigen. Diese Kraft traute er auch nicht seinem Beichtvater, oder einem andern evangelischen Geistlichen, wohl aber einem katholischen zu, und so ließ er sich denn einen solchen aus meilenweiter Entfernung holen. Dieser kam und bannte den Teufel so glücklich, daß der bisher so hart Angefochtene gänzlich Ruhe hatte und im Frieden verschied. Die evangelischen Geistlichen mögen von solchen und ähnlichen Vorkommnissen wohl selten etwas erfahren; wie mächtig sie aber auf die Einbildungskraft wirken müssen, und in welch strahlendem Lichte eine Kirche erscheinen muß, die solche Heil- und Segenskräfte spendet, liegt auf der Hand" *).

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 21. April 1855.

VII.

Versuch Papst Gregor's VII., Rußland für die katholische Kirche zu gewinnen.

(Schluß.)

Wie oben bemerkt worden, herrschte schon lange vor Jaroslaw bei den russischen Slaven der den altskandinavischen Rechten entsprechende Gebrauch, daß sterbende Herrscher das Reich unter ihre Söhne zu theilen pflegten. Obgleich es Jaroslaw unsägliche Mühe und viele Verbrechen gekostet hatte, seine Brüder und Neffen der andern Söhne und Enkel Wladimirs zu verdrängen und das ganze Reich in seiner Hand zu vereinigen, kam er auf jenen Gebrauch zurück. Neben seinem ältesten Sohne Isäslaw stattete er die andern, und noch dazu einen Seiten-Verwandten Wseslaw, reichlich mit Land und Leuten aus*), doch so, daß dem ältesten eine gewisse Oberlehensherrschaft vorbehalten blieb. Nestor erzählt**): „als Jaroslaw den Tod nahe fühlte, berief er seine Söhne zu sich und eröffnete ihnen seinen letzten Willen in folgenden Worten: „„bald werde ich nicht mehr seyn. Ihr, eines Vaters, einer Mutter Kinder sollt nicht bloß Brüder heißen, sondern auch brüderliche Gesinnung hegen, Euch gegenseitig herzlich lieben. Haltet Frieden und Eintracht.

*) Karamsin II, 55. **) A. a. O. II, 29.

Isäslaw, Euer ältester Bruder, wird an meine Stelle treten und den Thron von Kiew besteigen; gehorchet ihm, wie Ihr dem Vater gehorcht habt; ein Jeder sei mit seinem Theile zufrieden, der älteste Bruder wird Richter über Euch seyn, denjenigen von Euch, der etwa bedrängt wird, beschützen, den Schuldigen strafen."" — Schwebte etwa dem Geiste des russischen Großfürsten das Bild eines slavischen Kaiserthums vor, vermöge dessen der Aelteste des Hauses über Könige, seine Brüder gebieten sollte, wie nach germanischer Lehre der deutsche Kaiser über die Könige des katholischen Abendlandes?

Jaroslaw starb, mehr als siebenzigjährig, den 19. Februar 1054. Die Theilung blieb aufrecht, Rußland zählte in der nächsten Zeit sechs Theilfürsten. Aber sein letzter Wille hat fürchterliche Folgen gehabt: eine mehr als zwei Jahrhunderte dauernde Zerrissenheit, Verwirrung ohne Gleichen, zuletzt Unterjochung durch die Mongolen. Unter früheren Herrschern wuchs das Reich nach vorübergehender Trennung immer wieder zusammen. Warum geschah dieß jetzt für so lange Zeit nicht mehr? Ich vermuthe, daß nicht bloß etwa Eigenmächtigkeit der Theilfürsten den Riß klaffend erhielt, sondern daß auch die Völker, welche ehedem die Einheit des Reiches gebildet hatten, auseinander strebten. Durch die Entwicklung der Dinge, welche während der Regierung Jaroslaw's stattfand, war dem Provincialgeist Luft geschafft worden, er wirkte jetzt in gleicher Richtung, wie die Herrschgier der nachgebornen Söhne. Das Uebrige that die russisch-griechische Kirche. Hievon unten. Kraft der Selbstsucht, welche Einzelnen, wie ganzen Körperschaften innewohnt, suchen die Stämme, aus welchen jede große Nation besteht, sich abzusondern, ein eigenes Leben zu führen. Nationaleinheit ist das Werk der Vernunft, oder eines durch die Willensstärke ausgezeichneter Männer den Massen auferlegten Zwanges.

Etwa zehn Jahre lang dauerte unter der Oberherrschaft *Isäslaw's*, der nach altrussischer Sitte in der Taufe den

griechischen Namen Demetrius erhalten hatte, mit welchem ihn auch die abendländischen Quellen bezeichnen, ein leibliches Verhältniß zwischen den Theilfürsten fort, dann brach innerlicher Krieg aus, angefacht durch verschiedene Ursachen. Zu Nowgorod, das zum Antheile Isäslaw's gehörte, lebte der Sohn des vor seinem Vater Jaroslaw verstorbenen Wladimir II., Rostislaw, welcher bei der Theilung des Reichs übergangen worden war. Kühn und ehrgeizig, gewann er einen Haufen junger Leute, zog nach der entferntesten, unweit des assowischen Meeres gelegenen russischen Provinz, Tmutarakan genannt, welche Gjelb II., Sohn Swätoslaw's, im Namen seines Vaters beherrschte, vertrieb 1064 diesen Fürsten, unterjochte die benachbarten Bergvölker, welche die russischen Chronisten Kessogen nennen, und setzte selbst die Griechen Tauriens in Schrecken. Der Katapan oder byzantinische Statthalter von Cherson knüpfte, um den Jüngling zu verderben, Unterhandlungen mit ihm an, gewann Rostislaw's Vertrauen, lud ihn zu einem Male ein und mischte ihm unter den Wein Gift, an welchem Rostislaw Anfangs Februar 1066 starb. Der von Rostislaw verübte Friedensbruch war durch fremden Frevel bestraft, aber kurz darauf keimte eine neue Saat der Zwietracht.

Im heutigen Gebiete von Minsk und Polockz an der Düna herrschte der obenerwähnte Wseslaw, Sprößling einer älteren Seitenlinie des regierenden Hauses, welcher sich für den rechtmäßigen Erben Rußlands hielt, und die Söhne Jaroslaw's haßte. Unvermuthet überfiel er 1066 Nowgorod, nahm die Stadt im Sturme, machte viele Einwohner zu Kriegsgefangenen, plünderte selbst die Hauptkirche. Gemeinsam boten die Söhne Jaroslaw's, der Großfürst Isäslaw und seine Brüder Swätoslaw und Wsewolod, ihre Macht wider ihn auf, eroberten Minsk trotz tapferer Gegenwehr, welche der von Wseslaw eingesetzte Befehlshaber leistete, und stießen am Njemen mit Wseslaw selbst zusammen. Es kam den 3. März 1067 zu

einer hartnäckigen Schlacht, in welcher Wseslaw unterlag. Doch war er nicht ganz besiegt, deßhalb griffen die Gegner zur List, boten ihm Frieden und bemächtigten sich während der Unterhandlungen seiner Person. Auf Befehl Isäslaws ward Wseslaw zu Kiew als Staatsgefangener eingekerkert.

Nun mischten sich auswärtige Feinde in den innerlichen Streit des herrschenden Hauses. Ein um die Wolga angesiedelter Türkenstamm, den die Russen mit dem Namen Polowzer belegen, brach verheerend in das Gebiet des Großfürsten und seiner Brüder ein. Obgleich die Chroniken schweigen, muß man fast nothgedrungen annehmen, daß diese Räuber, die auch in früheren Zeiten häufig Rußland angefallen hatten, heimlich von Wseslaw herbeigerufen worden waren. Die Brüder rückten ihnen entgegen, erlitten aber 1068 an der Alta im nächtlichen Kampfe eine tödtliche Niederlage. Swätoslaw floh nach Tschernigow, der Hauptstadt seines Theil-Fürstenthums, Isäslaw und Wsewolod entrannen nach Kiew. Kurz darauf brach in dieser Stadt selbst wüthender Aufruhr aus. Unzufrieden mit Isäslaw befreiten die Einwohner den gefangenen Wseslaw aus seinem Kerker, riefen ihn zu ihrem Fürsten aus und verjagten Isäslaw. Dieser flüchtete sich zum Polenkönige Boleslaw II., dem Sohne Kasimirs und Neffen des Großfürsten. Der Pole gewährte die von Isäslaw erbetene Hülfe und brach 1069 mit Heeresmacht in Rußland ein. Wseslaw rückte ihm entgegen, aber im Angesicht des überlegenen Feindes verzweifelte er an der Möglichkeit des Widerstandes, verließ bei Nacht heimlich das Lager der Kiewer und entfloh in sein altes Theilfürstenthum. Auf die Nachricht hievon kehrten die Russen nach Kiew zurück und berathschlagten dort, was zu geschehen habe. Grimmig haßten sie die Polen, täuschten sich aber nicht darüber, daß sie außer Stande seien, der Uebermacht des Feindes mit eigenen Mitteln die Spitze zu bieten. In dieser Noth faßten sie den Beschluß, sich den Brüdern Isäslaws, Wsewolod und

Swätoslaw in die Arme zu werfen. Eine Gesandtschaft ging an dieselben ab, welche laut dem Berichte des russischen Chronisten folgende Meldung brachte: „Kiews Thore stehen Euch offen, kommt, rettet die Stadt Eurer Ahnen, wo Ihr aber unsere Bitte nicht erhört, werden wir Rußlands Hauptsitz in Asche legen und uns mit Weib und Kind nach Griechenland flüchten."

Swätoslaw versprach den Kiewern Schutz, verlangte aber als Vorbedingung, daß sie zum gesetzlichen Gehorsam gegen den mit Unrecht vertriebenen Großfürsten Isäslaw zurückkehrten. „Wenn mein Bruder," sprach er laut den Zeugnissen desselben Chronisten, „friedlich und mit kleinem Gefolge in Eure Stadt einzieht, so habt Ihr nichts zu fürchten. Sollte er aber Kiew den Lechen (Polen) preisgeben, so wisset, daß wir bereit sind, Isäslaw gleich einem Feinde mit dem Schwert zurückzutreiben." Swätoslaw und Wsewolod sandten sofort Botschaften an Isäslaw und forderten ihn auf mit Mäßigung zu verfahren. Der Großfürst versprach das Beste, hielt aber nicht Wort. Sein Sohn Mstislaw, der als Bevollmächtigter des Vaters nach Kiew vorangeschickt wurde, begann mit grausamen Maßregeln, ließ siebenzig von denen, welche Wseslaw in Freiheit gesetzt hatten, niedersäbeln, mehreren die Augen ausstechen, sehr viele in den Kerker werfen. Unter dem frischen Eindruck des Schreckens, den diese Anordnungen erregten, hielten den 2. Mai 1069 Isäslaw und sein Beschützer Boleslaw II. an der Spitze des polnischen Heeres ihren Einzug in die Stadt Kiew.

Von selbst versteht es sich, daß Boleslaw nicht umsonst seinem Oheim den wichtigen Dienst geleistet hat. Laut dem eigenen Eingeständniß polnischer Quellen*) mußte Isäslaw große Summen Goldes bezahlen und erfuhr gleichwohl eine höhnische Behandlung von Seiten des Helfers. Es ging

*) Chronic. polon. I, 23. Pertz IX, 439.

wieder zu, wie vor 52 Jahren, zur Zeit als Boleslaw I. Chrobry in Kiew war. Die polnischen Soldaten erlaubten sich jede Ungebühr, aber auch die Strafe blieb nicht aus; viele wurden heimlich von den Russen ermordet, so daß Boleslaw II. für gut fand, Kiew und Rußland vor dem Schlusse des Jahres zu verlassen und in sein Reich heimzukehren.

Kaum hatte Isäslaw die Ordnung in seinem Lande einigermaßen hergestellt, als er darauf sann, Rache an Wseslaw zu nehmen. Nach heißem Kampfe erstürmte er die an der Düna gelegene Hauptfestung desselben Polockz, jedoch kurz darauf erschien Wseslaw mit bedeutenden Streitkräften vor den Mauern Nowgorods. Einwohner und Besatzung dieser Stadt rückten gegen ihn heraus und gewannen im Oktober 1071 einen entscheidenden Sieg. Es stand in ihrer Macht Wseslaw gefangen zu nehmen, aber obwohl sie ihn wegen der Gräuel, die der Fürst vor einigen Jahren in Nowgorod verübt hatte, tödtlich haßten, ließen sie ihn gleichwohl entwischen. Geheime Berechnungen, von denen unten die Rede seyn wird, haben hier eingewirkt. In Kurzem eroberte er Polockz und sein übriges Land wieder, ohne daß ihn Isäslaw zu bezwingen vermochte, denn abermal brachen Türkenstämme von der Wolga, alte Verbündete Wseslaw's, in das Großfürstenthum ein und verheerten die Ufer der Desna, die bei Kiew in den Dniepr fällt. Ueberdieß zerfiel Isäslaw, im vierten Jahre nach erfolgter Wiedereinsetzung durch die Polen, tödtlich mit seinen Brüdern Swätoslaw und Wsewolod. Sie schloßen einen Bund wider ihn und verjagten denselben aus Kiew. Ueber den Grund des Zerwürfnisses schweigen die gleichzeitigen russischen Quellen. Nur so viel erfahren wir, daß Swätoslaw an Isäslaws Stelle die Herrschaft über Kiew davon trug.

Die zweite Flucht aus dem Land seiner Ahnen hat den russischen Großfürsten, oder seinen Sohn, erst an den salischen Hof nach Deutschland und dann nach Rom in den geistlichen

Mittelpunkt der romanisch-lateinischen Welt geführt. Von nun an treten neben dem Slawen Nestor abendländische Berichterstatter ein. Isäslaw Demetrius muß diesesmal seinen Sturz längere Zeit vorausgesehen und demgemäß Zurüstungen der Flucht getroffen haben, denn er fand Gelegenheit seine Schätze mit sich zu nehmen. Vorerst ging der Flüchtling, wie vor fünf Jahren, zu Boleslaw II. von Polen, fand aber dort kein Gehör. Nestor sagt: „Boleslaw wies ihm den Weg von sich.“ Aus einem Briefe*) Gregor's VII geht weiter hervor, daß der Polenkönig sich eines Theils der Reichthümer bemächtigte, welche der Russe mit sich gebracht hatte. Der Beraubte setzte seine Flucht nach Deutschland fort. Zunächst finden wir ihn zu Mainz am Hoflager Heinrichs IV. Lambert von Hersfeld berichtet**): (bald nach dem Neujahr 1075) „erschien zu Mainz vor Heinrich IV. Demetrius, König der Russen, welcher unermeßliche Schätze an goldenen und silbernen Gefäßen und kostbaren Kleidern dem Salier zu Füßen legte, und ihn bat, daß er ihm Hülfe gegen seinen Bruder Swätoslaw gewähren möchte, der ihn mit tyrannischer Gewalt aus dem Reiche vertrieben habe. Sofort wurde Burchhard, Probst zu Trier, als deutscher Botschafter nach Rußland abgeschickt, um dem Thronräuber zu bedeuten, daß er freiwillig zurücktreten solle, widrigenfalls er mit Waffengewalt gezwungen werden würde, Genugthuung zu leisten. Heinrich IV. erkor darum den Trierer zu diesem Geschäft, weil der, an welchen Burchhard abgesandt wurde, Swätoslaw, mit einer Schwester des Probsts (mit Oda) vermählt war, und weil er sich selbst aus Rücksicht auf seinen Schwager nachdrücklich um Uebertragung der Gesandtschaft beworben hatte. Für die Zeit, bis Burchhard und seine Mitgesandten zurückkehren würden, vertraute unser König die Obhut über die Russen dem Markgrafen Dedi von Meißen an, durch den er auch vorgestellt worden war.“

---

*) Siehe unten. **) ad a. 1075 Pertz V, 219.

Allem Anschein nach hatte sich Isäslaw Demetrius schon im Jahre seiner Vertreibung, nämlich 1073, schriftlich oder durch Mittelspersonen an den deutschen König gewendet. Denn der Chronist Siegebert meldet*) zum genannten Jahr: „ein Streit war zwischen zwei Brüdern, Königen der Russen, über die Herrschaft ausgebrochen und der Eine vom Andern vertrieben worden, weßhalb der Vertriebene die Hülfe Heinrichs IV. anrief." Weiter fügt der Mönch von Gemblours bei, der Russe habe den Antrag gemacht, für sich und sein Reich der deutschen Krone den Lehenseid zu schwören, wenn Heinrich IV. ihn wiederherstellen würde. Da Isäslaw Demetrius sicherlich klug genug war, einzusehen, daß der Salier nicht für bloßes Gold einen gefährlichen Zug in weite Fernen unternehmen würde, und daß nur eine dauernde Verpflichtung zur Vasallenschaft ihn dazu bestimmen könne, scheint mir die Wahrheit des letzten Theils der Aussage Siegeberts unzweifelhaft.

Der russische Flüchtling ist jedoch bitter getäuscht worden. Schon die Wahl Burchhards zum Gesandten verhieß wenig Gutes, denn wo hackt eine Krähe der andern die Augen aus? Weiter unten erzählt**) Lambert: (gegen Ende des Sommers 1075) „kamen Burchhard und seine Mitgesandten, die an den König der Russen (Swätoslaw) abgeordnet worden waren, nach Deutschland zurück und brachten Heinrich IV. eine solche Masse von Silber, Gold und kostbaren Stoffen, dergleichen man in Deutschland seit uralter Zeit nie auf einem Haufen beisammen gesehen hat. Der Russe schickte nämlich all' dieß Geld als Preis dafür, daß der Salier dem Bruder, welchen jener aus dem Reiche vertrieben hatte, keine Hülfe leiste." „Wahrlich," fährt Lambert fort, „den gleichen Zweck würde der Russe auch ohne einen Pfenning Unkosten erreicht haben, denn der Bürgerkrieg nahm damals die Kräfte des deutschen

*) Pertz VI, 362. **) Pertz V, 320.

Herrschers dergestalt in Anspruch, daß er nicht im Traum daran denken konnte, Waffen gegen entfernte Völker zu tragen." Heinrich IV. hatte die Furcht oder Verlegenheit der beiden feindlichen Brüder benützt, um den Einen, wie den Andern auszubeuten.

Isäslaw scheint wenigstens nicht ganz durch das Verfahren des Saliers überrascht worden zu seyn, denn geraume Zeit, ehe die Gesandtschaft aus Rußland zurückkam, vielleicht bevor er selbst dem deutschen Könige vorgestellt worden ist, hatte er bei einer andern Macht, beim Papste Gregorius VII., Hülfe gesucht, indem er einen seiner Söhne, der mit ihm ausgewandert war, mit umfassenden Vollmachten ausgerüstet nach Rom sandte. Dort fehlte es nicht an gutem Willen. Zwei merkwürdige Schreiben zeugen von der Theilnahme, welche der Papst dem russischen Großfürsten bewies. Das eine*) erließ er unter dem 17. April 1075 an Isäslaw Demetrius selbst: „Dein Sohn ist zu mir gekommen und hat mir angekündigt, daß er mit deiner Zustimmung sein Reich dem heiligen Petrus zu übergeben und aus unsern Händen als Lehen zurückzuempfangen wünsche. Ich habe dieser Bitte theils in Rücksicht auf deine Einwilligung theils deines Sohnes wegen entsprochen, und ihn im Namen des heiligen Petrus mit deinem Reiche belehnt. Möge der heilige Apostelfürst Euch, Eure Unterthanen und all Euer Gut in seine Obhut nehmen und bis an's Ende unversehrt bewahren, damit Ihr dereinst nach Ablauf dieses irdischen Lebens in die ewige Seligkeit eingehet. Seid versichert, daß unser Stuhl stets bereit seyn wird Euch jeden Dienst zu leisten, der mit Billigkeit und Recht übereinstimmt. Ich überschicke Euch vorliegendes Schreiben durch Gesandte, von denen der Eine dir bekannt und treu ergeben ist. Sie werden Euch Dinge mittheilen, von denen nichts in dem Briefe steht. Höret sie geduldig an und

*) Jaffé Nro. 3713; Mansi XX, 183.

schenket ihren Worten unverrückten Glauben; auch bitte ich Euch, Sorge zu tragen, daß Niemand es wage, dasjenige, was sie im Namen des apostolischen Stuhles anordnen und verhandeln werden, böswillig zu hintertreiben." Man sieht, der Papst hatte den Gesandten Aufträge gegeben, welche er nicht für gut fand schriftlich abzufassen, zugleich läßt er durchblicken, daß Manches von den mündlichen Anweisungen, mit denen sie ausgerüstet waren, dem russischen Großfürsten unangenehm seyn dürfte. Er sieht Schwierigkeiten voraus, hält den Erfolg für unsicher.

Das zweite Schreiben*) ist drei Tage später am 20. April ausgefertigt und an den Polenkönig Boleslaw II. gerichtet. Der Eingang handelt von Angelegenheiten der polnischen Kirche, am Schlusse des Briefes geht der Papst auf die Sache Isäslaws über: „Du hast, wie ich höre, dem Russen-Könige Geld abgenommen und dadurch das Gebot christlicher Liebe verletzt. Ich beschwöre dich, gib aus Liebe zu Gott und dem heiligen Petrus zurück, was du und die Deinigen dem Russen geraubt haben, denn du kennst ja selbst den Ausspruch des Herrn, laut welchem die, welche sich fremdes Gut aneignen, keinen Theil am Reiche Gottes haben können, sofern sie nicht Buße thun. Nimm diese meine Ermahnung mit der Liebe auf, mit welcher wir sie dir aus Sorge für das Heil deiner Seele gegeben haben."

Es ist keineswegs gewiß, doch wahrscheinlich, daß die Bemühungen des Papstes für Isäslaw, die offenbar ernstlich gemeint waren, trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht ohne Wirkung blieben. Nestor meldet**), die jungen russischen Fürsten Wladimir III., der nachher den Beinamen Monomachus erhielt, und Oleg, jener Wsewolods, dieser Swätoslaws Sohn, seien in Folge eines Bündnisses, das sie, oder ihre

*) A. a. O. Nr. 3715. **) Karamsin II, 67.

Väter mit der Krone Polen abgeschlossen hatten, während des Sommers 1076 mit Heeresmacht in Schlesien eingerückt, um dem Könige Boleslaw II. gegen den Herzog Wratislaw von Böhmen beizustehen. Eine andere Quelle**) fügt bei, daß beide Fürsten vier Monate lang in Schlesien standen und bis Glogau und an die böhmischen Wälder vordrangen. Warum haben diese Russen den Böhmen als einen gemeinschaftlichen Feind behandelt? Offenbar deßhalb, weil sie voraussetzten, daß Wratislaw etwas nicht nur gegen Polen, sondern auch gegen das Reich von Kiew unternehme — mit andern Worten, daß er Isäslaw zurückführen wolle.

Boleslaw II. von Polen hatte im Laufe des Jahres 1076 völlig mit dem Salier Heinrich IV. gebrochen, sich unabhängig erklärt und folglich das Lehensband zerrissen, das ihn bisher an die deutsche Krone knüpfte. Er war offener Feind der Deutschen geworden, von diesem Augenblick an mußte der Salier darauf bedacht seyn, dem Polen einen Gegner auf den Hals zu laden, der ihn im Rücken fassen konnte. Trefflich taugte Isäslaw hiezu, aber durch den deutschen Bürgerkrieg in Anspruch genommen, vermochte Heinrich nicht unmittelbar etwas für Wiedereinsetzung des Russen zu thun. Er schob deßhalb den Böhmen Wratislaw voran, der mit dem Papste in gutem Einvernehmen stand, enger Verbündeter der deutschen Krone und überdieß alter Gegner der Polen war. Wratislaw übernahm den Auftrag. Weil sich die Sache also verhielt, genauer, weil der bevorstehende Feldzug des Böhmen nicht nur Polen, sondern auch dem russischen Reiche galt, machten die Söhne Wsewolods und Swätoslaws gemeinsame Sache mit Boleslaw II.

Wratislaw scheint damals durch die vereinte Macht der Polen und Russen zurückgedrängt worden zu seyn. Aber zu

*) Der sogenannte letzte Wille Wladimirs III.; Strahl russische Geschichte I, 180.

Ende des nämlichen Jahres trat ein Ereigniß ein, welches den Stand der Dinge im Norden änderte. Swätoslaw*) starb den 27. Dec. 1076; der Hauptgegner Isäslaws lebte nicht mehr. Sei es nun, daß Boleslaw dem Andringen des Papstes nicht länger widerstehen, oder auch Isäslaw von dem deutschen König Heinrich IV. losschälen wollte, sei es, daß er eine Gefahr darin erkannte, nach Swätoslaws Tod die ganze Macht von Kiew in die Hände Wsewolods gelangen zu lassen, gewiß ist, der Pole zog andere Saiten gegen den gestürzten Isäslaw auf. Er gestattete, daß derselbe Truppen in Polen sammeln durfte. Mit diesem Heere brach Isäslaw nach vierjähriger Verbannung 1077 in Rußland ein. Sein Bruder Wsewolod zog ihm entgegen, doch kam es zu keinem Kampf, sondern ein Vertrag wurde abgeschlossen, vermöge dessen Isäslaw ungestört im Juni des genannten Jahres nach Kiew zurückkehrte und den großfürstlichen Thron wieder bestieg**).

Von den Söhnen Jaroslaws lebten nur noch Isäslaw und Wsewolod, denn Wätscheslaw und Igor waren schon vor geraumer Zeit gestorben***); aber alle hinterließen männliche Nachkommen, welche fortfuhren gegen einander zu wüthen. Im Jahre 1078 verbündeten sich Oleg, Swätoslaws, und Boris, Wätscheslaws Sohn, gegen ihre Oheime und riefen die Polowzischen Türken zu Hülfe. Ein neuer Bürgerkrieg brach aus; bei Tschernigow ward im Oct. 1078 eine Schlacht geliefert, in welcher der alte Isäslaw obwohl als Sieger den Tod fand. Nach seinem Tode ging das Großfürstenthum Kiew nicht an die Söhne desselben, sondern — vielleicht in Folge des 1077 abgeschlossenen Vertrags — an Wsewolod über†). Von Einverleibung der russischen Kirche in den römischen Verband ist lange Zeit nicht mehr die Rede, aber die Viel-

*) Karamsin II, 67. **) A. a. O. ***) A. a. O. Anmerk. S. 22 ff.
†) Karamsin II, 77.

herrschaft und ihre traurige Frucht, innerliche Zerrissenheit und politische Erniedrigung, dauerte Jahrhunderte fort.

Blicken wir zurück. Innerhalb eines siebenzigjährigen Zeitraums hat erstlich Jaroslaw den Verband zwischen der russischen und byzantinischen Kirche zersprengt, indem er einen von Constantinopel unabhängigen Metropolitanstuhl zu Kiew aufrichtete, hat weiter eine Gesetzgebung eingeführt, die aus dem germanischen Abendlande stammte, hat seine Söhne und Töchter mit Sprößlingen katholischer Häuser des lateinisch-germanischen Occidents vermählt; zweitens hat Jaroslaws Sohn, Isäslaw, ein Mutterkloster abermal in Kiew gegründet, welches offenbar den Zweck hatte, das russische Mönchthum von dem griechischen des Berges Athos loszuschälen. Diese Maßregeln endeten mit einem förmlichen Antrage, den derselbe Isäslaw zu Rom machte, sein Reich vom Statthalter Petri zu Lehen zu nehmen, und folglich als Mitglied in die große römisch-katholische Staatenfamilie einzutreten. Kaum kann man sich des Gedankens erwehren, daß die Bemühungen des Vaters, wie des Sohnes von Anfang an auf letzteres Ziel berechnet waren. Nun herrschte damals seit fast hundert Jahren in Rußland das byzantinische Bekenntniß, dem man Duldsamkeit gegen andere Glaubensweisen nicht nachrühmen kann. Sollte dasselbe, das im Besitze war, das über Köpfe, Gemüther und Fäuste vieler tausend Mönche, Popen, Laien verfügte, keinen Widerstand gegen jene Anordnungen der beiden Großfürsten versucht haben! O ja! der griechische Clerus sah nicht ruhig dem zu, was vorging. Eine kirchliche Bewegung, die an innerer Kraft der gregorianischen des katholischen Abendlands nicht viel nachstand, durchzuckte damals den slawischen Norden, und diese Bewegung war im Bunde mit dem nach Vereinzelung strebenden Stammgeiste letzte Triebfeder der oben beschriebenen politischen Stürme, denen die Einheit des Reichs unterlag.

Ich erinnere zunächst an die Ausbrüche der Volkswuth, welche 1018 der Siegeszug Boleslaw's Chrobry nach Kiew und hinwiederum nach Verfluß von 51 Jahren, 1069, die Anwesenheit des polnischen Heeres unter Boleslaw II. in derselben Stadt herbeiführte. Die Russen sind damals oft von fremden Völkern unterjocht und mißhandelt worden, aber nie wurde solche Rache durch heimliche Mordthaten, durch Verschwörungen der Einwohnerschaft ganzer Städte geübt. Unverkennbar hat hier Religionshaß griechischer Russen gegen römisch-katholische Polen gewirkt. Ich muß jetzt auf die Geschichte des berühmten Höhlenklosters bei Kiew zurückkommen. Der auf dem Berge Athos geschulte Mönch Anton gründete dasselbe noch in den Tagen des Großfürsten Jaroslaw *). Aber nachdem Isäslaw den Thron von Kiew bestiegen hatte, zog sich Anton in die Einsamkeit zurück, ernannte jedoch vorher den frommen Mönch Theodosius zum Vorsteher des Höhlenklosters. Bezüglich dieses Theodosius theilt die russische Heiligengeschichte folgende Nachrichten mit: „Zu Kiew befand sich damals ein Mönch des weltberühmten Klosters Studion **) zu Constantinopel, Namens Michael, welcher dem Abte Theodosius die Regel seines Ordens erklärte. Um genauere Kunde darüber einzuziehen, schickten Abt Theodosius und der Kiewer Metropolit Georg (von welchem unten die Rede seyn wird), eine Gesandtschaft nach Constantinopel, und erhielten durch dieselbe das, was sie wünschten, nämlich eine Abschrift der Regel von Studion. Als der Abt dieselbe in Händen hatte, berief er seine Mönche, las sie ihnen vor und verpflichtete sie eidlich zum Gehorsam auf Studion's Regel. Die nämliche Regel ward nachher in allen Klöstern Rußlands eingeführt."

---

*) Gfrörer Kirchengesch. III, 344; Strahl russische Kirchengeschichte I, 97 flgde.

**) Man vergleiche über eben dieses Kloster Gfrörer K.-Gesch. III, 178.

Weiter heißt es von demselben Abte: „Unter Theodosius stieg die Zahl der Mönche des Höhlenklosters von 20, die er angetreten hatte, auf 100, denn Vornehme und Geringe, Reiche und Arme strömten herbei, um Gott zu dienen, der Welt zu entsagen. Er war sehr fromm, Thränen rollten von seinen Wangen herab, wenn er betete; er gründete das erste Hospital zu Kiew, speiste Unglückliche in den Gefängnissen. Oft besuchte ihn der Großfürst Isäslaw, blieb bei ihm zu Tische, aß von seinem schwarzen Brod oder Linsengerichte, und doch dünkte ihm die Klosterkost besser, als die seiner fürstlichen Tafel, weil jene durch geistliche Salbung gewürzt war. So oft dagegen Theodosius den großfürstlichen Pallast betrat, wo gewöhnlich Orgeln und Harfen ertönten, verstummte jedes Geräusch. Dieser nämliche Theodosius haßte die römisch-katholische Kirche, denn auf Fragen bezüglich derselben, welche ihm Großfürst Isäslaw vorlegte, gab er noch vorhandene Bescheide *), welche tiefe Abneigung gegen die Lateiner verrathen. Der Abt starb den 3. Mai 1074, nachdem ihn kurz zuvor der damalige Großfürst Swätoslaw besucht und seinen Segen erbeten hatte.“ Ein verborgener Sinn liegt in diesen einfach klingenden Worten. Offenbar setzte Abt Theodosius voraus, daß Isäslaw der römischen Kirche geneigt sei, und wollte ihm den Hang zu einem Bekenntniß, das der Abt mißbilligte, ausreden.

Wenden wir uns zum Metropolitenstuhle von Kiew. Laut dem Zeugnisse des Vaters der russischen Geschichte, Nestor's, gegen welches spätere Berichte nicht in Betracht kommen, gab es vor den Zeiten Jaroslaw's nur einfache, vom byzantinischen Patriarchen geweihte Bischöfe in Rußland **). Erst Großfürst Jaroslaw gründete 1035 in seiner Hauptstadt einen

*) Strahl Kirchengesch. I, 99.

**) A. a. O. S. 77.

Metropolitanstuhl, auf den er den Griechen Theopemptos erhob. Nachdem dieser gestorben war, vergab der Großfürst die erledigte Würde nicht mehr an einen Griechen, sondern an einen gebornen Russen, dessen geistlicher Name Hilarion lautet *). Durch die Beförderung dieses Priesters war thatsächlich der Verband zwischen Kiew und Byzanz gesprengt. Hilarion starb 1071 unter Isäslaw's Regierung. Nun geschah etwas, was das seit fünfzig Jahren theils angebahnte, theils befolgte System umstieß. Ein Grieche Namens Georg wurde auf den Stuhl von Kiew erhoben, ein Grieche, den der Patriarch von Constantinopel geweiht hatte, und von diesem Augenblicke an bis herab zur Eroberung Constantinopels durch die Türken übten die byzantinischen Patriarchen ausschließlich und ungestört das Recht, den Stuhl von Kiew zu besetzen **). Ist es glaublich, daß Isäslaw sich gutwillig zu einer solchen Abänderung des bisher eingehaltenen Verfahrens verstanden hat? Nimmermehr, er muß dazu durch fremde Gewalt genöthigt worden seyn. Hören wir erst, was weiter von dem Metropoliten erzählt wird.

Zur Zeit seiner Erhebung befand sich der obenerwähnte Michael aus dem Kloster Studion zu Kiew. Das heißt, deutsch gesprochen, das byzantinische Mönchthum hatte wieder Verbindungen mit dem russischen angeknüpft, um das alte Verhältniß zu erneuern. Letzteres gelang; denn im Verein mit dem Abte des Höhlenklosters schickte der neu ernannte Patriarch die oben erwähnte Gesandtschaft nach Griechenland, welche die erbetenen Abschriften der Regel von Studion (Griechenlands Clugny) zurückbrachte, die nun in Rußlands Klöstern eingeführt wurde. Gleichwie Metropolit Georg den Stuhl von Kiew wieder dem byzantinischen Patriarchat unterwarf, so half er auch die ehemalige Abhängigkeit des russischen

*) A. a. O. S. 88 u. 92.

**) Strahl I, 103; Karamsin II, 73.

Mönchthums vom griechischen herstellen. Da Georg 1071 zum Metropoliten erhoben, Abt Theodosius dagegen 1074 gestorben ist, so folgt, daß die Gesandtschaft nach Griechenland zwischen 1071 und 74, also genau in dieselbe Zeit fällt, da die von deutschen Chronisten erwähnten Streitigkeiten ausbrachen, welche die zweite Verjagung Isäslaw's zur Folge hatten.

Wohlan, der nämlichen Zeit gehört ein anderer Act an, bei dem der neue Metropolit von Kiew abermal eine hervorragende Rolle spielte. Am 2. Mai 1072, dem dritten Jahrestag der Wiedereinsetzung Isäslaw's durch den Polenkönig Boleslaw II., nahm Georg eine Ceremonie vor, welche die griechische Kirche Rußlands bis dahin noch nicht gekannt hatte: er sprach nämlich die vor fünfzig Jahren ermordeten Söhne Wladimir's I., Boris und Gjelb, heilig. Nestor und andere Chronisten beschreiben ausführlich das Fest. Die Leichen waren aus ihrer bisherigen Gruft erhoben worden, um in eine von Isäslaw neuerbaute Kirche versetzt zu werden. Jaroslaw's Söhne, Isäslaw, sowie Swätoslaw und Wsewolod, welche der Großfürst eingeladen hatte, trugen dieselben auf ihren Schultern nach dem neuen Bestimmungsort. Zwei Chronisten fügen bei, daß Metropolit Georg die Fürsten mit der Hand des hl. Gjelb segnete, und weiter, daß Swätoslaw — derselbe, der ein Jahr später seinen ältern Bruder Isäslaw vom Throne stieß — Gjelb's Hand ergriff, an seine Augen und an ein Geschwür hielt, welches an seinem Hals hervorgewachsen war. Swätoslaw scheint demnach besonders andächtig bei der Feierlichkeit gewesen zu seyn*). Von dem dritten Bruder, von Wsewolod wird berichtet **), daß er stets nüchtern blieb, die Geistlichkeit hoch verehrte, die Mönche außerordentlich liebte und ihnen Alles gab, was sie nur verlangten.

---

*) Karamsin II, 64; daselbst Anmerk. S. 43 flgd.; Strahl I. 103 flgd.
**) Strahl I, 113.

Unmöglich kann ich glauben, daß ein solcher kirchlicher Act, der in so bewegter Zeit, kurz vor einer Staatsumwälzung vor sich ging, keine politische Bedeutung gehabt habe. Welcher Sinn lag der Heiligsprechung zweier erschlagener Söhne des herrschenden Hauses zu Grunde? Meines Erachtens sollte dadurch das Theilfürstenthum kirchlich verherrlicht werden. Boris und Gjelb waren als Opfer des Strebens nach Alleinherrschaft gefallen, eines Strebens, das auch dem Großbojaren Isäslaw Schuld gegeben worden seyn muß, denn der fast gleichzeitige deutsche Chronist Siegebert bezeugt ja, Isäslaw habe in Folge von Streitigkeiten über Herrenrechte Thron und Land verloren. Hieraus ergibt sich meines Erachtens, daß derselbe ein Maß von Gewalt über die Brüder und Neffen ansprach, welches diese nicht anerkennen wollten. Mittelst Heiligsprechung jener beiden Martyrer nahm der Byzantiner Georg für das Recht der beiden jüngeren Brüder, welche der griechischen Kirche volle Hingebung bewiesen, gegen den ältern Partei, der längst für einen geheimen Anhänger Roms galt, und diese seine Neigung drei Jahre später durch die mit Gregor VII. eingeleiteten Unterhandlungen außer Zweifel gestellt hat. Ich bin überzeugt, daß Isäslaw das Fest nicht aus eigenem Antriebe veranstaltete, sondern durch Furcht vor dem Metropoliten und dessen Beschützern, seinen Brüdern Swätoslaw und Wsewolod, zur Abhaltung bestimmt worden ist.

Dasselbe beschwichtigte die aufgebrachten Leidenschaften nicht, von Neuem brach der Streit aus, und Isäslaw wurde 1073 vertrieben. Aber auch der Metropolit Georg blieb nicht lange auf seinem Stuhl. Die Chronisten sagen *), nach sechsjähriger Amtsführung sei er in seine Heimath Griechenland zurückgekehrt. Er war gegen Ende des Jahres 1071 eingesetzt worden, sein Abzug fällt in's Jahr 1077 oder 1078,

*) Strahl I, 103 und 113; Karamsin I, 73 flgde.

folglich gerade in die Zeit, da Isäslaw zum zweitenmale mit polnischer Hülfe den Thron seiner Ahnen bestieg. Ich denke, diese Thatsachen bedürfen keiner Erläuterung. Weil Georg sich sehr tief mit Swätoslaw, durch den Isäslaw 1073 gestürzt worden war, eingelassen hatte, und weil er deßhalb wußte, daß er die Rache des wieder eingesetzten Großfürsten fürchten müsse, fand er gerathen, demselben aus dem Wege zu gehen.

Ereignisse, die kurz nach dem Tode Isäslaws eintraten, lichten vollends den Schleier. Zwei Jahre nach Entfernung Georgs schickte der constantinopolitanische Patriarch Cosmus einen neuen, von ihm geweihten Metropoliten nach Kiew, den Byzantiner Johann, welcher später den seltsamen Beinamen Prophet Christi erhielt*). Dieser nämliche Johann hat eine Reihe auf uns gekommener kanonischer Entscheidungen erlassen**), welche neben andern Zwecken unzweifelhaft den verfolgen, die in Rußland eingerissene Neigung für die römisch katholische Kirche auszutilgen. Er eifert gegen jede Gemeinschaft mit Leuten römischen Bekenntnisses, er verbietet, daß Russen mit Katholiken an einem Tische sitzen und essen, ausgenommen in höchster Noth, er erklärt es für eine schwere Sünde, daß russische Fürsten ihre Töchter oder Söhne mit römischen Katholiken vermählen, er gebietet, daß Russen römische Katholiken — als welche nicht in Wasser untergetaucht, folglich auch nicht vollkommen getauft seien — zum wahren Glauben bekehren sollen, so wie ein guter Christ Tartaren und andere Heiden zu bekehren verpflichtet sei. Welch erboster Haß! Unverholen gibt der Kiewer Metropolit Johann, welcher die wahre Geschichte Rußlands kannte und ein Zeitgenosse der Söhne Jaroslaws war, zu verstehen, daß jene ehelichen Verbindungen des herrschenden

*) Karamsin II, 83; Strahl I, 113.

**) Strahl a. a. O. S. 115.

Hauses von Kiew mit großen Familien des katholischen Abendlands und folglich die seit fünfzig Jahren befolgte Politik der Großfürsten von Anfang an darauf berechnet gewesen seien, Rußland mit Constantinopel zu entzweien und römischer Kirchengemeinschaft einzuverleiben!

Obgleich die slavischen Chronisten weit vorsichtiger, oder ängstlicher sind als die abendländischen, und nur das äußere Gerüste der Thatsachen, welches kaum verborgen werden konnte, mittheilen, bricht doch siegreich durch den Nebel unvollständiger Berichte*) die Wahrheit durch, daß den Thronstreitigkeiten, welche von 1064 an Rußland erschütterten, kirchliche Triebfedern zu Grunde lagen und daß jene anscheinend bürgerlichen Kämpfe Religionskriege waren. Kirchlicher Haß hat die Feinde Isäslaws beseelt. Erinnern wir uns, daß laut dem Zeugnisse Nestors, der hier vielleicht, ohne es zu ahnen, aus der Schule spricht, die Kiewer 1069 beim Anmarsch der Polen erklärten, sie würden eher ihre Stadt verbrennen und nach Griechenland auswandern, als sich den Polen unterwerfen; offenbar unterhielten sie Verbindungen mit Byzanz und haßten in den katholischen Polen Feinde ihres Glaubens. Auch trägt die Rache, welche nach erstrittenem Siege an den Bezwungenen verübt ward, ein kirchliches Gepräge. Die deutschen Chronisten, welche die obenbeschriebenen Vermählungen zweier sächsischen Jungfrauen mit russischen Fürsten melden, sagen bloß, daß diese Frauen nach dem Tode ihrer Männer in die Heimath zurückkehrten, von den Gründen, warum sie sich hiezu entschlossen, schweigen sie. Sicherlich sind beide Wittwen mit ihren Kindern als Katholiken aus Rußland vertrieben worden. Kunigunde von Weimar, wie ich oben zeigte, Gemahlin Swätoslaws, verzichtete

*) Die neueren Geschichtschreiber Rußlands, der Slave Karamsin und der Deutsche Strahl stoppelten die Aussagen der Chronisten emsig zusammen, haben aber keine Ahnung vom wahren Sachverhalt.

hunderte zu Grabe und die unheilbare Zerklüftung des Staats brach allmählig auch die Bande kirchlicher Gliederung. Bis zu mitten des zwölften Jahrhunderts herrschten Kiews Metropoliten ohne Nebenbuhler über die ganze russische Kirche, es gab im Lande nur bischöfliche Stühle, die dem von Kiew willig gehorchten. Allein nunmehr kamen Erzbisthümer auf und zwar das erste zu Nowgorod*), folglich in der Provinz, welche von Anfang an nach Selbstständigkeit strebte und auch die Trennungsgelüste der Gegner Isäslaws am beharrlichsten unterstützt hatte.

Im Uebrigen stößt man während der oben beschriebenen Kämpfe zwischen den Oberherren zu Kiew und den Theilfürsten auf Spuren merkwürdiger Anstrengungen, welche der griechische Klerus Rußlands machte, um seine Widerstandskräfte gegen die römische Kirche, von der er sich bedroht fühlte, zu vermehren. Vor den Zeiten Isäslaws bestanden als Suffragane oder Untergebene des Metropolitanstuhls Bisthümer in folgenden zwei Städten: zu Nowgorod seit 992**), zu Roston, südlich von der obern Wolga, 20 Meilen nördlich von Moskau, seit 991. Aber zwischen 1070 und 1100 tauchen erweislich neun andere auf, nämlich eines zu Tschernigow***) (an der Desna, nördlich von Kiew), ein zweites zu Bjelgorod†) (in der heutigen Statthalterschaft Kiew), ein drittes zu Juriew††) (an der Roße, ebenfalls nicht weit von Kiew), ein viertes zu Wladimir in Wolhynien†††) (nahe an der heutigen Grenze des eigentlichen Rußlands gegen Polen), ein fünftes zu Perejaslaw††††) (gleichfalls in der Ukraine, südöstlich

---

*) Strahl russische Kirchengeschichte I, 174. **) Strahl russische Kirchengeschichte I, 75. ***) A. a. O. S. 110. †) A. a. O. S. 105 und 110, sowie Karamsin I, Anmerk. Nr. 439. ††) A. a. O. S. 104 und 111. †††) A. a. O. S. 111. ††††) A. a. O. S. 111 flg.

von Kiew), ein sechstes zu Turow *) am Pripetz, ein siebentes zu Chelm **) (hart auf der heutigen Grenze Polens gegen Rußland), ein achtes zu Tmutarakan ***) auf der Süd-Ostseite des asow'schen Meerbusens, dem Phanagoria der alten Griechen †), endlich ein neuntes zu Poloczk ††) (an der obern Düna, nordwestlich vom heutigen Witepsk).

Man nehme eine Karte zur Hand, so wird man sehen, daß drei dieser Bisthümer, nämlich die von Wladimir, Chelm und Poloczk, eine kirchliche Vertheidigungslinie gegen das katholische Polen und das noch heidnische Litthauen †††) bildeten. Aus den Gegenmaßregeln, welche die weit entfernten Metropoliten zu Kiew wider einen gefürchteten Angriff von Rom her zu treffen gerathen fanden, kann man ersehen, in welchem Umfange und mit welcher Kraft Gregor's VII. Geist das Abendland durchdrungen hat. Obgleich Isäslaw in dem langen Kampfe unterlag und der Sieg des griechischen Klerus entschieden schien, wurde noch gegen Ende des eilften Jahrhunderts ein zweiter Versuch gemacht, Rußland für die römische Kirche zu gewinnen. Andere folgten in spätern Zeiten.

Von Anfang an ist der russische Staat eine germanische Colonie gewesen, und es nicht erst im 18ten Jahrhundert geworden. Vermöge seiner Entstehung umschloß derselbe zwei entgegengesetzte Elemente, Normannenfeuer in den herrschenden Geschlechtern und slavisches Pflanzenleben in den Unterworfenen. Dem zweiten Elemente behagte stets die thatlose, jedoch hartnäckige Unbeweglichkeit der byzantinischen Kirche, aber keineswegs dem erstern. So oft dort im Norden Männer zur Herrschaft gelangten, in welchen die alte Normannengluth aufflammte, tritt Geringschätzung der einheimischen Volks-

---

*) A. a. O. S. 112. **) A. a. O. ***) A. a. O. S. 112 flgd. †) Karamsin I, 140 und Anmerk. S. 345 Nr. 372. ††) Strahl russische Kirchengeschichte I, 113. †††) Zeuß, die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 679 flgd.

thümlichkeit und Vorliebe für das gesteigerte, von Ideen gährende Leben des germanisch-lateinischen Abendlandes hervor. Mittelpunkt dieses Lebens war durch das Mittelalter hindurch die römische Kirche. Herrscher der genannten Art kehrten daher ihren Blick, kraft innerer Nothwendigkeit, dem Vatikane zu. Peter der Große, obgleich durch und durch Normanne, schlug freilich eine andere Richtung ein. Solches kam daher, weil zu seiner Zeit nicht Rom, sondern eine entgegengesetzte Macht, ausstrahlend von Genf und Wittenberg, von London und Paris, den Geist des Abendlandes beherrschte. Diesen Einflüssen hingegeben, griff Peter I., wie Isäslaw, die altrussische Kirche an, aber er wollte sie nicht einer bessern unterwerfen, sondern er schlug sie nieder. Denn jene That, kraft welcher er an die Stelle der Patriarchen, lebendiger Kräfte, die willenlose, keines Widerstandes fähige und doch dienstbeflissene Behörde des sogenannten heiligen Synods einsetzte, war ein Todesstreich für die mittelalterliche Kirche der Russen. Sollte je wieder das normannische Feuer in solchem Maße sich auf dem Throne des Nordens verkörpern, daß es die ganze Heerde fortrisse, so hat Europa eine slavische Weltherrschaft zu befürchten. Wenn dagegen das slavisch-griechische Element wieder aus dem Schlummer erwacht, zum Durchbruch kommt und das normannische überwuchert — ein Fall, dessen Verwirklichung meines Erachtens die Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre wahrscheinlich machen — so wird erst Erstarrung, bald Zerklüftung des nordischen Kolosses die Folge seyn.

VIII.

Meßmer's malerische Reisen*).

Jetzt, wo die schöne Zeit der Reisen wieder begonnen, halten wir es für Pflicht und Verdienst, die Leser der historisch-politischen Blätter auf obiges gediegene, durch Geist, Kenntniß und Gesinnung gleich ansprechende Werk aufmerksam zu machen. Es umfaßt die jedesmal unter dem ersten Eindruck des Erlebten niedergeschriebenen Berichte von einer Reise an den Rhein im Sommer 1852, nach Venedig im Mai 1853 und nach Bayern, Rheinland, Belgien und Holland im Sommer 1853. Der geistreiche, mit seltenen, besonders historischen Kenntnissen, feinem Verständnisse der Kunst ausgerüstete Verfasser hat sich im Uebrigen die Dinge und Menschen mit dem offenen, wohlwollenden Sinne eines treuherzigen Tirolers betrachtet, und wenn er nicht mit dem sarkastischen Humor eines Alban Stolz seine Leser reizt und unterhält, so flicht er dafür manche ernste, tief gehende Betrachtung ein, die ihm, aus dem Herzen geschöpft, auch die Herzen erschließt. Dabei ein begabter Dichter und als solcher besonders durch ein im Jahre 1848 gekröntes Schützen-

*) Reiseblätter, gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. Von Alois Meßmer, Professor der Theologie in Brixen. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Buchhandlung, 1855. 2 Bde. IX. 372 und 394 S. 8.

Lied in seinem Vaterlande bekannt und beliebt, hat er für Natur-Scenen einen eigenthümlichen Sinn und weiß deren Eindrücke mit großer Wahrheit und oft mit frappanter Originalität wieder zu geben. Zum Beleg heben wir aus seiner Rheinfahrt von Mainz abwärts hier ein Stück aus. „Die ganze Strecke, sagt er (I. 96 flgd.), theilt sich von selbst in vier Stücke, deren jedes seinen eigenen Charakter hat, wie wir ihn mit einigen Linien anschaulich machen wollen. Das erste Stück geht von Biberich, eine Viertelstunde unter Mainz, bis Bingen. Hier streckt sich der Taunus in seinem westlichen Lauf eigensinnig hinaus und zwingt den Strom, ebenfalls einen westlichen Lauf südlich am Berg hin zu nehmen. Hier ist Alles sanft, groß, wohlgerundet, von einer großen Ruhe und Klarheit übergossen. Der breite Strom mit seinen lichtgrünlichen Wassern macht kaum merkbare Wellen, er hat keine Hindernisse zu überwinden, schonend umspült er buschige grüne Inseln und legt sich dort und da in breiten Buchten zur Ruhe. Ebenso ist der Charakter des Berges; er streckt sanfte, breite Lahnen herab, um den Alten nicht zu reizen, der ihm die Kraft seiner köstlichen Weine zollt. Ist der ganze Mittelrhein mit dem Mannesalter zu vergleichen, so ist hier die erste schöne Zeit, wann die unentweihte Kraft des Jünglings in das weite, schöne Leben tritt und die edelsten Geistesproducte hervorbringt — episch, wie diese Zeit des Lebens, ist dieß Stück Rheinland. Man heißt es den Rheingau. Hier hatten sich in alter Zeit kluge Aebte angesiedelt, in jetziger Zeit sind es vornehmlich die reichen Herrn und Fürsten. So finden wir schon in Biberich ein reizendes Schloß des Herzogs von Nassau, das sich gar lieblich im Rhein bespiegelt. Hinter Eltwill schimmert vom Waldsaum ein langes weißes Gebäude herab, es ist die ehemalige Abtei Erbach, die dem heiligen Bernard und seinen Söhnen gehörte; nun hat der Herzog in den Kellern die Bibliothek seiner geistreichen Kabinetsräthe. Ein wenig weiter gelangen wir nach Winkel, wo Johannes Maurus einst sein Bethaus hatte, nun auch ein lustig ausgebreitetes Weindorf, wo Bettina Arnim ihre Naturandachten verrichtete. Endlich kommt er gar, der König aller deutschen Weinberge, der Johannisberg, hoch und breit mit weißem Schlosse in die Welt hinauslachend. Die zweite

Strecke des Rheinlaufs ist von Bingen bis Coblenz. Hier ist jene Klarheit und Ruhe nicht mehr, sondern Trotz, Kampf, Bruch — kurz Leidenschaft ist der Charakter der Gegend. Es ist, wie wenn im Herzen des Mannes kühne Wünsche aufsteigen, seine Hand sich ballt, er jauchzend über den gestürzten Gegner hinbraus't, aber beim nächsten Schritt schon wieder einen neuen zu bestehen hat. Das Wechselwirken von Leben und Leidenschaft — kurz, ein lyrischer Charakter, wenn's einen Namen haben soll. Die Erdkundigen sagen, in alten Zeiten sei hier der Rheinlauf durch den Taunus gebannt und zu einem großen See bis Basel hinauf aufgestaut gewesen, bis er den Hundsruck vom Taunus losgerissen und sich einen schmalen Weg zwischen durchgebahnt habe, um nun wieder seinen naturgemäßen Lauf zu nehmen. Mit einer Kampfscene beginnt also dieser Theil, der Kampf setzt sich fort bis hinab, denn überall treten scharfe Ecken des Ufers heraus, um ihm trotzig den Weg zu sperren, und er muß oftmals zornig zum Anlauf ausholen, manchmal auch seine Stirn in wirbliche Falten ziehen oder drohend knirschen, um sich Respekt zu verschaffen. Ebenso bäumen die Felsenufer sich links und rechts zu mancherlei kecken, kampflustigen Gestalten, die dann ein gleichgesinntes Geschlecht mit den kühnsten Burgen besetzt hat, die man nur sehen kann. Hier klingen von Burg zu Burg, von Ruine zu Ruine die alten Geschichten von Liebe und Haß, von Minne und von Klagen, wie in keinem anderen Gaue Deutschlands. Aber es sieht auch manches unaussprechlich wehmüthiges Gerippe einer Kirche in den Rhein nieder, wie ein verklungenes Lied von der Frömmigkeit des Mittelalters . . . Von Coblenz bis Bonn können wir die dritte Strecke des Rheinlaufes begränzen. Da finden wir nicht mehr jene zahlreichen ringenden Punkte, wie in der vorigen Strecke, es ist nicht mehr jenes leidenschaftlich Rhapsodische in der Landschaft, in milderen Formen ebnet sich hin und wieder das Ufer, während auch die Berge entschiedener, als es der Rhein seit der Schweiz gewohnt ist, sich an seiner Seite erheben. Das Alles gibt hier der Landschaft den Charakter einer eigenen Großheit und Gesetztheit, eine Heldenruhe, die gewissermaßen die Reize der beiden vorhergegangenen Strecken vereinigt. Hier haben wir auch noch breite Spuren der uralten deutschen

Heldensage . . . Von Bonn abwärts hört alle Poesie des Rheins auf, die Prosa beginnt, sein Greisenalter, das er bekanntlich nicht einmal mit Ehren besteht, indem er seinen guten Namen verliert und zuletzt elendiglich im Sand und Meerwasser verkommt." Es geht ihm, sagt der Verfasser an einer anderen Stelle (II. 271), wie dem starken Simson, er muß zuletzt den Philistern dienen und wenn nicht gerade Mühlen treiben, doch unendlich viele Windmühlen an seinen Ufern tragen.

Zum Belege des Kunstsinnes unseres Verfassers greifen wir auf Gerathewohl eine Stelle aus seiner zweiten Rheinfahrt heraus, wo er, nach einer höchst anziehenden Schilderung der Stadt Coblenz und ihrer Bewohner, sagt (Bd. II. 117): „Ich hatte mir dießmal vorgenommen allen sogenannten Merkwürdigkeiten auszuweichen und, um hegelianisch zu sprechen, mich zur Unmittelbarkeit zu entlassen. Auch in die liebe alte Kirche zu St. Castor kam ich nicht mehr der Merkwürdigkeiten willen, sondern aus einem Zuge des Gemüthes. Man kann aber in einem so traulichen alten Gotteshause doch nicht jeder Betrachtung aus dem Wege gehen, die nicht gerade Andacht ist. Es ist im Grunde ein sehr einfacher Bau, aber doch so reich und würdig. Es hat dieser romanische Styl mit seinen Säulen und reichen Kapitälen, dem schön geschwungenen Rundbogen und originellen Ornamenten eine ruhige Majestät ohne Gleichen. Bekanntlich hat er mancherlei Verwandtes mit den altklassischen Bauformen in sich aufgenommen; aber er wußte das Adoptirte zu seinem vollen Eigenthum zu machen, und das Eigene mit dem Stempel ächten, von innen quellenden Lebens zu bezeichnen, daß man auf den ersten Eindruck der geheimnißvollen Macht der Schönheit sich beugt. Bekanntlich ging die Renaissance denselben Weg, sie nahm die alten Bauformen auf und wollte dabei keineswegs auf den Ruhm der Originalität verzichten. Warum gelang ihr in der Hauptsache Beides so übel? Warum macht das, was sie von den Alten entlehnte, in der Regel nur den leidigen Eindruck einer frostigen Nachahmung, jener leblosen Erstarrung und Unnatur, die man den Zopf nennt? Und warum machen ihre Originalversuche, womit sie der Regel zu entgehen sucht, keineswegs den Eindruck

eines gesunden Lebens, sondern dessen, was man „über die Schnur hauen" heißt, den Eindruck des Unmäßigen, Ungeheuerlichen, Verrenkten, Vertrackten — kurz des Roccoco? Ich denke, es liegt beiderseits weniger in den Formen, als im Geiste der Zeiten und ihrer Vertreter. Im Mittelalter war es der Geist der Innerlichkeit, der Demuth, der Ehrfurcht, der keuschen Minne, der Wahrheit ohne Falsch, der das Schöne nahm, wo er es fand, aber es in der Gluth des Gemüthes läuterte und mit treuem Fleiße bis in das Kleinste bearbeitete, bis es ein der Gottheit würdiges Opfer schien. In der neueren Zeit war es keine ächte Begeisterung mehr, sondern Aeußerlichkeit, Prunksucht, Ungebundenheit, geniale Ostentation, Selbstverherrlichung, Schein und Flüchtigkeit — alles weit entfernt von der Anbetung des Herrn im Geiste und in der Wahrheit. Darum fehlt auch der Segen von Oben, die Weihe des heil. Geistes möchte ich sagen, die das ächte religiöse Kunstwerk vom bloßen Schaustück unterscheidet."

Die Glanzpunkte des Werkes sind die Schilderung von Venedig, die Beschreibung des Cölner Doms, die Charakterisirung der Niederlande und ihrer Kunstschulen. Nicht nur findet man darin reiche Belehrung und manche geistreiche, mitunter pikante Auffassung; sondern es weht auch durch das Ganze ein so ächt katholischer Geist, es zeugt Alles von einem so ächt katholischen Tact, daß gewiß Jeder, der die bezeichneten Orte besucht, an dem Buche einen ebenso werthvollen als lieben Begleiter finden wird.

IX.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

I.

Ueber einige im Laufe der Zeit in der nordamerikanischen Verfassung eingetretenen organischen Veränderungen.

New-York im Sommer 1854.

In einem Augenblicke, wo durch die Annahme der Nebraskabill, in der der afrikanisirte Süden die Offensive gegen den Norden ergriffen hat, wiederum einmal die Frage der Auflösung der Union, und zwar von dem Norden aus, agitirt wird, scheint es nicht unangemessen, zu untersuchen, ob nicht zu den alten, schon von dem Beginne der Union herdatirenden, in der allgemeinen, aber auch in der besondern Natur der amerikanischen Verfassung liegenden und oft besprochenen Gefahren — die hauptsächlich einerseits in dem zwischen der Centralregierung und den Einzeln-Staaten schwer zu erhaltenden Gleichgewichte, sowie in der damit engverbundenen Sklavenfrage, andererseits in der einer jeden demokratischen Regierung innewohnenden Tendenz zur Usurpirung aller, d. h. auch der executiven Macht in den Händen der Legislative gesucht werden müssen — im Verlaufe der Zeit noch andere neuen Gefahren hinzugekommen sind.

Das „junge Amerika“ feiert mit seiner Selbstvergötterung fortwährend auch die Apotheose der Constitution, welche sie als das vollkommenste Werk menschlicher Weisheit schildert *). Ein großer Theil des europäischen, selbst sehr gebildeten Publikums glaubt dieser Versicherung buchstäblich, und betrachtet, bestochen von den außerordentlichen Erfolgen der Republik, die früher vielfach ausgesprochenen Befürchtungen über die Gefahren der Union und der Gesellschaft überhaupt, jetzt als chimärisch und erheuchelt.

Die Väter der Constitution dagegen nannten ihr Werk ein Experiment, und sprachen dadurch bestimmt genug ihre Bedenklichkeiten und Zweifel über die Möglichkeit zur Durchführung derselben aus. Die Gefahren aber, die mit dieser Durchführung für die Gesellschaft eintreten könnten, sahen sie so klar voraus, daß sie ihr Werk sorgfältig mit Garantien gegen die größte derselben, die mögliche Allgewalt der *bloß* numerischen Masse, umgeben haben.

Da diese Garantien, durch das stille Wirken der Haupt-Principien, im Verlaufe der Zeit theilweise gesetzlich und förmlich aufgehoben worden sind, theils stets mehr und mehr durch die Praxis beseitiget werden: so muß ich die von den Urhebern der Constitution für ihr eigenes Werk, wie es damals war, gehegte Besorgniß — jetzt, wo dasselbe dem Buchstaben nicht weniger als dem Geiste nach bereits wesentlich alterirt worden ist — für begründeter als je halten, und die aus diesen Veränderungen, die eben nach der Richtung hin stattgefunden haben, welche die Väter möglichst zu vermeiden suchten, nothwendig hervorgegangenen Uebelstände

---

*) Diese Abgötterei erinnert mich an Rußland, dessen Regierung man mir vielfach als die einzig wahre, legitime und orthodoxe Monarchie pries. Hier wie dort gelangt man am leichtesten zu der Ueberzeugung, daß es in der Politik keine Dogmen geben soll, indem die Politik zunächst die Wissenschaft des Möglichen ist.

als sehr groß, sowie die damit verbundenen Gefahren als drohend bezeichnen.

Das „junge Amerika", im schlagendsten Widerspruche mit seinen Worten, ist eifrigst daran, sein Idol zu zertrümmern, und genau untersucht, besteht die alte Verfassung, das Werk eines Washington und Franklin, faktisch schon nicht mehr. Das moderne Amerika hält in seinem Innersten jenes Werk für veraltet, seine Politik hat die der Väter, die man old foggies (alte Perücken) zu betiteln beginnt, längst überflügelt — man ist ungeduldig und begierig, die letzten Folgen aus den leitenden Principien zu ziehen.

Wenn die Union bisher ohne besondere inneren Convulsionen bestanden hat, so war es, abgesehen von anderen Ursachen, hauptsächlich, weil die ersten Generationen noch unter der Macht früherer Einflüsse und traditioneller Sitten standen, und jene Garantien der Väter noch gehalten wurden.

Das schnell lebende (fast living) junge Amerika hat aber diesen Fonds von conservativer Sitte und Gesetz, durch welchen es allein sechszig Jahre existirt hat, bereits aufgezehrt und, gleich seinem californischen Golde, vergeudet, und so nehme ich an, daß — täuschen nicht alle Zeichen — die einer jeden demokratischen Regierung vorbehaltene Krisis, weit entfernt, wie man in Europa glaubt, bereits glücklich überstanden zu seyn, jetzt erst heranzunahen beginnt, jetzt, wo man täglich das demokratische Princip seiner eigenen Uebertreibung mehr entgegenführt, die Ansicht, „daß eine jede Vergrößerung der Volksmacht auch eine Vergrößerung der Volksfreiheit sei", stets mehr Geltung bekommt, kurz jetzt, wo das frühere souveraine Volk zum absoluten geworden ist.

Unter den organischen Veränderungen, welche die Constitution erlitten, hebe ich zunächst hauptsächlich zwei hervor, nämlich die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts und die Wählbarkeit der Richter auf kurze Zeit direkte durch das Volk — gesetzliche Veränderungen, die zwar gering an Zahl,

aber von solcher inneren großen Bedeutung sind, daß dadurch bereits die gesammte politische und constitutionelle Praxis des Volkes wie der Regierung modificirt worden ist.

Die Verfasser der Constitution hatten zwar die Souveränetät des Volkes als Basis derselben proklamirt, zugleich aber sehr klar die praktischen Gefahren dieses unbeschränkten Princips erkannt, und bewahrten deßhalb nicht allein alle jene antagonistischen Elemente, welche sie in den alten englischen Institutionen vorfanden, von denen die amerikanische Revolution überhaupt so wenig als möglich abwich — gerade wie auch die frühere englische Revolution bei der Thronbesteigung Wilhelm's möglichst conservativ verfahren war — sondern sie suchten dieselben noch durch neue Präservativmittel gegen das zu verstärken, was, wie sie wohl wußten, die größte constitutionelle Gefahr sei, nämlich gegen das Uebermaß des bloßen Volkseinflusses.

Nachdem während der Entwicklung der Föderativ-Verfassung ein vieljähriger Kampf bestanden hatte zwischen drei entgegengesetzten Principien — dem absoluten Rechte des souverainen Volkes, den Einschränkungen, mit denen die einsichtsvolleren Staatsmänner jene unbändige Macht zu zügeln wünschten, und drittens zwischen einer unendlichen Mannigfaltigkeit persönlicher Interessen und Ansichten — gelangte man zu einem Systeme der Ausgleichung, in dem die Starrheit der abstrakten Theorie einer gerechten Berücksichtigung der besonderen Interessen, und selbst der von manchen Vorurtheilen zu weichen gezwungen war.

Die erste Beschränkung der Omnipotenz der bloßen Kopf-Zahl ist die unabhängige Autorität des Präsidenten. Einmal gewählt, handelt er mit seinen Ministern, die er, wie auch die übrigen öffentlichen Beamten, ernennt und absetzt nach eigenem Gutdünken, ganz unabhängig von dem Congresse, und so natürlich auch von den Wählern.

Wenn vor einiger Zeit der Staatssekretär Everett Lord

Russel's Vorschlag, „Amerika möge gemeinschaftlich mit England und Frankreich Spanien den Besitz von Cuba garantiren", aus dem Grunde beizutreten sich weigerte, „weil die Annahme desselben nur noch einen größern Impuls den Volkswünschen geben, und so auch auf die Executive reagiren würde": so ist dieses allerdings ein sehr demüthigendes Bekenntniß des Chefs eines großen Staates, und beweiset einerseits, wie ferne bereits die Praxis von den Absichten der Väter liegt, die wenigstens implicite einen festen, selbstständigen Präsidenten als das erste Bedürfniß eines souverainen Volkes hinstellten, andererseits aber den immer mehr und mehr hervortretenden schädlichen Einfluß jener constitutionellen Bestimmung, welche die Wiedererwählung des Präsidenten gestattet. In der That ist es augenscheinlich, daß der Präsident in dem letzten Jahre seiner Regierung gar nicht mehr verwaltet, und all' seine Sorge nur seiner Wiedererwählung angehört *). In diese Zeit fallen gewöhnlich auch die bold strikes (die kühnen Griffe), und die abentheuerlichsten Annexationspläne finden Gehör und haben zu ihrer Verwirklichung Aussicht.

Der Präsident hat ferner die große Prärogative des Veto, und obgleich schon einigemal ausgesprochen, hat man bis jetzt kein Beispiel, daß es überstimmt worden wäre. Träte dieser Fall aber auch ein, so würde dieses weder die Entfernung des Präsidenten, noch die seiner Minister herbeiführen, da die amerikanische Regierung, was besonders charakteristisch, von der Congreßmajorität unabhängig — also keine parlamentarische ist.

Eine zweite noch wichtigere Beschränkung des reindemokratischen Einflusses war die Beibehaltung der terri-

---

*) In einer Monarchie ist das Interesse der herrschenden Familie mit dem des Staates fortwährend so eng verknüpft, daß derselbe auch keinen Augenblick sich selbst überlassen bleibt.

torialen Eintheilung der alten Colonien unter dem neuen Namen von Staaten.

Diese Bestimmung, die zur Zeit kaum irgend einen Widerstand fand, und auch später nur geringen, sollte sowohl direkt als auch in ihren Folgen ein mächtiges Gegengift gegen das numerische Princip abgegeben. Wenn hiernach der Staat Delaware mit einer Ausdehnung von 2000 Quadrat-Meilen und 700,000 Einwohnern ebenso souverain dasteht wie New-York mit 30,000 Quadratmeilen und drei Millionen Einwohnern, so ist dieses schon bezeichnend genug, aber von noch größerer praktischen Bedeutung sind die weiteren Folgen.

Jeder Staat hat in seinem besonderen Interesse seine eigene Constitution und Jurisdiktion. Diese bieten eine solche Mannigfaltigkeit in dem Wahlmodus ihrer Gesetzgeber und Magistratspersonen, daß ihre Deputirten bei ihrer Ankunft in Washington eine große Verschiedenheit entgegengesetzter Interessen mitbringen, und durch die in der Praxis eines jeden Staates herrschende Eigenthümlichkeit in ihrem ganzen Vorgehen geleitet und bestimmt werden. Endlich aber im Congreß versammelt, sehen wir zwar die Zahl der Repräsentanten gemäß der Bevölkerung, die der Senatoren aber vollkommen gleich.

Eine dritte sehr wichtige Garantie liegt in der Auffassungs- und Behandlungsweise des Stimmrechtes. Es erkennt nämlich die amerikanische Constitution dieses Recht durchaus nicht als ein natürliches, angeborenes, sondern nur als ein von der Gesellschaft verliehenes, durch Alter, Geschlecht, Vermögen rc. modificirtes bürgerliches Privilegium an, und demgemäß haben nicht zwei Staaten die Qualifikation der Stimmberechtigten auf dieselbe gleichmäßige Basis gesetzt, und hiedurch die Unzulässigkeit eines abstrakten Rechtes dieser Art bestätiget.

In Virginien gehörte dieses Recht ursprünglich aus-

schließlich dem freien Grundbesitzer, in Rhode-Island dem Freigebornen, in anderen Staaten dem Personal-Steuer-Zahlenden zu.

Die weisen Sicherheitsmaßregeln, welche die vorsichtigen Verfasser der Constitution gegen die Mißbräuche bloß numerischer Vertretung eingeführt hatten, werden nun rasch von der Ungeduld und Begehrlichkeit der Masse hinweggeräumt, und bald wird in Amerika eine ohnmächtige Centralregierung gegenüber einem souverainen Volke dastehen, welches nicht bloß in figürlichem Sinne allmächtig, sondern faktisch und buchstäblich es seyn wird.

Der Staat Massachusetts war der erste, der im Jahre 1821 jede bestimmte Eigenthums-Qualifikation abschaffte; Rhode-Island that dann später ein Gleiches mit seinen früheren Einschränkungen, und New-York hob 1826 jede Art von Qualifikation auf. Das einst so aristokratische Virginien nahm ebenfalls 1851 die ultrademokratische Form an. Hinsichtlich des Stimmrechtes der Einwanderer, so brauchten sie in den meisten, besonders den neueren Staaten, bisher nur sehr kurze Zeit ansässig zu seyn, um dasselbe zu erlangen, und oft reicht es aus, daß sie die Absicht aussprechen, amerikanische Bürger werden zu wollen. Indem jetzt im Ganzen von 31 Staaten nur 8 einen Schein von Qualifikation beibehalten haben, so erfüllen die durch das allgemeine Stimmrecht gewählten Legislaturen nicht die Erwartungen der Urheber der Constitution, die da glaubten, daß jene zusammengesetzt seyn würden:

1) aus einem Senate, dessen Wähler die mehr stabilen Elemente der Gesellschaft vertreten sollten — und
2) aus einem Hause der Repräsentanten, das auf ähnlichen Elementen basirt wäre.

Insoferne nun sowohl der Senat der vereinigten Staaten von diesen durch das allgemeine Stimmrecht gewählten Legislaturen, als auch das Haus der Repräsentanten der

vereinigten Staaten durch eben dasselbe allgemeine Stimm-Recht ernannt werden, so folgt daraus, daß in der letzten Zeit der Congreß bei weitem mehr ein Ausfluß der reinen Demokratie, d. h. der arbeitenden Classen hat werden müssen, als er es nach der Absicht der Stifter der Union hätte seyn sollen.

Als eine direkte Folge der Ausdehnung des Stimmrechtes betrachte ich die zweite wichtige organische Veränderung der Constitution, nämlich die in mehr als zwei Dritteln der Vereinigten Staaten eingeführte Praxis, die Richter durch das Volk und auf ganz kurze Perioden, die von einem bis vier Jahren variiren, wählen zu lassen, während sie in den früheren Zeiten in den einzelnen Staaten von der Legislative, und zwar during good behaviour, auf die Dauer guter Aufführung, d. h. gewöhnlich auf Lebenszeit erwählt wurden.

Die Constitution spricht zwar nicht ausdrücklich von dem Wahlmodus der Richter, noch von der Dauer ihrer Funktionen, allein durch die Bestimmung, daß die Mitglieder des Obersten Gerichtshofes zu Washington von der Executive und during good behaviour ernannt werden sollen, hat sie offenbar ein Praecedens und auch für die einzelnen Staaten maßgebend das Princip fixiren wollen, daß die Richter dem Einflusse des mehr demokratischen Elementes nicht unterliegen sollen.

Die Demokratie hat, in dem Irrthume befangen, als bedinge jede Erweiterung ihrer Macht auch eine Vermehrung der Freiheit — ein Irrthum, der an Allgemeinheit nur von dem des Despotismus übertroffen wird, der in jeder Vernichtung einer Freiheit eine Verstärkung seiner Macht sieht — jenes Praecedens mehr und mehr ignorirt, und nicht angestanden, die Wurzel der richterlichen Unabhängigkeit anzugreifen und ein Princip zu verletzen, welches zu allen Zeiten als ein Hauptschutzmittel der Freiheit, des Lebens und des Eigenthums angesehen worden ist.

Richterstellen sind auf diese Weise zu bloß politischen

Stellen herabgesunken, die Unabhängigkeit derselben ist aufgehoben, und ihre Integrität sehr zu bezweifeln in Fällen, wo das Volk irgend ein besonderes Interesse nimmt. Da ferner ihr Gehalt nicht wie das der übrigen Beamten erhöht worden, und, schon früher ein geringes, jetzt fast unzureichend geworden ist, so vermindert sich nothwendigerweise die Zahl der ehrenwerthen und tüchtigen Männer, die sich um diese Stellen bewerben, von Tag zu Tag. Wie das Volk hier die Gerichtsbehörden häufig verhöhnt und selbst mißhandelt, ist bekannt, und es bleibt ein- für allemal äußerst charakteristisch, daß die gesammte Demokratie überhaupt den Richterstand mit Mißtrauen und Antipathie betrachtet, eine Gesinnung, die übrigens von dem letzteren wenigstens in gleichem Grade erwidert wird, was schon daraus hervorgeht, daß bisher die gründlichsten Angriffe auf die politischen Evolutionen der letzten Zeiten von Richtern, wie Story, Kent ꝛc., ausgegangen sind.

In Bezug auf die erwähnte Ohnmacht der Gesetze brauche ich nur daran zu erinnern, daß bald das Volk aufsteht, um einen entlaufenen Sclaven zu schützen, wie neulich in Boston *), bald wie mehrere Male in Charleston, um einen Sclavenfreund zu theeren, zu federn, zu verjagen; heute, um ein Kloster zu stürmen, wie in Baltimore; ein anderes Mal einen protestantischen Geistlichen verfolgt, weil er gegen den Katholicismus gepredigt, und ein fünftes Mal sich erhebt, um vielleicht einem Journalisten die Presse zu zertrümmern — immer und überall prätendirt das Volk, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, indem es die, welche es anklagt, dem Schutze und der Jurisdiction der Tribunale zu entziehen sucht.

Zwar sind solche Vorfälle nur beiläufig und auch andern Ländern wohl gemein, aber es bleibt ein trauriger Beweis

*) Das Charakteristische dieses Aufstandes war, daß zum ersten Mal die Lokalmiliz nicht ausreichte, und die Unionsmacht requirirt werden mußte.

für die Verderbtheit dieser Gesellschaft, wenn die Verbreitung von Kenntnissen und the March of Intellect nicht die Bürger der Musterrepublik davon zurückzuhalten vermag, und sie zu ihrer Vertheidigung anzuführen gezwungen ist, daß dieselben Dinge während der Kreuzzüge gegen die Albigenser vorgekommen seien. Aber das bei weitem Verdammenswertheste ist, daß in Amerika keine Reaktion gegen Pöbel-Excesse statt findet, und der menschliche Geist durch die Tyrannei der Majorität so herabgewürdigt worden ist, daß man nicht einmal zu klagen wagt.

Die so sehr überhandnehmende Mißachtung der Gesetze fällt um so widriger auf, als das Volk selbst die Gesetze macht, und daher eine moralische Verpflichtung mehr hat, sie zu beobachten; aber in dieser wie so mancher anderen Hinsicht hat sich das amerikanische Volk nicht bewährt, wie es sich nach bloß logischen Deductionen hätte bewähren sollen. Volk und Zustände haben sich dort bei weitem unabhängiger von den Institutionen herausgebildet, als es in Europa im Anblick der Einwirkung straff centralisirter staatlichen Einrichtungen vorausgesetzt wird, und hiemit habe ich zugleich den allgemeinsten Fehler des übrigens in vieler Beziehung mit Recht berühmten Werkes des Hrn. v. Toqueville bezeichnet.

Die Bundesregierung hat, wie bemerkt, von Anfang an sorgfältig die richterliche Gewalt von allen andern getrennt, während in den einzelnen Staaten die Legislative unter Anderem über das Gehalt der Richter zu entscheiden hat, in einigen sogar die gesetzgebende und richterliche Gewalt zusammengeworfen worden ist, wie z. B. der Senat von New-York für gewisse Processe das höchste Tribunal des Staates bildet.

Die praktischen Folgen dieses Unterschiedes sind daher auch leicht zu ersehen, und für den aufmerksamen Beobachter ist es augenscheinlich, daß die Angelegenheiten der Union unendlich besser, als die besondern Angelegenheiten irgend eines

Einzel-Staates geleitet werden. Die Verfahrungsweise der Bundesregierung ist gerechter und gemäßigter als die der Staaten, es herrscht mehr Weisheit in ihrer ganzen Anschauungsweise, mehr geschickte Combination in ihren Plänen, wie in der Ausführung ihrer Maßregeln mehr Consequenz und Festigkeit.

In der That gehören die Richter des höchsten Gerichts-Hofes zu Washington zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Gesellschaft überhaupt; namentlich aber hebe ich noch hervor, daß sie großentheils eine politische Bildung besitzen, wie sonst wohl, selbst in England, bei dem Richterstande kaum anzutreffen seyn möchte — eine Eigenthümlichkeit, die aus dem Umstande erklärt werden muß, daß der oberste Gerichts-Hof in Amerika gemäß seiner ganz besonderen Organisation auch eine außerordentliche politische Macht besitzt, über die Beschlüsse des Congresses selber zu entscheiden, und die Gesetze der Union in Ausführung zu bringen fortwährend berufen ist.

Schon erregt die Macht und Unabhängigkeit dieses obersten Gerichtshofes den Neid der Demokratie, und schon ertönt überall der Ruf nach einer Umgestaltung desselben im obigen, d. h. im demokratischen Sinne. Wie lange derselbe sich noch diesem Schicksale zu entziehen vermögen wird, lasse ich dahingestellt seyn; wenn es aber geschehen seyn wird, dann ist auch die Existenz der Union selber in Frage gestellt. In den Händen der sieben Bundesrichter ruht der Frieden und die Wohlfahrt der Union; an sie appellirt die Executive gegen die Eingriffe der Legislative, die Hauptgefahr der Demokratie; die Legislative gegen die Eingriffe jener; die Union zum Schutz gegen die Staaten, und diese rufen sie an gegen den Central-Staat. Sie sind allmächtig, solange das Volk dem Gesetze zu gehorchen einwilligt, sie hängen von der öffentlichen Meinung ab. Diese stets in ihren feineren Anzeichen zu erkennen und in ihrer Berechtigung ihr zu folgen, ist

nur Staatsmännern gegeben, sowie deren ungehörigen Impulsen zu widerstehen, nur festen und durch und durch rechtlichen Männern möglich seyn wird. Wenn der oberste Gerichtshof je aus unvorsichtigen oder bestechlichen Männern zusammengesetzt seyn wird — und dieses ist mit seiner wahrscheinlichen Umgestaltung gewiß — so sind die unabwendbarsten Gefahren für die Union gekommen.

Die richterliche Gewalt muß bei einer Bundesregierung stärker constituirt und mit einem größeren moralischen Ansehen bekleidet seyn, als bei einer jeden anderen, weil die individuellen Interessen, die gegen das Ganze, den Bund, sich auflehnen können, der Anwendung der materiellen Macht der Regierung leichter widerstehen, und diese letztere Macht eine viel geringere als in einem Einheitsstaate ist. Wenn aber jene Gewalt einmal stark seyn muß, so muß sie auch möglichst unabhängig bleiben, soll nicht ihre Stärke nur eine Stärke des möglichen Mißbrauches werden.

Daß übrigens die Autorität auch dieser höchsten Macht im Staate bereits einige Male, wie besonders in dem Tarif-Gesetze von dem Staate Süd-Carolina, verkannt wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Die Machtverringerung der Bundesgerichte, einmal gesetzlich festgestellt, wäre daher auch noch mehr speciell eine Machtvergrößerung der einzelnen Staaten, durch welche der Union die Hauptbasis ihres schon so schwächlichen Daseyns entzogen würde.

Der Richterstand hat in Amerika nicht allein als eine politische Macht, oder besser, als die erste politische Macht des ganzen Staates eine durchaus exceptionelle Stellung, sondern er repräsentirt auch dort eben so ausnahmsweise das vornehmste conservative und aristokratische Element, verschieden von der Aristokratie der Reichen dadurch, daß er mehr inneren Zusammenhang hat, mehr ein Corps bildet, und sein Einfluß nur ein wohlthätiger ist, was mit der Natur der amerikanischen Gesetzgebung und der socialen

Stellung der Juristen überhaupt in diesem Lande zusammenhängt.

Ueberall gewinnt wohl der Jurist durch seine Beschäftigung selber eine gewisse Liebe zur Form, Ordnung und Autorität, und steht in soferne da als der natürliche Gegner der mehr nach Instinkt und dem Impulse des Augenblickes vorschreitenden Demokratie. Bei dem amerikanischen Rechts-Gelehrten aber muß diese Vorliebe, wie bei dem englischen, um so größer seyn, als die Gesetzgebung beider Länder von dem Gewohnheitsrechte ausgeht, und der Ausleger der Gesetze nicht nach a priori-Gründen, seiner individuellen Vernunft gemäß, sondern nach Antecedentien und auf Grund der Ansichten der Vorfahren entscheidet, und so die Achtung vor dem, was alt ist, und die Neigung zur Stabilität mit der Liebe zur Legalität verbindet.

Wenn ferner die englische Aristokratie den Rechtsgelehrten eine angesehene sociale Stellung einzuräumen die Klugheit gehabt hat, so hat die amerikanische Demokratie dasselbe noch mehr thun müssen, da jene in der Demokratie das Privilegium der Bildung und Geschicklichkeit besitzen, und die richterliche als die moralische Hauptmacht des Landes den Mangel der materiellen Zwangsmittel zu ersetzen hat. Wo nun der äußere Einfluß der Juristen ein ihrer wirklichen Macht entsprechender gewesen ist, da haben sie auch diesen Einfluß zu Gunsten der bestehenden Regierungsform geltend gemacht. Wie sie in England die Aristokratie unterstützt haben, so sind sie auch bisher in Amerika der Demokratie günstig gewesen, ohne jedoch, was wohl zu bemerken ist, derselben in ihren Excessen zu folgen. Sobald aber die Demokratie die naturgemäße äußere Geltung der Männer des Gesetzes zu verringern suchen wird, provocirt sie ihre Feindschaft, und demnach hätte die Aufhebung der Unabhängigkeit des Richterstandes, als des wesentlichsten Theiles des Juristenstandes überhaupt, nicht allein die Bedeutung einer die Unionsregierung absor-

birenden Souverainetät der Staaten, sondern es würde dadurch auch das demokratisch-republikanische Princip selber, durch Verlust seines Hauptgegengewichtes, rasch der äußersten Uebertreibung, daher seiner Vernichtung entgegeneilen.

Die frühere Organisation der richterlichen Gewalt ist, nächst den Communal-Einrichtungen, ein Hauptmoderator des Despotismus der Majorität, und daher ein Hauptgrund zur bisherigen Möglichkeit der demokratischen Republik gewesen — die jetzige, wenn vollendet, wird ein Hauptgrund zum Sturze derselben seyn.

(Schluß folgt.)

X.

Fingerzeige über Kirche und Staat in Frankreich.

II.

Bei Gelegenheit des Frohnleichnams.

Der Monat Juni ist, wie überall in der katholischen Welt, auch in Paris ein besonders festlicher Abschnitt des Jahres für die Kirche und ihre Freunde. Zwar wurde gerade in diesem Monat, durch gewisse Ereignisse im Anfange des Jahrhunderts, die Zahl der Feierlichkeiten beschränkt und die Uebung derjenigen, die man fortbestehen ließ, auffallend beengt. Allein wo der Geist, der das Aeußere belebt, nicht absterben will, da kommt auf das Mehr oder Weniger der Prachtentwicklung, die dem Wesen zur sinnbildlichen Hülle

dient, so viel nicht an. Das ist nun in Frankreich, das auch in Paris, wiewohl im geringern Grade als in gewissen Provinzen, der Fall, und da den Franzosen ein sehr ausgesprochener Geschmack an Pomp und blendendem Aufwande innewohnt, so hat die Verringerung und Vereinfachung der hiezu Anlaß bietenden Gelegenheiten, vielleicht ganz ohne Wissen und Zuthun dessen, der die dahin gehenden Maßregeln verordnete, wenigstens den Nutzen gestiftet, den wahrhaft leidenschaftlichen Antheil des Volkes daran einigermaßen zurückzudämmen, und den Sinn dieser inbrünstig religiösen, aber auf den Schein äußerst erpichten Menschen so mehr auf den Kern und Grund des Christenthums zu richten. In einigen, namentlich in den südöstlichen Gegenden des Landes war ein solches Ergebniß schon darum nicht möglich, weil die Bevölkerung an mehr als Einem Orte durch gewaltsamen Widerstand verhinderte, daß die hierauf bezüglichen Regeln, welche der erste Consul zum Theil in vollem Einklange mit dem heiligen Vater festgestellt hatte, wo es die Umstände geboten, in's Werk gesetzt wurden. In Marseille z. B. waren selbst unter der Juliregierung, die an dem Buchstaben des Gesetzes so starr zu halten pflegte, die nach dem Wortlaute einer gesetzkräftigen Verfügung untersagten Umgänge in den Straßen, von dem ersten Frohnleichnamstage an während acht bis vierzehn Tagen, geduldet, und mit allem amtlichen Beistande feierlich geehrt, sowie gegen die Aufwallung des Volkes, das jedem störenden Eingriffe von anwesenden Ungläubigen gewöhnlich noch störender entgegentrat, in geziemender Ordnung erhalten. Zu welcher Aufregung oft die verletzte Frömmigkeit dieser heißblütigen Provenzalen, besonders der Hafenarbeiter und der Seeleute stieg, geht aus hundert und hundert bezeichnenden Zügen, die dem Reisenden in jenem sonnenverbrannten Lande, wo es sich immer schickt, mitgetheilt werden und sich einzeln selbst an die Seine verirrten, klar hervor. Ein Schlag in's Gesicht einem Nachbar

ertheilt, der den Hut oder die Mütze bei dem Vorübergehen des Allerheiligsten nicht abziehen will, soll nichts sehr Seltenes seyn, und aufrichtig gestanden, es scheint mir dieses Aergerniß weit leichter zu vergeben, als die Sorbette, die ich in Venedig bei derselben Gelegenheit verzehren, die Häupter, die ich dabei bedeckt, und die Doppelgläser, die ich aus der Mitte des Begleiterzuges auf die Sorbette-Schlürferinnen herverglänzen sah. In den ersten Jahren nach den Julitagen wurde die Freiheit, die das Volk von Marseille sich nahm, in der demokratischen Welt mit lebhaftem Zorn beurtheilt; aber bald sahen die geärgerten Bürger ein, daß sie in Widerspruch mit sich selbst geriethen, indem sie eine Thatsache verwarfen und fürder verhindert wissen wollten, die nichts Anderes als ein vernünftiges Zugeständniß an die Forderungen der Proletarier war. Man ließ also die Sache auf sich beruhen, und Marseille konnte fortfahren, in den öffentlichen Darlegungen seiner Frohnleichnamsandacht unter seinem schönen Himmel in freier Luft, von denen ich Engländer und Russen habe sagen hören, sie hätten, was die brünstige Theilnahme der Bevölkerung angehe, in Rom nichts Ergreifenderes gesehen.

Die Hauptstadt des französischen Mittelmeers fand bald Nachfolgerinen, wo jedoch die Sache, theils weil die Oertlichkeit zu geringfügig, theils weil die Zahl der Andersgläubigen nicht bedeutend genug war, nur wenig Aufsehen erregte. An sehr wenigen Orten nur machten einige Dutzend Einwohner Spektakel, weil sie durch Uebertretung des kaiserlichen Verbots, wie durch Auskramen „abergläubischer“ Gebräuche, unter amtlichem Schutz, in dem Genusse ihrer Denkfreiheit unterbrochen und beleidigt worden seien. Gefragt hierauf, welchem Glauben sie angehörten, um von dem Heraustreten des katholischen Cultus aus dem Innern der Kirche auf die Wege aller Welt sich behelligt zu fühlen, antworteten sie, daß sie Katholiken seien. Warum und worüber also,

ward ihnen erwidert, beklagt ihr Euch? Wir wurden zwar katholisch getauft, entgegneten sie, nach dem Berichte der zuständigen Behörde, scheinbar barsch, doch im Grunde muthlos (avec une timidité mal dissimulée par une brusquerie factice), sie seien zwar katholisch getauft, aber sie hätten das längst abgeschüttelt und dächten durchaus anders. Der Beamte, der mit ihnen zu thun hatte, erwiderte wie billig, das Gesetz spreche wohl von Andersgläubigen (dissidens), aber nicht von Andersdenkenden (philosophes).

Die Frage wurde erst viel später für das fachunkundige, aber auf dergleichen Gegenstände aufmerksame Publikum zu voller Helle und fast mathematischer Bestimmtheit gebracht. In die Reihe der frommen Städte, die im südlichen Frankreich das System der Frohnleichnamsgänge unter freiem Himmel nach und nach sich aneigneten, trat, der beträchtlichen Protestantengemeinde in ihren Mauern ungeachtet, auch die Hauptstadt des unteren Languedok, das antikenreiche Nismes, endlich entschlossen ein. Da brach unverzüglich ein Wuth- und Hohngeschrei aus. Erst an Ort und Stelle, dann in der ganzen Provinz, namentlich in dem von Calvinisten bewohnten Gebirg, worunter man jedoch nicht ausschließlich die Cevennen, sondern hauptsächlich südliche Abfälle des auvergnatischen Hochlands, den fabrikenbesäeten Unterprefekten-Bezirk Vigan zu verstehen hat. Von der Provinz sprang die Aufregung natürlich unmittelbar nach Paris. Die ganze liberale Presse schlug den Feldmarsch; die allgemeinen Redensarten von Unduldsamkeit und Fanatismus floßen durch die Spalten des National und des Siècle, unter der Hand aber versicherten in Paris ansässige Eingeborne von Nismes, unter denen sogar Guizot genannt wird, die Sache gehe von dem Maire der Stadt aus, der zwar selbst Protestant sei, aber eine Katholikin geheirathet habe und seine Kinder in einer katholischen Anstalt erziehen lasse, bei der die Jesuiten die Hand im Spiele hätten. Daß die Jesuiten in den

Streit gezogen wurden, das kann Niemand Wunder nehmen, aber das Zerwürfniß nahm einen ernsteren Charakter an und ward dem Spruche der parlamentarischen Gewalten übergeben. Die hatten damals eine Art Allmacht, und keine größere Ehre konnte einem Handel widerfahren, als das Verwiesenwerden an dieses Schiedsgericht. Nismes liegt in der Nähe des Departements Lozère, das die Revolution aus dem mittäglichen Cevennenstocke herausgeschnitten hatte. Hier brachte natürlich die in dem heiligen Nismes glücklich versuchte Neuerung zu Gunsten der abgöttischen Römlinge eine fürchterliche Wirkung hervor. Allenthalben ward von den Dragonaden bei dem dunkeln stoffigen Wein jener Thäler geraunt und gewettert, die beiden Pelet, Vater und Sohn, der eine Pair, der andere Deputirter, zwei wackere Männer, brave Soldaten, wenn auch der Sohn nur als Anfänger, und bei allen gewerblichen Fortschritten ihres Departements uneigennützig thätige Grundbesitzer von erstem oder zweitem Range, mußten sich der Beschwerden des protestantischen Frankreichs annehmen, und das Aergerniß auf der Rednerbühne zur Sprache bringen.

Wie's begehrt ward, so ward's gethan. Die Kammer der Pairs hatte, wie billig, den Vortritt. Der General Pelet (de la Lozère), ein im Musketen- und Kartätschenfeuer altgewordener Graukopf, ein würdiger Veteran der großen Armee, den alle Bekenntnisse ehrten, alle Parteien achteten, erhob sein dürftig weißes, beinahe kahles Haupt mit edlem Stolz, und mühevoll seine schon gebrochene Stimme. Was er sagte, ist nicht merkwürdig, denn außer einigen Worten über seine persönlichen Beziehungen zu dem Gegenstande, und besonders zu den örtlichen Verhältnissen desselben, hielt er sich ganz innerhalb der sanftesten Gemeinplätze, mit denen die Verfechter der Duldsamkeit und Aufklärung sich zu wappnen pflegen. Er wurde von einigen Fortschrittsmännern der Pairskammer, die mit der Universität mehr oder weniger im

Zusammenhange standen, lau für seine Sache, bitter gegen seine Widersacher unterstützt, als Hr. Barthe, der damalige Siegelbewahrer, zur Erwiderung die Bühne bestieg und die gesetzlichen Gründe auseinandersetzte, welche die Regierung bewogen hätten, die Frohnleichnamsumgänge in den Straßen von Nismes zu dulden. Er begann damit, daß er nachwies, das Gesetz verlange, damit ein giltiges Hinderniß diesen und ähnlichen Entfaltungen des katholischen Cultus entgegenstehe, daß in der betreffenden Gemeinde die Zahl der Andersgläubigen sich auf sechstausend belaufe, was dadurch ermittelt wurde, daß man die Register zu Rathe zog, in denen die Summen, welche das Finanzministerium zur Bestreitung des Gottesdienstes an die verschiedenen, vom Staate anerkannten Glaubensbekenntnisse eines Ortes bezahlt, verzeichnet stunden und noch heutzutage stehen. Aus diesen Urkunden ergab sich nun zur Zeit, als Hr. Barthe über diese Frage das Wort führte, daß in der Stadt Nismes das Contingent der Nicht-Katholiken unter der gesetzlich verlangten Ziffer blieb, und somit die Einwendungen gegen die Zulässigkeit der katholischen Prozessionen unter freiem Himmel als unstatthaft anzusehen wären. Zwei Punkte überraschten in dieser Erklärung selbst gebildete, aber in diese Verhältnisse nicht sachgemäß eingeschulte Geister. Es fiel nämlich die Erklärung, daß Nismes keine sechstausend Andersgläubige habe, was den damals in Frankreich umlaufenden Annahmen zuwiderlief, eben so sehr auf, als die zumal den demokratischen Freigeistern entsetzliche Offenbarung, daß sechstausend nichtkatholische Köpfe erheischt würden, um ein gesetzliches Hinderniß gegen die beanstandeten Umgänge zu bilden. Dergleichen Entrüstung hat aber in Frankreich keine nachhaltige Lebenskraft. Nachdem die Verhandlung vorüber war und einige Monate hinter sich hatte, ward in allen Städten, die ausgenommen, die sechstausend Andersgläubige zählten, das neuausgelegte Verbot von der frommen Bevölkerung zur Vermehrung und Ver-

schönerung der Umgänge freudig ausgebeutet. Die Städte, wo die Gesammtheit der Dissidenten die gesetzliche Grenze erreicht, sind kaum ein Halbdutzend, und auch in diesen fand man Mittel, um die Einschrumpfung ihrer unbequemen Stärke zu bewirken. Erstens strich man die Ausländer, und dagegen hatte Niemand etwas einzuwenden, sie bekamen selbst von spöttischen Demokraten zu ihrem Ausschluß noch schlechte Witze auf den anglikanischen Nacken. In Lyon aber ward die Stadt als Gemeinde, ich weiß nicht aus welchem Grund, getrennt und da somit in la Guillotière die Zahl der Protestanten zu einem Minimum herabschmolz, so konnten in diesem gewerblich so berühmten Theil der Rhone- und Saonewelt die Umgänge ohne Schwierigkeit und unter Begleitung, oder wenigstens in Gegenwart, vieler dieses heiligen Genusses beraubten Lyoner stattfinden. Von Jahr zu Jahr ging die Sache leichter. In den kleinen Städten des Südens fanden sich die Protestanten selbst in den allgemeinen Jubel, schmückten an vielen Orten die Außenseite ihrer Häuser, um die Pracht der festlichen Umgänge zu erhöhen, heiter aus, und namentlich in dem an dem Fuße der Pyrenäen und dem Rande eines ihrer hellen Wasser reizend gelegenen Orthes zeichneten die wohlhabenden Protestanten durch reiche Ausstattung ihrer Wohnungen sich aus. Als man daher seit dem zweiten December mit oratorischen Posaunenstößen die Straßenumgänge amtlich an verschiedenen Orten, wahrscheinlich auf eingeleitetes Ansuchen, gestattete, so geschah nur Etwas, was schon längst geschehen war.

Hier in Paris füllten sich, obgleich dem Concordat gemäß die Feier auf den folgenden Sonntag verlegt ist, die Kirchen schon am Donnerstag mit Gläubigen zum Gottesdienste; und ohne weiteres Reden ward dieses Jahr insofern über die Regel hinausgeglitten, als man aus der Kirche auf den Platz hinaus sich wagte, in eine benachbarte Gasse einbog und, war ein Garten in der Nähe wie bei St. Thomas

d'Aquin, das Allerheiligste unter die Blumen und in die grünen Gänge trug. Die Regierung ließ es ohne Einwand geschehen und sah sogar, in der Gestalt eines Piquets von Polizeisoldaten, der Sache zu. Von manchen Priestern, von denen zumal, die mit dem hohen noch immer, durch seine Hoffnungen wenigstens, politisch wirkenden Adel in freundschaftlichen Beziehungen stehen, werden diese schüchternen Uebertretungen des bürgerlichen Gesetzes gutgeheißen, Freude darüber bezeugt, daß zu Gottes Ehren eine weltliche Vorschrift umgangen worden, und sie wissen der Regierung dafür Dank, daß sie dieser unschuldigen Freiheit nicht hemmend entgegengetreten sei. Andere Mitglieder der Pariser Geistlichkeit dagegen, deren Urtheil schwerer wiegt, die von allen in politischen Träumen, wenn auch noch so behutsam, schwelgenden Sippschaften sich ferne halten und vor allen Dingen die geistige und sittliche Besserung ihrer Untergebenen betreiben, enthielten sich aller Kundgebungen dieser Art und drückten sich dahin aus, daß die den Eindruck der Heimlichkeit machende Eile und Ceremonienbeschränkung, die man dabei nicht vermeiden könne, kaum zu dem Ansehen der Kirche noch zu der Würde ihrer Diener sich schicke. Man müsse dann bedenken, daß die weltliche, hier in Rede stehende Vorschrift mit dem Concordat zusammenhänge und daß der Trotz gegen das bürgerliche Gesetz überhaupt keine christliche Handlungsweise sei. Vergessen solle man nebstdem nicht, daß man die gegenwärtige Leichtigkeit der heiligen Umgänge in so vielen Gemeinden des Landes einer strengen Auslegung des verhaßten Staatsgesetzes schulde, und die Gesellschaft Jesu werde sich wohl erinnern, wie ernst sie im Jahre fünfundvierzig mit förmlicher Austreibung bedroht und wie sie nur durch starres Halten an dem Buchstaben des bürgerlichen Gesetzes von dieser Katastrophe, die durch Vermittlung des heiligen Stuhls in einen harmlosen Vergleich umschlug, gerettet werden konnte. Der ganze Mittelstand war in siedender Aufwallung gegen die frommen Väter, Cousin donnerte sie nieder aus der Höhe

seiner Wolken, Michelet und Quinet hetzten die studierende Jugend durch die gehässigsten Diatriben Woche für Woche gegen sie auf, die Deputirtenkammer hatte fast einstimmig unter Leitung des geschäftigen Thiers auf eine Gewaltmaßregel angetragen, die liberalen Blätter funkelten vor lauter Zorn und Jubel, kein Mensch dachte daran, daß noch ein Hinderniß gegen die Ausführung des allgemeinen Wunsches sich finden würde. Es fehlte nur noch das Visa der königlichen Hand; Louis Philippe galt nicht für thatkräftiger Sympathien zu Gunsten der Jünger Loyolas fähig, und man zweifelte nicht einen Augenblick, daß seine Unterschrift Alles möglich und fertig machen werde. Allein die Minister, die in dieser Frage mit den Radikalen gingen, begegneten schon bei ihrem ersten Schritte Einwürfen und Bedenken, die thörichter Weise dem Einflusse der Königin zugeschrieben wurden. Da entschloß sich der jesuitenscheueste der damaligen Portefeuilleträger, der Justizminister Hr. Hebert, eine gallichte Natur, den Voltairianer mit der Hülle gespreizter Ehrerbietung für die Kirche verdeckend, dem König mit Vorstellungen auf den Leib zu gehen, die ihm für Thron und Dynastie bange machen könnten. Er schilderte beredt, weil mit selbst empfundener Wahrheit, die Aufregung gegen die Jesuiten, machte bemerklich, wie gefährlich es sei, einer Bewegung, an der das Parlament so sichtlich und so feierlich Theil nehme, zu widerstehen und endigte, wie versichert wird, mit einer gebeizten, gepfefferten Philippika gegen die weltkluge, der Kirche so nützliche, den Ungläubigen darum auch so verhaßte Gesellschaft Jesu. Der König, ein abergläubischer Sclave des gesetzlichen Buchstabens, erwiderte gelassen: es sei ganz richtig, daß er ebensowenig als das Volk eine unmäßige Vorliebe für die frommen Väter habe, und könnte er seinem persönlichen Triebe folgen, so würde er der Stimme, die allenthalben ertöne, Rechnung tragen; aber er müsse zu diesem Ende ein Gesetz haben, das ihn zu der beantragten Ausweisung ermächtige; man bringe ihm das Gesetz; ohne das Gesetz verstehe er sich zu Nichts!

Hebert sah, daß Nichts zu machen sei und entfernte sich unterthänig.

Eine andere Kirchenfreude, die glücklicherweise mit dem Wechselverhältnisse von Staat und Kirche Nichts zu thun hat, fiel heuer, wie jedes Jahr, in den Monat Juni. Ich meine die ersten Communionen — in den meisten Pariser Haushaltungen, selbst in solchen, in denen die Gottesfurcht nicht eben der leitende Geist des Lebens ist, eine wichtige, und den Frauen namentlich sehr werthe, Angelegenheit. Sie haben, wie sie in Paris gefeiert werden, eine gewisse romantische Seite und könnten durch den Pomp des Gotteshauses, durch den zierlichen doch meist angemessenen Putz der Erstlinge am Tisch des Herrn, durch die halb erbauliche, halb einschmeichelnde Musik, durch die Anwesenheit der Mütter und Geschwister, der Freunde und Verwandten, zu einer malerischen Beschreibung Anlaß geben, und eben so die Gewohnheit mittelloser Knaben und Mädchen, für den Aufwand ihrer ersten Communion in den Straßen, ohne sich im Mindesten zu schämen, die Vorübergehenden um eine Gabe anzugehen, zu einem anmuthigen Federbilde sich schicken; aber hier scheint mir um so weniger der Platz dazu, als der mir noch übrige Raum von wichtigeren Andeutungen gefordert wird. Bezeichnender in der That dünkt mir das Moment zu seyn, daß die erste Communion, wie die Taufe, die religiöse Einweihung der Ehe und das Begräbniß mit Beiziehung geistlichen Segens auch für die unreligiösesten Familien der französischen Mittelklassen nicht bloß eine verehrte Gewohnheit ist, sondern auch als eine wahrhafte Verpflichtung von ihnen betrachtet wird. Es kommt hiebei vor, daß Knaben, die Jünglinge zu werden, weibliche Kinder, die eigentliche Mädchen zu werden im Begriffe sind, noch das heilige Sakrament der Taufe nicht in dem vollständigen Maße der hierauf bezüglichen Verordnungen erhalten haben und höchstens in den ersten Augenblicken ihres Lebens mit einer Nothtaufe versehen wurden. Wenn aber die Taufe so lange von diesen Gleichgiltigen vernachlässigt

wird, so ist dagegen die erste Communion für sie eine dringende sittliche Nothwendigkeit. Da nun die Communion ohne Taufe sich nicht denken läßt, so geht die Taufe unmittelbar voran, und statt Eines Festes hat der Bourgeois deren zwei. Es ist sonnenklar, daß die Rücksicht auf die Welt hier dem Gewissen stärker zusetzt als die Hochachtung vor Gott und seinem Gebote, aber von ungemeiner Bedeutung ist es schon, daß die Welt, die sonst durch tausend Leidenschaften und Tändeleien zerstreute, von allem Heiligen abgewendete Gesellschaft es mit diesem Punkte so streng nimmt*). Sollte dieß nicht ein schwer zu beseitigendes Zeugniß seyn, daß sich das französische Volk, bewußt oder unbewußt, die katholische Regel zur Richtschnur des Lebens genommen hat? In Frankreich ist die katholische Grundanschauung über die Unauflöslichkeit der Ehe eine Bestimmung des Civilrechtes geworden, und durch seine Missionen wie seine anderen Werkzeuge religiöser Propaganda, durch die frommen Orden, die es überall hinträgt, durch seine Stellung im Orient, durch die Tausende von Helden, die ihr Blut dafür hingeben, verbreitet und vertheidigt es, abgesehen von allen Namen und Formen seiner weltlichen Einrichtungen, die katholische Lehre und Sache mit einer Energie, in der es kein anderes Land, kein anderer Staat ihm gleichthut. Das sollten die Katholiken Deutschlands, in ihren Urtheilen über Frankreich, niemals aus den Augen verlieren, die Dienste, die es der Kirche leistet, bei all der Verrücktheit und Verruchtheit, deren es geziehen werden kann, nur nicht übersehen und wohl überlegen, daß in der Masse und Tiefe von Haß, den es sich zugezogen, die Erkenntniß seiner katholischen Sendung und Thätigkeit kein unbedeutendes Moment ist!

*) Wir werden an einem andern Orte sehen, wie es sich dagegen in protestantischen Ländern Deutschlands, namentlich in Berlin, damit verhält. Anm. d. Red.

Hebert sah, daß Nichts zu machen sei und entfernte sich unterthänig.

Eine andere Kirchenfreude, die glücklicherweise mit dem Wechselverhältnisse von Staat und Kirche Nichts zu thun hat, fiel heuer, wie jedes Jahr, in den Monat Juni. Ich meine die ersten Communionen — in den meisten Pariser Haushaltungen, selbst in solchen, in denen die Gottesfurcht nicht eben der leitende Geist des Lebens ist, eine wichtige, und den Frauen namentlich sehr werthe, Angelegenheit. Sie haben, wie sie in Paris gefeiert werden, eine gewisse romantische Seite und könnten durch den Pomp des Gotteshauses, durch den zierlichen doch meist angemessenen Putz der Erstlinge am Tisch des Herrn, durch die halb erbauliche, halb einschmeichelnde Musik, durch die Anwesenheit der Mütter und Geschwister, der Freunde und Verwandten, zu einer malerischen Beschreibung Anlaß geben, und eben so die Gewohnheit mittelloser Knaben und Mädchen, für den Aufwand ihrer ersten Communion in den Straßen, ohne sich im Mindesten zu schämen, die Vorübergehenden um eine Gabe anzugehen, zu einem anmuthigen Federbilde sich schicken; aber hier scheint mir um so weniger der Platz dazu, als der mir noch übrige Raum von wichtigeren Andeutungen gefordert wird. Bezeichnender in der That dünkt mir das Moment zu seyn, daß die erste Communion, wie die Taufe, die religiöse Einweihung der Ehe und das Begräbniß mit Beiziehung geistlichen Segens auch für die unreligiösesten Familien der französischen Mittelklassen nicht bloß eine verehrte Gewohnheit ist, sondern auch als eine wahrhafte Verpflichtung von ihnen betrachtet wird. Es kommt hiebei vor, daß Knaben, die Jünglinge zu werden, weibliche Kinder, die eigentliche Mädchen zu werden im Begriffe sind, noch das heilige Sakrament der Taufe nicht in dem vollständigen Maße der hierauf bezüglichen Verordnungen erhalten haben und höchstens in den ersten Augenblicken ihres Lebens mit einer Nothtaufe versehen wurden. Wenn aber die Taufe so lange von diesen Gleichgiltigen vernachlässigt

wird, so ist dagegen die erste Communion für sie eine dringende sittliche Nothwendigkeit. Da nun die Communion ohne Taufe sich nicht denken läßt, so geht die Taufe unmittelbar voran, und statt Eines Festes hat der Bourgeois deren zwei. Es ist sonnenklar, daß die Rücksicht auf die Welt hier dem Gewissen stärker zusetzt als die Hochachtung vor Gott und seinem Gebote, aber von ungemeiner Bedeutung ist es schon, daß die Welt, die sonst durch tausend Leidenschaften und Tändeleien zerstreute, von allem Heiligen abgewendete Gesellschaft es mit diesem Punkte so streng nimmt*). Sollte dieß nicht ein schwer zu beseitigendes Zeugniß seyn, daß sich das französische Volk, bewußt oder unbewußt, die katholische Regel zur Richtschnur des Lebens genommen hat? In Frankreich ist die katholische Grundanschauung über die Unauflöslichkeit der Ehe eine Bestimmung des Civilrechtes geworden, und durch seine Missionen wie seine anderen Werkzeuge religiöser Propaganda, durch die frommen Orden, die es überall hinträgt, durch seine Stellung im Orient, durch die Tausende von Helden, die ihr Blut dafür hingeben, verbreitet und vertheidigt es, abgesehen von allen Namen und Formen seiner weltlichen Einrichtungen, die katholische Lehre und Sache mit einer Energie, in der es kein anderes Land, kein anderer Staat ihm gleichthut. Das sollten die Katholiken Deutschlands, in ihren Urtheilen über Frankreich, niemals aus den Augen verlieren, die Dienste, die es der Kirche leistet, bei all der Verrücktheit und Verruchtheit, deren es geziehen werden kann, nur nicht übersehen und wohl überlegen, daß in der Masse und Tiefe von Haß, den es sich zugezogen, die Erkenntniß seiner katholischen Sendung und Thätigkeit kein unbedeutendes Moment ist!

---

*) Wir werden an einem andern Orte sehen, wie es sich dagegen in protestantischen Ländern Deutschlands, namentlich in Berlin, damit verhält. Anm. d. Red.

XI.

Zur Feier der Immaculata in Baden.

Die Krankheit Ihres Correspondenten hat eine Lücke in den Mittheilungen aus dem kleinen Erdenwinkel herbeigeführt, der, an der Grenze Frankreichs und der Schweiz angelehnt, wohl nicht mit Unrecht seit längerer Zeit die Augen der katholischen Welt fesselt, da sich hier eine wichtige Episode in dem größer und immer größer sich gestaltenden Drama der Zeit begibt. Ich glaube Ihrem Wunsch zu entsprechen, wenn ich in Kürze Baden wieder in die Erinnerung Ihrer Leser bringe. Es sind volle zehn Jahre verflossen, seitdem der um die katholische Entwicklung und die historisch-politischen Blätter so hoch verdiente Jarcke dieses Ländchen bereiste, um Personen und Dinge dort aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen; sein historischer Scharfblick ließ ihn errathen, daß hier zunächst der ernstere Zusammenstoß der Principien, wie er sich äußerte, erfolgen würde, und so geschah es auch. Unter ungeheuerm Lärm hat der Zusammenstoß stattgefunden. Trümmer flogen von allen Seiten auf. Aber das Fundament der katholischen Gestaltung ruhte noch in dem Pflichtbewußtseyn eines mehr als achtzigjährigen, von Gott bestellten Hirten, dessen Leben nichts als Demuth, unermeßliche Nächstenliebe und die Hingebung eines Kindes gegen das Gottesgebot athmet; das Fundament der katholischen Gestaltung ruhte sodann in dem Volksgefühl der katholischen Massen, welchen man, trotz aller Anfeindungen und Verkehrtheiten von außen und

von innen, den katholischen Glauben nicht hatte rauben können. An diesen Wällen prallte der staatliche Sturm gegen die katholische Kirche in Baden ab. Die Regierung, im Besitze aller materiellen Gewalt und Mittel, und keineswegs geneigt, auch nicht gehindert, von dieser Macht nicht den ausgedehntesten Gebrauch zu machen, muß sich heute gestehen, daß der eingetretene Waffenstillstand ihre Sache in keiner Weise gefördert hat. Liegt die Entscheidung für die Kirche günstiger? Wenn man das Resultat eines Kampfes vorhaben, und nach unmittelbaren und greifbaren Wirkungen sich umsehen wollte, ebensowenig. Aber in anderer Weise sproßt und grünt es auf dem hierlands, wie beinahe allenthalben, sonst erstorben gewesenen Boden des katholischen Lebens wieder, daß ich nicht umhin kann, den sich in mir drängenden Empfindungen ein wenig Luft zu machen und in Ihren Blättern niederzulegen, was mein Inneres mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Das eben ist der Stempel des göttlichen Hauches, welcher die Welt erfüllt, daß nicht der Mensch, sondern Gott selbst die Wege wählt, die zum großen Ziele führen. Was die letzten Jahre mit sich brachten, tritt in den Hintergrund vor den sich rasch folgenden Ereignissen des Tages. Wer verfolgt wurde und Opfer brachte, vergißt es leicht, wenn ihn ächt katholischer Geist beseelt, ohnehin ist es von Andern längst vergessen. Aber was Alle erfreut, die eines Geistes sind, was die Gegner bald mit Wehmuth, bald mit Unwillen erfüllt, das ist die großartige Entfaltung katholischer Einheit, wie sie die jüngsten Monate vor aller Welt in dem glanzvollsten Lichte zeigten. Was sich in allen Abstufungen des Volkes an die Feier des neuen Mariadogma's knüpft, ist so tief eingreifend, daß man darin den Finger des Allmächtigen nicht verkennen darf, der den Stellvertreter seines göttlichen Sohnes offenbar dahin leitete, auf diesen Morgenstern in finsterer Nacht, auf diese Hülfe der Christen in Bedrängnissen aller Art, auf diese Zuflucht der Sünder gerade in dieser Zeit hinzuweisen, in welcher so Viele nach dem ihnen unbekannten Heile dürsten! Das Volk begreift, daß die Fürbitte der Gottesmutter ihm mehr als je noth thue, und das genügte ihm, um in den Gedanken des heiligen Vaters mit wahrer Begeisterung einzugehen, um die Herrliche neuerdings nach Kräften zu verherrlichen, um mit allen Geschlechtern selig zu preisen die Seligste. —

Diese Marienfeier war gleichsam der Prüfstein des alten Glaubens, und siehe da, der Glaube unseres Volkes hat die Probe in ungeahnter Kraft bestanden. Was kalt und todt seit Menschenaltern darniederlag, erwärmte sich oft urplötzlich wieder und erstarkte zum Leben. Ein himmlischer Thau strömte gleichsam vom Himmel herab und offenbarte sich in einer wunderbaren Fülle religiöser Kundgebungen. Landgemeinden, wo seit fünfzig und mehr Jahren keine öffentliche Andacht, keine Prozession, kein Rosenkranzgebet mehr gekannt waren, wo das heilige Meßopfer kaum mehr gefeiert worden war, erhoben sich heute wie Ein Mann, um die Herrliche zu verherrlichen, nach ihrem eignen prophetischen Worte. Es schmückten sich die Kirchen mit den freiwilligen Gaben der Armuth, die Häuser, die Straßen wurden mit Freudigkeit und auf das sinnigste verziert; und zu den Füßen des Allerheiligsten sank ein bittendes und dankendes Volk anbetend nieder, das manchmal jüngst noch und seit lange sich der Gewohnheit des Gebets entschlagen hatte. Wir sahen Protestanten aus eben demselben badischen Landvolke von dieser Feier der katholischen Nachbargemeinden zurückkehren mit dem Schmerze im Herzen und im Munde, solche Freude, solche Feste nicht mitfeiern zu können, nicht vereint zu seyn mit ihren katholischen Brüdern. Diese Dogmenfeier ist ein Denkstein in dem Leben der Kirche; die Wirkungen werden noch fühlbarer werden, wenn neues Leiden ein noch dringenderes Bedürfniß nach tröstender Hoffnung hervorruft.

Sie fragen mich etwa, wie sich die Staatsbehörden bei dieser Erhebung des katholischen Volksgeistes verhalten? Offen gestanden, hiernach wird im Ganzen nicht viel gefragt; das Volk thut eben, wozu der Zug seines erwachten Gefühls es leitet, und bekümmert sich um Weiteres nicht. In den höheren Kreisen läßt man, wie es scheint, die Sache unbeachtet; die Erfahrung hat belehrt, daß solche brennende Dinge sich nicht gut berühren lassen. Doch wenn der Servilismus manchmal um Weisungen sich nach oben wendet, so lauten die Erwiderungen natürlich nicht zu Gunsten der Bewegung.

Den Mittelpunkt der Festentwicklung bildete naturgemäß Freiburg mit seiner herrlichen Metropolitankirche. Es waren von Seiten des Erzbischofs Einladungen an alle Behörden ergangen, sich an

der Prozession der Marienfeier zu betheiligen. Alle, mit ganz geringer Ausnahme, lehnten die Betheiligung, dem Vernehmen nach auch in ganz übereinstimmender Weise, ab: „es sei bisher nicht üblich gewesen, einer andern, als der Prozession des Frohnleichnamstages, in corpore beizuwohnen.“ Es ist aber auch keine Uebung der Kirche, alljährlich einen neuen Glaubenssatz zu verkünden. Ist er aber verkündet, so bleibt er es für alle Zeiten. Diese Kirchenfeier in Freiburg war, wie Augenzeugen versichern, trotz der Abwesenheit der Staatsbehörden, über alle Maßen herrlich. Der Glaubensheld Hermann wohnte der ganzen Ceremonie, welche mehr als vier Stunden dauerte, mit jener demüthigen und doch so würdevollen Andacht bei, die auf jeden Unbefangenen ihren rührenden Eindruck nicht verhehlen kann. An der spätern Frohnleichnamsfeier nahmen sodann in gewohnter Weise die Autoritäten Theil. Ein Ereigniß, das sich an demselben Tage, zu derselben Stunde im Innern des Hospitals zutrug, und welchem ähnliche Erscheinungen folgten, erfüllt die Stadt und Umgegend. Näheres mitzutheilen wäre, bis der Thatbestand feststeht, nicht geeignet. Nur soviel noch heute, daß sich etwas Wunderbares in den Geistern wie in der Natur bewegt, gleichsam wie eine Vorahnung großer Dinge, womit der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde sich unverweilt offenbaren wolle.

XII.

Aphoristische Zeitläufte.

Von Rußland aus.

Unsere feste Anschauung der orientalischen Dinge basirt sich eigentlich ganz auf die unvergeßlichen „Unterhaltungen", die weiland Czar Nikolaus im Jänner und Februar 1853 mit Sir Seymour gepflogen. Wer wußte besser Bescheid in der Türkei als Er; darum sind wir auch von seinen principiellen Anschauungen keinen Augenblick abgewichen. Die Frage ist nur um die Consequenzen derselben: ob der Gang der Ereignisse denjenigen mehr entsprochen hat, die Nikolaus daraus gezogen, oder denjenigen, die wir daraus folgerten?

„Wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen schwer kranken Mann; es wäre ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages entfallen sollte, ehe alle nöthigen Vorkehrungen getroffen wären" — sprach Nikolaus am 9. Jänner zu Seymour.

Es ist wahr, daß Rußland jüngst in Wien beinahe die glücklichste Frist erlangt hätte, den momentan mißlungenen Versuch für die „nöthigen Vorkehrungen" klüger und feiner zu wiederholen. Aber die Gefahr ist vorbei, und der „kranke Mann" wird sterben ohne die „nöthigen Vorkehrungen"

von Rußlands Seite. Zwar ist auch soviel richtig: was so *lange* das stereotype Urtheil aller politischen Welt über das Türkenthum war, daß die Türken nur lagerten in Europa, nicht wohnten, daß sie nur eine Armee seien, niemals ein Volk, daß überall unter ihrer Herrschaft die Population hinschwinde, daß ihnen nur die Kraft der Zerstörung gegeben sei, daß sie selbst die Ruinen noch ruinirt hätten — davon hört man jetzt keine Sylbe mehr. Im Gegentheile haben die Mächte befohlen, daß die Türkei ein gleichwürdiges Mitglied der europäischen Staatenfamilie sei. Aber es ist eben ein Wort in den Wind.

Man kann also nicht sagen, daß die drei Mächte ihrerseits schon besondere „Vorkehrungen" getroffen hätten wegen des Mannes, von dem der Czar bereits am 20. Febr. 1853 sagte: „er ist im Sterben." Aber die westlichen Mächte stehen um sein Todbette; von den Flotten und Soldaten zu *geschweigen*, leihen sie dem Patienten auch Geld zum Sterben, und um so gewisser werden sie die Verlassenschaft keinen Augenblick mehr aus den Augen lassen.

Der Czar hatte auch den Charakter der „nöthigen Vorkehrungen" bereits genau bezeichnet. „Ein Territorial-Arrangement," sagte er, „sei nicht so schwierig; Serbien, die Donau-Fürstenthümer, Bulgarien kämen unter seinen Schutz als u n a b h ä n g i g e Staaten." Ganz unsere Ansicht, bloß mit Ausnahme dreier Wörtlein. „U n t e r R u ß l a n d s S c h u tz" — warum denn? Diese drei Wörtlein zu streichen, muß das glückliche Resultat der europäischen Erhebung gegen die beispiellos lügnerische russische „S c h u tz"-Politik seyn, welche Schmach öffentlicher Moral man seit hundert Jahren bereits nur allzu wohl kannte, und doch erst in unseren Tagen durch Gottes Gnade zu bekämpfen vermochte. Von den „nöthigen Vorkehrungen" gegen s i e hat man bis jetzt freilich erst in dem trefflichen französischen Memorandum gehört; aber man bemühte sich ja bisher überhaupt immer erst noch um das

Minimum der „Vorkehrungen," das „Maximum" liegt im Schooße einer ereignißreichen nächsten Zukunft.

Mit Constantinopel als solchem befand sich der Czar bekanntlich selbst in Verlegenheit. Es haben eben die moslemischen Mütter über dem Wasser auch noch Kinder, und zwar, wenn auch nicht gerade die osmanischen Stammes, sehr fanatische, nichts weniger als lebensmüde, in vielen Millionen. Sie könnten aber immerhin auch fortan ihren Einheitspunkt an einem verjüngten Sultan am Bosporus finden, ich meine an einem Sultan in verjüngtem Maßstabe, dem die abgenommenen Glieder ihre Pensionen zahlten.

Daß der natürliche Verlauf der Dinge die Mächte zu einem derartigen „Arrangement" drängen werde, ist Rußlands größte Gefahr. Sie ist dadurch so groß, daß man nicht einmal czarischer Unterschrift zur Realisirung bedarf. Alle andern sogenannten Concessionen wollen mit Strömen Blutes erzwungen seyn, und dann sind und bleiben sie dennoch rein illusorisch. Gerade aber der Umstand, daß Rußland überall mit Ausnahme der Küsten im schwarzen Meer und in der Ostsee den Westmächten unnahbar ist, legt diesen eine wahrhaft positive Politik im Orient nahe, wenn auch das zunächst betheiligte Oesterreich bei seiner bisherigen rein negativen Politik verharren sollte.

Die endlich nicht mehr zu umgehende Lösung des großen Problems im Auge, waren wir stets der Ansicht, daß dem Czarthum mit der Interpretation vom 28. Dec. die nie wiederkehrende Gelegenheit entgehe, möglichst wohlfeilen Kaufs aus dem bösen Handel sich zu ziehen. Aber auch ohnedieß unterschätzt man gemeinhin nur allzusehr die Rückwirkung des sogenannten lokalisirten Krieges, der die Südküste im Euxinus, und bald vielleicht auch die Nordküste an der Ostsee, mit blutsaugenden Vampyren bedeckt, auf den ganzen Leib des Czarenreichs. Um einen lebendigen Organismus zu schwächen, bedarf es nicht, daß man seinen ganzen Körper mit

Wunden zerreiße, eine geöffnete Pulsader genügt, und in der Krim ist sie geöffnet. Man darf nicht vergessen, daß Ein todter Soldat Rußland um mehr leichter macht, als fünfzig Kriegerleichen den Westen. Das Schlimmste dabei ist, daß in diesem Kriege, wenn keine rechte Niederlage, so auch kein rechter russischer Sieg möglich ist, und doch steht bereits die Reichswehr in Reih und Glied, die Finanzen und der Verkehr am Ruin. Auch muß ein solcher Krieg stets noch voller von allen Gräueln der Verwüstung seyn, als ein Kampf in offenen Feldschlachten.

Nicht umsonst fürchtete Czar Nikolaus am meisten das Meer. Es dürfte aber überhaupt kein Beispiel in der Geschichte seyn, daß so zuversichtliche Berechnungen so gründlich zu Schanden wurden, wie die seinigen. „Um die Franzosen kümmere ich mich sehr wenig; . . . wenn ich von Rußland spreche, sprech' ich ebenso gut von Oesterreich; . . . haben die *englische* Regierung und ich, ich und die englische Regierung vollkommenes Vertrauen Eins zu des andern Absichten, so kehr' ich mich nicht um das Uebrige . . . wenn England von Aegypten Besitz nimmt, werde ich nichts dagegen haben, ich sage dasselbe von Candia" — so sprach Nikolaus am 21. Febr. zu Sir Seymour. Er hatte sich mit England verrechnet, mit Oesterreich versprochen.

Aber welche Zuversicht des Gelingens bei der herrschenden Seemacht setzt eine solche Sprache zu ihr voraus! Welcher Donnerschlag also für St. Petersburg mußte die französisch-englische Allianz seyn! Man hat auch wirklich in Berlin viel länger als an der Newa auf eine russische Wendung Englands gerechnet. Wir haben die bezüglichen Pläne der „deutschen Politik Preußens," mit den drei Horten, wieder und wieder aus dem Organ der dortigen Hofpartei abgeschildert, wie sie damals im Schwange gingen, als der allgemeine Krieg an der Schwelle stand; wenn es nicht gälte, diese Politik immer wieder und nach allen ihren Falten zu

Minimum der „Vorkehrungen," das „Maximum" liegt im Schooße einer ereignißreichen nächsten Zukunft.

Mit Constantinopel als solchem befand sich der Czar bekanntlich selbst in Verlegenheit. Es haben eben die moslemischen Mütter über dem Wasser auch noch Kinder, und zwar, wenn auch nicht gerade die osmanischen Stammes, sehr fanatische, nichts weniger als lebensmüde, in vielen Millionen. Sie könnten aber immerhin auch fortan ihren Einheitspunkt an einem verjüngten Sultan am Bosporus finden, ich meine an einem Sultan in verjüngtem Maßstabe, dem die abgenommenen Glieder ihre Pensionen zahlten.

Daß der natürliche Verlauf der Dinge die Mächte zu einem derartigen „Arrangement" drängen werde, ist Rußlands größte Gefahr. Sie ist dadurch so groß, daß man nicht einmal czarischer Unterschrift zur Realisirung bedarf. Alle andern sogenannten Concessionen wollen mit Strömen Blutes erzwungen seyn, und dann sind und bleiben sie dennoch rein illusorisch. Gerade aber der Umstand, daß Rußland überall mit Ausnahme der Küsten im schwarzen Meer und in der Ostsee den Westmächten unnahbar ist, legt diesen eine wahrhaft positive Politik im Orient nahe, wenn auch das zunächst betheiligte Oesterreich bei seiner bisherigen rein negativen Politik verharren sollte.

Die endlich nicht mehr zu umgehende Lösung des großen Problems im Auge, waren wir stets der Ansicht, daß dem Czarthum mit der Interpretation vom 28. Dec. die nie wiederkehrende Gelegenheit entgehe, möglichst wohlfeilen Kaufs aus dem bösen Handel sich zu ziehen. Aber auch ohnedieß unterschätzt man gemeinhin nur allzusehr die Rückwirkung des sogenannten lokalisirten Krieges, der die Südküste im Euxinus, und bald vielleicht auch die Nordküste an der Ostsee, mit blutsaugenden Vampyren bedeckt, auf den ganzen Leib des Czarenreichs. Um einen lebendigen Organismus zu schwächen, bedarf es nicht, daß man seinen ganzen Körper mit

Wunden zerreiße, eine geöffnete Pulsader genügt, und in der Krim ist sie geöffnet. Man darf nicht vergessen, daß Ein todter Soldat Rußland um mehr leichter macht, als fünfzig Kriegerleichen den Westen. Das Schlimmste dabei ist, daß in diesem Kriege, wenn keine rechte Niederlage, so auch kein rechter russischer Sieg möglich ist, und doch steht bereits die Reichswehr in Reih und Glied, die Finanzen und der Verkehr am Ruin. Auch muß ein solcher Krieg stets noch voller von allen Gräueln der Verwüstung seyn, als ein Kampf in offenen Feldschlachten.

Nicht umsonst fürchtete Czar Nikolaus am meisten das Meer. Es dürfte aber überhaupt kein Beispiel in der Geschichte seyn, daß so zuversichtliche Berechnungen so gründlich zu Schanden wurden, wie die seinigen. „Um die Franzosen kümmere ich mich sehr wenig; . . . wenn ich von Rußland spreche, sprech' ich ebenso gut von Oesterreich; . . . haben die *englische* Regierung und ich, ich und die englische Regierung vollkommenes Vertrauen Eins zu des andern Absichten, so kehr' ich mich nicht um das Uebrige . . . wenn England von Aegypten Besitz nimmt, werde ich nichts dagegen haben, ich sage dasselbe von Candia" — so sprach Nikolaus am 21. Febr. zu Sir Seymour. Er hatte sich mit England verrechnet, mit Oesterreich versprochen.

Aber welche Zuversicht des Gelingens bei der herrschenden Seemacht setzt eine solche Sprache zu ihr voraus! Welcher Donnerschlag also für St. Petersburg mußte die französisch-englische Allianz seyn! Man hat auch wirklich in Berlin viel länger als an der Newa auf eine russische Wendung Englands gerechnet. Wir haben die bezüglichen Pläne der „deutschen Politik Preußens," mit den drei Horten, wieder und wieder aus dem Organ der dortigen Hofpartei abgeschildert, wie sie damals im Schwange gingen, als der allgemeine Krieg an der Schwelle stand; wenn es nicht gälte, diese Politik immer wieder und nach allen ihren Falten zu

kennzeichnen, so hätten wir uns vielleicht zu viel mit dem aufgehalten, was die „deutsche Politik Preußens“ dort erreichen wollte, jetzt aber selbst nicht mehr zu erreichen hofft. Preußen und England — äußert der Rundschauer soeben — sind die Bewahrer des germanischen Rechts und der germanischen Freiheit und der Freiheit der Kirche gegen den Absolutismus, der sich gegen „der ganzen Christenheit Freiheiten“ verschwören wird; daß aber „Preußen und England sich wieder verstehen lernen werden,“ hofft er doch erst auf den 18. Juni — 1865.

Es ist ein eigenthümliches Geschick, daß die zur Zeit über der deutschen Politik Preußens herrschenden politischen Pietisten gerade in diesem Moment die Kleinodien der christlichen Civilisation dem Schutze Englands empfehlen mußten. Vernimmt man ja doch soeben, wie das englische Volk im Hyde-Park selber seine liebe Noth hatte, seine eigene „christliche Freiheit“ gegen das gesetzgebende moderne Judenthum zu schützen, in welches die politische Pietisterei überall ohnmächtig zurücksinkt oder überschlägt. Und während die heiligen Lords in England durch Einstellung „jeder Art von Handel und Wandel am Tage des Herren“ (auch des Bartscheerens) die Schäden Israels heilen wollten: erzählen die russisch-preußisch wohlgesinntesten Blätter von dem entmenschten Vandalismus, mit dem die prädestinirten Schützer der Kleinodien christlicher Civilisation ihre wohlfeilen, wenn auch für die Russen unberechenbar theuren, Siege am Meere von Asow zu krönen mit den thierischen Türken wetteiferten.

Könnte man nur die mordbrennerischen Thaten aus dem Euxinus und aus der Ostsee auch noch den Franzosen aufhalsen! Wer auch nur die „Allgemeine Zeitung“ liest, das mit bewunderswerthester Gewandtheit im preußisch-russischen Interesse redigirte Organ, der muß fühlen, welchen Triumph der katholischen Sache selbst jenes Nichtkönnen involvirt. Bald aus dem Gesichtspunkt eines angeblichen antirevolutionären Conservatismus, bald aus dem des liberalen Constitu-

tionalismus arbeitet man mit vereinten Kräften daran, dieses Frankreich nach allen Beziehungen rabenschwarz zu malen, zu verkleinern, zu verdächtigen, zu verläumden. Der eigentliche Grund des Hasses ist immer der: daß Frankreich doch noch der katholischeste Staat, das katholischeste große Volk in Europa ist, und als solches sogar im Weltkampfe, auf dem Schauplatze der Geschichte der Zukunft auftritt. Welch' harte Nothwendigkeit unter solchen Umständen, daß selbst die Allg. Ztg. gestehen muß: alle ihre Nachrichten aus dem Orient berechtigten zu dem Schluß, daß die Franzosen jene zerstörungswüthigen Brutalitäten — „tief verachten und sie für ehrlos halten!"

Was aber bei den systematischen Giftentleerungen eines bekannten Theils der deutschen Presse gegen Frankreich wohl zu bemerken ist: sie kommen fast ausschließlich auf preußische Rechnung. In Rußland hat sich nicht nur die allgemeine *Stimmung* entschieden gerade den Franzosen zugeneigt, sondern jene Meinungs-Aenderung dauert, allen Anzeichen nach, in erhöhtem Grade fort, der gemäß bekanntlich noch Czar Nikolaus selbst geneigt war, statt um die Franzosen nun um die Engländer „sich sehr wenig zu kümmern," und statt seines berühmten Wahlspruchs: „die englische Regierung und ich rc." nun zu setzen: „Napoleon und ich rc." Wo sie nur können, suchen die Russen Complimente für die Franzosen anzubringen, und diejenigen scheinen das Richtige zu treffen, welche die Hauptaufgabe des in Brüssel gegründeten russischen Journals Nord darin sehen, eine französisch-russische Allianz plausibel zu machen. Nach den jüngsten Aeußerungen der Thronrede aber und des Moniteur war die französische Politik stets die eigentlich principiell antirussische Europa's im Orient, und wäre von Napoleon III. niemals zu erwarten, daß er seine Rechte und Pflichten am Bosporus von Rußland mit einem Stück deutschen Rheins sich abkaufen ließe, wie der letzte Bourbon im J. 1828 gethan. Frankreich hat auch bedeutende

Chancen in der Sultansstadt. „Die englische Regierung kann so wenig als Se. kaiserliche Majestät die Gegenwart der Franzosen in Constantinopel dulden“ — sprach Sir Seymour zu Czar Nikolaus, und jetzt sind diese Franzosen dort nicht nur mehr als „gegenwärtig,“ es scheinen auch ihnen allein die „nöthigen Vorkehrungen“ zuzutrauen zu seyn.

„Wenn ich von Rußland spreche, spreche ich ebensogut von Oesterreich,“ hat der Czar ferner damals gesagt; er hatte nicht erst von gestern her auf das beleidigendste auch darnach gehandelt, und es schien Oesterreich in der That das Ehrgefühl seiner Unabhängigkeit aufgegeben zu haben. Man darf dieß nicht vergessen, wenn man die heutige Lage an der Donau beurtheilen will. Der Czar irrte hier am schwersten. Ganz richtig dagegen hatte er damals gar nicht der Mühe für werth erachtet, auch nur mit einer Sylbe Preußens und Kleindeutschlands zu erwähnen; er kannte sie eben ohnehin als seine Mancipien, und hätte in Wahrheit nicht geirrt, wenn er hätte sagen wollen: „ich spreche von Rußland, wenn ich von Preußen und Deutschland spreche!“ Wir müssen es dem todten Czar im Grabe abbitten, daß wir so lange und beharrlich ihn Lüge zu strafen wagten: dem sei nicht so. Aber dabei bleiben wir, daß die Dienstbeflissenheit der genannten Mancipien das Czarthum nur um so hoffährtiger aufgeblasen und verblendet habe, die Gelegenheiten nicht zu ergreifen, um auf die wohlfeilste Art aus dem täglich sich verbösernden Handel zu kommen. Der Dank könnte seiner Zeit noch schlimmer ausfallen als für den bekannten Mohren, diesen hat man wenigstens — laufen lassen.

Es wird in Deutschland stets unvergessen bleiben, wie Lord Clarendon am 26. Juni Oesterreichs neueste Haltung vor dem Oberhaus vertheidigte. „Konnte es“, sagte der edle Lord, „auf die Neutralität Preußens rechnen? konnte es sich versichert fühlen, daß es nicht mit Feinden nicht bloß in seiner Front, sondern auch — in seiner Flanke und seinem Rü-

ken zu thun bekommen würde?“ Clarendon meinte die Unterzeichner der Bundes-Verträge vom 20. April bis zum 9. Dec. 1854, mit denen jetzt Oesterreich abermals unterhandelt. Der Rundschauer im Organ der Berliner Hofpartei drückt das Verhältniß, wie Clarendon es geschildert, also aus: „Preußens Politik ist die Politik Deutschlands geworden“; „Preußens neu belebte und befestigte Freundschaft mit Rußland kommt jetzt dem gesammten Deutschland zu Gute.“

Im Sinne der russischen Denkschrift von 1837 allerdings, daran ist nicht zu zweifeln! Diese Denkschrift portraitirt die Stellung Rußlands zu Deutschland nach dem Leben einer dreißigjährigen Geschichte. Das Czarthum spricht sich darin etwa also aus: die correcte russische Politik habe die deutschen Staaten unter sich, die Fürsten gegen die Völker, und umgekehrt zu verhetzen, so würden sie alle Heloten Rußlands bleiben, und je nach Umständen zur Entschädigung für dieses selbst und für Andere, die Kleineren auch vorkommenden Falls zur Vergrößerung Preußens um den Preis seines Helotenthums dienen. Das Organ der Altpreußen in Berlin hat dieses wahrhaft gräßliche Dokument veröffentlicht; und was erwiderten die Organe der deutschen Russenpartei? Nichts, gar nichts! Keine Sylbe zur Abläugnung der Aechtheit, keine Sylbe der Abweisung, keine Sylbe der Entrüstung! Im Gegentheil vermochte der Rundschauer des Organs der Berliner Hofpartei Angesichts der noch druckfeuchten Denkschrift zu schreiben: „daß in dieser wie in jener Krisis (1848 und 1855) Rußland mit hat helfen müssen, Deutschland vor Ab- und Irrwegen zu bewahren, darin soll Deutschland als in einem Bußspiegel seine Sünden und Irrthümer erkennen“, und es bewähre sich darin auch die „glaubenstärkende Thatsache“ der fortbestehenden — heiligen Allianz!

Man mag billig zweifeln, ob solch eine cynische Gemeinheit, die für ein in Aussicht genommenes Stück Deutschland dem Mächtigern den Stiefel ableckt, dem Czarthum selbst

nicht verächtlich sei. Jedenfalls gehört nicht einmal die Umsicht russischer Diplomatie dazu, um zu erkennen, daß diese „zur Politik Deutschlands gewordene Politik Preußens“, wie sie die orientalische Frage auf's ärgste verbösert, so auch die correspondirende deutsche Frage in einem Maße verbösere, daß dieselbe mit jedem Tage mehr einer, wenn auch vorerst nur in den Geistern zu vollendenden, Lösung zugedrängt wird, welche alle bisherigen Anknüpfungspunkte der Denkschrift von 1837 von der Erde wegblasen dürfte. Es wird eine böse Stunde mit vernichtendem Quos ego über die politischen Pietisten und ihren feilen Anhang kommen!

Wir erachten also, daß die Niederlage Rußlands in seinen auswärtigen Beziehungen allgemein sei, und als solche vom Czarthum auch gefühlt werde. Seine kriegerische Macht, von der Ferne gesehen, ist allerdings ungeheuer, aber es käme vielleicht nur darauf an, sie einmal in der Nähe zu erproben. Viele Anzeichen deuten darauf hin. Noch mehr ist dieß der Fall mit den entsprechenden innern Zuständen Rußlands.

Wunderbar, aber sicher kein Zeichen eines guten Gewissens, ist es, daß das Innere des Czarenreichs auch in den Zeiten dieser ungeheuern Aufregung dem Blicke Europa's so hermetisch verschlossen ist, wie je zuvor. Wie ein einsames Schloß auf steilem Berge, von stummen Verschnittenen verriegelt und bewacht, steht Rußland vor uns. Man sieht nur dann und wann die Lichter auf und ab durch die Fenster tanzen und mag rathen, was es sei, das da vorgeht, Freude oder Trauer. Doch haben in letzter Zeit auch manche flüchtigen Gestalten mit erkennbaren Umrissen und Zügen in dem fernen Schein sich hervorgehoben. Mit Einem Worte: einerseits scheinen die innern russischen Fragen, die wir vor einigen Monaten am Sarge des todten Czaren erhoben, bereits in Lösung begriffen, andererseits bringt sich die Prophezeiung Herzen's thatsächlich in Erinnerung: daß es nur noch Einer

Volksaufregung wie 1812 bedürfe, damit die Revolution in Rußland, und zwar die sociale, offene Gasse gewinne.

Bruderzwist und übermächtiger Parteikampf, Altrußland und Jungrußland, petrinische Wildheit und paulinische Schwäche, normannische Kriegsgier und slavische Indolenz — so lauteten die ersteren Fragen. Schon vom Sterbebette des Vaters wurden auffallend eindringliche Ermahnungen an den Großfürsten Constantin zur treuen Ergebenheit gegen seinen Bruder, den Thronfolger, bekannt. Constantin war darauf eine Zeitlang wie verschollen; Alexander repetirte die Redensweisen des Vaters voll andächtigsten Patriotismus. Ueberall proklamirte der Czar: er führe nur die Politik seines Vaters fort. Dennoch berichtet nun sogar le Nord von der täglich wachsenden Popularität Constantins; andererseits häufen sich die Andeutungen von den friedlichen Neigungen Alexanders und seinem Wunsch abzutreten, woher auch sein Manifest über die Thronfolge den Ursprung habe. Inzwischen waren manche altrussischen Notabilitäten von den höchsten Militärstellen entfernt worden, und bald erfuhr man von ernstlichen Insubordinationen in einzelnen Officiercorps, und zwar gerade unter den sibirischen Linientruppen (nirgends hat das Altrussen- und Starowerzenthum breitern Boden als in Sibirien). Dagegen hatte Alexander kaum den Thron seiner Väter bestiegen, so erklärte der jungrussische Flüchtling Iwan Golovin zu London im Morning Advertiser: man möge nicht voreilig über die Politik des neuen Czaren aburtheilen, „da alles Vortreffliche von ihm zu hoffen sei, wie denn die Herzensgüte selbst aus seinen milden Augen strahle."

Wirklich müßten die bestimmtesten Berichte lügen, oder Alexander hat bereits mit drei höchst empfindlichen Punkten sich verwickelt: mit den Juden, dem Starowerzenthum und der polnischen Frage. Während der Czar ernstlich mit einer Emancipation der Juden umzugehen scheint, hört man aus Riga, daß er gegen die altgläubigen Gegner des Czaren-

Patriarchats die strengsten Maßregeln vollziehen lasse. Wir haben diese Verhältnisse früher ausführlich auseinandergesetzt. Es bestanden nicht erst seit Czar Nikolaus die strengsten Edikte gegen die fanatischen Starowerzen, nicht weniger als fünf Millionen der wohlhabendsten Bewohner Rußlands; aber sie bestanden nicht nur bloß auf dem Papier, sondern man schrieb den Altgläubigen auch sonst großen Eindruck auf Nikolaus zu. Jetzt hingegen, wird berichtet, lasse Alexander II. die Edikte wörtlich vollziehen, welche diese im Leben höchst achtungswerthen Schismatiker im Schisma jedes öffentlichen Amtes, ja selbst jedes öffentlichen Gewerbes oder Besitzes von Grund und Boden unfähig erklären, und ihnen nur das Recht leibeigener Bauern überlassen. So habe man in Riga den Starowerzen, die meistens reiche Kaufleute sind, plötzlich ihre Läden und Comptoirs geschlossen, worauf einige sich durch den Eintritt in die Staatskirche gerettet, die Chefs zweier großen Firmen dagegen wirklich unter die leibeigenen Bauern gegangen seien.

Wäre dieß ein Stich von unberechenbaren Folgen mitten in das Herz des Altrussenthums, so ist dagegen die Polen-Frage ganz geeignet, die compakte orthodoxe Masse gegen den neuen Beherrscher aufzubringen. Man muß wirklich glauben, daß Alexander eigenthümliche Pläne liberaler Restauration mit Polen vorhabe. Nun aber erwäge man, daß Polen und Katholicismus untrennbare Dinge sind, und Alexander schon als Großfürst des Mitgefühls für die furchtbaren Leiden beider sich höchst verdächtig machte. Nahm er ja doch mehrere polnischen Katholiken sogar unter seinen Hofstaat auf. Rechnet man zu allem Dem noch die ungemessenen Belastungen des besitzenden Adels zum Behuf des Krieges, wozu er nicht nur sein lebendiges Vermögen, die leibeigenen Arbeiter, und „freiwillige Beiträge,“ sondern auch Lebensmittel und Pferde unentgeldlich hergeben muß: so wird man die Berichte westlicher Spione an der Newa erklärlich finden über gewaltige Gährung

in Rußland: wie Bauernaufstände und Palastrevolution gleichzeitig vor der Thüre stünden, und es sich geradezu um den Sturz des Czaren zu Gunsten Constantins handle.

Was für den Adel die politische Frage ist, das ist für den Bauern die sociale. Der Bauer steht immer für den Czar, aber gegen den Grundherrn. Es war von Nikolaus höchst unklug, wenn nicht durch die äußerste Noth geboten, daß er so frühzeitig schon die Reichswehr aufstellte. Was es um ein leibeigenes, überdieß unter unerträglichem Conscriptions- und Steuerdruck seufzendes Volk in Waffen ist, konnte man 1812 bereits ahnen. Es ist schon höchst bezeichnend, daß man jetzt dem schwierig scheinenden polnischen Adel mit Aufbietung der Bauern durch Abschaffung des Obrok drohen konnte und demnach mit „galizischen Scenen." Auch dießmal wieder scheint das schlummernde Gefühl Kleinrußlands, daß es einst anders war und anders seyn könnte im Bürger- und Bauern-Stand des Landes, zuerst erwacht zu seyn. Als vor zwei Monaten Kunde von einem großen Bauernaufstand in der Ukraine, dem alten freien Lande von Kiew, über die Grenze drang, suchte die preußische Presse dem Ereigniß alle Bedeutung abzusprechen, und behauptete sogar, es sei nur eine Erhebung orthodoxer Bauerschaften gegen ihre aus Polen eingewanderten katholischen, ihnen also in Allem fremden, Gutsherren gewesen. Indeß mußte man doch Militärgewalt herbeiziehen, bald gingen große Transporte gefangener Bauern unter Kosaken-Escorte nach Sibirien, und noch lange nachher vernahm man von der noch immer nicht gedämpften Aufregung in der Ukraine. Ob nun die Ursache, wie man verschiedentlich angab, in der Vorspiegelung eines Popen lag von einem Czaren-Aufruf zur Reichswehr, der die Leibeigenschaft aufhebe, oder in einem „Mißverständniß" des wirklichen Manifests Seitens der Bauern, welche Aufhebung der Frohnpflicht durch den Dienst in der Reichswehr herauslasen, oder in der Verzweiflung des Landvolks über die direkte Ueberbürdung durch die Re-

gierung mit Spann- und Kriegsdiensten aller Art — immer war die specifisch russische sociale Frage im Spiel. Nach Berichten österr. Blätter von der Grenze entstand die Empörung dadurch, daß ein großer Theil des Adels für die ungeheuren Kriegssteuern und „freiwilligen Beiträge" an den Leibeigenen sich schadlos hielt. „Der Appell der russischen Regierung an das Volk, an der Vertheidigung des Landes mitzuwirken, und sich um Kreuz und Fahne zu schaaren, gab dem Widerstande der Bauern größere Kraft und belebte den Geist der Empörung gegen die Bedrücker. Dazu kam ein fühlbarer und steigender Mangel an Salz, der die Aufregung auf's höchste trieb; zu Schaaren verließen die armen Landleute ihre Dörfer, pilgerten in Massen in die Hauptstädte, wo sie die Einreihung in den Kriegsdienst forderten. Die Behörden aber entschlossen sich, nur jene aufzunehmen die, mit Pässen ihrer Herrschaft und folglich mit ihrer Bewilligung versehen, sich zur Landesvertheidigung stellen wollten. Alle übrigen wurden unter Militär-Escorte heimgesendet und zur Pflichterfüllung gegen ihre Herren angehalten. Jedes andere Verfahren der Behörde, jede Nachsicht gegen die Desertion von Leibeigenen wäre von unberechenbarer Tragweite für das Reich, da das Beispiel bald in weitern Kreisen Nachahmung fände, und die Bauern ihre Dörfer verlassen hätten, um für den Augenblick dem Rufe der Regierung zu folgen, später aber sich keineswegs mehr unter das Joch harter Leibeigenschaft zu beugen."

Deutlich genug lagern also auch über Rußland die vorausgeworfenen Schatten kommender Bewegung in der ganzen slavischen Welt. Man kann nicht sagen, daß dieselbe in ihrer Ausgestaltung im Innern des Czarenreichs für dieses besonders Kraft verheißend sei.

Sie wird überhaupt zum Heile christlicher Civilisation ausschlagen, wenn sie auf getheilte Ziele sich richtet: anders also in Rußland, anders in der Türkei, anders in — Oesterreich. Sie wird Europa und sich selbst gefährden, wenn

es dem Czarthum gelingt, die ganze compakte Masse auf Einen Punkt zu concentriren und zu werfen. Daher unsere orientalische Politik! Wir überheben unser Deutschthum nicht gegenüber dem Slaventhum, haben auch weniger als je Ursache dazu; wir sehen dieses am Anfang, jenes vielleicht schon am Ende seiner Geschichte stehen; wir wollen, daß die Slaven-Völker in den vollen Besitz der Schauplätze einer glänzenden Geschichte ihrer Zukunft gelangen; aber ebendeßhalb streiten wir gegen allen russischen „Schutz" über die Türkei wie über — Oesterreich.

An Oesterreich liegt es, ob die gährende slavische Welt verheerend überströmen oder heilsame Schranken einhalten wird; Oesterreich muß entscheiden, ob sie im Weltfrieden getheilte Ziele verfolgen, oder lawinenartig sich zusammenballend einher stürzen wird; ob im Osten eine neue Geschichte christlicher Civilisation oder aber neuer Barbarei sich entwickeln soll. In der slavischen Dreitheilung liegt das Heil: Rußland, die Türkei, Oesterreich; der Kaiserstaat ist das auseinanderhaltende und doch verbindende Mittelglied zwischen den drei Slaven-Gruppen einerseits, zwischen ihnen und der alten romano-germanischen Culturwelt andererseits. Das ist Oesterreichs eigentliche Mission zwischen Ost und West; wohl ihnen beiden, wenn es ihr treu bleibt. Darum wollen wir, daß Oesterreichs Haltung deutsch sei, und fürchten jedes Ueberwiegen des österreichischen Slavismus. Identisch mit dieser letztern Gefahr ist der Austriacismus, mit seiner mürrischen Tendenz engster Selbstbeschränkung auf die eigenen Grenzen. Gewiß finden beide ihre Rechtfertigung und ihre Stärke in der verblendeten oder selbstsüchtig boshaften Erbärmlichkeit der außen im Reich herrschenden „deutschen Politik;" aber ebendarum trägt diese die Verdammniß in sich, und den leitenden Kreisen Oesterreichs geziemt es, über deren ephemere Existenz hinüber zu schauen in die große Entwickung der Zukunft. Mehr als zur Hälfte und mit einem

großen Theile seines besten, hoffnungsreichsten Blutes ist der Kaiserstaat slavisch; aber das eben ist seine Mission, daß in ihm Germanenthum und Slaventhum gleiche Interessen, gleiche Ziele haben. Verrückt sich diese Identität der Zwecke, so sind unvermeidlich beide der — Spielball Rußlands. Und darauf hin arbeitet die gerühmte „deutsche Politik," ohne daß sie es vielleicht in ihrer blinden Selbstsucht nur weiß. Nicht so wir. Uns sind die Völker und Nationalitäten nicht willenlose Figuren auf dem Schachbrett diplomatischer Willkür; uns sind sie ein gottgewollter Organismus, und Oesterreich sein Herz in der Geschichte der Zukunft, gerade um seines — zwieschlächtigen Charakters willen!

XIII.

Ein Blick auf den kirchlichen Inhalt der Pariser Gewerbeausstellung.

Der Pallast, wo die wetteifernden Völker Europas die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes unterzubringen ermächtigt sind, ist endlich aus dem anfänglichen Chaos, das die Anordner des im Voraus so großartig beschriebenen Unternehmens einem Publikum gegenüber, wie es nie ein ausgedehnteres gegeben hat, grausam blosstellte, so ziemlich ergänzt herausgetreten, und eine fertige, freundliche, unendlich reiche und manichfache, aber dabei übersichtliche Welt geworden. Das Sonnenlicht durch die Glasdächer auf ein so vielfaches Panorama von Farben ausgebreitet, erzeugt eine Helle und Freundlichkeit, die das Gemüth erquickt und verklärt in diesen Räumen, die hier aus der Nähe, dort von Weitem durchflüstert

oder, richtiger ausgedrückt, leise durchrauscht werden von Orgelklängen oder Anschlägen auf einem Piano, so daß zu gleicher Zeit Aug und Ohr angenehm sich erregt und mit ihrer Natur entsprechender Speise sich gelabt fühlen. Einen Rechenschaftsbericht über die Bestandtheile des Reichthums ablegen, der hier aufgehäuft ist, dazu thäten Zeit und Kenntniß noth, wie sie in dem erforderten Maße mir nicht zu Gebote standen. Auch war dieß mein Zweck nicht, und ich hatte bei meinem letzten Besuche in dieser unabsehbaren Niederlage von ausgesuchten Beiträgen nur die der Kirche zugedachten Erzeugnisse und, als Ihr Berichterstatter über die religiösen Zustände Frankreichs, französische Arbeit dieser Art im Sinne. Die Kirche setzt ihr Wesen und ihre Heilkraft nicht in diese äußere Pracht, aber sie bedient sich derselben zur Vermittlung mit einer Welt, die ohne derlei sinnenfällige Nachhilfe unmöglich zu gewinnen wäre. Wissen wir daher dem europäischen, und namentlich dem französischen Kunstfleiße in den Fächern des blendenden Prunkes und der geweihten Kleinodien warmen, aufrichtigen Dank, daß er der Kirche so bestechenden, so kostbaren Beistand darbietet! Ohnstreitig verdienen die Auslagen der gewerblichen Thätigkeit Altenglands und der mit ihm vereinigten Reiche die Aufmerksamkeit, welche ihm die weltlichen Pilger der verschiedensten Zungen und Stände zuwenden; wenn man die Mehrzahl der französischen Leistungen damit vergleicht, so wird man allerdings zugeben müssen, daß in Anbetracht der mechanischen Bereitung, der Aussicht auf Dauer, der leichten Anwendbarkeit und der Mäßigkeit des Preises die Engländer ihren gallofränkischen Nachbarn ohnstreitig und bedeutend überlegen sind. Wenn wir aber die Provinzen des Gewerbfleißes, die der Kunst mehr oder minder sich annähern, in's Auge fassen, was für den wechselnden Geschmack der Frauen und das launische Wohlgefallen der hohen Welt da ist, durchgehen, was den ersten Würdeträgerinnen des Staates und der Gesellschaft zufließen soll, uns beschauen, endlich die beschränkte aber bewältigende Herrlichkeit, welche der Kirche gewidmet ist, da kommen die Franzosen in die Höhe; England erscheint als die kluge, häusliche Martha, Frankreich als die Maria, die den besseren Theil gewählt.

Auch aus Belgien und Oesterreich sind von dem dortigen Gewerbsbetriebe der Kirche würdige Weihgeschenke zugebracht worden,

großen Theile seines besten, hoffnungsreichsten Blutes ist der Kaiserstaat slavisch; aber das eben ist seine Mission, daß in ihm Germanenthum und Slaventhum gleiche Interessen, gleiche Ziele haben. Verrückt sich diese Identität der Zwecke, so sind unvermeidlich beide der — Spielball Rußlands. Und darauf hin arbeitet die gerühmte „deutsche Politik," ohne daß sie es vielleicht in ihrer blinden Selbstsucht nur weiß. Nicht so wir. Uns sind die Völker und Nationalitäten nicht willenlose Figuren auf dem Schachbrett diplomatischer Willkür; uns sind sie ein gottgewollter Organismus, und Oesterreich sein Herz in der Geschichte der Zukunft, gerade um seines — zwieschlächtigen Charakters willen!

XIII.

Ein Blick auf den kirchlichen Inhalt der Pariser Gewerbeausstellung.

Der Pallast, wo die wetteifernden Völker Europas die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes unterzubringen ermächtigt sind, ist endlich aus dem anfänglichen Chaos, das die Anordner des im Voraus so großartig beschriebenen Unternehmens einem Publikum gegenüber, wie es nie ein ausgedehnteres gegeben hat, grausam bloßstellte, so ziemlich ergänzt herausgetreten, und eine fertige, freundliche, unendlich reiche und manichfache, aber dabei übersichtliche Welt geworden. Das Sonnenlicht durch die Glasdächer auf ein so vielfaches Panorama von Farben ausgebreitet, erzeugt eine Helle und Freundlichkeit, die das Gemüth erquickt und verklärt in diesen Räumen, die hier aus der Nähe, dort von Weitem durchflüstert

oder, richtiger ausgedrückt, leise durchrauscht werden von Orgelklängen oder Anschlägen auf einem Piano, so daß zu gleicher Zeit Aug und Ohr angenehm sich erregt und mit ihrer Natur entsprechender Speise sich gelabt fühlen. Einen Rechenschaftsbericht über die Bestandtheile des Reichthums ablegen, der hier aufgehäuft ist, dazu thäten Zeit und Kenntniß noth, wie sie in dem erforderten Maße mir nicht zu Gebote standen. Auch war dieß mein Zweck nicht, und ich hatte bei meinem letzten Besuche in dieser unabsehbaren Niederlage von ausgesuchten Beiträgen nur die der Kirche zugedachten Erzeugnisse und, als Ihr Berichterstatter über die religiösen Zustände Frankreichs, französische Arbeit dieser Art im Sinne. Die Kirche setzt ihr Wesen und ihre Heilkraft nicht in diese äußere Pracht, aber sie bedient sich derselben zur Vermittlung mit einer Welt, die ohne derlei sinnenfällige Nachhilfe unmöglich zu gewinnen wäre. Wissen wir daher dem europäischen, und namentlich dem französischen Kunstfleiße in den Fächern des blendenden Prunkes und der geweihten Kleinodien warmen, aufrichtigen Dank, daß er der Kirche so bestechenden, so kostbaren Beistand darbietet! Ohnstreitig verdienen die Auslagen der gewerblichen Thätigkeit Altenglands und der mit ihm vereinigten Reiche die Aufmerksamkeit, welche ihm die weltlichen Pilger der verschiedensten Zungen und Stände zuwenden; wenn man die Mehrzahl der französischen Leistungen damit vergleicht, so wird man allerdings zugeben müssen, daß in Anbetracht der mechanischen Bereitung, der Aussicht auf Dauer, der leichten Anwendbarkeit und der Mäßigkeit des Preises die Engländer ihren gallofränkischen Nachbarn ohnstreitig und bedeutend überlegen sind. Wenn wir aber die Provinzen des Gewerbfleißes, die der Kunst mehr oder minder sich annähern, in's Auge fassen, was für den wechselnden Geschmack der Frauen und das launische Wohlgefallen der hohen Welt da ist, durchgehen, was den ersten Würdeträgerinen des Staates und der Gesellschaft zufließen soll, uns beschauen, endlich die beschränkte aber bewältigende Herrlichkeit, welche der Kirche gewidmet ist, da kommen die Franzosen in die Höhe; England erscheint als die kluge, häusliche Martha, Frankreich als die Maria, die den besseren Theil gewählt.

Auch aus Belgien und Oesterreich sind von dem dortigen Gewerbsbetriebe der Kirche würdige Weihgeschenke zugebracht worden,

und die beiden Länder haben ihren Erzeugnissen dieser Gattung ein ästhetisches Gepräge aufgedrückt; Belgien namentlich lieferte, hier wie in der Kunst, das Ideal des Mittelguts, und wenn seine Leistungen auch nicht fortreißen zum Entzücken, so gewähren sie doch eine hinlängliche Befriedigung.

Aber die beiden Hauptplätze gebühren dem Alles enthaltenden, Alles versuchenden Paris und dem in dieser Sphäre gegen die Nacheiferer des Auslands durch unablässiges Ermuntern der gleichsam erblichen Anlagen seiner Bevölkerung, durch den beständig gepflegten Fortschritt seiner Werkzeuge und die stets weiter getriebene Ausbeute der örtlichen Vortheile seinen alten Ruf zu vertheidigen bestrebten Lyon. Paris ist auf allen Zweigen dieses Astes der edleren Betriebsamkeit zu Hause, und während Lyon nur in kirchlichem Wandschmuck und priesterlichen Gewändern sich hervorthut, regt Paris sich zwar auch hierin, aber es zeigt sich bei weitem rühriger und fruchtbarer in Verfertigung heiliger Gefäße. Daß diese heiligen Gefäße, Pariser Abkunft, eine sehr religiöse Wirkung thun, bin ich zu behaupten weit entfernt, und wenn sie gerade mitten unter den Geräthen dieser Art, die in weltlichen Abendzirkeln, in Thee-, Tanz- und Spiel-Sälen zu prangen berufen sind, stehen, so sind Uebung und Achtsamkeit nöthig, um nicht Pariser Kirchengut mit Pariser Salon-Waare zu vertauschen. Das für ein Gotteshaus Schicklichste, was mir zu Gesicht kam, sind große, hohe, goldene oder doch vergoldete Candelaber, denen man im ersten Augenblicke ansieht, daß sie nicht in den pomphaften Empfangsaal eines neuen Crösus, sondern in die Wohnung des Herrn gehören.

Wenden wir uns nun zu den Pariser Fabrikaten im Fache der priesterlichen Bekleidung, so treffen wir nur wenig, was nicht gemacht, gewollt und von gleichgültigen Erfindern für das heilige Ziel ersonnen zu seyn schien. Die Mode spielt auf denselben ihre unverwüstliche Rolle, die mittelalterlichen Sinnbilder, die seit ein paar Decennien von den reichen und halbgebildeten Alltagsmenschen so wohl gelitten sind, treiben auf diesen gefälligen Ueberwürfen das Spiel der Ansprüche auf Bedeutung mit einem Anschein von Virtuosität, fast überall vertritt die Romantik die Stelle der Andacht, und deutlich wird man gewahr, daß dieses unverbesserliche Paris, trotz des ernst religiösen Aufschwungs, der seit Jahren in seinem

Schoosse steigend bemerkt wird, auch die Stadt der Loretten und der großen Oper mit ihren Tänzerinnen, die Stadt, wo Voltaire und Beranger geboren wurden, ist.

In ganz anderer Weise wurde dieselbe Aufgabe von Lyon gelöst und der erste Anblick dieser wahrhaft erbaulichen Prachtstücke, die es uns gesendet, dringt uns die Ueberzeugung auf, daß sie in einem Medium zu Hause sind, wo die katholische Religion tiefe Wurzeln geschlagen und saftreiche Früchte getragen hat. In der That ist Lyon, unter allen größeren Mittelpunkten Frankreichs, durch seine Frömmigkeit wohl bekannt, Lyon ist fest überzeugt, daß die Madonna, die droben auf seinem Fourvières leuchtet, die morgenländische Seuche von seinen Mauern abgehalten habe und von dem Ausgangspunkte der christlichen Weltpropaganda sind auch die der hohen Kirche würdigsten Erzeugnisse, welche die Weltausstellung der gewerblichen Thätigkeit unseres Jahrhunderts aufzeigt, ausgegangen. Sie bethätigen ihre christliche Eigenthümlichkeit nicht durch eine Vergeudung von Symbolik, deren Auslegung den Verstand zu sehr beschäftigte, um dem Gemüthe die freie Mitwirkung bei dem Genusse dieser Werke zu gestatten; nur selten deutet ein herkömmliches Zeichen die kirchliche Lehre klar und mit Einfalt an. Aber was in diesen gewerblichen Schöpfungen die Seele erfaßt und den Geist in die Höhe reißt, das ist der wunderbare Farbenschatz und Glanz, der zu gleicher Zeit edel, rein, harmonisch und gewaltig ist, durch seine Größe daher und seinen Adel weniger die Sinne bestrickt als das Allerheiligste in uns bewegt und erklingen läßt. Es war mir vor einem dieser Gewebe, als hätte Titian die Bande des Grabes gesprengt, an den Ufern des Rhonestromes, der seinem Charakter so ähnlich ist, nieder sich gelassen und, wie er einst malte, so die Weberei zu üben unternommen. Allerdings wird an den Lyoner Sachen, die ich meine, von mehr als Einer Seite hämisch und splitterrichterlich gemäckelt; Lyon hat Nebenbuhler und hat Neider, da aber bei einer Vortrefflichkeit, wie sie von menschlichem Wirken kaum höher denkbar ist, das Siegel der eigentlichen Vollkommenheit so wenig als irgend etwas Irdischem ihnen bewilligt wurde, so sind auch in diesen Meisterstücken Mängel und Flecken zu finden, die geschäftig, wie man sich denken kann, hervorgehoben werden.

Es wird, unter Anderem, ihnen nachgesagt, daß ihre Farben

zwar sehr blendend aber nicht ausdauernd seien, und in der That mag Etwas, was darauf schliessen ließ, bei Lyoner Kirchengewändern so gut wie bei andern sich ereignet haben. Das trägt sich so häufig durch einen Unfall bei der Bereitung dieses oder jenes Stoffes zu; von solchen Einzelheiten aus auf das Ganze aburtheilen, ist die Umkehr aller Logik, die wohl der Mißgunst und dem Haß zu statten kommt, aber für eine billige Abschätzung keine Grundlage abgibt. Lyon geht in allen frommen Werken von weltumspannendem oder nur bis zur Hütte greifendem Umfang dem ganzen übrigen Frankreich und vielen Städten des Auslandes mit unermüdlichem stets bereitem Beispiel vor, es hat die feinsten Gewerbszweige zu einer Blüthe gebracht, die anderswo nur in zerstreuten Linien erreicht wurde, es hat diese Gewerbe zu dem Range einer Kunst erhoben und mit dem Kunstfleiß selbst die Poesie, durch das Organ eines begabten und noch jungen Mannes, der sich Tisseur schreibt, in einer Weise, die an die besten Tage des französischen Geschmackes mahnt, verbündet. Eine Stadt, die in ihrem Schooße so viel Kostbarkeiten zu einem, wenn nicht immer leiblich, doch sittlich und geistig angemessenen Gesammtsinn vereinigt, kann natürlich nicht ohne Neid und gallichte Scheelsucht aufzuwühlen, sich erhalten und entfalten. Dazu muß man noch rechnen, daß ihr der standhafte Eifer, mit dem sie an die religiösen Ueberlieferungen der Väter sich anschließt, und ohne Rücksicht auf das Pariser Weltgerede die Vorschriften der Kirche vollzieht, den Ingrimm der unter den Gewerbs-Männern so zahlreichen Fanatiker des Unglaubens zugezogen hat und mancher Vorwurf, der sie trifft, als Verunglimpfung aus diesem Grunde betrachtet werden darf, wenn ich gleich durchaus nicht läugnen will, daß auch ihr Fehlgriffe und Irrungen zu jeder Zeit und auf jeder Bahn, die sie betrat, mit vollem Rechte zur Last gelegt werden.

XIV.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVII.

Der Begriff vom geistlichen Amt, streitig geworden innerhalb der protestantischen Reaction.

2.

Neue Meinungen und Parteiungen in der Lehre vom geistlichen Amte — verglichen mit der reformatorischen oder symbolmäßigen Lehre und Praxis.

Als es sich in der jüngstvergangenen kirchlich-politischen Sturmperiode um die Titel handelte, kraft welcher der Prediger das Denken und Thun der Gemeinde an dem göttlichen Gesetze officiell messen sollte: da entstand natürlich die Frage, **was** das geistliche Amt denn eigentlich **sei**? Ob es an sich eine Stiftung Christi sei, oder nur Ordnung und Vollmacht der Gemeinde? Ob unabhängig oder abhängig von dieser? Also ob göttlichen oder als Amt menschlichen Rechtes? Mit andern Worten: wem die Gnadengaben der Verheißung zukommen? wo sie ursprünglich ruhen? Auf den Beamteten der Kirche oder auf allen Gliedern derselben gleichmäßig? Man sieht leicht, daß bei einer als Anstalt begriffenen Kirche diese

Fragen unmöglich entstehen können. Man darf aber auch nicht vergessen, daß um das Jahr 1848 ein solcher Kirchen-Begriff drüben noch nicht existirte, jene Fragen daher vielmehr auf dem Boden der symbolmäßigen unsichtbaren Bekenntnißkirche erwuchsen. Hören wir sofort die zwei sich entgegengesetzten Antworten!

Der symbolmäßige Bescheid lautet: „Der Sonderberuf des Amts in der Gemeinde wird nur dann recht festgehalten, wenn man das Wesen des Dienstes am Worte in nichts Anderm sucht als in dem, was auch jedem gläubigen Christen kraft seines priesterlichen Berufs zukommt." Der Amtsinhaber ist also der „Diener" dieser „Priester" oder der „gläubigen Gemeinde," die ihm ihren Beruf ordnungsmäßig überträgt. Denn „Erbe der Verheißung, kraft deren der Herr allzeit seiner Gemeinde die sonderlichen Gaben zu geben verheißt, so zur Erfüllung der besondern Aemter noththun, ist nicht ein besonderer gesetzlich gestifteter Stand, sondern die ganze gläubige Gemeinde"*). Man nennt das hier treffend ausgesprochene Verhältniß des Amts bekanntlich — „allgemeines Priesterthum." Es entspricht dieses genau dem Dogma von der Kirche als der (unsichtbaren) Gemeinde der wahrhaft Gläubigen.

Die Noth der Zeit wollte sich aber mit diesem Bescheide nicht begnügen. „Ist" — sagt Münchmeyer — „die unsichtbare Kirche die eigentliche Inhaberin der himmlischen Güter und Aemter, so könnte es in schwere Gewissensscrupel bringen, wenn ich gewiß seyn müßte, mein Amt von dieser Gemeinde der Heiligen überkommen zu haben." Und so ernst nimmt er diesen Mangel, daß er erklärt: „wenn die Kirche in dem Stücke, um das es sich handelt, mit Nachdruck auf dem Worte ihres Bekenntnisses bestände, so wäre es schlimm;

*) Harleß: Kirche und Amt nach lutherischer Lehre. Stuttgart 1853. S. 16. 21.

es könnte dann ein Ausscheiden nothwendig werden"*). Das Amt allein, definirt daher Vilmar, hat göttliches Mandat, sonst Niemand, auch nicht eine Gemeinde der Heiligen, die selbst nicht wäre ohne das geistliche Amt. „Nicht der Christenstand ohne Weiteres," erklärt Kliefoth, „gibt ein Recht zur Verwaltung der Gnadenmittel. Gott hat mit diesen zugleich ein Amt der Gnadenmittel geschaffen und gestiftet; es ist dieses Amt nicht bloß nach dem Willen, sondern auch durch die That Gottes. So ist es denn falsch, wenn man sagt, Gott habe die Gnadenmittel und das Mandat ihrer Verwaltung der ganzen Kirche gegeben. Allerdings hat er es der ganzen Kirche (d. i. Gemeinde der Gläubigen) gegeben, aber für sie, nicht durch sie. Gott hat in den Aposteln bestimmte Verwalter des Amtes ausgewählt, und er erweckt, beruft, bereitet ohne Aufhören Personen für sein Amt. Das allgemeine Priesterthum wird nicht aufgehoben durch das geistliche Amt, hat aber auch nichts mit demselben zu thun. Das Gemeindeamt ist allein die Diakonie, das vom Gnadenmittelamt wesentlich verschiedene zweite Amt in der Kirche"**).

Die Neulutheraner also behaupten einen besondern von Gott gestifteten Stand des geistlichen Amtes, welches sie ganz unabhängig von der Gemeinde der Gläubigen oder der eigentlichen Kirche der Symbole hinstellen. Wie schroff ihre Ansicht der symbolmäßigen Lehre vom „allgemeinen Priesterthum" entgegensteht, liegt auf der Hand, ebenso: daß sie mit dem Kirchenbegriff der Symbole absolut unverträglich ist. Ein besonderer geistlicher Stand, unabhängig von der Gemeinde der Gläubigen, ist nicht denkbar in der (unsichtbaren) Bekenntnißkirche, er fordert nothwendig eine anstaltliche Kirche. Man kann eine Zeitlang darüber im Unklaren seyn; kann

---

*) Rudelbach und Guericke: Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche. 1855. II, 272. 276.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

sogar, wie Vilmar thut, das Amt selber „die Fortsetzung des Amts Christi," also selbst Kirche seyn lassen; kann, wie Löhe thut, „das heilige Amt mit dem Schatze der Gnadenmittel auf der Schwelle zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche" placiren*): gerade in diesen Versuchen aber offenbart sich die drängende Consequenz.

Wenn daher auch, aus Anlaß der Zeitumstände, die Amtsfrage eher entstand und erst selber es war, was zu einer entsprechenden Revision des Kirchenbegriffs hinleitete: so bemerkt man doch mit Recht, daß die logische Ordnung umgekehrt hätte seyn müssen. „Ich fürchte, daß Münchmeyer zu dieser Lossagung von den lutherischen Symbolen, von Luther und der ganzen lutherischen Tradition nicht durch den Kirchenbegriff selbst gekommen ist, sondern durch seine Lehre vom Amt. Das Amt hat einmal ein nicht aus der Kirche resultirendes, sondern ein unmittelbar und äußerlich gegebenes seyn sollen; damit war es aber nothwendig, daß die ganze Kirche als eine äußerlich gegebene, als ein nur sichtbarer Organismus aufgefaßt werden mußte. Die Frage vom Amte hätte daher eigentlich in zweiter Ordnung folgen müssen, in erster Reihe hätte die Kirche stehen sollen. Das hätte man gleich Anfangs erkennen und beim Streite von der Kirche ausgehen müssen, um zum Amte zu gelangen; endlich ist man nun durch die Consequenz dahin gekommen. Vom Amte kommt freilich nichts im Münchmeyer'schen Buche vor, aber es liegt auf der Hand, daß mit seiner sichtbaren Kirche auch sein sichtbar eingesetztes Amt gegeben sei"**).

Das äußerlich gegebene, von der Bekenntnißkirche, d. i. der unsichtbaren Gemeinde der Gläubigen, unabhängige Amt, der göttlich gestiftete Stand desselben (Klerus), ist eben die

---

*) Löhe: Kirche und Amt. S. 22. 31.

**) Superintendent Brömel in Rudelbach und Guericke's Zeitschrift rc. 1855. II. S. 290.

katholische Idee des Priesterthums, beziehungsweise der Hierarchie. Die ganze Kirche als Menschheits-Pädagogium ist mit ihm nothwendig gesetzt und umgekehrt, sowie andererseits über dieser Amts-Idee der ganze Independentismus der lutherischen Rechtfertigungslehre, der „ohne Mittel" zwischen Gott und Mensch seligende Specialglaube, nothwendig zusammenstürzt und eben mit ihm die symbolmäßige Bekenntnißkirche. Die Göttinger Fakultät z. B. hat dieß klar erkannt: „Beruht," sagt sie, „das Amt auf unmittelbarer Uebertragung von Seite Christi an einzelne bestimmten Personen, so gibt es eine andere Vermittlung mit Christo als durch den Glauben, so verdunkelt sich jene Seite der Kirche, nach welcher sie Glaubens-Gemeinschaft ist und tritt sie vorwiegend als Anstalt auf; so erscheint Christus nur als Stifter eines kirchlichen Staates, so offenbaren sich Wort und Sakrament nicht in ihrer unbedingten göttlichen Wirkung, sondern sind an die Amtsträger gebunden als ihre persönlichen Kanäle. Diese Anschauung überträgt die Verheißungen und Vollmachten, die Christus den Aposteln gab, unvermittelt auf die späteren Leiter und Hirten der Gemeinden, und es bleibt also nichts anderes übrig als die Fiktion, daß das Wunder unmittelbarer Ausgießung des heiligen Geistes und apostolischer Bevollmächtigung sich durch alle Zeiten fortsetze, d. i. die katholische Vorstellung vom Sakramente der Ordination"*).

Darum vergessen jetzt auch Unionisten und Altlutheraner, J. Müller und Göttingen wie Rudelbach und Guericke, ihre Todfeindschaft, und reichen sich die Hände gegen diese „pseudolutherischen un- und antisymbolischen Prätensionen", gegen dieses „neue, nicht etwa bloß fort- sondern umgebildete, von katholisirend puseyitischen Kräften und Tendenzen durchzogene und darüber den Kern und Stern des reformatorischen Lutherthums, das allgemeine Priesterthum oder mit an-

*) Erklärung der theologischen Fakultät rc. S. 42.

derm Worte das königliche Wort von der Rechtfertigung verschiebende, verrückende, theilweise vernichtende Lutherthum" — gegen diese, „wie zu fürchten momentan siegreiche, lutherische Strömung, die auf dem Wege ist, das Herzblut lutherischen Glaubens zu zersetzen." Soweit ist es schon gekommen, daß Altlutheraner jetzt sogar seufzen: „die Union mit den Reformirten wird dann bald dahinten, dagegen die mit den Papisten oben auf seyn"*).

Nun braucht man zwar nur Kliefoth zu hören, um sich zu überzeugen, daß es der „Papisten" halber noch lange nicht so weit ist. Für den Artikel der stehenden und fallenden Kirche des Protestantismus aber ist die neue Amts-Idee wirklich grundstürzend, für den Solafide- oder Specialglauben nämlich. Dieselbe christliche Anschauung, zu deren Ruin er einstens aufgetreten war, ist jetzt aus dem Grabe wieder auferstanden, um hinwiederum ihn lebensgefährlich zu bedrohen. Der Specialglaube, auf das Bibelprincip gestützt, hob die anstaltliche Kirche auf, nicht nur als unnütz und Menschentand, sondern auch als schädlich und Gründung des Antichrists, der die Gläubigen so von dem alleinigen und unmittelbaren Vertrauen auf Christi stellvertretende Genugthuung durch allerlei eigene Heiligkeit abziehen wolle. Mit dem Untergang der anstaltlichen Kirche fiel nothwendig der besondere geistliche Stand als göttliche Stiftung überhaupt und das speciell bevollmächtigte Lehramt insbesondere, beides als absolut unter diesen Umständen unmöglich. An die Stelle jener sichtbaren Kirche trat, dem Specialglauben und dem Bibelprincip entsprechend, die unsichtbare Bekenntnißkirche als Gemeinde der wahrhaft Gläubigen, und diesen in corpore fiel ebenso natür-

*) Guericke in der Recension über die antigöttingen'schen Streitschriften des Pastors J. H. Wolff zu Hollern und des Pastors L. A. Petri in Hannover. Rudelbach und Guericke: Zeitschrift für die die gesammte luth. Theologie und Kirche. 1855. I, 161. 165.

lich das Amt zu als „allgemeines Priesterthum.“ Unter ihnen konnte man doch nicht Kleriker und Laien unterscheiden. Nun stand allerdings der Christ Christo ganz „ohn Mittel“ gegenüber, kein opus operatum lag mehr dazwischen; „alle Mittlerschaft zwischen dem Gläubigen und seinem Heil war hinweggenommen“; alle objektiven Heilsmittel wurden subjektivirt, „das Autoritätsprincip der katholischen Kirche und alle die magischen Vorstellungen, welche sich an die Göttlichkeit ihrer Stiftung anschließen, waren damit in der Wurzel abgeschnitten“, wie Dr. Schwarz so schön sich ausdrückt. Jetzt aber, nachdem man, gerade um des Autoritätsprincips willen, für das „allgemeine Priesterthum“ wieder einen göttlich gestifteten objektiv gegebenen geistlichen Stand setzen will — muß dieser Alles, was der Specialglaube aufgebaut hat, wieder niederreißen sammt ihm selber.

Dennoch hört man manche Träger des neuen Amtsbegriffs behaupten: die Lehre vom Amt sei nicht fundamental im Bekenntniß. Ihr Anhang in Hannover z. B. wagt diese Behauptung in demselben Moment, wo er der unionsgesinnten Göttinger Fakultät, bezüglich des Abendmahls, das Recht bestreitet, zu bestimmen, was im Bekenntniß fundamental oder problematisch sei. Nicht mit Unrecht erklären dagegen die altlutherischen Stabilitätsmänner den symbolischen Amtsbegriff wo möglich für noch fundamentaler als selbst die Abendmahls-Lehre: „So unwahr ist es, daß der puseyitische kryptokatholische Amtsbegriff das Wesen des lutherischen Princips irgend minder berühre“, daß vielmehr dieser Artikel „rein und schlechthin verworfenes Papstthum im Princip, ein „„Straf dich Gott Satan““ geradehin ist, streitend wider den königlichen Grundartikel von der Rechtfertigung“*).

In der That ist die neue Amts-Idee ein faktischer Be-

*) Guericke ça Petri in der Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie. 1855. I, 163.

weis, daß der „königliche Grundartikel“ thatsächlich viel mehr noch in Mißcredit gerathen ist, als man in Worten nur weiß. Tausende führen ihn stets lobpreisend im Munde als das Fundament ihrer ganzen Reaction, und wissen doch je 999 nicht wie er eigentlich lautet, haben vielmehr bona fide die ächtkatholische Fassung dabei im Sinne; ja was noch mehr ist, sie glauben in Wahrheit selber nicht, daß er allein ausreiche für jenes Fundament. Hengstenberg selbst hat sich jüngst, sozusagen, verplaudert *). So haben denn auch die Neulutheraner, als sie ihre neue Amts-Idee sich zusammensuchten, augenscheinlich des „königlichen Grundartikels“ nicht gedacht. Sie hätten sich sonst unter Anderm unmöglich noch lange darüber streiten können, ob jene Idee nicht etwa doch noch bei Luther und in den Symbolen sich wiederfinden ließe.

Indeß gestaltete sich namentlich die Argumentation aus den Schriften Luthers über den Punkt vom Amt und respektive der Kirche überhaupt zu einer wahren Schicksalstücke gegen das jenseitige Lager aus. Besonders Hr. Harleß, Ober-Consistorialpräsident der bayerisch-protestantischen Kirche, unternahm es, aus der protestantisch-kirchlichen Tradition und Patristik, d. i. einzig und allein aus Luther's literarischem

---

*) Hengstenberg hatte in seinem Vortrage über Jesaias geäußert: dem tiefen Schaden unserer Zeit sei „auch mit richtig verstandener paulinischer Rechtfertigungslehre allein nicht abzuhelfen.“ Darob entsetzte sich Krummacher in Duisburg nicht wenig; „soll“, schrieb er dem Verfasser, „eine Radikalkur eintreten, so gilt es, daß die Rechtfertigungslehr-Posaune allenthalben einen deutlichen Klang bekomme, und man sich nicht scheue, den Vorwurf einer mit den Resultaten moderner Wissenschaft nicht in Uebereinstimmung stehenden Orthodoxie auf sich zu laden.“ Der berühmte Berliner Theologe bleibt aber dabei: „der zu bekämpfende Gegensatz habe sich jetzt wesentlich geändert, und so müsse auch die einseitige Hervorhebung des hl. Paulus einer umfassendern Benutzung der Schrift Raum machen.“ — Evang. K.-Z. vom 4. April 1855.

Nachlaß, über die brennende Frage zu entscheiden. In Stuttgart 1853 erschien seine Schrift: Kirche und Amt nach lutherischer Lehre; „was er selbst dazu thut, könnte man auf zwei Seiten statt auf zwei Bogen schreiben; er gibt gleichsam nur den Abriß in achtzehn kurzen und präcisen Thesen, die er dann mit Auszügen aus Luther weiter belegt, auf die praktischen Folgerungen läßt er sich gar nicht ein“ — so recensirte das Halle'sche „Volksblatt“. Viele der eifrigsten Luther-Schüler wußten doch nicht recht, was Hr. Harleß damit wolle. Denn die Aufrichtigeren beider Parteien hatten bereits erkannt und eingestanden, daß mit Luther hier nichts auszurichten, daß aus seinen Schriften hier ebensogut für wie wider zu argumentiren sei.

So hatten z. B. die Kämpen für das altprotestantische allgemeine Priesterthum den Vater der Reformation gegen Löhe angerufen. „Allerdings nicht mit Unrecht“, antwortete Letzterer; „aber es sind nur einige frühern Schriften Luther's, namentlich der Brief an die Böhmen, in dem er sogar soweit geht, Predigt, Taufe, Abendmahl und Alles einem jeden getauften Christen kraft des allgemeinen Priesterthums aller Christen zu vindiciren.“ „Indeß ist es doch so eine Sache mit den Beweisen aus Luther's Schriften, weil er sich ja in vielen Dingen durchaus nicht gleich blieb. Je länger je mehr lehrten ihn diejenigen, welche geistliches Priesterthum und Freiheit von ihm wollten gelernt haben, den von ihm allzeit anerkannten Beruf mächtiger hervorheben, sie lehrten's ihn durch Mißbrauch; und wenn damit allerdings noch keineswegs die Lehre von der Identität des geistlichen Amts mit dem allgemeinen Priesterthum revocirt ist, so kommt Luther doch zu starken Modificationen *).“ — Andererseits ist Niemand mehr auf die Identität des geistlichen Amts und des allgemeinen Priesterthums versessen als die Subjekti-

*) Löhe: Kirche und Amt S. 44 ff. 49.

visten, doch waren sie redlich genug zu bekennen, daß Luther darüber heute so und morgen das Gegentheil lehre. Dr. Schwarz spricht sich darüber sehr treffend aus:

„Man hat in neuester Zeit viel darüber gestritten, ob nach der Lehre der Reformatoren, namentlich Luther's, und der symbolischen Bücher das geistliche Amt eine göttliche oder nur eine menschliche Stiftung habe. Man wird darüber wohl noch lange streiten können, und sich dabei doch nur immer tiefer in die Verwirrung hineinreden. Denn bei Luther selbst treten in den verschiedenen Lebensperioden auch sehr verschiedene Ansichten über das geistliche Amt auf. In der ersten Periode, etwa bis zum Jahre 1528, haben seine Aeußerungen einen stark demokratischen Beigeschmack: der Geistliche ist nur der Beauftragte der Gemeinde, er führt nur anstatt der Gemeinde das Amt, welches sie Alle haben, und daß er damit beauftragt wird, geschieht nur der äußern Ordnung wegen. In seiner spätern Periode dagegen, in welcher die Massenherrschaft und die Gleichheit Aller in der Kirche ihm gründlich verleidet worden, in welcher er bereits daran verzweifelt, auf der Basis des Gemeindelebens die Kirche aufzuerbauen, nennt er das Amt wiederholt ein von Gott geordnetes, Christum, seinen Befehl und seine Einsetzung die alleinige Quelle desselben. Auch die Bestimmungen der symbolischen Bücher sind sehr schwankend" *).

Ueber den eigentlichen Zeitpunkt der Umkehr in der Anschauung Luthers von Kirche und Amt ist man nun zwar nicht einig geworden, doch dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit den Bauernkrieg und das Jahr 1525 als solchen annehmen. Es war dieß auch die eigentliche praktische Offenbarung des neuen Bibelprincips und des allgemeinen Priesterthums. Daß jetzt diese historische Wahrheit, die man an den katholischen Historikern erst noch so hochmüthig verlästerte, von den einsichtigern protestantischen Theologen ohne weiters zugegeben wird: ist bereits eine der erfreulichen Früchte der großen Reaction, und insbesondere der endlich über die Lehre von

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

Kirche und Amt verhängten Revision. Auch Hr. Harleß selbst legt durch die That in seiner Schrift Zeugniß ab; die von ihm für die Identität des Amts und des allgemeinen Priesterthums beigebrachten Stellen Luthers sind wirklich zum weitaus größten und wichtigsten Theile aus dessen frühesten Schriften, namentlich ist der Brief an die Böhmen und ein bekanntes Produkt von 1520, mit Einem Worte die Periode „demokratischen Beigeschmacks", überreich benützt. So ist es denn jetzt soweit gekommen, daß die Eine Partei den Luther vor 1525, die andere den Luther nach 1525 desavouirt. Und wenn sie einst einig werden würden über die neue Lehre von Kirche und Amt, müßten sie, wie sie hiemit an sich selbst beweisen, unweigerlich den ganzen Luther desavouiren.

Ungemein lehrreich hat sich die Debatte über diesen Punkt zwischen Hrn. Kliefoth und den Göttingern gestaltet. Beide Parteien sind darin einig: „daß Luther in seiner Person und in seinem kirchlichen Handeln ein vielfach Anderer vor der Wartburgzeit gewesen, und theilweise ein Anderer geworden sei, sowie er successive mit den Schwärmern, dem Bauernaufruhr, den Sakramentirern in Berührung und Opposition gerieth." Die große Discrepanz zwischen dem Kirchenrath und der Fakultät liegt nur darin, daß jener in dieser Krisis die Wendung zum Bessern sieht, die Fakultät dagegen „den Anfang der Wendung zum successive wachsenden Schlimmen in diese Wartburgzeit und was daran hängt hineinlegt." Von da an, sagt sie, habe Luther darauf verzichtet, den Leib der Kirche fertig zu machen; die Reformation sei zunächst vorzugsweise hinsichtlich des Lebens stecken geblieben; die Gemeinde ward nur als eine Sammlung von Katechumenen oder als ein Häuflein erweckter Seelen behandelt; so ward es nicht erreicht, das Volk zur eigentlichen Gemeinde zu erheben; so konnte die Freiheit und eigenthümliche Selbstständigkeit der Kirche sich nicht entfalten, vielmehr mußte sie sich nicht allzu lange nach den Tagen Luthers unter das Joch

des Territorialismus beugen; dazu kam das Verkennen des geistlichen Priesterthums, das einseitige Hervorheben des geistlichen Ministeriums — Scholasticismus, Hierarchismus, Cäsareopapismus! Mit geballten Fäusten erwidert der Herr Kirchenrath auf diese Exposition. Also die uranfängliche Einheit der evangelischen Kirche, den „unwandelbaren Grund des reformatorischen Bekenntnisses“ — wir hätten sie also „in der Person, in dem Handeln, in dem Lehren Luthers vor der Wartburgzeit zu suchen, wo er sich noch in ungezügelter Subjectivität gehen ließ, wo er noch mit allen subjectivistischen Elementen, den humanistischen, den politisch-liberalen, zusammenging, wo er noch der Mann des Volkes war; aber von der Zeit an, da er sich und seine Kirche gegen diese Tendenzen wandte, sich und seine Kirche von denselben schied, seiner Kirche objective Grundlagen zu geben sich bestrebte, kurz seinen Anhang, der bisher eben nur ein Anhang war, zur Kirche consolidirte, von dieser Zeit an, die nach unserer Auffassung die rechte Geburtszeit unserer Kirche war, datirte nach der Auffassung der Fakultät das — immer wachsende Verderben“ *)!

Soviel ist also richtig: Luther vor 1525 ist der Mann des allgemeinen Priesterthums, Luther nach 1525 der Mann einer gewissen Art besondern geistlichen Amts. Dort, am ursprünglichen Luther, knüpfen die Subjectivisten wie die Innere Mission an, um ihre neue wirkliche Gesammtkirche zu Faden zu schlagen; hier, am alterirten Luther, knüpfen die Neulutheraner an, um ihren neuen Amtsbegriff zu legitimiren. Letztere aber geben sich vergebliche Mühe; wie gesagt, könnte schon die Coexistenz des Specialglaubens sie überzeugen, daß ihr Amtsbegriff weder mit Luther, noch mit den Symbolen, noch mit der spätern orthodoxen Luther-Theologie

*) Kliefoth und Mejer: kirchliche Zeitschrift. 1855. S. 146 ff.

sich in Einklang bringen lasse. Sie müßten denn nur zugeben, daß ihr Lutherthum im Grunde doch nichts Anderes seyn solle, als eine theoretische Einleitung zur Restauration des alten Territorialismus. Allerdings spricht Luther auch vom Amt als einer „Stiftung und Ordnung Christi", die altlutherische Schule vom ordine divinitus constituto, und allerdings erhebt Löhe den Einwand: „wenn die Symbole wirklich entschiedene Träger der Lehre von der Identität des Amtes und des geistlichen Priesterthums wären, so könnte ich nicht begreifen, wie die Koryphäen lutherischer Theologie jenen Grundsatz als anabaptistisch, photinianisch, weigelianisch, socinianisch bekämpfen und verwerfen." Aber wir werden gleich sehen, daß alles Dieß nur inconsequent geschah, und im Interesse einer gewissen kirchlichen Ordnung, ohne daß das Princip darunter leiden sollte.

Das „allgemeine Priesterthum" krankte nämlich von Anfang an nach seiner praktischen Seite an den mißlichsten Consequenzen. Grundsätzlich sollte es zwar allem Volk der eigentlichen Kirche zukommen; allein diese Kirche als die Gemeinde der Heiligen umfaßte wahrhaft Gläubige und Vollendete; ihnen hätte man natürlich das göttliche Amt ohne Bedenken in's Commune überlassen können. Nun aber ließ sich Ein fataler Umstand absolut nicht beseitigen: dieser Extract der Gläubigen nämlich, die Constituenten der wirklichen Kirche, waren und blieben unsichtbar, realiter unausscheidbar aus der großen kirchlichen Masse. So mußte also das göttliche Amt nolens volens dieser ganzen Masse in's Gelage hinein zugesprochen werden; doch war man klüger als die obengenannten secundären Sekten und verwandte Ausgestaltungen von heute: man gewährte das allgemeine Priesterthum nur im Princip, in der Praxis führte man eine zwangsweise Vollmachtgebung ein, und hielt sie mit Hilfe des weltlichen Armes aufrecht. Da konnte denn der letztere Arm gerade so gut ordo divinitus constitutus heißen und heißt

noch so, wie das geistliche Amt, obwohl Christus keine Landgrafen, Herzoge und Kurfürsten creirt und gestiftet hat.

In der praktischen Unmöglichkeit der principiellen Unterscheidung zwischen Kirche oder Gläubigen einerseits, und kirchlicher Masse andererseits wurzelt die fatale Seite des allgemeinen Priesterthums, welche Löhe, im Einklange mit den alten katholischen Polemikern, sehr gut zeichnet. „Wenn es recht wäre“, sagt er, „das geistliche Amt damit zu identificiren, so müßten auch die Weiber das Amt haben können, weil ja auch sie ganz unbestritten in ihrer Taufe das geistliche Priesterthum überkommen haben. Folgert doch Niemand aus dem geistlichen Königthum ein Recht auf Erdenkronen, Niemanden lüstet, den ersten Wiedertäufern nachzufolgen, Jedermann weist eine solche Anklage mit Entrüstung ab; wenn aber das, warum muß dann aus dem Besitz des geistlichen Priesterthums nicht bloß ein Anrecht, sondern gar ein Besitz des geistlichen Amts folgen?“ Sei es ja doch bei einzelnen Separatisten-Gemeinden schon soweit mit der Identität des Amtes und des geistlichen Priesterthums gekommen, daß sie „turnusweise das Amt versehen“; „und was Teuflisches könnte daraus werden, wenn einmal der süße Pöbel, der auch noch seine religiösen Bedürfnisse hat, über diese Lehre käme, und sie in seiner Weise verarbeitete? wie lutherisch würden diese Leute seyn wollen, wie mächtig die ungebetenen Anhänger Luthers übertreffen, die wir vom Bauernkriege her kennen“ *)?

Dennoch „fallen das allgemeine Priesterthum und das geistliche Amt zusammen“, sind beide „identisch“ — Hr. Löhe zweifelt mit Unrecht daran. Nur daß eben zwischen den beiden Feuern der demokratisch-anarchischen Consequenzen des allgemeinen Priesterthums und des katholischen Amtsbegriffs für die Praxis heute noch dasselbe verlegene Drehen und

---

*) Löhe: a. a. O. S. 38. 39.

Wenden officieller Usus ist, wie bei Luther, bei den Symbolen, bei der orthodoxen Schule. In neuester Zeit war man beflissen, diese Ja- und Nein-Politik auch theoretisch zu fixiren, und der Erfolg ist ein Hauptverdienst der Erlanger Theologie. Man hatte sowohl die trüben Wasser des allgemeinen Priesterthums abzuschneiden, als den katholischen „Amtsgötzen" göttlicher Stiftung eines besondern geistlichen Amts als Stand zu umgeben. Harleß, Höfling, J. Müller ꝛc. lehren demnach also: nicht bloßer Gemeindedienst, Gemeindeordnung, Gemeindevollmacht ist das geistliche Amt, sondern es ist göttlichen Rechtes, vom Herrn selbst geordnet, aber nur an sich, ohne bestimmte Amtsträger; es ist nur vom Herrn gewollt nicht gestiftet, sondern mit innerer Nothwendigkeit aus der Kirche erwachsen; ursprünglich der ganzen Kirche gegeben, ist es erst von ihr an bestimmte Personen übertragen*). In solcher Definition nun meint diese Schule alles Nöthige richtig beschlossen zu haben: die Negation des Amtes als Stand, das allgemeine Priesterthum im Princip und seine Einschränkung im Interesse der Ordnung für die Praxis. Sehr richtig bemerkt aber Dr. Schwarz dagegen: kommt man einmal zu dem Begriff der mittelbaren „göttlichen Einsetzung," warum diesen „verwirrenden Ausdruck" nicht lieber ganz fallen lassen? „Denn das ist doch offenbar eine sehr ungeschickte und unhaltbare Auskunft, von einem Amte an sich zu reden, da in Wirklichkeit ein Amt ohne Träger und ohne Besonderung von andern gar nicht zu denken ist; ebenso unvollziehbar ist das Unterscheiden zwischen Wollen und Einsetzen Gottes; und endlich ist das Uebertragen von der Allheit auf die Wenigen denn doch auch eine sehr schlechtdemokratische Vorstellung, ein contrat social, ebenso falsch auf dem kirchlichen wie auf dem politischen Gebiet."

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Jan. 1855; vgl. Harleß a. a. O. S. 19.

Diese angebliche Mittelpartei hat also gar keine weitere Bedeutung, als daß sie durch sich selbst erklärt, wie und in welchem Sinne auch die frühere lutherische Dogmatik vom ordo divinitus constitutus reden konnte. In der Wirklichkeit bleibt immer bloß die im Eingang aufgestellte Alternative übrig. Löhe hat sie kurz in die Frage gefaßt: ist das geistliche Amt mit dem allgemeinen Priesterthum identisch oder nicht? Die symbolische Antwort lautet: Ja; die neulutherische: Nein! Um sich aber die Alternative recht klar zu machen, sowie die Tragweite des Dissensus, kann man die Frage auch also fassen: hat das Amt eine besondere Gnade für sich, unterschieden von der jedem Gläubigen der unsichtbaren Kirche eigenen Gnade?

Symbolmäßig antwortet Dr. Harleß: „von einer besondern Kraft und Gnade, die dem Amte an sich innewohnte, kann man nicht reden" *). Was es vor den Gläubigen voraus hat, ist bloß die kirchenordnungsmäßige Vollmacht derselben. Sehr präcise drückt dieß Dr. Karsten aus: „durch das schrift- und bekenntnißmäßige Wort, welches der Einzelne liest oder spricht oder hört, predigt Christus, und absolvirt und bindet er ebenso gewiß und wahrhaftig, als durch das Wort im Amt; durch das letztere aber regiert er die Kirche, d. h. er hält die einzelnen Glieder in Einheit als seinen Leib zusammen." Dieß ist der Unterschied zwischen Amt und allgemeinem Priesterthum **).

Die Neulutheraner dagegen? Auch Kliefoth gibt zu, „daß der Gemeinde das allgemeine Priesterthum zustehe." „Aber", sagt Dr. Schwarz, „was macht er daraus? Dieß Priesterthum besteht nur im Gebet und Wohlthun; jeder hat das Recht, sich im Gebet zu seinem Gott zu wenden. Das also ist die große Errungenschaft des Protestantismus, das

*) A. a. O. S. 25.

**) Erlanger Zeitschrift für Protest. u. Kirche. 1854. März. S. 160.

heißt es: alle Mittlerschaft zwischen dem Gläubigen und seinem Heil hinwegnehmen? Wie abgeschmackt!"*)

Die „große Errungenschaft" will eben das Neulutherthum nicht, weil es meint, daß sonst von einem eigentlichen Amt nicht die Rede seyn könne. Durch Predigt und Sakrament theilt Gott bei den Neulutheranern seine objektiven Gnadenkräfte mit, und der geistliche Stand allein ist Vermittler derselben. So ausschließlich ist er dieß, daß selbst die Predigt dadurch eine ganz andere, dem Protestantismus völlig fremde, dem allgemeinen Priesterthum wie dem Bibelprincip direkt widersprechende Stellung erhält. „Daß die Predigt", sagt Dr. Schwarz, „im Protestantismus mit dem Sakrament auf Eine Linie gestellt ist, ja daß das Predigtamt in der That das Sakramentsamt in den Hintergrund gedrängt hat, das ist von großer folgenschwerer Bedeutung. Herr Kliefoth möchte aber auch hier am liebsten ein paar Schritte zum Katholicismus zurückmachen." Zu diesem Behufe erhebe er ohne Weiters die Predigt selber zum Sakrament; zwischen beiden sei kein anderer Unterschied, als „daß Gott im Wort mit den Menschen rede, im Sakrament mit ihnen handle." Was heißt das anders, fragt Hr. Schwarz, als „auch die Predigt in's Sakrament verwandeln, die Träger des Worts zu ganz unselbstständigen Vehikeln erniedrigen, um nur die magische Bedeutung des geistlichen Amts dadurch zu heben"**)? Kurz, klagt der Superintendent von Schkeuditz, sie gehen „bis zu wirklich menschlicher Mittlerschaft"; und als die Quelle des Grundirrthums von der „magischen Bedeutung des Amts" nennt er die Einbildung: „daß das Pfingstwunder zunächst nur auf die Amtsträger als ihr Weiheact sich bezogen habe"***).

*) Berliner Protestant. N.=3. vom 27. Jan. 1855.

**) Berliner Protest. N.=3. vom 27. Jan. 1855.

***) Stier's unlutherische Thesen. S. 50.

So ist es in der That! Dieser Satz bildet die Grund-Anschauung, aus der das ganze neulutherische System hervorwuchs, und die nothwendig das „allgemeine Priesterthum“ über den Haufen werfen mußte. Er erfüllt so zu sagen die der letztern Fiktion entgegengesetzte Idee: das Amt sei, als einem besondern Stande, bestimmten Trägern zukommend, vom Herrn eingesetzt; es sei nicht bloß gewollt, wie die Erlanger meinen, sondern auch gestiftet, denn ein Amt an sich, ohne Träger desselben, sei eine leere Abstraktion. So ergeben sich Münchmeyer's Behauptungen z. B. ganz natürlich: die Berechtigung der Gemeinde der also beamteten Kirche gegenüber sei keine andere, als daß sie sich von ihrem Haupte lebendig machen und regieren lasse; durch das Amt theile das Haupt der Gemeinde seine Gaben zu und regiere sie; das Presbyterat (Amt des Worts) und das Episcopat (Amt des Regiments) dürfe allein an Bau und Leitung der Kirche sich betheiligen *); dieses Doppelamt als Stellvertretung des Herrn stehe über der Gemeinde und schaffe sie.

Hiemit wäre denn die Frage: was ist das Amt? von den Neulutheranern vollständig beantwortet. Statt des (unsichtbaren) allgemeinen Priesterthums haben wir ein (sichtbares) Amt als Stand mit specifischen Gnaden. Natürlich schließen sich aber sofort die weiteren Fragen an: wie pflanzt dieses Amt sich fort und wer gibt seine Gnade und Vollmacht? Selbstverständlich kann sie nur geben, wer sie selber hat. Die Neulutheraner erklären sich in der Theorie ganz richtig. Münchmeyer: die ersten Träger des Amts waren die Apostel, durch die Stiftung des apostolischen Amtes hat der Herr das kirchliche Amt überhaupt gestiftet, und die Apostel sind Träger desselben geistlichen Amtes, welches heute noch die Pastoren führen. Daraus folgert Löhe die (katholische)

---

*) Daher auch der Ausspruch: eine Synode dürfe nur aus Trägern dieser beiden Aemter bestehen.

Ordination: das Amt abhängig von der Amtsgabe, diese von der Handauflegung, deren Wirksamkeit von der Amtlichkeit des Auflegenden. Und Sartorius deducirt daraus die Succession: das in stiftungsmäßiger Ordination nach ununterbrochener Folge durch fortgesetzte Uebertragung von den Trägern auf ihre Nachfolger bis auf unsere Zeit herabgekommene apostolische Amt *).

So entwickelt sich das System einfach und consequent, wenn das Amt die Gemeinde schafft, und nicht die Gemeinde das Amt, mit andern Worten, wenn das Pfingst-Wunder wirklich zunächst nur auf die Amtsträger als ihr Weiheact sich bezog. Das symbolmäßige allgemeine Priesterthum aber läugnet dieß und kehrt die Ordnung um. Nach ihm bezog sich das Pfingstwunder auf die ganze Gemeinde, und also schafft die Gemeinde das Amt, nicht umgekehrt. So hat der Streit über allgemeines Priesterthum oder besonderes Amt als Stand auch die bezeichnende Gestalt der Frage angenommen: nach der „Priorität" der Gemeinde oder des Amts, ob dieses zuerst gewesen oder jene?

Die widerstreitenden Meinungen nun von dem Papier übergetragen in die Praxis? Es wird nöthig seyn, ihre mögliche Anwendung vor Allem an einem Beispiele anzudeuten. Jüngst ergab sich eine Gelegenheit zu praktischer Applikation der Frage, bei dem bekannten Streit in Oldenburg nämlich, ob die Gemeinden ihr Predigerwahlrecht behalten, oder an den Landesherrn verlieren sollten? Pastor Ramsauer's „Oldenburger Kirchenblatt" bewies die Unzulässigkeit jenes Wahl-Rechts aus dem Begriff des geistlichen Amtes. Die christliche Kirche, sagt er, sei eine „Schöpfung von Oben her", „ein Königreich und nicht eine Republik"; wie Christus nicht von den Aposteln und die Apostel nicht von den Gemeinden ge-

*) Vgl. über diese neulutherischen Deductionen im Allgemeinen Dr. Merz: die Innere Mission, in Ullmann's und Umbreit's theologischen Studien und Kritiken. 1854. II, 407 ff.

wählt seien, so hätten dann auch die Apostel den Gemeinden Lehrer und Aelteste geordnet, und später die Bischöfe Prediger eingesetzt, und seit der Reformation seien nun die Landesherren und andere Patrone in die Rechte der Bischöfe eingetreten; so müsse es auch seyn, denn das geistliche Amt sei eher dagewesen, als die Gemeinde, wie der Hirt eher als die Heerde; auch sei der Geistliche ein Bote Gottes und ein Gesandter Christi an die Gemeinde, und ob „nun wohl ein Gesandter gewählt werden könne von denen, an die er gesandt ist?" — Sehr schön, vom katholischen Standpunkte nämlich! Die protestantischen Gegner aber werfen mit Grund ein: ob denn jene „Gesandten" an „den Großherzog von Oldenburg und seine Oberkirchenräthe, welche die Wahl haben sollen", nicht auch gesandt seien? Und was gar „das von Oben her" betreffe, so habe allerdings „bekanntlich die katholische Kirche Stellvertreter Christi in den Päpsten und Träger des heiligen Geistes in den Bischöfen; Herr Ramsauer aber mache nicht nur diesen Sprung ohne Bedenken mit, nein er gehe noch viel weiter, er gehe mit bewunderns-würdiger Leichtigkeit von Christo auf die Apostel, von den Aposteln auf die Bischöfe, von den Bischöfen auf die Landesherren und ihre Räthe und die Patrone." Kurz, erst müsse „der Beweis geführt werden, daß nicht nur die Apostel und Bischöfe, sondern auch die Landesherren und Patrone als Stellvertreter Christi anzusehen seien, und den heiligen Geist ohne Maß haben" *).

Man sieht: die neulutherische Theorie hat bis zu solchem Grade ihre Schwierigkeiten in der Praxis, daß selbst das allgemeine Priesterthum noch practicabler erscheint, wie inconsequent und unter Umständen mißlich seine Anwendung immer erscheinen mag. Es ward von den Reformatoren eben deßhalb ersonnen, um jene ersteren Schwierigkeiten und Un-

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 30. Sept. 1854.

möglichkeiten zu umgehen. In der symbolmäßigen Applikation als Princip gestaltete es sich wie folgt. Ihm gemäß sollte das Amt jedem Gliede der eigentlichen Kirche zukommen, also jedem Gläubigen, für die sichtbare Kirche aber zur Ausübung je an einen Beamteten übertragen werden; da aber jene Gläubigen unsichtbar und unausscheidbar sind und bleiben, so konnte die Uebertragung natürlich nicht anders vor sich gehen, als durch die kirchliche Masse: entweder durch das Volk, oder aber in Vertretung desselben durch die weltliche Obrigkeit. Keines von beiden ist den Neulutheranern, wenn sie consequent seyn wollen, anständig. In den Landeskirchen, sagt Löhe, d. i. im zweiten Falle, habe sich „die laiische Betheiligung in einer Weise ausgebildet, welche zur Einfalt der apostolischen Kirchenordnung und ihrem Dualismus zwischen dem Ministerium und dem Volke so wenig passe, als zu dem individuell lutherischen Satze vom geistlichen Priesterthum-Amte.“ Im erstern Falle aber ist immer „Demokratie in der Kirche und Volkstyrannei, die schlimmste aller Tyranneien“, zu fürchten. Daher haben ihn nach Löhe die Reformatoren auch nur in der „Ordnung des Nothfalls“ erlaubt; am liebsten hätten sie das alte Episcopat mit hinübergenommen, „da sie den Segen der auf demselben ruhenden Ordnung wohl erkannt.“ Für jetzt aber weiß Löhe bezüglich der Landeskirchen gar keinen Rath; und für die separirten Gemeinden in Europa und Amerika muß er nun selber wieder auf den letztern Modus des „Nothfalls“ recurriren, nur daß er das Recht der Gemeinde, Lehrer zu setzen, von der strengsten Bedingung der Theilnahme eines rechtgläubigen Ministeriums an der Wahl abhängig macht *).

Die Praxis kann also unter obwaltenden Umständen nicht anders, als sich gleich bleiben, ob nun in der Theorie das Pfingstwunder auf die ganze Gemeinde oder nur auf die

*) Vgl. Löhe a. a. O. S. 51. 71.

Amtsträger sich bezieht. Freilich protestirt Löhe auf's feierlichste, als habe er ein allgemeines Priesterthum im Sinne, wenn er sagt: „Gott gibt das Amt durch den Dienst der ganzen Gemeinde." Das sei durchaus nicht so zu verstehen, als wenn die Gemeinde zuerst selbst die Trägerin und Inhaberin des Amtes wäre, dieses sodann weiter gäbe, gleichsam durch einen Verzicht Aller zu Gunsten Einzelner, und die Amtsträger es also von ihr und secundär hätten; „die Gemeinde gibt nicht ihr Recht, sondern sie gibt des Herrn Amt nur διακονικως, indem der Herr mittelbar durch sie wirkt." Um aber auch den Schein des allgemeinen Priesterthums zu meiden, hat Kliefoth auf die Frage, wer das Amt gebe? mitunter schon geradezu die Antwort versucht: „die Kirche." Allein, Kirche wie? wo? — sagt der Superintendent von Schkeuditz, und im tiefen Gefühle, daß derselbe nur allzuviel Grund zu dieser Frage habe, kehrt Herr Kliefoth jedesmal gleich wieder um und corrigirt sich dahin: „Gott selbst." So steht man denn immer wieder auf dem alten Fleck und kommt keinen Schritt weiter, worüber Dr. Schwarz sich auch sehr erbost. „Statt also", sagt er, „mit dem Begriff der mittelbaren Berufung Ernst zu machen, wendet man ihm sogleich wieder den Rücken und thut, als ob Alles unvermittelt vor sich gehe; es macht einen gar widerlichen Eindruck, überall auf katholische Phrasen, Anfänge, Velleitäten zu stoßen, die, so wie man sie fassen will, sich in ein Absurdum auflösen" *).

So bleibt es also dabei, daß nur zwei Wege der Amts-Uebertragung drüben möglich sind: entweder die Berufung durch die Gemeinde oder aber die Berufung durch die weltliche Obrigkeit. Ersteres ist üblich in den separirten Gemeinden, letzteres in den Landeskirchen. Ob man dabei von der Qualität des Amtes neulutherisch oder altprote-

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

stantisch urtheile, bleibt sich gleich. Erst in dem Verhältniß zur Gemeinde zeigt sich dann der Unterschied, dieß natürlich häufiger in den nicht landeskirchlich verfaßten, als in den landeskirchlichen Gemeinden. Es ist bekannt, daß in jenen bis in die neueste Zeit immer wieder die mißlichsten, handgreiflich zur Anarchie führenden Versuche vorkommen, das principielle Recht des allgemeinen Priesterthums auf eigene Faust geltend zu machen*). Auch ist nichts geeigneter als solche Fälle, einerseits zu zeigen, wie himmelweit die Stellung des Amtes nach katholischer, resp. neulutherischer, Anschauung verschieden ist vom symbolmäßigen Amt, andererseits, wie naturnothwendig dieses nach jener hinstrebt. Ein auffallendes Beispiel dieser Art hat jüngst Quedlinburg geliefert. Dort bestand seit geraumer Zeit eine Gemeinde separirter Altlutheraner; den 24. Aug. 1853 erklärten neun derselben ihren Austritt, um sofort Altlutheraner zu seyn auf Grund der „seit dem Jahre 1841 stillschweigend beseitigten" Gemeinde-Ordnung Scheibels, als der „für jetzt einzigen Kirchenordnung der lutherisch-separirten Kirche in Preußen." Und hören wir nun ihre Motive. Die Quedlinburger-Gemeinde hatte seitdem die Beschlüsse der altlutherischen Breslauer-General-Synoden als rechtsverbindlich acceptirt; die Austretenden aber schleudern jetzt das Anathem gegen diese

*) So hatte sich zur Zeit der Verfolgung, als die separatistischen Prediger im Kerker saßen, der Freigärtner Beier zu Hartliebersdorf zum Seelsorger für die Altlutheraner des Löwenberger und Hirschberger Kreises aufgeworfen; als nun das Breslauer Oberkirchen-Collegium constituirt ward, sollte er sich ihm unterstellen oder entsagen; er wollte aber weder das Eine noch das Andere, und „erklärte alles Pfaffenregiment für päpstliches Unwesen, und sein Laien-Priesterthum für die ächtapostolische Nachfolge"; seine Schäflein, die er ganz unentgeltlich besorgte, blieben ihm zum guten Theil treu, und als endlich die weltliche Macht in das Unwesen eingriff, wollten sie lieber mit Beier nach Amerika auswandern, als sich fügen. — Kreuzzeitung vom 4. Mai 1853.

Beschlüsse, weil „sie gegen die heilige Schrift verstoßen, die christliche Freiheit unterjochen, und einen unbiblischen sogenannten geistlichen Stand wiederum geschaffen haben, der sich von dem allgemeinen Christenstande unterscheide", weil endlich die Breslauer alle diese Beschlüsse verfertigt, „ohne die Gesammtheit der Gemeinden als ihre Wähler und Absender darum gefragt zu haben."

Die ausgeschiedenen Quedlinburger Altlutheraner belegen ihr Anathem mit einer Reihe von Stellen aus den Synodal-Beschlüssen selbst. So sei das Ober-Kirchen-Collegium als „kirchliche Obrigkeit" bezeichnet, was es doch in der Kirche Christi gar nicht gebe; „denn die Gemeine Christi wählt sich nur ihre Aeltesten, Lehrer, Abgeordnete und Bevollmächtigte, denen sie Auftrag gibt, die ihr nach Gottes Wort Rechenschaft schuldig sind, und welche, wenn sie der Gemeine Auftrag nicht recht ausrichten, jederzeit von der Gemeine wieder ihres Amtes entlassen werden können." Ein andermal würden Gemeinde-Gottesdienste bloß mit einem Vorleser und ohne Beiseyn eines Predigers gar „Nothgottesdienste" genannt; „das ist römisch-katholisch, denn die heilige Schrift kennt solche Nothgottesdienste nicht." Dann würden wieder „die lutherischen Christen ächt römisch-katholisch in einen geistlichen und Laienstand geschieden, und den Geistlichen größere Einsicht zugesprochen." „S. 184 ist der erschreckliche, jeder christlichen Freiheit hohnsprechende Beschluß gefaßt, daß dem Pastor die Entscheidung zustehe, in welchen Fällen und welche Laien im öffentlichen Gottesdienste &c. aus dem Herzen beten dürfen." Solcher Beschlüsse, „die voller römisch-katholischen Lehren stecken und von Gottes Wort abweichen", könnten die Ausscheidenden noch „einen ganzen Haufen" aufführen; „die Krone aber setzt dem ganzen Dinge der Satz auf: „„führt die Beschlüsse selbst in Kraft, indem ihr sie durch euren willigen Gehorsam bestärkt, und damit Gott ein Opfer darbringt zum süßen Geruch"" — wer

darin das neue lutherische Papstthum nicht sieht, der ist stockblind"! *)

Gerade die von diesen neun Quedlinburgern revindicirte (symbolmäßige) Stellung der Gemeinden zum Amt nun ist es, was seit 1848 jenen „katholischen Velleitäten" auch noch weit über die Kreise des eigentlichen Neuluthertthums hinaus Verbreitung und Eingang verschaffte. Man erwog lebhafter als je, was werden würde, wenn einmal nicht mehr der weltliche Arm die Gefahren einer solchen Stellung hinderte, allgemein sich zu erheben. Die Neulutheraner haben diesen Zug nur in ein System gebracht und Consequenzen aus demselben gezogen, die den Namen des „deutschen Puseyismus" allerdings verdienen**). Man kann sagen, das Merkmal des systematischen neulutherischen Amtsbegriffs sei die

---

*) Berliner Protest. K.=Z. vom 20. Mai 1854. — Uebrigens wies alsbald ein landeskirchlicher Lutheraner im Halle'schen Volksblatt vom 17. Jan. 1855 nach: daß die genannten Beschlüsse vielfach verdreht seien, und ihnen als solchen „jeder dem theuern Bekenntniß der lutherischen Kirche ergebene Christ gewiß von Herzen beistimmen werde."

**) Man vergleiche nur die den englischen Traktarianern gemachten Vorwürfe mit denen gegen die Neulutheraner. „Die Grundlage ihres Systems ist die apostolische Succession, welche nach ihnen wesentlich zum Begriff der wahren Kirche gehört. Die Priester, denen der Bischof die Hand auflegt, werden dadurch mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, die sie in den Stand setzen, Brod und Wein in Leib und Blut Christi zu verwandeln. Sie haben weiter als Priesterschaft ein Mittleramt; sie üben Namens der Kirche eine Gewalt aus, die sie fast auf die gleiche Stufe mit Gott selbst erhebt, die Gewalt, die Sünden durch die Taufe abzuwaschen, Seelen von der Hölle in den Himmel zu versetzen. Beide Sakramente sind ein opus operatum. So wird das Christenthum zu einem System von Zauberformeln, das die Erhebung des Priesteramtes zum Zweck hat."— Die kirchlichen Zustände in England, in Gelzer's protest. Monatsblättern Mai 1854. S. 315.

Mittleidenschaft des Kirchenbegriffs. Es gibt aber auch protestantische Autoritäten, die kein Haar breit vom symbolmäßigen Kirchenbegriff abweichen, und dennoch, auf Grund bitterer Erfahrungen mit dem entsprechenden Amtsbegriff, sich ganz in jene „katholischen Velleitäten" versenkt haben. Zu dieser wunderlichen Art von Kirchenpolitikern gehört namentlich Dr. Leo, und eine seiner bezüglichen Expektorationen im „Volksblatt" ist auch deßhalb beachtenswerth, weil sie von einer Aussicht spricht, den neuen Amtsbegriff doch noch auf streng symbolmäßigem Boden, vielmehr gerade aus ihm, erwachsen zu sehen.

„Nicht die Gemeinden", sagt Hr. Leo, „haben Apostolos gelehrt, gesammelt, beamtet, sondern umgekehrt apostoli die Gemeinden; nicht die Gemeinden haben diaconos und presbyteros berufen, geweiht, sondern die Apostel haben es gethan. Als die Apostel in ihrer Zahl dem Erlöschen nahe waren, gründeten sie nach der kirchlichen Tradition das Bisthum, in seinem Unterschiede von den Presbytern, zum Ersatz und zur Nachfolgeschaft im Apostolat. Ich weiß, daß man die Richtigkeit dieser Tradition bezweifelt, weil sich von keinem asiatischen Landgericht ein Zeugniß oder ein Notariats-Instrument über diese Stiftung findet... Die alte Kirche zeigt ein continuirliches Wachsthum, was ganz unmöglich gewesen wäre ohne die Succession im Bisthum. Die Succession ist dem Bisthum ganz nothwendig, denn ohne sie sind Weihen zu Priester- und Bischofs-Aemtern nur noch durch Niedere, d. h. also gar nicht möglich, denn ohne die Weihe durch Höhere fehlt das nothwendige Bewußtseyn der höhern Autorität den niedern Kreisen gegenüber, der wahren Verantwortlichkeit vor Gott, der wirklichen Unabsetzbarkeit, das Bewußtseyn, daß man in seinem Amte lieber sterben, als gegen das Amt etwas nachgeben muß. Auch die Indelebilität der Weihen gehört zum wahren vollständigen Priesterthum, denn ohne sie wird es schon in Gefahr gebracht, ein

Miethlingswesen zu werden, und selbst für die Treue und Tiefe des Bekenntnisses legt die Indelebilität Zeugniß ab; sie macht den nicht gehaltenen priesterlichen Charakter zum Schandzeichen in Zeit und Ewigkeit." „Für die Kirche", schließt also Hr. Leo, „halte ich das Bisthum, die Succession des Bisthums, den Priesterstand, die Priesterweihe und ihre Indelebilität zum organischen vollen Wuchse Christi für wesentlich" — aber „ich glaube daneben auch, daß der Geist Christi, der lebendig einkehrt in Christenmenschen, unter der unmittelbaren Gnadenwirkung Gottes wieder erwachsen kann zur Kirche, auch in einem losgerissenen Theile — sonst könnte ich ja nicht Protestant bleiben — ich glaube sogar, daß sich auch in einer solchen Kirche wieder ein wahres Bisthum bilden kann", und bis dahin „kann die protestantische Kirche nur durch Wunder regiert werden." Dabei, wenn auch mit Ausnahme des unauslöschlichen Charakters der Ordination, beruhigt sich denn auch Hr. Nathusius: „daß das Bisthum, die rechte geistliche Obrigkeit, auch in der protestantischen Kirche durch göttliche Gnade, gleichsam durch die Sanktion des heiligen Geistes, sich ausbilden könne" *).

Zum drittenmale also stoßen wir hier auf denselben Trost für die äußerste Verlegenheit und Noth. Wir gelangten bei der Betrachtung über die Glaubensnorm des protestantischen Christen, und deßgleichen wieder bei der über seinen Kirchenbegriff je an einen Punkt, wo sie Alle unisono schreien: „Kirche der Zukunft"! „Neue Ausgießung des heiligen Geistes"! Und nun, bei Verfolgung der Debatten über den Amtsbegriff, schallt derselbe Ruf eben da uns entgegen, wo es Mittel und Wege gälte, die neue Ueberzeugung vom Amt in's Leben einzuführen. Auch die Neulutheraner werden in ihn einstimmen müssen, wenn sie nicht entweder ihren

*) S. die berühmten Nummern des „Volksblattes" vom 15. Januar rc. 1853.

theoretischen Aufschwung praktisch in einer Restauration des alten Territorialsystems aufgehen lassen oder aber — katholisch werden wollen. Es ist insofern ein gutes Zeichen, daß man eingesteht, das, was Noth thut, noch nie gehabt zu haben, und daß eben deßhalb so allgemein und über die verschiedensten Grundanschauungen die hoffende Sehnsucht nach einer „Kirche der Zukunft“, nach einer „neuen Ausgießung des heiligen Geistes“ ausgebreitet ist; kurz, daß man nicht schon von vorneherein neue menschlichen Mittel und Wege empfiehlt.

Allerdings sind z. B. schon Gerüchte ausgegangen, daß, zwar nicht die Neulutheraner, wohl aber jene bekannte, zur Zeit alle Richtungen der preußischen Politik beherrschende Partei damit umgehe, von der bischöflichen Kirche Englands her die mangelnde Succession und Ordination zu beziehen, oder auch vielleicht von der lutherischen Staatskirche Schwedens. Was aber von hier wie von dort zu holen seyn dürfte, ist nichts als die Erfahrung, daß ein Körper ohne Seele aller menschlichen Kunst zum Trotz früher oder später verfaulen oder verdorren muß. An der etablirten Kirche Englands ward dieser Proceß nicht erst seit gestern allen Augen sichtbar, er ist dort vielmehr nahe am Ende. Für Schweden dagegen, in seiner äußerst isolirten Lage, war der raschere Verlauf des Processes aufgespart bis auf diese unsere Tage. Schweden hatte bei der Trennung von dem Einen allgemeinen, in Christo lebendigen Kirchenleibe soviel äußerlich Katholisches als nur immer möglich, und mehr als nur irgend anderswo beibehalten, um so mehr als es galt, das gute Volk zu berücken und zu betrügen, als sei man katholisch nach wie vor. Es war diese Nachwirkung von der katholischen Kirche her, welche es Schweden möglich machte, zuallerletzt und lange nach allen Andern in die äußerste Zerrüttung zu versinken. Die schwedische Reformation hatte namentlich das Episcopat beibehalten, und die Geistlichkeit blieb

„eine mittelst der ununterbrochenen apostolischen Succession ausschließliche Corporation, der durch die Ordination ein unvertilgbarer Charakter aufgedrückt war." Was nirgends sonst mehr einem protestantischen Volke nachgerühmt ward, das konnte in neuester Zeit noch dem schwedischen nachgerühmt werden: „Wie viel auch gegen die Geistlichkeit im Ganzen und gegen ihre einzelnen Mitglieder einzuwenden seyn mag, hält man doch den Cultus und das heilige Amt selbst in Ehren; die Kirchen der Hauptstadt z. B. sind immer gedrängt voll, und das Abendmahl wird alle Sonntage in jeder Kirche an Hunderte von Gläubigen ausgetheilt." Das macht die Stellung, die das geistliche Amt als ein Erbstück der alten katholischen Anschauung dort einnimmt; die Prediger führen nicht nur officiell den Titel „Priester", sondern es ist dieß auch in den Augen des Volkes mehr als ein bloßer Name. Wie freilich der Staat mit dieser äußerlichen Schaale handthirte, ist bekannt. „Man vertauscht mit großer Leichtigkeit den weltlichen Beruf mit dem geistlichen; der Officier z. B., der in seinem Stande nicht das erwünschte Fortkommen finden konnte, wird durch königliche Gnade mit einer Pfründe versehen, und vom Bischof zu seinem neuen Berufe geweiht"; „die Kirche konnte auch die Gelehrten mit Pfründen versehen und die Aemter selbst von den darbenden Proletariern des Clerus verwalten lassen, die nur die nothdürftigsten Kenntnisse zu ihrem Amte mitbrachten, und deßhalb sich um Spottpreise verdingen ließen" *). So ist diese Kirche in Wahrheit nur die andere Seite des Staats, das geistliche Amt durch immer größere Zuweisung rein bürgerlicher Geschäfte belastet und in Formalismus versunken, selbst die Bischofsstühle keineswegs mit Rücksicht auf pastorale Eigenschaften besetzt, sondern oft wegen ganz fremdartiger Verdienste, wie denn bekanntlich der Dichter Tegnèr Bischof

*) Bericht des Dr. Beck in Kopenhagen. Darmst. K.-Z. vom 22. Febr. 1855.

ward, und ein ehemaliger Professor der Botanik noch zur Stunde Bischof ist *). Die Folgen sind denn endlich auch aufgebrochen. Wir werden im Verlaufe selbst noch die schwärmerisch independentistische Bewegung der schwedischen „Läsare" zu betrachten haben. Andererseits schreit eine starke rationalistische Partei gleichfalls nach Religionsfreiheit. Die Vertretung der Kirche durch den „geistlichen Stand" im Reichstage wankt bereits; man erkennt, daß sie nur eine „einseitig hierarchische" sei, und will eine „rein kirchliche Repräsentation durch eine Generalsynode", bei der auch — Laien Mitglieder wären. Kurz, die Consequenz drängt endlich fort, hinweg über Amt, Ordination und Succession, und „die Zukunft der Kirche Schwedens erscheint sehr trübe, da sie geschichtslos auf dem Standpunkte von 1593 geblieben ist" **).

Will man also, um unsern Faden wieder aufzunehmen, nach den praktischen Wirkungen des Neulutherthums überhaupt und seines Amtsbegriffs insbesondere fragen, so ist zur Zeit im Großen noch nicht viel zu erzählen. Eigentlich ist dieser Amtsbegriff im großen kirchlichen Leben des deutschen Protestantismus bis jetzt nur bei einer einzigen Gelegenheit hervorgetreten, und diese war keine officielle, keine Verwicklung mit der Autorität. Dennoch ist der Vorgang sehr merkwürdig und hier geeignet, sein Licht auch noch rückwärts zu werfen. Es ist der Kampf mit dem „kirchenbildenden" Werk der Innern Mission, in welchen der neue Amtsbegriff alsbald verwickelt wurde, an dem er vielmehr erst recht eigentlich erwuchs. Die Innere Mission trat, wie früher schon angedeutet ***), an das ordentliche Amt mit der Prätension heran: kraft des allgemeinen Priesterthums in der

---

*) Schmoller's Bericht über die kirchlichen Zustände in Skandinavien und Großbritannien. Gelzer's protest. Monatsblätter vom October 1854. S. 232. 234 ff.

**) Dr. Beck a. a. O.

***) Vgl. S. 458 ff. des 35. Bds.

außeramtlichen Gewalt der Evangelisation durch die freiwillige Bethätigung der Gläubigen die Kirche, und zwar die deutsche evangelische Gesammtkirche jetzt erst bilden zu wollen. Wie verhielten sich nun die Parteien Angesichts solcher öffentlichen Insolvenz-Erklärung des ordentlichen Amts?

Vor Allem ist zu beachten, daß die Berechtigung dieses furchtbaren Vorwurfs eigentlich von keiner Partei in Abrede gestellt ward. Insoferne hätte die in diesen Tagen erst ausgesprochene Ansicht des Großzahlmeisters der englischen Propaganda in Basel wenig Widerspruch gefunden und finden können. Hr. Marriott hat nämlich eine neue Preisaufgabe mit dreißig Dukaten gestellt, und zwar dießmal über den wachsenden Conflikt der beiden Strömungen auf Kirche, Autorität und Amt einerseits, auf Förderung des „Reichs Gottes" andererseits. „Bei aller gebührenden Ehrerbietung gegen die Kirche" nämlich, meint er, sei doch unumstößlich, daß das ganze Missionswesen nicht durch irgend eine Kirche, sondern durch freie Privatthätigkeit geschaffen und erhalten worden: „während andererseits aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte ebenso klar erhellt, daß das Institut, das den Namen der Kirche trägt, seine Aufgabe als eine bloß territoriale und nationale aufgefaßt hatte und darüber die Universalität seiner Arbeit und Pflicht aus dem Auge verlor, und in dem nämlichen Maße, als es zur letztern untüchtig wurde, auch nicht mehr die Kraft hatte, ein durchdringendes Salz für die nächste Umgebung zu seyn" *). — Aber es fragte sich nun für das ordentliche Amt: wie der Kirche und dem Volksthum zu helfen?

Man wird nicht finden, daß über der Antwort mehr als zwei große Parteien hervortraten, sofern sie das Amt als solches betraf. Einerseits die mehr oder weniger bewußten Anhänger des Neulutherthums. Sie hausen vorherrschend in Norddeutschland, und zwar um so ungenirter, je weiter

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 2. Juni 1855.

nördlich, aus dem einfachen Grunde, weil dort im hohen Norden vielfach noch, ähnlich wie in Schweden, eine ganz unprotestantische Vorstellung vom Amt aus den altkatholischen Zeiten sich erhalten hat, wie eine im Volke fortlaufende Tradition *). Diese Partei wies die Prätension der Innern Mission ohne weiters ab, und zwar mit besonderm Bezug auf die Alleinberechtigung des Amts, das sich selber helfen müsse und eine laiische Gleichstellung von Außen nicht dulden könne. „Wo sich ein freies christliches Leben in den Einzelnen bethätigen will" — klagt daher die Göttinger „Denkschrift" — „wie in den Werken der Innern Mission, da soll es als ein Eingriff in das allein zur kirchlichen Thätigkeit befugte Amt zurückzuweisen seyn; den Laien bleibt das Recht zu hören, was der Lehrstand sagt, und sich von ihm regieren zu lassen; das allgemeine Priesterthum der Gläubigen aber ist als eine unpraktische Idee Luthers für die triumphirende Kirche vorzubehalten." Wirklich hielt diese Partei ihren Amtsbegriff mit solcher Starrheit fest, daß die Männer der Innern Mission erklärten, selbst Rom, das die freien Vereine stets gefördert und vortrefflich anzuwenden verstanden, sei in dieser Hinsicht ungleich freisinniger. Sie riethen daher den Neulutheranern:

*) So erzählt Schmoller aus Tübingen als Augenzeuge: in Holstein spreche sich der lutherische Charakter der Kirche namentlich in der starken Betonung des geistlichen Amtes aus, als eines gottgeordneten, oder richtiger als des allein gottgeordneten und allein berechtigten Trägers des Worts und der Sakramente — daher der immer wieder stark durchklingende Priesterbegriff, die Bedeutung des Altars und der Ordination, der nicht bloß graduelle, sondern specifische Unterschied zwischen Pastor und Candidat, die Abneigung gegen alle Beeinträchtigung des Amts in seiner heilsvermittelnden Bedeutung. Darum das Bewußtseyn des allgemeinen Priesterrechts ganz verschwunden, die Bestrebungen der innern Mission, wenn nicht ungünstig, doch argwöhnisch angesehen und von dem berühmten Klaus Harms z. B. auf's entschiedenste verworfen. — Gelzer's protest. Monatsblätter vom Oct. 1854. S. 229.

die einen solchen „Amtsgötzen“ sich machten, daß sie meinten, es dürfe in der Kirche ohne das Amt weder Hand noch Fuß sich regen, und es müßten, wenn das Amt schläft, auch alle Andern schlafen — „die mögen bei der katholischen Kirche in die Lehre gehen, welche nie dem Amte, trotz aller Ueberschätzung desselben, eine solche Ausdehnung gab“ *).

Andererseits sammelte sich auf dem Boden des allgemeinen Priesterthums die große Masse der protestantischen Welt, ohne Unterschied sonstiger Partei-Färbung: Unionisten und Exclusive, Evangelisch-lutherische und Separirte, um der Prätension der Innern Mission zuzustimmen. Das ist, soweit sie das Amt berührte, und mit Ausnahme der „Kirchenbildung“; denn natürlich konnten diejenigen, welche „die Kirche“ schon haben, nicht zugeben, daß man erst eine wahre Kirche „bilden“ müsse und könne. Mit dem Amt aber machten sie wenig Schwierigkeiten. Das Organ der preußischen Landes-Kirchen-Lutheraner z. B. erkannte ohne weiters „freie Aemter“ an, nur daß „das freie Amt das feste, wenn es richtig geübt werde, achten soll.“ Unter einem ähnlichen Vorbehalt zeichneten sich besonders die Evangelisch-lutherischen Bayerns, resp. die Erlanger Fakultät aus, wie sie, zitternd vor Furcht hierarchischer Prätensionen und puseyitischer Unhaltbarkeit, beharrlich auf dem Satze stehen blieben: nicht der Amtsinhaber, sondern der Bekenner Petrus sei zum Grundfelsen gemacht, und lediglich auf dem „Grunde des allgemeinen Priesterthums der Gläubigen und des ursprünglich bei der ganzen Kirche seyenden Amtes“ ruhe das lutherische Kirchenamt. Es ist also keine Fortsetzung des Apostolats, an keinen Stand gebunden, derogirt dem allgemeinen Priesterthume nicht. Das Amt ist, wenn auch nicht von der Gemeinde, so doch bei der Gemeinde. So bald man im Begriffe des Amts das secundäre Moment, das hirten-

*) Dr. Merz in den Studien und Kritiken. 1854. II, 412.

amtliche, zum primären macht, hat man gleich den ganzen Katholicismus (ecclesia docens et imperans einerseits, audiens et obediens andererseits), der Stellvertreter des Erzhirten Christi an der einzelnen Gemeinde würde dann auch den an der ganzen Gemeinde bedingen, den Papst; deßwegen ist im lutherischen Bekenntnisse das Hirtenamt mit Fleiß zurückgestellt, denn wenn es nicht principaliter als allgemeines Priesterthum bei der ganzen Gemeinde wäre, könnte es auch nicht von Neuem aus ihr herausgesetzt, sondern allerdings nur durch Succession und Cooptation fortgepflanzt werden *).

So haben wir denn noch einmal diesen Gegensatz in der Anschauung des kirchlichen Daseyns nach seiner ganzen Tiefe herausgestellt, in der er den deutschen Protestantismus spaltet bis auf den Grund. Die Folgen im Großen weiß Gott allein. Für uns aber ist es zunächst interessant, zu betrachten, welche Consequenzen der neue Amtsbegriff für das engere kirchliche Leben, für die Stellung des Pastors zur Gemeinde, involviren würde. Es liegt auf der Hand, daß gerade das dringend gefühlte Bedürfniß einer Veränderung dieser Stellung das Motiv zu der dogmatischen Neuerung in der Lehre vom Amt abgab. Mit einem Schritt auf nordamerikanischen Boden werden wir auch gleich auf ein praktisches Beispiel dafür stoßen. Aber auch dießseits muß der Umstand auf den ersten Blick sehr auffallen, daß, wie bereits ausführlich bemerkt worden, jene wahrhaft grundstürzende dogmatische Revision nicht etwa irgend einer Fakultät oder nur einem Mitgliede einer solchen den Ursprung verdankt, sondern ausschließlich dem Kreise der pastoralen Seelsorge entsprang. Es ist also allerdings ein — „merkwürdiger Spalt, der jetzt zwischen der Universitätstheologie und dem praktischen Kirchenamte sich befestigt hat" **)!

*) Bei Merz a. a. O. S. 413 ff.

**) Halle'sches Volksblatt vom 28. Juni 1854.

XV.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

I.

Ueber einige im Laufe der Zeit in der nordamerikanischen Verfassung eingetretenen organischen Veränderungen.

(Schluß.)

Ich komme jetzt zu einer dritten organischen Verletzung der Constitution. Wie das Volk zwar stets geneigt ist, zu sich herunter, aber nicht zu sich hinauf zu nivelliren, so verfährt es auch nur consequent, wenn es nebst dem erfolgreichen Bestreben, seine eigene Macht und Freiheit fortwährend zu erweitern, auf der andern Seite die Sklaverei nicht allein beibehält, sondern sie auch noch auszudehnen sucht. Dieses ist jetzt wieder auf eine eklatante Weise durch die Annahme der Nebraska-Bill geschehen, und hiemit nehme ich Akt von einer neuen flagranten Abweichung von der ursprünglichen Politik der Väter und dem Geiste der alten gemäßigten Constitution.

Aus den Debatten über die National-Verfassung geht es hinlänglich hervor, daß die Sklaverei nur als temporär betrachtet wurde, und Governor Morris von Pennsylvanien,

Madison, Say, Hamilton, Jefferson und Adams stimmten mit Washington und Franklin darüber vollkommen überein. Noch vor der Annahme der Constitution vom Jahre 1783 war es von allen Staaten einstimmig festgestellt worden, die Sklaverei von den weiten Regionen des Westens auszuschließen. Die Constitution selber spricht nur von Freiheit und Recht, nicht von Sklaverei. Gleich in dem ersten Congresse aber wurde jenes Prohibitiv-Gesetz der Staaten ratificirt, und zugleich das Princip der Nichtintervention seitens des Congresses in den Staaten, wo die Sklaverei einmal eingeführt war, ausgesprochen. Zu dieser Zeit betrachtete die gesammte Demokratie, d. h. mit Einschluß der südlichen Staaten, die Sklaverei als ein moralisches Uebel, als eine innere lokale Institution, und stellte ihre Sicherheit nur da fest, wo sie bereits existirte.

Nachdem aber die Demokratie im Verlaufe der Zeit die Freiheit für sich vollkommen gesichert hatte, machten diese edleren Gesinnungen bald der Gleichgültigkeit für die Freiheit Anderer Raum, und mit dieser konnte es den Sklavenbesitzern gelingen, allmählig Einfluß zu gewinnen, die nationale Regierung zu controliren, die Sklaverei in verschiedene neue aus Louisiana gebildeten Staaten einzuführen, bis dann eine Art von Reaction eintrat, in Folge deren das sogenannte Missouri-Compromiß 1821 zu Stande kam, durch welches Missouri mit der Sklaverei als Staat zugelassen, und bestimmt wurde, daß alles südlich vom 36,30° der Breite gelegene Gebiet der Sklaverei offen, das von ihm nördlich und westlich gelegene aber der Sklaverei verschlossen bleiben solle. Thatsächlich war dieses nur eine Scheinconcession des Südens, denn einerseits wurde das westlich von Missouri sich ausdehnende Land den aus den östlichen Staaten vertriebenen Indianern als Wohnplatz eingeräumt, und dadurch für mehrere Jahrzehnte der Ansiedlung der Weißen entzogen, andererseits setzte die Sklavenhalterpartei zur „Aufrechthal-

tung des Gleichgewichtes" durch, daß fortan nur ein freier und ein Sklavenstaat zugleich in die Union aufgenommen werden sollte.

Nach diesem Quasi-Waffenstillstande entbrannte der Kampf auf's neue bei Gelegenheit der Debatten über die Aufnahme von Californien, welches aus eigener Machtvollkommenheit sich eine Constitution gegeben, und darin die Sklaverei einstimmig ausgeschlossen hatte. Die Aufnahme des Staates ohne Sklaverei wurde durchgesetzt, aber nur gegen die Annahme der sogenannten Omnibusbill des H. Clay, deren wichtigste und folgenreichste Bestimmung das „Sklavenjagd-Gesetz" war, und demgemäß sämmtliche Bürger des freien Nordens zu einem permanenten Gensdarmendienste behufs der Verfolgung und Wiedereinbringung entlaufener Sklaven gesetzlich requirirt wurden. Hiemit feierte der Süden den entschiedensten Triumph, den er noch errungen, und der nur eben jetzt durch die Annahme der Nebrascabill übertroffen wird. Indem nämlich dieselbe den Territorien das Recht zuspricht, die Sklaverei einführen zu dürfen, ist das Missouri-Compromiß aufgehoben und so ein neuer Schritt gethan, die Sklaverei zu einer politischen und nationalen Institution zu machen. Der Urheber dieser Bill ist der Senator Douglas, ein Mann des Nordens, und derselbe, der vor einigen Jahren dem verstorbenen Kaiser Nikolaus sagte, überall im Westen sehe er Stillstand und Verwesung, nur in Rußland Fortschritt und Entwicklung.

Die gemäßigte Demokratie tolerirte bloß die Sklaverei, aber beklagte sie; nur sie duldend, wo sie nicht entfernt werden konnte, und sie untersagend, wo sie nicht bestand. Die absolute ist zu einer universellen Propagandistin der Sklaverei geworden, offen sie begünstigend und rechtfertigend, und die verfolgend, welche sich ihr entgegensetzen. An Bevölkerung — an Macht hat die Republik gewonnen, an Charakter ist sie gesunken, der Fall war allmählig aber vollständig!

In den Männern des Südens hat man die eigentlichen Herren der Republik zu suchen, denn sie sind noch überall, wo sie — wie auch in der Tarifffrage — das ganze Gewicht ihres Einflusses in die Wagschaale gelegt haben, die Sieger geblieben. Ein geschlossener Phalanx sind sie dem freien, aber in Fraktionen zerrissenen Norden überlegen an Einheit eben so sehr, wie durch allgemeine Einsicht und specielle politische Voraussicht. Aller materiellen Arbeit entlediget, gewinnen sie mehr Muße zur Bildung ihres Geistes, und der Erhaltung eines dominirenden Interesses fortwährend mit höchster Spannung zugewendet, eignen sie sich die Vorzüge einer gewissen traditionellen und doch zugleich unablässig vervollkommneten Verfahrungsweise an. Sie wissen, was sie wollen, und darin liegt unter Anderm das Geheimniß ihrer Kraft.

Ein anderer Grund ihrer Herrschaft, der geschichtlicher Art ist, wurde bisher vielleicht zu wenig beachtet.

Von dem Augenblicke an, wo die Revolution dem monarchischen Principe im Namen der Volkssouverainetät entgegentrat, und die Demokratie Siegerin geblieben war, fand sich der von aristokratischen Familien staatlich gegründete Süden derjenigen alt-aristokratischen Institutionen beraubt, die mit jenen von England herübergekommen waren. In der Unmöglichkeit, damals den neueren Einrichtungen mit irgend einer Aussicht auf Erfolg sich entgegenzusetzen, dachte man nur noch daran, das Wohlwollen der Masse auf alle Weise zu sichern. So geschah es, daß, einmal der demokratische Impuls gegeben, gerade die aristokratischen Staaten die liberalsten Maßregeln einführten, wie unter andern Maryland zu den ersten gehörte, die das allgemeine Stimmrecht annahmen. Daß gerade Washington, ein Mann des Südens, die Republik gründen, Jefferson, eben daher gebürtig, dieselbe befestigen und der Demokratie den präcisesten Ausdruck geben, und daß in mehr neueren Zeiten Calhoun von Süd-Carolina das Banner der Souverainetät der Staaten, gegenüber der

Centralgewalt, dem bisherigen Gespenste der Demokratie, am höchsten erheben mußte, und endlich daß der Süden bis auf die neuesten Zeiten überhaupt eine überwiegende Anzahl von Männern in den Congreß schicken konnte, die eben durch eine der Demokratie vorzugsweise werthe Eigenschaft — durch Beredsamkeit sich auszeichneten, alles dieses vereinigte sich, dem Süden jenes Wohlwollen der demokratischen Majorität bisher zu erhalten, und somit auch natürlich ihren politischen Einfluß.

Der Hauptgrund indessen seiner bisherigen Präpotenz möchte doch in dem Umstande zu finden seyn, daß die Amerikaner die Erhaltung der Union, mit deren Auflösung der Süden bei den wichtigeren Fragen immer gedroht hat, und die Möglichkeit der Republik überhaupt zu identificiren sich gewöhnt haben.

Wie veränderlich auch die Demokratie in Detail-Ansichten seyn mag, in den allgemeinen, mehr leitenden Principien ist sie vielleicht wenigstens so conservativ, als es nur irgend eine Aristokratie seyn kann, und bei der amerikanischen zeigt sich der Hang zum Aberglauben unverkennbar auch in der Politik. Unter ihren politischen Dogmen nimmt das von der jetzigen Unionsform, also des Föderativstaates, die erste Stelle ein, und bis jetzt hat sich keine auch noch so kleine Fraktion zu dem Gedanken zu erheben vermocht, daß am Ende die Möglichkeit einer Union, noch mehr aber die Integrität des demokratisch-republikanischen Principes von dieser jetzigen Staatsform unabhängig sei, und nach dem Untergang dieser die Union in einer neuen Form, d. h. in einem Einheits-Staate, sich noch erhalten könnte.

Diesen Irrthum, denn als solchen wage ich jene Ansicht zu bezeichnen, beuten nun die Sklavenhalter auf's ergiebigste aus, indem sie entschlossen sind, oder wenigstens entschlossen scheinen, die Union selber eher als ihr specifisch materielles Interesse, die Sklaverei aufzugeben *).

*) Es versteht sich, daß, sollte je der Süden zur Ausführung seiner

Der eigentliche innere Grund, daß die Lösung der Sklavenfrage bisher noch nicht einmal versucht wurde, liegt daher in der jetzigen Gestaltung der Union, in dem Bundesstaate, mit andern Worten in der Schwäche der Central-Regierung, die immer nur die zeitweilige Vertreterin einer bloßen einzelnen Volkspartei und von Sonderinteressen, keineswegs im Allgemeinen der Ausdruck der wirklichen Unionsmajorität seyn kann.

Welche Partei hat demnach bisher am eifrigsten die Beibehaltung der Sklaverei befürworten müssen?

Dieselbe logischerweise, welche dem Föderativstaate am meisten anhängt, die demokratische, während die Whigs, die mehr dem Einheitsstaate zustreben, der Majorität nach als Gegner der Sklaverei auftreten. Hinsichtlich der neu entstandenen Partei der Know-Nothings, so scheint auch diese, wie die demokratische, das zu seyn, was man hier euphemistisch „gesund“ (sound) zu nennen pflegt, d. h. der Sklaverei günstig.

Auch in England würde die Emancipation der Sklaven nicht durchgeführt worden seyn, ohne die Existenz einer Classe, welche an der Frage ein persönliches materielles Interesse nicht hatte. Diese Classe war die Aristokratie, die dabei pecuniär nichts zu verlieren hatte, und sich zugleich auf den Willen und die Macht der nur die Gesammt-Interessen des Staates wahrenden Krone glücklicherweise stützen konnte. Die Mittelklassen, die von ihren in Westindien angelegten Capitalien einzubüßen fürchten mußten, würden nie den Willen zur Annahme jener großen Maßregel gewonnen haben.

Für Hrn. v. Toqueville ist die Bundesform die vorzüglichste Stütze der demokratischen Republik, „indem sie dadurch die Macht einer großen Republik und die Sicherheit einer kleinen verbinde.“

Drohung schreiten, der Norden sofort marschiren würde; da dieser des Südens noch weniger zu entbehren vermag, als viceversa.

Dieser Behauptung muß ich entgegenstellen, daß sich nur einmal — gegenüber England — und nur auf sehr kurze Zeit, etwas von dieser Macht der Republik, und auch dieß nur in einem Augenblicke bewährt hat, wo dieses Land, wie jetzt allgemein anerkannt wird, einige der unfähigsten, energielosesten Männer an der Spitze seiner Regierung hatte, die je seine Geschicke zu lenken gehabt. Dieses Wenige wurde außerdem mit der äußersten und der drohendsten Gefahr für das Bestehen der Union geleistet, und nicht unbeachtet hat es die Geschichte gelassen, welcher Grad von Apathie und Egoismus schon damals zu überwinden gewesen war.

Seitdem hat die Republik nur eine militärische Promenade gegen das zerrüttete, jeder Corruption verfallene oder zugängliche Mexico zu unternehmen gehabt. Den Beweis ihrer Macht wird sie erst bei einer ernsthaften längeren Unterbrechung des Friedens, in einem Kriege mit einem großen europäischen Staate zu geben berufen seyn, und für diesen Fall spreche ich die Ueberzeugung aus, daß dieselbe, gegenüber einem militärisch einigermaßen gut organisirten Staate, jetzt, wo bereits ein zahlreiches Proletariat herangewachsen und ein den allgemeinen Interessen feindlicher oder doch gleichgültiger Sinn zu einer nie gekannten Höhe gesteigert, andererseits aber die militärische Kraft des Landes in nichts vermehrt worden ist, als eine Scheinmacht sich herausstellen werde, nicht da bloß, wo es die Offensive gilt, sondern auch bei der Defensive, indem die Republik kein Sebastopol oder Kronstadt aufzuweisen hat, sondern großentheils nur ganz offene Plätze, wie es selbst ihre Hauptstädte New-York, New-Orleans, Boston, Charleston sind, die dann auch dem ersten Bombardement unterliegen müssen.

In Bezug ferner auf den zweiten Punkt, „die Sicherheit" betreffend, worunter offenbar die innere Sicherheit, die Aufrechthaltung der nach der Constitution relativ seynsollenden Unabhängigkeit der Staaten, gegenüber der Central-

Gewalt, verstanden wird, so hat diese hauptsächlich die Unsicherheit der letzteren zum Resultate gehabt, da jene bereits zu einer fast absoluten Souverainetät thatsächlich herangewachsen ist. Diese Souverainetät muß aber in kurzer Zeit zur Alternative der Auflösung der Union oder, was wahrscheinlicher, durch eine Reaktion, durch einen Umschwung der öffentlichen Meinung, durch eine von jenem Dualismus äußerlich unabhängige, den ganzen Staat jedoch gewaltsam erschütternde Frage, wie die Sklaverei es stets mehr wird, also durch eine innere Krisis, oder auch durch eine bedeutende äußere Gefahr — zu dem Einheitsstaate drängen, letzteres am ersten, da die Macht der ganzen Gesittung und Institutionen eines Volkes durch nichts in so entscheidender Weise auf die Probe gestellt wird, als durch einen großen Krieg.

Die Richtigkeit des Satzes des Hrn. v. Toqueville einen Augenblick zugestanden, würde derselbe immerhin vollständig heißen: der Föderativstaat ist, wie die Hauptbedingung der Freiheit, so auch die Hauptstütze der Sklaverei gewesen.

Daß nur ein Einheitsstaat, d. h. eine stärker centralisirte Regierung, als die jetzige, welche die Macht der Sonderinteressen zu brechen vermag, die Lösung der Sklavenfrage versuchen würde, ist der Schluß meiner eigenen Argumentation.

Früher wäre die Heilung des Uebels ohne große innere Convulsionen möglich gewesen, wenn man gleich nach der Bildung der Union die Sklaverei streng auf das Gebiet, wo sie nun einmal als eine Art von historischem Rechte bestand, beschränkt, zweitens keine neuen Sklavenstaaten der Republik einverleibt, drittens keine Sklavenzucht, wie jetzt in Virginien und Maryland behufs des Verkaufes nach dem eigentlichen Süden betrieben wird, gestattet, viertens die über den ausländischen Sklavenhandel erlassenen Gesetze in der That auch ganz ihrer Strenge gemäß zur Ausführung

gebracht — während noch jetzt die großen Rheder von Boston vielfach ihre Schiffe zum Sklaveneinkauf in Afrika und zum Verkauf derselben in Brasilien, Cuba und selbst in der Union, wie noch im vorigen Jahre gerichtlich constatirt wurde, benützen — und endlich zugleich positive Verfügungen zur Verminderung derselben, wie etwa durch Internirung oder Gründung ausländischer afrikanischen Colonien getroffen hätte.

Jetzt nun ist die Möglichkeit zu einer friedlichen Beseitigung dieser unermeßlichen Schwierigkeit kaum mehr zu ersehen, und die Hauptfrage gar nicht, daß drei Millionen Sklaven emancipirt werden, sondern vielmehr, was mit denselben nach ihrer Emancipation geschehen soll.

Hierauf vermag keine Partei mehr Antwort zu geben, und so zieht man es vor, der Fatalität mit geschlossenen Augen entgegenzugehen, denn die Sklaverei ist das Fatum der Republik und ihr historischer Fluch.

In Europa glaubt man irrthümlich an die Existenz einer Abolitionisten-Partei. Eine solche mit einem klar formulirten Programme kann aus dem erwähnten Grunde gar nicht mehr vorhanden seyn; dem Gefühle nach besteht eine solche im Volke allerdings, aber eine politische und principielle im Congresse keineswegs. Die dortigen Gegner des Südens heißen Freibodenmänner (free Soil Party), und ihr Programm wird von ihrem Chef, Hrn. Senator Sumner aus Boston, folgendermaßen präcisirt: 1) kein neues Sklaventerritorium, 2) Aufhebung des Sklavenjagdgesetzes, 3) Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels im Distrikt Columbia und allen Territorien.

Die Freiboden-Partei erstrebt nicht direkte die Emancipation, weil auch sie, ebensowenig als irgend eine andere, im Stande ist, die Mittel anzugeben, durch welche diese jetzt ohne innere Zerrüttung ermöglicht werden könnte, indem es unbestreitbar feststeht einerseits, daß freie Neger und freie Weiße, hauptsächlich wegen Unvereinbarkeit der Sitten, fried-

lich nicht zusammenleben können, andererseits, daß die Neger, einmal befreit, sofort sich der äußersten Trägheit (und zwar nicht bloß in der ersten Generation) überlassen und in die Barbarei zurücksinken, aus der sie durch regelmäßige, wenn auch gezwungene Arbeit herausgerissen, und zu einer relativen Civilisation gelangt waren. Westindien zeigt dieses nicht weniger als Liberia, wie sehr auch der Parteigeist — namentlich der Sektengeist der Missionäre — dieser letzteren Colonie zu Gunsten zu reden und das Gegentheil zu beweisen versucht hat. Selbst die Neger im Norden verwildern theils aus Trägheit, theils aus Verzweiflung, mit den Weißen nicht concurriren und der Mißachtung sich nicht entziehen zu können, die ihnen, den zwar befreiten, aber mit dem Zeugniß ihrer sklavischen Abstammung für ewige Zeiten markirten, überall folgt, wo die Republik zur Geltung kommt.

Dieser Partei, ihres Titels und humanen Zweckes wegen, vorzugsweise reine Motive zuzuschreiben, hieße eine große Naivetät und eine specielle Unkenntniß der Geschichte zeigen. In Deutschland, dem das politisch gründlich realistische Amerika noch lange unverständlich bleiben wird, macht man sich dennoch derselben häufig schuldig, besonders seitdem sein Antheil an dem Loose der armen Neger durch das Werk der Miß Stowe, deren Schilderungen mit ihrer geschickten Gruppirung isolirter Thatsachen das Gemüth in hohem Grade ergreifen, auf's Neue lebhaft in Anspruch genommen worden ist. Daß ihr Führer selbst, Hr. Sumner, von einer wahrhaft ethischen Anschauung ausgeht, weiß ich, und darf ein Gleiches bei einigen wenigen anderen Mitgliedern seiner Partei voraussetzen. Dagegen habe ich mich aber auch überzeugen müssen, daß für die Majorität der Amerikaner die ganze Sklavenfrage überhaupt längst dem Bereiche einer sittlichen Würdigung entrückt, und der nationalökonomische Standpunkt noch der höchste ist, zu dem sie sich zu erheben vermögen. Auch bei der erwähnten Partei gehört einer der mitwirkenden

Beweggründe dieser Categorie an, nämlich die Ansicht, daß die südlichen Staaten nur wegen der Sklaverei in ihrer allgemeinen Entwicklung — wie Bevölkerung, mehr allgemeiner Bildung und Wohlstand — hinter den übrigen zurückgeblieben seien; unter den nichtausgesprochenen Motiven aber darf man die Antipathie und den Neid gegen die Ueberreste aristokratischer Elemente, die sich noch im Süden erhalten haben, und zugleich mit der Sklaverei haben erhalten müssen, nicht zu gering anschlagen. In dem Grade als die reine Demokratie vorschreitet, wird auch der frühere Respekt der Abneigung weichen, und diese den Ausbruch des ernsthaften, des großen Krieges herbeiführen, bei dem die Schwarzen selbst natürlich nicht unthätig zuschauen werden. Menschliche Weisheit kommt in Amerika zur Lösung dieses Problems zu spät, und the manifest destiny der Republik wird durch dieses zu einer überaus düsteren. Ueber den möglichen endlichen Ausgang eines solchen, und des damit nothwendig verbundenen Raçen-Kampfes vermeidet jeder für die „unermeßliche" Zukunft seines Landes noch so enthusiasmirte Amerikaner zu reden. Wohl kann man von den vereinigten Staaten sagen, daß hier die Menschen selber es gemacht, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Auch in Rußland absorbirt die Frage der Emancipation der Leibeigenen die Gedanken der Staatsmänner, aber auf eine ganz andere Weise! Abgesehen von dem Umstande, daß der Leibeigene durch Farbe, Abstammung, Religion und Gesittung seinem Herrn viel näher steht, als der afrikanische Sklave mit heidnischer Religion und Art dem Amerikaner, würde ein einziges Gesetz, wie jenes in Rußland bestehende, dem gemäß die Untrennbarkeit der Familie ausgesprochen und der Leibeigene wesentlich glebae adscriptus ist, hinreichen, dieser der amerikanischen Sklaverei äußerlich ähnlichen Institution einen durchaus verschiedenen, respektive humaneren Charakter von vorne herein zu geben.

In Rußland ferner bildet die Leibeigenschaft in Mitte einer noch im Allgemeinen wenig vorgeschrittenen Gesellschaft, zum Gegensatze von Amerika, wo nur der Boden jung, das Volk aber wenigstens alle Nachahmungen der raffinirtesten Bildung, sowie alle Grade der Verbildung besitzt — ein relativ natürliches Stadium der Entwickelung, durch welches auch das übrige Europa hat gehen müssen. Wie hier, so kann daher auch dort die Aufhebung dieser Institution mit einiger Weisheit und Vorsicht friedlich herbeigeführt werden. In Rußland ist sie nur eine Frage der Zeit und eine derjenigen Schwierigkeiten, wie sie Staatsmänner stets im Laufe der Geschichte zu lösen haben. In Amerika, wo die Möglichkeit einer späteren Amalgamation, eines friedlichen Zusammenlebens nicht angenommen werden kann, ist sie identisch mit dem Seyn oder Nichtseyn des Staates und der dominirenden Raçe.

Während die Republik die Sklaverei befestigte und erweiterte, wandte in Rußland das Oberhaupt des Staates, und mit ihm ein zahlreicher Theil der Grundbesitzer, fortwährend seine Gedanken der Befreiung der Leibeigenen zu; in diesem Augenblicke selber wird sie bereits angebahnt, und so fühle ich mich zu der Behauptung berechtigt, daß der wesentlichste Unterschied zwischen diesen beiden Ländern der ist, daß Rußland fortschreitet, Amerika dagen moralisch wie politisch sinkt.

Die Sklaverei steht dem modernen dominirenden Welt-Gedanken zu feindlich entgegen, als daß nicht überall ihr Anblick schmerzlich und abstoßend wirken sollte — wo sie aber mit der besonderen Staatsidee, die in einer Demokratie die Verwirklichung der allgemeinen Freiheit zu seyn scheint, in permanenten und flagranten Widerspruch tritt, ist dieser Anblick empörend, am meisten bei der amerikanischen Demokratie, welche das Ideal der Freiheit bereits verwirklicht zu haben fortwährend sich rühmt!

Als Schlußbemerkung über die Sklavenfrage — beiläufig gesagt die einzige, welche große politische Parteien gebildet, oder besser, die alle früheren Fractionen auf die Zahl von zwei großen Parteien reducirt hat — glaube ich noch in Bezug auf den Zustand der Sklaven hinzufügen zu müssen, daß dieser materiell ein besserer ist, als man in Europa besonders nach den der objectiven Wahrheit ermangelnden Schilderungen der Miß Stowe — der, wie vielen Frauen, etwas Fanatismus ein Herzensbedürfniß gewesen — anzunehmen geneigt ist, jedenfalls ein besserer, als der unserer meisten Proletarier, die in Krankheit und im Alter der äußersten Hilflosigkeit anheimfallen. Die Gesetze der Republik sind für die Neger grausam, aber ihre wirkliche Behandlung ist, im Ganzen genommen, eine nicht sehr harte, und speciell weniger hart als in Cuba, wo dagegen die Gesetze der früheren spanischen Könige stets mild waren, aber erst in diesem Augenblicke wirklich zur Ausführung kommen, und unter Anderm von dem Eigenthümer die Freigebung erzwingen, sobald der Sklave den Einkaufspreis zurückzuerstatten vermag.

Ueberall liegt übrigens für den Sklaven die Hauptgarantie gegen Mißhandlung in dem Charakter seines Herrn und nicht in dem Interesse, welches dieser selbst an seinem Wohle nehmen muß, denn nur wohlverstandenes Interesse verhindert den Mißbrauch der Gewalt, und wo ist dieses der Fall? Bei wohlverstandenem Interesse gäbe es überhaupt keinen Egoismus! Nächst dem Charakter des Besitzers entscheidet über die ganze Lage des Sklaven am meisten die Natur der Arbeit, und diese ist da, wo die Cultur und Fabrikation des Zuckers, wie in Cuba und in den vereinigten Staaten in Louisiana vorherrscht, an und für sich außerordentlich hart, während der Kaffee- und Tabaksbau verhältnißmäßig wenig Mühe kostet.

Das Sklaveninstitut als ein moralisches und politisches Uebel, und sein verborgenes, giftähnliches Wirken nicht ge-

hörig hervorgehoben zu haben — dieses ist einer der mehr besonderen Mängel des Werkes des Hrn. v. Toqueville. Er, sowie auch die Herren Mich. Chevalier und v. Raumer, sind außerdem über die Verschiedenheit und Vermischung der Menschenraçen überhaupt etwas zu leicht hinweggegangen, indem es immer mehr zu Tage tritt, daß man ungeachtet aller freien Institutionen Nachkommen von Europäern, Neger, Indianer und Mischlinge nicht sobald zu einem homogenen Volke umschmelzt. Fügt man zu allen diesen heterogenen Elementen noch Millionen von Einwanderern der verschiedenartigsten Bildung und Moralität, die jenen Umschmelzungsproceß fortwährend unterbrechen, so ist man wohl befugt, einige bescheidene Zweifel den ungemessenen Hoffnungen für die Zukunft der Republik entgegenzusetzen.

Für die Gegenwart, und die soll denn doch der praktische Politiker zunächst in's Auge fassen, die Anticipirung der Zukunft dagegen den Propheten von Profession überlassen: ist es ominös genug, daß d i e P o t e n z i r u n g d e s d e m o k r a t i s c h e n P r i n c i p s S c h r i t t h ä l t m i t d e r C o n s o l i d i r u n g u n d E r w e i t e r u n g d e r S k l a v e r e i.

XVI.

Das älteste Soldheer im Abendlande.

Von 980 bis 1015 ist England durch normannische Raubschaaren, die man Wickinger nannte, fürchterlich bedrückt worden. Diese Räuber handelten zuerst auf eigene Faust. Später standen sie unter den Befehlen des dänischen Königs Swein, mit dem Beinamen Gabelbart; zuletzt seines Sohnes Kanut.

Letzterer, einer der ausgezeichnetsten Helden Skandinaviens, faßte, nachdem er sich Englands völlig versichert hatte, den Gedanken, die bisherige Gewaltherrschaft in eine gesetzliche zu verwandeln. Zu solchem Zwecke ergriff er verschiedene Maßregeln, deren wichtigste die war, daß er ein kleines, zuverlässiges und zwar stehendes Soldheer, das erste und älteste im lateinisch-germanischen Abendlande, schuf. Mehrere glaubwürdigen Nachrichten bezüglich dieser Anordnung sind auf uns gekommen; erstlich ein in altdänischer Sprache abgefaßter amtlicher Bericht *), welcher der zweiten

*) Langebek script. rer. danic. III, 159 flgde.

Hälfte des 12ten Jahrhunderts angehört, aber aus Quellen geschöpft ist, die in die Zeiten Kanuts hinaufreichen; zweitens eine lateinische Bearbeitung *) des nämlichen Berichtes, welche der älteste dänische Geschichtschreiber, Sweno Aggeson, um 1200 besorgte; drittens eine Reihe Stellen **) in der dänischen Geschichte Saxo's, welchen unverkennbar der eben erwähnte altdänische Bericht zu Grunde liegt.

Kanut's Soldheer war ursprünglich eine königliche Leib-Wache, und bestand aus jungen, kräftigen Männern aller Nationen und Zungen, die damals dem dänischen Scepter gehorchten, also aus Dänen, Norwegern, Schweden, Samländern, Slaven der wendischen Küste. Viele Vornehme, selbst Fürsten, traten in die königliche Schaar ein. Saxo sagt***), daß der wendische Fürst Gotschalk in Kanut's Leib-Wache diente. Auch Adam von Bremen stimmt hiemit insofern überein, als er meldet †), der Wende sei aus Deutschland nach Britanien hinüber zu König Kanut entflohen und längere Zeit dort geblieben. Stärke und Zahl des königlichen Heeres wird verschieden angegeben. Sweno bestimmt ††) sie auf 3000 Mann; Saxo dagegen spricht †††) von 6000 Mann, und fügt bei, daß denselben 60 große Kriegsschiffe, jedes 100 Mann fassend, zugetheilt gewesen seien. Ich halte die verschiedenen Aussagen beider Zeugen für keinen Widerspruch, sondern glaube, man muß annehmen, daß Kanut's Leibwache anfangs, oder zur Zeit, da sie errichtet ward, nur 3000 Mann zählte, später aber die von Saxo angegebene Stärke erreichte. Wie sich erwarten läßt, führte die Schaar einen eigenthümlichen Namen.

Thinglith, oder auch Thingmannalith, hieß laut der ein-

*) A. a. O. 141 flgde. **) historiae danicae X, S. 177 flgde. ***) Langebek III, 145 flgde.; Saxo S. 178. †) Pertz VII, 329. ††) Langebek III, 144. †††) A. a. O. S. 177.

stimmigen Aussage Sweno's *) und Sturleson's **) der ganze Körper, die einzelnen Soldaten der Leibwache wurden Thingmannen genannt. Eine andere Bezeichnung für sie war Huskarle ***). Die sprachliche Bedeutung dieser Ausdrücke scheint mir klar. Thing besagt Gericht oder Versammlung, Lith Schaar, Thingmannalith wäre also dem Wortsinne nach so viel als Schaar der Männer des Gerichts. Karl, gleichen Ursprungs mit dem fränkischen Namen Carl, bezeichnet einen freien oder edeln Mann, mit einem ehrenvollen Nebenbegriff, während das im neuern deutschen Sprachgebrauch übrig gebliebene Wort Kerl, das aus Einer Wurzel mit Karl stammt, einen verächtlichen Beigeschmack hat. Huskarl besagt also wörtlich einen Dienstmann oder Soldaten des königlichen Hauses.

Jeden Monat empfingen die Thingmannen Sold †). Derselbe belief sich ††), laut einigen Stellen der Sachsen-Chronik, auf acht Mark des Jahres für den Mann. Die Ermittlung angelsächsischen Geldwerthes ist an sich schwierig, und durch ungeschickte Untersuchungen neuerer Schriftsteller noch mehr verdunkelt worden. Ohne Rücksicht auf die Meinung Anderer begnüge ich mich, kurz die meinige zu sagen. Bis in's achte und neunte Jahrhundert hinauf rechneten die Angelsachsen nach der eingebildeten Münzeinheit von Silber-Pfunden, denn es gab ehemals so wenig als jetzt Pfund-Münzen. Das englische Pfund aber begriff im Mittel-Alter, wie heute noch, 20 Schillinge zu 12 Pfenningen jeden †††). Die Pfundrechnung war jedoch den Sachsen nicht eigenthümlich, sondern von den Franken entlehnt. Man weiß, daß Carl der Große das Pfund Silber zu 20 Solidi, den

*) Langebek III, 144 unten.

**) Heimskringla II, 15; III, 149.

***) Langebek III, 149. 162; II, 454 Note d.

†) Saxo S. 177 unten; Sweno bei Langebek III, 148.

††) Dahlmann dänische Gesch. I, 105, Note 1 u. 147, Note 7.

†††) Turner history of the Anglosaxons. II, 492.

Solidus zu zwölf Denaren ausmünzen ließ*). Seltener, als die Rechnung nach Pfunden, kommt die nach Marken bei den Engländern vor. Alle Kriegssteuern, welche die Wickinger während ihrer Herrschaft in England unter dem Namen Danegeld erhoben, sind in Pfunden angesetzt, und erst, wo es sich darum handelt, diese Brandschatzungen unter das Wickinger-Heer, das aus lauter Dänen und andern Normannen, nicht aus Angelsachsen bestand, zu vertheilen, taucht die Mark auf. Zuversichtlich darf man annehmen, daß die Rechnung nach Marken, wie bei den Russen durch die Waräger, so bei den Angelsachsen während der Wickinger Herrschaft durch die Dänen eingeführt worden ist.

Wie verhält sich nun die Mark zur Libra oder dem Pfunde? Mehrere Zeugen sagen**) aus, die Mark sei als die Hälfte eines Pfundes betrachtet worden. Allein hiemit sind wir noch nicht viel weiter. Es gab nämlich verschiedene Pfunde. Zu den Zeiten Carls des Großen betrug das Pfund 12 Unzen***), später kam ein größeres Pfund zu 16 Unzen auf. Somit entsteht die Frage: machte die dänische Mark die Hälfte eines Pfundes zu 12 oder zu 16 Unzen aus? Ich beantworte sie vorläufig mit den Worten eines älteren Dänen †): „in den Zeiten Kanuts II. (gegen Ende des 11ten Jahrhunderts) wurde die Mark lauteren (ungemünzten) Goldes und Silbers zu 8 Unzen (also gleich der Hälfte des großen Pfundes) berechnet, aber bei andern Gegenständen, namentlich bei gemünztem Geld, enthielt die Marke nur $6\frac{1}{2}$ Unzen.“ Aus andern sichern Thatsachen ergibt sich, erstlich, daß die Mark 8 Unzen wog, zweitens, daß eine feine Mark $13\frac{1}{3}$ feine Schillinge gab, drittens, daß ein feiner

*) Guérard Irminon I, 126.

**) Ducange glossarium (Paris 1843) IV, 271.

***) Guérard Irminon I, 192.

†) Petrus Resenius bei Ducange a. a. O. IV, 272.

Schilling an innerem Werthe zwei rheinischen Gulden von heute gleich kam, viertens, daß sich der Handelswerth des Geldes im 11ten Jahrhundert, verglichen mit dem heutigen, verhält wie fünf zu eins, mit andern Worten, man konnte damals um einen halben Schilling so viele Lebensbedürfnisse kaufen, als man jetzt mit fünf Gulden bezahlt.

Verwandelt man nun den aus 8 Marken bestehenden Jahressold eines Thingmannen in Schillinge, so bekommen wir $106\frac{2}{3}$ Schillinge. Angenommen die zur Bestreitung des Soldes bestimmten Marken seien fein ausgemünzt gewesen, so kommen $106\frac{2}{3}$ Schillinge an Metallbetrag rund 214, und an Handelswerth 1070 heutigen Gulden gleich. Setzt man dagegen voraus, die Mark sei auf den Fuß, den der dänische Zeuge angibt, ausgemünzt worden, so betrug der Sold rund 90 Schillinge fein, welche an Metallgehalt 180, an relativem Werth 900 heutige Gulden ergeben. Im einen wie im andern Fall muß man den Sold hoch nennen. Vielleicht erhielten die Thingmannen überdieß noch freie Kost aus königlicher Küche, oder je nach Umständen aus den Vorrathshäusern der Krone.

Die Höhe des Soldes wird von einer andern Seite her bestätigt. Der Thingmann mußte höchst wahrscheinlich ein Pferd halten, jedenfalls große Ausgaben für seine Rüstung machen. Jeder trug als Hauptwaffe eine mit Gold ausgelegte Hellebarde, an seiner Seite hing eine gleichfalls mit edlen Metallen gezierte Streitaxt. Sweno behauptet *), daß, als die Schaar errichtet ward, die Goldschmiede der englischen Städte vollauf mit Ausschmückung ihrer Waffen beschäftigt gewesen seien. Nur von trefflich bezahlten Leuten konnte der König solche Pracht verlangen. Die Huskarle hatten sowohl zu Wasser als zu Land Dienste zu leisten; besondere Schiffe waren ihnen zugetheilt, und nach der Zahl derselben

*) Langebek III, 144.

wurde sogar, wie wir sahen, die Stärke der Leibwache gemessen. Saxo sagt *): „im Sommer verwendete sie der König auswärts zum Schutze der Gränzen des Reiches, während des Winters standen sie in kleinen, durch das Land zerstreuten Lagern." Das heißt meines Erachtens soviel als, während der guten Jahreszeit kreuzten sie auf ihren Schiffen längs den Küsten, um etwaige Anfälle von Seeräubern abzuhalten, oder unternahmen, im Auftrage des Königs, Seezüge in die Ferne, um auswärtige Feinde zu züchtigen. Den einheimischen, oder Winterdienst der Thingmannalith lernen wir aus andern Quellen genauer kennen. Florentius von Worcester berichtet **) zum Jahre 1040, daß Kanuts Sohn Hardikanut seine Huskarle in alle Theile des Reiches aussandte, um die für die Bezahlung der Leibwache bestimmte Kriegssteuer einzutreiben. Auch Kanut muß die Huskarle zum nämlichen Zweck verwendet haben. Laut einer auf uns gekommenen Urkunde ***) wurden die Abgaben unter ihm mit unerbittlicher Strenge eingezogen, und der König gab das Gesetz, daß, wenn ein Steuerpflichtiger eine Zeitlang im Rückstande blieb, derjenige ohne Weiteres in den Besitz des belasteten Grundstücks trat, der die ausstehende Abgabe bezahlte. Ueberall, wo die Steuern in solcher Weise erhoben werden, bedarf die Krone bewaffneter Hilfe.

Ein guter Theil Englands war zur Zeit der Dänenherrschaft in Kreise eingetheilt, die den Namen Wapentake führten †). Das Wort ward schon im Mittelalter verschieden erklärt und seine Ableitung ist dunkel. Meines Erachtens bezeichnete es ursprünglich eine Waffenniederlage, nämlich das Hauptquartier oder den Lagerort eines von einer kleinen Schaar Huskarle besetzten Bezirkes, und dann weiter den

*) S. 177 unten. **) Flores histor. S. 624. ***) Palgrave rise and progress of english comonwealth II, 284. †) Ducange sub voce Wapertachium.

Bezirk selbst. Daß die Eintheilung des Landes in Wapentake Bezug auf die Steuerverwaltung hatte, schließe ich aus einer für Northumbrien erlassenen Verordnung *), welche bestimmte, der Peterspfenning solle in jedem Wapentake durch zwei zuverlässige Thane und einen Meßpriester eingesammelt werden. Solange die Thinglith nur 3000 Köpfe zählten, war zu ihrer Befriedigung ein jährliches Danegeld von 14,000 Pfund nöthig, im Verhältniß, wie die Stärke der Schaar auf 6000 wuchs, erreichte die Steuer den Betrag von 28,000 Pfund. Wenn Kanut auch die gräulichen Mißbräuche, die früher bei Erpressung des Danegeldes eingerissen waren, abschaffte, hat er doch jederzeit große Geldforderungen an seine englischen Unterthanen gemacht, und nur durch die Furcht vor den Hellebarden der Huskarle ist es meines Erachtens geschehen, daß das Volk ohne Widerrede zahlte.

Um strenge Zucht in der bunt zusammengesetzten Schaar aufrecht zu erhalten, noch mehr um allen Mitgliedern einen guten Geist und Grundsätze der Ehre einzuflößen, ließ König Kanut ein eigenes Gesetz für die Leibwache abfassen. Sweno bezeichnet **) dasselbe mit dem Ausdruck Witherlag; der alte dänische Text nennt ***) es Witherlagsret — Witherlagsrecht. Die Deutung des Worts ist zweifelhaft; Wite, altdeutsch Wette, besagt in der altskandinavischen Sprache Buße, Strafe, Vergehen. Witherlag wäre also das Gesetz der Buße für allerlei Frevel, die der königliche Huskarl begehen mag. Ret bedeutet unzweifelhaft Recht, Witherlagret heißt also buchstäblich Recht des Strafgesetzbuchs, wobei das letzte Wort allerdings überflüssig, doch nicht sinnlos ist; denn jedes Gesetz wird erst durch die gerichtliche Anwendung zum Recht. Noch eine andere Erklärung des Namens scheint mir möglich. Sehr häufig wurden im Mittelalter Gesetzbücher nach der Farbe

*) Palgrave a. a. O. II, 383. **) Langebek III, 142. ***) A. a. O. S. 159.

des Einbandes bezeichnet. Wie die Norweger und Isländer ihr ältestes Gesetz nach dem Einbande das graue oder gansgraue nannten, so könnte das Strafgesetz der Thinglith aus ähnlichem Anlasse das weiße genannt worden seyn.

Der Eintritt in die Körperschaft der Huskarle, sowie der Austritt aus derselben war frei, aber letzterer konnte nur unter festgesetzten Formen und zu einer bestimmten Zeit erfolgen *). Wer des Königs Dienst verlassen wollte, hatte seinen Austritt am Vorabend des Neujahrs, den 31. Dec., durch zwei Kameraden anzumelden, dann bekam er ehrenvollen Abschied und konnte gehen, wohin er wollte. Jeder war, so lange er in wirklichem Dienste stand, dem Könige, wie der Körperschaft zu unbedingter Treue verpflichtet, dafür durfte er von Seite des Königs milde und huldvolle Behandlung, sowie pünktliche Ausbezahlung des monatlichen Soldes erwarten. Das Witherlag zählt eine Reihe Vergehen, oder Verbrechen auf, durch welche ein Thingmann seine Pflicht verletzen kann, sowie die Bußen, mittelst welcher ein Schuldiger Genugthuung zu leisten hat. Die Vergehen sind: Muthwille an Kameraden verübt, Verletzung seines Guts, Nachlässigkeit im Dienste, Felonie oder vollendete Untreue, begangen gegen die Körperschaft oder gegen den König. Die Strafen sind: niedriger Sitz im gemeinsamen Speisesaal, Geldbußen, Verabschiedung, schimpfliche Ausstoßung mit Landesflüchtigkeit und Verlust der Güter, im Falle des Wiederbetretens der Tod.

Damit die Eigenthümlichkeit des Witherlag klar werde, ist nöthig, einzelne Beispiele aufzuführen. Von den Zeiten der Spartaner an bis herab auf den heute noch im englischen und, wenn ich nicht irre, theilweise auch im kaiserlichen Heere bestehenden Gebrauch, sind gemeinsame Soldatenmahle als ein wichtiges Mittel, den Corporationsgeist zu fördern,

---

*) A. a. O. S. 148.

erkannt und in Anwendung gebracht worden. Der Speisetisch spielt im Gesetzbuche der Thingmannalith eine ausgezeichnete Rolle. Der Platz eines Jeden wurde durch den Rang bestimmt; höhern Rang aber verlieh nach Sweno's Darstellung *), die ich für wahlbegründet halte, erstlich besondere Tapferkeit vor dem Feinde, zweitens Dienstalter, drittens erlauchte Geburt. Wer den ersten Rang einnahm, hatte den ersten Platz am ersten Tische; so stufte sich die Reihenfolge herab bis zum letzteingetretenen Neuling.

Von selbst versteht es sich, daß es der Tische mehrere, ja viele waren, denn an Einem finden kaum hundert Mann Platz, wenn anders für eine leichte Bedienung gesorgt werden soll. Wie unter den Einzelnen, die an einem Tische Platz nahmen, so muß wieder unter den Tischen selbst eine Rang-Ordnung stattgefunden haben. Der erste am Ehrenplatze aufgeschlagene war vor allen bevorzugt, den befähigtsten, ältesten, vornehmsten, also den Obersten, den Hauptleuten vorbehalten; man müßte ihn nach neuern Begriffen die General- oder Officier-Tafel nennen. Die Uebrigen erhielten je nach Tapferkeit, Dienstalter, Geburt ihre Stelle an dem zweiten, dritten, vierten Tische u. s. w.

Nun verordnete, laut dem Zeugnisse **) Saxo's, das Whiterlag, wie folgt: „wenn es sich fügte, daß Einer wegen Dienstgeschäften nicht zu rechter Zeit bei Tische erschien, so konnten die sonst hinter ihm Sitzenden nachrücken, und den leergebliebenen letzten Platz an der betreffenden Tafel mochte dann der Erste des nächsten Tisches einnehmen.“ Kam der Ausgebliebene gar nicht, so war es gut, erschien er aber während des Essens, so mußten die, welche sonst hinter ihm saßen, zurückrücken. Die Folge davon war, daß der Letzte des bevorzugten Tisches, der, wie ich sagte, von dem nächsten Tische vorgerückt war, seinen Platz verlor. Ihm kam es jetzt

*) Langebek III, 147. **) A. a. O. S. 178.

zu, aufzustehen und sich anderswohin zu setzen, wo er Raum fand. Verweigerte er dieß und blieb trotzig sitzen, so konnte der Gekränkte Klage anstellen. Geschah Solches und bewies der Gekränkte die Schuld durch Aussage zweier Zeugen, so traf den Schuldigen Verabschiedung. Indeß hatte der König im bezeichneten Falle das Recht, dreimal die Strafe des Abschieds dahin zu ermäßigen, daß der Verurtheilte einen niedrigern Platz erhielt. Auch bei einer vierten Wiederholung konnte der König den Abschied erlassen, aber dann durfte der zum viertenmale Straffällige nicht mehr an einer Thingmann-Tafel sich niedersetzen, sondern mußte für sich essen und so schweigend hinnehmen, wenn gekränkte Kameraden Knochen nach ihm warfen.

Mit niedrigerm Sitz am Tische wurde bestraft, wer Kameraden muthwillig schmähte, wer sie mit Bier begoß, wer kleine Dienstvergehen sich zu Schulden kommen ließ. Thaten die Thingmannalith Dienst zu Lande, so mußten in der Regel, seien es alle, sei es ein Theil der Mannschaft, mit Pferden versehen seyn. Und war es, sagt Sweno, damals noch nicht Brauch, daß die Huskarle Leibbursche hielten, um sich bedienen zu lassen, sondern Einer half dem Andern die Pferde besorgen. Das Witherlag gibt in dieser Hinsicht mehrere Bestimmungen: wer außer dem eigenen das Pferd des Kameraden zur Schwemme führt und dabei hin und her auf dem fremden Rosse reitet, oder wer, wenn er drei Bündel Gerste in die Krippe warf, jedesmal seinem Pferde die Aehren, dem Rosse des Andern das Stroh zuschob, oder wer so zur Tränke ritt, daß er dem Rosse des neben ihm reitenden Genossen absichtlich das Wasser trübte, der erhielt bei Tische einen niedrigern Platz *).

Schläft einer auf der Wache dergestalt ein, daß man ihm unbemerkt die Waffe, oder ein Stück der Kleidung weg-

---

*) A. a. O. S. 147 flgde.

nehmen kann, so wird er mit einer Geldstrafe gebüßt *). Entstehen unter Thingmannen Streitigkeiten über Landbesitz, oder bricht Einer in den Hof ein, auf welchen ein Genosse Recht zu haben behauptet, so entscheidet das Gericht, welcher von Beiden zum Beweise zugelassen werden solle und der, dem dieß bewilligt worden ist, mag dann sein Eigenthums-Recht mit sechs durch das Loos gewählten Eideshelfern des nämlichen Quartiers beschwören **). Das Witherlag setzt meines Erachtens voraus, daß Händel der beschriebenen Art nicht unter Thingmannen vorkommen, die am königlichen Hoflager oder in großen Städten weilen, sondern unter solchen, die in irgend einem Wapentake der Provinz — nach dem Sprachgebrauche der Thinglith in einem Quartiere, Farthing — lagen. Daß einzelne Thingmannen draußen auf dem Lande Häuser und Güter besaßen, erhellt nicht bloß aus den eben angeführten Worten Sweno's, sondern auch aus einer klaren Stelle ***) bei Saxo. Entstanden nun unter Thingmannen, die nach einem bestimmten Standquartier der Provinz abgeschickt waren, Streitigkeiten über nahegelegene Güter, auf welche ihrer Zwei Ansprüche erhoben, so schrieb das Gesetz mit gutem Fuge vor, daß die Eideshelfer nur aus der Zahl der Genossen desselben Quartiers ausgeloost werden durften, denn nur solche konnten von den Verhältnissen genauere Kunde haben.

Von allen bisher erwähnten Vergehen ist das desjenigen, welcher sich weigert, vom Tische aufzustehen, dem Anscheine nach das geringste, und doch wird es am härtesten, nämlich mit Dienstentlassung bestraft. Gleichwohl hat das fragliche Verfahren einen guten Grund. Wer unbekümmert um das Vorrecht eines Höhergestellten sich einen Platz am Ehrentische anmaßte, verstieß gegen die Rangordnung, und

---

*) A. a. O. S. 179. **) A. a. O. S. 150. ***) A. a. O. S. 179 Mitte.

folglich gegen den Lebenskeim der Thingmannalith, denn Verfassung und Bestand dieser Körperschaft war auf Ehrtrieb gebaut.

Nach den Vergehen leichterer Art handelt das Witherlag von den groben Verbrechen. Eines solchen macht sich schuldig, erstlich, wer einen Kameraden verwundet oder gar schlägt, zweitens, wer etwas gegen das Leben oder die Herrschaft des Königs unternimmt. Verletzung des Kameraden wird als Untreue gegen die Körperschaft bestraft*). Ist ein Fall der Art vorgekommen, so kann der Schuldige das Aeußerste nur dann abwenden**), wenn wenigstens drei Thingmannen als Eideshelfer mit ihm beschwören, daß ein Irrthum obwaltete, mit andern Worten, daß der Schuldige im Glauben, er habe es mit einem Andern zu thun, den Kameraden verwundete oder schlug. Meines Erachtens öffnet hier das Witherlag ein Hinterpförtchen für den Fall der Trunkenheit. Das Volltrinken muß sehr häufig unter den nordischen Wickingern gewesen seyn; in solchem Zustande ließen sich Einzelne, die Groll wider einander hegten, leicht zu Thätlichkeiten hinreißen. Hätte nun das Gesetz nicht einige Rücksicht auf das Nationallaster genommen, so würden die Reihen der Thinglith allzusehr durch Ausstoßung gelichtet worden seyn. Der Schwur der Eideshelfer befreite jedoch den Schuldigen nur von der Ausstoßung, nicht von der gesetzlichen Genugthuung; er mußte vielmehr dem Beschädigten die vom gemeinen germanischen Recht für Verletzungen vorgeschriebene Buße bezahlen. Auch ward ihm diese Wohlthat nur dann zu Theil, wenn keine Belastungszeugen gegen ihn auftraten.

Konnte dagegen der Kläger zwei Belastungszeugen stellen, welche eidlich aussagten, der Beklagte habe den Kameraden wissentlich und vorsätzlich mißhandelt, so war der

---

*) Langebek III, 162 si quis verbere, aut vulnere leges societatis infregerit. **) A. a. O. S. 157.

Schuldige verloren, er wurde zum Schelmen (Nithing)*) erklärt und aus allen Landen verbannt, welche unter des Königs Kanut Scepter standen. Ließ sich der Verbannte je wieder auf dänischem Boden betreten, so galt jeder Thingmanne für einen Schelm, der nicht sogleich, wenn er den Schuldigen traf, ihn angriff und niedermachte.

Die Anklage auf das schwerste aller Verbrechen, auf Verrath wider die Krone war mit außerordentlichen Förmlichkeiten verbunden**). Glaubte der König irgend einen Thingmann der Felonie schuldig, so ließ er den Verdächtigen dreimal durch zwei Kameraden, die derselben Abtheilung (sweet) und demselben Quartier, wie der Verdächtige, angehören mußten, das erste- und zweitemal mittelst Ankündigung im gemeinsamen Speisesaale, das drittemal im Hause des Angeschuldigten vor das Kriegsgericht laden, und ihm Ort und Tag ansagen. Stellte sich der Beklagte auf die dritte Ladung nicht, so galt er für überführt, sein Hab und Gut verfiel der königlichen Kammer, er selbst der Acht. Erschien er vor Gericht, so lag dem König ob, die Klage durch zwei Thingmannen, die als Belastungszeugen auftraten, eidlich erweisen zu lassen. Fand sich kein Thingmanne, der den Zeugeneid wider den Angeklagten schwören wollte, so durfte der Angeklagte gleichwohl weder selbst einen Reinigungs-Schwur ablegen, noch Eideshelfer beiziehen, sondern die einzige Rechtshilfe, die ihm im bezeichneten Falle übrig blieb, bestand darin, daß er sich dem Gottesurtheil des glühenden Eisens unterwarf. Nur ein Wunder konnte ihn retten. Wenn dagegen zwei Belastungszeugen eidlich wider ihn aussagten, so war sein Schicksal entschieden, dennoch traf ihn zunächst nicht der Tod, sondern Verbannung. Das Gericht legte dem Verurtheilten die Frage vor, ob er zu Land oder

---

*) A. a. O. S. 151. **) A. a. O. S. 158 flgde. 161 und Saxo S. 179.

zu Wasser entweichen wolle. Wählte er das Wasser, so versah man ihn mit einem Fahrzeug und den nöthigen Lebens-Mitteln, und geleitete ihn an das Ufer. Erst wenn Ruder oder Segel aus dem Gesichte schwanden, rief man ihm dreimal das Urtheil der Verbannung nach. Zog er vor, zu Land zu entweichen, so führte man ihn zum nächsten Wald, wartete eine Weile, bis er sich entfernt hatte, und rief ihm abermal auf gleiche Weise sein Urtheil nach. Kam der Verurtheilte je wieder auf den Boden des Reichs zurück, so war es um sein Leben geschehen. Aus der Stelle, wo davon die Rede ist, daß die, welche den des Hochverraths Angeklagten vorluden, derselben Rotte und demselben Viertel, wie der Verdächtige, angehören sollten, geht hervor, daß die Thinglith in größere Unterabtheilungen zerfiel.

Nicht der König, nur die Gesammtheit der Thingmannalith erkannte — versteht sich nach dem Buchstaben des Witherlag — über alle Klagen und verhängte alle Strafen. Die Gesammtheit hieß, sofern sie das Richteramt übte, Huskarle-Steffne (Versammlung der Huskarle), und war in Wahrheit der oberste Gerichtshof der vereinigten Kronen Dänemark und England. Sweno sagt*): „das Witherlag verfügte, daß jeder Thingmanne, der einen Kameraden wegen irgend welcher Sache belangen wollte, seine Klage vor die Versammlung aller Thingmannen, oder das Huskarle-Steffne — in Anwesenheit des Königs zu bringen habe.“ Eben so heißt es**) im altdänischen Texte: „Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der Thingmannalith können nur von dem Huskarle-Steffne entschieden werden.“

Selbst König Kanut erkannte durch einen feierlichen Act an, daß er, obgleich Herr des Reichs, unter dem obersten

---

*) Langebek III, 149 und 162.

**) A. a. O. 150 flgd. und Saxo S. 180.

Kriegsgericht des Huskarle-Steffne stehe. In seines Zornes Hast hatte er, den wichtigsten Artikel des Witherlag verletzend, einen Thingmann erschlagen. Als der Mord ruchbar wurde, gerieth die ganze Thinglith in Aufregung, der König aber, der schnell sich besann, berief die Gerichtsversammlung, warf sich in Mitte derselben auf die Knie nieder und bat um sein Straferkenntniß. Die Thingmannen berathschlagten. Würden sie das begangene Verbrechen nicht ahnden, hieß es, so sei das Ansehen des Witherlag dahin, das unbeweglich wie ein Fels bleiben müsse; geschehe aber dem Buchstaben des Gesetzes Genüge, dann habe Kanut das Leben verwirkt und die Folge werde seyn, daß die ganze Körperschaft hauptlos geworden, dem Hasse der Engländer unterliege. Endlich faßten sie den Beschluß dem Könige zu erklären, daß sie nicht über ihn richten könnten und daß er selbst eine Strafe ansetzen möge. Kanut that dieß. Nach gemeinem germanischen Rechte*) wurde Mord, d. h. unter erschwerenden Umständen verübter Todschlag, mit der neunfachen Buße gewöhnlicher Tödtung bestraft. Die Buße für Tödtung betrug in England 40 Mark Pfenninge. Wirklich legte sich Kanut 9 mal 40 oder 360 Mark Pfenninge auf, und zahlte zudem eine Ueberbuße**) von 9 Mark Goldes. Von der ganzen Strafsumme gehörte gesetzlich ein Drittel der Krone, das zweite Drittel der Thingmannalith, das dritte den Anverwandten des Erschlagenen. Kanut verschenkte jedoch das dem Schatze verfallene Drittel an die Kirche und die Armen.

Unter allen Ehren, deren die hochbevorzugte Kaste der Thinglith genoß, war das oberste Richteramt sicherlich diejenige, welche sie selbst am meisten schätzte. Darum ist es

*) Z. B. nach dem alamannischen.

**) Dänisch Görsum. Man vergleiche über das Wort Langebek III, 155 und Dahlmann I, 155.

vollkommen begreiflich, daß der Name, den die Körperschaft sich selber gab, auf das theuerste Vorrecht Bezug nimmt. Thing heißt eine zum Gericht berufene Volksversammlung. Weil die Genossenschaft der Huskarle den höchsten Gerichtshof des von Kanut beherrschten Reiches bildete, liebte sie es, den stolzen Namen Mannen des Gerichts, Thingmanna, zu führen. Das englische Volk brauchte andere Ausdrücke, es hieß die Mitglieder der königlichen Leibwache Huskarle, oder Söldner*) (stipendiarii, solidarii), oder bezeichnete sie gar mit einem Worte, das, wie ich unten darthun werde, den wahren Ursprung der Körperschaft aufdeckte, aber nichts weniger als schmeichelhaft war: ich meine den Namen piratae, Seeräuber.

Die ganze Einrichtung der Thinglith zielte darauf ab, den Ehrtrieb aufzustacheln und zugleich als Reiz zur Tapferkeit glorreiche Erinnerungen des Nordens in der Schaar wach zu erhalten. Der dänische Geschichtschreiber Saxo theilt**) die wichtige und unzweifelhaft wahre Nachricht mit, daß König Regnar Lodbrock von Seeland, dessen Geschichte mit vielen Fabeln***) ausgeschmückt ist, um die Mitte des neunten Jahrhunderts die altgermanischen Volksgerichte in Dänemark abgeschafft, und statt ihrer Collegien von zwölf sogenannten Vätern eingeführt habe, die ohne Beweisverfahren, ohne förmliche Anklage, ohne Vertheidigung alle Streitfragen, peinliche wie bürgerliche entschieden. Das war offenbar eine Nachahmung der von Carl dem Großen anstatt der altsalischen Rahinburgen eingesetzten Schöffen. Es gab demnach zur Zeit Kanuts und Sweins in Dänemark längst keine Volksgerichte mehr, aber in der Thingmannalith lebten sie wieder auf. Noch andere gefeierten Rechtsanstalten des germanischen

---

*) Die Beweise bei Langebek II, 455 Note d.

**) Hist. danic. liber IX, Ausgabe von 1576. S. 154 Mitte.

***) Ueber die ächten Elemente derselben vergleiche man Dahlmann dänische Geschichte I, 62 flgde., Note 4.

Alterthums kamen dort wieder zur Geltung. Schon das große Gewicht, welches das Witherlag dem Zeugenbeweis beilegte, ist altgermanisch, doch hat meines Erachtens hiebei militärischer Scharfblick eingewirkt. Kriegsgerichte müssen kurz, bündig, kraftvoll verfahren; auch bin ich überzeugt, daß, was zwei Genossen einer vom regsten Gemeingeist erfüllten Körperschaft auf ihren Fahneneid wider einen ihrer Kameraden aussagten, stets der Wahrheit gemäß war. Allein, während die Anklage nur durch Zeugen bewiesen werden durfte, ließ das Witherlag in Fragen, die nicht den Thatbestand, sondern die Absicht einer That, oder das Besitzrecht betrafen, Reinigung durch das altdeutsche Institut der Eideshelfer zu. Dabei benützte jedoch der Gesetzgeber die Vorsichtsregeln, auf welche gesunder Menschenverstand und vieljährige Erfahrung im Gerichtswesen die Salier der Merowinger-Zeiten geleitet hatte. Ein angeklagter Thingmanne durfte die Eideshelfer nicht nach eigenem Gutdünken aus der ganzen Genossenschaft herauswählen, sondern das Gesetz schrieb unabänderlich Art und Weise der Wahl vor. Wo es die Reinigung durch zwei Eideshelfer gestattete, konnten nur die zwei, welche zunächst über und unter dem Beklagten am Speisetische saßen, die Hilfe leisten.

In Fällen, wo drei oder mehr Eideshelfer zu schwören hatten, mußten sie durch das Loos aus der Abtheilung und beziehungsweise dem Quartier, welchem der Beklagte angehörte, ausgezogen werden *). Wenn die zwei Nebensitzer, oder die durch das Loos bestimmten Eideshelfer den Angeklagten für schuldig hielten, und folglich den Eid der Reinigung verweigerten, so galt Ersterer für überwiesen und hatte verloren. Schmutzige Freundschaftsdienste mit Anwendung des Sprüchworts: eine Hand wäscht die andere, waren demnach,

*) Swens Cap. 9, S. 150.

wie man sieht, vorweg unmöglich. Ganz ähnliche Vorschriften über die Auswahl der Eideshelfer haben merowingische Könige und der Urheber des alamannischen Gesetzes gegeben.

Die Erscheinung, daß in Kanut's Thinglith altnordische Volksrechte wieder auflebten, steht nicht vereinzelt da. Auch anderwärts haben gute Einrichtungen des Alterthums, welche Gewalt sonst überall niederwarf, in demjenigen Stande, welcher selbst unter verdorbenen Völkern stets Mannskraft und Tugend bewahrt, im Heere eine letzte Zuflucht gefunden. Aus dem bürgerlichen Leben der Deutschen waren bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Volksgerichte spurlos verschwunden, aber im Heere erhielt sich etwas ihnen ähnliches. Die Kriegsgerichte sind altem Herkommen gemäß aus Soldaten aller Grade zusammengesetzt, und die Fällung des Spruches erfolgt von Unten nach Oben. Die erste Stimme gibt der gemeine Soldat, die zweite, dritte, vierte der Rottmeister, Feldwebel, Lieutenant u. s. w. ab.

Der Zweck, den die ganze Gliederung der Thinglith erstrebte, ist erreicht worden. Nie sah die Welt eine mannhaftere, bessere, schlagfertigere Kriegerschaar. Man kann ihre Trefflichkeit aus einem Zeugnisse darthun, das in Wahrheit glänzend genannt zu werden verdient. Die mittelalterlichen Norweger und Isländer waren ein überaus stolzes Volk, dachten gering von allen andern Nationen, und nur von der eigenen groß. Als zu Anfang der Schlacht bei Swold im Herbste des Jahres 1000 die dänischen Schiffe Sweins, die schwedischen des Schooskönigs und die der Wickinger des Jarls Eirich gegen die norwegische Flotte heranrückten, verlangte König Olaf Trygwesson, laut dem Berichte Snorro's *), Auskunft über die Zusammensetzung des feindlichen Heers. Wer sind die da? fragte er seine Umgebung. Die Antwort war: des Kö-

*) Heimskringla I, 338.

nigs Swein Mannschaft. „Diese Weichlinge", sprach Olaf, „fürchte ich nicht, denn der Däne hat wenig Muth." „Wer sind die Nächsten"? fuhr Olaf fort, der Gefragte erwiderte: „die Schweden des Schooskönigs." „O diese, rief der Norwege, wären besser zu Hause geblieben, und hätten das Opferblut ihrer Kessel geleckt. Wer führt die dritte Schaar?" „Jarl Eirich ist es mit seinen Raubschiffen", entgegnete der Höfling. „Die werden uns schwere Arbeit machen", sagte Olaf, „denn sie sind gleich uns Norweger." Wohlan, ein Schriftsteller, der von demselben Vorurtheil erfüllt ist, Snorro Sturleson, berichtet*) bezüglich der Thingmannen folgendes: „Nachdem der Norwege Harald Hertrade im Sommer 1066 beschlossen hatte, den gleichnamigen König von England anzugreifen und zu entthronen, bot er die Hälfte der Streitkräfte seines Reichs zum Kampfe auf. Viele tadelten diese Maßregel, indem sie sprachen, Krieg mit der Krone England sei eine bedenkliche Sache, denn Britaniens König besitze in der Thingmannalith ein unübertreffliches Heer, der Art, daß je zwei der besten norwegischen Soldaten nicht vermöchten, es mit einem Thingmann aufzunehmen."

Gewiß war die Aufstellung der Thingmannenschaar eine der merkwürdigsten Schöpfungen des eilften Jahrhunderts. Schon die Zeitgenossen sprechen ihre Bewunderung aus. Sweno und der alte dänische Text, den ich benützte, strömen über vom Lobe des Königs, der die Leibwache errichtete, und des Werks, das er schuf; auch erwähnen beide die Namen derer, welche Kanut zu Rathe zog. Sweno berichtet **): König Kanut berief die weisesten Männer seines Reichs, insbesondere den Seeländer Ope, den man den Klugen nannte, und dessen Sohn Eskil, welche beide Geheimschreiber der Krone waren, und in den wichtigsten Angelegenheiten ver-

*) A. a. O. III, 149. **) Langebek III, 146.

wendet zu werden pflegten, zu sich und berathschlagte mit ihnen über Art und Weise, wie das neue Heer eingerichtet, und über die Dienstvorschriften, die für dasselbe entworfen werden sollten. Aehnliches sagt der dänische Text *) und Snorro **). Doch glaube ich nicht, daß Kanut und seine Rathgeber einen ganz neuen Stoff bearbeiteten, sondern sie scheinen theilweise fremde Erfahrungen benützt zu haben. Man kann nachweisen, daß ein berühmter Seeheld der baltischen Gewässer, Palnatoke, die Seeräuber-Gemeinde der Jomsburg gegen Ende des 10ten Jahrhunderts mit einem eigenthümlichen Gesetze ausgestattet hat, das die dortigen Wickinger, die, gleich Kanut's Huskarlen, aus allen Ländern zusammengelaufen waren, in einen wohlgeregelten militärischen Körper verwandelte. Palnatoke's Leistungen mögen von den Urhebern des Witherlag zu Grunde gelegt worden seyn. Wiederum diente Kanut's Schöpfung als Vorbild für einen größeren Kreis.

Fast die ganze Thätigkeit des deutschen Königs Heinrich's IV. und seines Hofes drehte sich seit 1065 um den doppelten Versuch, eine Reichssteuer einzuführen, und vom Ertrag derselben ein Soldheer aufzurichten. Was Heinrich IV. erstrebte, war in England längst verwirklicht mittelst der Kriegssteuer, die Kanut von den Engländern und auch von seinen übrigen Unterthanen erhob, und mittelst der Thinglith, die eben derselbe gegründet hatte. Es ist geradezu undenkbar, daß Englands Vorgang nicht auf des Salier's Bestrebungen eingewirkt haben sollte. Britanien, nur durch die Meerenge der Nordsee vom damaligen deutschen Reiche getrennt, stand in lebhaftem Verkehr mit Germanien; ja Eduard der Bekenner, der vorletzte König aus angelsächsischem Stamme, hat sogar dem Vater des vierten Heinrich bei gewissen An-

*) A. a. O. S. 180. **) Heimskringla III, 77.

lässen Lehendienste geleistet. Wäre es dem vierten Heinrich gelungen, das, was er vorhatte, in's Werk zu setzen, so würde auf deutschem Boden eine Thinglith und ein Danegeld im größten Maßstabe geschaffen worden seyn.

Die Zeit, da Kanut's Thinglith erstand, kann nachgewiesen werden. Der Verfasser der Lebensgeschichte des heiligen Elfeg erzählt *), daß König Kanut, als er den Beschluß gefaßt hatte, die Leiche des Erzbischofs von London nach Canterbury zu schaffen, aus Furcht vor einem Aufstande der Londoner Bürgerschaft die Themsebrücke, die nächsten Thore der Stadt und die Straße längs dem Strome hin durch seine Huskarle besetzen ließ. Die Uebersiedlung der Leiche erfolgte **) im Sommer 1023, folglich war die Genossenschaft der Thinglith im eben genannten Jahre bereits vorhanden. Allein ihr Ursprung reicht erweislich um fünf Jahre weiter hinauf. Das große Wickinger Heer, das seit 1015 unter Kanut I. England erobert hatte, ist im Jahre 1018 kraft der auf dem Orforder Reichstage gepflogenen Unterhandlungen abgedankt worden. Hätte nun Kanut bei Entlassung der Masse seiner alten Spießgesellen nicht einen Theil zurückbehalten, so wäre er mitten in einem eroberten Lande wehrlos dagestanden; dieß kann unmöglich angenommen werden. In der That sagt ***) der Hauptzeuge, Florentius von Worcester, ausdrücklich, daß vierzig Schiffe im Dienste des Königs zurückblieben. Nun ist, wie wir wissen, die Zahl der Schiffe zugleich ein Maß für die Stärke der Mannschaft, die auf ihnen verwendet wurde; damals aber bestand die Bemannung aus 80 Köpfen; folglich setzen 40 Schiffe ein Heer von 3200 Mann voraus. Eben diese Zahl aber bezeichnet in runder Summe Sweno als ursprünglichen Stand der Thinglith.

---

*) Langebek II, 454 flgde. **) Flores histor. S. 620. ***) A. a. O. S. 619.

Demnach wäre nicht zu bezweifeln erstlich, daß Kanut im Augenblicke, da er den großen Haufen der Wickinger abdankte, die Körperschaft der Thingmanne errichtet, und zweitens, daß er die Stammlisten der letzteren aus den Reihen der ersteren gefüllt hat. Die kräftigsten, tauglichsten Wickinger sind der Thinglith einverleibt worden. Für diesen Ursprung zeugt, außer den eben entwickelten Gründen, noch ein Wort des angelsächsischen Sprachgebrauchs. Das englische Volk nannte die Huskarle des Königs gewöhnlich Piraten, d. h. Wickinger oder Seeräuber. Florentius von Worcester berichtet *), daß im Jahre 1041 König Hardikanut, Sohn Kanut's I., eine große Kriegssteuer zur Besoldung seiner Huskarle erhob. Mathäus von Westmünster, der jenen ausschrieb, veränderte den Ausdruck, indem er sagt **), Hardikanut habe seine Amtleute ausgeschickt, mit dem Befehl, das Geld einzutreiben und mit ihm die Piraten des Königs zu zahlen. Eine Reihe ähnlicher Stellen hat du Cange gesammelt.

*) A. a. O. S. 623 flgd. **) A. a. O. S. 211.

XVII.

Aphoristische Zeitläufte.

Deutsche Erwägungen am Grabe der „Volkshalle". — Frankreich und die religiösen Unterschiede in der Krim-Armee. — Die Spannungen in der Situation. — Stimmen über einen christlichen Uebergangszustand in der Türkei.

Man darf die „Deutsche Volkshalle" zu den Todten zählen; die eingeleiteten Rettungsversuche werden ohne Erfolg bleiben, so will es die deutsche Politik Preußens. Hinterrücks hat das Blatt die letale Wunde empfangen; es selber zwar hat die blanken und ehrlichen „Waffen des Geistes" und nur sie geführt, da aber, wo man sonst so laut auf diese ritterlichen Waffen pochte, hatte man sich schon lange wieder um andere Werkzeuge umgesehen. Das Parere der Wunde gibt Zeugniß von dem Charakter des spitzigen Stahls. Am 10. d. Mts. ward dem Verleger der „Volkshalle" angekündigt: daß „er ferner nicht als ein ehrenwerther, unbescholtener preußischer Unterthan, was die erste Bedingung seiner Concessionirung sei, angesehen werden könne", daß demnach der Verlag der Deutschen Volkshalle suspendirt, und „gegen den Verleger das Verfahren auf Entziehung der Concession — auf Grund der §§. 71 ff. der Gewerbe-Ordnung vom 17. Jan. 1845 einzuleiten sei."

Zwei interessante Thatsachen liegen in dieser officiellen Willensäußerung vor. Das Blatt wird unterdrückt auf Grund der „Gewerbe-Ordnung." Nun aber hat Preußen eine Verfassung, welche von allen öffentlichen Beamteten, vom allerhöchsten bis zum niedrigsten, beschworen ist und in dieser Verfassung ist das Princip der „Preßfreiheit" sanktionirt. Darnach und nach dem entsprechenden Preßgesetz, hätte man glauben sollen, müßte auch die „Volkshalle" behandelt werden. Man hätte dieß um so mehr glauben sollen, als das Organ der Berliner Hofpartei stets den Ruhm der „freien Institutionen Preußens" im Munde führt, wo immer es nur mit hämischen Seitenblicken auf Oesterreich und Frankreich geschehen kann. Man durfte ja doch nicht von vorneherein annehmen, daß diese „freien Institutionen" nur ein glänzender Deckmantel seien für eine innerhalb waltende rechtsverachtende und gesetzlose Willkür, nur eingerichtet zu einer Fata morgana für die Außenstehenden, dagegen jeden Augenblick bereit, die täuschende Umhüllung abzuwerfen, sobald diese unbequem würde nach — Innen. Man durfte dieß, sage ich, ehrenhalber nicht von vorneherein annehmen. Aber kein Unbefangener kann verkennen, daß in der beschriebenen Behandlung der Volkshalle nach der „Gewerbe"-Ordnung von 1845 ein Act vorliegt, der nach allen gesunden Rechtsbegriffen die Lüftung des Schleiers der „freien Institutionen" ein- für allemal vollzogen hat. Oder könnte sich nicht heute oder morgen gerade so gut auch für die gerühmte verfassungsmäßige Kirchen- oder jede andere Freiheit eine derogirende alte „Ordnung" finden lassen, wie sie gegen das verfassungsmäßige Recht der Volkshalle sich gefunden hat?

Die „freien Institutionen" hätten eben keinen Anhaltspunkt geboten nicht einmal zur Verfolgung, geschweige denn zur Unterdrückung der Volkshalle; also durften sie für den Fall nicht existiren. Folgerichtig muß das beschworene Recht überhaupt und absolute der Zweckmäßigkeits-Rücksicht weichen.

Diese schien gerade eine völlige Umdrehung des einzigen großen katholischen Organs in Preußen zu fordern. Daher begnügte man sich auch nicht, es etwa bloß zu maßregeln nach den sonst practicirten Regeln der preußischen Preßfreiheit, wie man denn z. B. der „Düsseldorfer Zeitung" eine Redaction aus den literarischen Sklaven des Preßbureau's octroyirte, und der „Kölnischen Zeitung" ihren Redacteur polizeilich absetzte, um einen bieg- und schmiegsamern an die Spitze des Blattes zu stellen. Es ist ein höchst ehrenvolles Zeugniß für den Charakter der Männer an der Volkshalle, daß man bei ihr mit solchen Mitteln durchzubringen nicht hoffen durfte, und daß der Regierung nur die Wahl blieb: aut sit ut est, aut non sit. Die Zweckmäßigkeits-Rücksicht entschied für Letzteres gegen das Recht; man kann aber sehr wohl der Meinung seyn, daß die Wahl überdieß auch noch höchst unzweckmäßig gewesen, und die todte Volkshalle der Politik Preußens mehr schaden müsse, als die lebendige ihr je hätte schaden können.

Die zweite interessante Thatsache ergibt sich auf die Frage: wodurch denn der Verleger des Blattes so plötzlich aufhörte, „unbescholten", und anfieng, „bescholten" zu seyn. Die officielle Antwort lautet: „weil er dem preußenfeindlichen Treiben der Deutschen Volkshalle durch den Verkauf und den Verlag fortwährend Vorschub leistet." Somit war einerseits dem Erscheinen der Volkshalle in ganz Preußen jede Möglichkeit abgeschnitten, denn ihr Verlag hätte sofort jeden Verleger zum „Bescholtenen" gemacht und um die Concession gebracht. Andererseits genügt es demnach in jenem Staate der gerühmten „freien Institutionen", in irgend einer Frage andere Meinung zu vertreten als die jeweilige Regierung, um als „preußenfeindlich", also als „bescholten" betrachtet und polizeilich behandelt zu werden, d. i. mit andern Worten als Vaterlands-Verräther. Daß dieses Princip unter Umständen gerade so gut auf die Opposition in der Kammer angewendet

zu werden vermag, leuchtet ein. Ueberhaupt convenirt dasselbe zweifelsohne vortrefflich mit der Idee des russischen Czarthums, wie es aber „christlich-germanisch" seyn soll, wie man sich daneben sogar immer noch „freier Institutionen" rühmen mag, das ist nicht abzusehen.

Und was war denn nun eigentlich „preußenfeindlich" an der Volkshalle? Es ist wahr, daß sie auch in manchen innern Fragen mit der herrschenden Partei nicht stimmte. Nicht nur vertrat sie mit ernster Energie die katholische Sache, eine wahre Parität in Preußen gegen den verfassungswidrigen „evangelischen Staat", wie er aus leidenschaftlicher Begehrlichkeit in den Köpfen, Reden und Handlungen der Hofpartei spukt, endlich die beschworne Kirchenfreiheit im Leben, nicht bloß auf dem Papier, während dieselbe jener herrschenden Partei allein als ein in den Zeiten der Noth erzwungenes Zugeständniß und unter dem Vorbehalt leidlich ist, daß man heute Parade der Großherzigkeit damit mache, und es morgen je nach Belieben zurücknehme. Die Volkshalle vertrat ferner die Ansicht, daß die nun einmal zu Recht bestehende Verfassung eine Wahrheit seyn müsse, nicht bloß leichter Sand, dazu bestimmt, den Leuten in die Augen gestreut zu werden. Sie trug sich nicht mit den anderwärts, unter dem Schutz und Schirm des Verfassungseides selbst, beliebten anticonstitutionellen Diatriben, indem sie wie recht und billig erachtete: wenn man diesen Constitutionalism nicht reichlich verdient hätte, so hätte man ihn nicht! Die Volkshalle hatte auch nicht diese oder jene Sonderinteressen zum Maßstabe ihrer innern Politik gemacht. „Die katholische Politik im Unterschiede von der Politik der jeweiligen Katholiken" vermochte nur kurze Zeit in den Spalten des Blattes ihr advokatisches Unwesen zu treiben und ward dann ausgeworfen. Sie pflegte um „Recht" und „Rechte" zu eifern, ohne zu bedenken, daß „Recht" und „Rechte" im Staatsleben nicht verloren gehen, ohne daß die entsprechenden Pflichten erst aus freien Stü-

den weggeworfen worden, so oft auch dabei der Unschuldige für den Schuldigen büßen mag. Die Volkshalle behauptete sich bei einer andern Einsicht in das Geheimniß der moralischen Weltordnung. Man weiß, welche Augenweide katholischer Zwietracht für die lauernde Hofpartei und endlicher Abfall aus der Friedlosigkeit jener advokatischen Rabulisterei erwuchs.

Doch scheint es nicht, daß das Organ wegen seiner innern Politik als „preußenfeindlich“ verurtheilt ward. Der eigentliche Grund war vielmehr seine Opposition gegen die „deutsche Politik Preußens.“ Wer ihr nicht blindlings zustimmt, ist ein Verbrecher an dem absoluten Recht der preußischen Ehre, also preußenfeindlich. Um wie viel mehr muß dieß von den Einheimischen gelten, da man es selbst den Auswärtigen ohne Bedenken zumuthet; man stellt sich ihnen gegenüber als Katze der Maus, und verlangt in demselben Athem mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt: es sei Pflicht der projektirten Maus — katzenfreundlich zu seyn.

Die Volkshalle hätte bedenken sollen, daß die deutsche Politik Preußens eben um ihrer Geheimnisse willen liebenswürdig seyn muß; statt dessen urtheilte sie nach ihrem äußerlichen Habitus und fand diesen allerdings — nicht schön. Preußen hatte sich unter Brief und Siegel principiell gegen Rußland aufgestellt; das arme Blatt meinte nun, so müsse es wirklich seyn und bleiben, und predigte die Allianz gegen Rußland; dadurch ward es „preußenfeindlich.“ Das Organ der Hofpartei dagegen folgerte und folgert aus jener principiellen Aufstellung gegen Rußland die Allianz mit Rußland; darum ist es „preußenfreundlich“ katexochen. Geradeso erging es der Volkshalle mit dem von allen officiellen und officiösen Federn verschwendeten Ausdruck: deutsche Politik Preußens. Sie verstand deutsch für deutsch, und ward „preußenfeindlich“; das Berliner Organ der Hofpartei dagegen verstand deutsch für specifisch preußisch und blieb „preußenfreundlich.“ Zu Allem hin wollte die Volkshalle durchaus

ihre Mißverständnisse nicht reformiren lassen, so dringend auch das Berliner Preßbureau seine guten Dienste anbot; sie that im Gegentheile, als wenn das deutscher Treu und Ehrlichkeit zuwider wäre. Was konnte „preußenfeindlicher" seyn, als ehrlicher und deutscher seyn wollen, denn Abrahams Söhne im Berliner Preßbureau!

Bedeutsam aber bleibt es, daß man diese Mißverständnisse fürchten und das Organ hinterrücks niederschlagen zu müssen glaubte — gerade unmittelbar vor den bevorstehenden neuen Wahlen. Die „freien Institutionen" werden nämlich erst jetzt ihre Probe zu bestehen, ihr wirkliches Leben zu beweisen haben. Die alte Kammer war gewählt unter dem ersten Terrorismus der Reaction; die in Preußen sehr starke demokratische Partei hatte sich damals gar nicht betheiligt, wogegen sie jetzt bereits in Masse rüstet. Auch die eigentlich Constitutionellen stehen immer noch für England anstatt für Rußland, zudem beweisen sie stets von Neuem, daß ihnen das rechte, preußenfreundliche, Verständniß der „freien Institutionen" denn doch nicht beiwohnt. Die Katholiken ihrerseits erblicken ihren einzigen Schutz in diesen gleichfalls nach allgemein menschlicher, statt nach specifisch preußischer Logik verstandenen Institutionen und bleiben beharrlich der Ansicht, deutsch sei deutsch. Die kleine Fraktion derselben, welche ihre Sonderinteressen unter dem Verständniß des Organs der Berliner Hofpartei zu bergen meint, erscheint diesem selbst kaum als nennenswerth, und so sind denn die Angstrufe leicht erklärlich, welche die neuen Wahlen dem genannten Organe auspressen. Seine vielgerühmten „freien Institutionen" könnten überhaupt in dem Schicksal der Volkshalle einen Typus des eigenen finden.

Vergebens haben wir bei den „christlichen Germanen" in Berlin nach einem Wörtlein des Tadels über diesen Fall gesucht. Sie stellen sich zwar immer wieder hin als die geistigen Schützer und Advokaten der rechtlichen Freiheit, vermeinen diese aber stets nur für sich selber; erscheint es ihnen

dagegen nützlich und zweckmäßig, daß Andere, und zuvörderst die Katholiken, derselben beraubt werden, so ist die That stets ihres Beifalls sicher. Sie haben dieß noch in jeder auftauchenden Frage bewiesen, bei den katholischen Beschwerden in der Berliner Kammer so gut wie in der holländischen Katholiken-Verfolgung und im oberrheinischen Kirchenstreit. Bei dem Verfahren mit der Volkshalle aber fällt noch ein besonderer Umstand in's Gewicht, der auf specielle Betheiligung der christlichen Germanen schließen läßt. Seit geraumer Zeit verlautete von ihrem Plane, das Feld am Rhein zu rasiren, um den bekannten Träger der „katholischen Politik im Unterschiede von der Politik der jeweiligen Katholiken" von Neuem darauf anzupflanzen. „Unter desperaten Umständen", wie er selber sagt, „allein, ohne einen einzigen regelmäßigen Mitarbeiter, mit neunzig Abonnenten auf dem Kampfplatze zurückgeblieben," steckte er vor vier Monaten seine Feder einstweilen ein; jetzt scheint man unter nachdrücklichem Beistand hoher Polizei besseres Fortkommen für eine katholische Kreuzzeitung am Rhein zu hoffen. Das Original-Organ der Berliner Hofpartei ist in Rußland soeben allen höhern Beamtungen dringend empfohlen worden und soll einen Zuwachs von 800 russischen Abonnenten erhalten haben. Und der rücksichtsloseste Advokat des wohlbestallten russischen Fanatismus, der noch dazu die in ihrer Art einzige Kunst versteht, gedachten russischen Fanatismus für „katholisch", ja absolut katholisch zu verkaufen, er sollte länger Supernumerär seyn?

Die für den Brandaltar der preußisch-russischen Politik hingeschlachtete Volkshalle war ein conservatives Organ, in gefährlichster Zeit von wackeren Männern mit schweren Opfern gegründet. Sie war aber nicht „conservativ" im Sinne der heiligen Allianz und der russischen Denkschrift von 1837. Die Lehren von 1848 waren für sie nicht verloren, wie sie leider es sind für die jetzt herrschende Reaction. Nicht Eine deutsche Regierung war damals, welche nicht eben dieselben Zustände

für höchst gefährlich und verderblich, ja für eine unbestreitbare Rechtfertigung der revolutionären Bewegung feierlich anerkannte, eben dieselben Zustände, deren baare Zurückführung man jetzt als die höchste und einzige Aufgabe des deutschen Regierungs-Verstandes betrachtet. So spielt sich in diesem Augenblicke das aufregende Schauspiel ab, wie in Hannover von Bundeswegen die 1848ger Verfassung gewissen ständischen Rechten der Ritterschaft geopfert wird. Man mag dieß in der Ordnung finden; aber wie will man dabei antworten auf die von der würtembergischen Kammer soeben erhobene Interpellation: was denn aus den feierlichen Versprechungen geworden sei, mit denen man sich bei Wiederaufrichtung des Bundes den Deutschen verpflichtet hat?

Eine Reaction, die nur die entfremdeten Rechte eifrig wieder einrafft, die übernommenen Pflichten aber hochmüthig verachtet, ist zwar auch eine Reaction, aber nur eine Reaction zur Contrerevolution. Ein solcher „Conservatismus" läuft gegen die moralische Weltordnung, allerdings aber nicht gegen die russische Denkschrift von 1837. Es gibt Männer, die im gefährlichen Jahre sich nicht damit begnügten, hinter dem Redactions-Tisch hervor über ihre conservativen Principien zu raisonniren, die vielmehr persönlich hinausgingen unter die empörten Massen und ihnen ihre Argumente auszureden suchten. Diese Männer wissen, wie schwer es war, gegen solche von deutschem Recht und deutscher Einheit hergenommenen Argumente aufzukommen; sie fühlen, wie unermeßlich man dieselben Argumente, statt versprochenermaßen ihnen zu begegnen, namentlich seit den letzten zwei Jahren selber verstärkt hat; sie, alle wahrhaft Conservativen, sind jetzt die unschuldig Blamirten, die mit Fingern auf sich weisen lassen müssen; sie — frage man sie nur! — werden ein zweites Mal ihr — eigenes Haus hüten. Und dieses zweite Mal wird nicht auf sich warten lassen, die preußisch-russische Reaction sorgt dafür.

Wir haben wiederholt angedeutet, daß aus dem segenlosen Sisyphuswerk der jüngsten Wiener-Conferenz nur Ein tröstliches Zeichen christlich positiver Politik aufgetaucht, und der unerwartete Anblick Frankreich zu verdanken sei. Es ist das französische Memorandum über die politische Neugestaltung in der Moldau-Walachei und Serbien. Nicht nur seine hohe Bedeutung an sich bewegt uns, immer wieder darauf zurückzukommen. Es liegen Anzeichen vor, daß man diese Bedeutung auch in andern Kreisen zu würdigen weiß, aber — man läßt kein Sterbenswörtchen davon verlauten. Natürlich, man müßte ja sonst auch auf protestantisch-liberalistischer, preußisch-russomanischer Seite einen unwidersprechlich edlen Zug an der französischen Politik anerkennen, und dieß darf um keinen Preis geschehen.

Man debattirte daher ein Langes und Breites über die Conferenz-Protokolle hin und her, aber vom französischen Memorandum keine Sylbe. Die Allg. Ztg. insbesondere besann sich lange, bis sie es überhaupt nur zum Abdruck brachte. Und doch hat die Redaction Monatelang, mit ihren giftig antifranzösischen „Pariser Correspondenten" noch lange nicht begnügt — deren nicht Einer Franzose zu seyn scheint, deren Arbeiten oft nach bestimmter Schablone in Augsburg selber entstehen — Tag für Tag selbst zum Stift gegriffen. Aber immer nur, um Unglück und Wehe aller Art über Frankreich ahnen zu lassen, um Napoleon III. die unverzeihlichsten Betisen in Taktik und Finanz und Politik und in allen Dingen nachzuweisen, um heute die Krallen der Revolution an seinem Hals, morgen ihre Pfoten in seiner Hand erscheinen zu lassen. Erst noch das neue französische Nationalanlehen eröffnete die trübseligsten Perspectiven, nur daß es leider in der Wirklichkeit an überaus glänzendem Erfolg hinter dem vorigen nicht zurückbleibt. Man dürfte fragen, wo denn sonst solche Beweise öffentlichen Zutrauens zu ersehen seien; die Allgemeine Zeitung wird aber dennoch fortfahren zu beweisen, wie die

Regierung Napoleon's III. ganz und gar kein Zutrauen verdiene. Viel eher noch ist ihr von Englands Ministerium und Parlament zu hoffen; sie waschen sich zwar täglich ihre schandvoll schmutzige Wäsche vor, auch droht nicht nur die Bourgeoisie, sondern auch schon der süßeste Pöbel der Welt an der Wäsche sich zu betheiligen: aber England hat doch noch eine Tribune, Kabinetskrisen, Systemwechsel und ist nicht — katholisch!

Das jetzige Frankreich dagegen? Vergebens stößt die Allgemeine Zeitung in gemessenen Zwischenräumen für die vielseitigen Orleans in die Trompette, für diese Hoffnung der Tribune und der kirchenfeindlichen Propaganda. Noch immer sitzt der Mann fest auf dem von ihnen einst usurpirten Throne, der die zweite Revolution unterdrückt hat, die da in dem Mistbeete orleanistischer Corruption großgewachsen ist, und der sie mit gewaltiger Hand niederhält, in wasfür Vermummung immer sie auftreten, mit wasfür Lockungen politischer Triumphe im Ausland sie auch heranschleichen mag. Napoleon III. war bis jetzt mehr, als irgend eine Menschen-Seele erwarten konnte, dasjenige, was so selten ist und fast unerhört in unserer Zeit — ein Mann. Das ist das Leid aller derjenigen, deren Zwecke erfordern, daß sie selbst und sie allein die Männer der Lage seien; es ist dagegen unsere Freude. Sollte Napoleon III. einmal ein Programm für Deutschland abfassen nach der russischen Denkschrift von 1837, dann werden wir sagen: „Frankreich ist unser Feind.“ Bis dahin aber spielt Rußland allein die vom despotischen und vom revolutionären Frankreich übernommene Rolle des deutschen Erbfeindes, und von Napoleon III. gebietet die Pflicht der Wahrheit und Ehre so gut als unser katholisches Gefühl zu urtheilen: er ist ein — Mann!

Wohl wird erwidert: ganz Frankreich stehe eben allein auf diesen zwei Augen. Es ist aber nicht wahr; Frankreich wird vielmehr täglich fester vor den Augen — Gottes. Dieß

ist ein unwandelbarer Grund des Trostes. Je tiefer es gesunken war durch die sittliche Pest der unter seinen letzten alten Königen gehegten und gepflegten englischen Freigeisterei, desto wunderbarer ist jetzt sein religiöser Aufschwung. Das obengedachte Memorandum läßt hoffen, daß Frankreich auch im diplomatischen Theil der orientalischen Weltkrisis christliches Zeugniß dafür ablegen werde. Nach ihrem kriegerischen Theil hat sie bereits leuchtende Beweise der christlichen Erhebung Frankreichs an's Licht gebracht. Wahrlich, dieser Krieg ist eine doppelte Mission für das französische Volk, eine active und eine passive, beides zugleich im eigenen Land wie an den morgenländischen Schauplätzen des entsetzlichen Kampfes. Mit freudigem Stolz darf auch der deutsche Katholik hinblicken auf die französische Armee in der Krim. Sie hat ihren ritterlichen Todesmuth mit frommer katholischen Ergebung geziert, und unter allen den abendländischen Völkern, die dort unter den Kindern des Propheten erschienen — gaben die Franzosen allein öffentlich und unbefangen Zeugniß von ihrem christlichen Glauben. Sie erwiesen sich würdig des Schutzes der seligsten Jungfrau, den Napoleon III. für ihre Schiffe und ihre Waffen angerufen hat.

Bedürfte es fremder Bestätigung, so brauchte man nur die Russen in der Krim zu fragen. Wer aber die von Zeit zu Zeit privatim veröffentlichten Briefe der französischen Feld-Priester liest, wird den Eindruck der kindlichen Treuherzigkeit nie vergessen, in der sie mitten unter den Schrecken des Todes ihre selige Wonne über die tausendfältig bezeugte religiöse Treue ihrer armen Soldaten ergießen. Ihre Darstellung bewegt sich durchaus in kleinen Zügen, auf die hier nicht wohl einzugehen ist, aus allen aber spricht ein liebliches Bild tief katholischen Gefühls unter der naivesten soldatischen Legerität; Nichts von angelernter pietistischen Geziertheit, Alles verwachsen in Fleisch und Blut, wenig Worte, viel stumme That, und es ist eine in der Krim bekannte Erfahrung, daß der kranke oder

verwundete Soldat in dem wildesten Toben wahnsinniger Fiebergluth meist augenblicklich sich beruhigt, wenn das geistliche Kleid an seinem Schmerzenslager erscheint. Viere der frommen Feldpriester sind den unsäglichen Leiden der Expedition erlegen, drei mit Noth dem Tode entronnen, alle aber zählten und zählen die schönsten Tage ihres priesterlichen Lebens nach ihrer Amtsverwaltung bei den Choleragräbern am Bosporus und auf den Todtenfeldern der Krim*). Bewegen sie sich unter den tapfern Soldaten wie unter ihren guten Kindern, so sind sie vollends unerschöpflich im Lobe der hohen Officiere. Von den ersten derselben, die in Gallipoli und Varna der Seuche zum Opfer fielen, rühmt Frankreich den Heldenmuth, mit dem sie als gläubige Katholiken das erbaulichste Ende nahmen; und kaum hat der Todesengel jüngst vor dem Malakoff unter den Blutströmen des 18. Juni die letzten Lorbeern um die bleiche Stirne des tapfern General Mayran gewunden, so erfahren wir, daß das katholische Frankreich in ihm einen treuen und eifrigen Sohn der Kirche verliert. Der Eroberer des furchtbaren „grünen Mamelon“, General Bergé, Lothringens würdiger Sohn, steckte am 7. Juni den Säbel ein, um noch von der grauenvollen Wahlstätte aus ein frommes Gedicht an die Lieben in der Heimath zu richten, das die Spuren des Haudegens an sich tragen mag, aber nur um so ehrlicher und wahrer ist**). Ober-

*) S. z. B. den Bericht des Jesuiten P. de Damas, Ami de la religion 14. Juli 1855. — Soeben kommt die Nachricht, daß schon der sechste jener Priester gestorben sei.

**) O Mutter Du des Herrn, so Drangsal ich erfuhr,
Hab' ich zu Dir gefleht, zu Dir, der gnadenreichen,
Und nicht umsonst, kann doch die Zuversicht nur gleichen
Der Dankbarkeit und meiner heißen Liebe nur.

Wie drängt es mich nunmehr, zu halten jenen Schwur,
Den betend ich gethan Dir vor dem blut'gen Reigen:
„Von der Empfängniß will mit Herz und Mund ich zeugen,
Daß unbefleckt sie sei von sündlicher Natur.“

General Canrobert selber setzte einst die ganze abendländische Presse in Erstaunen durch die Nachricht, daß er seine Rettung an der Alma ganz offen der von hoher Hand in Frankreich ihm zugestellten Muttergottes-Medaille verdanke. Und während des schrecklichen Winters vor Sebastopol verging kein Sonntag, wo nicht der Obergeneral zur neunten Stunde des Morgens, umgeben von seinem ganzen Stabe, durch Schnee und Koth nach der Hütte des Feldsuperiors kam, der auf einem Altar zur Seite seines Bettes die heiligen Geheimnisse feierte. Wo immer die Armee unter türkischem Volke campirte, erachteten ihre Führer es als eine besonders theure Pflicht, ihre Feldmesse mit aller Feierlichkeit des Kriegslagers öffentlich zu begehen. Die Türken liefen stets schaarenweise zu diesen unvergeßlichen Schauspielen, und wie die barmherzigen Schwestern als die Engel überirdischer Liebe ihrer höchsten Achtung genießen, so gab bald das silberne Kreuz auf der Brust des Feldpriesters ein Privilegium auf die ehrerbietigste Zutraulichkeit der gemeinen Muselmanen. Als die 2. Division mit ihrem General in Adrianopel einrückte, war sein Erstes die Frage, ob die Handvoll Katholiken daselbst Kirche und Priester hätten. Man wies ihm eine Scheuer in einer Ecke des entlegensten Stadttheils, wo ein armer italienischer Priester sein Amt in Dunkelheit und Mißachtung versah. Am nächsten Sonntag stand auf einem reizenden Inselchen bei der Stadt, wo die Sultane sich ein Lusthaus gebaut, unter der glühendsten Blumenpracht des Orients ein stolzer Altar,

---

Ja Du, Maria, hast im Kampfe mich gehoben,
Vor Kugelsaat und Blei, vor der Geschütze Toben
Hast Du mein Haupt bewahrt, dem Schrecken es gefeit:

So habe Dank, die Du zum Siege uns geführet,
Drum Dir allein, nur Dir die Ehre auch gebühret —
O Mutter Du des Herrn, sei hochgebenedeit!

General Ch. Bergé.

20,000 Bewaffnete als Eisenmauer um ihn herum, der General erschien in großer Uniform mit der Gattin des österreichischen Consuls am Arm, hinter ihm die Consuln und der glänzende Stab, und bald sahen die umstehenden Türken-Schaaren offenen Mundes alle die hochragenden Häupter vor der segnenden Hand des armen Priesters sich neigen, und sie ahnten, was Alles noch vorgehen könne auf muselmanischer Erde.

Fast thut es uns Leid, im Gegensatze anzudeuten, was die Türken an Andern sahen. Wir wollen auch nur von der Ursache sprechen nicht von den Erscheinungen. Als der Berichterstatter der „Times“ über den mißlungenen Sturm vom 18. Juni berichtete und erwähnte, wie die zahllosen Gräber der Gefallenen da und dort mit einem einfachen hölzernen Kreuz bezeichnet seien, da glaubte er bemerken zu müssen: „es darf unser protestantisches Gefühl nicht beleidigen, daß dieses Sinnbild der altchristlichen Welt nicht bloß auf den Gräbern römisch-katholischer Soldaten steht, man hat es auf allen ohne Unterschied errichtet, weil man weiß, daß die Russen die also bezeichneten Gräber um so mehr achten werden.“ Selbst die Allg. Ztg. erinnerte: „das sei doch eine gar pedantische (!) Clausel.“ In denselben Tagen aber berichtet eine protestantische Feder in dem Organ der englischen Hochkirchen-Partei, in the Guardian, über eine englische Dame, die, wie es scheint, unter den Diaconissinen in Constantinopel thätig war, wörtlich wie folgt: „Der Uebertritt der Miß Lawfield aus der anglikanischen in die katholische Kirche wird in England ohne Zweifel große Sensation erregen. Dem Einfluß der hier befindlichen katholischen Priester kann ihre Conversion mit Fug nicht zugeschrieben werden. Ich glaube vielmehr, daß ihr Abfall von ihrem alten Glauben hauptsächlich veranlaßt war durch die religiöse Indifferenz, um nicht gleich zu sagen den Unglauben, in dem hier eine große Zahl unseres Militärs dahin lebt. Die meisten protestantischen Officiere

und Aerzte verrathen nicht die leiseste Spur von Religion, die gemeinen Soldaten beweisen im Allgemeinen die äußerste Indifferenz. Dieses Schauspiel erloschenen religiösen Gefühls, von ihren Glaubensgenossen täglich unter den Augen der Miß Lawfield aufgeführt, hat in ihrem Herzen die wohl ohnehin schon schwache Anhänglichkeit an die Kirche ihrer Väter und ihres Landes vollends ertödtet" *).

Dem ist nichts mehr beizufügen! Daß freilich auch für die englische Armee im Orient ganze Tonnen von Bibeln und Traktätlein verladen worden, versteht sich von selbst, und wenn man, wie drüben gebräuchlich, nach der Masse des Empfangs von derlei gedruckter Waare den religiösen Sinn der Empfänger wägt, so muß es damit vortrefflich stehen, so vortrefflich, daß man auch schon die französischen Soldaten in den Kreis solcher geistigen Wirksamkeit ziehen zu müssen glaubte.

In Frankreich dagegen weht der Hauch religiöser Erhebung hin und zurück. Wenn die Gräber in der Krim halb Frankreich in Trauer versetzen und bald der größte Theil des Landes schwarz gekleidet geht, so gründet in dem Maße das ewige Leben tiefer in den religiös angeregten Gemüthern. Schon vor ein paar Monaten wandelte es einen Correspondenten der Allg. Ztg. aus Marseille selber ganz katholisch an, als er eines Tages vier verkrüppelte Soldaten mit bewegtem Herzen in eine Kirche gehen, kleine Gebetbücher aus der Tasche ziehen und andächtig beten sah. „Das religiöse Gefühl bei der französischen Armee", erzählt er, „ist überhaupt seit einiger Zeit im Zunehmen. Man begegnet häufig in den Kirchen Soldaten welche, bevor sie sich einschiffen, auf beiden Knieen die göttliche Gnade anrufen. Nicht ohne Staunen sah ich vor ein paar Tagen selbst ein paar Zuaven von martialischem Aussehen, welche mit erfrorenen Füßen vor einiger Zeit aus der Krim hier ankamen und glücklich genesen sind,

*) S. Ami de la religion vom 12. Juli 1855.

in der Kirche St. Martin inbrünstige Dankgebete knieend zu Gott emporsenden. Gestern ging ich auf dem sogenannten Collin de Bonaparte, welcher hart an den Berg stößt, auf dem der berühmte Wallfahrtsort Notre Dame de la garde gelegen ist, spazieren, da bemerkte ich eine junge, schöne, sehr elegant gekleidete Dame, welche diesen Berg hinaufstieg, mit einer Wachskerze in der Hand und barfuß. Sie wallfahrtete zur Statue der heiligen Jungfrau, um ihr Dankgebet zu verrichten für die Rettung ihres Mannes, eines Capitains im 7. leichten Regiment, welcher, bei der Affaire von Malakoff zehnfach verwundet, als todt geglaubt auf dem Schlachtfeld gelassen, dann von den Russen nach Sebastopol gebracht und mit der zärtlichsten Sorgfalt von ihnen behandelt wurde, so daß er jetzt vollkommen hergestellt ist" *).

Die Russen selbst finden eben nicht, daß es nur ein „revolutionäres Frankreich" und nicht auch daneben ein brünstig christliches Frankreich gebe. Und nur wir Deutsche sollten aus blindem politischen Haß den katholischen Brüdern über dem Rhein die verdiente Anerkennung rauben und rauben lassen!

Wie ekelerregend, wenn, was eben jetzt in der Allg. Ztg. und anderer russisch-preußischen Presse geschieht, auch heute noch deutscher Bettelstolz die kahle Rosinante besteigt, um naserümpfend z. B. auf die romanischen Völker herabzusehen, die „in innerer Auflösung begriffen seien!" Seit dreihundert Jahren die Halunken oder die Harlequine des politischen Daseyns, endlich zum europäischen Nußknacker am russischen Drath promovirt, wollen diese Deutschen die Diagnosten an Völkern seyn, die mit starker Faust jene große Frage des Jahrhunderts angefaßt, vor der sie selber ohn-

*) Allg. Ztg. vom 10. Mai 1855.

mächtig hingesunken, nicht einmal des Anblicks fähig, geschweige denn des Angriffs! Erschwingen allerdings, meinten wir und beteten wir, solle sich dieses Deutschland an dem erhabenen Weltproblem im Orient, dem Niemand näher liegt als es selbst; statt dessen hat es sich daran — erhängt. Dank der Vorsehung auch dafür! Die fauligen Elemente des deutschen Leichnams haben wenigstens als Dünger gedient, aus dem die Lösung der orientalischen Frage jetzt schon hervorwächst. Unsere Augen hätten sie sonst vielleicht nicht mehr gesehen. Immer noch über Verdienst hat also der Allmächtige dieses Deutschland so geehrt, daß es wenigstens als Mistbeet dienen durfte, um die wahre Friedens-Palme rasch emporzutreiben: eine neue Ordnung der Dinge in der Türkei.

In der That, wäre die deutsche Politik Preußens nicht gewesen und ihre evangelischen Trabanten unter dem süddeutschen katholischen Volke, kaum ein Federchen hätte der russische Adler verloren und bequemer als zuvor horstete er nun wieder in der Türkei. Seht ihn dagegen jetzt an! Bis zum Alter von 37 Jahren hat er schon die Rekruten genommen, und soeben erfährt man, daß volle vier Sechstel der großen Operations-Armee allein gegen die Krim verwendet seien, in deren unersättlichen Todesrachen Eins um das andere von jenen Corps hinabstürzt, mit denen er Europa Schach bieten zu dürfen glaubte. Und das Aergste steht ihm noch bevor, für die Westmächte dagegen ein Spiel, daß ihre Schiffe, wie ein Hornissen-Schwarm endlos hin- und her schießend, bald da bald dort auf die Küstenpunkte sich werfen, bis der kalte Brand von diesen Extremitäten nach dem Herzen vordringt. Dabei verschwindet die Beute ihm täglich mehr aus den Augen, indem sie zwar stündlich mehr sich zum Falle neigt, aber nicht vor Rußlands Füßen.

In dieser Noth soll jetzt Oesterreich helfen. Allerdings hat auch Oesterreichs leidiger Mißgriff mit der Interpretation vom 28. Dec. und folgerichtig sein endliches Schwanken

den Czaren noch tiefer hineingetrieben in jene Noth. Das Schicksal wollte es so. Wäre Oesterreich fest geblieben, so hätte Rußland in Wien Friede gemacht um jeden Preis, wie es denn auch damals noch geschehen konnte ohne wesentlichen Verlust. Jetzt nun bietet Nesselrode Alles auf, um Oesterreich auf Grund seiner Interpretation vom 28. Dec. wo möglich mit den Westmächten zu verfeinden. Es fehlt keine Schmeichelei, keine Betheuerung rasender czarischen Verliebtheit in die türkische Integrität, die Sulina will man kaiserlicher Obmacht unterstellen und selbst die Donauländer auf eine Reihe von Jahren österreichischer Besatzung. Dafür soll Oesterreich bloß seine Interpretation nun auch gegen den Westen geltend machen. Kurz, das Roß der Danaer ragt vor Troja's Mauern; geborne und finanzielle Aristokratie steht schon mit Stricken und Stangen bereit. Werden sie es wirklich hineinziehen? wenn Herr von Bruck sagt: so will's die Valuta?

Aber Laokoon-Buol wird doch die Eingeweide kennen, die das russische Danaer-Roß im dunkeln Bauche trägt? Wir zweifeln zwar nicht. In seinem Kabinet jedoch ist's seit Wochen unheimlich stille geworden. Die wackern Musikanten, die in der Allg. Ztg. sonst so tapfer den Russen aufspielten, daß wir heute noch athemlos sind von der gehabten Mühe Schritt zu halten, sie sind alle verstummt; kaum daß in der letzten Zeit noch Einer es wagte, die Preußen anzubrummen; im Uebrigen sind sie alle heiser geworden von den schmetternden Kriegs-Fanfaren um die „feste Grundlage eines dauerhaften Friedens.“ So heiser, daß die Allg. Ztg. wieder schätzbares Rohmaterial aus Wien erhält, aus dem sie dann selber Berichte zimmert, die da von Paris her vermelden: Frankreich bedaure lebhaft die österreichischen Vorschläge zurückgewiesen zu haben und „denke auf Mittel einzulenken.“

Gewiß aus der Seele des Hrn. von Bruck gesprochen; aber es ist zu fürchten, die österreichische Bankvaluta liege ihm

näher als den Westmächten. Die Letztern haben jene „Vorschläge“ doch etwas gar zu eindringlich auf ihren wahren Werth, den des Schappements, zurückgeführt. In der That, kaum traut man seinen Augen, in den nun von England veröffentlichten Actenstücken zur Wiener-Conferenz zu sehen, was Alles Graf Buol für geeignet hielt, „dem russischen Uebergewicht im schwarzen Meere ein Ende zu machen.“ Wir finden uns daher jetzt nach den endlich vorliegenden Actenstücken in der unerfreulichen Lage, abermals revociren zu müssen: man hat diesen Vorschlägen wirklich nichts nachgesagt, was nicht vollkommen wahr war. Weit entfernt sie nochmals kritisiren zu wollen, um so mehr, als man wirklich nicht recht weiß, wie und wo sie festzuhalten seyn möchten: war doch die Logik entschieden nicht auf Graf Buol's, sondern auf Lord Clarendons Seite.

Der fundamentaliter vorgeschlagene Separat-Vertrag zwischen Rußland und der Türkei entspricht so ganz den czarischen Intentionen, daß immer wieder das Gerücht auftaucht, Rußland wolle auf Grund eines solchen nun selbst die liberalsten Friedensbedingungen bieten. Das westmächtliche „Gegengewicht“ ferner im schwarzen Meer ward von Graf Buol als die „Hauptsache“ hervorgehoben; allein der Lord erwiderte ganz richtig: „daraus würde nicht Friede, sondern nur ununterbrochene Anwartschaft auf Krieg entstehen, zur nie endenden Beunruhigung Europa's; nichts Anderes heiße das, als die Existenz des osmanischen Reiches von fortwährender fremden Hülfe abhängig zu machen, bei jeder Gelegenheit müßten England und Frankreich ebenso mächtige Armadas als jetzt dort haben, und immerwährend zum Kriege mit Rußland bereit seyn; da wäre es ja das einfachste, das jetzige System, d. i. den Küstenkrieg, fortzusetzen, um so mehr als Rußland, weit entfernt, der Türkei zu drohen, sich vielmehr in die freundlichsten Beziehungen zu ihr setzen, sie in falsche Sicherheit wiegen, und drei Tage nach einem vom Zaun gebrochenen Streit mit

ihr im Besitz Constantinopels, des Bosporus und der Dardanellen seyn könnte." Graf Buol beantragte weiter in der That einen geheimen Artikel: wenn Rußland die Stärke der Flotte bis auf den status quo ante vermehrte, so solle dieß ein casus belli für die drei Mächte seyn, und er setzte den Werth desselben besonders in die damit verbürgte Aufrechthaltung der gegen Rußland gerichteten Allianz. Allein der Lord entgegnete einfach: wenn Oesterreich jetzt, wie es sage, „wegen zweier Schiffe mehr oder weniger" weder selbst einen Krieg anfangen, noch dem Bund einen solchen vorschlagen könne, ob dieß dann nicht auch ebensowenig in jenem Falle, wo es sich ja wieder „wegen zweier Schiffe mehr oder weniger" handle, möglich seyn werde? was denn überhaupt dafür stehe, wann Oesterreich einmal mit seinen Finanzen, mit dem Bund rc. so weit im Reinen seyn werde, daß es nach seinen Worten zu thun vermöge in einer Sache, die „ganz wesentlich seine eigene Sache sei"?

Man sieht, wie der Lord den Nagel überall auf den Kopf getroffen, und warum dem Czaren ein Friede auf Grund dieser „Vorschläge" so überaus wünschenswerth seyn muß. Andererseits haben wir selber nie aufgehört zu sagen, auch die westliche Interpretation vom 28. Dec. sei keinen Schuß österreichischen Pulvers werth. Darum eben steht jetzt das Danaer-Roß so gefahrdrohend vor den Mauern Wiens. Europa bedarf durchaus neuer Ziele! Sie fürchtet das Czarthum am meisten; um sie abzuwenden, ward das Danaer-Roß gebaut. Dennoch aber drängt die ganze Situation zu neuen Zielen, und unter der jetzt herrschenden politischen Windstille bereitet sich die eigentliche Entscheidung der orientalischen Frage vor.

Entweder schafft Oesterreich mit an neuen positiven Zielen, und dann ist Rußland geschlagen. Dazu aber gehörte eine völlige Umkehr der bisherigen Grundanschauung der österreichischen Diplomatie. Graf Buol äußerte unter Anderm gegen Lord Russel: Rußlands Niederlagen würden nicht zum

Frieden führen, sondern das russische Volk nur noch mehr aufreizen, und die Folge wäre, „daß das ottomanische Reich erschöpft und der ursprüngliche große politische Zweck unter den neuen politischen Complikationen aus den Augen verloren würde“ — d. h. die äußere und innere Integrität des hergebrachten Türkenthums. So lange dieß Oesterreichs letzter Zweck ist, so lange Rußland mit dem vierten Punkt geradezu zu drohen vermag, weil man ihn nicht ausführen könne, ohne der Türkei Gewalt anzuthun, so lange Wiener-Berichte in der Allg. Ztg. die Aufgabe Oesterreichs darein legen dürfen, die türkischen Slaven auf jeden Fall niederhalten zu helfen: so lange sind die nöthigen neuen Ziele allerdings unmöglich.

Oder also Oesterreich hält beharrlich fest an seiner rein negativen Interpretation, und dann ist Rußlands Sieg entschieden. Die beiden Mächte haben dann vorerst einerlei Ziel im Orient, und Oesterreich ist gegen die Westmächte aufgestellt. Das Danaer-Roß zieht in seine Mauern ein. Die czarische Zärtlichkeit allerdings würde überfließend seyn. Das Organ der Berliner Hofpartei ist bereits so gnädig, auf den Fall einer italienischen Revolution „Hülfe von Rußland und Preußen, die immense Kraft des deutschen Bundes noch gar nicht einmal gerechnet“, zuzusagen, denn unter diesen Umständen würde „die Empfindlichkeit schweigen.“ Wollte Rußland ein recht schnelles Resultat herbeiführen, so würde es wo möglich auch noch die Donauländer an den Kaiserstaat verschenken. Wenn nur die Ziele vorerst einerlei sind, so kann es gar nicht fehlen: sobald man am Ziele angekommen seyn wird, ist es der — Panslavismus.

Es handelt sich demnach nicht mehr bloß um ein deutsches Ostreich oder nicht; Deutschland ist eines solchen ohnehin nicht werth. Es handelt sich vielmehr um eine unabhängige große Westslaven-Macht oder nicht. Ihre Existenz ist unmöglich, wenn die Südslaven-Macht mit der Ostslaven-Macht ineinander fließt. Geschieht dieß, so ist die Weltmo-

narchie fertig — Niemand zweifelt eigentlich daran — und der Weltfriede nur mehr möglich, wenn das deutsche Land in der Mitte eine große Wüste ist. Die Südslaven werden aber in die Ostslaven über kurz oder lang übergehen, wenn nicht jetzt der Grund gelegt wird zu — drei getrennten slavischen Zielen.

Täuscht nicht Alles, so stehen wir bereits an dem großen Scheidewege. Ueber den vierten Garantie-Punkt sollen endlich Verhandlungen eingeleitet seyn zwischen Frankreich, Oesterreich und der Türkei, und nach verschiedenen Aeußerungen im englischen Parlament schwebt zwischen den drei Mächten die Frage von der innern Organisation der Moldau-Walachei. Die Pforte selbst findet sich in einer Lage, wo Oesterreich noch allein seine letzte Hoffnung ist. Europa ist bereit, die neuen Ziele aufzunehmen. Das Danaer-Roß vor Wien streckt sich um so wunderbarer. Gebe Gott, daß im letzten Augenblicke nicht umsonst der Speer nach seinem Bauche geschleudert werde und sein verrätherischer Inhalt erklirre!

Drei getrennte und doch nicht verfeindete slavischen Ziele — der einzig mögliche Keim einer glücklichen Geschichte europäischer Zukunft — das war der Grundgedanke des bei der Wiener-Conferenz eingereichten französischen Memorandums über eine neue Organisation der Regierungs-Verhältnisse in der Moldau-Walachei. Es sprach damit aus den Herzen aller patriotischen Südslaven und Rumenen, wenn auch freilich nicht aus dem der verrotteten und gewissenlosen Bojaren-Sippe. Rußland aber verrieth sogleich das tiefste Geheimniß seiner Absichten: Alles, nur um jeden Preis keine zukunftsreiche Neubildung der rumenischen Länder. Kaum kam daher auf der Conferenz die Revision ihres organischen Sta-

tuts zur Sprache, so fuhr Gortschakoff heraus: ja, aber unter keiner Bedingung, als mit Beiziehung der Wünsche des Landes, seiner Notabeln als Gründer des Statuts, d. h. derselben Bojaren, die aus niedriger Selbstsucht das Misere des Landes verewigt wissen wollen.

Indeß dringt doch die Wahrheit aus den Donauländern lauter und lauter herauf. Selbst der Pariser Moniteur gibt solchen Stimmen Raum und stärkt damit die Hoffnung, daß das Kabinet Napoleon's III. die hochherzigen und erleuchteten Gedanken des Memorandums nicht in den Wind wolle gesprochen seyn lassen. Auch die österreichische Presse kann sich jenen mahnenden Stimmen von der untern Donau nicht verschließen. So schreibt z. B. die „Oesterr. Zeitung" vom 15. Juli aus Galacz: allerdings, solange die drei Mächte der Wiener Conferenz nichts weiter bezweckten, als formelle Feststellung der privilegirten Regierung in der Moldau-Walachei unter der Sanktion des europäischen Völkerrechts, habe die Erledigung des ersten Garantiepunktes keine Schwierigkeit darbieten können. Ganz anders aber würden die Dinge sich gestaltet haben, wenn die Conferenz sofort das innere Räderwerk, die so nothwendige Umwandlung der organischen Grundgesetze in beiden Fürstenthümern in Angriff genommen hätte, wenn sie durch eine octroyirte Reform der so plump beschränkten Staatsgewalt und der vollends nichtsnutzigen Bojarenwirthschaft hätte ein Ende machen, durch eine kräftige Organisation das feudale Bojarenthum mit seinen rastlosen Ansprüchen auf die zeitweilige Herrschaft in gebührliche Schranken hätte zurückdrängen, das absurde Princip der Fürstenwahl nach den erprobten Grundsätzen des europäischen Fürstenrechts hätte ordnen wollen. Statt dessen „hat man den Fürstenthümern in außerordentlichen Lagen kräftigen Schutz verbürgt und schien bezüglich der gewöhnlichen auch ferner alle Thüren und Pforten offen zu lassen, wo die Anarchie und die längst bekannten äußern Einwirkungen mit jedem Tage unsere Lande dergestalt

durchwühlen können, daß wir endlich in dem Schlamm unserer morschen staatlichen Organisation ersticken müssen."

Man begreift nun, was Fürst Gortschakoff zu Wien unter „Beiziehung der Wünsche des Landes" verstand. Sonnenklar steht dem Patrioten von Galacz die Gewißheit vor der Seele, daß die „Rettung vom Norden her" doch noch zu ihrem Ziele gelangen werde, wenn nicht die Mächte endlich eine Politik ergreifen, wie das französische Memorandum sie für die Moldau-Walachei und für Serbien vorschlug. So elend sind dort die Zustände, daß selbst das russische Protektorat, dieses „Darlehen auf Wucherzinsen", den Ländern vergleichsweise noch von Vortheil war. „Es war kein Geheimniß, wohin Rußland zielte, welche Absichten es bezüglich der Fürstenthümer hegte, wie unermüdlich es den Samen der Zwietracht und der politischen Entsittlichung in unsern Landen förderte, wie mächtig es bei den Parteien für seine Intervention Proselyten zu machen strebte. Allein bei alledem hat Rußland hier eine gewisse Regelmäßigkeit und Ordnung gründen helfen, die leicht in edlere Gestaltungen übergehen konnte, wenn die Patrioten hier in der Mehrheit und die auswärtigen Einflüsse eben nicht russische oder türkische gewesen wären."

Rußland hat aber um so mehr Grund, die Principien des französischen Memorandums zu fürchten, als eine gedeihliche selbstständige Ordnung in der Moldau-Walachei und Serbien gleiche Consequenzen für andere Landestheile von selbst nach sich ziehen müßte, zunächst für Bulgarien. Zuletzt gingen auch Albanien und Bosnien in die Entwicklung ein, jenes mit 1,390,000 Bekennern des Islam unter fast 4 Millionen Einwohnern, dieses mit bloß 220,000 unter 1,100,000 Seelen*). So würde ein Ring von tributpflichtigen, sonst aber

*) Diese beiden Provinzen bieten die meisten Schwierigkeiten. Die erstere wegen des Glaubenshasses der drei arnautischen Gruppen: der schismatischen in Süd-, der mohamedanischen in Mittel- und

selbstständigen Vasallenstaaten, unter europäischem Schutz, sich bilden ringsum die Nordgrenze von Thirmen oder Rumelien mit Constantinopel und Adrianopel, den Sitzen des Sultanats. Es ist dieß auch der einzige europäische Landestheil am Osmanenreich, der überwiegend muselmanische Bevölkerung zählt, nämlich 945,000 unter 1,800,000 Einwohnern. Gleichfalls von selbst ergäbe sich dann die Uebersiedlung der Christen aus dem unmittelbaren Pfortengebiet in die Schutz-Staaten, und umgekehrt die Emigration der Moslims aus diesen in jenes.

Die Expatriirung der Christen ginge um so leichter vor sich, als sie eine Heimath unter den Türken nicht haben, indem das koranische Gesetz nur den Gläubigen liegendes Eigenthum gestattet; und zugleich wäre sie das einfachste Mittel, die vernichtend auf der Rajah lastende Calamität dieses Gesetzes zu heben. In Syrien liegt ein Fleck Erde, der die verheerenden Wirkungen desselben dem bloßen über die Landschaft hin schweifenden Auge in grassen Zügen aufweist. Alle die sterilen Berghöhen der Maroniten am Libanon sind bis auf das kleinste Winkelchen mit eisernem Fleiße bebaut, wogegen die fruchtbaren Niederungen öde Wüsteneien sind. Dieß ist die Frucht des muselmanischen Princips, das den Christen das Recht abspricht, liegendes Eigenthum zu besitzen: jene Bergvölker haben sich mit den Waffen seiner erwehrt, die Flachländer dagegen sind ihm zum Opfer gefallen. Sind einmal Stätten eröffnet, wo den Christen die Freiheit auf

der katholischen in Nordalbanien, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß unter den albanesischen Muselmanen fast keine Osmanen, dagegen sehr viele heimlichen Christen sind, die nur der Gelegenheit warten, die moslemische Tünche abzuwerfen, was zur Zeit noch Todesstrafe nach sich zöge. Wir haben diesen denkwürdigen Umstand ausführlich besprochen Band 34 der histor.-polit. Blätter S. 1061 ff. — Dieselben Anstände bietet bei den bosnischen Christen die Verschiedenheit des Stammes oder Volksthums.

eigener Scholle winkt, so werden sie nicht länger mehr Sklaven seyn. Dagegen hofft man vergebens, daß unter dem unmittelbaren Dominat der Sultane jemals das Grundprincip des koranischen Staatrechts aufgegeben werden könne. Freier Grundbesitz der Rajah hätte deren völlige Gleichstellung zur nothwendigen Folge. Wie unmöglich es aber ist, dem vierten Garantie-Punkt einen solchen Inhalt zu geben, hat eben noch das berufene Gesetz über partielle Conscription der Rajah erwiesen. Die Idee ist vollständig gescheitert, so sehr auch die Noth auf sie hindrängte; die Patriarchen brauchten bloß verlauten zu lassen, was entstehen könnte, wenn die Ihrigen einmal unter Waffen stünden, so ließ der Divan die Maßregel fallen. Es war das richtige Gefühl, daß jede Art von Emancipation das Herrschafts-Verhältniß sofort umkehren, und also eine gewaltsame Lösung zu frühzeitig herbeiführen würde. Nur durch einen naturgemäßen Uebergangs-Zustand ist dem zu begegnen. „Und dafür gibt es bereits Vorgänge", bemerkt Hr. von Reden, „denn eigentlich ist seit dem Ausbruch der griechischen Revolution der Anfang eines solchen Zustandes eingetreten" *).

Dieser „naturgemäße Uebergangszustand" nun, um mit dem bekannten Statistiker zu sprechen, ist es eben, was Rußland am meisten fürchtet; ihm muß es in der Moldau-Walachei zuvorkommen und ihm in dem Princip entgegenarbeiten, das im französischen Memorandum eingetragen ist. Denn derselbe „naturgemäße Uebergangszustand" involvirt die der Ruhe Europa's nöthigen drei slavischen Ziele; Rußland aber will nur Ein slavisches Ziel, sich selber. Es ist nöthig, dieses Verhältniß des Czaren zu den vielgeliebten Glaubensgenossen in der Türkei immer wieder in's Klare zu setzen. Wir freuen uns, heute unsere wiederholt ausgesprochenen Ansichten mit den Worten eines trefflichen Aufsatzes

*) Allg. Ztg. vom 9. Juli 1855.

im Journal „Ausland“ recapituliren zu können. Derselbe ist auch noch durch die von einem „byzantinischen Reich“ sehr weit entfernte, übrigens unpraktische Rolle bemerkenswerth, die er den levantinischen Griechen zudenkt; ganz anders aber als von ihnen urtheilt er über die Slaven-Völker der Türkei:

„Die Russen haben die Zustände in der Türkei vortrefflich ausgebeutet, und es ist eine unbegreifliche Vernachlässigung der Westmächte sowohl als Oesterreichs, daß sie die jetzige Entfernung der Russen nicht benützen, um nach ihrem Sinne die Dinge in der Türkei zu ordnen, d. h. nämlich in einem Sinn, wie er der russischen Politik am widerwärtigsten seyn müßte. Aus dem Dialog des Kaisers Nikolaus mit Lord Seymour wissen wir genau, was man in Petersburg anstrebte. Man wollte Konstantinopel nicht erobern, aber man wollte auch nicht nach dem Sturze des osmanischen Reiches lebenskräftige Staaten aus den Trümmern entstehen lassen, sondern schwächliche Halbgeburten mit kraftlosen Regierungen, die allerhand Unruhen und Militärinterventionen verhießen. Daraus folgte einfach für jene drei Mächte, daß sie den umgekehrten Weg einschlugen. Sie mußten sich nicht begnügen, die Russen über den Pruth manövrirt zu haben, sondern sich an die Stelle des vertriebenen Protectors setzen. Es ist damit keine Verjagung der Osmanen gemeint. Die Türken haben sich in den Jahren 1853 bis 54 durch ihre Vertheidigung des rechten Donauufers und des Balkans ein hohes Verdienst um das europäische Gleichgewicht erworben, und bewiesen, daß sie noch nicht entbehrlich sind. Auch wäre es eine unerhörte Handlung gewesen, die Türkei, den doppelten Alliirten der Westmächte und Oesterreichs, während der Dauer der gemeinsamen Vertheidigung zu berauben. Allein die drei europäischen Mächte konnten, mit Einwilligung der Türkei, eine Zukunft vorbereiten, wie sie Rußland um jeden Preis vermieden wünschen mußte.“

„Von der Sprachkarte der Türkei läßt sich allein eine Vorstellung gewinnen, welche Reiche sich bilden würden, wenn man nach einer Vertreibung der Türken die illyrischen Völker ihrer eigenen Entwicklung überließe. Die Türkei zerfällt in drei große, und

was das wichtigste ist, abgerundete Völkergebiete. Im Nordosten mit der Donau zur Grenze sitzt in den Fürstenthümern das romanische Element. Südlich von der Donau und Save, zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere, breiten sich Südslaven aus, Bulgaren, Serben, Bosnier, bis ziemlich zu den Küsten des ägäischen Meeres. Dieses compacte Ganze wird nur durch kleine türkische Gemeinden gestört, sie sind aber rari nantes, wie die Fettaugen in einer Spitalsuppe. Alles was südlicher liegt als Salonik, gehört dem griechischen Element sammt dem Archipel und der tracischen Halbinsel. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Völker, sich selbst überlassen, größere Reiche nach gemeinsamer Sprache und Abkunft gegründet hätten. Die Herrschaft über alle südslavischen Theile konnte nothwendig nur den Serben zufallen, dem streitbarsten unter diesen Völkern. . . . Auf einem serbisch-bulgarischen Staat*) ruht überhaupt alle Hoffnung einer nachosmanischen Zukunft, denn die türkischen Südslaven vermöchten allein wegen ihrer Bevölkerungszahl und ihrer Militärkräfte einen unabhängigen Staat zu bilden."

„Dieß ist z. B. von den an Zahl armen, über die Küsten zerstreuten Hellenen nicht zu erwarten. . . Nirgends besitzen sie mehr als den Küstensaum, nirgends treten sie compact auf, sondern wohnen über die Inseln und buchtenreichen Halbinseln zerstreut. Bei einer solchen elastischen Verbreitung und so ausgesprochener Vorliebe für den Handel zum Nachtheil des Ackerbaues ist an keine große politische Zukunft der Griechen zu glauben. Man sollte daher den Hellenen geben, worauf sie am meisten Anspruch haben, nämlich die geistige Herrschaft, die Hierarchie des Orients. Athen wäre der Brennpunkt, wo eine Metropolitangewalt über die nichtrussische orientalische Kirche residiren müßte. Man gebe den Bekennern der orthodoxen Kirche ein Oberhaupt in Athen, und man wird an dem hellenischen Clerus augenblicklich einen wachsamen und natürlichen Gegner Rußlands sich erziehen, der mit allen Kräften, mit hierarchischem Instinkt gegen die russische Cäsaropapie arbeiten müßte."

---

*) Bulgarien zählt unter 3 Mill. Bewohnern nur 1,295,000 Muselmanen.

„Faßt man diese Zukunft in's Auge, so fragt es sich, was die drei Mächte mit Zustimmung der Türkei und in Abwesenheit Rußlands hätten thun können, und was sie unterlassen haben. Offenbar konnte zweierlei geschehen: man konnte neue staatsrechtliche Verhältnisse in den Donaufürstenthümern und in Serbien schaffen. Die französische Regierung ist die einzige gewesen, welche in diesem Sinne einen Vorschlag gemacht hat. Sie wollte wenigstens eine Vereinigung der Donaufürstenthümer und Einsetzung einer erblichen Dynastie. Niemals haben sich die eigennützigen Plane der russischen Politik besser verrathen, als in Fürst Gortschakoffs Entgegnung. Rußland will das alte Wahlrecht der Bojaren bewahren, also für die Fürstenthümer den Zustand Polens vor seiner Theilung erhalten wissen. Solange jenes Wahlrecht bestehen bleibt, werden die Bojaren immer und immer intriguiren, die Fürstenthümer werden immer in zwei Parteien getheilt bleiben, in eine, die zu dem erwählten Fürsten hält, und in eine andere, die ihm Widerstand leistet, und diese letztere wird immer an den Nachbarshöfen Unterstützung suchen. So lange die Fürsten wählbar bleiben, kann sich auch der materielle Zustand der Donauländer nie bessern, und namentlich die Lage der ackerbau- und viehzuchttreibenden Klasse nicht erleichtert werden. Der Fürst wird nie etwas thun dürfen, was die Interessen seiner Wähler, nämlich der Bojaren, schmälern würde, und daher ist es unmöglich, daß man in den Donaufürstenthümern nach dem großen Vorgange Oesterreichs die feudalen Fesseln des Ackerbaues löste. Wie anders würde in Zukunft das Schicksal der Fürstenthümer und mittelbar der Türkei sich gestalten, wenn mit Einverständniß der Seemächte und der Pforte irgend ein zweitgeborner Sohn einer katholischen, und zwar einer deutschen, Königsfamilie auf den Thron der vereinigten Fürstenthümer berufen worden wäre; wenn man zur Befestigung seiner Macht, auch über den künftigen Friedensschluß hinaus, österreichische Garnisonen bis zur Bildung einer einheimischen Militär-Macht im Lande gelassen; wenn dieser Fürst die Macht der unruhigen Bojaren durch Befreiung des Grundes und Bodens gebrochen hätte, und durch Belebung des istrischen Getreidehandels in den Städten an europäischen Ansiedlern, wie dieß zum Theil in Bucha-

rest schon durch Deutsche geschehen, ein achtbarer Bürgerstand herangezogen worden wäre? Kein europäischer Staat hätte die vier Mächte an einem solchen Vorgehen verhindert, das sich bei dem künftigen Friedensschluße mit der Kraft einer unabänderlichen Thatsache würde geltend gemacht haben. Die Kriegsführung der Alliirten im Orient mag glücklich oder unglücklich enden, jedenfalls müssen sie früher oder später ihre militärischen Kräfte zurückziehen. Die politische Kunst hätte nun darin bestanden, nach dem Feldzug Zustände zurückzulassen, welche den Russen beim weitern Ausspinnen ihrer Plane hinderlich wären, und die sich nicht ohne Gewalt und Geräusch wieder beseitigen ließen, so daß durch den Allarm Europa ermuntert und zum Einschreiten bestimmt werden würde. Dieß wären wirksame Garantien gewesen, dauernder und kräftiger als Friedensclauseln, die heimlich und allmählich umgangen werden konnten. Der französische Vorschlag ist ganz unbeachtet geblieben, man hat ihn nicht einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen, obgleich er doch die einzige Aeußerung einer der Großmächte enthielt, welche auf die zukünftige Gestaltung der orientalischen Dinge Bezug hatte. Ebensowenig hat man Serbien erwähnt. Auch dort konnten die Alliirten eine erbliche Gewalt begründen, und diese Gewalt von der russischen Vormundschaft erlösen. Sie hätten dadurch jeder künftigen Diversion zu Gunsten eines russischen Eroberers vorgebeugt, und das serbische Volk für eine antirussische Politik gewonnen. England, Frankreich und Oesterreich sind jetzt factisch Gebieter der Türkei, und alle ihre Zustände sind bildsam in ihrer Hand wie Wachs; aber es scheint fast, als fehle es an der plastischen Fertigkeit, die weiche Masse so zu gestalten, wie es den europäischen Bedürfnissen entspricht. Mit weit größerer Begabung hat die europäische Diplomatie zur Zeit der Wiener-Verträge geschaffen. Wie hat sie namentlich an der französischen Grenze künftige Weltkriege im Keime zu beseitigen gesucht, theils durch einen Gürtel neutraler Staaten, theils durch neue Grenzausdehnungen, welche alte Allianzen lösten und kräftigen Staaten den Beruf zur Schützung des Bestehenden auferlegten. Im Orient aber hat man nichts geleistet, als die Entscheidung der alten Verlegenheiten im Vertrauen auf den Scharfsinn künftiger Staatsmänner zu vertagen" *).

*) „Ausland" vom 13. Juli 1855.

XVIII.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

II.

Veränderungen in der politischen Praxis.

Washington September 1854.

In keiner europäischen Hauptstadt habe ich je so allgemein von Camarilla-Einfluß (Patronage) gehört, als hier in dem republikanischen Washington, und daß diese Klagen begründet sind, unterliegt keinem Zweifel. Schon früher hatte der Präsident Jackson bei seinem Regierungsantritte einzelne Beamte aus politischen Gründen entfernt, und dadurch den Geist der Verfassung wesentlich verletzt. Als nämlich bei den Verhandlungen über dieselbe hinsichtlich der Macht des Präsidenten, „die öffentlichen Beamten absetzen zu können", die Behauptung geäußert wurde, „es möge diese leicht zu Parteizwecken mißbraucht werden", so erwiderte Mr. Madison, daß ein Präsident, der diese Macht nach Willkür und zu persönlichen Zwecken ohne klare und unbedingte Nothwendigkeit gebrauchen würde, sofort in Anklagestand gesetzt zu werden verdiene.

Zum Unterschied von den früheren Zeiten hat aber die

eigener Scholle winkt, so werden sie nicht länger mehr Sklaven seyn. Dagegen hofft man vergebens, daß unter dem unmittelbaren Dominat der Sultane jemals das Grundprincip des koranischen Staatrechts aufgegeben werden könne. Freier Grundbesitz der Rajah hätte deren völlige Gleichstellung zur nothwendigen Folge. Wie unmöglich es aber ist, dem vierten Garantie-Punkt einen solchen Inhalt zu geben, hat eben noch das berufene Gesetz über partielle Conscription der Rajah erwiesen. Die Idee ist vollständig gescheitert, so sehr auch die Noth auf sie hindrängte; die Patriarchen brauchten bloß verlauten zu lassen, was entstehen könnte, wenn die Ihrigen einmal unter Waffen stünden, so ließ der Divan die Maßregel fallen. Es war das richtige Gefühl, daß jede Art von Emancipation das Herrschafts-Verhältniß sofort umkehren, und also eine gewaltsame Lösung zu frühzeitig herbeiführen würde. Nur durch einen naturgemäßen Uebergangs-Zustand ist dem zu begegnen. „Und dafür gibt es bereits Vorgänge", bemerkt Hr. von Reden, „denn eigentlich ist seit dem Ausbruch der griechischen Revolution der Anfang eines solchen Zustandes eingetreten" *).

Dieser „naturgemäße Uebergangszustand" nun, um mit dem bekannten Statistiker zu sprechen, ist es eben, was Rußland am meisten fürchtet; ihm muß es in der Moldau-Walachei zuvorkommen und ihm in dem Princip entgegenarbeiten, das im französischen Memorandum eingetragen ist. Denn derselbe „naturgemäße Uebergangszustand" involvirt die der Ruhe Europa's nöthigen drei slavischen Ziele; Rußland aber will nur Ein slavisches Ziel, sich selber. Es ist nöthig, dieses Verhältniß des Czaren zu den vielgeliebten Glaubensgenossen in der Türkei immer wieder in's Klare zu setzen. Wir freuen uns, heute unsere wiederholt ausgesprochenen Ansichten mit den Worten eines trefflichen Aufsatzes

*) Allg. Ztg. vom 9. Juli 1855.

im Journal „Ausland" recapituliren zu können. Derselbe ist auch noch durch die von einem „byzantinischen Reich" sehr weit entfernte, übrigens unpraktische Rolle bemerkenswerth, die er den levantinischen Griechen zudenkt; ganz anders aber als von ihnen urtheilt er über die Slaven-Völker der Türkei:

„Die Russen haben die Zustände in der Türkei vortrefflich ausgebeutet, und es ist eine unbegreifliche Vernachlässigung der Westmächte sowohl als Oesterreichs, daß sie die jetzige Entfernung der Russen nicht benützen, um nach ihrem Sinne die Dinge in der Türkei zu ordnen, d. h. nämlich in einem Sinn, wie er der russischen Politik am widerwärtigsten seyn müßte. Aus dem Dialog des Kaisers Nikolaus mit Lord Seymour wissen wir genau, was man in Petersburg anstrebte. Man wollte Konstantinopel nicht erobern, aber man wollte auch nicht nach dem Sturze des osmanischen Reiches lebenskräftige Staaten aus den Trümmern entstehen lassen, sondern schwächliche Halbgeburten mit kraftlosen Regierungen, die allerhand Unruhen und Militärinterventionen verhießen. Daraus folgte einfach für jene drei Mächte, daß sie den umgekehrten Weg einschlugen. Sie mußten sich nicht begnügen, die Russen über den Pruth manövrirt zu haben, sondern sich an die Stelle des vertriebenen Protectors setzen. Es ist damit keine Verjagung der Osmanen gemeint. Die Türken haben sich in den Jahren 1853 bis 54 durch ihre Vertheidigung des rechten Donauufers und des Balkans ein hohes Verdienst um das europäische Gleichgewicht erworben, und bewiesen, daß sie noch nicht entbehrlich sind. Auch wäre es eine unerhörte Handlung gewesen, die Türkei, den doppelten Alliirten der Westmächte und Oesterreichs, während der Dauer der gemeinsamen Vertheidigung zu berauben. Allein die drei europäischen Mächte konnten, mit Einwilligung der Türkei, eine Zukunft vorbereiten, wie sie Rußland um jeden Preis vermieden wünschen mußte."

„Von der Sprachkarte der Türkei läßt sich allein eine Vorstellung gewinnen, welche Reiche sich bilden würden, wenn man nach einer Vertreibung der Türken die illyrischen Völker ihrer eigenen Entwicklung überließe. Die Türkei zerfällt in drei große, und

was das wichtigste ist, abgerundete Völkergebiete. Im Nordosten mit der Donau zur Grenze sitzt in den Fürstenthümern das romanische Element. Südlich von der Donau und Save, zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere, breiten sich Südslaven aus, Bulgaren, Serben, Bosnier, bis ziemlich zu den Küsten des ägäischen Meeres. Dieses compacte Ganze wird nur durch kleine türkische Gemeinden gestört, sie sind aber rari nantes, wie die Fettaugen in einer Spitalsuppe. Alles was südlicher liegt als Salonik, gehört dem griechischen Element sammt dem Archipel und der tracischen Halbinsel. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Völker, sich selbst überlassen, größere Reiche nach gemeinsamer Sprache und Abkunft gegründet hätten. Die Herrschaft über alle südslavischen Theile konnte nothwendig nur den Serben zufallen, dem streitbarsten unter diesen Völkern. . . . Auf einem serbisch-bulgarischen Staat *) ruht überhaupt alle Hoffnung einer nachosmanischen Zukunft, denn die türkischen Südslaven vermöchten allein wegen ihrer Bevölkerungszahl und ihrer Militärkräfte einen unabhängigen Staat zu bilden."

„Dieß ist z. B. von den an Zahl armen, über die Küsten zerstreuten Hellenen nicht zu erwarten. . . Nirgends besitzen sie mehr als den Küstensaum, nirgends treten sie compact auf, sondern wohnen über die Inseln und buchtenreichen Halbinseln zerstreut. Bei einer solchen elastischen Verbreitung und so ausgesprochener Vorliebe für den Handel zum Nachtheil des Ackerbaues ist an keine große politische Zukunft der Griechen zu glauben. Man sollte daher den Hellenen geben, worauf sie am meisten Anspruch haben, nämlich die geistige Herrschaft, die Hierarchie des Orients. Athen wäre der Brennpunkt, wo eine Metropolitangewalt über die nichtrussische orientalische Kirche residiren müßte. Man gebe den Bekennern der orthodoxen Kirche ein Oberhaupt in Athen, und man wird an dem hellenischen Clerus augenblicklich einen wachsamen und natürlichen Gegner Rußlands sich erziehen, der mit allen Kräften, mit hierarchischem Instinkt gegen die russische Cäsaropapie arbeiten müßte."

*) Bulgarien zählt unter 3 Mill. Bewohnern nur 1,295,000 Muselmanen.

„Faßt man diese Zukunft in's Auge, so fragt es sich, was die drei Mächte mit Zustimmung der Türkei und in Abwesenheit Rußlands hätten thun können, und was sie unterlassen haben. Offenbar konnte zweierlei geschehen: man konnte neue staatsrechtliche Verhältnisse in den Donaufürstenthümern und in Serbien schaffen. Die französische Regierung ist die einzige gewesen, welche in diesem Sinne einen Vorschlag gemacht hat. Sie wollte wenigstens eine Vereinigung der Donaufürstenthümer und Einsetzung einer erblichen Dynastie. Niemals haben sich die eigennützigen Plane der russischen Politik besser verrathen, als in Fürst Gortschakoffs Entgegnung. Rußland will das alte Wahlrecht der Bojaren bewahren, also für die Fürstenthümer den Zustand Polens vor seiner Theilung erhalten wissen. Solange jenes Wahlrecht bestehen bleibt, werden die Bojaren immer und immer intriguiren, die Fürstenthümer werden immer in zwei Parteien getheilt bleiben, in eine, die zu dem erwählten Fürsten hält, und in eine andere, die ihm Widerstand leistet, und diese letztere wird immer an den Nachbarshöfen Unterstützung suchen. So lange die Fürsten wählbar bleiben, kann sich auch der materielle Zustand der Donauländer nie bessern, und namentlich die Lage der ackerbau- und viehzuchttreibenden Klasse nicht erleichtert werden. Der Fürst wird nie etwas thun dürfen, was die Interessen seiner Wähler, nämlich der Bojaren, schmälern würde, und daher ist es unmöglich, daß man in den Donaufürstenthümern nach dem großen Vorgange Oesterreichs die feudalen Fesseln des Ackerbaues löste. Wie anders würde in Zukunft das Schicksal der Fürstenthümer und mittelbar der Türkei sich gestalten, wenn mit Einverständniß der Seemächte und der Pforte irgend ein zweitgeborner Sohn einer katholischen, und zwar einer deutschen, Königsfamilie auf den Thron der vereinigten Fürstenthümer berufen worden wäre; wenn man zur Befestigung seiner Macht, auch über den künftigen Friedensschluß hinaus, österreichische Garnisonen bis zur Bildung einer einheimischen Militär-Macht im Lande gelassen; wenn dieser Fürst die Macht der unruhigen Bojaren durch Befreiung des Grundes und Bodens gebrochen hätte, und durch Belebung des istrischen Getreidehandels in den Städten an europäischen Ansiedlern, wie dieß zum Theil in Bucha-

rest schon durch Deutsche geschehen, ein achtbarer Bürgerstand herangezogen worden wäre? Kein europäischer Staat hätte die vier Mächte an einem solchen Vorgehen verhindert, das sich bei dem künftigen Friedensschluße mit der Kraft einer unabänderlichen Thatsache würde geltend gemacht haben. Die Kriegsführung der Alliirten im Orient mag glücklich oder unglücklich enden, jedenfalls müssen sie früher oder später ihre militärischen Kräfte zurückziehen. Die politische Kunst hätte nun darin bestanden, nach dem Feldzug Zustände zurückzulassen, welche den Russen beim weitern Ausspinnen ihrer Plane hinderlich wären, und die sich nicht ohne Gewalt und Geräusch wieder beseitigen ließen, so daß durch den Allarm Europa ermuntert und zum Einschreiten bestimmt werden würde. Dieß wären wirksame Garantien gewesen, dauernder und kräftiger als Friedensclauseln, die heimlich und allmählich umgangen werden konnten. Der französische Vorschlag ist ganz unbeachtet geblieben, man hat ihn nicht einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen, obgleich er doch die einzige Aeußerung einer der Großmächte enthielt, welche auf die zukünftige Gestaltung der orientalischen Dinge Bezug hatte. Ebensowenig hat man Serbien erwähnt. Auch dort konnten die Alliirten eine erbliche Gewalt begründen, und diese Gewalt von der russischen Vormundschaft erlösen. Sie hätten dadurch jeder künftigen Diversion zu Gunsten eines russischen Eroberers vorgebeugt, und das serbische Volk für eine antirussische Politik gewonnen. England, Frankreich und Oesterreich sind jetzt factisch Gebieter der Türkei, und alle ihre Zustände sind bildsam in ihrer Hand wie Wachs; aber es scheint fast, als fehle es an der plastischen Fertigkeit, die weiche Masse so zu gestalten, wie es den europäischen Bedürfnissen entspricht. Mit weit größerer Begabung hat die europäische Diplomatie zur Zeit der Wiener-Verträge geschaffen. Wie hat sie namentlich an der französischen Grenze künftige Weltkriege im Keime zu beseitigen gesucht, theils durch einen Gürtel neutraler Staaten, theils durch neue Grenzausdehnungen, welche alte Allianzen lösten und kräftigen Staaten den Beruf zur Schützung des Bestehenden auferlegten. Im Orient aber hat man nichts geleistet, als die Entscheidung der alten Verlegenheiten im Vertrauen auf den Scharfsinn künftiger Staatsmänner zu vertagen" *).

*) „Ausland" vom 13. Juli 1855.

XVIII.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

II.

Veränderungen in der politischen Praxis.

Washington September 1854.

In keiner europäischen Hauptstadt habe ich je so allgemein von Camarilla-Einfluß (Patronage) gehört, als hier in dem republikanischen Washington, und daß diese Klagen begründet sind, unterliegt keinem Zweifel. Schon früher hatte der Präsident Jackson bei seinem Regierungsantritte einzelne Beamte aus politischen Gründen entfernt, und dadurch den Geist der Verfassung wesentlich verletzt. Als nämlich bei den Verhandlungen über dieselbe hinsichtlich der Macht des Präsidenten, „die öffentlichen Beamten absetzen zu können“, die Behauptung geäußert wurde, „es möge diese leicht zu Parteizwecken mißbraucht werden“, so erwiderte Mr. Madison, daß ein Präsident, der diese Macht nach Willkür und zu persönlichen Zwecken ohne klare und unbedingte Nothwendigkeit gebrauchen würde, sofort in Anklagestand gesetzt zu werden verdiene.

Zum Unterschied von den früheren Zeiten hat aber die

jetzige Regierung (allgemein genannt the Kitchen - cabinet) hieraus ein vollständiges System gemacht, und es ohne Rückhalt ausgesprochen, „daß Vertrauensposten (?) ordnungsmäßig der siegenden Partei angehören." (To the victors belong all the spoils, den Siegern die ganze Beute.) Nicht allein alle höheren Stellen, sondern auch viele durchaus untergeordnete wurden bei dem Antritte des jetzigen Präsidenten nur Männern seiner Partei verliehen, und so die verderbliche und unmoralische Maxime angenommen, das Interesse einer Partei über das allgemeine Wohl des Staates zu erheben. Selbst in den wenigen Fällen, wo Whigs befördert worden sind, geschah dieses nicht wegen ihrer besonderen Fähigkeit, sondern nur wegen ihres politischen Einflusses und in der Hoffnung, sie den gouvernementalen demokratischen Absichten dienstbar zu machen. Die ganze Zahl solcher Absetzungen und Ernennungen mag sich immer auf einige Tausend belaufen.

Das Schauspiel von solchen massenhaften Absetzungen wird sich nun wohl nach diesem Antecedens alle vier Jahre wiederholen, was eben jetzt von um so größerem Uebel ist, als es früher gewesen wäre, da durch die größere Ausdehnung des Landes und die Vervielfältigung seiner auswärtigen Beziehungen der ganze Regierungs-Mechanismus ein ungleich complicirterer, und dadurch auch ein schwierigerer zu erlernen geworden ist. Der Vernunft der Dinge gemäß hätte man hier eine größere Stabilität der Beamten erwarten sollen, der Parteigeist hat deren Wechsel häufiger gemacht. Mit diesem Systeme wird eine gewisse Kenntniß der Regierungsangelegenheiten allgemein, aber eine gründliche unmöglich. Dasselbe gilt auch von den Repräsentanten, deren zweijähriges Mandat zur Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß bei dem ungemein erweiterten Geschäftskreise durchaus unzureichend geworden ist. Die Verwaltung bildet wohl die besondere Schwäche fast aller wirklich constitutionellen Staaten, und so auch hier, und ich zweifle, daß ihre Mängel

durch die **politischen** Vortheile, die aus dem ganzen Systeme etwa erwachsen mögen, neutralisirt werden.

Neben dieser von der Verfassung so wenig erwarteten Neuerung gewahrt man eine solche Vermehrung der öffentlichen Beamten, daß man vollkommen zu der Annahme, es sei dieselbe, wie sehr auch durch eine gewisse Nothwendigkeit hervorgerufen, doch großentheils absichtlich, berechtiget ist.

Die Macht der Executive ist allerdings auf diese Weise in etwas verstärkt, und deren vergrößerter Einfluß auf die Wahlen im Allgemeinen und die Beschlüsse des Congresses, besonders die des wenig zahlreichen und sehr ehrgeizigen Senates sichtbar geworden, wie letzteres namentlich bei der nur durch die Einwirkung der Executive möglich gemachten Annahme der Nebraskabill sich gezeigt hat.

Die jetzt angenommene Regierungspraxis, die Fähigkeit dem Einflusse zu opfern — eine übrigens in allen constitutionellen Ländern, namentlich in England, gebräuchliche — kann auch als eine nothwendige Reaction der Executive gegen die Uebergriffe und gesteigerten Anmaßungen der Regierten überhaupt, und der einzelnen Staaten insbesondere erklärt werden, indem eine jede, gleichviel ob zur demokratischen oder whiggistischen Partei gehörig, stets die Nothwendigkeit fühlt, stark zu seyn, um zu regieren, oder wenigstens um die Gesetze ausführen zu lassen, diese Nothwendigkeit aber von der eben nicht regierenden Partei fortwährend bestritten wird.

Diese theilweise Verstärkung der Executivgewalt ist um so erklärlicher und nothwendiger als früher, da der demokratische Präsident Jackson, zufrieden mit seiner **persönlichen**, in der That **exceptionellen** Macht, die Centralgewalt, insoferne diese in der Executive und dem Congresse gemeinschaftlich liegt, bei einigen Gelegenheiten, wie der Bankangelegenheit*), bedeutend geschwächt hat, und spätere Präsi-

---

*) Das ganze Vorgehen Jackson's in dieser berüchtigten Angelegen-

denten vieles haben geschehen lassen müssen, was zu demselben Resultate geführt hat, namentlich auch das Recht thatsächlich haben aufheben lassen, in den einzelnen Staaten innere Verbesserungen zu treffen.

In Bezug auf das ganze Verhältniß der Centralregierung zu den Staaten-Regierungen kann man jetzt wohl, ohne Furcht widerlegt zu werden, behaupten, daß die Schwierigkeit, die Souverainetät derselben mit einer starken Bundesregierung zu vereinigen — dieses merkwürdige Problem, welches die transatlantische Republik sich gestellt — nicht gelöst worden ist. Die Auslegung von Calhoun, „es sei die Union eine auf Vertrag der einzelnen Staaten gegründete Regierung", im Gegensatze zu der Webster'schen Auffassung, nach welcher dieselbe durch den Willen des Volkes der vereinigten Staaten geschaffen ist, erhält stets mehr und mehr die Oberhand *). Einer der ersten Beweise hiefür bleibt die unter dem Präsidenten Jackson von Süd-Carolina ausgesprochene Nullification des vom Congresse angenommenen Tarifes — ein Conflict, der bekanntlich nur durch einen Vertrag beseitigt wurde, in dem die Bundesregierung den Forderungen Süd-Carolina's bedeutend nachzugeben gezwungen war. In diesem Augenblicke wird dieses Recht der Nullifikation vom Staate Connectitut in Bezug auf das Sklavenflüchtlingsgesetz

heit war ein, obgleich durch die Legislative sanctionirtes, dennoch höchst willkürliches — weil eine unbestreitbare Verletzung der besonderen Rechte der Unionsbank — und es ist dieses nur einer der zahlreichen Fälle von Willkür, welche sich die Präsidenten, und mit ihnen alle übrigen Beamten hier erlauben können, sobald sie sich auf den Willen der Majorität stützen.

*) Die in Calhoun's hinterlassenem Werke, „Disquisition on the governement", aufgestellten Principien von den „concurrirenden Mehrheiten", die im Gegensatz zu den numerischen Mehrheiten die Gesellschaft vor Unrecht schützen sollen, würden, consequent durchgeführt, das polnische Veto zum Finalresultate haben.

geltend gemacht. Die dortige Legislative hat soeben ein Gesetz erlassen, demgemäß jede Rückforderung eines entlaufenen Sklaven in diesem Staate prima facie als unbegründet und böswillig angesehen, und einem jeden, der eine solche macht, oder dabei als Zeuge auftritt, eine Geldstrafe von fünftausend Dollars auferlegt werden soll. Diese Verfügung, sowie eine andere, welche den Schwarzen vollkommen gleiches Stimm-Recht mit den Weißen ertheilt, können als Reaction gegen die Nebraskabill, die übrigens ihrerseits wiederum die Souverainetät der Staaten verstärkt hat, betrachtet werden.

Wenn es begründet ist, was die Zeitungen in diesem Augenblicke berichten, daß die in Kansas bereits ansässigen Colonisten in einer Generalversammlung als Princip festgestellt, daß der Boden dem zuerst Besitznehmenden zugehöre, und die Sklaverei als gesetzliche Institution zu betrachten sei — so wäre dieses ein neues Präcedens für die Anmaßung der Territorien, souverain wie die Staaten selber zu seyn. Die Regierung würde in diesem Falle wahrscheinlich einen neuen Beweis ihrer Ohnmacht geben, und auch dort geschehen lassen, was sie nicht hindern kann oder mag, gerade wie früher gegenüber den Mormonen, welche Polygamie treiben, oder den Californiern — die ebenfalls ganz eigenmächtig noch vor dem Beschlusse des Congresses sich eine eigene Regierung schufen, und so die Rechte von Staaten usurpirten.

Die Regierung des Präsidenten Jackson scheint aber nicht allein für die innere, sondern auch für die äußere Politik als Beispiel gedient zu haben. Es ist bekannt, wie ungehörig dieser Präsident der französischen Regierung gegenüber aufgetreten ist, und wie ein ähnliches noch ungerechtfertigteres, härteres Verfahren gegenüber anderen Mächten, besonders Mexico, seit der Zeit stattgefunden hat. Die ganze auswärtige Politik der vereinigten Staaten ist mehr und mehr aggressiv und propagandistisch, und somit eine Politik gewor-

was das wichtigste ist, abgerundete Völkergebiete. Im Nordosten mit der Donau zur Grenze sitzt in den Fürstenthümern das romanische Element. Südlich von der Donau und Save, zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere, breiten sich Südslaven aus, Bulgaren, Serben, Bosnier, bis ziemlich zu den Küsten des ägäischen Meeres. Dieses compacte Ganze wird nur durch kleine türkische Gemeinden gestört, sie sind aber rari nantes, wie die Fettaugen in einer Spitalsuppe. Alles was südlicher liegt als Salonik, gehört dem griechischen Element sammt dem Archipel und der tracischen Halbinsel. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Völker, sich selbst überlassen, größere Reiche nach gemeinsamer Sprache und Abkunft gegründet hätten. Die Herrschaft über alle südslavischen Theile konnte nothwendig nur den Serben zufallen, dem streitbarsten unter diesen Völkern. . . . Auf einem serbisch-bulgarischen Staat *) ruht überhaupt alle Hoffnung einer nachosmanischen Zukunft, denn die türkischen Südslaven vermöchten allein wegen ihrer Bevölkerungszahl und ihrer Militärkräfte einen unabhängigen Staat zu bilden."

„Dieß ist z. B. von den an Zahl armen, über die Küsten zerstreuten Hellenen nicht zu erwarten. . . Nirgends besitzen sie mehr als den Küstensaum, nirgends treten sie compact auf, sondern wohnen über die Inseln und buchtenreichen Halbinseln zerstreut. Bei einer solchen elastischen Verbreitung und so ausgesprochener Vorliebe für den Handel zum Nachtheil des Ackerbaues ist an keine große politische Zukunft der Griechen zu glauben. Man sollte daher den Hellenen geben, worauf sie am meisten Anspruch haben, nämlich die geistige Herrschaft, die Hierarchie des Orients. Athen wäre der Brennpunkt, wo eine Metropolitangewalt über die nichtrussische orientalische Kirche residiren müßte. Man gebe den Bekennern der orthodoxen Kirche ein Oberhaupt in Athen, und man wird an dem hellenischen Clerus augenblicklich einen wachsamen und natürlichen Gegner Rußlands sich erziehen, der mit allen Kräften, mit hierarchischem Instinkt gegen die russische Cäsaropapie arbeiten müßte."

---

*) Bulgarien zählt unter 3 Mill. Bewohnern nur 1,295,000 Muselmanen.

„Faßt man diese Zukunft in's Auge, so fragt es sich, was die drei Mächte mit Zustimmung der Türkei und in Abwesenheit Rußlands hätten thun können, und was sie unterlassen haben. Offenbar konnte zweierlei geschehen: man konnte neue staatsrechtliche Verhältnisse in den Donaufürstenthümern und in Serbien schaffen. Die französische Regierung ist die einzige gewesen, welche in diesem Sinne einen Vorschlag gemacht hat. Sie wollte wenigstens eine Vereinigung der Donaufürstenthümer und Einsetzung einer erblichen Dynastie. Niemals haben sich die eigennützigen Plane der russischen Politik besser verrathen, als in Fürst Gortschakoffs Entgegnung. Rußland will das alte Wahlrecht der Bojaren bewahren, also für die Fürstenthümer den Zustand Polens vor seiner Theilung erhalten wissen. Solange jenes Wahlrecht bestehen bleibt, werden die Bojaren immer und immer intriguiren, die Fürstenthümer werden immer in zwei Parteien getheilt bleiben, in eine, die zu dem erwählten Fürsten hält, und in eine andere, die ihm Widerstand leistet, und diese letztere wird immer an den Nachbarshöfen Unterstützung suchen. So lange die Fürsten wählbar bleiben, kann sich auch der materielle Zustand der Donauländer nie bessern, und namentlich die Lage der ackerbau- und viehzuchttreibenden Klasse nicht erleichtert werden. Der Fürst wird nie etwas thun dürfen, was die Interessen seiner Wähler, nämlich der Bojaren, schmälern würde, und daher ist es unmöglich, daß man in den Donaufürstenthümern nach dem großen Vorgange Oesterreichs die feudalen Fesseln des Ackerbaues löste. Wie anders würde in Zukunft das Schicksal der Fürstenthümer und mittelbar der Türkei sich gestalten, wenn mit Einverständniß der Seemächte und der Pforte irgend ein zweitgeborner Sohn einer katholischen, und zwar einer deutschen, Königsfamilie auf den Thron der vereinigten Fürstenthümer berufen worden wäre; wenn man zur Befestigung seiner Macht, auch über den künftigen Friedensschluß hinaus, österreichische Garnisonen bis zur Bildung einer einheimischen Militär-Macht im Lande gelassen; wenn dieser Fürst die Macht der unruhigen Bojaren durch Befreiung des Grundes und Bodens gebrochen hätte, und durch Belebung des istrischen Getreidehandels in den Städten an europäischen Ansiedlern, wie dieß zum Theil in Bucha-

rest schon durch Deutsche geschehen, ein achtbarer Bürgerstand herangezogen worden wäre? Kein europäischer Staat hätte die vier Mächte an einem solchen Vorgehen verhindert, das sich bei dem künftigen Friedensschluße mit der Kraft einer unabänderlichen Thatsache würde geltend gemacht haben. Die Kriegsführung der Alliirten im Orient mag glücklich oder unglücklich enden, jedenfalls müssen sie früher oder später ihre militärischen Kräfte zurückziehen. Die politische Kunst hätte nun darin bestanden, nach dem Feldzug Zustände zurückzulassen, welche den Russen beim weitern Ausspinnen ihrer Plane hinderlich wären, und die sich nicht ohne Gewalt und Geräusch wieder beseitigen ließen, so daß durch den Allarm Europa ermuntert und zum Einschreiten bestimmt werden würde. Dieß wären wirksame Garantien gewesen, dauernder und kräftiger als Friedensclauseln, die heimlich und allmählich umgangen werden konnten. Der französische Vorschlag ist ganz unbeachtet geblieben, man hat ihn nicht einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen, obgleich er doch die einzige Aeußerung einer der Großmächte enthielt, welche auf die zukünftige Gestaltung der orientalischen Dinge Bezug hatte. Ebensowenig hat man Serbien erwähnt. Auch dort konnten die Alliirten eine erbliche Gewalt begründen, und diese Gewalt von der russischen Vormundschaft erlösen. Sie hätten dadurch jeder künftigen Diversion zu Gunsten eines russischen Eroberers vorgebeugt, und das serbische Volk für eine antirussische Politik gewonnen. England, Frankreich und Oesterreich sind jetzt factisch Gebieter der Türkei, und alle ihre Zustände sind bildsam in ihrer Hand wie Wachs; aber es scheint fast, als fehle es an der plastischen Fertigkeit, die weiche Masse so zu gestalten, wie es den europäischen Bedürfnissen entspricht. Mit weit größerer Begabung hat die europäische Diplomatie zur Zeit der Wiener-Verträge geschaffen. Wie hat sie namentlich an der französischen Grenze künftige Weltkriege im Keime zu beseitigen gesucht, theils durch einen Gürtel neutraler Staaten, theils durch neue Grenzausdehnungen, welche alte Allianzen lösten und kräftigen Staaten den Beruf zur Schützung des Bestehenden auferlegten. Im Orient aber hat man nichts geleistet, als die Entscheidung der alten Verlegenheiten im Vertrauen auf den Scharfsinn künftiger Staatsmänner zu vertagen" *).

*) „Ausland" vom 13. Juli 1855.

XVIII.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

II.

Veränderungen in der politischen Praxis.

Washington September 1854.

In keiner europäischen Hauptstadt habe ich je so allgemein von Camarilla-Einfluß (Patronage) gehört, als hier in dem republikanischen Washington, und daß diese Klagen begründet sind, unterliegt keinem Zweifel. Schon früher hatte der Präsident Jackson bei seinem Regierungsantritte einzelne Beamte aus politischen Gründen entfernt, und dadurch den Geist der Verfassung wesentlich verletzt. Als nämlich bei den Verhandlungen über dieselbe hinsichtlich der Macht des Präsidenten, „die öffentlichen Beamten absetzen zu können", die Behauptung geäußert wurde, „es möge diese leicht zu Parteizwecken mißbraucht werden", so erwiderte Mr. Madison, daß ein Präsident, der diese Macht nach Willkür und zu persönlichen Zwecken ohne klare und unbedingte Nothwendigkeit gebrauchen würde, sofort in Anklagestand gesetzt zu werden verdiene.

Zum Unterschied von den früheren Zeiten hat aber die

jetzige Regierung (allgemein genannt the Kitchen - cabinet) hieraus ein vollständiges System gemacht, und es ohne Rückhalt ausgesprochen, „daß Vertrauensposten (?) ordnungsmäßig der siegenden Partei angehören.“ (To the victors belong all the spoils, den Siegern die ganze Beute.) Nicht allein alle höheren Stellen, sondern auch viele durchaus untergeordnete wurden bei dem Antritte des jetzigen Präsidenten nur Männern seiner Partei verliehen, und so die verderbliche und unmoralische Maxime angenommen, das Interesse einer Partei über das allgemeine Wohl des Staates zu erheben. Selbst in den wenigen Fällen, wo Whigs befördert worden sind, geschah dieses nicht wegen ihrer besonderen Fähigkeit, sondern nur wegen ihres politischen Einflusses und in der Hoffnung, sie den gouvernementalen demokratischen Absichten dienstbar zu machen. Die ganze Zahl solcher Absetzungen und Ernennungen mag sich immer auf einige Tausend belaufen.

Das Schauspiel von solchen massenhaften Absetzungen wird sich nun wohl nach diesem Antecedens alle vier Jahre wiederholen, was eben jetzt von um so größerem Uebel ist, als es früher gewesen wäre, da durch die größere Ausdehnung des Landes und die Vervielfältigung seiner auswärtigen Beziehungen der ganze Regierungs-Mechanismus ein ungleich complicirterer, und dadurch auch ein schwierigerer zu erlernen geworden ist. Der Vernunft der Dinge gemäß hätte man hier eine größere Stabilität der Beamten erwarten sollen, der *Parteigeist* hat deren Wechsel häufiger gemacht. Mit diesem Systeme wird eine gewisse Kenntniß der Regierungsangelegenheiten allgemein, aber eine gründliche unmöglich. Dasselbe gilt auch von den Repräsentanten, deren zweijähriges Mandat zur Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß bei dem ungemein erweiterten Geschäftskreise durchaus unzureichend geworden ist. Die Verwaltung bildet wohl die besondere Schwäche fast aller *wirklich* constitutionellen Staaten, und so auch hier, und ich zweifle, daß ihre Mängel

durch die politischen Vortheile, die aus dem ganzen Systeme etwa erwachsen mögen, neutralisirt werden.

Neben dieser von der Verfassung so wenig erwarteten Neuerung gewahrt man eine solche Vermehrung der öffentlichen Beamten, daß man vollkommen zu der Annahme, es sei dieselbe, wie sehr auch durch eine gewisse Nothwendigkeit hervorgerufen, doch großentheils absichtlich, berechtiget ist.

Die Macht der Executive ist allerdings auf diese Weise in etwas verstärkt, und deren vergrößerter Einfluß auf die Wahlen im Allgemeinen und die Beschlüsse des Congresses, besonders die des wenig zahlreichen und sehr ehrgeizigen Senates sichtbar geworden, wie letzteres namentlich bei der nur durch die Einwirkung der Executive möglich gemachten Annahme der Nebraskabill sich gezeigt hat.

Die jetzt angenommene Regierungspraxis, die Fähigkeit dem Einflusse zu opfern — eine übrigens in allen constitutionellen Ländern, namentlich in England, gebräuchliche — kann auch als eine nothwendige Reaction der Executive gegen die Uebergriffe und gesteigerten Anmaßungen der Regierten überhaupt, und der einzelnen Staaten insbesondere erklärt werden, indem eine jede, gleichviel ob zur demokratischen oder whiggistischen Partei gehörig, stets die Nothwendigkeit fühlt, stark zu seyn, um zu regieren, oder wenigstens um die Gesetze ausführen zu lassen, diese Nothwendigkeit aber von der eben nicht regierenden Partei fortwährend bestritten wird.

Diese theilweise Verstärkung der Executivgewalt ist um so erklärlicher und nothwendiger als früher, da der demokratische Präsident Jackson, zufrieden mit seiner persönlichen, in der That exceptionellen Macht, die Centralgewalt, insoferne diese in der Executive und dem Congresse gemeinschaftlich liegt, bei einigen Gelegenheiten, wie der Bankangelegenheit*), bedeutend geschwächt hat, und spätere Präsi-

*) Das ganze Vorgehen Jackson's in dieser berüchtigten Angelegen-

denten vieles haben geschehen lassen müssen, was zu demselben Resultate geführt hat, namentlich auch das Recht thatsächlich haben aufheben lassen, in den einzelnen Staaten innere Verbesserungen zu treffen.

In Bezug auf das ganze Verhältniß der Centralregierung zu den Staaten-Regierungen kann man jetzt wohl, ohne Furcht widerlegt zu werden, behaupten, daß die Schwierigkeit, die Souverainetät derselben mit einer starken Bundesregierung zu vereinigen — dieses merkwürdige Problem, welches die transatlantische Republik sich gestellt — nicht gelöst worden ist. Die Auslegung von Calhoun, „es sei die Union eine auf Vertrag der einzelnen Staaten gegründete Regierung", im Gegensatze zu der Webster'schen Auffassung, nach welcher dieselbe durch den Willen des Volkes der vereinigten Staaten geschaffen ist, erhält stets mehr und mehr die Oberhand *). Einer der ersten Beweise hiefür bleibt die unter dem Präsidenten Jackson von Süd-Carolina ausgesprochene Nullification des vom Congresse angenommenen Tarifes — ein Conflict, der bekanntlich nur durch einen Vertrag beseitigt wurde, in dem die Bundesregierung den Forderungen Süd-Carolina's bedeutend nachzugeben gezwungen war. In diesem Augenblicke wird dieses Recht der Nullifikation vom Staate Connectitut in Bezug auf das Sklavenflüchtlingsgesetz

---

heit war ein, obgleich durch die Legislative sanctionirtes, dennoch höchst willkürliches — weil eine unbestreitbare Verletzung der besonderen Rechte der Unionsbank — und es ist dieses nur einer der zahlreichen Fälle von Willkür, welche sich die Präsidenten, und mit ihnen alle übrigen Beamten hier erlauben können, sobald sie sich auf den Willen der Majorität stützen.

*) Die in Calhoun's hinterlassenem Werke, „Disquisition on the governement", aufgestellten Principien von den „concurrirenden Mehrheiten", die im Gegensatz zu den numerischen Mehrheiten die Gesellschaft vor Unrecht schützen sollen, würden, consequent durchgeführt, das polnische Veto zum Finalresultate haben.

geltend gemacht. Die dortige Legislative hat soeben ein Gesetz erlassen, demgemäß jede Rückforderung eines entlaufenen Sklaven in diesem Staate prima facie als unbegründet und böswillig angesehen, und einem jeden, der eine solche macht, oder dabei als Zeuge auftritt, eine Geldstrafe von fünftausend Dollars auferlegt werden soll. Diese Verfügung, sowie eine andere, welche den Schwarzen vollkommen gleiches Stimm-Recht mit den Weißen ertheilt, können als Reaction gegen die Nebraskabill, die übrigens ihrerseits wiederum die Souverainetät der Staaten verstärkt hat, betrachtet werden.

Wenn es begründet ist, was die Zeitungen in diesem Augenblicke berichten, daß die in Kansas bereits ansässigen Colonisten in einer Generalversammlung als Princip festgestellt, daß der Boden dem zuerst Besitznehmenden zugehöre, und die Sklaverei als gesetzliche Institution zu betrachten sei — so wäre dieses ein neues Präcedens für die Anmaßung der Territorien, souverain wie die Staaten selber zu seyn. Die Regierung würde in diesem Falle wahrscheinlich einen neuen Beweis ihrer Ohnmacht geben, und auch dort geschehen lassen, was sie nicht hindern kann oder mag, gerade wie früher gegenüber den Mormonen, welche Polygamie treiben, oder den Californiern — die ebenfalls ganz eigenmächtig noch vor dem Beschlusse des Congresses sich eine eigene Regierung schufen, und so die Rechte von Staaten usurpirten.

Die Regierung des Präsidenten Jackson scheint aber nicht allein für die innere, sondern auch für die äußere Politik als Beispiel gedient zu haben. Es ist bekannt, wie ungehörig dieser Präsident der französischen Regierung gegenüber aufgetreten ist, und wie ein ähnliches noch ungerechtfertigteres, härteres Verfahren gegenüber anderen Mächten, besonders Mexico, seit der Zeit stattgefunden hat. Die ganze auswärtige Politik der vereinigten Staaten ist mehr und mehr aggressiv und propagandistisch, und somit eine Politik gewor-

den, die im entschiedensten Widerspruche steht mit den Wünschen und Absichten der Stifter der Union und Washington's insbesondere, der stets eine zuwartende, eine gleichsam ablehnende, negative befürwortete*).

Der Fall mit dem Black-Warriow beweist dieses wieder in jüngster Zeit zur Evidenz, indem aus dieser so einfachen Zollangelegenheit ein casus belli gemacht, und er als Anlaß zu den ungemessensten Forderungen benutzt wurde. Ich kann nicht umhin, bezüglich dieses Conflictes noch hinzuzufügen, daß in Havannah unparteiische Personen, die den Charakter des amerikanischen Bevollmächtigten kennen, ziemlich allgemein die Ueberzeugung ausgesprochen haben, Hr. Thing habe jenen Conflict absichtlich hervorgerufen. Thatsache bleibt es, daß derselbe einer dreimaligen Einladung des Zolldirektors, sich zu ihm zu bemühen, zu folgen nicht Zeit fand, sowie auch, daß andererseits die spanischen Behörden, ganz der Natur der respektiven Verhältnisse gemäß, äußerst rücksichtsvoll selbst noch später verfuhren. Unter Anderm ist es notorisch, daß der Black-Warriow noch vor seiner Ankunft gewarnt und aufgefordert worden ist, von nun an eine Deklaration der geladenen Güter zu machen.

Das brüske und ganz unmotivirte Auftreten der amerikanischen Regierung bei dieser Gelegenheit zeugt von dem aventüreusen Charakter, den die hiesige auswärtige Politik anzunehmen beginnt, insoferne die Regierung bei der jetzigen Unzulänglichkeit ihrer Flotte für einen Krieg durchaus nicht vorbereitet war.

Wie überall, so charakterisirt auch hier Mangel an Voraussicht die Demokratie, und in dieser Hinsicht hat sie keinen providentiellen Beruf. — Diplomatie und Demokratie haben

*) Daß Amerika's Interesse in dieser Hinsicht im Verlaufe der Zeit geändert seyn solle, wie das „junge Amerika" behauptet, ist mir nicht verständlich.

sich übrigens auch schon oft als contradictorische Begriffe und Elemente herausgestellt. — Die Frage von der Annexation Cuba's ist in dem vergangenen Monate im Congresse, besonders im Senate, von Männern der verschiedensten Parteien behandelt worden, aber nur von dem Gesichtspunkte der Opportunität aus. Außerhalb des Congresses habe ich indessen zuweilen die Ansicht aussprechen hören, daß Amerika sich mit einer Emancipation Cuba's zufrieden stellen könne, indem es von einem selbstständigen Cuba alle Vortheile erwarten dürfe, die mit einer Annexation verbunden seyn würden, und zugleich auf diese Weise die Gefahr von inneren Convulsionen vermeide, welche die Sklavenfrage sehr wahrscheinlich bei der wiederum angefachten Leidenschaftlichkeit der beiden großen Parteien des Landes herbeiführen würde. Während im Congresse debattirt wird, geschehen in New-Orleans Vorbereitungen zu einer seeräuberischen Expedition, die, wenn auch jetzt durch die Behörden in etwas behindert, doch ganz eigentlich durch die erste, Krieg verkündende, Proclamation des Präsidenten provocirt worden ist.

Der Senat beschränkt sich indessen nicht auf Eroberungs-Pläne verschiedener wünschenswerthen Theile Amerika's, sondern hat auch letzthin einmal wieder einen Versuch gemacht, propagandistisch in Europa aufzutreten. Der bekannte General Cass stellte nämlich im Monate Mai den Antrag, daß die Regierung durch einen Senatsbeschluß veranlaßt werden möge, von nun an den amerikanischen Bürgern ihre religiösen Rechte im Auslande auf diplomatischem Wege zu wahren. Zwar hat dieser Antrag für jetzt kein Resultat gehabt, aber derselbe bleibt bedeutungsvoll durch die Persönlichkeit des Antragstellers, der übrigens auch ein besonderer Freund des Präsidenten ist, sowie nicht weniger durch den großen Beifall, den derselbe bei'm Volke gefunden. Dieses ist auch Veranlassung gewesen, daß der Hr. Erzbischof Hughes eine ausführliche Widerlegung jener Rede hat erscheinen lassen.

rest schon durch Deutsche geschehen, ein achtbarer Bürgerstand herangezogen worden wäre? Kein europäischer Staat hätte die vier Mächte an einem solchen Vorgehen verhindert, das sich bei dem künftigen Friedensschluße mit der Kraft einer unabänderlichen Thatsache würde geltend gemacht haben. Die Kriegsführung der Alliirten im Orient mag glücklich oder unglücklich enden, jedenfalls müssen sie früher oder später ihre militärischen Kräfte zurückziehen. Die politische Kunst hätte nun darin bestanden, nach dem Feldzug Zustände zurückzulassen, welche den Russen beim weitern Ausspinnen ihrer Plane hinderlich wären, und die sich nicht ohne Gewalt und Geräusch wieder beseitigen ließen, so daß durch den Allarm Europa ermuntert und zum Einschreiten bestimmt werden würde. Dieß wären wirksame Garantien gewesen, dauernder und kräftiger als Friedensclauseln, die heimlich und allmählich umgangen werden konnten. Der französische Vorschlag ist ganz unbeachtet geblieben, man hat ihn nicht einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen, obgleich er doch die einzige Aeußerung einer der Großmächte enthielt, welche auf die zukünftige Gestaltung der orientalischen Dinge Bezug hatte. Ebensowenig hat man Serbien erwähnt. Auch dort konnten die Alliirten eine erbliche Gewalt begründen, und diese Gewalt von der russischen Vormundschaft erlösen. Sie hätten dadurch jeder künftigen Diversion zu Gunsten eines russischen Eroberers vorgebeugt, und das serbische Volk für eine antirussische Politik gewonnen. England, Frankreich und Oesterreich sind jetzt factisch Gebieter der Türkei, und alle ihre Zustände sind bildsam in ihrer Hand wie Wachs; aber es scheint fast, als fehle es an der plastischen Fertigkeit, die weiche Masse so zu gestalten, wie es den europäischen Bedürfnissen entspricht. Mit weit größerer Begabung hat die europäische Diplomatie zur Zeit der Wiener-Verträge geschaffen. Wie hat sie namentlich an der französischen Grenze künftige Weltkriege im Keime zu beseitigen gesucht, theils durch einen Gürtel neutraler Staaten, theils durch neue Grenzausdehnungen, welche alte Allianzen lösten und kräftigen Staaten den Beruf zur Schützung des Bestehenden auferlegten. Im Orient aber hat man nichts geleistet, als die Entscheidung der alten Verlegenheiten im Vertrauen auf den Scharfsinn künftiger Staatsmänner zu vertagen" *).

*) „Ausland" vom 13. Juli 1855.

XVIII.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

II.

Veränderungen in der politischen Praxis.

Washington September 1854.

In keiner europäischen Hauptstadt habe ich je so allgemein von Camarilla-Einfluß (Patronage) gehört, als hier in dem republikanischen Washington, und daß diese Klagen begründet sind, unterliegt keinem Zweifel. Schon früher hatte der Präsident Jackson bei seinem Regierungsantritte einzelne Beamte aus politischen Gründen entfernt, und dadurch den Geist der Verfassung wesentlich verletzt. Als nämlich bei den Verhandlungen über dieselbe hinsichtlich der Macht des Präsidenten, „die öffentlichen Beamten absetzen zu können", die Behauptung geäußert wurde, „es möge diese leicht zu Parteizwecken missbraucht werden", so erwiderte Mr. Madison, daß ein Präsident, der diese Macht nach Willkür und zu persönlichen Zwecken ohne klare und unbedingte Nothwendigkeit gebrauchen würde, sofort in Anklagestand gesetzt zu werden verdiene.

Zum Unterschied von den früheren Zeiten hat aber die

jetzige Regierung (allgemein genannt the Kitchen-cabinet) hieraus ein vollständiges System gemacht, und es ohne Rückhalt ausgesprochen, „daß Vertrauensposten (?) ordnungsmäßig der siegenden Partei angehören.“ (To the victors belong all the spoils, den Siegern die ganze Beute.) Nicht allein alle höheren Stellen, sondern auch viele durchaus untergeordnete wurden bei dem Antritte des jetzigen Präsidenten nur Männern seiner Partei verliehen, und so die verderbliche und unmoralische Maxime angenommen, das Interesse einer Partei über das allgemeine Wohl des Staates zu erheben. Selbst in den wenigen Fällen, wo Whigs befördert worden sind, geschah dieses nicht wegen ihrer besonderen Fähigkeit, sondern nur wegen ihres politischen Einflusses und in der Hoffnung, sie den gouvernementalen demokratischen Absichten dienstbar zu machen. Die ganze Zahl solcher Absetzungen und Ernennungen mag sich immer auf einige Tausend belaufen.

Das Schauspiel von solchen massenhaften Absetzungen wird sich nun wohl nach diesem Antecedens alle vier Jahre wiederholen, was eben jetzt von um so größerem Uebel ist, als es früher gewesen wäre, da durch die größere Ausdehnung des Landes und die Vervielfältigung seiner auswärtigen Beziehungen der ganze Regierungs-Mechanismus ein ungleich complicirterer, und dadurch auch ein schwierigerer zu erlernen geworden ist. Der Vernunft der Dinge gemäß hätte man hier eine größere Stabilität der Beamten erwarten sollen, der Parteigeist hat deren Wechsel häufiger gemacht. Mit diesem Systeme wird eine gewisse Kenntniß der Regierungsangelegenheiten allgemein, aber eine gründliche unmöglich. Dasselbe gilt auch von den Repräsentanten, deren zweijähriges Mandat zur Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß bei dem ungemein erweiterten Geschäftskreise durchaus unzureichend geworden ist. Die Verwaltung bildet wohl die besondere Schwäche fast aller wirklich constitutionellen Staaten, und so auch hier, und ich zweifle, daß ihre Mängel

durch die politischen Vortheile, die aus dem ganzen Systeme etwa erwachsen mögen, neutralisirt werden.

Neben dieser von der Verfassung so wenig erwarteten Neuerung gewahrt man eine solche Vermehrung der öffentlichen Beamten, daß man vollkommen zu der Annahme, es sei dieselbe, wie sehr auch durch eine gewisse Nothwendigkeit hervorgerufen, doch großentheils absichtlich, berechtiget ist.

Die Macht der Executive ist allerdings auf diese Weise in etwas verstärkt, und deren vergrößerter Einfluß auf die Wahlen im Allgemeinen und die Beschlüsse des Congresses, besonders die des wenig zahlreichen und sehr ehrgeizigen Senates sichtbar geworden, wie letzteres namentlich bei der nur durch die Einwirkung der Executive möglich gemachten Annahme der Nebraskabill sich gezeigt hat.

Die jetzt angenommene Regierungspraxis, die Fähigkeit dem Einflusse zu opfern — eine übrigens in allen constitutionellen Ländern, namentlich in England, gebräuchliche — kann auch als eine nothwendige Reaction der Executive gegen die Uebergriffe und gesteigerten Anmaßungen der Regierten überhaupt, und der einzelnen Staaten insbesondere erklärt werden, indem eine jede, gleichviel ob zur demokratischen oder whiggistischen Partei gehörig, stets die Nothwendigkeit fühlt, stark zu seyn, um zu regieren, oder wenigstens um die Gesetze ausführen zu lassen, diese Nothwendigkeit aber von der eben nicht regierenden Partei fortwährend bestritten wird.

Diese theilweise Verstärkung der Executivgewalt ist um so erklärlicher und nothwendiger als früher, da der demokratische Präsident Jackson, zufrieden mit seiner persönlichen, in der That exceptionellen Macht, die Centralgewalt, insoferne diese in der Executive und dem Congresse gemeinschaftlich liegt, bei einigen Gelegenheiten, wie der Bankangelegenheit *), bedeutend geschwächt hat, und spätere Präsi-

*) Das ganze Vorgehen Jackson's in dieser berüchtigten Angelegen-

denten vieles haben geschehen lassen müssen, was zu demselben Resultate geführt hat, namentlich auch das Recht thatsächlich haben aufheben lassen, in den einzelnen Staaten innere Verbesserungen zu treffen.

In Bezug auf das ganze Verhältniß der Centralregierung zu den Staaten-Regierungen kann man jetzt wohl, ohne Furcht widerlegt zu werden, behaupten, daß die Schwierigkeit, die Souverainetät derselben mit einer starken Bundesregierung zu vereinigen — dieses merkwürdige Problem, welches die transatlantische Republik sich gestellt — nicht gelöst worden ist. Die Auslegung von Calhoun, „es sei die Union eine auf Vertrag der einzelnen Staaten gegründete Regierung", im Gegensatze zu der Webster'schen Auffassung, nach welcher dieselbe durch den Willen des Volkes der vereinigten Staaten geschaffen ist, erhält stets mehr und mehr die Oberhand *). Einer der ersten Beweise hiefür bleibt die unter dem Präsidenten Jackson von Süd-Carolina ausgesprochene Nullification des vom Congresse angenommenen Tarifes — ein Conflict, der bekanntlich nur durch einen Vertrag beseitigt wurde, in dem die Bundesregierung den Forderungen Süd-Carolina's bedeutend nachzugeben gezwungen war. In diesem Augenblicke wird dieses Recht der Nullifikation vom Staate Connectitut in Bezug auf das Sklavenflüchtlingsgesetz

---

heit war ein, obgleich durch die Legislative sanctionirtes, dennoch höchst willkürliches — weil eine unbestreitbare Verletzung der besonderen Rechte der Unionsbank — und es ist dieses nur einer der zahlreichen Fälle von Willkür, welche sich die Präsidenten, und mit ihnen alle übrigen Beamten hier erlauben können, sobald sie sich auf den Willen der Majorität stützen.

*) Die in Calhoun's hinterlassenem Werke, „Disquisition on the governement", aufgestellten Principien von den „concurrirenden Mehrheiten", die im Gegensatz zu den numerischen Mehrheiten die Gesellschaft vor Unrecht schützen sollen, würden, consequent durchgeführt, das polnische Veto zum Finalresultate haben.

geltend gemacht. Die dortige Legislative hat soeben ein Gesetz erlassen, demgemäß jede Rückforderung eines entlaufenen Sklaven in diesem Staate prima facie als unbegründet und böswillig angesehen, und einem jeden, der eine solche macht, oder dabei als Zeuge auftritt, eine Geldstrafe von fünftausend Dollars auferlegt werden soll. Diese Verfügung, sowie eine andere, welche den Schwarzen vollkommen gleiches Stimm-Recht mit den Weißen ertheilt, können als Reaction gegen die Nebraskabill, die übrigens ihrerseits wiederum die Souverainetät der Staaten verstärkt hat, betrachtet werden.

Wenn es begründet ist, was die Zeitungen in diesem Augenblicke berichten, daß die in Kansas bereits ansässigen Colonisten in einer Generalversammlung als Princip festgestellt, daß der Boden dem zuerst Besitznehmenden zugehöre, und die Sklaverei als gesetzliche Institution zu betrachten sei — so wäre dieses ein neues Präcedens für die Anmaßung der Territorien, souverain wie die Staaten selber zu seyn. Die Regierung würde in diesem Falle wahrscheinlich einen neuen Beweis ihrer Ohnmacht geben, und auch dort geschehen lassen, was sie nicht hindern kann oder mag, gerade wie früher gegenüber den Mormonen, welche Polygamie treiben, oder den Californiern — die ebenfalls ganz eigenmächtig noch vor dem Beschlusse des Congresses sich eine eigene Regierung schufen, und so die Rechte von Staaten usurpirten.

Die Regierung des Präsidenten Jackson scheint aber nicht allein für die innere, sondern auch für die äußere Politik als Beispiel gedient zu haben. Es ist bekannt, wie ungehörig dieser Präsident der französischen Regierung gegenüber aufgetreten ist, und wie ein ähnliches noch ungerechtfertigteres, härteres Verfahren gegenüber anderen Mächten, besonders Mexico, seit der Zeit stattgefunden hat. Die ganze auswärtige Politik der vereinigten Staaten ist mehr und mehr aggressiv und propagandistisch, und somit eine Politik gewor-

den, die im entschiedensten Widerspruche steht mit den Wünschen und Absichten der Stifter der Union und Washington's insbesondere, der stets eine zuwartende, eine gleichsam ablehnende, negative befürwortete*).

Der Fall mit dem Black-Warriow beweist dieses wieder in jüngster Zeit zur Evidenz, indem aus dieser so einfachen Zollangelegenheit ein casus belli gemacht, und er als Anlaß zu den ungemessensten Forderungen benutzt wurde. Ich kann nicht umhin, bezüglich dieses Conflictes noch hinzuzufügen, daß in Havannah unparteiische Personen, die den Charakter des amerikanischen Bevollmächtigten kennen, ziemlich allgemein die Ueberzeugung ausgesprochen haben, Hr. Thing habe jenen Conflict absichtlich hervorgerufen. Thatsache bleibt es, daß derselbe einer dreimaligen Einladung des Zolldirektors, sich zu ihm zu bemühen, zu folgen nicht Zeit fand, sowie auch, daß andererseits die spanischen Behörden, ganz der Natur der respektiven Verhältnisse gemäß, äußerst rücksichtsvoll selbst noch später verfuhren. Unter Anderm ist es notorisch, daß der Black-Warriow noch vor seiner Ankunft gewarnt und aufgefordert worden ist, von nun an eine Deklaration der geladenen Güter zu machen.

Das brüske und ganz unmotivirte Auftreten der amerikanischen Regierung bei dieser Gelegenheit zeugt von dem aventüreusen Charakter, den die hiesige auswärtige Politik anzunehmen beginnt, insoferne die Regierung bei der jetzigen Unzulänglichkeit ihrer Flotte für einen Krieg durchaus nicht vorbereitet war.

Wie überall, so charakterisirt auch hier Mangel an Voraussicht die Demokratie, und in dieser Hinsicht hat sie keinen providentiellen Beruf. — Diplomatie und Demokratie haben

*) Daß Amerika's Interesse in dieser Hinsicht im Verlaufe der Zeit geändert seyn solle, wie das „junge Amerika" behauptet, ist mir nicht verständlich.

sich übrigens auch schon oft als contradictorische Begriffe und Elemente herausgestellt. — Die Frage von der Annexation Cuba's ist in dem vergangenen Monate im Congresse, besonders im Senate, von Männern der verschiedensten Parteien behandelt worden, aber nur von dem Gesichtspunkte der Opportunität aus. Außerhalb des Congresses habe ich indessen zuweilen die Ansicht aussprechen hören, daß Amerika sich mit einer Emancipation Cuba's zufrieden stellen könne, indem es von einem selbstständigen Cuba alle Vortheile erwarten dürfe, die mit einer Annexation verbunden seyn würden, und zugleich auf diese Weise die Gefahr von inneren Convulsionen vermeide, welche die Sklavenfrage sehr wahrscheinlich bei der wiederum angefachten Leidenschaftlichkeit der beiden großen Parteien des Landes herbeiführen würde. Während im Congresse debattirt wird, geschehen in New-Orleans Vorbereitungen zu einer seeräuberischen Expedition, die, wenn auch jetzt durch die Behörden in etwas behindert, doch ganz eigentlich durch die erste, Krieg verkündende, Proclamation des Präsidenten provocirt worden ist.

Der Senat beschränkt sich indessen nicht auf Eroberungs-Pläne verschiedener wünschenswerthen Theile Amerika's, sondern hat auch letzthin einmal wieder einen Versuch gemacht, propagandistisch in Europa aufzutreten. Der bekannte General Cars stellte nämlich im Monate Mai den Antrag, daß die Regierung durch einen Senatsbeschluß veranlaßt werden möge, von nun an den amerikanischen Bürgern ihre religiösen Rechte im Auslande auf diplomatischem Wege zu wahren. Zwar hat dieser Antrag für jetzt kein Resultat gehabt, aber derselbe bleibt bedeutungsvoll durch die Persönlichkeit des Antragstellers, der übrigens auch ein besonderer Freund des Präsidenten ist, sowie nicht weniger durch den großen Beifall, den derselbe bei'm Volke gefunden. Dieses ist auch Veranlassung gewesen, daß der Hr. Erzbischof Hughes eine ausführliche Widerlegung jener Rede hat erscheinen lassen.

Die Absichten des Congresses und der Executive zu anneriren und gelegentlich auch in Europa zu interveniren, treten mehr und mehr klar hervor, aber die Instinkte und Gelüste der Demokratie gehen denselben weit voraus, und werden hier, wo von Wunsch zur That nur ein Schritt ist, sehr bald als Gesetz sich aufzubringen wissen, Hr. Soulé ist nur als ein krasser Ausdruck dieser sehr allgemeinen Stimmung anzusehen, die, wie sie durch ihn nicht entstanden ist, so auch nicht mit dem Aufhören seiner sogenannten diplomatischen Thätigkeit aufhören wird.

Mit der zunehmenden Gewohnheit und Manie, the manifest destiny of Young America möglichst schnell zu erfüllen, daher zu erobern und Propaganda zu machen, ist Amerika meiner Ansicht nach in eine kritische Phasis getreten, und es möchte, wird jener nur noch etwas mehr nachgegeben, bald einen Wendepunkt erreicht haben, über den hinaus nur Meer ohne Küste sichtbar ist. Die Demokratie, so sagt sie selber, ist der Friede, die Geschichte aber erwidert: „Die Demokratie ist der Krieg“ und auch Amerika scheint nicht bestimmt diese Lehre zu widerlegen.

In einem dritten Punkte ferner hat die Regierung des Präsidenten Jackson eine wichtige Initiative ergriffen, und ein Präcedens für die späteren Regierungen gebildet, dessen Folgen zwar schon in der Gegenwart demoralisirend gewesen sind, die sich aber erst in der Zukunft in ihrer verderblichen Größe entwickeln werden.

Bis zum Jahre 1829 waren die öffentlichen Ländereien als ein Patrimonium für die ganze Nation betrachtet und es war darüber mit Weisheit und Oekonomie gewacht worden. Der Präsident Jackson begann zuerst dieses System zu verlassen, ungeheure Strecken Landes von den Indianern zu erwerben, und diese dann, sowie die früher schon besessenen um einen ganz unverhältnißmäßig niedrigen Preis, nämlich 1 Dollar 25 cent pr. acre zu verkaufen oder geradezu zu

verschenken. Da diesen Schenkungen keine Beschränkungen in Bezug auf Wiederverkauf des geschenkten Landes beigefügt waren, so pflegte die große Masse der Geschenknehmer, welche kein persönliches Interesse an der wirklichen Cultur des geschenkten Landes, sondern nur ein pecuniäres Interesse bei dessen Verwerthung in baarem Gelde hatte, die geschenkten Landtheile in der Form einfacher Warrants oder Certificate der Berechtigung, auf so und soviel Acker Landes lautend, sofort an die Börse zu bringen, wo speculirende Capitalisten dieselben aufkauften nach einem Tagescourse, welcher durch den Bedarf und die Masse der umlaufenden Certificate wechselnd bestimmt wurde.

Dieses Verschleuderungssystem der Staatsländereien ist seit jener Zeit von allen Regierungen fortgesetzt und von der jetzigen gleich von Anfang an besonders begünstiget worden, so daß sogar die Annahme der sogenannten Home-stead-bill jetzt zu befürchten steht. Diese Bill ist ein Lieblingsproject des „jungen Amerika", und es würde derselben zufolge jeder Familienvater auf eine Schenkung von 160 acres Anspruch haben. Die schon bisher so extravagant gewesene Speculationswuth würde so auf eine sehr bedenkliche Weise vermehrt werden, da es nach den Erfahrungen der letzten Jahre, wo einige Restrictionen gemacht wurden, gar nicht bezweifelt werden kann, daß man auch die jetzt gestellte Bedingung, nämlich die auf dem Lande zu wohnen und es zu bebauen, auf betrügerische Weise zu umgehen wissen wird. Jedenfalls würde diese Bill nur zum Vortheil der ackerbautreibenden Classe gereichen und die Interessen der Gesammtheit ungerecht verletzen.

Nachdem ich einige der wesentlichsten Veränderungen nachgewiesen zu haben glaube, die in der politischen Praxis der Executive und des Congresses stattgefunden, wünsche ich noch eine hervorzuheben, die sich mehr auf das Volk speciell bezieht und in demselben direkte ihren Ursprung hat. Diese neue politische Volkspraxis besteht in der stets mehr zur Gel-

tung kommenden Anmaßung, den Deputirten ein speciell ausgeführtes Mandat zu ertheilen, und ihnen den einzuhaltenden Weg genau vorzuschreiben. Die Repräsentanten sollen, nach der jetzigen Absicht ihrer Committenten, ausschließlich ihrem Mandate gemäß stimmen, ohne alle Selbstständigkeit und Ueberzeugung, sie sollen eben nur Votirmaschinen seyn, widrigenfalls aber auf ihre Stellen verzichten. Diese ganz ungehörige Zumuthung erhält mehr und mehr die Kraft eines förmlichen Gesetzes, welches zu verletzen als eine schwere Beleidigung der Volksmajestät betrachtet wird.

Da sich mit dieser Abneigung der Demokratie gegen unabhängige Charaktere auch noch ein tiefer Neid und eine maßlose Eifersucht gegen jede Art von geistiger Ueberlegenheit verbindet, so reicht dieses vollkommen zur Erklärung des wichtigen Umstandes aus, daß der ganze Charakter des Congresses, in Vergleich zu den ersten Zeiten und selbst zu denen eines Calhoun und Clay, bedeutend gesunken ist. Männer von unabhängiger Denkungsweise oder hervorragendem Talente werden theils systematisch vom Congresse ausgeschlossen, theils — und dieses ist das Schlimmste — schließen sie sich von jeder direkten Theilnahme an der Politik freiwillig aus. Solche Männer nehmen ihre Zuflucht zu exclusiver Gesellschaft und entschädigen sich in ihrer Zurückgezogenheit für den Zwang, dem sie öffentlich unterworfen sind, und für die Nothwendigkeit, die Republik bewundernd zu erheben — durch Aufrichtigkeit und Bekenntnisse sehr entgegengesetzter Art, besonders gegen Fremde, die im Begriffe sind abzureisen. Es ist gewiß eine große Schwäche, wenn ein Volk seine Weisen und Propheten zu verkennen beginnt, und an deren statt Individuen begünstigt, die durch die niedrigsten Kunstgriffe allein seine Gunst zu erlangen wissen, dagegen aber auch die Ersten sind, die es irreleiten und verrathen!

Hinsichtlich der Wahlen selber, so sind diese schon seit langem in die Hände von Personen gefallen, die sich aus-

schließlich der Beschäftigung widmen, dieselben vorzubereiten und zu leiten, Candidaten aufzufinden und zu bestimmen, ihnen einen Namen zu machen, und das ganze weitere Verfahren festzusetzen. Ihre spätere Belohnung erwarten sie dann, sollte ihr Candidat als Sieger hervorgehen, von den Hülfsquellen, die sich der siegenden Partei stets eröffnen. Das Gewerbe der Repräsentanten-, Senatoren- und Präsidenten-Macher ist daher bereits ein nicht weniger einträgliches geworden, als etwa das Machen in Baumwolle oder in Mormonismus oder in sonst einer beliebigen Erfindung der Amerikaner; bei ihnen geht Alles, ja die Republik selber in Geschäft über, oft auch darin unter. Die Masse übergibt sich gewöhnlich willenlos der Convention und läßt sich von ihr blindlings die Wahl der Candidaten imponiren, so ihre Rechte freiwillig abdicirend und fortwährend Zeugniß ablegend für die Fiktion, als sei sie fähig zum Self-Gouvernement.

Die Geschichte der Wahl des jetzigen Präsidenten gibt eine treffliche Illustration zu dem ganzen in dieser Hinsicht herrschenden Verfahren, indem zum ersten Male der Masse ein Candidat zur Annahme präsentirt wurde, von dem sie als solchem bis zum Augenblick der Wahl noch gar nicht gehört hatte; und es war die Unmöglichkeit, die von nun an stets mehr hervortreten wird, über irgend einen hervorragenden Mann sich einigen zu können, welche ihr diese Ueberraschung bereitet hatte. Wie ausgedehnt ferner das System der Bestechung bei den Wahlen geworden ist, geht unter Anderm aus der Rede des Obristen Benton (in Europa letzthin besonders bekannt durch sein Werk: Thirty Years in the Senate) und der dadurch veranlaßten Bill vom 15. Jänner 1853 hervor, sowie auch daß Mitglieder des Congresses für die Beförderung von Privatansprüchen häufig Zahlung erhalten haben, wie es unter Anderm auch allbekannt ist, daß selbst der berühmte Webster für seine den Sklavenbesitzern und der hohen Finanz von Wallstreet in New-York und Statestreet in

Boston geleisteten Dienste an 100,000 Dollars empfangen hat. Der inneren sich vermehrenden Haltlosigkeit jener Herren entspricht denn auch ihr äußeres Benehmen; scandalöse Scenen sind in den letzten Jahren viel häufiger geworden, und noch am 20. Juni geschah es, daß zwei Repräsentanten, die Herren Churchwell und Cullum, die miteinander in Kampf gerathen waren, durch den Gerichtsdiener des Hauses mit Gewalt von einander getrennt werden mußten. Dieses ist die Versammlung, die man noch neulich als the most august assembly in the world zu begrüßen beliebte.

Was das Gebahren der Presse, die in ihrer Totalität wenigstens ebenfalls unter die bedeutenden politischen Mächte Amerika's zu zählen ist, anbetrifft, so hat sich dieselbe nur noch mehr nach der Richtung hin entwickelt, die bereits von Jefferson in seinen Memoiren, einem Werke, welches in der Literatur eines jeden Landes einen höchst ehrenvollen Platz einnehmen würde, und dessen Unparteilichkeit von der demokratischen Partei am wenigsten angefochten werden kann, überaus treffend charakterisirt worden ist, und daher auch hier theilweise Platz finden möge. „Es ist — sagt dieser bewährte Staatsmann — eine traurige Wahrheit, daß die Unterdrückung der Preßfreiheit das Volk kaum mehr ihrer Vortheile berauben könnte, als es durch die völlige Hingebung an die Unwahrheit geschieht. Man kann jetzt nichts glauben, was in einer Zeitung steht. Die Wahrheit selbst wird verdächtig, wenn man sie in diesem schmutzigen Gefäße mittheilt."

Die jetzige amerikanische Presse ist so beschaffen, daß sie in Verlegenheit setzt, ob man sich mehr über den widrigen Inhalt oder die gänzliche Nachlässigkeit, Familiarität und das Anstößige der Sprache entrüsten soll, und man darf behaupten, daß sie unter dem regime der absoluten Freiheit viel schlechter geworden ist, als sie je unter der Censur in andern Ländern gewesen.

Unter den Veränderungen, die bisher mehr in einzelnen

Staaten eingetreten, aber für die Zukunft wahrscheinlich für die meisten maßgebend zu werden bestimmt sind, führe ich zunächst an, daß bei jeder im Verlaufe der Zeit neu eingeführten Verfassung stets mehr das demokratische Princip zur exclusiven Geltung gebracht wurde, wie besonders im Staate New-York und in den westlichen Staaten, sowie daß auch die jüngst hinzugekommenen, besonders Californien, bei ihrer Constituirung die möglichste Beschränkung der Macht des Gouverneurs und der Selbstständigkeit der Legislative als leitende Maxime befolgt haben.

Als eine bedeutsame Veränderung, die aber bisher nur in sehr wenigen Staaten stattgefunden hat, muß man die Begünstigung einer größeren administrativen Centralisation betrachten, wie sie z. B. New-York bei der Leitung des Schulwesens 2c. eingeführt hat, und endlich eine andere zugleich als einen eigenthümlichen und entschiedenen Uebelstand bezeichnen, nämlich den Mißbrauch, den die Gouverneure mit dem Begnadigungsrechte treiben, ein Recht dessen sie sich zur Bewahrung ihrer Popularität in einer Ausdehnung bedienen, von der man sich in Europa schwerlich einen Begriff macht. Vielfach ist hierüber auch schon geschrieben worden, letzthin besonders von Dr. Lieber in seinem bemerkenswerthen Werke über „constitutionelle Regierung", bisher aber ohne Erfolg.

Von allen diesen Veränderungen bleibt immerhin die wichtigste die Schwächung der Unionsregierung, die, nachdem sie die möglichst freie und schnelle innere Entwicklung gefördert hat, und eine solche in gleicher Proportion weder wünschenswerth noch nothwendig ist, ihren anderen Hauptzweck, die Vertretung der gemeinschaftlichen Interessen und Rechte, nicht mehr angemessen erfüllt. Es könnte scheinen, als ob man diese Schwächung systematisch bis zur Auflösung der Union zu treiben geneigt sei, allein dem ist nicht so, wie ich schon oben bemerkt habe. Die Majorität will im Gegentheil die Union und muß sie wollen, da die Interessen aller ein-

zelnen Staaten, wie sehr auch verschieden, doch nirgends einander entgegengesetzt sind, außerdem aber die schon früher relative Gleichförmigkeit der Sitten und Bildung der dominirenden Raçe, im Verlaufe der Zeit bedeutend größer geworden ist*).

Aus diesen Gründen glaube ich annehmen zu können, daß von dem Augenblicke an, wo die Gefahr einer Auflösung der Union und die Nothwendigkeit einer Kräftigung der Regierung behufs der Verhinderung dieser Auflösung evident geworden seyn wird, der Patriotismus oder das wohlverstandene Interesse über den Egoismus der Einzeln-Staaten den Sieg davon tragen und dem jetzigen Bunde eine Form geben werde, die, wenn auch noch nicht der Einheitsstaat, doch demselben sehr ähnlich seyn dürfte. Die Bundesregierung, die bisher gegenüber den Regierungen der Einzeln-Staaten quasi als Ausnahme dagestanden, mehr als Regel hinzustellen, hieße ja noch nicht alle Selbstständigkeit derselben, noch weniger die von allen Parteien als höchst wohlthätig zugestan-

*) Der Yankee-Typus gewinnt immer mehr die Oberhand über den virginischen, jener bemerkenswerth durch berechnende Schlauheit, wie kühnen industriellen Unternehmungsgeist, dieser mehr durch Spontaneität und Vorliebe für allgemeine Bildung. Die Indolenz der südlichen Familien, von der Hr. v. Tocqueville redet, ist daher auch sehr in Abnahme, und die jüngeren Söhne der Plantagenbesitzer werden großentheils Kaufleute, Advokaten, Geistliche rc. Ein ähnlicher Absorbirungsproceß geht vor gegenüber der verweichlichten Raçe der französischen und spanischen Creolen, ersteres besonders sichtbar in Louisiana und New-Orleans, letzteres in Californien, aus dessen Hauptstädten auch die alten wohlhabenden spanischen Familien immer mehr in's Innere gedrängt, und zu einem Zustande der Bedürftigkeit mehr und mehr reducirt werden. Weniger ist dieses der Fall mit den Deutschen, am allerwenigsten aber bei den Irländern, wovon die Hauptgründe in der stark ausgeprägten Verschiedenheit des Charakters und der ihnen intensiven Religiosität liegen.

denen Communalfreiheiten aufheben, indem eine stärkere Centralmacht nicht nothwendig nach französischem Muster organisirt zu seyn braucht, noch auch zu der Staatsform nothwendig führt, die zwar am meisten gefürchtet wird, die aber dennoch, auch ihrerseits, nicht sobald eine wesentliche Alterirung des den Amerikanern theuersten Princips, des Gleichheitsprincipes, herbeizuführen geeignet seyn dürfte.

Als die Colonien, die unter England kaum eine Centralregierung gefühlt hatten, gegen das Mutterland sich erhoben, waren sie gezwungen, einen Theil ihrer Unabhängigkeit aufzugeben, um durch einen gemeinsamen Bund die Kraft zu erlangen, ihre äußere Selbstständigkeit zu erobern und zu behaupten. Dieser erste Versuch zu einer Union war ein äußerst schwacher und machte, als die Gefahr einer Auflösung eintrat, einem zweiten Platz, der schon einen kräftigeren Bundesstaat schuf.

Nach Beseitigung der äußeren Gefahr aber und in dem Grade als die früheren kleinen Staaten zu größeren herangewachsen waren, wurde das Band zwischen dem Volke von New-York, dem Volke von Pensylvanien &c., und dem Volke der vereinigten Staaten wieder lockerer. Dieser wiederum geschwächte Bundesstaat könnte nun allerdings bei vollkommenem Frieden sich noch längere Zeit erhalten, aber sobald, durch eine außerordentliche Combination von Verhältnissen gedrängt, die Amerikaner sich zu entscheiden haben werden, ob Nichtunion oder Unionsveränderung, dann wird man, meiner Ansicht nach, nicht anstehen, die letzte Hand an das Werk zu legen. Denn in Krisen ist es, wo die amerikanische Demokratie sich über sich selbst zu erheben, ihren Neid gegen höhere Talente und Charaktere zu beseitigen weiß, und die fähigsten wie rechtlichsten Staatsmänner herbeiruft, die dann, ich bin es überzeugt, eine Unionsform schaffen werden, wo die Regierung die nöthige Kraft besitzt, den Staatszweck, für den sie überhaupt existirt, auch wirklich zu erfüllen oder besser als bisher. — Versuch einer Lösung der Sklavenfrage, In-

angriffnahme der inneren Verbesserungen, wie die der Flüsse, Häfen und des Wegebaues; Verringerung der Regierungskosten; Beseitigung der zu particularistischen Gesichtspunkte der Congreßmitglieder, die bis jetzt nie als Repräsentanten der Union, sondern stets nur als die ihres Staates sich gerirten; Sicherung der allgemeinen Rechte, so daß z. B. die Preßfreiheit auch im Süden und die Toleranz überhaupt mehr eine Wahrheit für alle Parteien würde; und Stärke nach Außen — dieses sind die Vortheile, welche die Umgestaltung der jetzigen Union zu einem stärkeren Bundesstaate aller Wahrscheinlichkeit nach mit sich zu führen bestimmt wäre. Ein solcher wäre nur die vernunftgemäße Entwickelung der Union, während die Fortsetzung des jetzigen Bundesstaates, wie naturgemäß, unvermeidlich und werthvoll er auch in den ersten Zeiten gewesen seyn mag, auf die Länge, selbst wenn möglich, nur ein wesenloser Schein, eine Fiction seyn würde.

Daß übrigens bei einem mehr einheitlichen Staatenbunde die Uebel der Demokratie, die überhaupt, wenn sie einmal begonnen haben, sehr bald reißend werden, leichter zur Selbstvernichtung führen können, ist augenscheinlich, wie auch daß ein solcher Staat, in dem die Demokratie ihren Willen besser durchzuführen im Stande ist, Europa größere Gefahren bringt, als es der jetzige vermag.

Neben der Schwäche der Unionsregierung überhaupt, sehen wir zwar die der Executive insbesondere, allein zur Stärkung dieser bedarf es keiner neuen Gesetzgebung, da ihre Prärogativen an und für sich groß genug sind, ihre wirkliche Macht aber, wie freilich auch die der Monarchien, stets von den Umständen abhängt.

Außer den direkte politischen Neuerungen gibt es nun noch einige anderen, die erst durch ihre Folgen eine solche Bedeutung gewinnen, und unter diesen glaube ich schließlich die besondere Aufmerksamkeit auf den überwiegenden Einfluß der großen Städte gegenüber dem Lande lenken zu müssen.

In diesen ist es nämlich, in denen man in der That jetzt den eigentlichen politischen Schwerpunkt für die ganze Union zu suchen hat, und einen Einfluß, der in gar keinem Verhältnisse mehr zu ihrer numerischen Wichtigkeit steht. Sehr bedeutsam nennt sich denn auch New-York the City-Empire.

Diesem präpotenten Einflusse der großen Handelsemporien ist es zuzuschreiben, daß der Charakter der ganzen Union ein specifisch commercieller und industrieller geworden ist, und der Ackerbau selbst dieselbe Richtung genommen hat. Zugleich aber geschieht es, daß eben diese von der Demokratie auf alle Weise beförderte Industrie immer mehr als ein entschieden antidemokratisches Element auftritt, indem sie ihrer jetzigen Organisation gemäß überall die Capitalien in den Händen der Wenigen zu concentriren und den Arbeiter durch Beschränkung auf eine Specialität, zu einem glebae adscriptus, geistig stumpf und vollkommen willenlos zu machen strebt.

Washington und die Stifter der Union haben eine solche Hegemonie der Städte und die damit verbundenen Folgen nicht vorausgesehen; ihre Constitution war offenbar für ein Ackerbau treibendes, für ein Volk mit einfachen Sitten geschaffen, nicht aber für ein Volk, welches seine eigene ursprüngliche Einfachheit sobald aufzugeben sich entschließen würde, um von Europa alle möglichen Grade des Luxus *) wie der Afterbildung zu entlehnen.

Ferner ist es noch bezeichnend, daß der Westen, der sich

---

*) Die Einführung des californischen Goldes hat hauptsächlich nur diese, sowie die an und für sich schon außerordentliche Speculationswuth gesteigert, und zwar so, daß die jetzt beginnende Handelskrisis als direkte Folge davon anzusehen ist. Solche Krisen führen stets zahllose individuellen Verluste mit sich, und der allgemeine Fortschritt, der dadurch allerdings nicht auf die Länge oder wesentlich aufgehalten wird, ist um solchen Preis denn doch — meiner Ansicht und meinem Gefühle nach — zu theuer bezahlt!

selbst kaum zu regieren weiß, und wo eigentlich nur erst Anfänge eines geregelten gesellschaftlichen Zustandes zu finden sind, bereits die Prätension geltend macht, die Union zu dominiren, und endlich wohl zu beachten, daß die Einwanderung, durch ihre ungemeine Zunahme, ein überaus wichtiges politisches Moment besonders in soferne geworden ist, als sie den amerikanischen ultrademokratischen Bestrebungen noch europäische socialistischen Doctrinen, wie sie sich in der französisch-deutschen Schule herausgebildet haben, hinzugefügt und mit diesen in die praktische Politik auch bereits bestimmend eindringt. Von den deutschen Radikalen in Amerika ist bisher über die Verfassung in ihrer Totalität die schärfste und logischste Verurtheilung ergangen, und es wird von ihnen auch dort in Verbindung mit einer zwar jetzt noch kleinen aber täglich sich vermehrenden Partei eine Umgestaltung der Gesellschaft erstrebt.

Der ganze Zweck meiner Abhandlung ist erreicht, wenn es mir gelungen wäre zu beweisen, daß in Amerika der gouvernementale Einfluß auf Menschen und Zustände bei weitem nicht so bedeutend gewesen ist, als dieses in Europa bei der straffen Centralisation der Staaten seyn muß, und wenn ich dadurch wenigstens einer Ueberschätzung abstracter Staatsformeln in etwas vorbeuge. Die den demokratischen Institutionen inhärirenden Uebel, die sich auch in Amerika zu entwickeln begonnen haben, sind groß genug, als daß man versucht seyn möchte, alle dortigen Uebelstände ihnen zuzuweisen, ja vielleicht müssen die größten derselben rein lokalen Ursachen zugeschrieben werden. Dasselbe gilt aber noch viel mehr von den Vorzügen der dortigen Verhältnisse, deren zahlreiche Commentatoren eben darin den größten Irrthum begangen, daß sie dieselben aus der Einwirkung der Institutionen ausschließlich herzuleiten suchen.

Das größte Lob, welches man meiner Ansicht nach der amerikanischen Demokratie zu ertheilen vermag, ist, daß sie überhaupt so lange bestanden hat. Welche Zukunft ihr vor-

behalten sei, wäre vermessen voraussagen zu wollen, daß in derselben vieles anders als in Europa seyn werde, ist allein gewiß, zweifelhaft dagegen, ob dieselbe auch eine bessere seyn werde. In der Gegenwart bietet die Gesammt-Civilisation von Amerika, wo man weder bessere noch glücklichere Menschen findet, nichts Beneidenswerthes für Europa.

XIX.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XVIII.

Amt und Gemeinde im Lichte verschiedener Kirchenbegriffe.

1.

Die Frage von der Kirchenzucht.

Bei unserer Auseinandersetzung über den Wust protestantischer Kirchenbegriffe gelangten wir an einen Punkt, wo das Ziel unserer Betrachtung Jedermann in die Augen springen mußte. Eine entweder unsichtbare, oder aber nach ihrer sichtbaren Seite aller Sünde und allem Irrthum unterworfene Kirche kann eine äußerlich sicht- und hörbare göttlich garantirte Glaubensnorm niemals bieten. Die also symbolmäßig begriffene Kirche kann daher auch einer kirchlich autoritativen Glaubens- und Sitten-Zucht nicht fähig seyn. Die Erlanger haben ganz recht: sie ist nicht eine Ecclesia do-

cens et imperans einerseits, audiens et obediens andererseits, das wäre „gleich der ganze Katholicismus." Darnach gestaltet sich auch der Machtumfang des Amts. Es hat von der mit dem heiligen Geist begnadigten Gemeinde Auftrag, das Wort zu predigen und die Sakramente zu spenden; dieß ist Alles. Wie es mit der kirchlichen Zucht unter diesen Umständen ergehen mußte, ist leicht zu ermessen.

Die kirchliche Zucht nach ihrer positiven Seite, inwieferne sie nämlich die eigentliche und persönliche, dem Amt in der Kirche als Heilsanstalt obliegende Pädagogik an den einzelnen Seelen ist, zerfiel ganz, sie verlor ihre berechtigte Stätte. Mit einem Worte, der Beichtstuhl ging unter. Die Klage über das unaufhaltbare Aufhören der speciellen Seel-Sorge ist so alt, wie die auf ihr eigenes Werk sich besinnende Reformation; denn was von der alten Seelendisciplin unter dem Namen „Privatbeichte" übrig blieb, war nur ein inhaltloser Schemen vom alten Beichtstuhl, zum Theil eine Art von Katechismus-Examen, zum Theil auch eine bloße Formel allgemeiner Sündhaftigkeit, die den Absolutionsspruch sofort nach sich zog; und auch diese Reminiscenz ging eben wegen ihrer leeren Bedeutungslosigkeit bald überall, hier früher dort später, in die sogenannte öffentliche oder „allgemeine Beicht" über. Was seitdem als specielle Seelsorge drüben geübt ward, war immer nur das Werk ausgezeichneter seelsorglichen Persönlichkeit, Arbeit sozusagen auf eigene Faust, nicht von Amts wegen. Das Amt als solches war und blieb auf die Kanzel und an den Altar gebannt. Der berühmte Elferer Pastor Harms zu Hermannsburg z. B., in der Lüneburger Halde, hielt nicht nur allsonntäglich Vormittags fünf und Nachmittags drei Stunden Gottesdienst, und dann Abends noch in seinem eigenen Hause eine religiöse Versammlung, sondern er übte auch noch specielle Seelsorge, „indem er täglich wohl drei Stunden seiner viel in Anspruch genommenen Zeit darauf verwendete, seine Gemeindeglieder

zu besuchen" *). So konnte Harms, vermöge seiner ausgezeichneten und seltenen Gaben, die Gemeinde wirklich pastoriren; wenn aber sein nächster Nachbar Jahr aus Jahr ein mit keinem einzigen Pfarrkinde von Mund zu Mund in Verkehr über dessen Seelenzustand trat, so vernachlässigte er deßhalb dennoch keine Amtspflicht. Eine solche existirt für specielle Seelsorge nicht mehr, seitdem ihre legitime Stätte untergegangen war.

Selbst in der äußerlichen Gestalt altprotestantischer Gemeinden ist dieser Verlust angezeigt. Die oft unglaubliche Größe ihrer Seelenzahl beweist klar genug, daß selbst die Idee einer andern Beamtung derselben als bloß von der Kanzel und dem Altare aus, sozusagen in's Gelage hinein, verloren gegangen, und specielle Seelsorge von vornherein gar nicht vorgesehen war. Zwar hat man, als vor ein paar Jahren der preußische Oberkirchenrath die bekannten unverschämten Geldforderungen an die paritätische Staatskasse stellte, auf die katholischen Einreden, daß die Seelsorge der alten Kirche schon an sich weit größere Kräfte erfordere, damit erwidert: „möge auch die Zahl der Obliegenheiten bei dem katholischen Priester eine größere seyn, so stelle doch die Innerlichkeit der evangelischen Kirche, ihr Dringen auf ein entwickeltes geistliches Leben bei den Einzelnen, auf vertraute Bekanntschaft der Gemeinden mit der heiligen Schrift an den evangelischen Geistlichen Anforderungen, denen er nur dann wahrhaft genügen kann, wenn er einem kleineren Kreise vorsteht" **). Es verhält sich aber mit diesem Ruhm der „Innerlichkeit" wie mit dem der Unsichtbarkeit der Kirche überhaupt; weil von der Wirkung nichts sichtbar wird, sagt man: sie müsse eben „unsichtbar" seyn. Man gesteht auch gleich selber: jener Vor-

*) Halle'sches Volksblatt vom 12. Juli 1854.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. 1853. S. 39.

wurf habe „leider durch die jetzt weitverbreitete schlechte Praxis" einen Schein.

Trefflich drückt sich dieß z. B. in einem jenseitigen Bericht über die höchst beunruhigende Ausbreitung des Katholicismus in Litthauen aus. Aeußere Ursachen, heißt es da, hätten nicht mitgewirkt, nicht einmal eine Jesuitenmission; „der Katholicismus breitet sich vielmehr aus durch sich selbst, durch die vorsichtige und decente Art und Weise, in der er auftritt, und durch die Gebrechen und Schadenstände der evangelischen Kirche." „Man hat ferner", fährt der Bericht fort, „als einen Grund dafür die ungeheure Ausdehnung einzelner evangelischen Kirchensprengel angegeben. Man wird selbst von dem begabtesten, rüstigsten und eifrigsten evangelischen Geistlichen in solchen Parochien nicht erwarten dürfen, daß er eine specielle Seelsorge übe; die ist rein unmöglich; er kennt, selbst nach vieljähriger Wirksamkeit, viele seiner Gemeindeglieder nicht, und wird ebenso wenig von ihnen gekannt. Die katholischen Geistlichen haben zwar ihre Parochianen auch nicht in unmittelbarer Nähe, diese wohnen vielmehr noch weit entlegener und zerstreuter als die Evangelischen; allein sie besuchen ihre Glaubensgenossen auch in den entlegensten Dörfern, stärken sie in ihrem Glauben, versehen die Kranken mit den Sterbsakramenten, und gewinnen bei solchen Gelegenheiten gar manchen evangelischen Nachbarn, Freund, Hausgenossen für den katholischen Glauben, ohne daß sie es darauf anlegen, Proselyten zu machen. Die Liebe, die sich in solchen Besuchen manifestirt, ist ein Magnet, der unwiderstehlich anzieht. Um der Lebenden zu geschweigen, sei hier eines an Liebe reich gewesenen katholischen Geistlichen gedacht, der dem irdischen Arbeitsfelde bereits entrückt ist. Es war der vor fünf Jahren verstorbene Propst Schmidt zu Drangowski. Mit rastlosem Eifer und unerschütterlicher Beharrlichkeit suchte er die zerstreut wohnenden Glieder seiner Kirche in ihrer Behausung auf, um ihnen Speise zu bringen, die

nicht vergänglich ist; nicht Sturm, nicht Unwetter, nicht Kälte, nicht üble Wege hielten ihn von seinen Rundreisen, die er zu Pferde zurücklegte, ab, und er wurde im kräftigsten Mannesalter ein Opfer seines Berufes und seiner selbstverläugnenden Liebe" *).

Es war denn auch ganz natürlich, daß die protestantische Reaction schon in den ersten Zeiten ihres Erwachens dem dringenden Bedürfniß specieller Seelsorge die amtliche Form wiederzugeben, und daher wenigstens die Privatbeichte zurückzuführen suchte. Die lutherische Majorität der Innern Mission sah darin eine Hauptaufgabe; Sünde und kein Leid, sagte sie, sei die grauenhafteste Signatur unserer Zeit, und der Verfall des Beichtwesens hauptsächlich daran Schuld. Auf diesem Grunde brachte sie die „Privatbeichte" namentlich auf dem Bremer Kirchentage zur Sprache. Hier zeigte sich aber auch gleich unüberwindlicher Widerspruch und allseitige Rathlosigkeit. Ein Pastor nannte „den Beichtstuhl geradezu die rechte Thüre des Evangeliums für die erwachten Gewissen"; der andere aber erklärte: diese könne man mit Laternen suchen, und der Beichtstuhl sei daher „in vielen Stücken der Satansstuhl." Die Reformirten bezeugten sich entsetzt, „daß man wieder Privatbeichte haben wolle, für die Gemeinden ein Zwang, für die Prediger eine Last, die kein Menschen-Herz trägt; die amtliche werde nie wieder eine Heimath finden." „Gerade die amtliche muß wieder eine Heimath finden", schrie es von lutherischer Seite entgegen. Die reformirten Mitglieder konnten sich auf die Dienste ihrer besondern kirchlichen Verfassung berufen, wie denn Lic. Göbel aus der Kirchenstatistik Preußens eben zahlenmäßig herausgerechnet hatte, daß die Reformirten den Lutheranern an Sittlichkeit weit vorausgingen, und zwar regelmäßig überall, wovon der Grund darin liege, daß „jene an ihrer Presbyterial- und

*) Berliner Protestant. N. 3. vom 21. April 1855.

Synodal-Verfassung und damit verbundenen Aufsicht und Zucht ein Analogon zu der Wirksamkeit des katholischen Beicht-Stuhls hätten." Eine Art negativer kirchlichen Zucht vertritt bei ihnen zugleich die positive. Darin aber waren auch die meisten Lutheraner einverstanden, daß die Gemeinden ein solches Analogon in den bevorrechteten Händen des geistlichen Amts sich nicht gefallen lassen würden. Wichern erklärte daher: „die Privatbeichte habe sich in die christlichen Freundschaftskreise verloren, und in weiten Kreisen herrsche die Ueberzeugung, daß es zu ihr nicht wieder kommen werde; er aber sage, es müsse zu ihr kommen, das Bedürfniß müsse die amtliche Form wieder finden, jedoch könne das nur geschehen durch Rückkehr zur Ordnung der alten Kirche: durch Unterscheidung und Sonderung der Abendmahls- und Missionsgemeinde." Somit müßten also erst die kirchlichen Gemeinden verändert, überall die ecclesiola in ecclesia ausgeschieden werden, consequent nach dem symbolmäßigen Begriff von der wahren unsichtbaren Kirche und der (uneigentlich „Kirche" genannten) kirchlichen Masse.

Allein abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten und dem Umstand, daß eine solche Ordnung die schon bestehende Kirchenzucht bereits vorauszusetzen scheint, sehen alle Besonnenern in dieser angeblich altkirchlichen Sonderung die fruchtbarste Mutter der Sektirerei und des Separatism. Bis zur Stunde ist man daher mit der positiven Kirchenzucht nicht weiter gekommen, als damals in Bremen. So klagte die nächste Gnadauer Conferenz mit Recht, in Einleitung ihrer Debatten über die „Gemeindezucht": „hier sei es, als wenn man an eine Mauer käme, wo man vergeblich eine Thüre suche"*). Erst vor wenigen Wochen hat die Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf von der alten Verlegenheit einen neuen Beweis

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 23. Oct. 1852; vergl. Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 20. Oct. 1852.

geliefert. Man beschloß wohl: „Privatbeichte ist das Ziel, das die Kirche zu erstreben hat, die allgemeine Beichte besteht nur einstweilen noch neben ihr fort.“ Allein, man konnte sich nicht verhehlen, „es lasse sich ihre Einführung nicht von kirchlichen Behörden befehlen und ihre Wiederbelebung nicht machen, nur die lebendige Entfaltung des kirchlichen Lebens werde ihr den Weg bahnen.“ Aber das ist es eben! Man verfiel auf allerlei Mittel der Hinleitung von der allgemeinen zur privaten Beichte, z. B. auch „Mehrung der Fragen an die Beichtenden“; man legte ferners besonderes Gewicht auf „Einführung der Privatbeichte bei den Neuconfirmirten“, auf „Gewinnung einzelner Familien, die selbst die Privat-Beichte wünschen.“ Offenbar jedoch ist dieß wieder die abschüssige Bahn zur ecclesiola in ecclesia, und kann das lutherische Volk nur um so gerechtere Klage erheben, daß man ihm ein bloßes Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeits-Problem als Pflicht einzuschwärzen versuche, ein von Christus nicht gestiftetes und mit keiner speciellen Gnade ausgestattetes Institut zwischen ihm und dem sündenvergebenden Abendmahl aufrichten wolle *). Kurz, es war auch in Neudietendorf wieder, „als wenn man an eine Mauer käme, wo man vergeblich eine Thüre suche.“

In der That war es so bei allen Gelegenheiten, wo das Thema bis jetzt zur Sprache kam, und wird bei den Eisenacher Conferenzen und dem nächsten Kirchentag, wo die

---

*) Aecht symbolmäßig wandte daher auch der altlutherische Pastor Tümpling aus Gotha ein: „getaufte, rechtgläubige lutherischen Christen bedürften für ihre Würdigkeit zum heil. Abendmahl nichts weiter als der evangelischen Zusicherung ihrer Begnadigung (in der allgemeinen Beichte). Eine lutherische Gemeinde ist per se eine würdige Abendmahlsgemeinschaft. Deßhalb verlangte er auch die Feier des Abendmahls als die Culmination des Cultus nach jedem Hauptgottesdienst von der ganzen Gemeinde.“ Darmst. K.-Z. vom 17. Juli 1855.

Synodal-Verfassung und damit verbundenen Aufsicht und Zucht ein Analogon zu der Wirksamkeit des katholischen Beicht-Stuhls hätten." Eine Art negativer kirchlichen Zucht vertritt bei ihnen zugleich die positive. Darin aber waren auch die meisten Lutheraner einverstanden, daß die Gemeinden ein solches Analogon in den bevorrechteten Händen des geistlichen Amts sich nicht gefallen lassen würden. Wichern erklärte daher: „die Privatbeichte habe sich in die christlichen Freundschaftskreise verloren, und in weiten Kreisen herrsche die Ueberzeugung, daß es zu ihr nicht wieder kommen werde; er aber sage, es müsse zu ihr kommen, das Bedürfniß müsse die amtliche Form wieder finden, jedoch könne das nur geschehen durch Rückkehr zur Ordnung der alten Kirche: durch Unterscheidung und Sonderung der Abendmahls- und Missionsgemeinde." Somit müßten also erst die kirchlichen Gemeinden verändert, überall die ecclesiola in ecclesia ausgeschieden werden, consequent nach dem symbolmäßigen Begriff von der wahren unsichtbaren Kirche und der (uneigentlich „Kirche" genannten) kirchlichen Masse.

Allein abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten und dem Umstand, daß eine solche Ordnung die schon bestehende Kirchenzucht bereits vorauszusetzen scheint, sehen alle Besonnenern in dieser angeblich altkirchlichen Sonderung die fruchtbarste Mutter der Sektirerei und des Separatism. Bis zur Stunde ist man daher mit der positiven Kirchenzucht nicht weiter gekommen, als damals in Bremen. So klagte die nächste Gnadauer Conferenz mit Recht, in Einleitung ihrer Debatten über die „Gemeindezucht": „hier sei es, als wenn man an eine Mauer käme, wo man vergeblich eine Thüre suche"*). Erst vor wenigen Wochen hat die Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf von der alten Verlegenheit einen neuen Beweis

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 23. Oct. 1852; vergl. Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 20. Oct. 1852.

geliefert. Man beschloß wohl: „Privatbeichte ist das Ziel, das die Kirche zu erstreben hat, die allgemeine Beichte besteht nur einstweilen noch neben ihr fort.“ Allein, man konnte sich nicht verhehlen, „es lasse sich ihre Einführung nicht von kirchlichen Behörden befehlen und ihre Wiederbelebung nicht machen, nur die lebendige Entfaltung des kirchlichen Lebens werde ihr den Weg bahnen.“ Aber das ist es eben! Man verfiel auf allerlei Mittel der Hinleitung von der allgemeinen zur privaten Beichte, z. B. auch „Mehrung der Fragen an die Beichtenden“; man legte ferners besonderes Gewicht auf „Einführung der Privatbeichte bei den Neuconfirmirten“, auf „Gewinnung einzelner Familien, die selbst die Privat-Beichte wünschen.“ Offenbar jedoch ist dieß wieder die abschüssige Bahn zur ecclesiola in ecclesia, und kann das lutherische Volk nur um so gerechtere Klage erheben, daß man ihm ein bloßes Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeits-Problem als Pflicht einzuschwärzen versuche, ein von Christus nicht gestiftetes und mit keiner speciellen Gnade ausgestattetes Institut zwischen ihm und dem sündenvergebenden Abendmahl aufrichten wolle *). Kurz, es war auch in Neudietendorf wieder, „als wenn man an eine Mauer käme, wo man vergeblich eine Thüre suche.“

In der That war es so bei allen Gelegenheiten, wo das Thema bis jetzt zur Sprache kam, und wird bei den Eisenacher Conferenzen und dem nächsten Kirchentag, wo die

---

*) Aecht symbolmäßig wandte daher auch der altlutherische Pastor Tümpling aus Gotha ein: „getaufte, rechtgläubige lutherischen Christen bedürften für ihre Würdigkeit zum heil. Abendmahl nichts weiter als der evangelischen Zusicherung ihrer Begnadigung (in der allgemeinen Beichte). Eine lutherische Gemeinde ist per se eine würdige Abendmahlsgemeinschaft. Deßhalb verlangte er auch die Feier des Abendmahls als die Culmination des Cultus nach jedem Hauptgottesdienst von der ganzen Gemeinde.“ Darmst. K.-Z. vom 17. Juli 1855.

„Belebung der evangelischen Kirchenzucht“ abermals vorgenommen werden soll, wieder so seyn und gewesen seyn. Die grenzenlose Verwirrung und Verlegenheit wächst aber noch, sobald die Frage über die positive Seite hinaus- und zur negativen oder eigentlich sogenannten Kirchenzucht vorschreitet, die da grobe öffentliche Sünde und Abfall vom Bekenntniß strafen und abwehren soll. Hier nämlich tritt das Problem nun erst recht scharf und unausweichlich hervor: wer hat Vollmacht, sie zu üben? in wessen Händen ruht das Bannrecht? Und wenn man auch darüber im Reinen wäre, so fragt es sich natürlich vor allem Andern: wie und durch wen kann denn nun unter obwaltenden Umständen das abstrakte Bannrecht realiter geübt werden? Es versteht sich, daß das protestantische Gebahren dieser letzten Frage gegenüber hier zuerst untersucht werden muß.

Katholischerseits lautet die Lösung des Problems überhaupt und nach allen seinen Theilen sehr einfach: die Kirche! Protestantischerseits ist aber mit dieser Antwort noch gar nichts gesagt. Welche Kirche nämlich? Die wahre (unsichtbare) vielleicht? Aber das Unsichtbare kann ja sicht- und greifbare Zucht nicht üben! Also vielleicht die (sichtbare) kirchliche Masse? Aber sie ist dann Richter und Verbrecher und Executor in einer Person! Oder vielleicht, in Vertretung der unsichtbaren Gemeinde der Heiligen, der einzelne beamtete Pfarrer? Aber seine Lage der sichtbaren Gemeinde gegenüber ist dann die mißlichste, und die unsichtbare Gemeinde der Heiligen kommt ihm nicht zu Hilfe; er leidet unter dem Scheine der Willkür, der Ueberschreitung seiner Befugniß, ja wohl der Untreue an seiner eben von der Gemeinde erhaltenen Vollmacht. Das Bannrecht, erklärte daher ein Redner auf der bayerischen Generalsynode von 1853, „läßt sich eben auch nicht commandiren, sondern muß von unten herauf erwachsen.“ Und der kgl. Commissär von Rotenhan führte bittere Klage: nicht bloß für die positive Kirchenzucht müßten

die Gemeinden erst herangebildet werden, sondern auch der negativen oder der Excommunikation gegenüber befänden sich die Consistorien in übler Lage. „Immer mehr und stärker würden die Differenzen zwischen Geistlichen und Gemeinden, einzelne Geistlichen träten zu schroff auf, das Consistorium solle entscheiden und habe keinen Anhaltspunkt; es seien Fälle völligen Bruchs vorgekommen; Geistliche wollten gefallene Brautpaare nicht mehr trauen u. s. w., die Gemeindeglieder wollten bei solchen Geistlichen nicht mehr zur Predigt und zum Abendmahl gehen; der Schaden werde täglich größer, wenn hier nicht etwas fest bestimmt werde" *). Aber was soll denn hier „fest bestimmt" werden? — das ist eben die große Frage.

Sonst war die Antwort freilich einfach: man überließ Urtheil und Exekution dem weltlichen Arm. Jetzt will man dieß nicht mehr, vielmehr man kann es bei bekannten landeskirchlichen Umständen größtentheils nicht mehr wollen. So ward z. B. auf der siebenten westphälischen Provinzialsynode „nicht widersprochen, als einer der thätigsten weltlichen Deputirten die Behauptung aussprach, jede strengere Anwendung der Kirchenzucht würde uns ganze Schaaren entführen." „Ein solches Wort", fügt der Berichterstatter bei, „von einer Synode anerkannt, bedeutet etwas; mir heißt's zunächst: es muß das christliche Bewußtseyn noch in ganz anderer Weise unsere Bildung durchdringen, unsere Gewissen schärfen, ehe von Kirchenzucht die Rede seyn kann; als eine äußere gesetzliche Waffe kann sie nicht mehr gebraucht werden, nur als eine geistliche" **). Eben die wirklichen Zustände der Gemeinden also verbieten einerseits die kirchenpolizeiliche Zucht, und verunmöglichen andererseits die reingeistliche Kirchenzucht ***). „Wer soll excommuniciren"? fragt daher der

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 17. Nov. 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 3. Dec. 1853.

***) Ein Beispiel genügt, einen annähernden Begriff von jenen Zustän-

Stadtpfarrer Holtzmann in Heidelberg; „der Pfarrer soll excommuniciren? Ich möchte nicht der Pfarrer seyn, der das thun sollte. Das Consistorium soll excommuniciren? Ich weiß nicht, ob es das badische jemals gethan hat, aber wenn, so hat es dieß auf Vortrag der Pfarrer gethan, hat es als eine in der Gemeinde fremde Gewalt gethan, und es wird schwerlich eine gute Wirkung in der Gemeinde hervorgebracht haben.“ Daraus schließt dann Hr. Holtzmann: „eine Kirchenzucht im eigentlichen Sinne gibt es bei dem gegenwärtigen Zustand der Gemeinden nicht, an ihre Stelle ist einerseits die Polizei getreten, andererseits die christliche Sitte“; die bestehenden Verordnungen aber nährten nur die Vorstellung, „als ob der Pfarrer eine Art von Theilnehmer oder ein Anhang der Polizei sei, als ob er in gewissen Fällen bei der Polizei angeben und der Polizei Füße machen müsse“ *).

Dennoch erachteten die weltlichen Herren der jenseitigen Landeskirchen nicht, es machen zu müssen etwa wie der Erzbischof von Canterbury, der vor zwei Jahren die Klage eines Meetings gegen den beichthörenden Puseyiten Prynne dahin beantwortete: „er halte diese Praxis für schriftwidrig und verderblich, hoffe aber, die öffentliche Meinung werde derselben besser Einhalt thun, als die Stimme der Autorität oder eine gerichtliche Verfolgung, welche zu leicht mißachtet

---

den zu geben. Als jüngst in Preußen viele Pastoren anfingen, den landrechtlichen Bedingungen der Eheschließung noch anderweitige confessionellen beizufügen, fingen die Leute an, ohne weiters zu freien Gemeinden überzugehen, hier Civilehe zu schließen, und dann ebenso ohne Umstände wieder in die Landeskirche zurückzutreten, so daß der Oberkirchenrath genöthigt war, eine eigene Instruktion für solche Fälle zu erlassen. Nach andern Angaben lag diesem „massenhaften Austritt“ aus der Landeskirche auch das Motiv zu Grunde, sich — die Traugebühren zu ersparen. Vgl. Darmst. K.-Z. vom 10. Jan. 1854.

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Sept. 1854.

werden könne." Sie waren um so weniger dieser Ansicht; je schärfer der Revolutionswind blies. „Kirchenregiment und Kirchenzucht" — sagt Riehl in seinem bekannten Werke „Land und Leute" — „wie antiquirt sind uns diese jetzt wieder ganz modernen Begriffe noch vor zehn Jahren erschienen! Viele hielten dieß gerade für das Beste an dem damaligen Protestantismus, daß er von Kirchenregiment sehr wenig mehr wußte, und von der Kirchenzucht gar nichts; und das große Publikum klatschte Beifall." Jetzt aber „dictirt der Staat einseitig die erneuerte Machtvollkommenheit der Kirche, und stellt ihr dabei zum nöthigen Nachdruck seine Polizeidiener zur Verfügung. So wird statt der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Kirchenzucht, nur der Trotz gegen dieselbe gesteigert werden." Was Riehl davon im protestantischen Süden erfahren; eben das fanden Andere im Norden wieder. „Woran es fehlt, das ist ein geordnetes festes Kirchenwesen. Dazu gehört Handhabung der Kirchenordnung und des Bekenntnisses. Gefallen diese aber unsern Einzelnen, Gemeinden und Gemeindemehrheiten nicht, so mißachten sie sie, lehnen sich dawider auf, lassen den Gehorsam und die Unterordnung bei der Freiheit fehlen, und ereifern sich als über Zwingerei und Dringerei, Zelotism und Obscurantism ꝛc., wo die Kirchenordnung wider das subjektive Belieben sich geltend machen will. Diese unsere Anarchie ist es, die unsere Kirche der römischen gegenüber so schwach und gefährdet erscheinen läßt" *).

Man sah indeß endlich auch von Seite der Summepiscopate mehr und mehr ein, daß mit aller octroyirten Kirchenzucht nur Uebel ärger gemacht werde. So verfiel man auf den Gedanken, die Gemeinden mit in das Geschäft zu ziehen. „Die Gemeinde", hatte Hr. Riehl gesagt, „muß in der Macht der Kirche ihre eigene Macht wachsen sehen, dann erst wird sie das Recht der Kirchenzucht anerkennen." Dieser Idee

*) Hannover'sche Zeitung 15. Nov. 1852.

verdankte eine neue Einrichtung ihren Ursprung, welche unter dem Namen von Pfarr- und Gemeindekirchenräthen oder Kirchenvorständen in Preußen, Würtemberg, Bayern rc. eingeführt ward, und das Amt mit einer Art von constitutioneller Garantie umgeben sollte. Es ist dieß ungefähr dasselbe, was Pastor Holtzmann in Heidelberg meint, wenn er sagt: „nur von der Gemeinde könne das Recht, von der Gemeinde auszuschließen, ausgehen und geübt werden, wo es keine Kirchengemeinden gebe, wo die Kirchengemeinden keinen Theil am Kirchenregimente hätten, könne es in evangelischer Anschauungsweise auch keine Excommunikation geben", und wenn er daraus schließt: es bleibe also nichts Anderes übrig, als aus den bestehenden Gemeinden wieder engere Gemeinden von activen, weil leistenden Gliedern zu bilden, und diesen Kirchenregiment und Kirchenzucht zu übergeben. „Nur", fügt Holtzmann von seinem Standpunkte, dem subjektivistischen, aus bei, „nur müßte der Gedanke ganz ausgeschlossen werden, als ob der Nichtactive eben darum auch der weniger Fromme wäre, was vielleicht schon dadurch bewirkt würde, daß von der activen Kirchengliedschaft die Frauen ausgeschlossen wären, denen doch Niemand die Fähigkeit zur höchsten Intensivität der Frömmigkeit absprechen wird" *).

Die ernstern Beobachter meinten zwar gleich: das neue Institut sehe hinweg über die Pflicht des Gehorsams und dienender Liebe, es sei eher eine Concession an das Streben dieser Zeit, welches „vornemlich auf lauter Vertretung des Volks und Pochen auf Rechte hinausgehe" **). Insoferne mußte man seine Beziehung auf die Kirchenzucht von Vornherein für verfehlt ansehen. Dennoch sollten namentlich in Preußen die neuen Gemeindekirchenräthe unter Anderm auch mit „kühnem Gott- und Selbstvertrauen eine Art christlicher

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Sept. 1854.

**) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. April 1851.

Zucht von Amtswegen üben." Allein schon in den ersten Berichten an die Kirchenbehörden klagten Einzelne, z. B. von der polnischen Grenze: „daß Anzeigen, die sie machen würden, ja selbst Ermahnungen, sie der Gefahr aussetzten, ihr sauer erworbenes Gut durch Feuer oder auf andere Weise zu verlieren" *); andererseits zeigten sich jene Räthe nur zu häufig selber als Züchtigungs-Bedürftige. Als in Bayern jüngst von Oberfranken aus die Polizei aufgemahnt ward gegen die furchtbar überhandnehmenden wilden Ehen und das verfrühte Zusammenleben der Brautleute, erhoben sich Stimmen: allerdings, „die Pfarrer lasse man reden und thue, was man wolle", für die neu eingeführten Kirchenvorstände dagegen wäre dieß eine schöne Aufgabe. Man konnte aber auch nicht umhin, gleich selber einzugestehen: „freilich müßten diese selbst erst christlich seyn, und die Gemeinden dürften nicht so unreif und keck seyn, daß sie, wie dieß bei den eben vorgenommenen Wahlen vorgekommen, Lästerer wählen und Ehebrecher und Männer, deren Bräute im Augenblick im Zustande der Schwangerschaft sich befinden" **). Gleichfalls im Jänner 1854 publicirte das „Allgemeine Kirchenblatt" Berichte über die neueingeführten Kirchengemeinderäthe der Provinz Preußen, die nicht günstiger lauteten; hier wollten sie für ihre Sitzungen bezahlt seyn, dort mußten sie durch Geldstrafen zu denselben gezwungen werden; überall vor Allem Ansprüche auf Polizeihilfe gegen die herrschende Zuchtlosigkeit, und auffallende Scheu, an dem Werke der J. M. sich zu betheiligen, eine Trägheit, die sich hinter das Sprüchwort verstecke: jeder kehre vor seiner Thür. Zu einzelnen Berichten von Pastoren über besonders erfreuliche Resultate, bemerkt die competente Stelle selbst, sie seien „durch ein zu starkes Vergrößerungsglas betrachtet."

*) Darmst K.-Z. vom 25. April 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 23. Jan. 1854.

Unter diesen Umständen wäre offenbar auch davon nichts Gedeihliches zu erwarten, wenn die Regenten der Landeskirchen ihr System geradezu auf den Kopf stellten, d. h. wenn sie, anstatt daß bisher die Kirchenzucht von Oben herab, vom geistlichen und weltlichen Amte aus, sich vollzog, das Amt der kirchlichen Zucht nun ganz den Gemeinden anheimstellten. Es ist handgreiflich, daß in diesen unsern Zeiten die demokratische Uebung der Zucht in der Gemeinde noch ungleich größere Befürchtungen erwecken müßte, als damals, wo eben die Furcht vor den Folgen die Summepiscopate zwang, jenes Recht an sich, respektive ausschließlich an das geistliche Amt zu ziehen. Die Gemeinde ist es nämlich allerdings, welche, wie Eingangs angedeutet, ein symbolmäßiges Recht der Zucht-Uebung hat, nicht das geistliche Amt überhaupt und am wenigsten ausschließlich. Ganz richtig erklärte daher die Lutheraner-Conferenz zu Berlin vom October 1853: die Verhängung des Bannes selbst geschehe durch das geistliche Amt, „das Urtheil aber über die Unbußfertigkeit ist in der Kirche nie dem einzelnen Pastor überlassen worden, und das darf auch nicht geschehen; die entsprechendste Ordnung ist die: daß auf den Antrag des Pastors die Gemeinde erklärt, daß sie den vergebens Ermahnten für einen Heiden und Zöllner halte, und daß darauf hin der Bann vom Pastor verhängt wird“ *).

Summa: aus den bisherigen Betrachtungen geht eine Reihe negativer Thatsachen hervor. Erstens will man, aus guten Gründen, die kirchliche Zucht, die im engern Sinne oder die negative nämlich, um keinen Preis mehr in den Händen der Polizei wissen. Zweitens ist das geistliche Amt als solches bei den herrschenden Gemeinde-Zuständen derselben nicht mächtig. Drittens ist die Gemeinde oder die kirchliche Masse eben deßhalb ihrer activen sowohl als passiven

---

*) Deutsche Volkshalle vom 3. Nov. 1853.

Uebung unfähig. Doch aber rufen alle ernsten protestantischen Christen ohne Unterlaß: Kirchenzucht, Kirchenzucht! Was also machen? Antwort: die letzte Ausflucht in der äußersten Verlegenheit ist auch hier wieder „Zukunftskirche", „neue Ausgießung des heiligen Geistes." Inzwischen bewegt man sich auf das ungenirteste in einem handgreiflichen Cirkel. An den Gemeinden, sagt man, fehlt es; sie müssen wieder hergerichtet werden zu einem Substrat der für jetzt unmöglichen Kirchenzucht. Wodurch anders kann dieß aber geschehen, als eben allein durch die (unmögliche) Kirchenzucht selber, die positive sowohl als die negative? Es wird daher hinreichen, an einem Beispiele zu zeigen, wie man sich die Umwandlung der Gemeinden etwa vorstellt, wobei denn auch von selbst klar werden wird, daß der Gedanke am Ende doch wieder auf eine Art der in anderer Gestalt bereits fallirten constitutionellen geistlichen Garde hinausläuft. So bestimmte z. B. die Gnadauer-Conferenz vom 5. Oct. 1852: „man solle bemüht seyn, eine Gemeinde zu bilden, die gezüchtigt werden kann, denn nur die sich züchtigen lassen will, kann gezüchtigt werden;" man müsse daher zuallererst einen Aeltesten-Rath bilden, und von da aus weiter fortfahren; müsse durch Bibelstunden und Missionsstunden ein Häuflein um sich sammeln, „welches Zucht an sich üben lasse", doch müßten diese Stunden, zur Vermeidung der gefährlichen ecclesiola in ecclesia, der ganzen Gemeinde offen erhalten werden*).

Gesetzt nun den Fall, es gelänge, auch in den geschlossenen Landeskirchen solche Kirchenzuchts-Gemeinden herzustellen, d. i. Gemeinden, welche gezüchtigt zu werden fähig und willig wären, welche nur warteten, bis die Berechtigung dazu an ihnen geübt würde: so drängte nun erst, offenbar ganz unabweislich, die dogmatische Principien-Frage sich her-

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 23. Oct. 1852.

vor: wem steht denn eigentlich diese Berechtigung zu? wer hat die göttliche Vollmacht zur kirchlichen Zucht? Wie wir gesehen haben, wäre mit der einfachen und natürlichen Antwort: „die Kirche“, gar nichts geholfen. Denn der Superintendent von Schkeuditz fällt da immer wieder mit der Frage ein: „Kirche wie, wo?“ Wir werden also die Theile vornehmen müssen, welche diese „Kirche“ etwa ausmachen könnten, die sichtbare Kirche nämlich, denn mit der unsichtbaren Gemeinde der Heiligen oder der eigentlichen Kirche ist in Sachen der Kirchenzucht selbstverständlich gar nichts anzufangen. Wer also besitzt das Bannrecht in den Landeskirchen: das Kirchenregiment oder das eigentliche geistliche Amt oder die Gemeinde? Wer besitzt das Bannrecht in den nicht landeskirchlich verfaßten Kirchen: das geistliche Amt oder die Gemeinde? Wir bemerkten, daß die symbolmäßige Entscheidung für die Gemeinde spricht. Aber nicht nur hat die neulutherische Bewegung überhaupt gegen diese ganze Anschauung sich erhoben, es steht noch ein anderer, auch für Nicht-Neulutheraner sehr mißlicher Umstand im Wege. Jene „Gemeinde“ nämlich, welche das Bannrecht besitzen soll, ist natürlich nicht die unsichtbare Gemeinde der Heiligen, deren Entscheid man mit Sicherheit vertrauen dürfte, sondern sie ist und bleibt eben die gewöhnliche kirchliche Masse, und selbst dann erhebt sie sich über diese nicht, wenn die Einrichtung förmlicher Kirchenzuchts-Gemeinden gelänge. Die Idee dieser letzteren beweist aber gerade an sich selber, daß man wenig geneigt ist, bei der symbolmäßigen Entscheidung sich zu beruhigen. Nehmen wir also die Frage wieder auf, und zwar in ihrer vollen Fassung: wer hat Vollmacht in der Autorität des heiligen Geistes, Kirchenzucht zu üben?

Um von den Landeskirchen auszugehen — wäre wohl die natürlichste und, wie man denn gewohnheitsmäßig in den Tag hineinlebt, auch wirklich gebräuchlichste Antwort: das Kirchenregiment! Es hat aber mit diesem Bescheid, wie sich

in dem Artikel über die Kirchenverfassung näher herausstellen wird, einen argen Haken. Hier nur Ein Beispiel, freilich ein sehr lehrreiches. Im Nov. v. Js. erließen, „im Hinblick auf das apostolische Vorbild“, die badischen Oberkirchenräthe, „die das Vertrauen des Regenten, unsers Herrn und obersten Bischofs, zur Leitung der evangelischen Landeskirche berufen hat“, einen Bußtags-„Hirtenbrief“. Alsbald aber ward ihnen bemerkt, wenn ein katholischer Bischof einen Hirtenbrief erlasse, so thue er es vermöge seiner apostolischen Weihe; woher man aber eine solche Autorität für eine Behörde der protestantischen Kirche ableiten wolle? Der Oberkirchenrath erkläre sich für autorisirt zum Hirtenbrief-Schreiben in der Berufung durch den Regenten als obersten Bischof; „wir können aber die Ansicht nicht theilen, daß die oberbischöfliche Eigenschaft des Regenten auch die Ausübung einer seelsorglichen oder oberhirtlichen Wirksamkeit in sich schließt, wie dieß bei den katholischen Bischöfen unstreitig der Fall ist.“ „Ein Hirtenbrief, wenn er irgend welche Bedeutung haben soll, muß auf der unwidersprochenen Autorität des heiligen Geistes beruhen; wir Protestanten aber kennen weder eine Behörde, noch eine Person, welcher vermöge ihrer Stellung zur Kirche eine besondere Begabung mit dem heiligen Geiste zukommt; wir kennen nur eine Verleihung des heiligen Geistes an die Gemeinde; nur die Gesammtgemeinde kann daher, als Trägerin des heiligen Geistes, dem einzelnen Gemeindeglied gegenüber Anspruch auf eine solche Autorität machen, und ein Hirtenbrief kann darum auch nur von ihrer Repräsentation, der Synode, ausgehen“ (d. h. nur von der Gemeinde gerichtet an sich selber). *)

Das Kirchenregiment vermag also offenbar als Inhaber des heiligen Geistes vor der protestantischen Dogmatik nicht zu bestehen. Andererseits kann aber ebenso offenbar die Ge-

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 16. Dec. 1854.

sammt-Gemeinde oder Synode den heiligen Geist nicht haben, wenn nicht die einzelne Gemeinde ihn hat; Dr. Karsten sagt insofern ganz richtig: eine jede mit dem Amt versehene lutherische Gemeinde sei „selbstständige, in sich abgeschlossene Kirche." Hier aber schreit nun wieder Hr. Dr. Stahl laut auf: Mordio, Mordio! Die schlangenumzischten Häupter der furchtbarsten „Revolution" erheben sich vor seinen entsetzten Blicken gegen die „Autorität", er sieht den heiligen Geist preisgegeben an die — kirchliche Masse. Ich sage „kirchliche Masse", denn mit der (unsichtbaren) Gemeinde der Heiligen ist in his terrestribus nun einmal nicht zu handthiren. Der Independentismus ist es, schreit Hr. Stahl, dem zufolge „die einzelne Gemeinde independent, souverain im Reiche Gottes, Sitz des heiligen Geistes ist; nach dieser Vorstellung ist in folgerichtiger Vollendung des Princips die einzelne Seele independent, souverain im Reiche Gottes, Sitz des heiligen Geistes; daß die Seele in ihrer Vereinzelung der Sitz der göttlichen Mittheilungen und Gnadenerweisungen sei, dieß ist eben die Culmination des independentistischen Princips" *). Ganz richtig, wir haben diese Consequenz aber auch den bloß symbolmäßigen Principien nachgewiesen, sowohl bei der Frage nach der äußern Glaubensnorm, als bei der nach dem Kirchenbegriff, nur daß wir noch milde waren, und die „einzelne Seele" nicht von der kirchlichen Masse, sondern von der eigentlichen (unsichtbaren) Kirche verstanden. Ist aber mit dieser schon im Punkte der Glaubensnorm nichts geholfen, so wo möglich noch weniger im Punkte der Kirchenzucht.

Für den Besitz des heiligen Geistes zur Kirchenzucht bliebe demnach noch das geistliche Amt übrig. Die nicht landeskirchlich verfaßten Gemeinden stehen natürlich von Anbeginn nur vor dieser Alternative: Amt oder Gemeinde Träger der Kirchenzucht? Nun aber muß es sich um so dringender,

---

*) Stahl: über christl. Toleranz. Berlin 1855. S. 23.

auch für den Fall, daß die Entscheidung für das Amt ausfällt, um das Verhältniß zwischen beiden fragen, da sie eben nicht als bloße Glieder einer und derselben äußern Institution betrachtet werden. Wo, wie bei den Neulutheranern, die Kirche förmliches Institut ist, da ruht auf diesem die specielle Gnade des heiligen Geistes, und das Amt ist ihr ordentliches Organ. Wo aber, wie Stahl ausdrücklich thut, die Kirche als Anstalt geläugnet wird, da ist immer die Hauptfrage: ob und in wieferne das Amt abhängig ist, oder unabhängig von der Gemeinde? seine Gnade specifisch verschieden von der bei der Gemeinde beruhenden Gnade oder nicht? Wer die Unabhängigkeit und Verschiedenheit verneint, der wird niemals eine Ecclesia docens et imperans gegenüber der audiens et obediens haben, also auch, wie Eingangs bemerkt, niemals einen adäquaten Begriff von Kirchenzucht. Wer aber, eben in dem Gefühle dieser Nothwendigkeit, die Unabhängigkeit und Verschiedenheit bejaht, der wird zwar eines adäquaten Begriffs von Kirchenzucht mächtig seyn, aber nun auch nicht mehr an der unsichtbaren Bekenntnißkirche festhalten können, sondern nothwendig zur Kirche als Anstalt übergehen müssen.

So reducirt sich also die Frage von der Kirchenzucht schließlich immer wieder auf die Frage um den Begriff von Kirche und Amt. Wir werden den Proceß sofort an einem großen Beispiele beobachten. Dabei werden wir zugleich noch auf eine andere und letzte, sehr instruktive Thatsache stoßen. Wenn nämlich auch das Amt in einer anstaltlichen Kirche, also nicht identisch mit dem allgemeinen Priesterthum, als Träger der Kirchenzucht oder der Binde- und Lösegewalt gefaßt wird, so ist nun doch in der Praxis der Verlegenheiten noch durchaus kein Ende. Das Amt ist hier eben nicht abgegliedert in eine bloß als solche selbstständige Hierarchie und ihre Unterordnungen, sondern nur je der vereinzelte Amtsträger steht der Gemeinde gegenüber, als unabhängiger

Herr, so zu sagen, aller kirchlichen Vollmacht, gleichsam als Kirche in eigener Person. Und wenn er nun Mißgriffe macht, Willkür-Acte sich beikommen läßt, was werden die Folgen seyn?

Das genannte Beispiel nehmen wir selbstverständlich von nicht landeskirchlich verfaßten Gemeinden. An ihnen hat sich der in Rede stehende Proceß mehrfach vollzogen, und muß sich gerade vom Punkt der Kirchenzucht aus stets vollziehen. Innerhalb der Landeskirchen stehen ihm so viele Hindernisse im Wege, daß Löhe nicht ohne Grund behauptet: Zuchtgedanken seien hier völlig unthunlich *). In der That sind sie auch in den Landeskirchen bislang immer in der bloßen Theorie stecken geblieben. Wenn hier freilich einmal Ernst gemacht würde mit der Bildung jener neuen Kirchenzuchts-Gemeinden, dann müßte der Proceß an ihnen sich auch vollziehen. An den separirten Gemeinden mußte dasselbe um so mehr geschehen, als sie nicht nur im Falle kirchlicher Neubildung waren, sondern in dem gänzlicher Loslösung von aller staatlichen Einmischung, kurz völlig auf sich selbst gestellt. „Auch in der separirt-lutherischen Kirche Preußens", sagt Hr. Nathusius, „bewegten diese Fragen schon längst sehr die Gemüther, indem sie dort ebenso wie in Amerika in Ermangelung eines äußern Anhaltes an der bürgerlichen Autorität vom theoretischen leicht in's praktische Gebiet übergehen" **). Zu vollständiger Ausgebährung der Gegensätze im Großen kam es jedoch nur bei den neuen Gemeinden der eingewanderten nordamerikanischen Lutheraner, und zu ihnen gehen wir sofort über.

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 35. S. 529.

**) Halle'sches Volksblatt vom 24. Dec. 1853.

2.

Der Streit um Kirchenzucht und Amtsbegriff zwischen den nordamerikanischen Lutheraner-Synoden von Missouri und Buffalo; die Haltung ihrer Meister in Deutschland.

Damit man sich einigermaßen über den Schauplatz jenes wichtigen praktisch-dogmatischen Kampfes zu orientiren vermöge, ist es nothwendig, in einigen Zügen einerseits die allgemeine Lage des Lutherthums in Nordamerika anzudeuten, andererseits insbesondere die dortige Stellung der lutherischen Gläubigen zu ihren Predigern. In ersterer Hinsicht muß man vor Allem unterscheiden zwischen den Ansiedlern ältern und den neuern Datums. Jene sind nur mehr dem Namen nach Lutheraner, in Wahrheit im Bekenntniß wie in Allem amerikanisirt, Subjektivisten vom reinsten Wasser; die „evangelische Freiheit", zu glauben was ihnen beliebt, ist Alles, was sie von ihrem lutherischen Evangelium noch übrig haben. Die letzteren bestehen zum großen Theile aus den deutschen Lutheranern, welche im Laufe der dreißiger Jahre, um ihrem exclusiven Kirchenthum ungeplackt nachleben zu können, vor den Verfolgungen ihrer unionswüthigen Landeskirchen das deutsche Vaterland verließen und, meist in geschlossenen Schaaren von mehreren Hunderten, sammt ihren Predigern über den Ocean schifften. Man sollte meinen, die gemeinsam ausgestandene Läuterung in der Verfolgung müßte diese Gemeinden auf lange vor Spaltung und innerm Verfall gesichert haben. Es ist aber nicht so; sie gehen gleichfalls den Weg alles Fleisches, sobald die Spannung der Opposition aufhört. Bei den nach Australien ausgewanderten Altlutheranern, denen hier jeder specifische Anlaß zur Opposition abging, trat nur zu bald die vollständigste Auf-

Herr, so zu sagen, aller kirchlichen Vollmacht, gleichsam als Kirche in eigener Person. Und wenn er nun Mißgriffe macht, Willkür-Acte sich beikommen läßt, was werden die Folgen seyn?

Das genannte Beispiel nehmen wir selbstverständlich von nicht landeskirchlich verfaßten Gemeinden. An ihnen hat sich der in Rede stehende Proceß mehrfach vollzogen, und muß sich gerade vom Punkt der Kirchenzucht aus stets vollziehen. Innerhalb der Landeskirchen stehen ihm so viele Hindernisse im Wege, daß Löhe nicht ohne Grund behauptet: Zuchtgedanken seien hier völlig unthunlich *). In der That sind sie auch in den Landeskirchen bislang immer in der bloßen Theorie stecken geblieben. Wenn hier freilich einmal Ernst gemacht würde mit der Bildung jener neuen Kirchenzuchts-Gemeinden, dann müßte der Proceß an ihnen sich auch vollziehen. An den separirten Gemeinden mußte dasselbe um so mehr geschehen, als sie nicht nur im Falle kirchlicher Neubildung waren, sondern in dem gänzlicher Loslösung von aller staatlichen Einmischung, kurz völlig auf sich selbst gestellt. „Auch in der separirt-lutherischen Kirche Preußens", sagt Hr. Nathusius, „bewegten diese Fragen schon längst sehr die Gemüther, indem sie dort ebenso wie in Amerika in Ermangelung eines äußern Anhaltes an der bürgerlichen Autorität vom theoretischen leicht in's praktische Gebiet übergehen" **). Zu vollständiger Ausgährung der Gegensätze im Großen kam es jedoch nur bei den neuen Gemeinden der eingewanderten nordamerikanischen Lutheraner, und zu ihnen gehen wir sofort über.

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 35. S. 529.

**) Halle'sches Volksblatt vom 24. Dec. 1853.

2.

Der Streit um Kirchenzucht und Amtsbegriff zwischen den nordamerikanischen Lutheraner-Synoden von Missouri und Buffalo; die Haltung ihrer Meister in Deutschland.

Damit man sich einigermaßen über den Schauplatz jenes wichtigen praktisch-dogmatischen Kampfes zu orientiren vermöge, ist es nothwendig, in einigen Zügen einerseits die allgemeine Lage des Lutherthums in Nordamerika anzudeuten, andererseits insbesondere die dortige Stellung der lutherischen Gläubigen zu ihren Predigern. In ersterer Hinsicht muß man vor Allem unterscheiden zwischen den Ansiedlern ältern und den neuern Datums. Jene sind nur mehr dem Namen nach Lutheraner, in Wahrheit im Bekenntniß wie in Allem amerikanisirt, Subjektivisten vom reinsten Wasser; die „evangelische Freiheit“, zu glauben was ihnen beliebt, ist Alles, was sie von ihrem lutherischen Evangelium noch übrig haben. Die letzteren bestehen zum großen Theile aus den deutschen Lutheranern, welche im Laufe der dreißiger Jahre, um ihrem exclusiven Kirchenthum ungeplackt nachleben zu können, vor den Verfolgungen ihrer unionswüthigen Landeskirchen das deutsche Vaterland verließen und, meist in geschlossenen Schaaren von mehreren Hunderten, sammt ihren Predigern über den Ocean schifften. Man sollte meinen, die gemeinsam ausgestandene Läuterung in der Verfolgung müßte diese Gemeinden auf lange vor Spaltung und innerm Verfall gesichert haben. Es ist aber nicht so; sie gehen gleichfalls den Weg alles Fleisches, sobald die Spannung der Opposition aufhört. Bei den nach Australien ausgewanderten Altlutheranern, denen hier jeder specifische Anlaß zur Opposition abging, trat nur zu bald die vollständigste Auf-

lösung kirchlicher Einheit und normirten Glaubenslebens ein, und zwar in den Predigern so gut wie in den Laien. Man möchte den wirklichen Grad der eingetretenen Wendung für unglaublich halten, wenn man den starren buchstabentreuen Geist erwägt, der diese Leute zur opfermuthigen Separation und, damals noch Ein Herz und Eine Seele, über's Meer trieb *). In Nordamerika dagegen haben dieselben doch we-

*) Bekanntlich wanderten viele Altlutheraner aus Preußen und Sachsen nach Südaustralien aus. Einer derselben, Klar aus Lobethal, gibt in einem Briefe vom Dec. 1852 sehr merkwürdige Aufschlüsse über ihre Zustände. „Wir gingen", sagt er, „aus Deutschland mit dem Vorsatz, unsere Seligkeit zu schaffen, besser als in Eurem Lande; aber wir haben uns wie Loth die fette Gegend Sodom gewählt; im Geiste haben die meisten lutherischen Christen in Europa angefangen, und im Fleisch enden sie's in Australien, und obgleich hier die Diener des Worts, als Pastor Fritzsche und Pastor Meyer, treulich warnen, so kehren sich doch wenige daran." Umschwärmt von allen möglichen englischen und nordamerikanischen Sekten, sind die deutschen Altlutheraner selbst wieder in eine Menge von Sektlein zerfallen. Der Briefschreiber selbst hält sich zu den Gemeinden des Pastor Fritzsche, „dem Gott Kraft gegeben, gegen diese verkehrten Geister zu kämpfen." Als: Pastor Kavel, der sich öffentlich von der lutherischen Kirche losgesagt, am Gerichtshofe sich trauen lassen, und seinen Bann gegen alle Andersgesinnten schleudere. Pastor Kappler aus Sachsen, dessen anfänglich große Gemeinde ganz zerstoben sei, weil weder er selbst vom Binde- und Löseschlüssel, noch die Gemeinde von der Zucht des Wortes habe wissen wollen. Dr. Mücke in Taunende, der Rationalist, der bald werde ausgeschwärmt haben. Ein alter Bauernprediger aus Osnabrück, Barchelt zu Klenzing, der von dem anglikanischen Bischof zu Adelaide ordinirt worden, nicht schreiben könne und allerlei Dinge zusammenschwärme. Schneider Krumnow als Reformator, der Wunder gethan haben will. Tischler Altmann aus Crossen, der viele schädlichen Sätze aufstelle und das Predigt-Amt verfluche. Engelhardt und Priebemann, die Gebannten, welche die Buße verdammten und das Missionswerk verfluchten. „Er nennt noch einige Namen von Sektirern" — bemerkt

nigstens das äußerlich einigende Band der Opposition je einer lutherischen Synode wider die andere; welche Mühe es aber auch hier kostet, dem innern Verfall zu wehren, beweist eben der sofort zu schildernde Kampf um das Bannrecht als eine Lebensfrage an sich selber.

Die nordamerikanischen Lutheraner zählen zur Zeit, nach lutherischer Schätzung, über 900 Prediger, gegen 1500 Kirchen, 8 Predigerseminare und 300,000 Communikanten. Sie zerfallen in die Buffalo-, die Missouri-, die Südkarolina-, die Newyork-, die Ohio-, die Pennsylvanien- und die General-Synode. Man gedachte diese letztere, als die größte und wichtigste, früher über den ganzen Synoden-Complex auszubreiten; „aber je mehr über ihre Vereinigung geschrieben wird, desto größer wird die Kluft, desto fühlbarer die Unmöglichkeit." Die sogenannte „lutherische Generalsynode" nämlich, die früher eingewanderten lutherischen Elemente und also großentheils Amerikaner umfassend, „scheut sich vor Allem, was Bekenntniß heißt, sie hat in dieser Hinsicht gar keinen Grund unter den Füßen, sie will nur die Bibel allein gelten lassen, kein Bekenntniß und Symbol aus derselben; ihr Lutherthum ist fast nichts weiter als puritanischer Methodismus, der seine Blöße mit dem Namen lutherisch deckt." Ihre Prediger haben sich daher auch den sogenannten „neuen Maßregeln" zugewandt, d. h. den mehrtägigen Versammlungen des Methodismus mit erregenden Ausrufungen, Gestikulationen rc. unter Heulen und Schreien; die Synode selbst empfiehlt diese „Seelsorge" in ihrer Ansprache an das lutherische Deutschland von 1845. Sie bekennt sich ebenda zur Augsburger-Confession, aber nur eklektisch, denn „nur durch einen solchen Eklekticismus kann unsere Kirche in Amerika den Frieden erhalten und glücklich aufgebaut werden; Luther's

---

dazu der Bericht der Nürnberger „Evang.-luther. K.-Z." vom 8. Juni 1854.

Ansicht z. B. über die leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl ist von der großen Mehrheit unserer Prediger längst aufgegeben" *). Unter diesen Umständen nun spaltete sich die Generalsynode in eine „englisch-lutherische", und eine „deutsch-lutherische Kirche", welche letztere unter dem Namen Ohio-Synode forterstirte. Da diese aber immer noch zu sehr auf die englisch-reformirte Seite zu hängen schien, trat in ihr selbst neue Spaltung ein. Pastor Wynecken mit den bekenntnißtreuen Missionären aus Bayern und Hannover schied von ihr aus, und gründete seine eigene Kirche mit dem Seminar in Fort Wayne. Inzwischen waren die beiden Synoden der neueingewanderten Altlutheraner aus Sachsen und Preußen, die Missouri- und die Buffalo-Synode, über das Bannrecht und den Amtsbegriff in den heftigsten Streit gerathen, wobei Missouri das demokratische Princip des allgemeinen Priesterthums vertrat. Nicht nur fiel nun ein Theil der Buffalo-Synode ab und zu den Missouriern hinüber, sondern im Juli 1846 vereinigte sich auch noch die Kirche von Fort Wayne mit ihnen, so daß sie nun, zweiundzwanzig Pastoren mit ihren Gemeinden, die „deutsch-evangelisch-lutherische Synode in Missouri, Ohio und andern Staaten" bildet. Auch von der eigentlichen Ohio-Synode hofft man noch immer eine Vereinigung mit Missouri; dieselbe wird gelobt, daß sie verfassungsmäßig sehr auf moralischen Wandel und guten Ruf ihrer Glieder halte; aber — „dieser Ordnung gemäß hat sie seit zwei Jahren acht ihrer besten Glieder, was Gelehrsamkeit und Fähigkeit anbelangt, ausschließen müssen, theils wegen anstößigen Lebenswandels, theils wegen Abweichung von der Lehre der lutherischen Kirche" **). Die Missourier ihrerseits setzen überhaupt große Hoffnungen auf ihr

*) Halle'sches Volksblatt vom 14. Juni 1854.

**) S. den amerikanischen Bericht im Halle'schen Volksblatt vom 14. Juni 1854.

Concordia-Collegium zu St. Louis, das ihnen im Geiste schon als die deutsch-lutherische Universität Nordamerikas erscheint, obwohl die Synode andererseits klagt: ihre armen Leute könnten zu solchen Unternehmungen nichts geben, „die Reichen aber verachteten die Gemeinschaft einer Kirche, welche keine andern als die himmlischen Güter gewähre“ *). Inzwischen ist aus dem Amtsstreit von Missouri und Buffalo noch eine andere Spaltung hervorgegangen. Beide Synoden waren nämlich unterstützt von der Partei Löhe in Deutschland, welche ihre Centrale in der Missionsanstalt zu Neuendettelsau hat. Die Partei nahm in dem großen Amtsstreit eine gewisse mittlere Stellung ein, jedoch unter offener Hinneigung zu Buffalo. Diese Haltung spielte aber den bayerischen Predigern so übel mit, daß sie lieber ausschieden und sich neue Gemeinden in Jowa suchten. Wirklich besteht bereits eine neue Synode von Jowa; ihr wenden die bayerischen Neulutheraner nun alle ihre Mittel zu, in der sichern Hoffnung, „sie werde den Sieg der lutherischen Richtung in Amerika dadurch vollständig machen, daß aus dreien bald Eins wird, und eine solche lutherische Kirche erwächst, die bei aller confessionellen Treue sich doch nicht den Fortschritt zu schriftgetreuer Vollendung selbst verwehrt“ **). Noch die Neuendettelsauer-Conferenz vom 17. April erklärte: die Pastoren von Jowa in ihrer Stellung zwischen den zwei streitenden Synoden sollen die zukünftige Versöhnung anbahnen, „durch ihre Richtung, welche mit Festhaltung des geschichtlichen Lutherthums den Fortschritt desselben im Schriftverständniß gegenüber einem falschen Dogmatismus vertritt“ ***).

Lassen wir diese Hoffnungen auf sich und auf der bisherigen Geschichte des nordamerikanischen Lutherthums beru-

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 17. August 1854.

**) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. 1855.

***) Nördlinger Correspondenz-Blatt 1855. Nr. 5.

hen. Was uns interessirt, ist der hier aufgestellte Gegensatz zwischen „schriftgetreuer Vollendung“ und „falschem Dogmatismus“, der in dem Streit zwischen Buffalo und Missouri hervorgetreten seyn soll. Dieser Streit selbst aber ist nicht zufällig, er ist mit der ganzen Geschichte der beiden Synoden auf's innigste verwebt.

Im J. 1839 landeten die 800 Altlutheraner, welche unter Pastor Stephan aus Sachsen ausgewandert waren, an den Ufern des Mississipi im Staate Missouri, und ließen sich in und um St. Louis nieder. Im J. 1840 kamen die durch die Berliner-Union vertriebenen Preußen, ungefähr tausend an der Zahl, unter Pastor Grabau im Staate Newyork an, und machten sich zu Buffalo, der Handelsstadt am Eriesee, ansässig. Die beiden geistlichen Führer nun stellten ihr Amt den neuzubildenden Gemeinden, wie aus einer gewissen Naturnothwendigkeit, als förmliche Ecclesia docens et imperans über der Ecclesia audiens et obediens gegenüber. Hier zeigte sich aber auch alsbald, was wir oben bemerkt: daß solche göttliche Vollgewalt des Amts in der Hand eines vereinzelten, nicht in die Unterordnung einer ganzen Hierarchie eingeschlossenen Pastors äußerst gefährlich, ja unerträglich seyn müsse. Pastor Stephan hatte sich bald den Namen „Papst Stephan“ redlich verdient; Angesichts seiner enormen Usurpationen und Willkürakte spricht selbst Löhe von dem „heillosen pseudopäpstlichen Treiben ihres Führers Stephan“, durch welches gewitzigt die sächsischen Altlutheraner „von jedem hierarchischen Gelüsten frei und für die amerikanische Ausbildung des allgemeinen Priesterthums empfänglich wurden.“ Umgekehrt fuhren die Preußen in Buffalo unter ihrem ersten Prediger Grabau fort, wie Löhe sagt, „die Bedeutung des heiligen Amtes für Gemeindeleitung und Gemeindebildung zu entwickeln.“ Schon unmittelbar nachdem die Sachsen unter großen und bekannten Scandalen ihren Pastor Stephan abgeworfen hatten, fiel ihnen auch ein Theil der Preußen zu,

weil diese nun ihrerseits den Pastor Grabau immer tiefer in die „hierarchischen Irrthümer“ versinken sahen. Grabau aber ließ sich nicht irre machen. „Die Altlutheraner“, sagt daher ein amerikanischer Originalbericht, „theilen sich wieder in zwei Parteien und Synoden, in die Buffaloer, die, von dem schroffen Lutheraner Grabau gestiftet, nur unbedeutend ist, aber sich besonders heftig und bitter der zweiten altlutherischen, der Missouri-Synode, gegenüberstellt, und in ihrem Auftreten und Handeln entschiedene Schritte zum Abfall in die römische Kirche thut. Die Missouri-Synode vertritt die Löhe'sche Richtung; sie würde bedeutend gewinnen, wenn sie etwas duldsamer wäre, doch ist mit ihr eher eine Vereinigung zu erreichen, wenn sie einige äußerlichen Gebräuche und Sitten in der Kirche aufgibt“ *).

Was dieser Amerikaner von Löhe's Stellung zu dem Streite sagt, ist aber nicht richtig. Löhe war vielmehr stets mit unbedeutenden Modifikationen auf Seite des Grabau's. Wenn z. B. Grabau „unbedingten Gehorsam der Gemeinde gegen den Pfarrer fordert in Allem, was nicht wider Gottes Wort ist“: so schlägt Löhe vor, lieber zu sagen: „in Allem, was Gottes Wort gemäß ist.“ Im Uebrigen erblickt die nach Löhe benannte Partei der deutschen Lutheraner den Ausgang des neuen Heils gerade in der Haltung Grabau's. Nordamerikanische Verhältnisse, sagt Löhe selbst, hätten dazu gehört, daß man endlich die Wichtigkeit dieser Fragen einsehen lernte, und immer werde daher die Geschichte der nordamerikanischen Kirchen für alle lutherischen Kirchen denkwür-

*) Der Einsender im Halle'schen „Volksblatt“ vom 14 Juni 1854 bemerkt dazu: „In den Aeußerungen Grabau's und seines geistesverwandten Freundes Krause liegt allerdings eine Leidenschaftlichkeit und Herbheit, die mit der Aufrechthaltung des Evangeliums und der lutherischen Kirche unverträglich sind, und das scharfe Hervorheben der Kirche vor dem Haupte der Kirche J. Chr. muß sie allerdings dem Papstthum in die Arme führen.“

dig und lehrreich bleiben. Je Eine Frage habe dabei die andere angeregt: vom Bannrecht sei man auf das Verhältniß der Gemeinde zum Amt überhaupt gekommen, und endlich bei der Beziehung zwischen Amt und Sakrament angelangt; der Kampf finde sein Echo diesseits des Oceans, und „werde es in dem Maße mehr finden, in welchem die lutherischen Kirchen Deutschlands mehr in den Fall kommen, für ihre Gestaltung und Verfassung freier und selbstständiger zu sorgen", d. h. je näher der Einsturz der Landeskirchen rückt; dann werde die Reformation ihre Ergänzung finden, wie denn bereits auch die treuesten Söhne Luthers eingestünden: weniger groß als im Streite mit Rom sei der Reformator gewesen „im Bau der neuen sichtbaren Kirchengemeinschaft" *).

Ihrer hohen Bedeutung für die ganze Zukunft der deutsch-protestantischen Kirche selber sind sich auch die Buffaloer wohl bewußt. An jedem Gründonnerstag spricht Grabau die feierliche Excommunikation über alle Kirchen der Welt aus, seine eigene ausgenommen; nur daß Prof. Schaff in Mercersburg, der dieß erzählt, behauptet: diese Bannstrahlen hätten noch keinen Stall angezündet. Auch hat Grabau seiner Gemeinde den Titel geschöpft: „die aus Preußen ausgewanderte lutherische Kirche"; nur daß er ihn unmittelbar vor seiner jüngsten Gesandtschaft an die Lutheraner-Conferenzen in Leipzig und Fürth, wie die Missourier bedeuten, abgethan und dafür wieder gesagt: „Synode von Buffalo" **). Andererseits sieht Jedermann, daß die Missouri-Synode auf der abschüssigen Bahn des allgemeinen Priesterthums fast nothwendig in das entgegengesetzte Extrem hinabgleiten muß, wodurch sich dann auch die Hoffnungen des oben angeführten Amerikaners allerdings verwirklichen dürften. „Wenn", sagte einer der

*) Löhe: unsere kirchliche Lage rc. S. 87 ff.

**) S. die unten zu allegirende „Antwort" rc. der Missourier an die genannten Conferenzen S. 30.

deutschen Vermittler, „die Missouri-Synode die Bedeutung, welche sie dem allgemeinen Priesterthum beilegt, dahin ausdehnen sollte, das geistliche Amt für einen Ausfluß desselben zu halten, dessen sich der Einzelne nur um gemeiner Ordnung willen zu Gunsten der Träger des Amts begebe, so könnte dieß mit Schrift und Kirchenlehre nicht bestehen, und würde namentlich auf dem Boden von Amerika bald genug bittere Früchte tragen" *).

Wenn Löhe sagt: daß gerade nordamerikanische Verhältnisse erforderlich gewesen seien, um die heilbringende Bewegung auf einen neuen Amts- und Kirchenbegriff praktisch in's Klare zu setzen, so gesteht er damit faktisch ein, daß überall da, wo nicht der Staat als eigentliche Kirche eintritt, nur mit dem katholischen oder katholisirenden Amts- und Kirchenbegriff zu hausen und fortzukommen ist. Allerdings! das geistliche Amt abhängig von einem allgemeinen Priesterthum der verwilderten und nur durch sich selbst zu zügelnden „kirchlichen Masse" Nordamerika's, ein geistliches Amt, das ihr gegenüber sich nicht auf die specifische göttliche Vollmacht zu berufen vermag — scheint ein Unding. Aber auch soviel ist richtig, daß erstens ungemeiner Muth dazu gehört, dieser kirchlichen Masse gegenüber das Amt als besondern Stand göttlicher Einsetzung geltend zu machen; und daß zweitens mehr als zweifelhaft seyn muß, ob eine solche Geltendmachung, über vorbeigehende Momente oppositioneller Erregung hinausgehend, vereinzelten Pastoren vor einer derartigen kirchlichen Masse gelingen werde. Ihr Amt als Stand präsentirt sich nicht als wurzelnd in dem Schooße einer unabhängig für sich seienden Hierarchie als der Totalität; was es hier für die Gemeinde ist, ist es vielmehr nur durch die Anerkennung derselben Gemeinde. Das Quid pro quo liegt zu Tage: der Schöpfer setzt hier das Geschöpf voraus!

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 24. Dec. 1853.

Vergleichen wir nur in etlichen nüchternen Zügen an der wirklichen Stellung der deutsch-nordamerikanischen Gemeinden zum Amte das Haben mit dem neulutherischen Soll. „Es ist ihnen“, sagt ein Prediger der Ohio-Synode über die einwandernden deutschen Protestanten, „bloß daran gelegen, daß ihre Namen in's Kirchenbuch eingetragen werden; fragt man sie über ihre Bekehrung, über ihren Gnadenstand, so meinen sie, das seien sektirerische pietistischen Wege; sie sind beleidigt, wenn man an der Wirklichkeit ihres christlichen Glaubens zweifelt, halten es für Unverschämtheit, wenn man ihnen Trunkenheit, Unzucht, Lästerungen und dergleichen um Christi willen verweist; sagen, es sei Zudringlichkeit, wenn man sie über Herzenserfahrungen befragt, und endigen damit, daß sie von aller regelmäßigen Kirchengemeinschaft sich lossagen, und sich irgend eine sogenannte unabhängige Gemeinde bilden, welche ohne Verband mit andern Gemeinden oder Synoden sich selbst regiert und sich einen Prediger auf je zwölf Monate dingt, der alle Sonntage predigen muß, aber sonst nichts sagen darf. Mit solchen Vorurtheilen ist es dann natürlich sehr schwer für einen Prediger, seinen Gemeindegliedern an's Herz zu kommen, und oft endigen alle derartigen Versuche des Pfarrers in Bitterkeit und Zank“ *).

Eine merkwürdige Schilderung ergibt sich aus dem Briefe eines aus Schlesien über den Ocean gewanderten altlutherischen Pastors Claus **). „Treues Beharren bei reiner

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 10. Juni 1854.

**) Das Halle'sche Volksblatt vom 25. Jan. 1854 bemerkt dazu: „Will der Leser etwa wissen, wie der Ort heißt, wo Deutsche, und zwar dem Namen nach Lutheraner, ihre Kirche nach den Grundsätzen des amerikanischen Genius der Freiheit und Stimmenmehrheit reformirten, und die Stimmenminderheit als rechtlos hinauswarfen, so kann er genauer angegeben werden: der Ort heißt Neuwelle zu St. Charles, County Missouri.“

Lehre war Ursache der Spaltung in meiner Gemeinde. Der größte Theil wollte meinen ordentlichen Beruf zum Predigt-Amt aufgehoben wissen, und mich jährlich oder doch auf unbestimmte Zeit dingen, so daß es der Gemeinde jederzeit freistände, ihren Pastor zu entlassen, auch ohne alle Ursache. Wir sind die Herren, sagen hier die Gemeinden, und die Pastoren sind unsere Diener, und es steht uns ganz frei, ob wir sie behalten wollen oder nicht. Hunderte von Predigern, die sich obendrein lutherisch nennen, lassen sich auf diese Weise miethen, müssen dann natürlich auch so predigen, wie die Leute es gern hören, und thun, was der große Haufe sagt, sonst werden sie, wenn ihre Miethszeit abgelaufen ist, nicht wieder gedingt. Solche Prediger, die sich so miethen lassen, hören natürlich auf, Diener Gottes zu seyn, es sind Menschen- und Gemeindeknechte, die um einen gewissen Lohn geistliche Geschäfte wie Taufen, Begraben und dergleichen verrichten. So schrecklich wird das heilige Predigtamt hier in den Koth getreten." „Nicht nur sollte ich von nun an alle Jahre nach Stimmenmehrheit auf's neue gewählt werden, sondern auch alle Kirchenzucht sollte abgeschafft seyn. Ja, wer zur Gemeinde gehöre, solle mich gar nicht kümmern; das Recht, zur hiesigen Gemeinde zu gehören, solle nicht an den Personen, sondern an dem Besitz der Grundstücke haften; die allergröbsten und offenbarsten Sünder sollten nicht von der Gemeinde ausgeschlossen werden. Einmal bekam ich gar einen Brief, in welchem ich im Namen Vieler ersucht wurde, für Kossuth zu beten. Kossuth wurde in diesem Briefe ein heiliger Märtyrer und Völkerbefreier genannt. Ich suchte in einer stundenlangen Predigt die armen Leute zu belehren, und fruchtete auch bei einigen so viel, daß sie ihr Geld, welches sie zu einer Collecte mitgebracht hatten, in ihren Taschen stecken ließen; die meisten aber legten frei und öffentlich nach der Kirche eine Summe Geldes für diesen saubern Herrn zusammen, nachdem sie schon vorher öffentlich in der Kirche

Widersprechen und Lärm gemacht hatten. Auf Gemeinde-Versammlungen trat man mit geballten Fäusten und Messern in der Hand auf, so daß man sich stillschweigend aus solchen Räuber- und Mörderversammlungen entfernen mußte.“ In einer dieser Versammlungen nun, um Pfingsten 1852, ward unter Anführung eines „gottlosen Arztes“ gegen den Pastor vorgeschritten; „er ward von den Vorstehern im Namen der Majorität noch einmal befragt, ob er ordentlichen Beruf und Kirchenzucht wolle fahren lassen, und da er dieß verweigern mußte, wurde ihm sofort die Kirche verschlossen, und binnen zehn Tagen sollte er die Pfarrwohnung verlassen.“ Nach den Landesgesetzen blieb ihm mit seinen Getreuen, etwa 30 Familien von 70, nichts übrig als zu gehorchen; Pfingsten feierte er in einer Privatwohnung, „die Rotte soff indeß nebenan in einem Wirthshaus.“ Die Verfolgungen fingen aber jetzt erst recht an, „so daß wir uns des Nachts nur mit Furcht und Zittern zur Ruhe legen konnten, und es wäre wohl noch schlimm ausgefallen, wenn Gott nicht mit der Cholera dazwischen gefahren wäre.“ „Da war ich“, erzählt der arme Pastor, „willkommen und hatte die große Freude, wenigstens Einen Widersacher noch vor seinem Tode in die Wunden Jesu hineinzuleiten.“ Indeß beeilten sich die ringsum postirten „unirten“ Prediger, abwechselnd alle vierzehn Tage in der abgetrennten Gemeinde zu predigen, und nach einem halben Jahre sendete die Missouri-Synode einen Pastor. „Der“, lamentirt Hr. Claus, „gehörte bisher zu keiner Synode, ist nicht ordinirt, verrichtet aber doch alle Amtshandlungen; vom Teufel, sagt er, will er nicht predigen, sondern von Christo. Seine Rotte ist sehr wohl mit ihm zufrieden. Inzwischen hatte meine kleine Gemeinde wieder ein Kirchlein gebaut, welches ihr am heiligen Abend zum Theil zerstört wurde, und einige Wochen darauf lag unsere Kirche in Asche. Bald hatten wir den Muth verloren; manche entschlossen sich, ihre Plätze zu verkaufen und wo anders

hinzuziehen. Weil aber namentlich die Aermeren in diesem Sodom hätten zurückbleiben müssen, so entschlossen sich alle zu bleiben." Sie haben sich jetzt wieder ein Kirchlein erbaut „von rohen Baumstämmen, einen unförmlichen Kasten mit zwei Lichtlöchern, gegen welchen ein europäischer Stall als ein Muster von Baukunst und Pracht sich ausnehmen würde."

Es wird daran genug seyn, um zu erwägen, auf welchem Boden Pastor Grabau die Fahne des speciell göttlich gestifteten, vom allgemeinen Priesterthum unabhängigen Amtes erhob, und zwar von dem unmittelbar praktischen Gesichtspunkt der Kirchenzucht aus. Man wird sich auch nicht wundern, wenn die Missourier, nachdem ihnen noch dazu an Stephan das überaus Bedenkliche einer solchen isolirten Vollgewalt auf das Eindringlichste sich bewiesen hatte, ihm nicht folgen wollten, weder die Prediger, noch ihre Gemeinden. Als nun die Desertion in Grabau's eigenem Schafstall einriß, und die Ausreißer ohne Anstand in den Schooß der Missouri-Kirche aufgenommen wurden, war natürlich nicht nur der Anlaß, sondern auch gleich schon die reale Materie des großen Streites gegeben.

Die Differenz überhaupt trat noch im Laufe des Jahres 1840 hervor; Grabau proklamirte, ungewarnt durch den Sturz des Pastors Stephan, offen seine übereinstimmende Lehre vom Amt. Da nun die sächsischen Prediger „kurz zuvor durch Gottes Gnade zur Kenntniß des falschen halbpapistischen Lutherthums gekommen waren, zu dem sie sich durch den bekannten Pastor Stephan aus Dresden hatten verführen lassen, so waren sie allerdings mehr, als sonst der Fall gewesen seyn würde, darüber erschrocken, in dem Hirtenbrief Grabau's von 1840 ganz dieselben gefährlichen Grundsätze wieder zu finden, die sie an den Rand geistlichen und leiblichen Verderbens geführt hatten." In demselben Hirtenbrief stellte er auch noch den „groben Irrthum auf, daß erst durch

das Amt die Sakramente kräftig und wirksam würden" *). Im J. 1843 ging Grabau zu direktem Angriff über, indem er den Missouriern 17 Hauptirrthümer vorrechnete; 1845 erklärte ein neuer Hirtenbrief sie für „falsche Lehrer". Gerade jener Abfall von der Buffalo-Synode machte den Streit völlig unversöhnlich; da nämlich die Missourier nicht nur für die en bloc übergetretenen, sondern auch in die über der Amts-Frage in sich gespaltenen Buffalo-Gemeinden Prediger von ihrer Synode sendeten, so begegnet nun Grabau mit seinen Predigern jedem Vermittlungsversuch durch das Verlangen: „die Missouri-Synode solle erst Buße thun, alle Rotten-Prediger zurückrufen, die Gebannten herausgeben und ihm überliefern." Zudem beschuldigt er die Missourier: sie hätten gierig nach den von ihm Gebannten gefischt. Die Sachsen sind sehr erbittert über diese Aussage. Unsere Synode, behaupten sie, „hat wiederholt fast den größten Theil der Zeit ihrer Sitzungen darauf verwenden müssen, die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Trennung der sich an sie Wendenden zu erforschen; Tage-, ja Wochenlang hat sie zuweilen Untersuchung gehalten, und mehrmals ist um solcher Glieder unserer Synode willen, welche hiebei nicht zugegen gewesen, und entweder von den Gegnern privatim, oder durch Pastor Grabau's wahrhaft wüthende Angriffe auf die Synode über deren Verfahren zweifelhaft und unruhig geworden waren, die Untersuchung der Sache in den nächstjährigen Sitzungen wieder aufgenommen worden" **). Indeß schleuderte bereits der zweite Synodal-Bericht der Buffalo-Synode (1848) den Bannstrahl gegen die „missourischen Rottenbeschützer", alle Prediger der Synode namentlich aufführend. „Wir haben sie",

---

*) „Antwort der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten auf die an dieselben ergangenen Ermahnungsschreiben der lutherischen Pastoral-Conferenzen von Leipzig und Fürth." Leipzig 1854. Seiten 39. **) A. a. O.

sagt der Erlaß, „demnach für muthwillige falsche Lehrer und thürstige Sünder zu halten, und sollen sie nach Gottes Wort meiden, bis sie umkehren." Der Streit um einen von den Missouriern censurirten Pastor, Krause, „von dem die Buffalo-Synode später selbst erklärte, daß er wirklich ein Heuchler und Tyrann gewesen", verbitterte die Sache neuerdings, und so erging es denn in den Buffalo-Hirtenbriefen nach dem constanten Ton wider die Missouri: „Ahabs-Synode", „Chicagoer böses Leumunds-Collegium", „Gräuel-Synode", deren Prediger „keine christlichen Prediger, sondern nur Rotten-Häupter in Satans-Dienst sind"; „der Herr schelte dich Satan! wir wollen solche beelzebübische Freiheit nicht"; „irrendes Gewissen" sagen sie, „fürwahr, so müßte man beim Teufel selbst nur solch' ein irrendes Gewissen muthmaßen" u. s. w. Kurz, „wehe dem, welcher missourische Grundsätze laut werden ließ, dem war alsbald als einem Judas unter den Jüngern die schwerste Ahndung geschworen, der furchtbarste Bann!" Dennoch klagte Grabau nachher in Deutschland die Missourier an: sie hätten „die Lehrdifferenz, die in brüderlicher Einigkeit hätte ausgeglichen werden können, muthwillig als kirchentrennend angesehen und behandelt", indem sie in den Buffalo-Gemeinden „Gegenaltäre" aufgerichtet *).

Betrachten wir die dogmatischen Gegensätze der beiden Parteien, so sehen wir klar, wie dieselben im Streit um das Recht der Kirchenzucht und um das Verhältniß zwischen Amt und Gemeinde überhaupt zuerst und anfänglich hervortraten, dann aber in zwei weiteren Stadien über die ganze Frage vom Amts- und schließlich vom Kirchenbegriff sich verbreiteten. Die Missouri-Synode gibt Grabau's „falsche Lehre" also an: er spreche unverholen aus, daß die Gemeinde dem Diener der Kirche in allen Dingen Gehorsam schuldig sei, die nicht wider Gottes Wort anlaufen; ferner daß die Laien

*) „Antwort" 2c. a. a. O.

in den Synoden nur als „Zuhörer und Fragen thuende und sich lösen lassende Zungen“ zuzuziehen seien, nicht aber als solche, die dabei über die Lehre mit urtheilen dürfen; endlich daß die Gemeinde bei dem Banne nichts zu richten oder zu entscheiden habe — wie dieß Alles in seinen Hirten-Briefen wörtlich ausgesprochen sei. Hinwiederum wirft Grabau den Missouriern vor, daß sie „aus der christlichen Freiheit eine kirchliche Ungebundenheit machten“, „die Gemeinde fast über Gott und sein Wort setzten, unter dem Vorwande, daß Christen einen Unterschied zwischen rechter und falscher Lehre machen müßten, wozu sie sündlicher Weise Luthers Schriften mißbrauchen wollten“; man müsse gegen sie Vieles wiederholen, „was wir schon gegen den unirten unkirchlichen Liberalismus in Preußen durchgefochten haben.“ Wirklich behaupten die Missourier: „nur durch gemeinsamen Spruch, darin Alle als durch Einen Mund urtheilen“, könne ein Bruder als Heide und Zöllner aus der Gemeinde gethan werden; sollte sich dann zutragen, daß einzelne Gemeinde-Glieder wider bessere Erkenntniß aus fleischlicher Parteihalterei zu dem Schuldigen stünden, um den rechtmäßigen Bann zu hindern, so müßte gegen diese mit Kirchenzucht eingeschritten werden u. s. w. Von Grabau's Princip dagegen erklären sie: darnach den Bann gehandhabt, „sei es nicht anders möglich, als daß schon die bescheidensten Einwürfe, Zweifel und Bedenken über Angemessenheit oder praktische Ausführbarkeit der Rathschläge des Pfarrers alsbald zur Sünde des Ungehorsams wider das vierte Gebot gemacht werden, die dann leichtlich den Bann nach sich zieht“ *).

Von der Lehre an sich abgesehen, haben die Missourier hier deren schwache Seite richtig und wohl getroffen: nämlich die unberechenbare Gefährlichkeit solcher Amts-Vollgewalt in der Hand eines einzeln stehenden, nicht in hierarchi-

*) A. a. O.

schem Verbande allseitig gehaltenen und getragenen Amtsinhabers. Löhe selbst gesteht zu: während die Missourier, durch die üble Erfahrung an ihrem Stifter Pastor Stephan in großer Besorgniß vor Hierarchie, die Privatbeichte den Gemeinden freistellten, drängen die Buffaloer mit Strenge darauf, übten die Kirchenzucht mit einem sogar etwas bureaukratischen Geiste, indem sie nicht einmal überall die mündliche Vermahnung eintreten ließen, sondern es öfters schriftlich abmachten, und seien sehr freigebig mit Verhängung des Bannes*). Die Buffaloer Delegaten gaben auch vor den deutschen Schiedsrichtern (zu Fürth) selber „aufrichtig und demüthig" zu, „daß in Buffalo bei Ausübung des Bannes Sünden begangen seyn mögen", nur behaupten die Missourier, gleich nach seiner Rückkunft habe Grabau Alles wieder offen geläugnet und ihren Theologen Walther auf's bissigste und giftigste darum angegriffen und ihn des „Jesuitismus bezüchtigt" **).

Der Streit trat nämlich in sein zweites Stadium, als Hr. Walther, lutherischer Pfarrer und Professor am Concordia-Colleg zu St. Louis, in officiellem Auftrag eine Art Dogmatik der Missouri-Synode verfaßte und 1852 zu Erlangen erscheinen ließ. Die Controverse war nun hier officiell gefaßt, und namentlich die Grundanschauung der Gegenseite, daß die symbolmäßige lutherische Lehre von Kirche und Amt noch einer Entwicklung bedürfe, als ein „Wahn" hingestellt, da ja vielmehr „gerade diese Lehren der Mittelpunkt der Reformation gewesen, und klar und unzweideutig in den Aussprüchen der Reformatoren und ihrer Nachfolger vor Augen lägen." Es ist ganz natürlich, aber selbst Hrn. Nathusius auffallend, daß Hr. Walther dabei immer nur „an der Kirche die inwendige und unsichtbare Seite, an dem Amte dessen

*) Halle'sches Volksblatt vom 24. Dec. 1853.

**) Antwort rc.

Ausgang von der Gemeinde" festhält. Daneben thun die alten Uebersetzungskünste auch hier wieder ihre Dienste: ecclesia ist „Gemeinde", und die seniores bei Tertullian sind nichts Anderes als „Laien-Aelteste." So ergeben sich denn Hrn. Walthers Thesen 7 und 10: „Das h. Predigtamt ist die von Gott durch die Gemeinde als Inhaberin des Priesterthums und aller Kirchengewalt übertragene Gewalt, die Rechte des geistlichen Priesterthums in öffentlichem Amte von Gemeinschaftswegen auszuüben." „Zu dem Predigtamt gehört zwar nach göttlichem Rechte auch das Amt, Lehre zu urtheilen, doch haben das Recht hiezu auch die Laien" *).

Als nun darüber die Buffaloer beschlossen, die Hülfe der großen lutherischen Autoritäten über dem Wasser persönlich anzurufen, und die beiden Prediger Grabau selbst und von Rohr nach Deutschland sendeten: da trat der Streit in sein drittes Stadium, sowohl nach der Breite, indem nun auch jene Autoritäten offen in die Entzweiung eingingen, als auch nach der Tiefe protestantisch-dogmatischer Verwicklung. Die von den Deputirten zuerst angegangene Synode der separirten Altlutheraner zu Breslau zog sich klüglich aus dem Handel, weil sie nothwendig auch die andere Partei hören müßten, wie sie sagte. Die Deputirten wendeten sich sofort an die Landeskirchen-Lutheraner. Nicht zwar etwa an Erlangen, die weithin maßgebende Universität, denn man wußte, daß diese zum vorhinein auf missourischer Seite stehe, wie denn auch besonders Harleß' Büchlein über „Kirche und Amt" eigentlich in ihrem Interesse geschrieben wurde. Wohl aber an die freien (neulutherischen) Conferenzen zu Leipzig und Fürth, beide unter Löhe'schem Einfluß. Diese gingen wirklich auf die Sache ein; zwar suchten sie eine Art vermittelnder Stellung einzunehmen, aber in ihrem sofort an die Missouri-Synode erlassenen „Vermahnungsschreiben" sprachen

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. März 1854.

sie sich doch stark genug für Buffalo aus. Die Verurtheilten blieben die Antwort nicht schuldig; wir haben sie schon mehrfach angezogen. „Aus dieser Schrift" *), sagen die Berliner Subjektivisten, „geht nun hervor, daß sich die besagten Pastoral-Conferenzen von Leipzig und Fürth ganz gründlich blamirt haben. Es wird nämlich durch Aufzählung von Thatsachen ganz deutlich, daß der Pastor Grabau zu Buffalo sich durchweg als ein lutherisches Päpstlein für Amerika benimmt. Derselbe erklärt von vorneherein: daß dem Pfarrherrn allein das Recht des Bannes zustehe, und hat dann frischweg alles, was sich seinen Verordnungen nicht fügen wollte, in den Bann gethan, und alle, die ihm widersprechen, für Satanskinder erklärt. Die Missourier dagegen halten das Recht des Bannes, nach Matth. 18, für ein Recht der Gemeinde, und das ist zwar lutherisch, paßt aber nicht für unsere Lutheraner" **).

Die Herren in Berlin hatten jedoch geirrt, wenn sie meinten, die von Löhe repräsentirte neulutherische Partei habe sich nur aus Uebereilung um Buffalo angenommen. Die Missourier wußten das besser. In tiefster Verehrung hatten sie sich sonst vor Löhe als die Schüler vor ihrem Herrn und Meister gebeugt, jetzt hingegen folgten sich die leidenschaftlichsten Angriffe auf ihn. Desto freundlicher sei das Verhältniß zu Buffalo, und erst noch hätten die Buffaloer einen Professor für ihr Martins-Colleg von Neuendettelsau her begehrt, äußerte die Conferenz daselbst vom 17. April. Schon früher hatte deren Organ erklärt: so sehr es sich der „mächtigen Ausdehnung" der stets von ihr unterstützten Synode Missouri

*) Antwort der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten auf die an dieselben ergangenen Ermahnungsschreiben der luth. Pastoralconferenzen von Leipzig und Fürth. Leipzig 1854.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 18. Nov. 1854.

freue, so erscheine ihr (d. i. Hrn. Löhe selbst) „doch die Waltherische Ausprägung der Lehre vom Amt, so viele und große Vorgänger sie haben möge, nicht in allen Stücken schriftmäßig", und könne sie gar nicht einsehen, weßhalb sie ihren Sendlingen verbieten sollte, sich an Grabau anzuschließen, „dessen Amtslehre der ihrigen so wesentlich verwandt sei." Nur will damit die andere Aeußerung nicht recht stimmen: „Es bleibt den Gemeinden alle Freiheit und aller Einfluß in kirchlichen Dingen, den ihnen auch Walther vindicirt, wenn man sie auch nicht rücksichtlich der Uebertragung des Amtes mit derselben Macht und Herrlichkeit ausstattet. Warum sollten wir wider den Geist unserer Kirche ohne Schrift bloß auf Tradition und traditionelle Auslegungen hin Lehren führen, deren wohlgemeinte Absicht eben so sicher und sicherer auch ohne sie erreicht werden kann" *)?

Was übrigens das dritte Stadium des Streites eigentlich charakterisirt, ist gerade das in diesen Worten eingetragene Geständniß, daß die neue Amtslehre allerdings auf die symbolischen Bücher sich nicht stützen könne. Dem Buchstaben derselben, der lutherischen „Tradition", stellen nun die Neulutheraner den „Geist der Kirche" entgegen. Die Gegenpartei verweist ihnen dieß, und besitzt darin ihre Hauptforce. Nicht jedoch als wenn die Erstern von freien Stücken jenes folgenreiche Geständniß vorangestellt hätten. Im Gegentheile wollten die Conferenzen, zur großen Verwunderung der Missourier, über den dogmatischen Streitpunkt nicht aburtheilen, weil die „Amtsfrage als eine offene zu behandeln sei." Eben darin sollte ihre „vermittelnde" Stellung bestehen, daß sie zwar Grabau's Lehre, die Sakramente würden erst durch das Amt wirksam, „als zum Romanismus abschüssig" verurtheilten, im Uebrigen aber erklärten, daß „die Oerter von der Kirche und vom kirchlichen Amte ohne Zweifel solche seien, welche

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. 1855; vgl. dess. n. 5.

die Symbole nicht bis zur vollen theologischen Abschließung geführt, die vielmehr die Aufgabe unserer Tage auszumachen scheine; daher sollten die auseinandergehenden Auffassungen in Betreff dieser Fragen, solange die Kirche noch nicht gesprochen hat, beide nebeneinander in dieser Kirche Raum finden“ *).

Aber alles Drehen und Wenden fruchtete nichts. Gerade in dieser Stellung hackten die Missourier ihre schärfsten Krallen in das Fleisch der Gegner. Es half ihnen nichts, sie mußten die Symbole hierin aufgeben, und den Missouriern den Ruhm ächt lutherischer Symboltreue hinüberlassen. Wir, sagten diese, wir stützen und steifen uns einzig und allein auf die Symbole; „wir sind fern von der ungebührlichen schwärmerischen Ausdehnung des allgemeinen Priesterthums aller wahren Christen, nach welcher etwa jeder Christ als solcher Amt und Beruf zum Pfarramte habe, oder als sei dieses Amt und Dienst nur um gemeiner Ordnung willen nöthig. Gleichwohl behaupten wir ebenso entschieden, daß ein jeder Christ als solcher, also auch jede relative Mehrheit, auch das evangelische Grundrecht habe, das heilige Predigtamt zu verwalten, wenn gleich keiner dieses Rechtes sich in öffentlicher Versammlung bedienen darf, es sei ihm denn von seinen andern Mitchristen zur öffentlichen Verwaltung übertragen. Also vermeiden wir ebenso sehr die papistische als die schwärmerische Abirrung von der geraden Richtung der heilsamen Lehre“, und man hätte von der aus Theologen bestehenden lutherischen Conferenz wohl voraussetzen dürfen, „daß sie in dieser Lehre sich in keiner Schwebe befinde.“

Die Symbole sollen in den benannten hochwichtigen locis nicht fertig geworden, ihre Ergänzung hierin erst Aufgabe unserer Tage seyn — so unterstellt die neulutherische Partei. Wie! schreien die Missourier, so geht man jetzt auf

*) Antwort rc. S. 36 ff.

lutherischer Seite mit unserer endgültig ausgelegten Schrift um, nicht um ein Haar besser als sonst die Subjektivisten? Es ist entschieden unlutherisch, „dem Wesen nach das quia unserer Verpflichtung zu den Symbolen fahren zu lassen, und mit heimlicher Bemißtrauung ihres schriftgerechten Zeugnisses sich dem quatenus zuzuneigen, und mit und in solchem Sinne dann sogenannte freie exegetische Forschungen in der heiligen Schrift von Neuem anzustellen, die mit keiner geringern Gefahr verbunden sind als mit der, diese und jene besondern Lieblingsgedanken und Privatmeinungen von der Gestalt der Kirche aus einzelnen Schriftstellen herauszufinden." Nicht umsonst drängten ja auch die Rationalisten so sehr auf das quatenus; guten Lutheranern dagegen gezieme es, „erst recht kindlich zu den Füßen ihrer Väter zu sitzen, ehe sie daran gehen, Andere zu lehren und einzelne herausgezwackten Schriftstellen auf etwa vorhandene Lieblingsphantasien vom wahren Luther- und Kirchenthum zu drehen." Kurz, erklären die amerikanischen Schüler ihren deutschen Meistern, „wenn Ihr endlich von uns begehrt, mit Euch unsere guten Bekenntnisse nach Anleitung der Schrift zu verstehen, so können wir als Lutheraner in solch Begehren nicht willigen, wie es uns denn Wunder nimmt, daß Ihr als Lutheraner dasselbe an uns richtet. Denn als solche haben wir ja bereits den reinen Verstand und die ungefälschte Auslegung des göttlichen Worts in unserm kirchlichen Bekenntniß." Nur Nicht-Lutheranern oder unklarer Auslegung gegenüber sei der Ort, aus der Schrift das Schriftgemäße des Bekenntnisses nachzuweisen; „Lutheraner aber als solche haben nicht ihre Symbole nach der Schrift, sondern die Schrift nach ihren Symbolen auszulegen, und an dem quia fest und unverrückt zu halten."

Was soll es nun heißen: die Kirche habe noch nicht gesprochen? „Wir sind der Ueberzeugung, daß die Fragen von Kirche und Amt, was beide seien und wie sie zusammen-

hangen, keine offenen mehr sind, sondern längst schon im 16ten und 17ten Jahrhundert ihre gründliche Beantwortung und Erledigung gefunden haben." „Ueberhaupt können wir nicht umhin, uns gegen den Ausdruck: die Kirche hat noch nicht gesprochen, auf das schärfste zu erklären, und ihn als schrift- und symbolwidrig, d. i. als unlutherisch zu verwerfen. Denn wie es Gott gefallen hat, sonderlich zu Zeiten großen Abfalls, die Kirche durch den Mund einzelner, aus seiner Gnade erweckter, durch den heiligen Geist aus seinem Wort allein erleuchteter Zeugen, als eben durch Athanasius und Luther sprechen zu lassen; so bedürfen wir sicherlich keines neuen Sprechens der Kirche und keiner sonderlichen Kirchenversammlungen. So sagt denn auch Luther: „„daß sie nun sagen, sie wollen warten, bis es von der christlichen Kirche beschlossen werde, da harre der Teufel auf, ich will so lange nicht harren, denn die christliche Kirche hat schon Alles beschlossen.""

Und diese Rede: „die Kirche habe noch nicht gesprochen" — wie ganz und gar unlutherisch ist sie schon an sich, ihrem Princip und ihrer ganzen Anschauung nach! Es ist einer der schärfsten Schläge, den die Missourier führen, indem sie den Gegnern die ächte und rechte Stellung des lutherisch Gläubigen zur „Kirche" princip- und symbolmäßig auseinandersetzen: „Zu der Entscheidung aber zu gelangen, ob die Lehre der Synode von Buffalo oder die unsre dem Spruch der Kirche in ihren Symbolen gemäß sei, dazu scheint uns keineswegs ein ökumenisches lutherisches Concil nöthig zu seyn; sondern irgend welcher dazu befähigte Lutheraner, sei er ein eigentlicher Theologe oder nicht, könnte z. B. durch eine Schrift den objektiven Nachweis liefern." Wir selber, fahren die Missourier fort, haben dieß durch die Schrift: „Die Stimme unserer Kirche in der Lehre von Kirche und Amt" gethan, und „wir sind deß göttlich gewiß, daß wir darin die alte und ewig neue Wahrheit göttlichen Worts bezeugt haben. Gleichwohl, könnte uns von irgend einem lutherischen Christen aus

der Schrift und nach unsern Symbolen ein wesentlicher Irrthum nachgewiesen werden, so wollten wir ebenso gern und willig stracks widerrufen, als wir unerschütterlich fest bleiben würden, wenn gleich eine Plenar-Versammlung aller lutherischen Consistorien und sonstigen Kirchenbehörden der ganzen Welt ohne den rechten Schriftgrund und Symbolzeugniß, d. i. wider den Zusammenhang der evangelischen Lehre, unsere Lehre durch ihr Macht-Ansehen niederdrücken und verwerfen wollte."

Fassen wir diese Stelle, so ächt lutherisch als wenn sie direkt vom Wormser Reichstage her tönte, scharf in's Auge! Wir werden an ihr erkennen, wie tief und weit die vom unmittelbar praktischen Bedürfniß aufgezwungene Frage über das rechte kirchliche Verhältniß zwischen Gemeinde und Amt zu greifen geeignet ist. Nicht nur das ganze Problem vom Amts- und vom Kirchenbegriff geräth augenblicklich in Mitleidenschaft, sondern auch die großen Lebensfragen der Glaubensnorm: vom Verhältniß zwischen Bibel und Symbol, das ganze reformatorische Princip. Auf dem orthodoxesten Boden begegnen sich hier einerseits die Revisions-Bedürftigkeit der Glaubensnorm, andererseits die Stabilität der Symbole zum Vernichtungskampf. Die beiden Stadien der großen Reaction fließen hier ineinander, und je nach dem Gang der äußern Umstände ist das symbolmäßige Lutherthum jeden Augenblick in Gefahr, von einem großen Theil seiner achtungswerthesten Angehörigen direkt auf den Kopf gestellt zu werden.

XX.

Literatur.

Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem 30jährigen Kriege bis zur französischen Occupation, meist aus archivalischen Documenten von Dr. Ennen. Köln bei Schwann 1855. I. Band. XVI 520 S.

Wenn der historische Werth eines specialgeschichtlichen Produkts in erster Linie von der Bedeutsamkeit des monographisch zu behandelnden Stoffes abhängt, so ist Hr. Dr. Ennen mit dem seinigen von vorneherein im entschiedensten Vortheil. Kann man sagen, die Geschichte Deutschlands sei die Geschichte Europa's, so gibt es hinwiederum innerhalb der deutschen Grenzen kaum einen Ort, wo die Wendepunkte der deutschen Geschichte in dem Maße zusammentreffen, wie zu Köln am Rhein. Wenigstens gilt dieß von ihrem Verlauf bis an die Schwelle der neuesten Zeit, denn erst in diesen unsern Tagen muß überhaupt die Frage sich entscheiden, ob sie nicht von der Richtung nach dem Westen ab- und in die Entwicklung nach dem Osten eingehen soll. Was in diesem Falle Oesterreich zukünftig für die deutsche Geschichte seyn wird, das waren für sie die Kirchenstaaten am Rhein in der alten Ordnung der Dinge. Vor Kurzem erst hat Dr.

Leo in seinen „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches" auf's klarste dargethan, wie Deutschland überhaupt erst durch die kirchliche Einheit des katholischen Episcopats zu einem einheitlichen Volksthum gelangt ist. Auch später blieben die drei höchsten geistlichen Würdeträger des Reichs, die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, in gleich einflußreicher Stellung, sowohl durch ihre ansehnlichen Territorien an dem Ufer des Stromes, der früher mehr noch als jetzt für die Lebensader Deutschlands galt, wie auch durch ihren Rang in den höchsten Collegien des Reichs und zur Seite der Kaiser. An der Hand der geistlichen Kurfürsten vor Allem hat Volk und Reich zu seiner Höhe sich emporgeschwungen, sie sind auch bei dessen endlichem Fall am tiefsten mit herabgestürzt; mit dem deutschen Reich wurden die geistlichen Kurfürsten in's Grab gelegt und umgekehrt, denn sie waren unauflöslich an einander gekettet.

So spiegeln denn auch in Hrn. Ennen's Geschichte des Kurstaats Köln die allgemein deutschen Ereignisse derselben Periode sich ab. Er beginnt mit der welthistorischen Anwendung der Glaubensspaltung auf die politischen Bedingungen des Reichs, mit dem 30jährigen Krieg; er wägt das Gewicht des religiösen Moments in der verhängnißvollen Krisis ab gegen das Gewicht des politischen Moments, und federleicht schnellt das erstere hoch empor. Eine eingehendere Prüfung der Stellung, welche der damalige Kurfürst von Köln, Ferdinand, und sein Bruder, der Bayernherzog Maximilian I., zueinander und zu den großen Zeitfragen einnahmen, führt triftigen Beweis für das gewonnene Resultat. Nicht nur in Frankreich lautete die Losung mehr gegen Habsburg als gegen Wittenberg, auch in Deutschland war eine kirchliche Partei in hervorragender Thätigkeit, welche das Recht des alten katholischen Glaubens und die Machtverringerung des österreichischen Hauses wenigstens Hand in Hand gehen lassen wollte.

Der Verfasser stellt überhaupt nicht hohle Hypothesen über die verborgenen Partei-Pläne und Intriguen einzelner leitenden Persönlichkeiten auf; er hat vielmehr festen Grund dabei unter den Füßen an dem reichen archivalischen Material, das er zu seiner Geschichtsdarstellung verarbeitete. Darunter zeichnen sich die 112 Folio-Bände diplomatischer Acten besonders aus, welche das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris über die Beziehungen Frankreichs zu Kurköln in der Zeit vom westphälischen Frieden bis zum Schlusse des 18ten Jahrhunderts bewahrt, und die bisher noch fast ganz unbenützt geblieben waren. Es versteht sich, daß ein so umfangreicher diplomatischer Apparat, so viel leere Spreu von Förmlichkeiten ihm anhängen mag, einen tiefen Einblick in das innere Getriebe politischer Ereignisse gewähren muß, deren Hauptacte nach dem Charakter der Zeit ohnehin stets unter dem Tisch spielten, während nur die marklosen Hülsen sichtbar an die Oberfläche traten.

Allerdings ergibt sich dem Verfasser auf diese Weise eine wahre Scandalgeschichte der nächstfolgenden Inhaber des Kölner Stuhls. Während Ludwig XIV. das deutsche Reich mit Feuer und Schwert anfiel, bezog der Kölner Kurfürst Max Heinrich, abermals ein Bayer, nach wie vor seine französischen Jahrgelder, und seine Minister, die Fürstenberge, verdienten sich redlich den reichsten Sold hoher französischen Agenten. Hr. Ennen kennt Nummer für Nummer die lange Reihe von Bestechungssummen, die Frankreich bei allen an der Wahl Betheiligten sich kosten ließ, um den Einen der beiden Fürstenberge durch ihre Stimmen auf den Kölner Stuhl zu erheben, auf dem es ihn auch, dem Kaiser und dem Papst zum Trotz, mit Waffengewalt eine Zeitlang erhielt. Damit schließt der vorliegende erste Band. Das Werk wird den losgelösten Felsblock der dynastischen Politik in Deutschlands neuerer Zeit auf seiner abschüssigen Bahn bis zu dem Punkt verfolgen, wo er das ehrwürdige alte Reich, aber

auch die Grundlagen der eigenen Existenz in Trümmer schlug; dasselbe wird neuen Stoff zur Verwunderung übrig lassen, wie es nur möglich war, daß da, wo solche dynastische Politik von geistlichen Stühlen, von Bischofssitzen herab Generation um Generation practicirt ward, nicht auch die Kirche unter dem allgemeinen Einsturz begraben wurde, vielmehr an innerer Macht in dem Maße gewann, als sie an politischer verlor.

XXI.

Die apostolische Succession in der schwedischen Hierarchie.

Mémoires historiques sur la prétendue succession apostolique en Suède. Par Msgr. *de Fortemps de Warrimont*. Séconde edition au profit de la Mission de Suède. Liège 1854.

Unter den Merkmalen der wahren Kirche nimmt die Apostolicität eine so bedeutende Stelle ein, daß fast ohne Ausnahme alle Sekten sie für sich in Anspruch genommen haben und noch nehmen, sei es, indem sie eine Resuscitation der im Papstthume völlig untergegangenen Kirche der Apostel in ihren neugestifteten Genossenschaften behaupten, oder indem sie sich sogar trotz ihres notorischen Abfalls eine fortlaufende Succession von den Aposteln her auf irgend eine Weise vindiciren. Die Geschichte zeigt eine endlose Reihe von Versuchen und Prätentionen der letzteren Art auf, die bei den älteren Häresien noch weit mehr den Schein einer Berechtigung haben konnten, als bei den neueren; wir finden sie in

verschiedenen Gestalten bei den Waldensern, den mährischen Brüdern und Herrnhutern; der Protestantismus im Großen und Ganzen, obschon gerade er am offensten mit der kirchlichen Vergangenheit gebrochen, hat keineswegs ganz, wie es zu erwarten stand, auf dieselben verzichtet, vielmehr in vielen seiner unzähligen Verzweigungen sehr bestimmt sie geltend gemacht. Während die Sekten der neuesten Zeit, wie die Irvingianer und Mormonen, laut das Bedürfniß eines Wiederanknüpfens an die freilich in ihrer Art begriffenen apostolischen Aemter und Charismen proklamiren, tritt auch innerhalb der deutschen „Landeskirchen" die Idee einer apostolischen Succession, wenn auch noch so oft zurückgewiesen, immer wieder vor*); die Stimmen, die darüber bei der Errichtung des anglopreußischen Bisthums in Jerusalem laut wurden, regen sich jetzt noch, und erklären ein hierarchisches Element überhaupt, sowie einen innigeren Anschluß an jene protestantischen Länder, wo ein solches in legitimer Reihenfolge sich forterhalten hat, für nothwendig oder doch für äußerst förderlich und ersprießlich zur Consolidirung und Neugestaltung der zum Kirchenthum hinanstrebenden „evangelischen" Gemeinden.

Am zähesten hielten England und Scandinavien an ihrer vermeintlich apostolischen Nachfolge fest. Wenn die Giltigkeit der anglikanischen Ordinationen**) heutzutage von keinem Katholiken mehr behauptet werden kann: so scheint die Sache bei den schwedischen und dänischen Bischöfen noch viel einfacher und weniger zweifelhaft zu seyn. Aber äußerst interessant ist es, näher zu betrachten, auf welche Titel die schwedische

*) Vgl. die „Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren." Bd. XXXV dieser Blätter S. 1091, 1092.

**) Vgl. Le Quien Nullité des ordinations anglicanes. Paris 1725. La même nullité de nouveau demontrée contre le P. Courrayer. Paris 1730.

auch die Grundlagen der eigenen Existenz in Trümmer schlug; dasselbe wird neuen Stoff zur Verwunderung übrig lassen, wie es nur möglich war, daß da, wo solche dynastische Politik von geistlichen Stühlen, von Bischofssitzen herab Generation um Generation practicirt ward, nicht auch die Kirche unter dem allgemeinen Einsturz begraben wurde, vielmehr an innerer Macht in dem Maße gewann, als sie an politischer verlor.

XXI.

Die apostolische Succession in der schwedischen Hierarchie.

Mémoires historiques sur la prétendue succession apostolique en Suède. Par Msgr. *de Fortemps de Warrimont*. Séconde edition au profit de la Mission de Suède. Liège 1854.

Unter den Merkmalen der wahren Kirche nimmt die Apostolicität eine so bedeutende Stelle ein, daß fast ohne Ausnahme alle Sekten sie für sich in Anspruch genommen haben und noch nehmen, sei es, indem sie eine Resuscitation der im Papstthume völlig untergegangenen Kirche der Apostel in ihren neugestifteten Genossenschaften behaupten, oder indem sie sich sogar troß ihres notorischen Abfalls eine fortlaufende Succession von den Aposteln her auf irgend eine Weise vindiciren. Die Geschichte zeigt eine endlose Reihe von Versuchen und Prätentionen der letzteren Art auf, die bei den älteren Häresien noch weit mehr den Schein einer Berechtigung haben konnten, als bei den neueren; wir finden sie in

verschiedenen Gestalten bei den Waldensern, den mährischen Brüdern und Herrnhutern; der Protestantismus im Großen und Ganzen, obschon gerade er am offensten mit der kirchlichen Vergangenheit gebrochen, hat keineswegs ganz, wie es zu erwarten stand, auf dieselben verzichtet, vielmehr in vielen seiner unzähligen Verzweigungen sehr bestimmt sie geltend gemacht. Während die Sekten der neuesten Zeit, wie die Irvingianer und Mormonen, laut das Bedürfniß eines Wiederanknüpfens an die freilich in ihrer Art begriffenen apostolischen Aemter und Charismen proklamiren, tritt auch innerhalb der deutschen „Landeskirchen" die Idee einer apostolischen Succession, wenn auch noch so oft zurückgewiesen, immer wieder vor *); die Stimmen, die darüber bei der Errichtung des anglopreußischen Bisthums in Jerusalem laut wurden, regen sich jetzt noch, und erklären ein hierarchisches Element überhaupt, sowie einen innigeren Anschluß an jene protestantischen Länder, wo ein solches in legitimer Reihenfolge sich forterhalten hat, für nothwendig oder doch für äußerst förderlich und ersprießlich zur Consolidirung und Neugestaltung der zum Kirchenthum hinanstrebenden „evangelischen" Gemeinden.

Am zähesten hielten England und Scandinavien an ihrer vermeintlich apostolischen Nachfolge fest. Wenn die Giltigkeit der anglikanischen Ordinationen **) heutzutage von keinem Katholiken mehr behauptet werden kann: so scheint die Sache bei den schwedischen und dänischen Bischöfen noch viel einfacher und weniger zweifelhaft zu seyn. Aber äußerst interessant ist es, näher zu betrachten, auf welche Titel die schwedische

*) Vgl. die „Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren." Bd. XXXV dieser Blätter S. 1091, 1092.

**) Vgl. Le Quien Nullité des ordinations anglicanes. Paris 1725. La même nullité de nouveau demontrée contre le P. Courrayer. Paris 1730.

Hierarchie ihre stets behauptete Legitimität stützt — Titel, auf die sie, troß temporärer Schwankungen, immer wieder recurrirte, so „unprotestantisch" sie auch seyn mögen. Hierüber liegt uns eine kurze, in Schweden selbst mit Benützung nationaler Quellen, selbst aus den Archiven von Stockholm, gearbeitete Schrift vor, die auch nach A. Theiner's Mittheilungen *) noch in vielen Einzelheiten neue Aufschlüsse an die Hand gibt. Der Verfasser des Werkchens, mit dem wir unsere Leser bekannt zu machen nicht für überflüssig erachten, ein belgischer Priester, war früher Bibliothekar des Seminars in Köln, widmete sich seit 1841 sechs Jahre lang der Mission in Schweden, und lebte dann unter Gregor XVI. in Rom, wo er das erstemal seine Arbeit italienisch herausgab **), die vor Kurzem in französischer Sprache bereits in zweiter bereicherter Auflage zu Lüttich erschien ***). Wohlvertraut mit der älteren wie mit der neueren schwedischen Literatur, folgt er den Behauptungen der Historiker und Theologen dieses Landes, und liefert den evidenten Beweis, daß diesem Klerus die formelle wie die materielle Succession gänzlich abgeht.

Die alte Assertion der exklusiven und consequenten Lutheraner, daß nur bei ihnen die wahre Kirche zu finden ist, hat in unserem Jahrhundert Dr. Wingård, Erzbischof von Upsala, wiederum zu begründen versucht; mit dieser wahren Kirche aber ist unfehlbar auch das wahre Priesterthum verbunden, das daher auch nur in Schweden sich finden kann, welches sich wahrhaft einer apostolischen Nachfolge rühmt †).

---

*) Schweden und seine Stellung zum heil. Stuhl unter Johann III., Sigismund III. und Karl IX. Augsburg 1838, 1839.

**) Annali delle scienze religiose Vol. IV. p. 245 ss. Vol. VI. p. 48 seq.

***) Mémoires historiques sur la prétendue succession apostolique en Suède. Par Msgr. de Fortemps de Warrimont. Seconde édition, au profit de la Mission de Suède. Liège 1854.

†) Das ausführlichste Werk darüber ist das des Bischofs Erich Ben-

Fragt man aber nach einer historischen Begründung, so überlassen die Theologen der schwedisch-lutherischen Episkopalkirche die Sache ihren Historikern, und diese nehmen ihre Zuflucht zu dem verhaßten und geschmähten — Rom. Die meisten derselben leiten die Weihen der schwedischen Bischöfe ab von Petrus Magni, Bischof von Westerås, der zu Rom die bischöfliche Consekration erhalten haben soll *) — wobei sie freilich dieses Faktum bald in das Jahr 1524, bald in das Jahr 1527 verlegen **); dieser weihte am 5. Januar 1528 drei Bischöfe und 1531 den Erzbischof von Upsala, denen die Uebrigen ihre Ordination verdankten. Wohl ward dieser Legitimitätsgrund nicht zu allen Zeiten vorgebracht und anerkannt. Als z. B. der Hofkaplan der Königin Katharina, der Gemahlin Johann's III., Herbst, die Giltigkeit des schwedischen Priesterthums anfocht, stützte sich der von jenem Bischof Petrus ordinirte Laurentius Peterson nicht auf seine giltige Consekration, die bei dem wohlunterrichteten Gegner nicht jene Beweiskraft haben konnte, wie bei dem betrogenen schwedischen Volke, sondern auf das allgemeine Priesterthum

---

zelius: Meletema historico-theologicum de successione Episcoporum apud Evangelicos, praesertim in Svecia., in Syntagm. dissert. in academia Lundensi habitarum. Francof. et Lips. 1745. t. I.

*) Rhyzelii Episcoposcopia Sviogothica. Linköping 1752 p. 262, 266. Olave von Dalen, Swea Rikes Historia. Stockholm 1760. P. III. p. 93. E. M. Fant, Utcast til Förelesning öfver swenska Hist. Stockholm 1803. II. p. 25. E. G. Geyer Swenska Folkets Hist. Oerebro 1834. II. p. 67. n. 5.

**) Gjörwell (Det swenska Bibliot. I, 61), dem Sveno Bälter, der Verfasser eines Werks — des einzigen — über die lutherische Liturgie in Schweden (Historiska Anmärkningar om Kirko-Ceremonierna. Oerebro 1838), ganz nachfolgt, läßt die Weihe 1527 durch einen Cardinalbischof vornehmen, während sie Joh. Messenius im Chronicon Episcoporum (Stockholm 1616) auf das Jahr 1524 verlegte. S. p. 52 unserer Schrift.

aller Gläubigen durch die Taufe und auf die christliche Gleichheit, welche Erklärung auf einer Versammlung der Landes-Geistlichkeit zu Stockholm 1573 mit Enthusiasmus aufgenommen ward. Allein sie durfte doch nur selten in Anwendung kommen, und viele späteren königlichen Gesetze desavouirten förmlich dieses ächtprotestantische Princip, ja sie proscribirten dieses „demokratische und staatsgefährliche System", das die „durch das Gesetz etablirte Hierarchie" zu beeinträchtigen geeignet war, wie man denn überhaupt die kirchliche Subordination unter die „Priester" und deren Verkündigung des göttlichen Wortes allen guten lutherischen Christen strengstens einzuschärfen nie unterließ *).

Die schwedische Reformation hat mit der englischen eine sehr nahe Verwandtschaft. Hier wie dort war sie von einem tyrannischen Herrscher ausgegangen; hier wie dort ward sie nur mit Gewaltmaßregeln verwirklicht, und fast in der gleichen Weise ward der kirchliche Supremat des Königs durchgeführt. Nur ging Gustav Wasa weit schlauer und perfider zu Werk, als Heinrich VIII., und während dieser das Lutherthum verabscheute und bekämpfte, förderte es Gustav mit allen Mitteln, und fand es ganz zur Erreichung seiner politischen Zwecke, Erhöhung der königlichen Macht und Einziehung des Kirchenguts, namentlich Behufs der Deckung seiner Kriegsschulden, geeignet; es störte ihn nicht im Geringsten, als er die schlimmen Früchte der Religionsänderung

---

*) Der schwedischen Bibelausgabe von Stockholm und Upsala 1711 ließ man eine „Uebersicht der vornehmsten Glaubensartikel" vorausgehen, die sehr gewandt vorschreibt, in welcher Ordnung man die biblischen Bücher lesen müsse, um darin Luthers Wort wirklich als Gotteswort zu erkennen. Bei dem Artikel vom Abendmahl wird ausdrücklich bemerkt, daß dessen Ausspender ein geweihter und gesetzlich berufener Priester (en ordinerad Prestman) seyn müsse, denn Christus habe damit die Apostel beauftragt.

wahrnahm *). Aber im Anfange war er sehr vorsichtig und zögerte lange, offen mit dem römischen Stuhle zu brechen; dem Volke erklärte er wiederholt, er wolle die alte Religion beschützen und nur einige Mißbräuche ausrotten; die eifrigsten Vertreter des Katholicismus sollten nach und nach absterben, und die neue Schule von Predigern die Massen unmerklich zu der neuen Lehre hinüberziehen; für das Uebrige kam der starke Arm des Königs bald zum Ziele, und die Gewalt sollte vollenden, was die List begonnen, sobald der Sieg gesichert schien **). Bald waren die Bisthümer des Landes verwaist; muthig behauptete sich noch der edle Johannes Braske auf dem Stuhl von Linköping. Das Volk war aber, wie Gustav am 7. Nov. 1527 selbst schrieb ***), äußerst darüber entrüstet, daß es gar keine gesalbten Bischöfe mehr gab; an vielen Orten nahm es eine drohende Stellung ein, wie es überhaupt allen Neuerungen sich feindselig zeigte. Dadurch sah sich Gustav Wasa gegen seinen früheren Plan bewogen, wieder einige Bischöfe weihen zu lassen; und so kam es zu einem neuen schwedischen Episkopate, der anfangs möglichst dem alten assimilirt werden mußte. Noch 1544 am Reichstage zu Westerås warf Gustav I. den Ständen ihre Sympathien für die alten Bischöfe, die alten Dogmen und Riten vor †).

Die Giltigkeit dieser Ordinationen hängt von der Validität der vorgeblichen Consekration des bereits erwähnten Petrus Magni ab; diese aber ist von keiner Seite her gesichert. Wohl hatte derselbe bis 1524 in Rom gelebt als Pro-

*) Vgl. Döllinger Reform. II. S. 678 ff.

**) Tegel, Konung Gustaffs Historia. Stockholm 1622. I. p. 193. 196. 149.

***) Handlingar rörande Sveriges inre för haollanden under Konung Gustaf I. Stockholm 1841. Sect. I. p. 133.

†) Tegel l. c. P. II. p. 201.

visor von St. Brigitta *); aber er genoß daselbst den übelsten Ruf von der Welt und sagt uns selbst in einem seiner Briefe, der Papst habe ihn wie einen Apostaten betrachtet **); es ist schwer zu glauben, daß man bei dieser Anrüchigkeit ihm in Rom die Consekration, oder auch die Confirmation als Bischof ertheilte. Daß man damals von Seite des römischen Stuhls nichts weniger als leichtfertig in der Bestätigung der nordischen Bischöfe verfuhr, zeigt die vergebliche Reise des Bischofs von Sund im Jahre 1524, sowie die Erfolglosigkeit vieler ähnlichen Versuche ***). Wohl hatte ferner Gustav den 1522 erwählten Bischof von Westeräs, Peter Sunnanwädher, schon 1523 abgesetzt und den Papst am 14. Sept. 1523 um Bestätigung des von ihm designirten Petrus Magni gebeten; aber wir finden nicht, daß diese wirklich erfolgte. Die schwedischen Chronisten behaupten, Leo X. oder Hadrian VI. habe die Ernennung bestätigt, vergessen aber, daß an eben dem Tage, an dem Gustav hierüber nach Rom schrieb, Leo schon fast zwei Jahre todt war, und gerade auch Hadrian das Zeitliche segnete †); selbst einer der Nachfolger des Petrus Magni, Peter Andreä Swart (Niger), seit 1556 Bischof von Westeräs, fällt in den Irrthum, dem längst verstorbenen Leo X. diese Confirmation zuzuschreiben; die Consekration in Rom erwähnt er nicht ††). Ganz bestimmt geht die Haltlosigkeit jener Angabe aus einem Briefe des katholischen Prälaten Braske an den erwählten Bischof von Abo vom 10. März 1525 hervor, wo er sehr beklagt, daß es außer ihm nur erwählte, nicht aber consekrirte und confirmirte Bischöfe im Lande gebe †††). Ebensowenig konnte aber Petrus Magni 1527 in Rom ordinirt worden seyn; wir finden ihn 1525 bis 1527 fortwährend in Schwe-

---

*) Diarium Varzstenense. Upsala 1727. p. 178. **) Stierman Petri Andreae historia. p. 134. Mémoires historiques p. 54. ***) Mémoir hist. p. 83. †) ib. p. 48. ††) Ib. p. 47. †††) Handlingar l. c. p. 154.

den; 1527 verurtheilte er noch seinen Vorgänger Sunnanwädher zum Tode, was ihn äußerst verhaßt machte, und schon am 5. Januar 1528 nahm er die berühmte Weihe der drei Bischöfe vor; in der Zwischenzeit konnte er unmöglich von Schweden nach Rom, und von da wieder zurückreisen; dazu brauchten seine Zeitgenossen über 12 bis 15 Monate*). Peter Brahe hat in seiner handschriftlichen Chronik kein Wort von dieser Consekration; Rhyzelius führt sie nur als Gerücht an**); die römischen Archive haben davon nicht die geringste Spur. Auch in dem Breve Clemens' VII. vom 17. Sept. 1526 an den Bischof von Linköping***), worin sich der Papst über die Fortschritte des Lutherthums beklagt, ist keine Rede von dem Bischofe von Westerås, obschon Anlaß dazu genug vorhanden gewesen wäre; ein anderes unterschobenes Breve von demselben Jahre trägt aber den vollen Beweis der Unächtheit in sich selbst†). In Schweden konnte man damals nichts Sicheres über die Vorgänge in Rom erfahren, da der König alle Briefe auffangen ließ; deßhalb ward die um des Volkes und der noch vorhandenen Mönche willen vorgeschützte Consekration des Petrus Magni leichter geglaubt††). Dieser, sonst ein beschränkter Kopf, wie der König selbst ihn nannte, nur dadurch in dessen Augen ausgezeichnet, daß er als einer der Ersten Luthers Lehren seinen Landsleuten empfahl, suchte vor dem Volke sich als katholischen Bischof zu zeigen, und legte stets die elendeste Heuchelei an den Tag; nachdem er z. B. längst die Ablässe nach Luthers Doktrinen vor seinen Freunden verworfen, ertheilte er selber noch 1525 Indulgenzen†††). So trieb man allenthalben mit dem Volke ein frevelhaftes Spiel.

Herr von Warrimont hat hierin die Widersprüche und

*) Mémoires hist. p. 46. **) ib. p. 22. 45. ***) Raynald. ad a. 1526. n. 128. †) Mém. hist. p. 59. 60. ††) ib. p. 48. †††) ib. p. 55.

Unrichtigkeiten der schwedischen Chronisten und Historiker treffend beleuchtet, und dabei mehrere Fakta der Geschichte dieses Landes, wie das öfter dem Papste zur Last gelegte Blutbad in Stockholm von 1520 *), erörtert. Besonders interessant sind auch die Data über Gustavs Krönung im J. 1528 **). Diese nahm der Bischof von Skara vor, einer derjenigen, die Petrus Magni sieben Tage vorher geweiht; Gustav war äußerst besorgt, es könnte seine Krönung sonst für ungiltig angesehen werden; noch in einem Briefe vom 10. Dec. 1554 eifert er sehr für deren Giltigkeit, die mehrfach angefochten ward, als von lutherischen Bischöfen ertheilt.

Bald hörten aber die Ordinationen in Schweden fast ganz auf; man hatte sie ohnehin nur aus Schonung für den gemeinen Mann beibehalten; junge Schweden, die in Wittenberg studirt, erhielten geistliche Stellen, ohne daß man nach ihren Weihen fragte. Gregor XIII. schrieb am 25. März 1581 an Johann III., daß Schweden keine Hirten und Priester, keine geweihten Geistlichen mehr habe, und der König erkannte es vollkommen an ***). Dazu bestand lange Zeit gar keine bestimmte Form für die Ordinationen; Erich XIV. haßte die papistischen Ceremonien; die durch Laurentius Peterson verfaßte Kirchenordnung von 1571 gab nur ein Formular für diejenigen, welche sich desselben eben bedienen wollten, und dieses Formular läßt den Erzbischof zu dem neuen Bischofe bloß die Worte sagen: „Kraft der mir dazu von Seite Gottes und der Gemeinde der Gläubigen verliehenen Vollmacht ertheile ich dir die bischöfliche Würde im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" †). Diese Formel mißfiel aber Vielen; in den dem Herzog Karl von Südermanland unterworfenen Provinzen ward die Kirchen-Ordnung gar nicht angenommen, und 1602 erklärte er als

*) ib. p. 74 seq. **) ib. p. 81. 82. 83—85. ***) ib. p. 86. 87. 88—90. †) p. 94—96.

Karl IX. dieselbe als voll von „abscheulichen papistischen Ceremonien." Während Jeder that, was ihm beliebte, ward immer die Revision der Kirchenordnung in Aussicht gestellt; das 1614 gedruckte Handbok nahm gar keinen Bezug auf die Weihe von Bischöfen und Priestern *). Karl X setzte die Kirchenordnung von 1571 wieder in Kraft, soweit sie Bestimmungen über die Wahl der Bischöfe, Superintendenten und Pastoren enthielt; von einer Weihe war gar nicht die Rede. Das Kirchengesetz von 1686 bestimmte Kap. 21. §. 3, daß (ohne zu erwähnen, woher die Vollmacht kommt) der consecrirende Bischof sage: „Ich ertheile dir das Amt eines Bischofs (Biscopz - embetet) im Namen des Vaters" u. s. f., und dann dem Ordinanden die Hände auflege **). Diese Weihen wurden aber nicht einmal immer von Bischöfen vorgenommen ***). Dazu wurde noch die Succession durch einen dänischen Bischof unterbrochen, der 1714 den erzbischöflichen Stuhl von Upsala bestieg. Dieser, Mathias Steuchius, hatte seine Weihe von den Bischöfen seiner Heimath, die sie in letzter Instanz von Bugenhagen's Ordinationen herleiteten †). Bezeichnend ist aber die Formel des Manuale von 1809, das seit dem 7. März 1811 obligatorisch ward: „Kraft der mir hiezu verliehenen Vollmacht ertheile ich dir die königliche Autorisation, um die bischöflichen Funktionen in der Diöcese N. auszuüben."

Dieser königliche Klerus schmachtet nun auch seit den Zeiten der Reformation in der tiefsten Erniedrigung. In neuester Zeit sind die geistlichen wie die weltlichen Beamten fast sämmtlich den Freimaurerlogen affiliirt ††). In der Theologie zeigt sich einerseits die schroffe Steifheit des alten Lutherianismus, andererseits die flache Verkommenheit des

*) p. 98—103. **) ib. p. 104. ***) Baelter Kyrko-Ceremonierna p. 678. n. 5. †) Mém. hist. p. 106—108. ††) ib. p. 110.

modernen Rationalismus; ein tieferer wissenschaftlicher Sinn und gründliche Studien sind selbst bei den Gliedern des höheren Klerus sehr selten*). Noch harrt ein bedeutender Theil des heidnischen Lapplands vergebens auf das Evangelium, dagegen wurden oft in den vornehmsten Journalen der Hauptstadt Klagen der Landgeistlichen laut, daß sie genöthigt seien den Pflug zu ziehen, um nur ihre zahlreiche Familie zu ernähren, daß sie sich nicht das kleinste Buch anschaffen könnten, nicht einmal einige Schriften Luthers, und sich mit den Collegienheften begnügen müßten, die sie längst mühsam auswendig gelernt, um so unter Beihilfe einiger Thaler Banko das Examen in Upsala bestehen zu können**). Das schwedische Volk zeigt auch heutzutage noch seine Antipathie gegen religiöse Reformen***), ganz wie einst bei der Einführung des Protestantismus, so dringend auch gerade in der Gegenwart das Bedürfniß von Verbesserungen, namentlich in den liturgischen Büchern, gefühlt wird. An die Stelle der obenerwähnten, 1811 eingeführten Agende sollte auf Antrag der schwedischen Geistlichkeit (1851) eine wieder mehr der alten Gottesdienstordnung sich annähernde in zeitgemäßer Umgestaltung kommen; eine Commission, bestehend aus den Bischöfen Butsch und Annerstedt, dem Propst Knös und Professor Brieg, ward damit beauftragt; der Entwurf ward bereits dem Könige und dem Reichstage vorgelegt und im Druck veröffentlicht †). Der Plan, für diese und ähnliche Arbeiten eine gemischte Generalsynode von Geistlichen und Laien zu berufen, stieß auf große Hindernisse, da man zugleich auch an eine

*) Das bewährt auch die Schrift des Erzbischofs Wingård Oversigt af christna Kyrkans senare händelser och nuvarande tillstaond. Upsala 1843.

**) Mém. hist. p. 127. 128.

***) N. Ignel Granskning af den evangelisk-lutherska trosbekänndsens fornämsta lärostycken. Oerebro 1843. p. 241.

†) Kyrko-Handbok. Stockholm 1854.

Verminderung der Macht der Bischöfe und Consistorien gedacht hatte. Deßgleichen nahm man eine Revision des Katechismus und eine Emendation der Bibelübersetzung in Angriff. Letztere, längst als höchst fehlerhaft anerkannt *), zum Theile ganz unverständlich, konnte nur bei dem geringen Gebrauche, den man von der Bibel überhaupt macht, so lange unangetastet bleiben; jetzt ist das neue Testament in einer von Professor Knös verbesserten Ausgabe (Upsala 1853) erschienen **).

Während das stagnirende Lutherthum nur höchst spärliche Manifestationen eines höheren Lebens zu Tage bringt, waffnet es sich mit der alten Intoleranz gegen alle anderen Confessionen, trotz der in der Constitution von 1809 (§. 16) allgemein zugesicherten Gewissensfreiheit. Seit der Maler Nilson im Exil gestorben, folgten mehrere Religionsprozesse gegen solche, die aus der Staatskirche zum Katholicismus übergetreten waren; erst am 23. Sept. 1853 leitete der Hofgerichts-Advokat in Stockholm einen solchen Prozeß gegen sieben weibliche Individuen und den Sprachlehrer J. Ph. Müller ein ***). Auf dem letzten Reichstage blieb der Antrag eines edleren Mitglieds des Ritterhauses auf Beseitigung des despotischen Strafgesetzes von 1686 oder doch Modifikation desselben in beträchtlicher Minorität, da namentlich die Aristokratie heftig opponirte; und so sehr auch bei der Cholera 1853 die zwei katholischen Geistlichen, nebst den zwei aus Norddeutschland ihnen zu Hülfe zugesandten Missionären, durch ihre aufopfernde Thätigkeit die Bewunderung und Achtung vieler Bewohner Stockholms sich erwarben †), so wurden sie

*) Utcast til en historia om swenska Bibelöfersetningar. Stockholm 1774. p. 112. Mém. hist. p. 37.

**) Literaturblatt zur „Allgemeinen Kirchenzeitung". 1854. Nr. 105.

***) Ami de la religion 22. Nov. 1853. 25. Mai 1854.

†) Ami de la relig. 13. Oct. 1853.

doch bald wieder mit den elendesten Verläumdungen und Verunglimpfungen heimgesucht, in denen sie den gleichen Muth bewiesen. Inzwischen haben auch verschiedene protestantischen Sekten, besonders die Mormonen, nicht ohne Erfolg in Schweden Propaganda gemacht; die gegen sie verhängten Strafen brachten die protestantische Presse Englands und verschiedene evangelischen Gesellschaften in lebhafte Aufregung. Der Erzbischof Holmström von Upsala gab der evangelischen Union in Frankreich die Antwort, wohl dulde die schwedische Kirche die Anhänger anderer Religionsparteien, aber diese müßten sich auch gleich den mährischen Brüdern ruhig verhalten und dürften sich keine Verunglimpfungen und Angriffe gegen die Staatskirche erlauben *). Während aber die Mormonen z. B. sich den stärksten Proselytismus für gestattet ansehen, halten sich die katholischen Geistlichen mit der ängstlichsten Sorgfalt, schon aus Rücksichten der Klugheit, auch von dem Scheine eines unwürdigen Anwerbens von Proselyten fern; sie sind es dennoch, die der lutherische Fanatismus am meisten noch bis zur Stunde bedroht, ohne daß hier auch nur leise eine derartige Intercession von Seite katholischer Höfe erfolgte, wie wir sie in den Sachen der Madiai's auf eine alles Rechtsgefühl beleidigende Weise drüben geübt sahen.

Wie demnach die schwedische Kirche nicht der äußeren Apostolicität sich rühmen kann, so hat sie auch nicht den Geist der Apostel bewahrt; ihre Hierarchie ist zur Mumie geworden, verdorrt und erstorben, weil vom Lebensbaume getrennt. Auch hier wird sichtlich die alte Kirche große Siege erringen, wenn einmal die Ketten und Fesseln, die sie einzwängen, wo nicht gebrochen und gelöst, doch leichter und erträglicher geworden sind. Das fürchtet aber die Häresie vor Allem und

*) Vgl. K. Matthes Allg. kirchliche Chronik f. 1854. Leipzig 1855. S. 79.

deßhalb bietet sie Alles auf, daß diese Bande nicht gesprengt werden; nur mit einem gefesselten Gegner nimmt sie den Kampf auf. Sicher aber schlägt noch die Stunde, in der die geknebelte Kirche wieder frei wird, und dann kann Schweden erlangen, was jetzt England wieder für seinen katholischen Theil errungen — die einzig mögliche und wahre apostolische Succession.

XXII.

Aphoristische Zeitläufte.

Das Gespenst der „deutschen Mittelstellung". — Die päpstliche Allokution.

Die dritte der Gefahren, von welchen der Beruf unserer Zeit, den festen Grund zu wirklicher Lösung der großen Frage des Jahrhunderts zu legen, seit den letzten Sitzungen der Wiener-Conferenz bedroht war, ist nun auch vorübergegangen. Diese Blätter haben jene Gefahren der Reihe nach beschrieben und bekämpft. Zuerst drohte ein rein papierner Friede; was ihn abwendete, war Rußland selbst auf Grund seiner klaren Einsicht in das mit Bankausweisen umwickelte Schwert Oesterreichs und in die „deutsche Politik Preußens." Dann drohte ein verhängnißvoller Waffenstillstand auf Grund der Buol'schen Vorschläge und ihres eigentlichen Zweckes, die Heilung der tödtlichen Wunde Südost-Europas auf die lange Bank zu schieben, bis die Metalliques einmal al pari stünden und das Unglaubliche geschähe, daß unter Oesterreichs

hohem Adel ein Mann aufstände, der das Czarthum weder liebte noch fürchtete. Es war die zähe öffentliche Meinung Englands, nebst der Ehrenhaftigkeit Napoleons III., was diese Gefahr abwendete. Heute ist durch Rußlands eigene Erklärungen über allen Zweifel erhaben, daß der Czar mit beiden Händen nach den Buol'schen Vorschlägen gegriffen hätte, und die englische Aristokratie sammt Palmerston hätte desgleichen gethan, wenn nur nicht der Wille der öffentlichen Meinung als unabänderliches Gesetz über ihnen stünde. An dem Gebot der Ehre dagegen brach sich die dritte Gefahr, als Rußland, mit allen andern Plänen gescheitert, dem Kaiser von Oesterreich die liberalsten und huldvollsten Anerbietungen machte, wenn er unter Annahme derselben auf den Standpunkt der deutschen Politik Preußens zurückgehen und den December-Vertrag brechen wollte. Ohne Bruch des Vertrags vom 2. December, der den Verbündeten alle Separat-Verhandlungen verbietet, war ein Eingehen auf die russischen Anträge Oesterreich nicht möglich, das wußte Rußland. Was es mit seinen Vorschlägen wollte, war daher im Grunde nichts Anderes, als Verkehrung der österreichischen Allianz mit dem Westen in eine österreichische Allianz mit Rußland, für welche sich ein Schauplatz der Bethätigung zweifelsohne alsbald in — Italien geboten haben würde. Inzwischen hätte man das Uebergangsstadium mit dem Namen „deutsche Mittelstellung" getauft.

Es war empörend zu sehen, wie das Eingehen Oesterreich's auf eine solche Politik, unmittelbar vor dem Bundes-Beschluß vom 26. Juli, von den verschiedensten Seiten als selbstverständlich empfohlen, ja dem Kaiser bereits nachgesagt wurde. That dieß die hohe Finanz, so ist es nicht zu verwundern, denn sie hat nirgends einen Begriff von Ehre; die hohe Aristokratie aber hat, mit wenigen und um so ehrenwerthern Ausnahmen, seit zwei Jahren und mehr bewiesen, daß die ihrige an Rußland verkauft sei. So las man

denn in der Presse des Kaiserstaats, z. B. sogar in der „Oesterreichischen Zeitung", dem so entschiedenen und kriegerischen ehemaligen „Lloyd", Aeußerungen, die da mit dürren Worten besagten, es liege eigentlich an sämmtlichen vier Punkten nicht sehr viel, mit Ausnahme dessen, was Rußland etwa aus freien Stücken bewilligen wolle und werde. Was Wunder demnach, wenn die Berliner Hofpartei, der zur Zeit alle Macht gegeben ist auf preußischer Erde, wie im Himmel der deutschen Politik Preußens, bona fide sich gerirte, als wenn bereits auch Oesterreich ihr süßes Joch auf sich genommen, und der Direktion irvingianischer oder sonst zukunftskirchlicher „Oberengel" sich unterstellt habe? Es ist auch nicht einmal zu läugnen, daß das Gebahren der österreichischen Diplomatie am Bundestag die in Preußen herrschende Partei in ihrer Illusion noch bestärken mußte.

Besieht man sich den mit dem Schluß der Wiener-Conferenz wieder aufgenommenen österreichisch-preußischen Noten-Wechsel, so wird Niemanden entgehen, daß Oesterreich in Deutschland verlassener war als je, wenn es offen auf seinem Standpunkt verharren wollte. Dieser gebot die Forderung an den Bundestag auf Anerkennung und Aneignung der österreichischen Interpretation der vier Punkte, und man trat auch in Wien anfänglich entschieden mit der Behauptung auf: die sämmtlichen vier Punkte als solche seien ja ohnehin durch frühere Beschlüsse bereits zur Vertretung angeeignet. Preußen aber konnte dieß mit gutem Gewissen verneinen; es sprach in seinen Noten zugleich nicht nur der Interpretation der vier Principien, sondern auch diesen selbst jede Forteristenz ab, da die Westmächte sich davon losgesagt hätten; es bekannte sich demnach auch zu den zwei ersten Punkten nur mehr in dem Sinne, als Rußland selbst von freien Stücken und aus Gnaden sie bewilligt habe; es hielt dem Kaiserstaat scharfe Strafreden für seine eigenmächtig bezeugten Velleitäten, und erklärte, in der Depesche vom 5. Juli z. B., unumwunden

„in seinem und Deutschlands Namen“: Oesterreich werde am Bundestage nur dann reussiren, wenn es die von Preußen und Deutschland consequent verfolgte Politik ausdrücklich billige, d. h. Reue und Leid mache über Alles, was es seit dem 8. Aug. 1854 gesprochen und gethan, und die „deutsche Politik Preußens“ sich zum Leitstern nehme, mit Einem Worte: den Vertrag vom 2. Dec. breche. So waren die Gegensätze auf dem besten Wege, dem deutschen Volke sich officiell auf's grellste vor Augen zu stellen, und die hinterrücks hineininterpretirte innere Lügenhaftigkeit auch der früheren Bundesbeschlüsse zu offenbaren. Preußen war nahe daran, zu dem mißlichen Schritt gezwungen zu werden, vor aller Welt sich czarischer aussprechen als der Czar, indem es auch die von Rußland freudig acceptirte österreichische Interpretation als zu weit gehend und dem „deutschen Interesse“ fremd erklärt hätte. So lag es in Oesterreichs Hand, ohne einen Pfenning Kriegskosten den glänzendsten Sieg in der öffentlichen Meinung über die tückischen, auf sein Verderben um jeden Preis sinnenden Gegner zu gewinnen. Aber was geschah? Im entscheidenden Augenblicke zog es seine ebenso natürlichen als consequenten Forderungen zurück, und begnügte sich mit den zum Bundesbeschluß vom 26. Juli erhobenen preußischen Propositionen, die nicht einmal den Werth einer weitern wächsernen Nase in den deutschen Bundesprogrammen haben. Erstens werden Oesterreichs Bemühungen für den Frieden und für Deutschlands Interesse dankend anerkannt; aber das thut in viel verbindlicherer Weise auch Rußland selber! Zweitens: werden „weitere Verpflichtungen“ nicht eingegangen; aber wenn Rußland nicht ausdrücklich Erlaubniß ertheilt, bestehen solche überhaupt nicht! Drittens wird die Kriegsbereitschaft vorläufig aufrecht erhalten; aber sie besteht bekanntlich „nach beiden Seiten“ und ausgesprochenermaßen mit vorwiegender Tendenz gegen den Westen!

Eine solche Einigung — wenn sie auch nichts weiter

seyn sollte als eine verfehlte Demonstration gegen die Westmächte — war sicher viel zu theuer erkauft auf Kosten der deutschen Sympathien für Oesterreich, ja selbst auf Kosten der Lauterkeit und Offenheit österreichischer Politik. Oder — was soll es heißen, wenn die officiösen publicistischen Vertreter derselben auf die Frage nach dem Zweck und der Bedeutung des Beschlusses vom 26. Juli erwidern: er sei ein „pretium affectionis, geeignet, manche unliebsamen Eindrücke der letzten Zeit zu verwischen, und die alte Cordialität völlig wieder herzustellen", sei als ein „Fortschritt, welcher die Elemente zu weiterer Ausbildung in sich enthalte", freudig zu begrüßen, und eine — „andere Frucht der Vereinbarung sei, daß das Votum über die thatsächlich verbleibenden Differenzen hinweggleitet", wie man direkt aus dem Kabinet des Hrn. Grafen Buol zu schreiben beliebt *). Kaum sollte man seinen Ohren trauen! Wohl reden dieselben Leute auch von der über allen Zweifel erhabenen Fortdauer der „principiellen Parteistellung" Oesterreichs für die Westmächte; aber Angesichts der Geschichte des 26. Juli haben doch nur diejenigen faktische Handhabe, welche entweder aus Leibeskräften über Oesterreich's Abfall von derselben schelten, oder den Kaiser-Staat mit dem gerührtesten Danke dafür beschmutzen, wie das Organ der in Preußen herrschenden Partei systematisch thut. Jubelnd verkündete dieser Moniteur der Berliner Hof-Partei am 31. Juli: „Preußen und Oesterreich einig in der orientalischen Frage", „Oesterreich von der unhaltbaren Höhe der Theorie heruntergetreten in die sichere Ebene der Praxis", „die Acte der heiligen Allianz wieder zur Geltung gebracht"! Oesterreich nämlich, erklärt das Organ am 3. August, habe erbkaiserliche Pläne auf Deutschland verfolgt, seine jetzige Bekehrung aber bringe ihm „sichern Gewinn und Segen". Und so gewiß war man in Berlin der Gründlichkeit

*) Vgl. Allg. Ztg. vom 24. Juli und 5. August.

dieser „Bekehrung", daß man, wie das Organ an demselben Tage kundthat, nicht wenig erstaunt war, von fortgesetztem freundlichen Verkehr zwischen Paris und Wien hören zu müssen: „Dieß Verhalten Frankreichs ist in der That auffallend, da Oesterreich durch die Einigung mit den übrigen deutschen Staaten, wir wollen nicht sagen, „„in seiner Mittelstellung gekräftigt"", sondern aus ihr gewissermaßen heraus- und von der Allianz mit den Westmächten abgezogen worden ist."

In der That war um diese Zeit, unter dem Beifall der ganzen russisch-deutschen Partei, in der österreichischen Presse ungemein viel die Rede von Oesterreichs „Mittelstellung", „deutsch-österreichischer Gesammtpolitik", „festgeeinigtem Mitteleuropa" u. s. w. Es ist nun gerade ein Jahr her, daß wir in diesen Blättern aufhörten, für eben dieselben Ideen unsere Feder stumpf zu schreiben. Und warum hörten wir auf? Weil, wie Jedermann sah, Preußen und Deutschland nur der russischen Sonderpolitik gemeiner Selbstsucht fähig waren. Was wir seitdem der „deutschen Politik Preußens", ihren geheimen Intriguen und versteckten Zielpunkten nachgesagt: das war und ist Alles wirklich und wahr, und wartet heute wie gestern nur auf die Gelegenheit neuer Bethätigung. Darum ließen wir die Idee einer „deutschen Mittelstellung" für immer fallen. Wollte Oesterreich sie heute wieder aufnehmen, so müßte es sich zur deutschen Politik Preußens bequemen und deren Princip in der orientalischen Frage bekennen, wie der bedauernswerthe Historiograph der preußischen Hofpartei, Dr. Leo, es soeben kurz und bündig ausgesprochen. „Wir sehen in Ruhe der ganzen Narrethei zu", sagt Hr. Leo*). Das große Problem also, vor dessen endlicher Aufnahme jeder denkende Politiker seit hundert Jahren im Geiste voraus zitterte, zitterte für Deutschland, für die abendländi-

*) Halle'sches Volksblatt vom 28. Juli.

sche Freiheit und Civilisation, mit Einem Wort für die abendländische Kirche, es ist an sich in Berlin nicht mehr und nicht minder als eine „Narrethei" *); der Kieler Hafen aber, die preußische Straße nach der Stammburg im Süden, der Durchschnitt von Mitteldeutschland — das allein ist in Berlin nicht „Narrethei". Will Oesterreich zu diesem Princip sich bekennen, wohl! dann ist die „deutsche Mittelstellung" allerdings fertig, und der Kaiserstaat selber auch. Eine andere „deutsche Mittelstellung" aber ist nicht mehr möglich, noch die Wiederherstellung der „heiligen Allianz" anders, als auf ihrem Fundament.

Nicht so jedoch wie jene, uns als Deutschen so theure, Idee waren wir gezwungen, auch die zweite und ergänzende Idee einer bessern politischen Zukunft Europa's aufzugeben, oder vor unsern Augen hinsterben zu sehen. Es ist dieß allerdings ein „festgeeinigtes Mitteleuropa", eine neue heilige Allianz, über aufrichtiger Grundlage aus lautern Principien erbaut. Kleindeutschland und die deutsche Politik Preußens sind definitiv von diesen Qualitäten abgefallen, aber auch ohne sie vermag eine einheitliche mitteleuropäische Politik Europa in Ordnung zu halten, und dazu bietet Frankreich täglich dringender dem Kaiserstaat an der Donau seine Hand an. Nicht nur Napoleon III. thut so, sondern, was mehr ist, der ganze bessere Theil der französischen Nation. Diese große

---

*) Das Organ der Berliner Hofpartei sagt mit mildern Worten ganz dasselbe, wenn es jetzt, nach zweijährigem Wüthen und Toben über die Alliirten, denen die Christen in der Türkei und ihre Sache gleichgültig seien, selbst erklärt: „Auch der vierte Punkt bleibt für das gesammte Deutschland nur ein Gegenstand ehrlich gemeinter Wünsche. Selbst vermag der deutsche Bund nicht durch eigenes Einschreiten das freilich sehr traurige, jedes menschliche Gefühl empörende Schicksal jener unglücklichen Christen zu verbessern." Auch Oesterreich hat diese Aufgabe an Rußland allein zu überlassen (Kreuzzeitung vom 10. August).

„Mittelstellung“, von Natur frei von Neid, Eifersucht und heimlichen Tücken, daher nicht, wie die sogenannte heilige Allianz, eine systematische Politik thierischer Selbstsucht blasphemisch und sacrilegisch mit einem Aushängeschild heiliger Worte verdeckend *) — wird jene kleinere mehr als ersetzen. Beide Theile sind ihrer gleich bedürftig; Rußland hat dafür Beweis geliefert und England wird nicht säumen, ihn zu liefern, sobald es nur etwas Luft hat. Nicht umsonst hat Lord Russel, der schlaue Fuchs, viermal in ein paar Monaten Ansicht und Sprache gewechselt und reitet, nach langer Zeit wieder, soeben das Paradepferd der constitutionellen Propaganda Englands für — Italien nach Piemonts glorreichem Muster.

Jetzt oder nie ist die Zeit, diesem „festgeeinigten Mitteleuropa“ zum Heile des ganzen Welttheils das Daseyn zu geben. In ihm nähme Oesterreich die rechte und unerschütterliche „Mittelstellung“ ein, vor Allem in seiner natürlichen Richtung nach dem Osten. Frankreich hat die leitende Idee derselben in seinem denkwürdigen Memorandum über die Neugestaltung der Türkei bereits ausgesprochen; nirgends sonst ward der rechte Weg zur Lösung des orientalischen Problems angedeutet als von ihm; indirekt, nicht direkt, muß Rußland dort im Südosten geschlagen, besiegt, definitiv zurückgetrieben werden. Eine positiv schöpferische Politik an der untern Donau vermag dieß, und verunmöglicht Rußland selber den Widerspruch; bei der bisherigen bloß negativ abwehren-

*) Oesterreich neuerdings mit dem Nessushemde dieser pietistischen Heuchelei zu bekleiden, wäre das Meisterstück der Berliner Hofpartei. „Uns“, sagt ihr Organ vom 10. Aug., „gilt die heilige Allianz als ein christliches Freundschaftsbündniß, dessen lebendige Grundlage das Wort Gottes ist. . . damit die drei Mächte in der Kraft des Evangeliums immer mehr den Zweck der Allianz erfüllen, das Leben der Staaten nach dem Willen Gottes zu gestalten“ (Hohngelächter der Hölle!).

den wird Alles verloren seyn. Frankreich und Frankreich allein hat den Weg zum Heile betreten, möge Oesterreich eilig folgen, damit Napoleon III. nicht den Fuß wieder zurückziehen müsse. Frankreich allein vermöge seiner Machtbedingungen hätte den Kern der großen Frage als eine „Narrethei" zu behandeln vermocht; dafür hat gerade Frankreich am energischsten eingegriffen. Und Oesterreich, um dessen eigenste Sache, um dessen ganze Existenz es sich handelt, sollte so weit zurückbleiben? anstatt Gott täglich auf den Knieen für die unerwartet bereitstehende Hilfe zu danken, und — durch die That zu danken?

Es ist kein Zweifel: die italienischen Dinge werden wieder in den Vordergrund treten; die Sturmvögel flattern schon im Londoner Parlaments-Saal, und vielleicht hat nur die Cholera noch den Ausbruch aufgehalten. Zu den alten schleichenden Uebeln wirkt noch die neu geoffenbarte josephinische Impotenz des neapolitanischen Bourbonen-Regiments; wie alles Faule in Europa klammert es sich an Rußland an und läßt ahnen, in welchem Maße die Zeiten von 1828 wiedergekehrt wären, wenn Gott nicht zu rechter Zeit in Frankreich einen Mann zur Macht hätte gelangen lassen. So gleicht ganz Italien der leichten Erdkruste über dem verborgen lodernden Vulcan, und fordert nicht weniger als das Problem im Orient eine mitteleuropäische Einigung zwischen Oesterreich und Frankreich heraus. Inmitten der tobenden Elemente aber ragt der heilige Stuhl in ruhigerer Majestät vielleicht als je empor, und je mehr die irdische Unterlage seiner politischen Macht Theil nimmt an der allgemeinen Erschütterung, desto leuchtender strahlt seine Signatur als eines Reiches nicht von dieser Welt.

Insofern ist die Allokution vom 26. Juli von doppelter Bedeutung. Wie glitt an demselben Tage das mächtige Oesterreich zu Frankfurt am Main über bestehende Differenzen schweigend hinweg, wo der arme Greis (man darf wohl so sagen) an der Tiber über Nichts hinwegglitt, sondern dem hohen Alliirten Englands, Frankreichs und der Revolution den zerbrochenen Stab unverweilt vor die Füße warf! Lord Russel hat noch am 7. August im Parlament erklärt: so lange fremde Truppen im Kirchenstaat weilten, werde der Papst immer von der einen oder der andern Macht abhängen, und zu derselben Zeit lief ein schadenfroher Zug durch die widerkirchliche Presse: Frankreich, wie früher schon Oesterreich, habe in Rom jede Belästigung der alliirten Kirchenräuber in Piemont durch geistliche Censuren sich ernstlichst verbeten. Und nun, wo die Doppel-Allokution vom 26. Juli vor Augen liegt? Wohl hat sie „Rücksicht“ genommen; aber nicht auf den von der westmächtlichen Politik und der Revolution gehobenen und getragenen „König Italiens“ in spe und die herrschende Sippe seiner Plünderungs-Gesellen; sie traf der Bann von Gottes- und Rechtswegen. „Rücksicht“ ist nur genommen auf die terrorisirte Königin Spaniens und ihr unterdrücktes katholisches Volk. Die Machtlosen hat der heilige Vater in sein Herz geschlossen, die Mächtigen hat sein Anathem getroffen. Die Folgen überläßt er dem göttlichen Herrn der Kirche zu lenken. Das ist wahrhaft der lebendige Geist über den tosenden Wassern unserer trostlosen Zeit!

XXIII.

Zur Kritik der politischen, religiösen und sittlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union.

III.

Veränderungen auf dem religiösen und sittlichen Gebiete.

Unter den zahlreichen Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Verfassung ist wohl die größte, daß sie keine Staats-Kirche anerkennt, allen Kirchen und Sekten Toleranz gewährt, und sie zu ihrer Erhaltung auf freiwillige Beiträge verweiset. Zugleich aber hat sie sich das Problem gesetzt, den Beweis zu führen, daß diese allgemeine Duldung zum Indifferentismus nothwendig nicht verleite. Wie dieses, alle natürlichen Bande zwischen Kirche und Staat zerreißende, und somit in der Geschichte zum ersten Mal auftretende System praktisch gewirkt hat, ist um so wichtiger zu untersuchen, als man auch in Europa vielfach sich geneigt zeigt, eben hierin einen der Hauptvorzüge der amerikanischen Institutionen zu bewundern *).

Wenn die Union während eines Zeitraumes von mehr als sechszig Jahren ohne besondere Convulsionen hat bestehen

*) Den schroffsten Gegensatz zu dieser Auffassung des Verhältnisses der Kirche zum Staate sehen wir im russischen Cäsaropapismus.

können, so ist es ohne Zweifel dem Einfluße des von Alt-England überkommenen, ernstlich gepflegten, tief religiösen Gefühls hauptsächlich zuzuschreiben; von dem Augenblicke an, wo das unsichtbare Band, mit welchem die Religion die Leidenschaften der Menschen bisher gezügelt, geschwächt werden würde, käme der Republik eine ihrer wesentlichsten Grundlagen abhanden. Die ganze Constitution ist sichtlich dermaßen auf die Voraussetzung der Fortdauer und bleibenden Intensität des religiösen Sinnes gebaut worden, daß mit dessen Entartung und der Nothwendigkeit, an die Stelle der moralischen Selbstdisciplin, die bisher ausgereicht hat, äußere Zwangsmittel treten zu lassen — die Republik ihren Grundcharakter eingebüßt hätte, und eine Lage der Dinge herbeigeführt wäre, in der mit allen Nachtheilen einer Republik auch noch die, welche anderen Staatsformen eigen zu seyn pflegen, sich vereiniget finden würden.

Ueber diesen — wie für jede bürgerliche Gesellschaft — so besonders für die amerikanische wichtigen Punkt hat sich schon der berühmte protestantische Geistliche und Schriftsteller Dr. Channing — gewiß eine der glaubwürdigsten Autoritäten, die man anführen kann — vielfach dahin ausgesprochen, daß die gegenwärtige Civilisation Amerika's durch eine verzehrende Gier nach Reichthum bezeichnet werde, daß die maßlose Gewinnsucht die edleren und reineren Gefühle überall verdränge, bittere Feindschaft errege gegen jedes Bestreben, welches eine andere Richtung zu geben drohe, und daß das Bedürfniß einer großen Reform immer augenscheinlicher hervortrete *).

---

*) Der in der öffentlichen Meinung nicht weniger hochgestellte protestantische Geistliche Dr. Emerson, zugleich einer der tiefsinnigsten Schriftsteller des Landes, bemerkt in einer seiner kürzlich in New-York gehaltenen sklavengegnerischen Reden: „Man sagt von uns Amerikanern, wir schätzten die Geriebenheit (smartness) zu hoch und die Ehre zu gering. Wenn dieß der Fall, so ist ein solcher

Seit der Zeit, wo diese bedeutungsvollen Worte, die freilich auch, obschon im geringern Grade, noch auf andere Länder füglich angewandt werden könnten, gesprochen wurden, hat man aber auch begonnen, die Ursachen des Uebels näher in's Auge zu fassen, und einige der neuesten Zeitschriften, die sich der ausschließlichen Besprechung der sittlichen Zustände des Landes widmen, wie Church Review (Juli 1854), die Boston Review u. s. w. scheuen sich nicht mehr, dem Freiwilligkeitssysteme (Voluntary system) geradezu es vorzuwerfen, daß es den ganzen kirchlichen und religiösen Sinn der Bevölkerung zu untergraben, zu vernichten drohe. Mit diesen ausführlich dargelegten und auch auf genaue statistische Berichte gegründeten Ansichten stimmen ferner die Urtheile der gesammten katholischen Geistlichkeit überein, welche als mehr direkte Ursache dieser zunehmenden Demoralisation mit Recht das Volksschulwesen betrachtet, nach dem bekanntlich die Religionslehre nicht allein keinen integrirenden Theil des Unterrichtes ausmacht, sondern davon gänzlich ausgeschlossen bleibt — ein System, welches übrigens bei der einmal herrschenden Stimmung und unter den ganzen gegebenen Verhältnissen für jetzt das einzig mögliche ist. Die Katholiken sind daher auch unablässig bemüht, soviel als thunlich, ihre Kinder diesen Schulen zu entziehen und besondere einzurichten, in denen die Religion die Basis des ganzen Unterrichtes bildet, woraus es denn zu erklären, daß die Katholiken weniger der Gefahr der Irreligion unterliegen, als die Protestanten. Zwar besitzen diese die Sonntagsschulen, in denen religiöser Unterricht vorzugsweise gegeben werden soll, allein nach allen darüber erschienenen durchaus authentischen Be-

---

Fehler und ein solches Unglück der ganz besondere Fehler und das ganz besondere Unglück mancher unserer Staatsmänner." Der ultrademokratische Historiker Bancroft beklagt gleichfalls bei jeder Gelegenheit den Verfall puritanischer Sitten, sowie Washington Irving die Maßlosigkeit des ganzen Vorgehens seiner Landsleute.

richten vom Jahre 1852 und 1854 steht es unwiderleglich fest, daß diese Schulen wenig, unregelmäßig oder gar nicht besucht werden, so daß auch schon viele Protestanten, an ihrer Spitze der sehr hochgeachtete Dr. Edson, Rektor der St. Anna-Kirche in Lowell, und seit vierzig Jahren Mitglied der Schulkommission des Staates Massachusetts, sowie mehrere Andere von den strikteren Sekten beginnen, auf die Wiedereinführung des Religionsunterrichtes auch in den Volksschulen zu dringen. Schon früher hatte sogar Daniel Webster ebenfalls seine Stimme gegen die Gefahren dieses Systems erhoben, wie namentlich aus der seinen übrigen Werken eingereihten Rede hervorgeht, die er bei der Einweihung des Girard-Institutes zu Philadelphia, dessen Schwelle, der testamentarischen Verfügung des Stifters gemäß, kein Geistlicher betreten darf, gehalten hat.

Was mehr meine eigenen Erfahrungen betrifft, so bestätigen diese die Aeußerungen des Dr. Channing vollkommen; sie haben mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß der ganze moralische Standpunkt der Amerikaner kein hoher ist, indem man denselben bei der günstigsten Beurtheilung nur als einen praktischen, auf tägliche Erfahrung, nicht aber als auf Principien und edleren Motiven gegründeten bezeichnen kann. Die Geistlichen, von der Gemeinde gewählt und größtentheils zu jeder Zeit absetzbar, wagen in dieser absoluten und unwürdigen Abhängigkeit, nur mit seltenen ehrenvollen Ausnahmen, nicht, sich gegen die Nationallaster und den herrschenden verderblichen Zeitgeist zu erheben; sie sprechen hier nicht mehr von der Schönheit, von der Erhabenheit der Tugend, sondern von ihrer Nützlichkeit; sie haben schon auf die Hoffnung verzichtet, die selbstsüchtigen Neigungen der menschlichen Natur mit Erfolg bekämpfen zu können, und streben nur, denselben eine weniger schädliche Richtung zu geben.

Diese ganze realistische, auf das bloße Nützlichkeitsprincip vorzugsweise gebaute Denk- und Handlungsweise würde in-

dessen auch ohne das Freiwilligkeitssystem, obgleich in geringerem Grade, zur Herrschaft gekommen seyn, da es wohl nicht zu verkennen ist, daß zunächst die republikanische Staatsform hiezu eine permanent wirkende Ursache dadurch bildet, daß sie durch Entfernung eines sichtbaren Gegenstandes, dem sich der Geist in seinen edleren Neigungen mit Liebe und Verehrung zuwenden könnte, sowie durch die Aufhebung aller Standesunterschiede und sonstigen Auszeichnungen, und durch die Substituirung der schlimmsten von allen, der Auszeichnung, die das Geld verleiht, das menschliche Gemüth nothwendig seinen höheren idealeren Bedürfnissen entfremdet. Die unverhältnißmäßige Bedeutung, welche die Städte gegenüber dem Lande, der Handel über den Ackerbau in so überaus kurzer Zeit errungen haben, sowie der spekulative Charakter des letzteren, lassen sich ebenfalls dieser still aber sicher wirkenden, in der Verfassung selber liegenden Ursache zuschreiben. Die schon vom Mutterlande herstammende merkantilische Sinnesweise mußte sich in den Colonien, bei dem Mangel an neutralisirender Gegenwirkung, sei es durch politische und sociale Institutionen, sei es durch die Macht der Wissenschaft und Kunst — ganz natürlich einseitig und exclusiv entwickeln.

Aber nicht allein den so schroff hervortretenden materiellen Zug des amerikanischen Charakters möchte ich hauptsächlich auf den Einfluß der demokratischen Institutionen zurückführen, sondern auch theilweise die von den Amerikanern selbst nicht mehr zu läugnende Vermehrung materialistischer und atheistischer Bestrebungen, indem überall die Demokratie, die all ihr Heil in Staatsformen setzt, sich selbst aber für vollkommen hält, die Religion, die von Staatsformen gar nicht redet, wohl aber die allgemeine Verderbtheit und Nothwendigkeit der eigenen Besserung unablässig hervorhebt, im Grunde hassen muß, und vielfacher Erfahrung gemäß auch wirklich haßt *).

---

*) Die Sitte mag lange die Einwirkung der Institutionen paralysiren,

Einen dritten Erklärungsgrund für den verhältnißmäßig niedrigen moralischen Standpunkt der Amerikaner finde ich in dem Institute der Sklaverei. Wo immer die Civilisation mit der Barbarei in Berührung kommt, entsteht eine Wechselwirkung, bei der jene, auf die Länge wenigstens, soviel verliert, als diese gewinnt. In Amerika leben drei Millionen Menschen, durch Neigungen, Sitten und ihr ganzes Aeußeres den Thieren ähnlicher als den Menschen, fortwährend in den mannigfachsten, engsten häuslichen Beziehungen zusammen mit den Weißen. Als Kinder der Pflege der Schwarzen meistens überlassen, gewöhnen sie sich schon früh an den Anblick dieses ganz fremdartigen Wesens; ihre Begriffe von Sitte und Moral verwirren sich, und so ist es unvermeidlich, daß nicht auch ihre spätere Handlungsweise nach solchen Eindrücken häufig bestimmt, jedenfalls dadurch modificirt werde. Eine Institution, die einer großen Anzahl von Individuen eine unbeschränkte Herrschaft über Menschen, Menschenzucht und Menschenhandel gestattet, nimmt nothwendig einen entsittlichenden Einfluß, und gewährt allen möglichen Leidenschaften einen beklagenswerthen Vorschub. Die billigende oder doch passive Haltung der Geistlichkeit, unselbstständig und verfallen der Tyrannei der Majorität, wie sie ist, gewährt endlich diesem, das ganze Christenthum verhöhnenden Institute eine Art von Absolution, und somit auch dessen demoralisirendem Einflusse, während sie in den ersten Zeiten der Union doch bemüht gewesen war, dasselbe zu bekämpfen, oder wenigstens seine Uebel zu mildern.

Zu diesen, in den staatlichen Einrichtungen liegenden Grundursachen des moralischen Sinkens der Republik, ist in der neuesten Zeit eine andere hinzugekommen, die zwar mehr eine äußere ist, deren Wichtigkeit aber stets mehr hervortritt,

---

sobald aber in einer Republik das demokratische Princip zur exclusiven Herrschaft gelangt, bewahrheitet sich auch dieser Satz, wie hart und parteilisch er an und für sich erscheinen mag.

ich meine die Einwanderung. Dieses auf die Entwickelung Amerika's zum ersten Mal Einfluß nehmende Moment glaube ich besonders hervorheben zu müssen, da ich in den Werken über Amerika, wie in den Tagesblättern häufig die Behauptung ausgesprochen finde, daß die Emigranten, die Freiwilligen wie auch die Flüchtlinge, ohne moralischen Einfluß wären, und sehr bald dem politischen und religiösen Radikalismus, wie er sich in Deutschland und Frankreich ausgebildet hat, zu entsagen pflegten. Die ungemeine Zunahme der Auswanderung nach Amerika, besonders der Deutschen, die zum Unterschiede von den Irländern der Mehrheit nach entweder gar keinem bestimmten Glaubensbekenntnisse angehören, oder ohne Scheu den Atheismus predigen, sowie der Umstand, daß in den letzten Jahren auch politische Flüchtlinge, unter denen viele sehr begabte und daher nur um so gefährlichere Individuen, zahlreich geworden sind, und gemeinschaftlich mit den übrigen Emigrirten propagandistisch mit eben so großer Consequenz wie fanatischem Eifer für ihre Doktrinen aufgetreten sind — diese beiden Thatsachen, sage ich, würden hinreichen, auch einen entsprechenden Einfluß solcher Massen und solcher Individuen als logisch wahrscheinlich annehmen zu lassen. Da man aber jenen Behauptungen der Zeitungen auch Fakta und bereits eingetretene Wirkungen entgegen zu stellen vermag, wie die mannigfachen, gerade dem europäischen Radikalismus mehr und mehr sich nähernden Veränderungen in der politischen und religiösen Praxis wie Theorie, sowie besonders auch das fast propagandistische, höchst unangemessene Auftreten Amerika's gerade den europäischen Monarchien gegenüber, unter denen es nur hauptsächlich mit Rußland, welches schon seit langem mit der transatlantischen Republik zu cokettiren sich herbeigelassen, eine Ausnahme macht — so dürfte es nicht mehr ohne Gefahr seyn, sich noch länger Illusionen hinzugeben *).

*) Die Forderungen, in denen die Deutschen der meisten Staaten, jetzt

Ferner sehe ich auch in der Geschichte Amerika's ein Moment, welches, obgleich ebenfalls unterschätzt, doch zum Verständniß des überwiegend positiven, jeden Idealismus zurückstoßenden Charakters der dortigen Civilisation wesentlich beitragen kann. Wie ich in Rußland wohl häufig die Bemerkung gemacht, daß bei den eigentlichen Nationalrussen, selbst solchen, die social und äußerlich als vollendet gelten könnten, bei näherer Berührung immer etwas Fremdartiges durchbricht, und man selten mit ihnen zu einem wirklich inneren Verhältniß gelangt, so ist es mir mit den Amerikanern, besonders den Yankees gegangen, deren Typus übrigens mehr und mehr, durch die allmählige Absorbirung des virginischen, der alleinherrschende zu werden droht. Diesen für den Europäer fast nie auszugleichenden inneren Gegensatz glaube ich aus dem Umstande erklären zu müssen, daß beide Nationen der Erziehung des Katholicismus, oder besser, jenes die edleren und chevalereskeren Gefühle erregenden Einflusses entbehrt haben, welchen der Spiritualismus des Mittelalters auf die europäische Menschheit genommen, und dessen Nachwirkung für alle Zeiten ihr gesichert bleibt, während jenen Völkern es wahrscheinlich nie gelingen wird, ihren Verlust vollkommen zu überwinden, und diese Nachtheile auszugleichen. Das schöne Element, welches alle europäischen Völker mehr oder weniger durchbringt, und dem sie alle ihre höhere innere Durchbildung verdanken, das romantische, fehlt den Russen wie den Yankees. Stets fühlt man diesen eine gewisse innere abstoßende Kälte an, die ihnen den Kampf des

---

auch die von Massachusetts und Texas übereinstimmen, sind: Zulassung von Atheisten zum Zeugenverhör, Abschaffung der Sabbat-Feier, der öffentlichen Gebettage, der Gebete im Congresse und des Eides auf die Bibel; außerdem aber auch Erklärung des Jesuiten-Ordens für einen Feind der Republik und entsprechende Behandlung desselben.

Gemüthes mit dem Verstande sehr erleichtern muß, die aber eben deßhalb auch an das Heidnische, gewissermaßen an eine Mischung von Neger- und Indianerthum erinnert.

Ein letzter Erklärungsgrund liegt jedenfalls auch in der geographischen Lage des Landes, die zwar, durch die Abwesenheit irgend eines mächtigen und entwickelten Nachbarstaates, militärisch und nationalökonomisch betrachtet, günstig ist, dagegen aber auch der civilisirenden Wechselwirkung, die unter den europäischen Staaten stattfindet, entbehrt.

Nachdem ich so den Charakter der amerikanischen Civilisation im Allgemeinen festzustellen und die Combination von Ursachen, die denselben erzeugt, nachzuweisen versucht, erübrigt es mir, denselben noch etwas mehr im Einzelnen zu begründen.

Gleich vielen andern Fremden bin ich zunächst namentlich davon betroffen worden, wie sehr die amerikanischen Begriffe von Rechtlichkeit und Ehrlichkeit von der europäischen Auffassung abweichen. Schon ihre Sprache beweiset dieses theilweise, indem sie den Mangel dieser Eigenschaften einfach durch das Wort smartness, Geriebenheit, auszudrücken pflegt. Ihre frühere Geschichte zeigt durch die Repudiations-Acte, mit welcher Gewissenlosigkeit ganze Staaten wegen einer bloß augenblicklichen Verlegenheit die bindendsten Verpflichtungen zu beseitigen nicht anstehen, sowie die Tagesgeschichte, daß selbst anerkannt betrügerischer Bankerott gleichsam nur als eine in dem allgemeinen Handelskriege empfangene Wunde, als ein von den großen Spekulationen, die zum möglichst raschen Aufkommen des Landes, der Majorität gemäß, dem go-a-head-Systeme als durchaus nothwendig erscheinen, unzertrennliches, verhältnißmäßig sehr geringes Uebel betrachtet wird, und daher auch meistentheils der Bestrafung entgeht. Die Leichtigkeit ferner, mit der falsche Zeugen, besonders in den großen Städten, erkauft werden können, sowie die beispiellose Häufigkeit der Brandstiftungen bilden ein stereotypes Klage-

Thema aller Wohlgesinnten. Bei dem Leichtsinne, mit dem die Ehen geschlossen werden, ist es nicht zu verwundern, daß man sie eben so leichtsinnig wieder löset, und ich erinnere mich, daß unter den 83 im vorigen Justizjahre bei dem Gerichtshofe des Staates New-Hampshire beantragten Ehescheidungsforderungen eine sich auf den Grund stützte, daß die Frau an kalten Füßen leide. Von dieser eben genannten Zahl wurden 37 bewilligt, 3 verweigert und die übrigen 43 einer weiteren Untersuchung unterzogen. In Rhode-Island, dem kleinsten Staate der Union, wurden auf 73 Klagen 42 Scheidungen ausgesprochen, und in den übrigen Staaten verhält es sich kaum besser. Daß bei solcher Praxis die Integrität der Familie überhaupt, diese Quelle aller Ehrbarkeit und Zucht, nicht gewahrt werden kann, ist natürlich, und bildet diese Laxität der Familienbande einen Hauptunterschied zwischen Amerika und Altengland.

Neben jener gleichsam legitimen Prostitution verbreitet sich die eigentliche in ganz entsprechendem Maße und droht, bei der in den großen Städten wenigstens mit der Zeit nothwendig sich vermehrenden Schwierigkeit zur Bildung eines eigenen Hausstandes, die berüchtigtsten Hauptstädte Europa's weit hinter sich zu lassen. Hiermit in Verbindung steht die Zunahme des Kindesmordes, wenigstens durch Abtreibung, eine Thatsache, die unter Anderm auch aus der ganz unzweideutigen Art hervorgeht, in der die Mittel dazu von der Tages-Presse (besonders auch der deutschen) angekündigt werden. Die ungeheure Vermehrung von Verbrechen und jeder Art von Lastern, namentlich der heimlichen Trunksucht, selbst da wo das Maine-Gesetz herrscht, wird durch die statistischen Berichte über jeden Zweifel erhoben, aber auch materiell und augenscheinlich bewiesen durch die in den Hauptstädten nothwendig gewordene außerordentliche Verstärkung und Reorganisation der Polizei-Anstalten, eine Maßregel, die in der Weise, wie sie ausgeführt worden ist, durch die Zunahme

der Bevölkerung keineswegs ausreichend motivirt werden kann. Wo aber alle wesentlichen moralischen Gesetze so mannigfach verletzt werden, wäre es zu verwundern, wenn das mehr Formelle nicht derselben Mißachtung unterliegen sollte, und in der That sieht man denn auch die bisher so äußerst strenge Heilighaltung des Sonntages stets mehr dem Bestreben und Gelüsten weichen, daraus einen Tag des bloß sinnlichen Genusses zu machen. Hier, wo die Sonntagsfeier als mit der Moralität selber identisch galt, ist der Verfall derselben ungleich bedeutungsvoller als, mit Ausnahme Englands, in irgend einem andern Lande.

Von allen diesen für Amerika neuen auffälligen Erscheinungen auf dem moralischen Gebiete ist eine, die zum Unterschiede von den übrigen einen bemerkenswerthen Contrast zwischen Amerika und Europa bildet, und ein bedenkliches Zeichen der Zeit genannt werden muß, ich meine die Zuchtlosigkeit der Jugend, ebenfalls mit eine Folge des Freiwilligkeitssystemes und des damit zusammenhängenden Schulwesens. Den jugendlichen Gemüthern wird in der Schule keine Achtung vor irgend einer Autorität gegeben, kein Glaubensartikel gründlich erläutert und von Autoritätswegen gelehrt, sondern alle Glaubenslehren werden mehr als die Schlußfolgerungen des individuellen Denkens behandelt, und die Entscheidung darüber den Kindern selbst überlassen, indem eine sehr zahlreiche Partei jede Art von Influenzirung hierbei für ein Unrecht, für eine schwere Beleidigung an der frei sich zu entwickelnden Persönlichkeit des zukünftigen amerikanischen Bürgers hält. Die moralische Wirkung dieser Lehrweise zeigt sich nun besonders zunächst in Bezug auf die älterliche Autorität, da es keinem Zweifel unterliegt, daß ein Kind, welches nicht von Jugend auf eine höhere, als die älterliche, und zur Unterstützung derselben dienende Autorität zu verehren gelernt hat, auch bald die älterliche selbst in Frage zu stellen und ihr zu widerstreben beginnen wird. Der Grad, in dem dieses

in der Wirklichkeit in Amerika geschieht, macht nun den Unterschied zwischen diesem Lande und Europa. Nächst dem mangelhaften Religionsunterrichte ist diese Zuchtlosigkeit aber auch der übermäßigen Nachsicht der Aeltern zuzuschreiben, die dabei durch den Gedanken influenzirt werden, daß ihre Kinder, bei der Leichtigkeit sich eine unabhängige Existenz zu gründen, ihnen nur zu bald entfremdet zu werden bestimmt sind. Die in Amerika vielfach herrschende Ansicht, daß diese Zügellosigkeit ihren höchsten Grad erreichen müsse, ehe man einer Verbesserung entgegensehen könne, ist der anderen zu vergleichen, nach der die jetzigen religiösen Uebelstände überhaupt nur einen nothwendigen historischen Durchgangspunkt bilden sollen, während dem das Individuum in der ganzen Fülle seiner Subjectivität sich zu entwickeln habe, damit so ein viel höherer und besserer Zustand, eine freiere Einheit im Geiste und in der Wahrheit erzielt werde, welche zugleich die größte Mannigfaltigkeit des christlichen Lebens in sich schließe.

Nach Allem diesem bedarf es kaum noch einer besonderen Erwähnung, daß auch das Verhältniß der Lehrer zu den Schülern, denen auch die Wahl der Schule wie die der Religion überlassen ist, ein durchaus abhängiges und untergeordnetes seyn muß, und daß sie nur durch geschicktes Schmeicheln und Laviren den nothdürftigsten Gehorsam sich zu verschaffen im Stande sind. — Wie nun in Amerika die Regierten die Regierer, die Ungebildeten die Gebildeten, wie die Gemeinde die Geistlichen und die Domestiken die Herrschaften beherrschen, so ist es auch nur consequent, wenn die Kinder den Eltern und die Schüler den Lehrern befehlen.

Nicht weniger als die sittlichen Verhältnisse sind aber auch der Glaube und die damit stets in direktem Verhältniß stehende Kirchlichkeit durch die Verfassung alterirt worden, und demnach könnte man das von ihr versuchte Experiment, „allgemeine Toleranz“ gewähren und doch zugleich vor In-

differenz wahren zu wollen, als gescheitert betrachten. Aus den neuesten statistischen Nachrichten geht nämlich hervor, daß von den 24 Millionen der Gesammtbevölkerung nur ungefähr 6 Millionen einer bestimmten Kirche angehören, oder vielmehr anzugehören sagen. Nach denselben Berichten fehlt es auf dem Lande vielfach gänzlich an Sonntagsschulen, mithin an der einzigen Gelegenheit zu Religionsunterricht. Alle verschiedenen Secten klagen außerdem einstimmig über den Mangel an Geistlichen, wie unter Anderm die Baptisten, die eine Vermehrung von ungefähr 500 Geistlichen benöthigen, und es wird behauptet, daß im Ganzen 5 Millionen Bürger ohne Gotteshäuser sind.

Die Amerikaner heben es oft rühmend hervor, daß nach dem *letzten* Census die sämmtliche Zahl der Kapellen und Kirchen auf 36,221 gestiegen sey, nämlich:

8,791	auf die Baptisten,	von denen etwa	3,000,000
1,422	" " Episcopalen,	" " "	600,000
12,467	" " Methodisten,	" " "	4,000,000
4,584	" " Presbyterianer,	" " "	2,000 000
1,213	" " Lutheraner,	" " "	500,000
1,112	" " Katholiken	" " "	700,000

in diesen Kirchen Platz finden; allein es wird dabei nicht erwähnt, daß viele dieser Kirchen oft schon kurze Zeit nach ihrer Gründung aus Mangel an Geistlichen unbenutzt gelassen werden müssen, noch, daß es unter dem Einflusse augenblicklicher Anregung zwar leicht ist, Kirchen zu bauen, besonders wenn sie von so geringem Materiale wie in Amerika, wo sie meistentheils von Holz sind, es aber von ganz anderer Bedeutung ist, die entsprechende Anzahl von Geistlichen aus freiwilligen, regelmäßig wiederkehrenden Beiträgen anständig zu erhalten, noch endlich, daß diese Kirchen durchaus ungleich vertheilt sind, indem es in den ländlichen Distrikten oft gänzlich daran fehlt, während die großen Städte daran Ueberfluß haben.

Dieses sind einige der beklagenswerthen Folgen, die das amerikanische System schon jetzt, nach so kurzer Existenz der Republik, herbeigeführt hat; aber die Schwierigkeiten der dortigen Kirche werden erst kommen im Alter und mit der Vermehrung derjenigen Klassen, die bloß vom Taglohne leben. Dann wird es stets mehr hervortreten, daß eine demokratische Welt, die alle ihre öffentlichen Anstalten so kärglich wie möglich ausstattet und erhält, und wo noch keine gesetzgebende Macht es gewagt, eine direkte Steuer auch nur zu beantragen, auch ebenso wenig geneigt ist, die angemessene Pflege der Religion, ihrer Anstalten und Diener auf irgend eine längere Dauer zu übernehmen.

Die Zunahme der religiösen Indifferenz, wie bedenklich sie auch sei, ist indessen schon nicht mehr die größte Gefahr, welche aus der Zerreißung der Kirche und des Staates hervorgegangen, sondern es muß auch zugestanden werden, daß dieselbe ebenfalls zu dem Auffkommen allerhand betrügerischer Systeme und neuer Formen des Un- und Aberglaubens, wenn auch mehr indirekte, doch wesentlich beigetragen hat. Noch überall hat es sich bewährt, daß ein großer Theil der Menschen die bloße Indifferenz, die Negation nicht zu ertragen vermag, und der Unglaube leicht in Aberglaube umschlägt. So kommt es denn, daß gerade in Mitten des Volkes, welches jede Art von Vorurtheil abgestreift zu haben wähnt, Millerism, Mesmerism, Spiritualism und Mormonism mit einander rivalisiren und in wunderlicher Blüthe sich entfalten. Der Spiritualism, das Klopfgeisterthum hat bisher hauptsächlich in den großen Städten, namentlich in New-York, sein Wesen getrieben, und vorzugsweise unter den Gebildeten seine Anhänger geworben. Der ehemalige Richter Edmonds und Hr. Tallmadge, früher Senator, haben bereits in verschiedenen Werken eine Art von rationellem Zusammenhange in die neue Lehre zu bringen gesucht, während andererseits die Geistlichkeit letzthin einen lebhaften Kampf, jedoch ohne

scheinbaren Erfolg, gegen diese von mehr als 60,000 Gläubigen vertheidigte Irrlehre eröffnet hat.

Unter allen diesen anomalen Erscheinungen, die beweisen, daß in Amerika der Fortschritt der äußeren, d. h. der politischen Freiheit mit dem der inneren subjectiven Unfreiheit in ganz entsprechendem Verhältniß gewesen ist, bleibt jedoch der Mormonismus die auffallendste — eine höchst bedeutsame Manifestation von der Ohnmacht des amerikanischen Protestantismus, die Gemüther zu befriedigen und zu fesseln, zugleich aber auch eine Negation der politischen und socialen Institutionen Amerika's überhaupt. Das im Charakter der anglosächsischen Raçe liegende verborgene mystische Element ist im Mormonismus zu seinem grassesten Ausdrucke gekommen, und er macht mehr den Eindruck einer fremdartigen, in die sonst nüchterne amerikanische Civilisation hineinragenden Erscheinung, als er es in Wirklichkeit ist.

Eine Verwandtschaft des Mormonismus mit irgend einer andern Secte kann am meisten mit dem Irvingismus nachgewiesen werden. Beide treten zu Anfang der Dreißiger auf, beide erwarten die Wiederkehr Christi, und machen sie zu einem Hauptgegenstande ihres Glaubens und Hoffens; beide betrachten die ganze gegenwärtige, sowohl protestantische als katholische Christenheit als ein abgefallenes Babel; beide glauben, daß nur in einer direkten Offenbarung und übernatürlichen Neuschöpfung, und zwar in einer göttlichen Wiederherstellung aller Aemter und wunderbaren Kräfte der apostolischen Kirche Heil zu finden sei; beide haben eine der apostolischen Verfassung nachgebildete Hierarchie; beide machen Anspruch auf das Zungenreden, Weissagen, die Kraft wunderbarer Krankenheilung durch Gebet und Handauflegung; beide halten die israelitische Sitte der Entrichtung des Zehnten auch für heilige Christenpflicht; beide senden in die ganze Welt Missionäre, um die Heiligen der letzten

Tage in das wahre Zion zu sammeln, und zum Empfange des Herrn in seiner Glorie zu rüsten.

Der Mormonismus gab also vor, eine Offenbarung von Gott zu seyn. Er hütete sich wohl das Christenthum direkte zu verwerfen, aber er impfte sich ihm auf. Er beschwichtigte die Bedenklichkeiten, die Skrupel oder den Stolz der Gläubigen, er nahm ihnen nichts, was sie schon besaßen, aber er fügte neue Lehren hinzu. Er äffte das System des Urchristenthums nach, und hatte seine heiligen Schriften, seine Wunder, Apostel, Propheten, Märtyrer und Gütergemeinschaft. Diese Lockungen bot er den aufrichtigen Convertiten, dem Ehrgeizigen zeigte er eine Menge leichtgläubiger Thoren zur Ausbeutung, dem Habsüchtigen die Aussicht auf unbegrenzte Schwindelei, dem Sinnlichen aber die Lust.

Mit Erstaunen betrachtet man diese wunderliche Secte, die bereits 300,000 Mitglieder zählt und deren außerordentliches materielles Gedeihen nach dem officiellen Berichte des Lieutenants Stanbury nicht mehr in Frage gestellt werden kann. Die Institutionen des mystischen Ostens nach dem praktischen Westen hin verpflanzend, die alte jüdische Theokratie unter den Hinterwäldern des Missisippi erneuernd, die wollüstige Sinnlichkeit des Harems mit dem Ernst und der weitsehenden Schlauheit des amerikanischen Republikaners vereinigend, steht der Mormonismus da als eine Drohung und Gefahr, bereits ein Staat im Staate, und man weiß nicht, ob man ihn mehr eine Carricatur und zwar eine dämonische Carricatur des Irvingismus heißen soll, oder eine Wiederbelebung des Mohamedanismus in einem Augenblicke, wo der alte in Verwesung geräth. Ernstliche Conflikte zwischen den Mormonen und der Union können schon für die nächste Zukunft nicht ausbleiben und würden selbst jetzt schon sicher eingetreten seyn, ohne die Nachgiebigkeit des Präsidenten Pierce, der ihren ungesetzlichen, weil von ihnen selbst gewählten Gouverneur Young bestätiget hat.

Zu solchen Resultaten hätte also eine Toleranz geführt, welche die amerikanische Constitution zu einer allgemeinen und unbedingten hat machen wollen, die aber in der Wirklichkeit nur zu Gunsten der verschiedenen protestantischen Sekten und aller möglichen, Sittlichkeit und Civilisation gleicherweise untergrabenden, Systeme zur Geltung, keineswegs jedoch derjenigen Religion zu Gute gekommen ist, die, wie sie die älteste und ehrwürdigste, so auch als die bewährteste dasteht, der katholischen. — Vom ersten Bestehen der Union an ist die katholische Religion ein Gegenstand der socialen Verfolgung wenigstens gewesen, wie dieses durch die zahlreichen Angriffe auf katholisches Eigenthum, Institute, Kirchen und Klöster, für deren Zerstörung nie, obgleich in offenem Aufruhr ausgeübt, die geringfügigste Entschädigung von den Gemeinden erlangt werden konnte, hinlänglich bewiesen worden ist. Ferner hat die lang geführte Polemik des Erzbischofs Hughes gegen den Staat von New-York jedem Unpartheiischen gezeigt, daß in den Staatsschulen durch das Lesen der Bibel direkte und in ganz ungesetzlicher Weise auf den Abfall vom Katholicismus bisher hingewirkt worden ist.

Dieser Geist der Verfolgung, der ungefähr in dem Grade zugenommen, als die katholische Kirche erstarkt ist, hat in den letzten Jahren eine fast drohende Gestalt angenommen. Im vorigen Jahre äußerte sich dieser Haß, namentlich bei der Anwesenheit des päpstlichen Nuntius Bedini, auf eine empörende Weise, indem derselbe bei einer Procession angefallen wurde und nur mit Lebensgefahr im Geheimen aus New-York entkommen konnte. Protestantische Sonntagsprediger, oft moralisch gänzlich verkommene oder halbverrückte Subjekte, wie der sogenannte Geheimsekretär des Erzengels Gabriel, durchziehen die Straßen der großen Städte, verhöhnen ungestört die katholische Religion und ihre würdigsten Diener und suchen auf jede Weise die Leidenschaften der Massen zu entflammen, während zu gleicher Zeit die Tagesblätter, in

allem Uebrigen entzweit, und sich gegenseitig anfeindend, einig sind gegen dieselbe Religion die gehässigsten Verläumdungen täglich zu verbreiten. Den mächtigsten Impuls aber haben diese Verfolgungen erhalten durch die in den letzten Monaten zu Stande gebrachte Stiftung einer geheimen Gesellschaft, die sich die Know-Nothings nennt, und vorzugsweise die Ausschließung der Katholiken von allen öffentlichen Aemtern erstrebt. Diese letztere antikatholische Bewegung bedroht demnach den Katholicismus auch mit einer politischen Verfolgung, für einige Zeit und in der Praxis wenigstens, indem es wohl kaum anzunehmen ist, daß eine solche Partei eine Zukunft zu gewinnen und ihren beabsichtigten Ostracismus zu legislatorischer Geltung zu bringen im Stande seyn werde*).

Wäre indessen der Sieg einer solchen Faction möglich, so würde dieser nicht die Alleinherrschaft des Protestantismus bedeuten. Schon die temporären Erfolge, welche diese Partei bei den Wahlen in New-Orleans, Philadelphia, Washington ꝛc. errungen, und die häufigen, in den Monaten Juni und Juli gegen die Katholiken verübten Excesse, sowie besonders die im Monate Juli gemachten vielfachen Versuche zur Verbrennung katholischer Kirchen, von denen auch wirklich vier auf diese Weise zerstört worden sind, werden noch lange eine tiefe Erbitterung in den Gemüthern der Katholiken zurücklassen, und noch manchen Anlaß zu gewaltthätigen Auftritten zwischen ihnen und den Protestanten geben. — Mit dieser Intoleranz gegen die katholische Kirche ist Amerika in eine neue Phasis seiner Geschichte getreten, und es möchte bei dieser Gelegenheit angemessen seyn, die Ansicht des berühmten protestantischen Theologen Dewey über amerika-

*) Insofern der Know-Nothingism auch die Bedeutung einer Reaktion gegen das ganze schroffe Treiben der ausländischen, namentlich der deutschen Demagogie hat, läßt sich ihm übrigens nach dieser Seite hin eine gewisse innere Berechtigung nicht absprechen.

nische Toleranz überhaupt, die er bei seinem Urtheile über die Secten ausspricht, mitzutheilen: „Hinsichtlich jener großen Vereine, religiöse Secten genannt — sagt er — so fürchte ich, daß darin nicht wenig Gefahr für die geistige Unabhängigkeit unseres Volkes liege. Zwar gebe ich zu, daß die Vielheit der Secten in diesem Lande einige Garantie für die gegenseitige Duldung und Freiheit gewährt. Dennoch wird die individuelle Freiheit durch die Kraft und Stabilität eines großartigen kirchlichen Institutes in mancher Hinsicht besser gewahrt. Wenn nach Außen hin mehr Strenge gezeigt wird, so ist gewöhnlich dagegen mehr Liberalität innerhalb desselben anzutreffen, und auf dem geschützten Boden mächtiger Kircheninstitute ist es, wo die Keime jeder großen Reform in der Kirche ruhig sich haben entwickeln können. — Ich zweifle, daß die Unduldsamkeit in Ländern wie z. B. England und Deutschland je so weit gegangen sei, als bei uns in den kleinen, eifersüchtigen, ewig mit einander streitenden Secten. Daß Meinungsverschiedenheit oft die Quelle der Freiheit und die gewöhnliche Bedingung des Fortschrittes ist, gebe ich gerne zu, aber zugleich behaupte ich, daß sie auch zuweilen stärkere Fesseln anlegt, als sie gebrochen, und dieses ist besonders dann der Fall, wenn mehrere rivalisirende Secten aus der allgemeinen Freiheit hervorgehen; dann wird oft der Erzeuger von seinen eigenen Kindern verschlungen."

Ungeachtet aller Verfolgungen ist dennoch die katholische Kirche, vielleicht aber auch wegen derselben, die einzige, deren moralisches Ansehen zugenommen hat, und das Geheimniß dieser ihrer wachsenden Macht liegt in dem mehr und mehr sich aufdrängenden Bewußtseyn, daß sie allein das Princip der Autorität und Ordnung in einer Gesellschaft vertritt, die durch das Uebermaß der Freiheit der Anarchie anheimzufallen Gefahr läuft. Mit ihrer Einheit, ihrer geschlossenen Organisation und mit einer Geistlichkeit, die, wie sie allein noch

das Gefühl ihrer höheren Mission sich zu bewahren gewußt hat, so auch durch Sittenreinheit, Aufopferungsgeist und Wissen*) gleich ausgezeichnet hervorragt, und einer genußsüchtigen Gesellschaft imponirt, gewährt die katholische Kirche den Anblick eines mächtigen Felsens, der ruhig den empörten Fluthen trotzt. Ihre Schulen sind die einzigen, wo zugleich unterrichtet und erzogen wird, so daß sie mehr noch von Protestanten als Mitgläubigen benützt werden; ihre Kirchen, wie die Kathedralen von New-York, Baltimore und New-Orleans, sind anerkanntermaßen die prächtigsten und imposantesten des Reiches geworden und zwar dieses ungeachtet der Mittellosigkeit der Gemeinden; ihre Waisen- und Wohlthätigkeitsanstalten stehen den besten des Landes zur Seite, während ihre Krankenhäuser mit den barmherzigen Schwestern, hier wie überall, jeden Vergleich mit protestantischen Anstalten ausschließen. Ihre Thätigkeit ferner auf dem Gebiete der ernsten Literatur ist vor Allem eine würdige, und die theologischen und politischen Schriften von Brownson in Boston, der ein amerikanischer Newman heißen kann, und Freeman in New-York, der durch seine dialektische Gabe etwas an Veuillot erinnert und besonders die Ansichten des Erzbischofes Hughes vertritt, übertreffen an Tiefe, Schärfe und Eleganz alles, was in denselben Zweigen von anderer Seite geleistet wird, ein Urtheil, wobei ich mich zugleich auf das Zeugniß des hochgeachteten protestantischen Geistlichen und Professors Schaff zu Mercersburg in Pennsylvanien, der letzthin die kirchlichen Verhältnisse der Union besprochen hat, berufe.

Die zukünftige Stellung der katholischen Kirche wird

*) Die Ueberlegenheit ihres Wissens ist besonders dem Umstande zuzuschreiben, daß sie eine viel größere Zeit ihrer Vorbildung zu widmen gezwungen sind, als die protestantischen Geistlichen, die, wie jeder gewöhnliche Geschäftsmann, im 19ten Jahre fertige Leute sind.

zwar auch in Amerika vorzugsweise die der kämpfenden, aber ihre Aufgabe bei der weiteren Entwickelung der Gesellschaft eine hohe seyn, und vielleicht ist es, unter der Voraussetzung einer Verstärkung ihres Einflusses, gerade ihr vorbehalten, noch entscheidend darauf einzuwirken, und der eindringenden Anarchie der Geister Einhalt zu gebieten.

Fasse ich den Hauptinhalt meiner Relationen kurz zusammen, so möchte sich derselbe auf etwa folgende Grundgedanken zurückführen lassen:

Indem ich das Geheimniß der allerdings sehr merkwürdigen, obwohl mehr exclusiv materiellen und quantitativen Entwickelung Amerika's, in soweit dieselbe überhaupt nicht in anderen Ursachen als in den Institutionen zu suchen, hauptsächlich in dem einfachen, von der Staatsform unabhängigen Principe erkenne, „nichts vom Staate zu erwarten oder zu verlangen, was vom Individuum geleistet werden kann“ — habe ich zugleich die Beweisführung versucht, daß Amerika von der moralischen Höhe, auf der es einige Zeit gestanden, bereits herabgesunken sei, und daß die Prüfungszeit, die einer jeden Demokratie vorbehalten zu seyn scheint, auch der amerikanischen, die sich immer mehr zu einer absoluten gestalte, nicht erlassen bleiben werde, oder vielmehr schon begonnen habe. Das amerikanische Staatswesen ist mir zwar in seinen Details und in Allem, was mehr den Mechanismus betrifft, als sehr mangelhaft erschienen, aber in seinem Gesammtorganismus habe ich Frische und Lebensprincip, bei der Bevölkerung, trotz aller einzelnen moralischen Gebrechen, eine gewisse allgemeine Tüchtigkeit und einen praktischen politischen Sinn, der sie noch immer im Augenblicke einer großen Krise das Richtige wählen ließ, gefunden, so daß ich mich der Ansicht zuneige, es werde ihr gelingen, diese Prüfungszeit zu überwinden, und in der Zukunft, gleichviel ob unter der jetzigen oder einer anderen Staatsform einen Zustand der Dinge zu ermöglichen, wo mit den Vortheilen der Freiheit

auch die Vorzüge einer größeren Stabilität und Consolidation vereinigt seyn würden.

Im Anblick aber der Bestrebungen des jetzigen Amerika rufe ich schließlich dem monarchischen Europa zu, wach zu seyn, und den Tag zu fürchten, wo diese Demokratie, die jetzt nur mehr den Schein als die Wirklichkeit der Macht besitzt, über einen ganzen Welttheil siegreich herrschen wird.

XXIV.

Die Plutokratie überhaupt, am Rhein insbesondere.

Die äußern Ursachen der fortschreitenden Verarmung der unteren Volksklassen und der in demselben Maße stets wachsenden Bereicherung der Reichen sind fast wohl in allen Theilen Deutschlands ziemlich dieselben. Fast überall hat die Auflösung der alten sittlichen Ordnung der Gewerbe in den Städten, die gleiche Auflösung der alten Organisationen der landwirthschaftlichen Verhältnisse, die Lockerung des Gemeinde-Verbandes, die Entäußerung der Gemeinde-Güter und der damit verbundene Umsturz des alten Systems der häuslichen Oekonomie des Landarbeiters, in Verbindung mit vielen andern Ursachen, dieselbe Wirkung in Erzeugung eines städtischen und ländlichen Proletariats hervorgebracht. So allgemein und überall verbreitet aber diese Wirkung ist, so dürfte es doch in Deutschland wohl wenige Gegenden geben, in denen die Consequenzen des Zeitgeistes und seiner volkswirthschaftlichen Einrichtungen so klar und deutlich erkennbar wären, als an dem von der Natur in vieler Hinsicht so vorzugsweise begünstigten Rhein.

Die Lage und Geschichte der Länder, welche jetzt die preußische Rheinprovinz ausmachen, bedingte auf der einen Seite eine frühe Entwicklung der verschiedenartigsten Industrie, und brachte auf der andern Seite eine sehr frühzeitige Lockerung und Auflösung der alten sittlich-politischen Organisationen des städtischen und ländlichen Gemeinde-Lebens mit sich. Die vielfachste Berührung der Rhein-Länder mit andern Völkern gab schon früh ihren alten eigenthümlichen Sitten manche fremdartige Beimischung, und die Zeit des dominirenden Einflusses französischer Denkweise in Europa fand sie auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht nur allzu oft geneigt für die Aufnahme von socialen „Reformen" im Sinne der Aufklärung, so daß die Gewalt von Oben, wenigstens in vielen Schichten der Gesellschaft, ein leichtes Spiel hatte mit der Beseitigung der letzten Reste der alten germanischen Gesellschafts-Verfassung. Einmal in den Strom der Auflösung der alten gesellschaftlichen Verhältnisse gründlich hineingerissen, haben die Rheinländer seitdem so ziemlich dieselbe industrielle Entwicklung durchmachen müssen, wie das benachbarte Frankreich und England, mit denen die rheinische Industrie beständig den Kampf der Concurrenz zu bestehen hatte, denen sie daher auf denselben Wegen und durch dieselben Mittel nachzueifern suchte, welche dort im Aeußern zu einem anscheinend glänzenden Erfolge führten. In dieser Concurrenz mit England und Frankreich, und mithin in der Nacheiferung des dortigen gewerblichen Wesens, ist die rheinische Industrie bis zur Stunde befangen, und da ist es natürlich kein Wunder, daß auch die sehr bösen volkswirthschaftlichen Wirkungen des englischen und französischen Industrialismus sich vorzugsweise am Rhein in ihrer verderblichsten Gestalt und Größe zeigen.

Zu diesen verderblichen Wirkungen gehört das Uebermächtigwerden des Geldes in socialer und mittelbar in politischer Beziehung oder das, was man Plutokratie nennt. In England und Frankreich war die Macht des Geldes und sein Einfluß auf alle öffentlichen socialen und politischen Verhältnisse längst auf einen solchen Grad gestiegen, daß ein Engländer schon vor etwa zehn Jahren in einem eigenen Buche, in der Form eines Romans, als die nothwendige Consequenz der jetzigen Principien des volkswirthschaftlichen Systems den nicht fernen Untergang der Monarchien, und

die vollendete Herrschaft der Börsen- und Geldmänner darstellen konnte. Uebertrieben finden wir diese Consequenz der abstrakten Möglichkeit nach nicht; daß sie nicht wirklich eintreffen wird, dafür sprechen andere durch die Entwicklung der neuern Geschichte gehende höhere Geistesströmungen. Gleichwohl glauben wir, daß die Bedeutung der Geldmacht und die Entfaltung ihres Einflusses noch um viele Stufen höher steigen und weiter schreiten kann, bevor sie das letzte ihr innerlich mögliche Ziel erreicht, und glauben ferner, daß sie wirklich noch viel weiter schreiten wird, wenn ihr nicht in der Kraft höherer Mächte und Ideen Einhalt geboten, und dem vernunftlosen Einfluß des Metalls durch eine geistige Organisation der Gesellschaft entgegen getreten wird. Zu diesem Glauben, zu der Befürchtung, daß die materielle Herrschaft der Börsen- und Actien-Gesellschaften noch weiter um sich greifen dürfte, finden wir Grund genug auch in den augenscheinlich vorliegenden rheinischen Zuständen, die sich in dieser Richtung thatsächlich immer rascher fortzubewegen scheinen, und eine baldige Concentration eines unverhältnißmäßig großen Theils des vorhandenen Vermögens in den Händen einer Anzahl verbündeter Kaufleute und Kapitalisten in drohende Aussicht stellen.

Die Umwandlung der socialen Verhältnisse nach der hier zu besprechenden Seite hin hat sich im Munde des Volks in der fast sprüchwörtlich auf die Eisenbahnen angewendeten Redensart zusammengefaßt: „Früher fuhren die Armen die Reichen, dagegen jetzt die Reichen die Armen.“ Der allgemeine Sinn, welcher in dieser Redensart enthalten ist, und in dieser seiner Allgemeinheit immer mehr auf alle anderen Verhältnisse Anwendung findet, ist der, daß alle Arbeit, alle Produktion, ja alle Dienstleistungen aus den Händen der einzelnen, kleinen und kleinsten Unternehmer in den großen Betrieb, und mithin an die Besitzer großer Kapitalien übergehen, welche einen solchen Engros-Betrieb allein unternehmen, oder durch Actien an demselben Theil nehmen können. Dem Volke liegt es gänzlich ferne, sich durch Actien ꝛc. an großen Unternehmungen zu betheiligen, es fehlt ihm dazu, wenn auch nicht immer das Geld, doch die nöthige Einsicht in die Verhältnisse, die Umsicht und Geschäftskenntniß und Gewandtheit, welche zu einer eini-

germaßen sicheren Theilnahme an solchen Unternehmungen absolut erforderlich sind. Als daher der Verkehr z. B. in die Hände der Dampfschifffahrt- und Eisenbahn-Gesellschaften kam, hatte das unter Anderm die volkswirthschaftliche Bedeutung, daß einer ganzen zahlreichen Klasse der Fuhrunternehmer und Schiffer aller Art und Aller, die an diesen Gewerben in naher oder entfernter Beziehung, mittelbar oder unmittelbar, betheiligt waren, ihr bisheriger Antheil an der Volksproduktion und dem Verkehr, und damit ihr Erwerb ganz oder zum Theil entzogen, oder doch in hohem Grade verkümmert wurde. Diese Klasse mußte sich also, sofern nicht ein kleiner Theil vielleicht Anstellung in den neuen Unternehmungen fand, auf andere Berufszweige werfen, die meist ohnehin überfüllt und von einer ähnlichen Concurrenz großer Unternehmungen bedroht waren, sind, oder nach und nach werden. Der Prozeß, der hierbei vorgeht, ist eigentlich der: die bisherigen Producenten werden außer Thätigkeit gesetzt, aus ihrer Stellung verdrängt, ohne daß ihnen eine andere dafür geboten wird. Dadurch entsteht eine Ueberfüllung und Verkümmerung aller andern kleinen Berufsarten, und diese Ueberfüllung wächst und steigert sich in dem Maße mehr, je mehr Zweige des bisherigen kleinen Gewerbebetriebes in die Hände der großen Unternehmungen und Kapitalisten-Gesellschaften übergehen. Dieß geschieht aber in immer größerem Maße, d. h. also, die Kapitalisten occupiren immer mehr alle Produktion, sie werden nach und nach zu den alleinigen Producenten, während ihnen gegenüber das Volk, die bisherigen Producenten, zu bloßen Consumenten werden, und nicht allein ihren Erwerb verlieren, sondern auch, durch die Verhältnisse gezwungen, auf die neuen Einrichtungen einzugehen, gezwungen wie es in jener Redensart heißt, „sich von den Reichen fahren zu lassen“ — zu deren steigender Bereicherung und mithin zu der Vergrößerung der schon bestehenden ungeheuren Ungleichheit des Besitzes beitragen. Je mehr aber die Kapitalien auf der einen Seite wachsen, desto mehr wächst natürlich auch der Trieb zu neuen Unternehmungen, das Geld soll und muß, meint man, sicher und möglichst vortheilhaft angelegt werden. Bei der steigenden Verarmung des niedern und mittlern Bürger-, ja selbst des kleinen Bauernstandes, bei der stets geringer werdenden Rentabilität der von der größeren Concurrenz beeinträchtigten mittlern und kleinern

Geschäfte, sinkt natürlich ihr Credit und mithin die Lust, Kapitalien an sie auszuleihen; da nun das Geld auf andere Weise untergebracht werden muß, so steigt auf der einen Seite der Preis des Grundeigenthums in enormem Maße, auf der andern werden immer neue große Unternehmungen auf Actien begonnen, d. h. also, die Kapitalisten ꝛc. werden durch den Ueberfluß des Geldes dazu getrieben, einen immer größeren Theil der Gesammtproduktion, mithin des möglichen Gesammterwerbes und Verdienstes, an sich zu bringen, und also den andern Klassen zu entziehen. Die Herrschaft des Kapitals wächst demnach, auch ohne den subjectiv bösen Willen der Einzelnen, aus und durch sich selbst, beherrscht und bemeistert immer mehr die Produktion durch die Macht des bloßen Geldes. Das ist die Plutokratie in volkswirthschaftlicher Beziehung.

Wie weit die Plutokratie in der Richtung auf Occupation der Produktion hier fortzuschreiten im Begriffe steht, zeigt unter Andern die Gründung einer Baumwollen-Maschinen-Spinnerei und Weberei in Köln, einer andern in München-Gladbach, die, mit ungeheuern Kapitalien auf Actien unternommen, bald alle verwandten Unternehmungen und Geschäfte von mittlerm und kleinerm Umfange durch die Concurrenz zu Tode drücken werden. Waren es bis jetzt nur die Arbeiter und Handarbeiter aller Art, überhaupt die kleineren Gewerbe, welche, in ihrem Geschäftsbetrieb durch die Einführung einer fabrikmäßigen Herstellung ihrer Produkte durch Maschinen überboten, in ihren social-bürgerlichen Verhältnissen zu Grunde gingen, so sind es nun Fabrikanten selbst, Inhaber von bedeutenden Maschinen-Etablissements, welche nach diesem Gang der Dinge unfehlbar werden vor dem größeren Kapital die Waffen strecken müssen. In diesem Zweig des rheinischen Fabrikwesens wird voraussichtlich bald kein Unternehmer mehr bestehen können, der nicht über Millionen disponiren kann. Ist aber einmal in diesen Zweigen die Bahn geöffnet, so wird es schwerlich unter den bestehenden Umständen fehlen können, daß nicht auch allmählig in allen andern Bereichen der Industrie mit Millionen ausgerüstete Actien-Gesellschaften alle minder großen Geschäfte erdrücken und unmöglich machen, mithin die Produktion allein an sich reißen. Die Lust zu derlei Unternehmungen scheint unter den großen Kapitalisten in sehr

starkem Maße vorhanden zu seyn. So steht jetzt schon wieder die Gründung einer Maschinen-Bau-Anstalt mit einem Kapital von drei Millionen in Aussicht. Um sich einen Begriff von dem kolossalen Reichthum zu machen, der sich in den Händen dieser wenigen Einzelnen zusammenhäuft, die unter sich wie in einer Art von Bündniß miteinander stehen, die Mehrzahl der Actien und also der Stimmen in den Verwaltungsräthen der verschiedenen Unternehmungen, und mithin die Leitung derselben, in ihren Händen behalten, mag die Angabe genügen, daß ein Hauptbetheiligter an derartigen Unternehmungen bloß in seiner Eigenschaft als Beamter, Mitdirektor verschiedener Actien- rc. Gesellschaften ein reines jährliches Einkommen von 30,000 Thalern beziehen soll. Rechnet man hierzu den Ertrag der Dividenden, die Steigerung des Kapitalwerthes der Actien an und für sich selbst, die bei denen der Köln-Mindener-Eisen-Bahn über 60 pCt. beträgt, so ergibt sich eine wahrhaft kolossale Vermehrung des Vermögens Einzelner durch solche Unternehmungen. Dazu kömmt noch, daß die Kaufleute, welche die Actien-Gesellschaften leiten, bisweilen vor der Begründung derselben dadurch einen ungeheuren Vortheil haben, daß sie erforderliche Grundstücke vorab kaufen, und dann erst, natürlich mit großem Gewinn, der später in's Leben tretenden Actien-Gesellschaft verkaufen. Sie beziehen also in einigen Fällen einen dreifachen Nutzen: den als ursprüngliche Begründer und Verkäufer der Unternehmungen, die Dividenden ihres großen Antheils an den Actien, und ein Theil aus ihnen noch enorme Gehälter als Oberleiter und Beamten der Gesellschaft. Es wird nicht fehlen können, daß bei diesem Gange der Dinge nach einigen Jahren am Rhein eine Plutokratie besteht, die bei dem allgemeinen Sinken der geringeren Vermögensbestände eine wahre Oligarchie darstellt.

Unsere Regierung hat bis jetzt wenig gethan, um diesen Gang der Dinge zu hemmen oder aufzuheben, sie scheint die Bedeutung dieser materiellen Entwicklungen in unsrer nur allzusehr und ausschließlich mit der hohen Politik beschäftigten Zeit allzuwenig zu würdigen. Man könnte auffallend finden, mit welcher Leichtigkeit der Staat derartige große Unternehmungen zuläßt oder gar befördert, obgleich offenbar durch dieselben der inländischen Gesammt-

Industrie ungeheuer geschadet wird, wenn sich nicht bei ihm die Ansicht voraussetzen ließe, daß die Begründung von solchen Etablissements in solcher kolossalen Großartigkeit in sofern dem Interesse des Landes entspreche, als dadurch von diesem die englische Concurrenz siegreicher als bisher bestanden werde. An der Richtigkeit solcher einzelnen Gründe und Motive für die Beförderung solcher Actien-Unternehmungen im kolossalsten Maßstab wollen wir durchaus nicht zweifeln wohl aber das in Frage stellen, ob der eingeschlagene Weg, zur Hebung der einheimischen Industrie in ihrer Concurrenz mit der englischen der richtige ist. Wenn auf diesem Wege und durch diese Mittel, wodurch das Vermögen in den Händen Weniger sich concentriren muß, ganze Klassen Industrieller in ihren Geschäften ruinirt, ganze Massen von Arbeitern in ihren heimischen Verhältnissen brodlos gemacht, zum Theil auf die revolutionärste Weise der Welt aus ihren gewohnten Umgebungen gezogen und urplötzlich des Brodes willen auf fremden Boden verpflanzt werden ꝛc. — so scheint uns diese seit lange geübte, jetzt immer mehr in's Große getriebene Behandlung industrieller, merkantiler, überhaupt materieller Gegenstände und Verhältnisse denn doch gar arge und viele Bedenken für eine wahrhaft conservative Politik zu bieten.

Wir haben nichts gegen die Erfindungen der Neuzeit noch auch gegen den durch die Einführung des Maschinenwesens bedingten Uebergang der kleinern Industrie in die große, weil uns derselbe an sich eine nothwendige und dem Heil und Wohl der Menschheit im Ganzen ersprießliche Entwickelung zu seyn scheint: nur gegen die Art dieses Uebergangs, gegen die Weise, wie das Maschinenwesen in die Industrie eingeführt und in immer größeren Maßstäben durchgeführt wird, sprechen wir das Bedenken aus, daß diese Umgestaltung der Industrie und der industriellen Verhältnisse auf bloßer rohen Gewalt, der des Geldes nämlich, beruhe, und an und in sich selbst revolutionärer Natur sei.

Daß das Geld eine Macht ist, läugnet Niemand, ebenso wenig, daß diese Macht seit der Entdeckung Amerika's zu einer unverhältnißmäßig großen Bedeutung und früher nicht in der Welt gekannten Stellung gekommen. Ueber die Natur dieser Macht aber, ihre Wesenheit und Wirkungsweise scheint in sofern im Allgemeinen

noch eine große Unklarheit, namentlich auch in der politischen Welt, vorzuherrschen, als man weder in der Theorie noch Praxis bisher anerkannt hat, daß das keinen höheren sittlichen Beziehungen unterworfene und gleichsam untergebene bloße Geld eine rohe Gewalt ist, eine Gewalt eben so bloß physischer Art und eben daher von Rechtswegen in einem wohlgeordneten Staats- und Gesellschafts-Wesen ebenso unberechtigt und in ihrer Aeußerung eben solchen sittlichen und gesetzlichen Schranken unterworfen, wie die bloß physischen Kräfte der Arme ꝛc. Wie ich in einem wohlgeordneten Staate keinen Menschen schlagen darf, selbst dann nicht, wenn er mir Unrecht gethan, überhaupt nicht die Ueberlegenheit meiner physischen Körperkräfte im gesellschaftlichen Verkehr in irgend eine Anwendung bringen kann, sondern alle Schlichtung derartiger Verhältnisse den Gesetzen und den Gerichten überlassen muß, die im modernen Staat mit allem Recht auch an die Stelle des zum geordneten Duell ausgebildeten Faustkampfs getreten sind: so müßte, meinen wir, nicht minder als die Concurrenz der bloß physischen Körperkräfte, auch die Concurrenz der bloß physischen Besitzes- und Geldkräfte höheren Ordnungen und sittlichen Gesetzen unterworfen seyn. Es ist am Ende dasselbe, ob man Jemand körperlich Gewalt anthut durch die Kraft der Hände, oder aber durch die überlegene Kraft des Geldes ihn seiner Existenz beraubt. Daß das Letztere unter dem schönen Titel der in irriger öffentlicher Meinung als ein ziemlich allgemeines Vorurtheil feststehenden sogenannten „unbedingten Concurrenz" geschieht, macht die böse Sache nicht anders, entschuldigt nur die Einzelnen, welche, durch das Vorurtheil mit verblendet, an der schlimmen Praxis Theil nehmen. Auch daß in der Concurrenz die allgemeinen Eigenthumsgesetze geltend und gewahrt bleiben, hebt nicht ihre Signatur, als eine rohe physische Gewaltanwendung, auf. Diese Gesetze in ihrer Allgemeinheit beziehen sich bloß auf den Besitz als solchen, nicht auf die Anwendung und Uebung der Gewalt, die er verleiht, und die Ermordung einer fremden Existenz durch die bloße Ueberlegenheit des Geldes damit entschuldigen wollen, daß die tödtliche Concurrenz ganz innerhalb und mit Wahrung der bestehenden Eigenthumsrechte stattgefunden, ist nach unserer Ansicht ungefähr dasselbe, als wenn man einen Todtschläger damit entschuldigen wollte, daß seine Mord-

Instrumente nicht gestohlen, sondern ehrlich erworben gewesen, und daß er den Getödteten nicht bestohlen und beraubt habe.

Es versteht sich ganz von selbst, und wir wiederholen es hier auf das nachdrücklichste, daß wir mit dem Gesagten nicht die einzelnen Personen oder Gesellschaftsklassen, welche auf dem industriellen Schlachtfelde stehen und an dem nicht blutigen, aber tödtlichen Kampfe Aller gegen Alle Theil nehmen, schwerer individueller Vergehen beschuldigen wollen: wir klagen hier nur den Zusammenhang an, die Regel, das falsche Recht oder vielmehr die Rechtlosigkeit, welche als eine Consequenz der neuen unchristlichen Ansichts- und Denkweisen über das wirthschaftliche Leben in diesem ganzen Zusammenhang der socialen Verhältnisse herrschend und zu einem festen Vorurtheil geworden sind, so daß ein Zweifel an der innern Recht- und Vernunftmäßigkeit dieser Ordnung der socialen Dinge der öffentlichen Meinung unserer Tage schlimmer als die ärgste Ketzerei erscheint. Das vielgepriesene laisser faire des Liberalismus ist in der öffentlichen Meinung zum festesten Vorurtheil, gleichsam zum Haupt- und Grundaxiom des wirthschaftlichen Lebens geworden, damit ist die willkürliche Gewalt in industriellen Dingen zum Recht erhoben in einer Zeit, die sonst überall auf ihre Vernunft pocht und mit der Freiheit und Geistigkeit ihres Strebens groß thut. Wahrhaftig, dieser Widerspruch, daß sonst überall das Recht, und n u r das Recht und die Vernunft, in der Industrie aber die physische Gewalt und bloße Willkür des Geld-Besitzers herrschen soll, entehrt unsere Zeit, stellt ein niederschlagendes Armuths-Zeugniß für ihren Verstand dar, ist eine ihrer größten Lügen. **Soll dieser Widerspruch gehoben, die Lüge beseitigt werden, dann muß auch in den socialen Dingen, in den wirthschaftlichen Verhältnissen, dem industriellen Leben insbesondere, der Geist wieder zur Herrschaft über die Materie kommen, die Vernunft und das sittliche Recht die irdischen und praktischen Verhältnisse durchbilden, ein vernünftiger Wille und eine weise Politik und nicht eine vergrößerungssüchtige Plutokratie mit willkürlichen Speculationen die Entwickelung der Industrie leiten.**

Es wäre in der That wenig Hoffnung, daß der große Gegensatz zwischen Geist und Materie, zwischen einer vernünftigen Wirth-

schafts-Politik und der rohen plutokratischen Gewalt sobald zu Gunsten der ersteren zum Austrag kommen würde, wenn nicht die Thatsachen selbst die Unwahrheit der bisherigen wirthschaftlichen Doctrinen mit einer Kraft predigten, die auch eine siebenfache Taubheit nicht lange mehr überhören kann. Ist es denn möglich, mit den bestehenden Zuständen des Staats, mit den Grundlagen unserer ganzen Gesellschafts-Verfassung vereinbar, daß die industrielle Produktion zum großen Theil in die Hände weniger Kapitalisten kömmt, die als unbeschränkte Besitzer ungeheuren Vermögens in ihrer Art weit mächtigere Souveraine sind, als irgend ein Monarch der Welt? Kann es denn mit der Vernunft und dem innern Recht übereinstimmen, daß diese Wenigen befugt und ungehindert sind, Tausende von Existenzen zu untergraben, wenn und wo es ihnen gefällt, ohne daß auch nur im Geringsten von einer andern Ordnung der Verhältnisse der Betheiligten die Rede sei? Wenn ein derartiger Umsturz unzähliger wirthschaftlichen Stellungen durch die Gewalt des Geldes nicht Revolution ist, dann gibt es überhaupt keine. Wenn es nicht Revolution ist, auf einen bloßen speculativen Einfall hin, ganze Arbeiter-Bevölkerungen ohne weiteres, ohne allen ausgleichenden Ersatz um ihre ganze bisherige Existenz-Lage zu bringen, sie ihren gegebenen Verhältnissen zu entreißen, und sie auf einen für sie ganz ungeschichtlichen Boden zu verpflanzen, dann ist die Revolution ein bloßer leerer Begriff, ein Phantasma, dem gar keine Realität entspricht. Ja, die wirthschaftliche Revolution ist eben auch Revolution, sie ist im Grunde die Bedingung, die Veranlassung und Ursache der politischen Revolution des vorigen und jetzigen Jahrhunderts gewesen, und die Fortsetzung dieser wirthschaftlichen Revolution, d. h. die fortwährende Uebung der Gewalt im wirthschaftlichen Leben und Handeln gegen die bestehende factische Ordnung und das innere Recht der menschlichen Verhältnisse, würde unfehlbar auch zu einer neuen politischen Revolution führen müssen, welche die früheren in eben dem Maße und Umfang und einschneidender Bedeutung überragen dürfte, als die heutige revolutionäre Entwickelung der Industrie der früheren an Größe und Gewalt weit überlegen ist. — Es ist zu hoffen nicht nur, sondern zu glauben auch, daß von diesem Punkte aus und bei den rapiden Fortschritten, welche die Plutokratie auf der einen, der Pauperismus auf der andern Seite macht,

um so eher die theoretische und praktische Politik aus den Nebel-Regionen abstrakter staatsrechtlichen Beziehungen ꝛc. wieder zu den concreten Wirthschafts-Verhältnissen zurückkehren und dem ökonomischen und mithin auch dem industriellen Leben eine vernünftige, geistige Gestalt zu geben suchen wird. Eine solche wieder auf das concrete Leben gerichtete Politik müßte bald als eine ihrer Haupt-Aufgaben erkennen, die Entwickelung der Industrie wieder in die conservative Bahn zu leiten und nach vernünftigen Gesetzen so zu regeln, daß z. B. jeder Zweig der industriellen Arbeit, der bei einer neuen Stufe des Fortschritts eine Veränderung erleidet, durch einen allmäligen geordneten Uebergang in der neuen Gestaltung der Dinge einen neuen Platz und Verwendung fände. Wenn von einem Vernunft-Recht überhaupt die Rede seyn kann und darf, so gehört dazu sicher die Verpflichtung der Gesellschaft, denjenigen Klassen, die durch die Entwickelung des wirthschaftlichen und industriellen Lebens aus ihrer alt hergebrachten Lebenslage und bürgerlichen Existenz gedrängt werden, dafür einen Uebergang in die neue Ordnung der Dinge zu vermitteln. Die Doctrin der liberalen und rationalistischen Schule, welche alle diese Dinge sich selbst überlassen will und es dem bloßen Zufall anheim gibt und ruhig zusieht, wenn Hunderttausende durch die Einführung irgend einer neuen Maschine um ihre Existenz kommen, während Einer oder Einige unermeßlich reich werden, ist in der Theorie purer Widersinn und führt in der Praxis zur rohesten Barbarei. Es kann bei den Erfahrungen der Gegenwart nicht fehlen, daß das rationalistisch liberale System auch auf diesem Gebiete in seinem totalen Irrationalismus erkannt und die Maxime des Gehenlassens der wirthschaftlichen Dinge der bessern Einsicht von der Nothwendigkeit einer allseitigen Organisation und Leitung der socialen Fortentwicklung Platz machen werde.

Mit dieser Einsicht in die Nothwendigkeit wäre freilich die Sache selbst noch nicht, aber doch so viel gewonnen, daß dann nicht mehr, wie bisher, jede Stufe der industriellen Weiterbewegung unbedingt schon als solche als ein Fortschritt begrüßt und allseitig gefördert würde, ohne Rücksicht darauf, welche Bedeutung und Stellung sie im volkswirthschaftlichen Gesammtleben hat. Es ist fast komisch, wie man sich in neuerer Zeit vor den Franzosen

oder Russen bange macht, daß sie kommen möchten und das Bischen deutscher Nationalität und germanischer Freiheit darüber zu Grunde gehen könnte, während man den weit größeren Feind des Deutschthums und der Freiheit, die Plutokratie, ohne Arg bis zu einer riesenhaften Größe anwachsen läßt. Ein Volk, von dem der größte Theil dem Pauperismus anheim gefallen, hat keine wahre Nationalität noch Freiheit mehr; keine Nationalität, es ist in zwei Theile auseinander gegangen, von denen der eine, größere, in den Kümmernissen des täglichen Lebens die nationalen Eigenschaften durch das unablässige Ringen nach Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse mit allem Sinn für Volksthum rc. einbüßt; keine Freiheit: die gänzliche materielle Abhängigkeit des Proletariers, wie sie die Consequenz der jetzigen socialen Fortbewegung seyn würde, ist, bei aller Verbriefung formeller Freiheit, ein Gegensatz gegen das Wesen wirklicher Freiheit, der ihr nicht viel minder widerspricht, als die Knute des Czarthums. Mit der Einsicht von dem wahren Stande der gegenwärtigen Lage der Dinge müßte sich mit der Zeit die Gesinnung der Nation in Bezug auf die Schätzung und Würdigung der industriellen Thatsachen und Ereignisse ganz verändern und eine sittliche Atmosphäre bilden, die dem Fortgang der socialen Zerklüftung und der Tyrannis des Geldes zunächst wenigstens Schranken entgegensetzte. Weiterhin aber läßt sich von der wachsenden Einsicht in die politische Natur der wirthschaftlichen Dinge auch die Gestaltung positiverer Bestrebungen in der Verwirklichung religiös-sittlicher Ideen im gesellschaftlichen Leben erwarten. Der Mammon, die Materie, mag noch so mächtig geworden seyn in der Welt, auf die Dauer können sie in der Christenheit nicht die Herrschaft behaupten, im Christenthum ist der Geist, die unsterbliche Seele höher gestellt, als alle vergänglichen Güter der Erde. Das Uebergewicht des Geldes ist nur da und so lange möglich, als die irdischen Angelegenheiten dem Einfluß des Christenthums entzogen sind. Daß in den letzten Jahrhunderten bis in diese Zeit das wirthschaftliche Leben der Menschen vom Glauben abgewendet und nicht durchdrungen war von den Ideen des Christenthums, das ist der letzte Grund, warum das Metall übergewaltig geworden ist. Seine Schätzung und seine Macht und mithin seine Stellung im Leben muß wieder vor höheren Potenzen zurücktreten, wenn die

Geschäfte, sinkt natürlich ihr Credit und mithin die Lust, Kapitalien an sie auszuleihen; da nun das Geld auf andere Weise untergebracht werden muß, so steigt auf der einen Seite der Preis des Grundeigenthums in enormem Maße, auf der andern werden immer neue große Unternehmungen auf Actien begonnen, d. h. also, die Kapitalisten ꝛc. werden durch den Ueberfluß des Geldes dazu getrieben, einen immer größeren Theil der Gesammtproduktion, mithin des möglichen Gesammterwerbes und Verdienstes, an sich zu bringen, und also den andern Klassen zu entziehen. Die Herrschaft des Kapitals wächst demnach, auch ohne den subjectiv bösen Willen der Einzelnen, aus und durch sich selbst, beherrscht und bemeistert immer mehr die Produktion durch die Macht des bloßen Geldes. Das ist die Plutokratie in volkswirthschaftlicher Beziehung.

Wie weit die Plutokratie in der Richtung auf Occupation der Produktion hier fortzuschreiten im Begriffe steht, zeigt unter Andern die Gründung einer Baumwollen-Maschinen-Spinnerei und Weberei in Köln, einer andern in München-Gladbach, die, mit ungeheuern Kapitalien auf Actien unternommen, bald alle verwandten Unternehmungen und Geschäfte von mittlerm und kleinerm Umfange durch die Concurrenz zu Tode drücken werden. Waren es bis jetzt nur die Arbeiter und Handarbeiter aller Art, überhaupt die kleineren Gewerbe, welche, in ihrem Geschäftsbetrieb durch die Einführung einer fabrikmäßigen Herstellung ihrer Produkte durch Maschinen überboten, in ihren social-bürgerlichen Verhältnissen zu Grunde gingen, so sind es nun Fabrikanten selbst, Inhaber von bedeutenden Maschinen-Etablissements, welche nach diesem Gang der Dinge unfehlbar werden vor dem größeren Kapital die Waffen strecken müssen. In diesem Zweig des rheinischen Fabrikwesens wird voraussichtlich bald kein Unternehmer mehr bestehen können, der nicht über Millionen disponiren kann. Ist aber einmal in diesen Zweigen die Bahn geöffnet, so wird es schwerlich unter den bestehenden Umständen fehlen können, daß nicht auch allmählig in allen andern Bereichen der Industrie mit Millionen ausgerüstete Actien-Gesellschaften alle minder großen Geschäfte erdrücken und unmöglich machen, mithin die Produktion allein an sich reißen. Die Lust zu derlei Unternehmungen scheint unter den großen Kapitalisten in sehr

starkem Maße vorhanden zu seyn. So steht jetzt schon wieder die Gründung einer Maschinen-Bau-Anstalt mit einem Kapital von drei Millionen in Aussicht. Um sich einen Begriff von dem kolossalen Reichthum zu machen, der sich in den Händen dieser wenigen Einzelnen zusammenhäuft, die unter sich wie in einer Art von Bündniß miteinander stehen, die Mehrzahl der Actien und also der Stimmen in den Verwaltungsräthen der verschiedenen Unternehmungen, und mithin die Leitung derselben, in ihren Händen behalten, mag die Angabe genügen, daß ein Hauptbetheiligter an derartigen Unternehmungen bloß in seiner Eigenschaft als Beamter, Mitdirektor verschiedener Actien- rc. Gesellschaften ein reines jährliches Einkommen von 30,000 Thalern beziehen soll. Rechnet man hierzu den Ertrag der Dividenden, die Steigerung des Kapitalwerthes der Actien an und für sich selbst, die bei denen der Köln-Mindener-Eisen-Bahn über 60 pCt. beträgt, so ergibt sich eine wahrhaft kolossale Vermehrung des Vermögens Einzelner durch solche Unternehmungen. Dazu kömmt noch, daß die Kaufleute, welche die Actien-Gesellschaften leiten, bisweilen vor der Begründung derselben dadurch einen ungeheuren Vortheil haben, daß sie erforderliche Grundstücke vorab kaufen, und dann erst, natürlich mit großem Gewinn, der später in's Leben tretenden Actien-Gesellschaft verkaufen. Sie beziehen also in einigen Fällen einen dreifachen Nutzen: den als ursprüngliche Begründer und Verkäufer der Unternehmungen, die Dividenden ihres großen Antheils an den Actien, und ein Theil aus ihnen noch enorme Gehälter als Oberleiter und Beamten der Gesellschaft. Es wird nicht fehlen können, daß bei diesem Gange der Dinge nach einigen Jahren am Rhein eine Plutokratie besteht, die bei dem allgemeinen Sinken der geringeren Vermögensbestände eine wahre Oligarchie darstellt.

Unsere Regierung hat bis jetzt wenig gethan, um diesen Gang der Dinge zu hemmen oder aufzuheben, sie scheint die Bedeutung dieser materiellen Entwicklungen in unsrer nur allzusehr und ausschließlich mit der hohen Politik beschäftigten Zeit allzuwenig zu würdigen. Man könnte auffallend finden, mit welcher Leichtigkeit der Staat derartige große Unternehmungen zuläßt oder gar befördert, obgleich offenbar durch dieselben der inländischen Gesammt-

Industrie ungeheuer geschadet wird, wenn sich nicht bei ihm die Ansicht voraussetzen ließe, daß die Begründung von solchen Etablissements in solcher kolossalen Großartigkeit in sofern dem Interesse des Landes entspreche, als dadurch von diesem die englische Concurrenz siegreicher als bisher bestanden werde. An der Richtigkeit solcher einzelnen Gründe und Motive für die Beförderung solcher Actien-Unternehmungen im kolossalsten Maßstab wollen wir durchaus nicht zweifeln wohl aber das in Frage stellen, ob der eingeschlagene Weg, zur Hebung der einheimischen Industrie in ihrer Concurrenz mit der englischen der richtige ist. Wenn auf diesem Wege und durch diese Mittel, wodurch das Vermögen in den Händen Weniger sich concentriren muß, ganze Klassen Industrieller in ihren Geschäften ruinirt, ganze Massen von Arbeitern in ihren heimischen Verhältnissen brodlos gemacht, zum Theil auf die revolutionärste Weise der Welt aus ihren gewohnten Umgebungen gezogen und urplötzlich des Brodes willen auf fremden Boden verpflanzt werden rc. — so scheint uns diese seit lange geübte, jetzt immer mehr in's Große getriebene Behandlung industrieller, merkantiler, überhaupt materieller Gegenstände und Verhältnisse denn doch gar arge und viele Bedenken für eine wahrhaft conservative Politik zu bieten.

Wir haben nichts gegen die Erfindungen der Neuzeit noch auch gegen den durch die Einführung des Maschinenwesens bedingten Uebergang der kleinern Industrie in die große, weil uns derselbe an sich eine nothwendige und dem Heil und Wohl der Menschheit im Ganzen ersprießliche Entwickelung zu seyn scheint: nur gegen die Art dieses Uebergangs, gegen die Weise, wie das Maschinenwesen in die Industrie eingeführt und in immer größeren Maßstäben durchgeführt wird, sprechen wir das Bedenken aus, daß diese Umgestaltung der Industrie und der industriellen Verhältnisse auf bloßer rohen Gewalt, der des Geldes nämlich, beruhe, und an und in sich selbst revolutionärer Natur sei.

Daß das Geld eine Macht ist, läugnet Niemand, ebenso wenig, daß diese Macht seit der Entdeckung Amerika's zu einer unverhältnißmäßig großen Bedeutung und früher nicht in der Welt gekannten Stellung gekommen. Ueber die Natur dieser Macht aber, ihre Wesenheit und Wirkungsweise scheint in sofern im Allgemeinen

noch eine große Unklarheit, namentlich auch in der politischen Welt, vorzuherrschen, als man weder in der Theorie noch Praxis bisher anerkannt hat, daß das keinen höheren sittlichen Beziehungen unterworfene und gleichsam untergebene bloße Geld eine rohe Gewalt ist, eine Gewalt eben so bloß physischer Art und eben daher von Rechtswegen in einem wohlgeordneten Staats- und Gesellschafts-Wesen ebenso unberechtigt und in ihrer Aeußerung eben solchen sittlichen und gesetzlichen Schranken unterworfen, wie die bloß physischen Kräfte der Arme rc. Wie ich in einem wohlgeordneten Staate keinen Menschen schlagen darf, selbst dann nicht, wenn er mir Unrecht gethan, überhaupt nicht die Ueberlegenheit meiner physischen Körperkräfte im gesellschaftlichen Verkehr in irgend eine Anwendung bringen kann, sondern alle Schlichtung derartiger Verhältnisse den Gesetzen und den Gerichten überlassen muß, die im modernen Staat mit allem Recht auch an die Stelle des zum geordneten Duell ausgebildeten Faustkampfs getreten sind: so müßte, meinen wir, nicht minder als die Concurrenz der bloß physischen Körperkräfte, auch die Concurrenz der bloß physischen Besitzes- und Geldkräfte höheren Ordnungen und sittlichen Gesetzen unterworfen seyn. Es ist am Ende dasselbe, ob man Jemand körperlich Gewalt anthut durch die Kraft der Hände, oder aber durch die überlegene Kraft des Geldes ihn seiner Existenz beraubt. Daß das Letztere unter dem schönen Titel der in irriger öffentlicher Meinung als ein ziemlich allgemeines Vorurtheil feststehenden sogenannten „unbedingten Concurrenz“ geschieht, macht die böse Sache nicht anders, entschuldigt nur die Einzelnen, welche, durch das Vorurtheil mit verblendet, an der schlimmen Praxis Theil nehmen. Auch daß in der Concurrenz die allgemeinen Eigenthumsgesetze geltend und gewahrt bleiben, hebt nicht ihre Signatur, als eine rohe physische Gewaltanwendung, auf. Diese Gesetze in ihrer Allgemeinheit beziehen sich bloß auf den Besitz als solchen, nicht auf die Anwendung und Uebung der Gewalt, die er verleiht, und die Ermordung einer fremden Existenz durch die bloße Ueberlegenheit des Geldes damit entschuldigen wollen, daß die tödtliche Concurrenz ganz innerhalb und mit Wahrung der bestehenden Eigenthumsrechte stattgefunden, ist nach unserer Ansicht ungefähr dasselbe, als wenn man einen Todtschläger damit entschuldigen wollte, daß seine Mord-

Instrumente nicht gestohlen, sondern ehrlich erworben gewesen, und daß er den Getödteten nicht bestohlen und beraubt habe.

Es versteht sich ganz von selbst, und wir wiederholen es hier auf das nachdrücklichste, daß wir mit dem Gesagten nicht die einzelnen Personen oder Gesellschaftsklassen, welche auf dem industriellen Schlachtfelde stehen und an dem nicht blutigen, aber tödtlichen Kampfe Aller gegen Alle Theil nehmen, schwerer individueller Vergehen beschuldigen wollen: wir klagen hier nur den Zusammenhang an, die Regel, das falsche Recht oder vielmehr die Rechtlosigkeit, welche als eine Consequenz der neuen unchristlichen Ansichts- und Denkweisen über das wirthschaftliche Leben in diesem ganzen Zusammenhang der socialen Verhältnisse herrschend und zu einem festen Vorurtheil geworden sind, so daß ein Zweifel an der innern Recht- und Vernunftmäßigkeit dieser Ordnung der socialen Dinge der öffentlichen Meinung unserer Tage schlimmer als die ärgste Ketzerei erscheint. Das vielgepriesene laisser faire des Liberalismus ist in der öffentlichen Meinung zum festesten Vorurtheil, gleichsam zum Haupt- und Grundaxiom des wirthschaftlichen Lebens geworden, damit ist die willkürliche Gewalt in industriellen Dingen zum Recht erhoben in einer Zeit, die sonst überall auf ihre Vernunft pocht und mit der Freiheit und Geistigkeit ihres Strebens groß thut. Wahrhaftig, dieser Widerspruch, daß sonst überall das Recht, und nur das Recht und die Vernunft, in der Industrie aber die physische Gewalt und bloße Willkür des Geld-Besitzers herrschen soll, entehrt unsere Zeit, stellt ein niederschlagendes Armuths-Zeugniß für ihren Verstand dar, ist eine ihrer größten Lügen. Soll dieser Widerspruch gehoben, die Lüge beseitigt werden, dann muß auch in den socialen Dingen, in den wirthschaftlichen Verhältnissen, dem industriellen Leben insbesondere, der Geist wieder zur Herrschaft über die Materie kommen, die Vernunft und das sittliche Recht die irdischen und praktischen Verhältnisse durchbilden, ein vernünftiger Wille und eine weise Politik und nicht eine vergrößerungssüchtige Plutokratie mit willkürlichen Speculationen die Entwickelung der Industrie leiten.

Es wäre in der That wenig Hoffnung, daß der große Gegensatz zwischen Geist und Materie, zwischen einer vernünftigen Wirth-

schafts-Politik und der rohen plutokratischen Gewalt sobald zu Gunsten der ersteren zum Austrag kommen würde, wenn nicht die Thatsachen selbst die Unwahrheit der bisherigen wirthschaftlichen Doctrinen mit einer Kraft predigten, die auch eine siebenfache Taubheit nicht lange mehr überhören kann. Ist es denn möglich, mit den bestehenden Zuständen des Staats, mit den Grundlagen unserer ganzen Gesellschafts-Verfassung vereinbar, daß die industrielle Produktion zum großen Theil in die Hände weniger Kapitalisten kömmt, die als unbeschränkte Besitzer ungeheuren Vermögens in ihrer Art weit mächtigere Souveraine sind, als irgend ein Monarch der Welt? Kann es denn mit der Vernunft und dem innern Recht übereinstimmen, daß diese Wenigen befugt und ungehindert sind, Tausende von Existenzen zu untergraben, wenn und wo es ihnen gefällt, ohne daß auch nur im Geringsten von einer andern Ordnung der Verhältnisse der Betheiligten die Rede sei? Wenn ein derartiger Umsturz unzähliger wirthschaftlichen Stellungen durch die Gewalt des Geldes nicht Revolution ist, dann gibt es überhaupt keine. Wenn es nicht Revolution ist, auf einen bloßen speculativen Einfall hin, ganze Arbeiter-Bevölkerungen ohne weiteres, ohne allen ausgleichenden Ersatz um ihre ganze bisherige Existenz-Lage zu bringen, sie ihren gegebenen Verhältnissen zu entreißen, und sie auf einen für sie ganz ungeschichtlichen Boden zu verpflanzen, dann ist die Revolution ein bloßer leerer Begriff, ein Phantasma, dem gar keine Realität entspricht. Ja, die wirthschaftliche Revolution ist eben auch Revolution, sie ist im Grunde die Bedingung, die Veranlassung und Ursache der politischen Revolution des vorigen und jetzigen Jahrhunderts gewesen, und die Fortsetzung dieser wirthschaftlichen Revolution, d. h. die fortwährende Uebung der Gewalt im wirthschaftlichen Leben und Handeln gegen die bestehende factische Ordnung und das innere Recht der menschlichen Verhältnisse, würde unfehlbar auch zu einer neuen politischen Revolution führen müssen, welche die früheren in eben dem Maße und Umfang und einschneidender Bedeutung überragen dürfte, als die heutige revolutionäre Entwickelung der Industrie der früheren an Größe und Gewalt weit überlegen ist. — Es ist zu hoffen nicht nur, sondern zu glauben auch, daß von diesem Punkte aus und bei den rapiden Fortschritten, welche die Plutokratie auf der einen, der Pauperismus auf der andern Seite macht,

um so eher die theoretische und praktische Politik aus den Nebel-Regionen abstrakter staatsrechtlichen Beziehungen ꝛc. wieder zu den concreten Wirthschafts-Verhältnissen zurückkehren und dem ökonomischen und mithin auch dem industriellen Leben eine vernünftige, geistige Gestalt zu geben suchen wird. Eine solche wieder auf das concrete Leben gerichtete Politik müßte bald als eine ihrer Haupt-Aufgaben erkennen, die Entwickelung der Industrie wieder in die conservative Bahn zu leiten und nach vernünftigen Gesetzen so zu regeln, daß z. B. jeder Zweig der industriellen Arbeit, der bei einer neuen Stufe des Fortschritts eine Veränderung erleidet, durch einen allmäligen geordneten Uebergang in der neuen Gestaltung der Dinge einen neuen Platz und Verwendung fände. Wenn von einem Vernunft-Recht überhaupt die Rede seyn kann und darf, so gehört dazu sicher die Verpflichtung der Gesellschaft, denjenigen Klassen, die durch die Entwickelung des wirthschaftlichen und industriellen Lebens aus ihrer alt hergebrachten Lebenslage und bürgerlichen Existenz gedrängt werden, dafür einen Uebergang in die neue Ordnung der Dinge zu vermitteln. Die Doctrin der liberalen und rationalistischen Schule, welche alle diese Dinge sich selbst überlassen will und es dem bloßen Zufall anheim gibt und ruhig zusieht, wenn Hunderttausende durch die Einführung irgend einer neuen Maschine um ihre Existenz kommen, während Einer oder Einige unermeßlich reich werden, ist in der Theorie purer Widersinn und führt in der Praxis zur rohesten Barbarei. Es kann bei den Erfahrungen der Gegenwart nicht fehlen, daß das rationalistisch liberale System auch auf diesem Gebiete in seinem totalen Irrationalismus erkannt und die Maxime des Gehenlassens der wirthschaftlichen Dinge der bessern Einsicht von der Nothwendigkeit einer allseitigen Organisation und Leitung der socialen Fortentwicklung Platz machen werde.

Mit dieser Einsicht in die Nothwendigkeit wäre freilich die Sache selbst noch nicht, aber doch so viel gewonnen, daß dann nicht mehr, wie bisher, jede Stufe der industriellen Weiterbewegung unbedingt schon als solche als ein Fortschritt begrüßt und allseitig gefördert würde, ohne Rücksicht darauf, welche Bedeutung und Stellung sie im volkswirthschaftlichen Gesammtleben hat. Es ist fast komisch, wie man sich in neuerer Zeit vor den Franzosen

oder Russen bange macht, daß sie kommen möchten und das Bischen deutscher Nationalität und germanischer Freiheit darüber zu Grunde gehen könnte, während man den weit größeren Feind des Deutschthums und der Freiheit, die Plutokratie, ohne Arg bis zu einer riesenhaften Größe anwachsen läßt. Ein Volk, von dem der größte Theil dem Pauperismus anheim gefallen, hat keine wahre Nationalität noch Freiheit mehr; keine Nationalität, es ist in zwei Theile auseinander gegangen, von denen der eine, größere, in den Kümmernissen des täglichen Lebens die nationalen Eigenschaften durch das unablässige Ringen nach Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse mit allem Sinn für Volksthum rc. einbüßt; keine Freiheit: die gänzliche materielle Abhängigkeit des Proletariers, wie sie die Consequenz der jetzigen socialen Fortbewegung seyn würde, ist, bei aller Verbriefung formeller Freiheit, ein Gegensatz gegen das Wesen wirklicher Freiheit, der ihr nicht viel minder widerspricht, als die Knute des Czarthums. Mit der Einsicht von dem wahren Stande der gegenwärtigen Lage der Dinge müßte sich mit der Zeit die Gesinnung der Nation in Bezug auf die Schätzung und Würdigung der industriellen Thatsachen und Ereignisse ganz verändern und eine sittliche Atmosphäre bilden, die dem Fortgang der socialen Zerklüftung und der Tyrannis des Geldes zunächst wenigstens Schranken entgegensetzte. Weiterhin aber läßt sich von der wachsenden Einsicht in die politische Natur der wirthschaftlichen Dinge auch die Gestaltung positiverer Bestrebungen in der Verwirklichung religiös-sittlicher Ideen im gesellschaftlichen Leben erwarten. Der Mammon, die Materie, mag noch so mächtig geworden seyn in der Welt, auf die Dauer können sie in der Christenheit nicht die Herrschaft behaupten, im Christenthum ist der Geist, die unsterbliche Seele höher gestellt, als alle vergänglichen Güter der Erde. Das Uebergewicht des Geldes ist nur da und so lange möglich, als die irdischen Angelegenheiten dem Einfluß des Christenthums entzogen sind. Daß in den letzten Jahrhunderten bis in diese Zeit das wirthschaftliche Leben der Menschen vom Glauben abgewendet und nicht durchdrungen war von den Ideen des Christenthums, das ist der letzte Grund, warum das Metall übergewaltig geworden ist. Seine Schätzung und seine Macht und mithin seine Stellung im Leben muß wieder vor höheren Potenzen zurücktreten, wenn die

Geister, erkennend, wohin sie der bis jetzt gegangene Weg geführt hat, auch auf wirthschaftlichem Gebiete Buße thun für ihre Abwendung vom Höheren, und, weil zu Gott, auch zu geistigen Principien auch in der Oekonomie zurückkehren, und dadurch die Gestaltung einer neuen geistigen Weltordnung möglich machen und die Wirksamkeit geistig-politischer Mächte und Stellungen im socialen Leben zulassen, die den rohen Einfluß des Geldes aufheben und bewältigen können.

Da sich, wie unter Anderm im letzten Mai die Feier der Declaration der unbefleckten Empfängniß zeigte, auch am Rhein das religiöse Leben mächtig hebt, so dürfte auch für diese in besonderm Maße an den socialen Consequenzen des doctrinären Liberalismus leidenden Gegenden die Möglichkeit zu einem Anfang volkswirthschaftlicher Reorganisation nicht fern seyn. Vielleicht ist der Rhein eben darum, weil er in socialer Beziehung so tief zerklüftet und zerrissen ist, dazu ein vorzugsweis günstiger Boden. Die Sehnsucht seiner Bewohner nach einer andern Gestaltung der Dinge ist wenigstens eine sehr allgemeine und lebendige, und wenn es auch noch gar sehr an einem auch nur annähernden Verständnisse dessen fehlt, womit und wie die Zustände zum Bessern gewendet werden könnten, so wird doch auf wirthschaftlichem Gebiete der Rationalismus der kühnen Social-Politik, welche hier noththut, schwerlich irgend welche bedeutenden Hindernisse in den Weg legen können; dazu machen seine Grundsätze in ihrer praktischen Consequenz und Ausführung hier täglich mehr gar zu sehr Banquerot in der Volksmeinung.

XXV.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XIX.

Die Frage von der Kirchenverfassung.

A. Wie die Kirche verfaßt seyn soll? neuerdings streitig zwischen der Reaction unter sich und mit der Opposition. Oldenburg.

Wir haben gesehen: eine entweder unsichtbare oder aber nach ihrer sichtbaren Seite aller Sünde und allem Irrthum unterworfene Kirche ist einer göttlich garantirten äußern Glaubensnorm nicht mächtig, also auch nicht einer autoritativen kirchlichen Zucht. Um hier nun einen Schritt weiter zu gehen, so ist davon die Ursache und die Folge zugleich, daß eine solche Kirche auch einer wesentlichen Verfassung unfähig ist. Eine sichtbare (wahre und eigentliche) Kirche fordert durchaus eine feste und nothwendige, d. i. wesentliche Erscheinungsform oder Verfassung; die Reaction zweiten Stadiums geräth daher auch auf diesem Punkt unvermeidlich in ein bedenkliches Gedränge. Bei dem symbolmäßigen Begriff von Kirche dagegen ist die wahre oder eigentliche Kirche unsichtbar, vermag also natürlich gar nicht äußerlich verfaßt zu werden; die sichtbare kirchliche Masse aber ist eben an sich ein anorgani-

sches Ding und kann daher keinen Verfassungskeim in sich selber tragen. Es ist also ein Adiaphoron für die Kirche an sich, eine bloße Utilitätsfrage, in welchen Model die Masse der sichtbaren oder uneigentlich sogenannten Kirche gedrückt werde. Ob der Landesherr es sei, der sie formt und regiert, oder eine geistlich-weltliche Bureaukratie, oder auf demokratische Manier die Gemeinde, resp. die kirchliche Masse sich selbst, oder ein Gemisch der beiden ersten, oder eine Combination aller dreie — denn alle diese Möglichkeiten waren und sind wirklich — das ist für die eigentliche Kirche gleichgültig.

Bei den Katholiken heißt die Kirche in ihrer sichtbaren Verfassung Heilsanstalt nach dem ächten und rechten Sinne; dasselbe muß sie für die consequente Reaction zweiten Stadiums seyn. Nach dem symbolmäßigen Kirchenbegriff aber ist sie nur menschlich beliebte Kirchenordnung, Wort und Sakramente allein sind „Heilsanstalt.“ Wenn dieser Ausdruck auf dem ersten Reactionsstadium auch von der äußerlich verfaßten Kirche gebraucht wird, so muß man sich dadurch nur nicht beirren lassen; denn es ist sodann jedesmal etwas ganz Anderes darunter verstanden. So nennt z. B. Prof. Reuter in Breslau das äußerlich organisirte Kirchenthum „Heilsanstalt,“ er erklärt sich aber auch gleich über den Sinn der Benennung. Die Kirche, sagt er, ist nämlich „ein Doppelwesen ihrer dermaligen Existenz nach: sie ist organisirtes Kirchenthum und communio sanctorum“; dieses empirische Kirchenthum ist allerdings Heilsanstalt, nur daß es nicht göttlicher Abkunft, in diesem Systeme geregelter Institutionen und Ordnungen der wirkende Organismus des Heiles nicht zu suchen ist; sie ist ein Heilsanstaltliches, weil ohnedas die Sakramente und das Wort (die eigentliche „Heilsordnung“) nicht dem göttlichen Stiftungszwecke gemäß in Bewegung gesetzt werden könnten, sie ist aber deßhalb als unbedingt nur dienende kirchenordnungsmäßige Institution zu fassen*). „Wir

*) Reuter's Repertorium 1855. Juni S. 259 ff. — Wer übrigens

wollen", erklärt daher der Superintendent Brömel zu Lauenburg in seiner Austrittsencyclika ganz richtig, „vor dem grundstürzenden Irrthum bewahrt bleiben, der neuerlich vorgebracht worden ist, als gehörten die Kirchenordnungen zum Wesen der Kirche und seien neben der Schrift zweiten göttlichen Rangs, wir wollen vielmehr bleiben bei unsern Vätern, die nur reines Wort und reines Sakrament als Kirchenfaktoren betrachteten, alle äußern Ordnungen der Kirche aber als Ceremonien ansahen" **). Unter diesem Gesichtspunkte kann man natürlich alles, was kirchliche Verfassung heißt, ex officio auf's bagatellmäßigste behandeln: „Unsere Einheit ruht nicht in dem, was man Verfassung nennt, diese ist nur ein Geleise, worin der Kirchenwagen fährt; Ein Glaube, das ist unserer Einigkeit Grund und Band"; die armselige Erscheinung der Kirche ärgere diejenigen nicht, die „lieber den Kern, Gottes seliges Evangelium, genießen wollen, als mit Hülsen sich abspeisen lassen, als da sind Episcopat, Succession, Weihen rc." ***).

Den tiefsten Grund dieser principiellen Anschauungsweise werden wir abermals in der altprotestantischen Rechtfertigungs-Lehre finden. Eine nothwendig nach fester Form verfaßte Kirche ist anstaltliche Kirche; diese kann nichts Anderes bedeuten, als eine Institution zur Beseligung des Menschen, eine eigentliche Heilsanstalt; sobald daher die Kirche eine wesenhaft verfaßte ist, steht die einzelne Seele nicht mehr ohne Vermittlung dem rechtfertigenden Erlöser gegenüber, sie muß vielmehr durch diese Kirche sozusagen hindurchgehen.

---

von dem schauderhaften Wust sophistisch-speculativer Dialektik einen Begriff haben will, mit dem man diesen, d. i. den symbolmäßigen Kirchenbegriff etablirt, der lese Hrn. Reuter's Artikel über „Kirche und Amt" a. a. O.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 23. Juni 1855.

***) Sendschreiben der IV. General-Synode der evang.-luther. Kirche in Preußen. 1852; vgl. evang.-luther. Missionsblatt. 6. Jan. 1853.

Eine solche Mittelbarkeit des Verhältnisses zwischen dem Gläubigen und Christus ist aber der flagranteste Widerspruch gegen den Haupt- und Grundartikel von der Rechtfertigung. Löhe, der da, wie wir des Weitern sehen werden, geneigt ist, neben dem neulutherischen Amt im engern Sinne, d. h. neben den von eigens berufenen Trägern verwalteten Gnadenmitteln als den „Quell- und Sammelpunkten der sichtbaren wie der unsichtbaren Kirche", auch eine „Kirchen-Ordnung" *juris divini* anzuerkennen: Löhe fühlt den Widerspruch auch selber recht wohl. Man werde ihm, sagt er, die Sola-fides-Lehre entgegenhalten, werde ihm einwerfen: „nova lex, neutestamentliches Ceremonialgesetz, sola-fides angetastet!" Nur irrt Löhe, indem er damit sich ausreden zu können meint: „wenn diese Anordnungen der Apostel (die Kirchen-Ordnung) dem Sola-fides entgegenträten, dann könnte man sich am Ende auch nicht mehr wundern, wenn vor großem Mißtrauen in Alles, was sich nicht wörtlich in Sola-fides übersetzen läßt, die Gnadenmittel als Usurpatoren auf dem Felde der Gnaden angesehen würden"*). Allerdings, so gewiß liegt auch diese Consequenz in dem protestantischen Verhältniß des Gläubigen zu Christus, als Schwenkfeld nur der Erste der langen Reihe war, der noch zu Lebzeiten Luthers sie herausfand.

Gerade hier liegt auch der Punkt zu Tage, den die Reactionäre ersten Stadiums wie die Subjectivisten als Hauptruhm ihres Evangeliums gegen Rom erheben. Diese Unmittelbarkeit, diese Unfähigkeit ihrer Kirche, wesentlich kirchlich verfaßt zu seyn, ist es, was sie meinen, wenn sie die schöne und sublime „Innerlichkeit" ihres Kirchenthums der rauhen und trivialen „Aeußerlichkeit" des Katholicismus entgegenhalten. Namentlich reiten die Berliner gern den Parade-Gaul dieses Gegensatzes, und unter ihnen vor Allen Dr.

*) Löhe: Kirche und Amt. S. 18 ff.

Stahl. Dieser theologische Dilettant weiß freilich in der Regel selbst nicht, was seine bequemen Schlagworte eigentlich besagen wollen, weßhalb er auch mit jedem Schritte wieder sich selber widerspricht; indeß liegt hier der Widerspruch tiefer als in der Person des Herrn Stahl. Als er jüngst im Berliner „evangelischen Verein" bewies: daß es im Unterschiede von der allgemein christlichen eine specifisch „evangelische Toleranz" gebe, die nicht bloß ein Dulden und Schonen Andersgläubiger sei, sondern eine positive Anerkennung der gliedlichen Gemeinschaft an Christo — da erklärte er weiter: „solcher positiven Toleranz ist der Protestantismus fähig, weil er das Heil der Seelen nicht im Gehorsam gegen die äußere Kirche, sondern im Bande zu Christus sucht." Sichtlich ist hier die oben von uns bezeichnete „Innerlichkeit" sehr gut getroffen; das frühere Territorialkirchensystem hat sie zwar ganz verkannt, hat namentlich den Satz Hrn. Stahl's verworfen: „das Band zu Christus könne bestehen bei starker Abirrung in der Erkenntniß"; darauf ist aber der Pietismus gefolgt und hat die territorialistischen Fesseln gesprengt; „man fragt hier", sagt Hr. Stahl, „nicht mehr so ängstlich nach diesem oder jenem Lehrpunkt, sondern man fragt vor Allem: bist du ein Kind Gottes? diese Toleranz stammt aus der innern unsichtbaren Kirche" *). Man sieht, der Hauptruhm der „Innerlichkeit" ist demnach ganz ungeschmälert!

Nur ist unter diesen Umständen nicht wohl zu begreifen, wie man in demselben Athem wieder so hohen Werth auf die „Aeußerlichkeit" legen kann, daß Hr. Stahl unmittelbar darauf sich wieder um die äußerlich verfaßte Kirche gegen den Pietismus annimmt und dem letztern vorwirft: „er sei in Einseitigkeit verfallen und von der Aufgabe der Kirche gänzlich abgewichen." Das Princip des Independentismus, auf dem z. B. die große Evangelical Alliance ruht, verlangt:

*) Stahl: über christl. Toleranz. S. 14 ff.

jede Gemeinde müsse ihr Glaubensbekenntniß, ihre Gottesdienstordnung und Disciplin für sich allein festsetzen, keinerlei Kirchenregiment dürfe über ihr bestehen, keine Kirche dürfe sich selbst als die Kirche, die übrigen als Sekten betrachten. Man sollte meinen, dieses independentistische, wie andererseits das pietistische, Princip äußerlicher Verfassung oder vielmehr Nichtverfassung müßte recht eigentlich jener „innern unsichtbaren Kirche“ entsprechen. Und doch behauptet Hr. Stahl wieder: „der deutsche Protestantismus habe einen andern, einen höhern Beruf, sein Beruf sei nicht das Bündniß der Sekten, sondern die Einheit der Kirche“ *). Die „Aeußerlichkeit“ wäre also hier sogar wieder „höherer Beruf“ des deutschen Protestantismus. Und in derselben Richtung nimmt auch obengenannter Hr. Brömel wieder als ausgemachte Wahrheit an: „daß jede Kirche, die in der Welt auftreten und wirken will, ihre Formen und Ordnungen haben muß“ **).

Offenbar liegt hier der Schluß sehr nahe: Gott hat seine Kirche daher gleich bei ihrem Auftreten mit einer festen und also nothwendigen oder wesentlichen Verfassung versehen. Die Reformatoren hatten natürlich, auch abgesehen von der Rechtfertigungslehre, gute rein praktischen Gründe, einen Kirchenbegriff aufzustellen, der einer solchen Consequenz gottgegebener Verfassung auswich; nur dieser neue und seitdem symbolmäßige Kirchenbegriff ermöglichte es dem Protestantismus, seiner Sekte Titel und Rang einer Kirche zu verleihen. Es fragt sich aber zunächst, wie das zweite Reactions-Stadium dieser unserer Tage, d. i. wie das Neuluthérthum sich zur Frage verhält? Dasselbe ist an sich eine gründliche Correktur des symbolmäßigen Kirchenbegriffs, wird ihm also die Verfassung noch weiter eine bloße Frage der wüsten kirchlichen Masse seyn können? Seine Kirche ist eine förmliche

*) A. a. O. S. 19 ff.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 23. Juni 1855.

Heilsanstalt, wird es der Consequenz einer festen und nothwendigen Verfassung, also einer gottgegebenen, entgehen? Es behauptet ein göttlich instituirtes Lehr- und Gnadenmittel-Amt als besondern Stand, wird ihm das kirchliche Hirten- oder Regier-Amt ein Adiaphoron, eine bloße Zweckmäßigkeits-Frage seyn können? Selbstverständlich beantworten sich alle diese Fragen im Princip mit Nein. Andererseits aber ist es hier mit einer leeren Doctrin nicht gethan. Man steht unmittelbar vor dem praktischen, vor dem kirchlich-politischen Leben, vor dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat; unausweichlich ist die Entscheidung herausgefordert: wie denn also die feste und nothwendige oder gottgegebene Verfassung beschaffen sei? durch wenn und wie das Hirten- oder Regier-Amt zu üben sei? Hier ist denn auch unter der neulutherischen Richtung selbst ein bedeutendes Schwanken bemerklich. Fassen wir dieses zuerst in's Auge, ehe wir zu den parallel laufenden neuesten Verlegenheiten auch auf dem Boden des symbolmäßigen Kirchenbegriffs übergehen.

Wir weisen zum Voraus auf die eigenthümliche Thatsache: daß der neulutherische Standpunkt bis jetzt noch nicht bei allen seinen Anhängern das Princip der Cäsareopapie völlig zu überwinden vermochte; nur das Princip demokratisirender, d. i. von Unten auf sich erbauender Verfassung hat er gänzlich beseitigt. Ein einheitlicher Begriff der Neulutheraner von der Kirchenverfassung existirt also streng genommen nicht. Mögen auch äußere Umstände bezüglich der jeweiligen Summepiscopate, die z. B. in Mecklenburg einerseits, in Bayern andererseits allerdings sehr verschieden sind, mitgewirkt haben: so ist es doch charakteristisch, daß wir die im Kirchenbegriff vorgeschrittenste Fraktion am unentschiedensten in der Kirchenverfassungs-Frage, und umgekehrt die dort noch wenig entwickelte hier am resolutesten sich bewegen sehen. Es zeigt sich, daß hier der Ausgangspunkt der neulutherischen Lehrreform entscheidend war, ob sie ihn nämlich nahm von

der Kirche oder vom Amt. Wir finden daher z. B. die Stellung Kliefoth's einerseits, Löhe's andererseits nicht identisch in der Verfassungs-Frage. Die Göttinger Fakultät hat die Consequenz der neulutherischen Ecclesia docens et imperans wohl begriffen: soll, sagt sie, die „reine Lehre" Alles seyn, so muß der Kirchenbegriff erst darauf eingerichtet werden, es kann dann nur eine Lehrregentschaft in der Kirche geben, die Träger der kirchlichen Gemeinlehre, die Pastoren, müssen sie regieren; dem Klerus, der Absolution und Sakramente verwaltet, muß das Recht zukommen, auch das Kirchenregiment als ein Zubehör der Schlüsselgewalt zu fordern und zu üben, und wirklich wird schon dazu geschritten, die Zulässigkeit des Kirchenregiments des evangelischen Landesherrn und seiner Räthe aus dem Laienstande zu bestreiten. In der That sehen wir, daß Löhe diese Consequenz ohne weiters ergriffen hat, während Kliefoth immer wieder die Hand zurückzieht.

Zum heiligen Amt, sagt Löhe, das mit dem Schatze der Gnadenmittel ein Bindemittel zwischen Heils- und Kirchen-Ordnung ist, gehört auch das Hirtenamt; „die Kirche", erklärt sein Organ, „(die sichtbare und wahre) darf als solche kein Regiment außer dem Amte dulden, außer der schriftmäßigen Regierung der Kirche noch ein Amt des Kirchenregiments für die Kirche als solche ist nicht denkbar" *). Ergo, lautet Löhe's nächster Schluß, fort mit jener „jammervollen Cäsareopapie, unter der die lutherische Kirche Deutschlands verkümmerte." „Es mag das Bestreben, den Summepiscopat gar aus der heiligen Schrift beweisen zu wollen, wie es sich in unserm Vaterlande hie und da bemerklich gemacht hat, wohl hauptsächlich aus der Erkenntniß seinen Ursprung haben, wie schwierig es für die Landeskirchen und ihren gegen-

*) Löhe a. a. O. S. 31; vgl. Nördlinger Correspondenzblatt vom 1. Oct. 1853.

seitigen Complex seyn würde, zu bestehen, wenn sie den Schutz des Staates nicht mehr im Hinterhalt hätten; mag man nun aber immer diese Erkenntniß ganz richtig finden, und die bequeme Lage der Landeskirchen bei allen ihren Uebeln loben, schriftmäßig, symbolmäßig sollte man doch einmal den Summepiscopat nicht mehr machen wollen." Luther, bemerkt der neulutherische Meister weiter, habe selbst, trotz Melanchthons und aller Anführung des alttestamentlichen Königthums, die Vermengung geistlicher und weltlicher Gewalt tief beklagt und bis in den Tod hinein bereut, daß die Kirche in die Hände der Juristen, ihrer „Buberei, Muthwillen und bösen Praktik, die die Welt immer mit Opinionen und Wahnen, nicht mit dem Recht regierten", gekommen sei, und habe festgehalten, daß „eine und dieselbe Person nicht zugleich Bischof und Fürst seyn könne" *).

Ein merkwürdiges Exempel von dem innigsten Bezuge der Amts- zur Verfassungs-Frage bietet Vilmar. Wie wir gesehen, fand er über seiner Beschäftigung mit dem Amtsbegriff gar nicht Zeit, den Kirchenbegriff als solchen zu berühren, dennoch aber ist er über das Problem der Verfassung innerlich ganz entschieden. Schon vor zwei Jahren sprach er bei einer feierlichen Gelegenheit aus: „die Beseitigung einer Beaufsichtigung des geistlichen Amtes durch weltliche Behörden sei zum Bestehen der Kirche nothwendig." Was an deren Stelle treten soll, ist mit voller Sicherheit einem gleichgesinnten Organe zu entnehmen: „Es gibt schlechterdings keine andere Weise, der evangelischen Kirchenverfassung ihre Würde wieder zu geben, als indem man ihr die Bischöfe nach dem Muster der apostolischen Zeit wiederherstellt; aber nicht einigen Superintendenten etwa muß man den bischöflichen Titel geben, sondern man muß die wirkliche, von Christus dem Herrn und seinem unmittelbaren Nachfolger eingesetzte bischöfliche Gewalt

*) Löhe a. a. O. S. 59 ff.

wieder erwecken" *). Jene feierliche Gelegenheit war nämlich die Eisenacher Conferenz der deutschen Kirchenregimente von 1853; dort „erstattete Consistorialrath Vilmar von Kassel Bericht über die Proposition: die geeignetsten Mittel zur Sicherung ausgiebiger Aufsicht über Amtsführung und Lebenswandel der Geistlichen. Der Bericht war ein seltsames Actenstück, und streifte in einzelnen Ausführungen an Ansichten, durch welche in England seit einigen Jahren die Verhältnisse der protestantischen Kirche verwirrt worden sind, die in Deutschland aber bisher noch keinen Anklang gefunden haben. Im Hintergrund konnte man sogar die Wiedererrichtung eines protestantischen Episcopats, wo nicht gar eines Papats vermuthen" **).

Wagt so Vilmar wirklich den Gedanken, dem neulutherischen Kirchen- und Amtsbegriff ein entsprechendes Dach aufzusetzen bis zur Helmstange: so erwägt dagegen Kliefoth die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten einer Emancipation der „Landeskirchen und ihres gegenseitigen Complexes" tiefer. Trotz seines ausgebildetsten Kirchenbegriffs ist er bezüglich der Verfassung nicht einmal im Princip mit sich einig; es ist ein beständiges sich Ausreden, er will und will nicht, und nichts mehr als sein Gebahren in diesem Punkt ist geeignet, die ganze protestantische Verzweiflung vor dem Problem überhaupt zu veranschaulichen. „Das Amt der Kirchenleitung", sagt Hr. Kliefoth, „ist selbst ein göttliches wie das Gnadenmittelamt, aber es hat eine Entwicklung, eine geschichtliche Ge-

---

*) So erklärte die „Freimüthige Sachsenzeitung" (22. März und 8. April 1854), als sie von ihrem Cultusminister vernahm, daß er ernstlich mit dem Plane einer Reorganisation der evangelischen Kirchenverfassung in ächt kirchlichem Geiste umgehe, so daß endlich „eine langjährige Periode des Verfalls des Christenthums in Sachsen mit Ernst geschlossen werden soll."

**) Allg. Ztg. vom 7. Juni 1853; vgl. Darmst. K.-Z. vom 8. Januar 1854.

staltung. Das ist der Unterschied von der römischen Kirche. Denn nach deren Grundsätzen ist der ganze dermalige Bestand des kirchlichen Organismus nur anfänglich von Gott durch den Herrn und durch die Apostel fertig und unabänderlich gegeben in Form der Gesetzesvorschrift; also nicht bloß von Gott geordnet, sondern auch angeordnet. Nach protestantischen Principien dagegen gibt es eine geschichtliche Entwicklung, Veränderung und lokale Verschiedenheit in den Formen der Kirchenordnung und Kirchenleitung. Sie ist insoferne wesentlich durch die Sünde mitbedingt, als sie in Rechts-Form auftritt, eine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten fixirt, und den Charakter äußerlicher Macht und Exigibilität an sich trägt. Sie ist daher wohl zu unterscheiden von der Heilsordnung", wie auch die symbolischen Bücher sagen. Letztere nämlich stelle das Handeln Gottes mit dem Menschen dar, die Kirchenleitung dagegen das Handeln der Menschen gegen und miteinander vor Gott. Dennoch ist die Kirchen-Leitung auch „göttlichen Rechts", und es soll mit dem Letztern nicht gesagt seyn, „daß die Kirchenordnung ein pur Menschliches oder gar etwas Gleichgültiges sei; umfaßt die Kirchenordnung auch nicht das, was zum Handeln Gottes an die Menschen gehört, so ist sie und das Amt der Kirchenleitung doch nichtsdestoweniger von Gott gestiftet" *).

Der Verwirrung in der Theorie entspricht die Rathlosigkeit in der Praxis. Hier tritt natürlich vor Allem die Frage nahe: **wem** denn nun die Kirchenleitung zukomme? und darauf weiß Kliefoth nur mit Verneinungen zu antworten. Diese bieten zugleich ein brauchbares Verzeichniß der nach protestantischen Kirchenverfassungs-Principien **möglichen** Träger der Kirchenleitung. Hr. Kliefoth setzt sich also auseinander:

„Sie kann nicht ein Ausfluß vom Staatsregiment seyn; grundfalsch ist daher die Behauptung des Territorialismus, daß es gar

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

kein Kirchenregiment, sondern nur ein Staatsregiment über die Kirche gebe."

„Ebensowenig fällt aber das Kirchenregiment mit dem Gnadenmittelamt zusammen; denn es besteht nicht im Lehren, sondern im Regieren."

„Das Kirchenregiment kommt auch nicht der Gemeinde zu; denn es wäre ja ein vollkommener Widerspruch zu sagen: die Regierung käme den Regierten zu."

„Man sagt, der ganzen Kirche komme die Regierung zu; man versteht aber unter dieser Ganzheit immer nur einen Theil, das Volk, die Regierten, ganz ebenso wie die Demokratie es macht auf dem politischen Gebiet."

„Doch wenigstens möglich und zulässig ist es, daß die weltliche Obrigkeit oder das Gnadenmittelamt das Kirchenregiment mitverwalte, nämlich als ein Nebenamt, unter gewissen Nothständen übertragen."

„Auch kommt nicht etwa Christo das Kirchenregiment zu, denn man darf die Zeit der Vollendung mit der Zeit der irdischen und kämpfenden Kirche nicht verwechseln." *)

Man sieht wohl, daß Hr. Kliefoth die Eine Möglichkeit gar nicht aufzuführen wagt: Gott dürfte die Heilsanstalt seiner Kirche auch mit einem eigenen geistlichen Amte zu ihrer Regierung ausgestattet haben. Denn erstens wäre dieß, seiner obigen Erklärung gemäß, „römisch"; zweitens aber: was würde der bis jetzt in ruhigem Poßeß gebliebene Staat dazu sagen, und was endlich die Geschichte dieser selben Kirche? Hr. Kliefoth gibt daher schließlich auf die Frage: wem denn die Kirchenleitung eigentlich, d. h. abgesehen von Nothständen, zukomme? die sehr behutsame Antwort: „demjenigen, welcher sie im legitimen, im Wege der geschichtlichen Rechtsentwicklung der Kirche besitzt." Nun mag man zwar errathen, daß dieß für Mecklenburg niemand Anderer ist als Se. Hoheit der Großherzog; aber ausdrücklich bezeichnet der Hr. Kirchenrath ihn nicht. Er zieht es vielmehr vor,

*) A. a. O.

vorerst gar nicht Bescheid zu geben: wer denn nun also zur Kirchenleitung da und dort legitim sei? Dr. Schwarz macht ihm demnach mit Recht bemerklich: „Am wenigsten Anstoß betreffs katholisirender Neigungen würde das Buch vom Kirchenregiment geben, wenn dasselbe nicht durch seine völlige Negativität und Resultatlosigkeit wahrhaft überraschte; es werden nämlich nur die negativen Sätze ausgeführt; vergebens aber wünscht man zu wissen, wie das Kirchenregiment sich im normalen, nicht im Nothzustand entwickelte, wie es als Haupt-, nicht als Nebenamt auftrete“ *).

Geschieht solches am grünen Holze, was erst am dürren! Wagen nicht einmal alle Vertheidiger der Kirche als förmlicher Heilsanstalt dieselbe mit einem eigenen oder wenigstens, nach Löhe's Vorgang, einem dem gewöhnlichen geistlichen Stand identificirten geistlichen Amt zur Regierung auszustatten, um wie viel weniger ist dann solches zu erwarten von den Anhängern des symbolmäßigen Kirchenbegriffs und des allgemeinen Priesterthums! Es leuchtet ein, daß hier, will man dem Princip treu nachleben, nur drei Möglichkeiten bleiben: die demokratische oder die cäsareopapistische oder irgend eine aus beiden gemischte Verfassung. In Wirklichkeit erfolgt auch selbst da, wo am allermeisten die „reine Lehre Alles ist“, doch nicht immer das, was die Göttinger Fakultät für die natürliche Folge davon erklärt: die entsprechende Umänderung des symbolmäßigen Kirchenbegriffs; solange aber dieser gilt, ist eine Erhebung über jene dreifache Alternative nicht möglich. So sollte man z. B. allerdings meinen, daß kein Standpunkt mehr als der der symbolischen Stabilität auf eine wirkliche geistliche „Lehrregentschaft“, um mit den Göttingern zu reden, hindrängte; doch aber finden wir die Alt-Lutheraner überall da, wo sie separirt, also der zwei letztern Möglichkeiten unfähig sind, in demokratischer Kirchenverfas-

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

sung, d. i., wie die Göttinger sich ausdrücken, „sie führen als die von der Schrift und Reformation gutgeheißene lutherische Kirchenverfassung Presbyterien und Synoden ein." Werden sie aber durch die praktischen Uebelstände der demokratischen Verfassung an dieser selber irre, und wollen sie sich nicht, wie auch oft geschieht, in den Nothhafen des Landes-Kirchenthums zurückflüchten, dann bleibt ihnen freilich nichts Anderes übrig als Revision des symbolmäßigen Begriffs vom Amt und von der Kirche, und auf diesem Standpunkte erst können sie der Idee irgend eines geistlichen Amts zur Regierung der Kirche zugänglich seyn. Sie ziehen denn auch um so leichter diese letzte Consequenz, als sie von den landeskirchlichen Banden schon von vornherein befreit sind, die einen Kliefoth z. B. immer noch zurückzuhalten vermögen. Dieß ist die natürliche Entwicklung vom Altlutheraner zum consequentesten Neulutheraner.

Lassen wir nun diese beiden Richtungen bei Seite liegen, um uns auf die gewöhnliche Ausgestaltung der kirchlichen Verfassung nach dem symbolmäßigen Kirchenbegriff zurückzuziehen. Sie ist hier, wie gesagt, eine bloße Frage der wüsten kirchlichen Masse, reines Zweckmäßigkeits-Problem. Es ist sehr natürlich, daß man zu Reformationszeiten es am bequemsten fand, diese kirchliche Masse dem Staate zur Regierung zu übertragen, um so mehr als man damit den selbstsüchtigen Strebnissen der betreffenden Fürsten und Herrn, denen doch nicht leicht zu entgehen war, entgegenkam. So ist denn die gewöhnliche Ausgestaltung der kirchlichen Verfassung die mehr oder weniger ungemischte cäsareopapistische oder landeskirchliche geworden, und der Staat blieb im Ganzen in ruhigem Poßeß bis zum Jahre 1848. Wie dieser Zeitpunkt drüben überhaupt ungemein folgenreich wurde, und einer neuen protestantischen Bewegung das Daseyn gab, so insbesondere auch für die Kirchenverfassung. Bisher hatte eine durchgreifende Opposition gegen die praktische Vernünftigkeit

einer Anschauung nicht aufkommen können, wie sie z. B. Schelling in seinem Vorwort zu Steffen's Schriften aussprach: „Es ist baarer Undank, wenn man nicht einsieht, daß eine Kirche, wie die protestantische noch jetzt ist, ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht bestehen könnte, und thöricht zu glauben, daß selbst diese ihr eine Verfassung zu geben vermöchte, bei der sie dann sich selber regieren und aller weitern Dazwischenkunft entrathen könnte.“ Damals aber sah man nun plötzlich naheliegende Gründe, daß der Staat die kirchliche Masse gar nicht mehr regieren könne, und daß man es selber wagen müsse, wohl oder übel. Man fing an, von „Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche“ zu sprechen, wie auf katholischer Seite, und nahm das Princip einstweilen in die neuen Charten aller betreffenden Staaten auf, mit Ausnahme Hannovers. Nur daß man katholischerseits wußte, was man wollte, vielmehr wollen mußte, und sich treu blieb; dort dagegen die Meinungen mehr und mehr sich theilten, und die zerstreute Partei der Kirchenfreiheit bald der unterliegende Theil ward, beides auch ganz abgesehen von der Reaction der Staatsgewalten selber.

Es ist der Mühe werth, einige Züge aus diesem Proceß hervorzuheben. Die Meinungen, sagten wir, gingen mehr und mehr auseinander. Noch vor Kurzem äußerte eine Stimme in einem der wagehalsigsten Organe der Reaction: „die Kirche befindet sich, seit Fürsten das Oberbisthum in ihr verwalten und ihre Angelegenheiten durch Staatsminister in höchster Instanz regulirt werden, in einer mehr als babylonischen Gefangenschaft.“ „Aber“, bemerkt die Redaktion dazu, „wie unsere Verhältnisse geschichtlich geworden sind, bleibt uns nicht Anderes übrig, als treulich am landesherrlichen Kirchenregimente zu halten, bis es Gott selbst gefällt, es abzuändern“ *). Kurz vorher behauptete ein anderes jener Or-

*) Halle'sches Volksblatt vom 19. August 1854.

gane: „was die katholische Kirche (durch die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz) als ihr Recht fordert, hat die lutherische nöthig, wenn sie nicht schnell ihrem gänzlichen Verfalle entgegen eilen soll; dieß ist unsere feste Ueberzeugung, und mit tiefster Herzenstrauer wird sie hier geschrieben" *). Dagegen erklärt das mehrerwähnte Specialvotum eines Superintendenten zur zweiten pommer'schen Petition: „Das bisher allein maßgebend gewesene sogenannte Territorialprincip, wonach die Kirche vom Staate aus regiert wird, darf ohne einen für die gesunde Entwicklung höchst gefährlichen Sprung unmöglich aufgegeben werden" **). Und ganz direkt erwidert der Superintendent von Schkeuditz auf jene Zumuthungen: „Neben den entsetzlichen Consequenzen hat dasselbe wunderliche Lutherthum auch Inconsequenzen, wie z. B. die ganz unlutherisch in Praxis vorangestellte neue Theorie von freier Kirche ohne den Staat" ***). — Hr. Löhe hofft wenigstens: daß „wohl Niemand in seiner Liebe zum Summepiscopat leicht so weit gehen werde, daß er ihm eine göttliche Berechtigung zuschriebe." Aber Hr. Löhe irrt: Dr. Stahl hat dieß in seiner Schrift: „der Protestantismus als politisches Princip" ganz ausdrücklich gethan; er hat auch damit eigentlich nur die Anschauung der großen sogenannten „Junkerpartei" †) in ein System gebracht. Aber auch Herr

*) Freimüthige Sachsenzeitung vom 4. und 15. Dec. 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 5. März 1854.

***) Stier's unlutherische Thesen. S. 30.

†) Einen ungefähren Maßstab jener Anschauung im Allgemeinen dürfte die des berufenen lutherischen Kirchenlichts vom Mecklenburger Land-Tag, Landrath von Maltzahn, bieten. Hr. von Maltzahn hat vor zwei Jahren einen „Umriß christlicher Weltgeschichte" herausgegeben, der unter Anderm die monstruose Lehre von der Ubiquität des Leibes Christi „als das köstlichste Kleinod" des Christenthums preist. Ereignisse wie die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Eroberung von Constantinopel ꝛc. erwähnt der „Umriß" mit keiner Sylbe, behandelt dagegen ausführlich die sämmtlichen Hochzeiten und Ver-

Schenkel erinnert von seinem Standpunkte aus sehr eindringlich: „Vor Allem dürfen wir unter einem geistlichen Regimente nicht ein Regiment von bloßen Geistlichen verstehen, so daß an die Stelle der bureaukratischen eine hierarchische Kirchenverfassung träte; ... wir dürfen nie vergessen, daß der Staat vom evangelischen Standpunkte aus auch einen ursprünglich göttlichen Charakter trägt; von einer ähnlichen Emancipation der Kirche vom Staat, wie der Romanismus sie jetzt mit allen Mitteln zu bewirken sucht, kann daher innerhalb des Protestantismus gar keine Rede seyn“ *).

Aus dem Ganzen geht soviel hervor: wenn auch die „göttliche Berechtigung“ des weltlichen Summepiscopats nicht direkt aus dem symbolmäßigen Kirchenbegriff folgt, so läßt doch die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der Praxis sich schwer verkennen, daß der Staat es sei, der die kirchliche Masse von Kirchenwegen regiere. Es wird dabei freilich nie an den mißlichsten Collisionen fehlen, die eine Aenderung des Verhältnisses deßhalb dringend nöthig erscheinen lassen, weil der Staat die kirchliche Masse nicht regiere nach dem Willen der eigentlichen (unsichtbaren und unhörbaren) Kirche. Eine solche Gelegenheit ist z. B. die in diesem Augenblicke schwebende Ehescheidungsfrage in Preußen. Es ist weltbekannt, wie das preußische Landrecht aus dem Eherecht ein wahrhaftes Ehebruchs- und Concubinats-Recht gemacht hat; die Reaction

---

wandtschaften der deutschen Fürstengeschlechter, und den hohen Adel, dessen „Lebensgeschichten die Heroensagen ersetzen.“ Indem er nebenbei den schmachvollen hessischen Menschenhandel nach Amerika vertheidigt, erhebt er ungemein die fürstliche oberbischöfliche Gewalt, namentlich das „bischöfliche Geschlecht der Mecklenburger“, dieser Horte des Lutherthums. „Wie die Nerven“, sagt er, „Seele und Leib vermitteln, so vermittelt der Summepiscopat die Kirche mit dem Leben.“ — Berliner Protest. K.-Z. vom 25. März 1854.

*) Darmst. K.-Z. vom 10. Juli 1853.

bemächtigte sich auch dieses Punktes, und nach einem Stahl'schen Entwurf hat die erste Kammer jüngster Session ein neues Ehescheidungsgesetz angenommen. Wenn aber auch die zweite Kammer hierin folgen sollte, so besteht doch keine Garantie, daß nicht bei der nächsten Drehung des politischen Windes das alte Recht oder Unrecht wiederkehre. Daher erklärte z. B. Prof. Wuttke in der Berliner Pastoren-Conferenz vom 6. Juni: die Kirche sei eine moralische Person wie der Staat, und habe eine selbstständige geschichtliche Lebens-Gestalt zu erringen. So gehöre z. B. die Ehe als christliches Institut in die Kirche; „die Kirche muß sich nach dem Wort Gottes richten, und hat den Staat aufzufordern, ihre Ehegesetzgebung nicht anzutasten; es ist eine Schmach, wenn die Kirche vom Staat gezwungen wird, Ehen einzusegnen, die als Bigamie erscheinen" *). Es ist klar, wie sehr solche Anlässe immer wieder auf die principielle Frage von der Verfassung der kirchlichen Masse zurückbringen müssen. Ist ja doch auf der letzten Gnadauer-Conferenz eine förmliche Verschwörung, die sich bereits auch über andere Conferenzen verbreitet, zu Stande gekommen: nur die wegen der bekannten zwei Fälle (Ehebruch und bösliche Verlassung) Geschiedenen zu trauen, alle andern „im Namen des Königs" Getrennten aber feierlich abzuweisen. „Die beste Art nämlich", sagte einer der Verschwornen, „eine Verordnung von der obern Kirchenstelle zu bekommen, sei, wirksam mit der That zu beginnen; die Kirche werde von Unten auf erbaut, namentlich was die Zucht betrifft" **).

---

*) Kreuzzeitung vom 10. Juni 1855.

**) Halle'sches Volksblatt vom 12. Mai 1855. — Andere Pastoral-Conferenzen, z. B. die von Berlin, folgten nach, und das Münster'sche Consistorium sprach dieselben Grundsätze amtlich aus. Als ein neues Verwirrungs-Moment kommt noch hinzu, daß Viele auch die „bösliche Verlassung" nicht als schriftgemäßen Scheidungsgrund anerkennen (Hengstenberg's K.-Z. vom 4. und 21. Juli 1855).

Man sollte freilich meinen, solche furchtbaren Zustände handgreiflicher Anarchie müßten der Idee einer frei und selbstständig verfaßten Kirche den zweifellosen Sieg sichern. Dennoch ist, wie gesagt, bereits das Gegentheil erfolgt. Denn Rücksichten der Existenz, und zwar nach Außen wie nach Innen, vereiteln jede andere Erwägung. Die Gegner sagten ihr laut genug voraus, was das Schicksal einer vom Staate emancipirten protestantischen Kirche seyn würde. „Also", äußerte z. B. der bekannte kritische Philosoph zu Charlottenburg, „also die protestantische Kirche sich selbst überlassen? aber Preußens Beispiel beweist schon unwiderleglich, welches dann ihre Zukunft ist: die Auflösung in Sekten" *). Auch Stahl hatte damals noch viel Rühmens gemacht von den „geistigen Mitteln und Waffen des Protestantismus"; der Philosoph aber wies nach, daß letzterer gegen eine Macht, welche die „Universalität der moralischen Ueberzeugung" wider ihn vertheidige, derlei gar nicht habe. Wirklich gab es in Preußen auch eine kleine katholische Fraktion, welche aus beiden Gründen auf eine Emancipation der preußischen Landes-Kirche speculirte. Sie versprach sich davon die Herstellung der politischen und der religiösen Einheit, folgerichtig also für Preußen die Hegemonie in Deutschland. Denn — so argumentirte sie — sobald einmal der Staat mit keiner Kirche mehr absonderlich verbunden, die „freie Concurrenz" aller Bekenntnisse hergestellt sei, so würde der gläubige Theil des Protestantismus in atomistische Sekten zerfallen, der ungläubige bis zum Nihilismus fortschreiten; von beiden sei dann nur ein nothgedrungener Schritt zum Katholicismus; dieser sei aber in Preußen ohnehin bewußter, ausgeprägter, reichhaltiger gelehrt als irgendwo, und wenn ihm nun auch noch die protestantische Intelligenz zufalle, sei es unmöglich, daß Preußen nicht alsbald an der Spitze eines einigen Deutsch-

*) Bruno Bauer: Rußland und das Germanenthum S. 63.

landes erscheine*). Soviel ist richtig, daß schon in der kurzen Periode, wo die gedachte Aenderung zwischen Kirche und Staat Chancen zu haben schien, die Dinge den hier vorausgesetzten Verlauf wirklich nahmen. Man macht sich drüben gar kein Hehl daraus. Als am Berliner Kirchentage die Sekten-Frage zur Sprache kam, bezeugten gleich die zwei ersten Redner, darunter der bekannte Superintendent Sander: die Bewegung des Jahres 1848 sei bloß den der evangelischen Kirche feindlichen Parteien zu gute gekommen, den Katholiken und den Separatisten; der Augenschein zeige, wie das Wachsen der letztern mit jener revolutionären Gährung zusammenhange, und „zwar komme die Neigung zur Separation nicht allein bei denen vor, die mit dem Evangelium längst innerlich zerfallen wären, sondern vornehmlich bei ernsteren Gemüthern" **).

Andererseits ist auch soviel richtig, daß der „ungläubige Theil" nichts mehr wünschte und wünscht, als durch eine solche Emancipation von den landeskirchlichen Fesseln, freier Bewegung zu seinem innern und äußern Gedeihen mächtig zu werden. Darum nahm sich das Hauptorgan der preußischen Subjektivisten seinerzeit sogar mit großer Energie um den Erzbischof von Freiburg an gegen die badische Bureaukratie. Aber in dem Maße, als man die eigenen Hoffnungen fallen lassen mußte, wendete sich das Blatt. „Solange", sagen die Subjektivisten jetzt, „die Regierungen nicht Willens sind, der protestantischen Kirche die ihr von Gottes und Rechts wegen gebührende Selbstständigkeit zu gewähren,

*) So in der Schrift eines sonst wenig bekannten preußischen Parlaments- und Kammer-Deputirten: „Sieben Gespräche über Staat und Kirche" rc. (Arnsberg 1852). Das Büchlein machte im protestantischen Lager um so mehr Aufsehen, als Herr von Radowitz dessen Dedikation angenommen hatte.

**) Verhandl. d. Kirchentags. S. 66.

sondern es vorziehen, sie in der unwürdigen unmündigen Stellung zu belassen: so lange wäre jede weitere Concession an die römische Kirche, die bereits ein viel höheres Maß von Selbstständigkeit besitzt, eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die protestantische Kirche und von einer protestantischen Regierung eine Verläugnung des Protestantismus." Ihre „kirchliche Selbstständigkeit" verstehen sie aber so, daß sie „überhaupt nur einen Sinn habe, wo gleichzeitig Religions-Freiheit gegeben ist" *).

Man sieht daraus wohl, daß kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit im katholischen Sinne die Existenz der protestantischen Kirche, Preußens z. B., von drei Seiten zumal untergrübe, und es ist nicht mehr als löbliche Vorsicht, daß sie nicht gewährt wird, selbst nicht um den Preis der in Aussicht gestellten deutschen Hegemonie Preußens, wenn sie auch im J. 1848 in die Verfassungs-Urkunden aller betreffenden deutschen Staaten, mit Ausnahme Hannovers, aufgenommen wurde. Man kann aber jene Selbstständigkeit auch relativ verstehen, und als realisirbar innerhalb der Landeskirche sich denken. Wirklich hat die Kirchenverfassungs-Frage auch diese Gestalt angenommen, und wird so gestaltet besonders in Preußen lebhaft beregt. Es handelt sich also hier um relative Selbstständigkeit der Kirche oder um eine Art von Kirchen-Constitutionalismus. Namentlich sind es die Subjektivisten, welche jedenfalls wenigstens diese Freiheit haben wollen, wenn sie die volle oder absolute Selbstständigkeit nicht haben können. Das cäsareopapistische Regiment soll wenigstens das möglichste Maß von der demokratischen Ausgestaltung des symbolmäßigen Kirchen- und Verfassungs-Begriffes zulassen. Daß ihre so gearteten Bemühungen um die relative Kirchenfreiheit auf die Frage von der absoluten

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 19. August 1854.

Freiheit derselben immer wieder ein sehr schlimmes und bedrohliches Licht werfen, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

In ihrem Kampf um die relativ frei verfaßte Kirche stehen die Subjektivisten auf dem Boden der Thatsache, daß die kirchliche Masse von wegen der (unsichtbaren) eigentlichen Kirche durch das Staatsoberhaupt zu regieren sei. Sie anerkennen, daß das weltliche Summepiscopat eine eigentlich kirchliche Würde nicht sei; denn — um hier einer trefflichen Erläuterung des bekannten Prof. Hase über die (später zu besprechende) preußische Ordre vom 13. Juni 1853 zu folgen*) — die Bezeichnung regierender Herren als „oberster Bischöfe" sei eigentlich weder protestantisch, noch katholisch; „was wäre das für ein Bischof, der weder predigt, noch die Sakramente verwaltet, noch überhaupt ordnungsmäßig zum Kirchendienste berufen ist"? Aber es sei bei den Germanen die Regierung der evangelischen Kirche nun einmal durch eine geschichtliche Nothwendigkeit fast überall an die Fürsten gekommen, nur daß „sie dieselbe nicht mit den Gewaltmitteln, noch mit dem Rechte der Staatsgewalt zu üben haben." „Darum hat selbst der, den die Noth und der Glaube der Völker für den Statthalter Christi auf Erden achtete, in Anerkennung dessen, was er seyn sollte, sich einen Knecht der Knechte Gottes genannt, und soweit er es ernsthaft gewesen ist, war auch sein Regiment nicht ohne Segen." Damit nun aber protestantischer Seits das „altväterliche Pietäts-Verhältniß" zwischen Fürst und Kirche „mit Segen auf die Zukunft komme, muß der souveraine Wille sich und die Kirche mit schützenden Formen umgeben, um die Kirche vor dem Wechsel des einzelnen selbstherrschenden Willens zu sichern, der heute aus dem Heiligthum freiester Persönlichkeit heraus verkündet, daß Jeder nach seiner Façon selig werden möge, und nach ein paar

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 6. Jan. 1855.

geschlossenen Augen morgen ein Religionsedikt erläßt" (wie bekanntlich in Preußen geschehen).

Synoden nun, nebst den entsprechenden Presbyterien, sollen diese „schützenden Formen" abgeben. Es ist leicht zu erachten, wie ausnahmslos diese Reform als durchaus selbstverständlich in der gährenden Zeit von 1848 und 1849 auch von Oben herab erachtet und behandelt ward; man schien wenigstens insoweit mit der in die Constitutionen aufgenommenen kirchlichen Freiheit und Selbstständigkeit Ernst machen zu wollen. Hr. Riehl schildert diese Vorgänge nach dem Leben: „Die Politik der Consistorien war gegenüber dem Andrang der Bewegung vertheidigungsweise und unterhandelnd; die Politik des katholischen Klerus angriffsweise und dictirend. In den kleineren protestantischen Ländern zumal suchten die Kirchenbehörden eine Art von constitutionellem Weg einzuschlagen. Man schrieb z. B. Gemeindeversammlungen und Provincialsynoden aus, die sich später in General-Synoden gipfeln sollten, wozu es aber in der Regel nicht gekommen ist; man räumte wohl auch den Laien bedeutende Zugeständnisse zur Mitberathung einer neuen Kirchenverfassung ein. Weil man aber solchergestalt auf halbem Wege stehen blieb, so schwächte man dadurch einerseits die Autorität der Kirche, ohne doch auf der andern Seite irgend ein bestimmtes Ergebniß zu gewinnen. Man hat wohl auch hier und da durch das ganze Jahr 1848 zahlreiche kleineren, örtlichen Synoden abgehalten, wobei ungeheuer viel geredet, geschrieben und gedruckt worden ist. Bei diesen Vorarbeiten ließ man's dann auch vorläufig bewenden. Dadurch wurde aber nur ein negatives Resultat erreicht. Denn alle diese Miniatursynoden waren eigentlich nur darin einig, daß der dermalige Zustand der Kirchenverfassung ein unhaltbarer sei, beiläufig machte man auch die Bauern mißtrauisch, welche glaubten, wo von den Pfarrern so eifrig gesprochen und geschrieben werde, da müsse es sich doch schließlich nur um

Pfarrgehalts-Erhöhungen handeln, oder um Bereicherung der Kirchenfonds" *).

Nur in Einer deutschen Landeskirche ist die Bewegung auf Aenderung der kirchlichen Verfassung vollständig zum Ziele gelangt; aber auch hier hatte die Neubildung nach vier Jahren ihre Lebenskräfte schon gänzlich erschöpft. Es war Oldenburg, wo die absolute kirchliche Selbstständigkeit wirklich in's Leben trat, und im J. 1849 eine Synodal- und Presbyterial-Verfassung ächt demokratischen Charakters eingeführt ward: in der That verwirklichtes allgemeines Priesterthum als kirchliche Masse begriffen. „Die Synode, welche eine unbeschränkte Gewalt über die Kirche ausübte, bestand aus 7 geistlichen und 15 weltlichen Abgeordneten, alle nach dem reinen Kopfzahlsystem direkt gewählt. Die politischen Führer der äußersten Linken bildeten auch auf der Synode die entschieden vorherrschende Partei. Selbst die geistlichen Abgeordneten suchte man aus dieser Partei zu wählen, und nahm daher sogar zu Hülfspredigern seine Zuflucht." Das alte lutherische Bekenntniß räumte dem reinsten Subjectivismus den Platz und alle anderen kirchlichen Dinge richteten sich natürlich auch darnach. Die Wahlen der Prediger waren dem allgemeinen Priesterthum heimgegeben worden. „Sie fielen ganz in derselben Richtung aus, erregten aber nachgerade, weil einzelne Agitatoren, mitunter selbst Juden, die ganze Wahl leiteten, so wenig Interesse und traten so wenig Bewerber auf, daß die Gemeinden eigentlich gar keine Wahl mehr hatten" **). Die Zustände wurden endlich unerträglich, namentlich im Zusammenhalte mit der ganz entgegengesetzten Entwicklung, zu welcher die Bewegung bei den Oldenburger Katholiken geführt ***). Bei der Synode selbst liefen von

*) Riehl: Land und Leute. S. 295.

**) Halle'sches Volksblatt vom 2. Febr. 1853.

***) Auch hier nämlich machte man die handgreifliche Erfahrung, daß

vier Fünfteln der Prediger und hunderten von Laien Petitionen gegen die neue Kirchenverfassung ein, „allein sie lehnte dieselben vorderhand als unbegründet und unzeitgemäß ab." Da erklärten 60 Männer zu Oldenburg und in einer Nachbargemeinde, in dem Verband der Landeskirche nicht länger bleiben und demgemäß die Kirchensteuern nicht ferner zahlen zu wollen. Die beiden Gemeinden fingen gegen sie Proceß an, und siehe da! vor Gericht stellten sich wegen bedeutender Formfehler — Zweifel an der Rechtsbeständigkeit der Kirchenverfassung selber heraus. Nun mußte man endlich mit einem Revisionsantrag an den Landtag kommen*), der sofort Aenderungen der Verfassung beschloß, wie „sie zur Erhaltung des Bestandes der Kirche oder der staatlichen Ordnung erforderlich seien." Durch die Synode vom Jän. 1853 geschah dieß, indem sie den „idealen Namen" evangelisch abschaffte, das „lutherisch" wie-

---

die katholische Kirche in der Freiheit siegreich gedeihe, die protestantische an ihr verderbe. Während die giftige Darmstädter Kirchen-Zeitung z. B. voll Jammers über das Wesen jener frei regierenden Synode war, gestand sie (1853. Jan. S. 23 ff.), daß dagegen die katholische Kirche aus den Bewegungen der Jahre 1848 und 49, „wie anderswo", so auch in Oldenburg siegreich hervorgegangen sei, troß aller materiellen Verluste. Nicht zwar extensiv, aber „intensiv habe ihre Mitgliederzahl sich bedeutend befestigt", vornemlich durch die im J. 1852 abgehaltenen Missionspredigten. „Der hinreißenden Beredsamkeit der Jesuiten gelang es, die sonst so bedächtigen und ernsten Gemüther der ländlichen Bevölkerung im ehemals münsterischen Landestheile, bei welchen die Leidenschaft eine so seltene Erfahrung ist, vollständig zu elektrisiren, und nach allen Seiten hin Herz und Sinn für die Kirche und kirchliches Leben anzuregen. Dieß zeigt sich denn noch an so manchen äußern Erscheinungen. Mit großen, zum Theil freiwilligen Opfern, werden Kirchen, Altäre und Glocken reparirt, ausgeschmückt oder erneut; aus freiwilligen Beiträgen" werden in Vechta und Dinklage Krankenhäuser, in Varel eine Kirche errichtet rc.

*) Halle'sches Volksblatt vom 2. Febr. 1853.

der einführte, dem „Großherzog das Kirchenregiment innerhalb der Grenzen des Verfassungsgesetzes zurückgab", kurz die absolute Selbstständigkeit in eine relative verwandelte. In welchem Geiste aber auch dieß noch geschah, mögen die zwei Thatsachen zeigen, daß die Synode den Artikel des Entwurfs ablehnte, demgemäß „die Sitzungen des Presbyteriums mit Gebet eröffnet und geschlossen werden sollten" (damit das Gebet nicht hie und da entweiht werde, wie sie sagte), und ebenso den Artikel, der „öffentliches Aergerniß durch schlechten Lebenswandel und Religionsverachtung" mit Verlust des kirchlichen Stimmrechts bestrafte*). Die relative Selbstständigkeit besteht im Princip ungetrübt fort. Als am 14. April d. Js. Synode und Oberkirchenrath ihre Prediger von dem 1789 eingeführten Katechismus entbanden und ihnen dagegen den kleinen lutherischen anwiesen, konnte die Opposition Art. 116 des Verfassungsgesetzes entgegenhalten, demgemäß „bis zur Einführung eines neuen Lehrbuchs die jetzt üblichen Lehrbücher in Gebrauch bleiben und gegen den Willen der einzelnen Gemeinden nicht abgeschafft werden können"**).

Aus allen diesen Vorgängen von 1848 her ist nun leicht erklärlich, daß die Reaction hinter aller synodal verfaßten Reform der Kirchenordnung den Teufel der Demokratie verspüren muß. Sie ist ihr das leibhaftige Elaborat des zügellosen revolutionären Subjectivismus. Damit ist aber nicht gesagt, daß wirklich immer nur dieser allein hinter solchen Reform-Bestrebungen stecke. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß gerade die Subjektivisten es sind, welche von einer angemessenen Verfassungs-Reform ihrer Kirche das Heil erwarten, während ein ungemein großer Theil der Reaction, ich möchte fast sagen, die ganze Reaction, die Verfassung

*) Darmst. K.-Z. vom 1. März und 12. März 1853.
**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 23. Juni 1855.

überhaupt als ein gleichgültiges Ding betrachtet. Die Letzteren wiegen sich eben in steten Illusionen, hoffen Alles von einer Kirche der Zukunft, neuer Ausgießung des heiligen Geistes u s. w. Jene dagegen sehen die Sache mit nüchternen Augen an; sie wissen wohl, wie das Interesse an allem und jedem Kirchenthum unter dem protestantischen Volke in ungeheurem Maßstabe geschwunden ist; und als Mittel der Wiedererweckung dieses Interesses wollen sie nun einen ähnlichen Kunstgriff anwenden, wie man ihn den vielrenommirten Freicorps von 1848 nachsagte: unter je hundert Mann wählten 99 Officiere Einen Gemeinen. „Der Protestantismus" — so argumentiren sie — „ist die Religion der Subjectivität, die ihre Schranken allein an dem Wort Gottes hat; bei der dermaligen Verfassung der evangelischen Kirche aber kommt die Subjectivität nicht zu ihrem Rechte, und überall wo Jemand in einer Gemeinschaft nicht zu seinem Rechte kommt, da zieht er sich von aller Mitwirkung zurück; jene gegenwärtige Verfassung räumt ihren Angehörigen keine andern Rechte ein, als das Wort Gottes zu hören und an den Sakramenten Theil zu nehmen"; nur eine freie Kirchenverfassung mit frei gewählten Presbyterien und Synoden kann hier helfen, „welche die Berechtigung jeder Subjectivität anerkennt und diese verwerthet"; „ach, daß ein solcher Ostermorgen über die evangelische Kirche kommen möchte! er kann aber nur kommen, wenn ihr eine Verfassung gegeben wird, die den Geist nicht dämpft, sondern ihm Raum gewährt, daß er wehe wohin er will" *).

Eine solche Sprache muß der Reaction freilich unerträglich seyn, namentlich jenem Lutherthum, das, in der Kreuz-Zeitung u. s. w., unaufhörlich sich „den Staatsoberhäuptern anpreist als das einzige unfehlbare Universalmittel gegen

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 21. April 1855.

alte Revolution, als das billigste und dauerhafteste Holz zu Stützen für Königsthrone"*). Man hat daher zwar auch auf dieser Seite die Weckung jenes Interesses sich vorgenommen, aber vom entgegengesetzten Princip aus. Daher stammt die neueingeführte Einrichtung der General-Kirchen-Visitationen. Aber gerade sie geben auch wieder Zeugniß, daß die Subjectivisten mit ihren Verfassungs-Motiven nicht ganz Unrecht haben. Es ist eine oftgehörte Klage über den zweifelhaften Erfolg dieser Visitationen, indem die Ansicht „vielfach verbreitet" sei, daß durch sie die Leute sollten katholisch gemacht werden, andererseits selbst unter dem Lehrstand in Kirche und Schule die Meinung sich ziemlich herrschend zeige, daß sie nichts Anderes als „politisch-kirchliche Kehrbesen" seien**). So erachtete man denn sogar in Preußen einigen demokratischen stimulus für geboten; man richtete als Gegengift wider den kirchlichen marasmus senilis die sogenannten Gemeindekirchenräthe ein, obwohl, wie die Subjektivisten klagen, mit sehr beschränkter Wahlfreiheit. Indeß beweist gerade die Haltung der höhern Reaction gegen dieses Institut, wie wenig unter den gegenwärtigen politischen Umständen für eine Synodal- und Presbyterial-Verfassung Aussicht vorhanden ist. Die „adelichen Vorurtheile" erhoben sich dagegen. So protestirten die adelichen Patrone am 31. Oct. 1851 im Pommer'schen Provincial-Landtag gegen die neue Gemeindeordnung „als eine Neuerung, die nicht auf dem Grund des göttlichen Wortes sondern auf menschlicher Satzung beruhe, und das verderbliche Princip der Kopfzahl (also die Massenherrschaft) auch auf das Gebiet der Kirche übertragen wolle"***).

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 18. Febr. 1854.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 18. Febr. 1854.

***) Also, lautet es entgegen, „brüstet der Laienkitzel, der die heilige Schrift besser zu verstehen glaubt, als die Theologen und Geistli-

Allerdings ist dieses Institut eine Art verdächtigen Zwittergeschöpfs. Daß es vom Standpunkte des neulutherischen Kirchen- und Amts-Begriffs absolut unzulässig ist, versteht sich von selbst. Hr. Kliefoth, der an einigen Stellen der Göttinger Denkschrift ähnliche Pläne durchschimmern zu sehen glaubt, legt auch gleich „Protest ein gegen die Verirrung, welche immer Gemeinde-Organisation als ein nothwendiges Ding hinstellt, ohne welche eine Kirche gar nicht leben könne." „Wenn in einer Sammlung Amt und Gemeinde, Lehrer und Hörer sind, und zwischen beiden rechte Austheilung der Gnadenmittel und rechtes Gebetsopfer, dann ist von Gemeinde-Organisation das Nöthige da"; ein Uebriges könne unter Umständen auch sehr schädlich seyn *). Die Gefahr liegt darin, daß eine solche Organisation entweder den kurzen Schritt zur förmlichen Presbyterial-Verfassung vorwärts machen und folgerichtig zum Synodalwesen forttreiben muß, oder aber durch ihre Halbheit nur noch mehr abstößt. Die officiöse Berliner „Zeit" berichtet daher (26. April 1854) sehr bezeichnend aus Würtemberg, wo man besonderes Gewicht auf jenes Institut gelegt hatte, es auch erst in neuester Zeit noch bis zu „Bezirkskirchenräthen" zuspitzte: „Unsere sogenannten Pfarrgemeinderäthe, eine liberal-constitutionelle Pflanzung auf kirchlichem Gebiete, weit entfernt, den von ihnen gehegten Erwartungen zu entsprechen, haben nur Meinungszwiespalt in unserer früher so friedlichen Kirche hervorgerufen, und während die Einen jenes Institut wieder ganz beseitigt zu sehen wünschen, möchten die Andern eine Synodalverfassung

---

chen, sich sehr vornehm mit seiner Kenntniß des Worts Gottes und mit seiner apodictischen Behauptung, daß die „„Neuerung"" nicht in demselben gegründet sei, und weiß damit jede neue Regung der Zeit niederzuschlagen und die Gemüther zu verwirren." — Darmst. K.-Z. vom 25. April 1854.

*) Kliefoth und Mejer: kirchliche Zeitschrift. 1855. S. 130 ff.

auf breitester demokratischen Grundlage, ein sogenanntes kirchliches Parlament, dessen Beschlüsse der Landesherr nur auszuführen hätte." Die innere Genugthuung begreift sich so, mit der die höhere Reaction in Preußen die neue Pflanzung, kaum eingesetzt, auch schon wieder welken sah. Unter der Ueberschrift „Kirchlicher Constitutionalismus" berichtet die Kreuzzeitung vom 25. März 1854 aus Stuttgart: die reglementmäßigen Neuwahlen der Pfarrgemeinderäthe seien wegen „eingetretener Umstände" verschoben. „Die eingetretenen Umstände sind aber die, daß das fragliche Institut in unserm ganzen Lande nirgends recht Wurzel fassen konnte; wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Pfarrgemeinderäthe in einigen größern Städten und zu besondern Zeiten segensreich wirkten, so ist doch das ganze Institut ein verfehltes gewesen, und seit Jahr und Tag selbst hier in Stuttgart wirkungslos und verschollen."

XXVI.

Die neuesten Lorbeeren der piemontesischen Minister.

Wir haben im vorigen Bande dieser Blätter die neuesten „Fortschrittsbewegungen" in Piemont, und insbesondere die ersten Schicksale des berüchtigten Kirchenspoliationsgesetzes des Nähern geschildert, und am Schlusse noch hervorgehoben, wie wenig bei den dermaligen Umständen die von allen Bessern geforderte Verwerfung des von der Mehrheit der Deputirten am 2. März adoptirten Projektes durch den Reichs-

Senat zu erwarten stehe, der, fortwährend aus den Satelliten Ratazzi's neu rekrutirt, schon 1855 in seiner Majorität eine ganz andere Stellung einnimmt, als 1852, wo es sich um Zurückweisung des antikirchlichen Ehegesetzes gehandelt hat. Und wenn auch jene Hoffnungen einer heilsamen Krisis bald in dem momentanen Rücktritt des Kabinets, bald in den vorausgesetzten Consequenzen der Allianz mit Frankreich und England, von der man noch vor einigen Monaten sich unter Anderm auch eine freundschaftliche Annäherung an Oesterreich versprach, neue Stützen zu finden schienen, so daß bereits auch in der auswärtigen katholischen Presse der Sieg der conservativen Principien als nahe bevorstehend verkündigt ward: so zeigte sich nur zu bald, daß die Zustände noch nicht an diesem Punkte waren, und künstliche Manöver eine neue Illusion erzeugt; das Raubgesetz, nur unbedeutend geändert, erschien am 29. Mai mit königlicher Sanktion, und sein Vollzug hat mit den davon unzertrennlichen Gewaltakten, von denen der August 1854 das Vorspiel geliefert, bereits seinen Anfang genommen.

Dieses für Viele, für uns nicht im Geringsten, unerwartete Resultat eines bedeutenden, fast sechsmonatlichen Kampfes würde für sich eine nähere Betrachtung erheischen, auch wenn uns nicht die Zeit und die Masse des Materials zu einer neuen Umschau in diesem Lande aufgefordert hätten. Wohl gab es gewichtige Gründe, die ein endliches Zurückziehen des fatalen Entwurfs wahrscheinlich machen konnten, solange man die Sache an sich und ihre ersten Entwicklungs-Stadien in's Auge faßte mit Abstraktion von dem Geiste und der Taktik der dominirenden Fraktion. Da waren die Proteste des Klerus, von dem gerade der Theil, der zunächst von dem neuen Gesetze Gewinn ziehen sollte, wie die ärmeren Pfarrer der Moriana, am lautesten reklamirte — die Proteste des Episcopats, der einmüthig das Gesetz als ein antikatholisches, ungerechtes und selbst verfassungswidriges be-

kämpfte — die Proteste des heiligen Stuhles, der bereits die vom Trienter Concil festgesetzten Kirchenstrafen in Aussicht stellte, und in der klarsten Weise jedem Gliede der katholischen Kirche jede Mitwirkung zu einem derartigen sacrilegischen Beginnen verbot. Dazu kamen die zahlreichen Adressen gegen das Gesetz, nicht nur von Geistlichen und religiösen Communitäten, sondern auch von vielen Laien aller Klassen und ganzen Gemeinden, wie sie täglich die „Armonia", und nachher auch die Protokolle des Senats registrirten, Petitionen, welche die Liberalen so in Schrecken setzten, daß sie eilig auch Subscriptionen für das Gesetz zu sammeln anfingen, was ihnen, trotz der ministeriellen Protektion *), nur schlecht und großentheils nur mittelst falscher Vorspiegelungen, als handle es sich um Verminderung der Abgaben u. s. f., gelang, und vielfach noch den für sie schimpflichen Ausgang hatte, daß die Getäuschten, nachher über den Inhalt der Petitionen belehrt, öffentlich widerriefen und jene Kunstgriffe enthüllten **). Hatte so die Göttin der Zeit, „die öffentliche Meinung", sich auf das bestimmteste erklärt, so fehlte es auch nicht an Schriften, die mit Gewandtheit alle Blößen des radikalen Entwurfs aufzeigten, die bedrohten Rechte der Kirche wider die gegnerische Sophistik vertraten ***), und an Rüh-

*) Mehrere Circulare an die Beamten und die halbofficielle Vertheilung eines Mustereremplars bewiesen das zur Genüge. Civiltà cattol. 17. März 1855.

**) Civ. cattol. 7. und 21. April — Staatsanz. f. Würt. Vom Po 23. April. — Bis zum 7. April zählte man bereits 615 Petitionen gegen das Gesetz mit 68,967 Unterschriften, für dasselbe nur 174 mit 12,629 Subscriptionen. Nachher stieg die Zahl der Unterschriften gegen das Gesetz auf nahe an 100,000.

***) Von der überaus reichen Literatur hierüber verdienen folgende Schriften besondere Erwähnung: Difesa dei diritti della Chiesa cattolica intorno ai beni temporali. (Von einem Prälaten Savoyens.) — Il Monitorio del Papa. Ragionamento offerto al

rigkeit fehlte es überhaupt diesesmal den Conservativen nicht. Dazu waren die harten Schläge, die in rascher Aufeinanderfolge die Dynastie von Savoyen betroffen, und zu denen am 17. Mai noch der Tod des am 8. Jan. gebornen königlichen Prinzen Viktor Emmanuel Leopold Eugen hinzukam, in den Augen des entrüsteten Volkes eine ernste Mahnung, und es schien unklug, noch mehr die Erbitterung des Landvolks zu provociren. Es kam dazu die anerkannte katholische Haltung der älteren Senatoren, die noch der als einer der besten Redner und Diplomaten gefeierte Marchese Brignole-Sale verstärkte und anfeuerte, indem er erst am 18. April seinen Eid als Senator leistete, bloß um das verderbliche Gesetz in der ersten Kammer, zu der er seit 1848 gehörte, bekämpfen zu können. Hatte schon öfter der Widerstand der Senatoren die radikalen Plane vernichtet, so schien jetzt um so mehr den eingereichten Petitionen ihr Erfolg gesichert, und das geringe Vertrauen der liberalen Presse, ihre bis zu Schmähungen gesteigerte Erbitterung gegen die „Aristokratenkammer“ *)

Senato del Regno. Von A. F. Russo, Advokat in Oneglia. — Considerazioni sulla proposta soppressione di alcune communità religiose. Genova 1854. — Costa della Torre: Sulla necessità dell' influenza della Chiesa cattolica nella legislazione dei popoli cattolici. Torino 1854. — Erroneità e pericoli di alcune teorie invocate a sostegno della proposta di legge di soppressione. Torino 1855. — G. Margotti: Discorsi varii pronunziati nella Camera dei Deputati. Bibliot. contempor. vol. X. Torino 1855. — La nazione unica proprietaria dei beni ecclesiastici. Risposta a G. La Farina per M. Rossi, avvocato. Genova 1855. — La Crisi. Considerazione. Torino 1855. (Von D. Buffa, der vom liberalen Standpunkt aus das Gesetz bekämpft.)

*) Gazzetta del popolo 21. März Nr. 69: „Wie? Wenn der König und die Nation (d. i. die Mehrheit der Deputirten) eine nothwendige Reform wollen, können sie ewig daran verhindert werden? Und durch wen? Sind nicht König und Nation der Complex des Staates? Was bleibt sonst noch übrig als das Null? Und

mußte dieser Aussicht noch größere Probabilität verleihen. Ja die Verhandlungen der zweiten Kammer selbst, von der 51 Mitglieder sich der Abstimmung über das Gesetz enthielten *), lieferten neue Anhaltspunkte dafür, und nebst diesen auch manche Enthüllungen, die auch von geschichtlichem Werthe sind.

Dreimal waren bereits die Debatten der Deputirten über die lex Ratazzi unterbrochen worden, so sehr Cavour damit drängte, der deßhalb auch den Schluß der Verhandlungen über den Allianztraktat stark urgirte, als am 19. Febr. Graf Revel gegen den Entwurf auftrat. Da derselbe 1848 als Minister Karl Alberts das Expulsionsdekret gegen die Jesuiten und die Damen vom heiligen Herzen unterzeichnet, so warf man ihm laut diese Inconsequenz vor. Darauf gab Revel die Erklärung: damals habe er es für nützlich, ja für nothwendig gehalten, jene Ursache der Irritation und der Zwietracht zu beseitigen, und im Ministerconseil sich dahin geäußert, er beabsichtige nur, das fait accompli zu legalisiren, aber durchaus nicht weiter zu gehen; er erkenne es

---

dieses Null wollte eine vom König und der Nation gewollte Reform bestreiten?" Man wird hier an die Deduktion von Sieyes in der Broschüre über den tiers état erinnert.

*) Patria von Turin 4. Mai 1855. — Daß manche Deputirte die Minister fürchteten und nicht gegen sie zu stimmen wagten, zeigte die doppelte Abstimmung über die englisch-französische Allianz. Bei der geheimen Abstimmung waren 95 Stimmen dafür, 64 dagegen, beim Namensaufruf aber 101 Stimmen dafür, nur 60 dagegen. Dafür stimmten 3 Minister, 13 Offiziere, 4 amovible Staatsräthe, 7 Beamte, die dem Cultusminister unterstehen, 7 Emigranten (Turiner Diritto vom 11. Febr. Nr. 36). Nebstdem hatten sehr viele Liberale vorher gegen den Traktat gesprochen und besonders urgirt, Rußland sei übermächtig, die Mittel der Westmächte unzureichend, der Krieg für Sardinien ohne Vortheil, ja voll der Nachtheile für Handel, Industrie, Finanzen und die öffentliche Sicherheit. Civiltà cattol. 3. März.

an, das Dekret vom 5. August 1848 schließe etwas Hartes in sich und trage den Stempel der Aufregung jener Zeit; er habe es unterzeichnet unter Vorbehalt einer weiteren Vereinbarung mit Rom; er könne nicht sagen, welche Schwierigkeiten er damals zu besiegen gehabt, nicht um den Consens des Königs zu diesem Dekrete zu erlangen — denn diesen habe Karl Albert nie ertheilt — sondern nur soviel durchzusetzen, daß er den Akt tolerirte, zu dem er aus Gewissensrücksichten nicht zustimmen zu können geglaubt*). Alsdann ging der Redner auf den Art. 29 der Verfassung über, der jedes Eigenthum „ohne irgend eine Ausnahme" (senza eccepzione di sorte) für unverletzlich erklärt. „Niemand" — sagte der Redner — „Niemand von allen Anwesenden kann sich auf diesen Artikel in der Weise berufen, wie ich. Vielen scheint er nur zu sagen, solange das Eigenthum existirt, kann man es nicht verletzen; aber von dem Moment an, wo dem Eigenthümer die juristische Persönlichkeit entzogen wird, kann man es occupiren. Ich glaube, der wahre Sinn des Statuts lasse diese Auslegung nicht zu; soll ich aber auf dessen Geist recurriren, so muß ich meine feste Ueberzeugung dahin aussprechen, daß der Beisatz „ohne irgend eine Ausnahme", der sich sonst nicht findet, vorzugsweise den Zweck gehabt hat, die Eigenthumsrechte gerade der kirchlichen Anstalten zu garantiren. Das sage ich nicht ohne Beweis; ich berufe mich auf den Verbalproceß des Conferenz-Rathes selbst, in dem die Frage in Gegenwart des Königs zu eben der Zeit besprochen ward, wo er im Begriff stand, das Statut zu sanktioniren und zu unterzeichnen. Dieser Artikel ward zum Schutze des kirchlichen Eigenthumes gesetzt. Und König Karl Albert, dessen Bild hier vor uns steht, würde er sehen, daß seine Intentionen in solcher

---

*) Rendiconto uffiz. della Camera del Deput. N. 472. p. 1749. N. 473. p. 1751.

Weise gedeutet werden, so würde er diese Hand zurückziehen, die sich ausstreckt, die Verfassung zu beschwören — er würde sie unfehlbar zurückziehen. Ich stimme nicht für dieses Gesetz, das meiner Ueberzeugung und meinem Gewissen entgegen ist." Diese Rede erregte die größte Sensation, und Cavour mußte die Richtigkeit der Angaben völlig eingestehen *). Endlich sprach sich Revel noch über die financielle Seite des Entwurfs aus, und schloß seine Betrachtung mit den Worten: „das Ganze ist eine Dilapidation einer beträchtlichen Substanz, die nach wenigen Jahren aus den Staatskassen verschwunden seyn wird, wo dann gegen die Schuldenlast kein Mittel mehr erübrigt. Das Ministerium belastet sich für 1,600,000 L. Ersparniß mit einer Ausgabe von 2,827,600 L., mit einem Kapital von 30 Millionen." Graf Cavour bemerkte, Revel scheine zu glauben, man wolle 30 Procent von allen Orden supprimiren, und das auf einmal; aber „wir fangen — ich sage es offen — mit den reicheren Conventen an" **). Revel entgegnete: „Nach einer solchen Erklärung des Herrn Finanzministers, woraus hervorgeht, daß die Moralität der Suppression darin liegt, daß die reicheren Corporationen ihrer Güter beraubt werden, und daß man bei der Abolition verfährt, wie ein Eigenthümer, der das beste Holz abschneidet, und es zuläßt, daß das übrige einstweilen noch wachse — nach einer solchen Erklärung habe ich keine weitere Bemerkung mehr zu machen." Mit lauter Entrüstung aber hatte Graf Solaro della Margherita sich geäußert: „Vincit officium linguae sceleris magnitudo. Das habe ich gegen ein noch nicht zum Gesetz erhobenes Projekt mit vollem Recht gesagt;

*) Ami de la religion 3. April 1855. Dieselben Angaben wurden nachher im Senate durch zwei andere Staatsmänner Karl Alberts bestätigt. ib. 5. Juli.

**) Rendic. uffic. N. 482.

ich nehme nichts zurück. Die Gerechtigkeit hängt nicht ab von dem Willen der Menschen oder von ihren Ideen, sondern von einem ewigen und unveränderlichen Gesetz. Als Katholik und in einem katholischen Parlamente ehre ich die Rechte der weltlichen Gewalt in ihrem ganzen Umfange; aber wenn es sich handelt um die Interessen der Religion und die Rechte der Kirche, so kenne ich auf Erden keine andere Autorität, als die des Kirchenoberhauptes, des Interpreten des göttlichen Gesetzes. Der Papst hat gesprochen, und im Angesichte seiner Allokution ist die Frage endgiltig entschieden" *). Der Zorn der Minister und ihrer Journale hielt auch andere katholische Deputirte nicht ab, ebenso entschieden sich gegen den Raub zu verwahren; insbesondere widerstanden die meisten aus Savoyen, Ligurien und der Insel Sardinien — Provinzen, in denen auch die neuesten Communalwahlen meist conservativ ausgefallen sind — während die Vertreter des eigentlichen Piemont, meist naturalisirte Flüchtlinge, durch einige Repräsentanten der andern Provinzen verstärkt, die Majorität und damit den Sieg erlangten.

Aber um diesen Sieg zu erringen, gaben sich die Minister, die um jeden Preis triumphiren wollten, große moralische Blößen, die zwar ihnen ebenso, wie ihren Freunden in der Schweiz, wenig Sorge verursachten, ihren Eindruck auf die Bevölkerung aber nicht verfehlten. Die Verweigerung der von Valerio verlangten Aufschlüsse über den auf die Abgeordneten geübten Einfluß von Seite Ratazzi's **) — die Ausflüchte desselben Ministers und seiner Journalisten, die trotz der vielfachsten Provokationen für die öffentlich***) aufgestellte Behauptung, sehr vielen Regularen werde die Sanktion des Gesetzes nur erwünscht seyn, den Beweis fortwährend schuldig blie-

*) Rendic. uffic. N. 482.

**) Civiltà cattol. 3. März 1855.

***) Rendic. uffic. N. 484. p. 1793.

ben *), ja sogar ein allseitiges Dementi erhielten **) — das verfassungswidrige Einschreiten gegen Beamte des Richter-Standes, die gegen das Gesetz sich ausgesprochen ***) — dann die vielfach gelieferten Nachweise von Formwidrigkeiten, Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten der ministeriellen Angaben in und außer den Kammern †) — der freche Hohn, mit dem derselbe Ratazzi, die Worte eines Abgeordneten der Linken sich aneignend, im Senate sagte, man müsse sein Gesetz adoptiren eben aus dem Grunde, weil es der Papst

*) Die „Armonia" vom 27. Febr. erklärte: beweise der Großsiegel-Bewahrer seine Assertion nicht, so könne sie nur die Worte seines Freundes und Gesinnungsgenossen V. Gioberti wiederholen: U. Ratazzi ist ein officieller Lügner (Urbano Ratazzi mentisce officialmente), und constatirte am 2. März, daß dessen Organe nur ausweichend zu antworten wußten.

**) Der Erzbischof von Chambery sagte im Senate: „Wenn behauptet ward, die Klöster seien reine Gefängnisse, so muß ich erklären, daß eben jetzt unablässig Tag und Nacht die Bewohner der meisten Convente dem Gebete obliegen, die Erhaltung ihrer Communität und Reprobation dieses Gesetzes zu erflehen; ja trotz der augenscheinlichen Gefahr bitten viele Novizen, zur Ablegung der Profeß zugelassen zu werden, entschlossen, um jeden Preis Gott ihr Leben im Ordensstande zu weihen, und falls man sie dieser Freiheit in der Heimath beraube, sie auch im Auslande zu suchen." Civiltà catt. 19. Mai.

***) Der Gerichtsadjunkt Aug. Cervetti von Susa hatte in der „Patria" erklärt, das verfassungswidrige Gesetz Ratazzi's könne ohne offenen Eidbruch von keinem Beamten vollzogen werden; bloß deßhalb ward er schon am Tage nach der Publikation des Artikels ohne Rücksicht auf die in der Verfassung (Art. 69) ausgesprochene Inamovibilität der Richter seines Amtes entsetzt, was neue Protestationen hervorrief. Patria 10. April. Ami de la relig. 21. April. Civiltà cattol. 19. Mai. 16. Juni.

†) In der Rede des Erzbischofs von Chambery im Senate 7. Mai werden die falschen Angaben der ministeriellen Kirchenstatistik klar dargelegt. Civiltà cattol. 2. Juni.

verdammt*) — das Alles war doch nicht geeignet, in den Augen des Volkes das durch eigene Schuld so vielfach geschwächte moralische Ansehen des Ministeriums zu erhöhen, und Vertrauen zu den jetzigen Lenkern des Staates zu erzeugen. Am erbärmlichsten zeigte sich aber die ministerielle Politik, als man bei der angedrohten Demission des Kabinets ebenso lärmende als lächerliche Demonstrationen von Studenten und anderen jungen Leuten, namentlich Israeliten, veranstaltete, die den Ministern und der legge Ratazzi (beim Volke legge Mottino) ein Hoch, den Klöstern ein Pereat brachten, das Geschrei dieser Turiner Tumultuanten als „Verlangen des Volkes" erklärte, und gleichzeitig Gerüchte von ganz ähnlichen Agitationen in den Provinzen ausstreute, die nachher theils als übertrieben, theils als völlig unwahr sich erwiesen**).

Bereits hatte der Senat (23. bis 26. April) über das neue Gesetz sehr lebhafte Debatten gepflogen; die Freunde des Ministeriums vertraten dasselbe mit leeren und theilweise sehr frivolen Gründen***), während der Erzbischof Billet von Chambery, Marschall della Torre, Colobiano, Luigi di Collegno, General Maugny, Baron de Margherita, Brignole-Sale und Castagnetto mit aller Energie sich dagegen erhoben. Letzterer glaubte, das Parlament überschreite schon

---

*) Civiltà cattol. 7. April.

**) ib. 19. Mai. — Staatsanz. für Würtemb. vom Po 1. Mai. — Vgl. Allg. Ztg. 4. Mai.

***) Der Senator Musio sagte unter Anderm: „die frommen und gelehrten Canonisten der französischen Constituante von 1793 waren nicht mehr revolutionär, als der heilige Ludwig und Bossuet"; Mameli sprach der Kirche jedes Recht über die geistlichen Güter ab, das allein dem Staate zustehe; Siccardi verhöhnte den König Karl Felix, und bezeichnete dessen Convention mit Leo XII. als „entehrend" für das Land — welche Aeußerung der Senator Colobiano gebührend gezüchtigt hat.

seine Befugnisse, wenn es den Entwurf auch nur in Berathung ziehe, da es die Constitution nur interpretiren, aber keinen Artikel derselben unterdrücken oder aufheben könne. Da erklärte der Bischof Calabiana von Casale, er sei vom Episkopate zu dem vom heiligen Vater gutgeheißenen Vorschlage ermächtigt, daß die Bischöfe, um neuerdings ihre Hingabe an den König und das Vaterland zu bethätigen, für den Fall der Zurücknahme des Entwurfs der Regierung die Summe von 928,412 Franken anbieten — das Aequivalent des zur Ergänzung der Congrua für die ärmeren Pfarrer des Festlands assignirten Betrags, den man jetzt aus dem Budget gestrichen, um eine alte Schuld an die Kirche aus dem, was ihr geraubt werden sollte, zu bezahlen *). In diesem Anerbieten erkannte Cavour einen „neuen Beweis der patriotischen Gesinnungen, die den Episkopat des Landes beseelen", und erklärte es für räthlich, dasselbe in Erwägung zu ziehen und deßhalb die Diskussion zu prorogiren. Am 27. April sprach er sich dahin aus, der bischöfliche Vorschlag sei als ein Mittel zu betrachten, zu einer definitiven Beilegung der kirchlichen Angelegenheiten durch eine Vereinbarung mit dem römischen Stuhle zu gelangen; da diese Verhandlungen jedenfalls Männern anvertraut werden müßten, die mit Rom nicht so lange Zeit hindurch zu kämpfen gehabt, wie die Glieder des jetzigen Kabinets, so sei dieses der Meinung, daß die Annahme des Vorschlags nothwendig zu dem Rücktritt des Ministeriums führe, weßhalb auch er und der Großsiegelbewahrer ihre Portefeuille's in die Hände des Königs niedergelegt hätten; die übrigen Minister würden folgen; einstweilen möge man die Diskussion des Gesetzes vertagen **).

---

*) Specielle Nachweise gibt der Ami de la religion 21. Juni und 5. Juli 1855. Nr. 5856. 5862.

**) Rendiconto uffiz. del Senato N. 134. p. 467. N. 135. p. 471.

Aber die Fortschrittspartei hatte allen Grund, eine ernstliche Vereinbarung mit Rom zu vereiteln und die Minister-Krisis bald zu beseitigen; zum Glück für sie war dieselbe nicht so gefährlich. Mit der Bildung des Kabinets war der seitherige Kriegsminister Jakob Durando, bekannt durch die Gründung der „Opinione" (1848) und eine Broschüre über die Nationalität, ein Mann, der stets die Gesinnungen seiner Collegen getheilt, beauftragt worden, und das noch unter folgenden Bedingungen: 1) daß das neue Ministerium aus Männern von denselben Gesinnungen bestehe, wie das bisherige; 2) daß die Durchführung der Vereinbarung mit Rom als Bedingung des Eintritts gestellt werde*). Offenbar hob die eine dieser Bedingungen die andere auf: wer mit Rom zu einer Vereinbarung kommen will, kann eben kein Gesinnungsgenosse von Cavour und Ratazzi seyn. Acht Tage suchte Durando vergeblich; er consultirte alle möglichen Personen, selbst den radikalen Brofferio, aber keinen Mann wie Brignole-Sale, Sklopis, Revel, de Margarita, die längst bei Hofe keinen Zutritt mehr hatten. Der König war von dem Offert der Bischöfe nicht nur genau unterrichtet, sondern er selbst hatte es gewünscht und gefördert, nebstdem einen Brief an den Papst gerichtet voll des Verlangens nach einer Ausgleichung. Wohlunterrichtete französische Correspondenzen versichern, die freundliche Antwort des heiligen Vaters, eingeschlossen in den Depeschen an den Uditore der Nuntiatur Roberti, sei in Genua erbrochen und copirt worden, und dadurch habe man sich in den Stand gesetzt, den König, der vor Allem an der englischen Politik festhielt, noch vor dem Empfange des päpstlichen Schreibens gegen dessen Inhalt zu präoccupiren **). Inzwischen mußten die Journale, die mit

*) Civiltà cattol. 19. Mai.

**) Ami de la religion 7. Juli Nr. 5863. p. 42. 43.

dem Untergange des Staates und der Freiheit drohten, die für die Masse berechneten Flugschriften*) und die Straßen-Demonstrationen, bei denen zwei der abtretenden Minister die erhitzten Studenten heuchlerisch um Ruhe baten und der Syndikus eine Proklamation zur Beschwichtigung einer sonst nirgends sichtbaren Gährung erließ**), sowie eine Reihe anderer kleinlichen Manöver***) den ersehnten Schluß der Ko-

*) Besonders die Broschüre des C. Poggio: Come finira? Torino 1855.

**) Ami de la relig. l. c.

***) Die Turiner Patria, das Organ des Grafen Revel, gibt am 4. Mai folgende nähere Aufschlüsse: „Die Auflösung des Kabinets war vorhergesehen und vorbereitet, wir sagten es deutlich genug. Aber das Publikum kennt größtentheils die verborgenen Wege nicht, wodurch sie herbeigeführt ward; es hat nur die Schamlosigkeit der Presse, nur den Tumult einiger getäuschten, von jener erhitzten jungen Leute gesehen; das, was es nicht sehen konnte, sind die telegraphischen Depeschen, die jeden Tag in großer Anzahl dem Staatsoberhaupte eine nirgends existirende Agitation in den Provinzen melden mußten; sind die Demissionseingaben, mit denen mehrere höhere Beamte und Offiziere drohten, die in dem Augenblicke, wo die Krone am freiesten ihre Prärogative gebrauchen sollte, erklärten, ihren Posten aufzugeben, wenn diese Freiheit sich auf Personen richten sollte, die ihnen nicht genehm seien; sind die Consultationen verschiedener Männer, die alle zu derselben Partei gehören, alle sich zu dem gleichen Zwecke verabredeten, den Thron mit Schwierigkeiten und mit Anklagen zu umzäunen; sind die extraparlamentarischen Influenzen, deren Intervention man bei einem Kampfe zu Hilfe rief, bei dem sie still und ruhig hätten beobachten sollen. Wir kommen nicht zurück auf die illegalen und unzeitigen Manifeste der Behörden, nicht auf die außerordentlichen Zurüstungen des Militärs und dessen Erscheinen unter den Fenstern des königlichen Pallastes, um Zusammenrottungen zu zerstreuen, an die Niemand dachte. Das alles war Gegenstand öffentlichen Gelächters und Bedauerns. Aber mit wahrer Entrüstung sagen wir, daß all das Geräusch und Spektakel mit Verläumbungen, Drohungen und anderen Einflüssen nur den einzigen Zweck hatte und haben konnte: die ruhige Entscheidung

mödie herbeiführen, so daß am 3. Mai General Durando im Senate erklärte, die Bildung eines neuen Kabinets habe sich als unmöglich gezeigt, und deßhalb hätten die früheren Minister ihre Portfeuille's wieder übernommen.

Was die inzwischen mit den Bischöfen gepflogenen Unterhandlungen betrifft, so erklärte der Bischof von Casale zur Berichtigung der Darstellung Durando's, wornach jede Modifikation des Antrags zurückgewiesen worden wäre, vor dem Senate noch Folgendes. Der Episkopat hatte das Zugeständniß gemacht, daß bei Beseitigung des Ratazzi'schen Gesetzes die angegebene Summe als Auflage auf das gesammte Vermögen der Kirchen des Festlandes gelegt werde unter drei Bedingungen: 1) daß die Prästation mit dem 1. Juli 1855 beginne, 2) die Repartition durch die kirchliche Autorität in

---

der Krone zu stören und vor ihrem Angesichte die öffentliche Meinung zu verfälschen — ein um so mehr verwerflicher Zweck, als die Crisis das Werk eben desselben Ministeriums war, das jetzt auf seine Stühle zurückkehrt. Denn hätte es gleich anfangs dem Könige die Richtannahme des bischöflichen Vorschlags angerathen, so hätte Alles seinen natürlichen Verlauf gehabt. Aber es bedurfte eines großen öffentlichen Skandals, und brachte ihn zu Stande; zu wessen Nachtheil, ist hier nicht die Frage. Es brachte es zu Stande; aber zugleich auch den Beweis, daß die Verfassung für es nur Mittel, nicht Zweck ist, daß solange sein Bestand gefährdet scheint, es jede Rücksicht schweigen läßt, und die Partei-Interessen geradezu denen des Monarchen und der Monarchie vorzieht. Graf Cavour hatte wiederholt den bischöflichen Vorschlag als patriotisch und der Erwägung würdig bezeichnet; er hatte durch den Mund des Generals Durando an allen Ecken der Stadt proklamiren lassen, daß man würdevolle Unterhandlungen (dignitose trattative) mit Rom wieder aufnehmen wolle. Nun, warum wurden denn auf einmal sowohl der Vorschlag als die Unterhandlungen in mysteriöser Weise zurückgewiesen, und warum kehren nach einer Provokation an den gesunden Sinn des Publikums jene Minister auf ihre Stühle zurück, die beides belobt, beides angerathen hatten?"

der vom apostolischen Stuhle“ bezeichneten Weise geschehe, 3) das königl. Oekonomat an der Leistung Theil nehme, namentlich mit den Interkalarfrüchten der geistlichen Pfründen. Nach eingetretener Ministerkrisis vergingen vier Tage, ohne daß man die Bischöfe näher befragte. Am 1. Mai erschien Durando vor den Bischöfen von Mondovi und Casale, denen er meldete, er habe keine Minister finden können, die geneigt wären, die Verantwortlichkeit für den bischöflichen Vorschlag auf sich zu nehmen; zugleich schlug er ihnen vor, ihren Antrag zurückzuziehen, dafür aber das Amendement des Senators Colla zu acceptiren, welches das Gesetz nur zum Theile gelten lasse. Calabiana entgegnete, auf diesen Plan könne er nicht eingehen, weder könne er den im Auftrag des Episkopates vorgebrachten Vorschlag widerrufen, noch für das beregte Amendement votiren, das von denselben Principien inficirt sei, wie das ganze Gesetz. Damit hatten die Unterhandlungen ein Ende und der bischöfliche Antrag, der dem Raubgesetze den scheinbarsten Vorwand, daß es den ärmeren Pfarrern aufhelfe ohne Nachtheil des allzubeschwerten Fiskus, völlig entzog, fand keine weitere Berücksichtigung. Durando mußte dem Berichte des Bischofs die vollste Wahrheit zugestehen, mühte sich aber ab, die Sache des Ministeriums in besserem Lichte zu zeigen, indem er die Hartnäckigkeit des Klerus tadelte und die Unmöglichkeit, unter den gegebenen Bedingungen andere Minister zu finden, hervorhob. Der Pöbel auf den Gallerien, der bei der Rede des Bischofs gemurrt, gab ihm lauten Beifall zu erkennen; der Senator Vesme aber sprach lauten Tadel gegen die Minister aus, die eine große Principienfrage zu einer kleinlichen Kabinetsfrage gemacht *).

Bei der Wiederaufnahme der Diskussion (seit dem 5.

---

*) Civ. catt. 2. Juni. — Staatsanz. f. Würtemb. 13. 14. Mai. — Ami de la relig. 7. Juli.

Mai) rechtfertigten die ministeriellen Redner den Entwurf theils damit, daß die „öffentliche Meinung" in den Straßen-Demonstrationen gegen den Klerus sich ausgesprochen, wie Persoglio, theils mit dem Princip der Staatsomnipotenz, wie Mameli, theils mit frivolen Aeußerungen über Mönche und Nonnen, wie de Fornari, der als naher Verwandter der seligen Maria Viktoria, Stifterin des Ordens der Annunziata, dem Volke großes Aergerniß gab. Cavour expektorirte sich gegen die Mendikanten und die contemplativen Orden, und stellte die Behauptung auf, der Gehorsam gegen die Kirchen-Gesetze verletze in gegenwärtigem Falle den Gehorsam gegen die Constitution. Diese und andere Assertionen wurden durch Brignole, de Cardenas, Castagnetto, della Torre, Fraschini, Sklopis u. A. entkräftet in einer Reihe trefflicher Reden, so daß schon vor dem Schlusse der allgemeinen Debatte (10. Mai) die Minister zu der Einsicht gelangten, das Gesetz werde ohne Modifikationen nicht durchgehen, und deßhalb immer mehr für die Amendements von Colla und des Ambrois sich entschieden*). Der Commissionsbericht hatte die verschiedenen Ansichten der fünf Mitglieder einfach zusammengestellt: Graf Sklopis und L. Sauli waren für einfache Reprobation des Gesetzes; Colla war gegen die Suppression der Klöster, aber für die neuen Taxen auf die Kirchengüter, Giakomo Collegno und des Ambrois schlugen nur einige Amendements vor, wornach zwar die geistlichen Orden unterdrückt, die Religiosen aber nicht aus ihren Häusern verjagt werden, sondern darin aussterben, nach Einziehung ihrer Güter auf bestimmte, vom Ministerium anzuweisende Häuser beschränkt und mit Pensionen versehen werden sollten. Obschon mit Recht von Luigi Collegno gefragt ward, wie denn eine Laienschwester mit 240 Franken das Jahr über bestehen könne**), obschon das Bud-

*) Staatsanz. f. Würt. vom Po 8. Mai. — Ami de la religion 19. Juni und 5. Juli.

**) Rendiconto uffic. del Senato. N. 149. p. 524.

get für 1856 unter den Ausgaben für die Gefängnisse jedem Detinirten beinahe das Doppelte assignirt*), obschon die gegründetste Opposition sich gegen diese Aenderungen erhob: so ward doch das Amendement gleich dem Princip des Gesetzes, sobald die Minister sich dafür erklärt hatten**), angenommen, freilich nur mit der unbeträchtlichen Majorität von 47 gegen 45 Stimmen, die bei der Erkrankung mehrerer Gegner Ratazzis leicht zu erreichen war. Darauf erhielten die Senatoren des Ambrois, Musio, Bensi, de Ferrari und Giac. Collegno den Auftrag, das Gesetz nach diesen Modifikationen umzugestalten, was denn auch mit großer Eile geschah; nach zehn Tagen (22. Mai) ward das so umgearbeitete Gesetz mit 53 gegen 42 Stimmen adoptirt***). Dabei stimmten die zwei neuernannten Senatoren Persoglio und Durando mit, von denen jener als Verfolger des Erzbischofs Fransoni sich ausgezeichnet, dieser bereits in der zweiten Kammer dafür votirt hatte; im Ganzen waren unter den 53 Stimmen 5 lombardische Flüchtlinge, 3 Minister, 29 Regierungsbeamte; nebstdem standen Mehrere unter dem Einflusse sowohl der Minister als des Pöbels auf den Gallerien, den der Präsident Manno ungestört schalten ließ; einigen Beamten, wie den Präsidenten der Appellhöfe von Genua und Casale, Stora und Cristiani, die nach Turin eilen wollten, um gegen das Gesetz zu stimmen, ward durch telegraphische Depeschen verboten, auch nur für einen Tag ihren Posten zu verlassen†). Schnell, während gerade viele kirchlich gesinnte Abgeordnete wegen der Pfingstfeiertage abwesend waren, ging das umgearbeitete Gesetz zum zweitenmale durch die Deputirtenkammer und ward mit 95 gegen 23 Stimmen approbirt. Dem ra-

*) Civiltà cattol. 7. Juli.

**) Rndic. uffic. N. 148. p. 514.

***) Ami de la relig. 19. u. 28. Juni. — Staatsanz. f. Würt. vom Po 13. Mai.

†) Ami de la relig. 7. Juli. p. 45.

dikalen Brofferio erschien das Gesetz als verunstaltet, ungenügend, nach zwei Seiten hinkend, und nur in sofern gut, als es der Papst höchlich mißbillige. Vergebens erhob Graf Sclaro zum letztenmale seine Stimme gegen den Raub; bei dem Bösen, erklärte er, sei keine andere Verbesserung möglich als die Vernichtung *); man adoptirte Alles, weil die geringste Schwierigkeit leicht das Ganze hätte unsicher machen können. Schon am 29. Mai erhielt das Gesetz die königliche Sanktion; am 30. publizirte es die Gazzetta Piemontese zugleich mit dem Verzeichnisse der unterdrückten Orden und einem anderen Dekret, das die völlige Aufhebung der Akademie von Superga definitiv aussprach.

Das ist in Kürze die Geschichte des berüchtigten Plünderungsgesetzes, sie zeigt besser als vieles Andere das Getriebe der Cavourianer und die großartigen Illusionen des Constitutionalismus. Die sardinischen Minister haben mit ihren spanischen Collegen gewetteifert; an Heuchelei haben sie diese sicher übertroffen. Die neue Form des Gesetzes ist nur darauf berechnet, einige allzu starken Härten abzuschleifen, der gehässigen Maßregel einen milderen Anstrich zu geben und dadurch ihre Ausführung zu erleichtern; der Geist ist derselbe geblieben. Das Gesetz trifft nicht nur die geistlichen Orden, und zwar gegenüber ihren verbrieften Rechten und den fast bis in die jüngste Zeit herabreichenden ministeriellen Versicherungen auf die empörendste Weise, sondern auch den Säkularklerus, indem es viele Collegiatkirchen und alle einfachen Beneficien (Art. 2. 3) völlig aufhebt, deren Güter einzieht und einer „Kirchenkassa" einverleibt, die unter dem General-Direktor der Staatsschuldentilgungs-Commission **) stehen soll (Art. 4 bis 6), und endlich alles Kirchengut mit enormen

*) „Non vi ha emendamento possibile al male che annientarlo."

**) Der seitherige Generaldirektor, Graf Peletta di Cossazione, reichte bereits seine Entlassung ein, um hierin nicht cooperiren zu müssen. Civ. catt. 16. Juni.

neuen Auflagen belastet (Art. 24); daher der in vielen Zeitungen beliebte Name „Klostergesetz“ nur ein sehr ungenauer Ausdruck ist. Das Gesetz nimmt den Einen, um den Anderen zu geben, entlastet den Fiskus seiner Schuld, um damit dessen ausgeplünderten Gläubiger zu belasten, greift geradezu ein in die kirchlichen Rechte und Institutionen, sowie in die individuelle Freiheit und schlägt nicht nur allem Rechtsgefühl eine tiefe Wunde, sondern entzieht auch dem ärmeren Theile der Nation eine reiche Quelle wohlthätiger Spenden; dabei legt es dem katholischen Volke, in dessen mißbrauchtem Namen der Frevel begangen wird, die Nothwendigkeit auf, in kurzer Zeit, nachdem die Dilapidation des von seinen Voreltern gestifteten und geschenkten Kirchenguts vollendet ist, falls es noch Geistliche haben will, wieder neue Mittel für deren Sustentation unter den schwersten Opfern zu beschaffen. Dazu gibt es dem Ministerium eine Diktatur über den Klerus in die Hände, welche selbst die Turiner „Juristenzeitung“ als höchst gefährlich bezeichnet hat.

Kaum war dieser Sieg errungen, so wurden die Kammern vertagt; man bedurfte ihrer nicht weiter und eine längere Session wäre bei dem Vollzug nur unbequem gewesen, schon wegen der Reklamationen, die dabei von katholischen Parlamentsmitgliedern zu erwarten standen. Schon das Dekret über die dem Untergange geweihten Convente verletzte das Gesetz, zu dessen Vollzug es erlassen war, indem es viele Orden aufhob, die dem Predigtamte, dem Unterrichte und der Krankenpflege sich widmen, während jenes (Art. 1) das Fortbestehen von solchen Orden ausspricht *). Einige

*) Im Ganzen werden 334 Convente supprimirt, in denen sich 5406 Regularen befinden. Von diesen Conventen befinden sich 94 auf der Insel Sardinien, 240 auf dem Festlande; unter ersteren sind 47, unter letzteren 139 Mendikantenklöster. Von diesen 334 Conventen sind 289 Mannsklöster, 45 Nonnenconvente; die Maßregel trifft 4208 Mönche und 1198 Nonnen. Zu den aufgehobenen Orden gehören die Carmeliten, Carthäuser, Augustiner, Benediktiner, Cistercienser, Passionisten, Oratorianer, Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner, Serviten, Olivetaner, Mercedarier. Vorläufig existi-

dieser Corporationen, wie die Oratorianer, sollen bereits eine gerichtliche Klage gegen das Ministerium, selbst mit Berufung auf den Text des Spoliationsgesetzes, anhängig gemacht haben, ermuthigt durch die Urtheile der Tribunale, die in vielen Entscheidungen das Princip geltend machten: „die Verordnungen der Exekutivgewalt sind ungültig und wirkungslos, wenn sie in offenem Widerspruche zu dem Gesetze stehen" *). Noch erschien zu dem Dekrete vom 29. Mai in der officiellen Zeitung am 2. Juni ein Nachtrag, der erklärte, in dem Verzeichnisse der supprimirten Communitäten seien am Schlusse die Augustinerinen vergessen worden, die ebenfalls zu bestehen aufhörten. So eilig hatte man das Dekret verfaßt, daß jetzt in Form eines erratum, ohne Unterschrift und förmliche Erklärung, noch ein Orden, der 886 Nonnen im Lande zählt, den übrigen unterdrückten beigesellt wurde, dazu ein Orden, von dem die ministerielle Uebersicht selbst sagte, daß er dem Unterrichte obliege, und die Krankenpflege in einem neu zu errichtenden Spitale übernommen. Deßhalb, sowie weil der Orden nicht in dem „gleichzeitig mit dem Gesetze", wie dieses vorschrieb, publicirten Verzeichnisse stand, erschien diese Maßregel als völlig ungesetzlich; die „Armonia" erklärte die Behauptung eines Druckversehens für eine Unwahrheit, da in der Vorlage an den Staatsrath jener Orden noch fehlte und eben diese Vorlage ungeändert in die Druckerei kam, dagegen sich herausstellte, daß erst später der Besitz dieser gutdotirten Convente den Ministern in die Augen fiel **).

---

ren noch 22 Orden mit 274 Häusern und 4050 Individuen, namentlich die Barnabiten, Piaristen, Somascher, Schulbrüder, Doktrinarier, Rosminianer, die Oblaten des heiligen Karl, der Orden des Camillus von Lellis, die Redemptoristen, die Lazaristen, die Hospitaliter des hl. Johannes von Gott, und ebensoviele weiblichen Congregationen. Civiltà cattol. 16. Juni. — Ami de la relig. 7. Juli.

*) Annali della giurisprudenza degli Stati Sardi. Vol. VI., I. p. 498 seq.

**) Staatsanz. f. Würtemb. Vom Po 5. Juni. — Ami de la religion 19. Juni. — Civiltà cattolica 7. Juli.

Ueberhaupt gab nicht die Aktivität der Orden für Unterricht, Seelsorge und Krankenpflege das Kriterium der Ausscheidung, sondern die oben erwähnte Aeußerung Cavour's: „wir machen mit den reicheren Conventen den Anfang."

Die Bischöfe säumten nun nicht länger, ihrerseits dem Klerus bestimmte Verhaltungsregeln und zugleich Erklärungen über die von den kirchlichen Censuren Betroffenen zu geben. In einer Notifikation d. d. Lyon 6. Juni 1855 *) spricht der Erzbischof Fransoni den entschiedensten Protest gegen das neue Gesetz aus („wollte Gott", sagt der Prälat, „daß es der letzte wäre!"), und erklärt, daß Alle wegen Theilnahme an der Spoliation den hiefür ausgesprochenen Kirchen-Strafen verfallen, die irgendwie zur Exekution des Gesetzes aktiv cooperiren, daß die dadurch gemachten Erwerbungen ebenso ungiltig und nichtig seien, wie die gestohlener Sachen überhaupt, und die Restitutionspflicht nach sich ziehen. Den Canonikern und Beneficiaten ist verboten, ihre Präbenden zu cediren, den Patronen der Beneficien, die ihnen anzuweisenden Beträge anzunehmen, den religiösen Communitäten, die Clausur zu verlassen, bevor sie mit Gewalt vertrieben würden, den Pfarrern, die Subsidien aus der sogenannten Kirchenkassa ohne specielle päpstliche Autorisation **) zu acceptiren. Der Erzbischof schließt mit der Aufforderung zum Gebete und dem Wunsche, Gottes Barmherzigkeit möge nicht gestatten, daß die Kirche in diesem katholischen Lande noch jene weit schwereren Verluste und Nachtheile erleide, mit denen sie bereits nur zu sehr bedroht sei, und im Vergleiche mit denen auch die völlige Beraubung alles zeitlichen Besitzes nur als ein kleines Uebel erscheinen müßte. Ebenso erließen die Bischöfe Savoyens eine Instruktion***) über die Applika-

*) Ami de la religion 26. Juni.

**) Bereits hat der Papst gestattet, daß die Pfarrer nach vorgängigem Proteste die sie betreffende Quote annehmen. Ami de la religion 11. August.

***) Ami de la religion 12. Juli. — Civiltà cattol. 7. Juli.

tion des Trienter Dekrets gegen die Kirchenräuber (Seff. 22. Kap. 11), eines Kirchengesetzes, das laut den Synodalstatuten ihrer Diöcesen stets in Geltung war. Das Ministerium gerieth über diese und ähnliche Erlasse, die noch durch die päpstliche Allokution vom 26. Juli eine feierliche Bekräftigung erhielten, in großen Zorn, namentlich über den des Erzbischofs Fransoni, den man als eine Aufforderung zur Revolution ansah *); das an der erzbischöflichen Curie angeheftete Exemplar ward abgerissen und in der Kanzlei nach dem Original gesucht. Inzwischen hatte die Presse, und zwar gegen die Wünsche der Minister zuerst die ministerielle **), das Aktenstück publicirt. Wie früher bei der Veröffentlichung der Allokution vom 22. Jan., so zeigten auch hier die Behörden sich äußerst schwankend; einige Journale wurden wegen dieser Publikationen confiscirt und verurtheilt, andere blieben straflos ***). Zuletzt sollten nur noch die Geistlichen bestraft werden, die von derlei Aktenstücken öffentlich Gebrauch machen würden. Gegen den Erzbischof Fransoni beschloß man einen neuen Prozeß zu instruiren und einstweilen den Versuch zu machen, das Capitel zur Wahl eines von jenem unabhängigen Administrators zu bewegen.

Mit dem Vollzuge des Gesetzes schien man noch länger zögern zu wollen; im Juni geschah dafür fast noch gar nichts.

---

*) Diese Auffassung war natürlich in den Turiner Correspondenzen der „Allgemeinen Zeitung" nicht zu vermissen.

**) Der Emigrant Farini hatte in seinem „Piemonte" gesagt, er werde den Erlaß abdrucken, sobald er ihm zu Händen komme, indem er nicht glaube, die Regierung sei derartige Publikationen zu hindern gewillt. Sogleich sandte ihm die „Armonia" eine Abschrift der an der Curie angehefteten Notifikation; sie erschien im „Piemonte" zuerst, und erst daraus im „Campanone" und anderen katholischen Journalen. Während aber der Gerant des „Campanone" zu schweren Strafen verurtheilt ward, ging das „Piemonte" frei aus.

***) In Genua war die Publikation ungehindert, in Nizza und Turin ward sie schwer geahndet. Civiltà cattol. 7. Juli. — Ami de la relig. 28. Juni. 2. Aug. — Vgl. Allg. Ztg. 17. Juli.

Das Landvolk zeigte sich darüber äußerst entrüstet*), und der Regularklerus war entschlossen, wie 15 Franziskanerobservanten schon früher der Kammer erklärt**), allein der Gewalt zu weichen. Im Juli wurden bereits, unter völliger Passivität der Religiosen und unter regelmäßigem Proteste der Oberen, die Klostergüter inventarisirt, ohne daß sich dabei — die gewaltsame Verletzung der Clausur in den Nonnenklöstern abgerechnet — etwas Auffallendes ereignete. In vielen Orten Liguriens fand sich Niemand, der als Zeuge assistiren wollte; in Ovada war das aufgebrachte Volk beim Eindringen der Beamten in das Kapuzinerkloster in der drohendsten Haltung, und konnte nur durch die Bitten der Patres beschwichtigt werden. Dabei kamen in vielen Kirchen und Häusern, selbst unter den Augen der Polizei, die frechsten Diebstähle vor; die kleineren Diebe sahen sich ermuthigt durch das Beispiel der großen***).

Begreiflicherweise wird die Situation von Tag zu Tage schwieriger und gefährlicher. Mitten unter den Banketten zu Ehren der Krimexpedition und den militärischen Paraden, die der König selbst im April zu Alessandria hielt†), mitten unter dem obligaten Constitutionsjubel im Mai, bei dem der Turiner Stadtrath allein für Fahnen, Triumphbogen u. s. f. 50,000 Fr. bewilligte, und durch zum Theil bezahlte Schreier laute Viva's brüllen ließ††), mitten unter den prahlendsten Deklamationen über die politische Größe Piemonts, seine durch das englisch-französische Bündniß erhöhte Machtstellung, seine durch die vollendeten Eisenbahnen gesteigerte commercielle Bedeutung, regten sich die Symptome eines dumpfen, mühsam verhaltenen Grolls unter der Mehrzahl der Bevölkerung fort und fort. In Turin, Vigevano, Novara und

*) Patria 2. Juni.
**) Rendiconto uffic. della Camera dei Deput. N. 569.
***) Civiltà cattol. 4. Aug. — Ami de la relig. 16. Aug.
†) ib. 5. Mai.
††) ib. 2. Juni. Staatsanz. f. Würtemb. Vom Po 16. Mai.

besonders auf der Insel Sardinien erklärten sich manche sonst für wohlhabend gehaltene Männer außer Stande, ferner die ungeheure Last der neuen Auflagen zu tragen; bereits fanden die englischen Meetings in Piemont Eingang, die besonders in Genua, Voghera und Nizza für Minderung und bessere Vertheilung der Abgaben sich erhoben. Das am 15. Juli zu Genua abgehaltene Meeting faßte den Beschluß, bei der Wiedereröffnung des Parlaments eine großartige Petition an dasselbe zu richten, bis zu völliger Erreichung des vorgesteckten Zieles eine besondere Junta zu bilden, und inzwischen die Agitation auch in die übrigen Provinzen zu verbreiten *). Hinter all diesen Zurüstungen lauert der unermüdliche Mazzini, dem die Freimaurerpolitik Cavour's den weitesten Spielraum eröffnet hat; jenes Meeting von Genua ward nicht nur von den heftigsten Revolutionsmännern, wie L. Pareto, V. Ricci, A. Brofferio beeinflußt und geleitet, sondern auch wie inspirirt von einem kurz zuvor in dessen Amtsblatt **) gedruckten Manifeste des Diktators. Der mazzinische Moniteur besteht in Genua unter obrigkeitlicher Protektion und durch Beiträge sowohl der „Patrioten", als des anglikanischen Klerus, der in dem neuesten Register der mazzinischen Bank mit Beiträgen von 56,807 Fr. figurirt ***). Die „italienische Idee" des „großen, politischen Propheten" hat längst in Piemont aus der Abstraktheit ihrer Philosopheme sich zu einer konkreten, thatsächlichen Macht gestaltet, der die Constitutionellen ebenso gut dienen, wie die erklärten Republikaner. Die politischen Flüchtlinge haben sich der Presse, der meisten Civil- und Militärämter, und selbst der Kammermajorität bemächtigt; sie wurden die Stützen des Ministeriums, das sie gehoben, und noch mehr Mazzini's, der sie zu seinen tauglichsten Bundesgenossen zählt. Sie erkennen die Nothstände des Landes an, aber deren Ursachen suchen sie zu ver-

*) Civiltà cattol. 4. August.
**) Italia e popolo 1855. N. 185.
***) Ami de la religion 7. Aug. 1855.

bergen und insgeheim zu erhöhen; Mazzini beutet die vorhandene Gährung aus und bemächtigt sich ungehindert der Bewegung.

Die Unzufriedenheit der Massen über die drückenden Steuern, denen die officielle „Gazzetta Piemontese" nur Aussichten auf neue Lasten entgegenzustellen wußte, mußte sich noch erhöhen bei dem Ergebniß, daß die Krimexpedition, deren Kosten man anfangs nur auf 25 Mill. L. schätzte, mehr als 100 zu verschlingen droht, so wie bei dem Eintreffen der Nachrichten über die zahlreichen Todesfälle der Piemontesen im Orient, und bei der dadurch veranlaßten neuen Rekruten-Aushebung, so daß es vielfach zu ernsten Widersetzlichkeiten kam und namentlich die Insel Sardinien, ohnehin von Cholera und Theurung heimgesucht, das Bild der größten Verwirrung und Aufregung am Ende des Juli darbot, die natürlich wiederum trotz der an der Sache der Valdostaner und ähnlichen Tendenzprozessen gemachten Erfahrungen dem Klerus zur Last gelegt ward, so daß mehrere Dominikaner deßhalb eingezogen wurden *). Die Ursachen der Unzufriedenheit im eigentlichen Volke haben wir längst mit einer Fülle von Thatsachen und Zeugnissen erörtert; sicher ist die Verfolgung der Kirche und ihrer Diener neben den materiellen Nothständen eine der bedeutendsten bei einem Volke, das seinen religiösen Eifer bei den Festen zu Ehren der dogmatischen Definition vom 8. Dez. 1854 **), bei den Dankgottesdiensten für die Erhaltung Pius' IX. ***) und bei den verschiedenartigsten Anlässen so laut und warm bethätigt hat. Das Gerücht von dem Projekte einer neuen Ehe des Königs mit einer Protestantin, die Maßregeln des neuen Cultusministers Lanza,

*) Allg. Ztg. 10. und 15. August.

**) Civiltà catt. 7. April. Selbst das Turiner Diritto Nr. 73 mußte diese glänzenden Manifestationen des kirchlichen Lebens anerkennen; eine eigene Schrift — Ricordo delle feste Piemontesi nel Marzo 1855 — gibt darüber ein reiches Detail.

***) Civiltà cattol. 2. Juni.

eines radikalen Arztes, gegen die von Nonnen geleiteten Schulen *), die Nachricht von dem bevorstehenden Wiedereinbringen des antikirchlichen Gesetzentwurfs über die Civil-Ehe **), die Störung der religiösen Feierlichkeiten, besonders der Prozessionen, durch den Uebermuth der Liberalen ***), der Beginn der Einziehung des Klostergutes und die Brutalität gegen religiöse Corporationen, die sich die wärmsten Sympathien des gläubigen Volkes erworben, konnten in diesem die längst verbreitete Ansicht nur befestigen, man denke an eine allseitige Verkümmerung des katholischen Lebens, ja eine Ausrottung der ererbten Religion, zumal wenn es damit die unbehinderte Entfaltung der protestantischen Propaganda verglich †), deren Protektion bald eine Hauptaufgabe für die Machthaber geworden ist. Die Partei des connubium zwi-

---

*) ib. 14. Juli.

**) Aus Gefälligkeit gegen die Minister hat jüngst die Waldenser-Synode zu Luserna, welche die „Constitution der evangelisch-waldensischen Kirche" annahm, damit auch, im Gegensatze gegen die frühere Synode von 1839, die bei Strafe der Nullität die Ehe von „Personen, welche die Handauflegung erhalten", eingesegnet wissen wollte, die Einsegnung durch „einfache Gläubige" als vollgiltig anerkannt. Civiltà catt. l. c. Ami de la religion 2. August.

***) Civiltà cattol. 7. Juli.

†) Bei dem Einschreiten der Behörden gegen die Bibelkolporteure in Nizza protestirte der damit beauftragte Engländer Wilson, im „Avenir", im Namen des Präsidenten der Londoner Bibelgesellschaft, Grafen Shaftesbury, der sich hierin an seinen edlen Freund, den Grafen Cavour, wenden werde (Ami de la relig. 3. April 1855). Seither war der Einfluß und die Dreistigkeit der Propaganda im Steigen. Dagegen fand der anglikanische Geistliche Wright, der, nach Chambery als Kaplan der englischen Eisenbahngesellschaft gesandt, besonders durch die Fastenpredigten des P. La Vigne allmählig zum Katholicismus geführt ward, bei seinem Uebertritte keinen Schutz gegen die rohesten Verunglimpfungen, denen der „Constitutionnel Savoisien" bereitwillig seine Spalten lieh, und selbst nicht gegen äußere Vexationen (Civiltà catt. 5. Mai 1855).

schen Cavour und Ratazzi, des „Bollwerks der Freiheit“ *), hat noch nie aufgehört, diesen Geist zu manifestiren; sie hat ein Interesse, die Conflikte zwischen Kirche und Staat zu vermehren, zu verlängern, zu perpetuiren, den religiösen Frieden zu stören, die katholischen Institute möglichst zu unterdrücken, und das um so mehr da, wo man sich materielle Vortheile für die seit sieben Jahren heillos zerrütteten Finanzen versprechen kann. Sie hat jede Ausgleichung der Differenzen mit Rom hintertrieben, das sie nur in ihren „Reformen“ stört, das die Patrioten ewig an der „Einheit Italiens“ hindert **), die doch allein die wahre Größe Piemonts begründet und ihm die Hegemonie gibt. Man hat in Piemont selbst öfter die Politik Sardiniens in Italien mit der Politik Preußens in Deutschland verglichen; die Hegemonie ist beiderseits Ziel, die Mittel sind aber noch ziemlich verschieden, wie denn auch die verschiedene Lage und die Stellung der Revolutions-Partei zu dem Turiner Kabinet sie bedingt. Deßhalb gehen aber auch die sardinischen Minister so leicht über die Klagen des Volkes und die wahren Ursachen seiner Unzufriedenheit hinweg, mit schön gedrechselten, auf die Zukunft vertröstenden Phrasen alle Beschwerden zurückweisend; desto selbstgefälliger wiegen sie sich in den unter den heftigsten Deklamationen gegen die übrigen italienischen Regierungen im Uebermaße ihnen gespendeten Lobsprüchen eines Russel und Palmerston und trinken den süßen Nektar mit lauter Befriedigung. Und in der That haben sie sich diesen Panegyrikus reichlich ver-

*) Cavour selbst erklärte in der Deputirtenkammer, „um die Reaktion zu vermeiden und die Freiheit zu retten“, habe er die Hand des Grafen Revel losgelassen, um die des Ratazzi, und mit ihr die des Fortschritts, zu ergreifen. Vgl. Ami de la relig. 19. Juni 1855.

**) Daher auch das jetzt wiederum so beliebte Schlagwort: spapare l'Italia — die Entpapstung Italiens — die Lieblingsidee der Freunde Mazzini's. „Solange der Papst“ — sagt der College Mazzini's in Toskana, Montanelli (Memoire sull' Italia. II. p. 73 ss.) — „Papst bleibt, ist keine italienische Einheit möglich. Kann er nicht aufhören Papst zu seyn, so muß Italien aufhören, dem Papste anzuhängen. Wenn der Papst sich nicht „„entpapstet““, so muß Italien sich „„entpapsten““.

dient, durch die servile Nachäffung englischer Zustände*), durch die zärtliche Sorgfalt für die anglikanische Propaganda, durch ihre kühnen Angriffe auf das katholische Princip, durch die freundschaftliche und hochherzige Aufnahme so vieler politischen Flüchtlinge, durch die freisinnigen neueren Institutionen, durch das verschacherte Blut ihrer Landeskinder in der Krim. Und unter der Aegide der „zeitgemäßen und segensreichen Constitution" dürfen sie im Lande nach Belieben verfahren und Dinge sich gestatten, welche, wären sie von einer „absolutistischen" Regierung ausgegangen, die Liberalen aller Orten schonungslos würden gebrandmarkt haben **).

Wiederum ist der herrliche Himmel Italiens düster umwölkt. Im Canton Tessin, wie mehr oder weniger in der ganzen Schweiz, hat der Radikalismus feste Sitze; in Sardinien arbeitet ihm die Regierung in die Hände, zahlreiche Sendlinge Mazzinis durchstreifen die Halbinsel; da und dort werden Berathungen gepflogen; die Regierungen sehen sich zu außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln genöthigt. Am weitesten geht hierin der südliche Staat der Halbinsel, der in Opposition gegen Piemont dem entgegengesetzten Extreme zuzusteuern scheint. Wir können keineswegs, so sehr die Bemühungen des Königs Ferdinand für die Wiederherstellung

*) Graf Revel, der oftgenannte Gegner Cavour's, bespricht in seiner „Patria" ausführlich die jetzige Stimmung der englischen Presse, namentlich der Times, über die Aristokratie des eigenen Landes, die demokratischen Bestrebungen und die Stellung von Palmerston und Russel, und schließt dann: „Unsere Minister mögen einen Blick auf diese Situation werfen, und die Hand auf das Herz legend sich selbst fragen, ob sie eine ähnliche Zukunft, wie sie in England in Aussicht steht, nicht auch unserem Lande bereiten. Zügellose Presse, Erschütterung des Katholicismus in den Massen, schwankende Thätigkeit der Regierung, Schwächung und Bekämpfung des Princips der Autorität, Streit von unversöhnlichen Parteien — all das deßwegen, weil die, welche dagegen Vorsorge zu treffen berufen sind, entweder nicht sehen oder nicht sehen wollen, oder was noch schlimmer, es approbiren."

**) Dahin gehört z. B. die despotische Auflösung mehrerer Municipal-Räthe, die sich im Interesse des Gemeindewohls den ministeriellen Anordnungen widersetzten, und die Aufstellung außerordentlicher Commissäre, die unumschränkt verfügen und im Sinne der Regierung die neuen Wahlen dirigiren konnten, wie Solches in Chambery geschah. Vgl. Civiltà cattol. 19. Mai 1855.

der Ordnung in Italien von 1848 bis 1850 alle Anerkennung verdienen, dem dortigen altbourbonischen Despotismus das Wort reden, der bis in das Kleinste Alles im bürgerlichen und religiösen Leben zu normiren sucht, und in seinen Proceduren oft kein Maß und Ziel kennt; der es staatsgefährlich findet; wenn ein katholisches Journal, von tausend Gegnern als Trabant des Absolutismus bekämpft, in einer ruhigen philosophischen Deduktion ganz der christlichen Moral gemäß ebenso von den Pflichten wie von den Rechten des Monarchen spricht; der nach einigen Jahren des mühsam hergestellten Friedens wieder die alten Prätentionen gegen die Kirche und die alte Strenge gegen jede im bureaukratischen Mechanismus nicht anerkannte Regung geltend macht. Aber es ist auch außer Zweifel, daß die Vorgänge in dem nordwestlichen Königreiche Vieles sowohl zur Wiederaufnahme dieses an sich schädlichen Rigorismus, als zur Neubelebung der früheren russischen Sympathien beigetragen haben, indem sie eben nicht unbegründeten Besorgnissen Raum gaben, während andererseits auch die Erfahrung gelehrt hat, daß Concessionen und Transaktionen mit dem Liberalismus nie zum Ziele führen. Mögen in Neapel an sich richtige Principien ungeeignet und unklug applicirt werden, selbst in Fällen, wo sie keine Anwendung finden können ihrer eigenen Natur nach, mag ein verkehrter Eifer für die Erhaltung der Monarchie manche sonst indifferente Individuen in das Lager der Opposition hinüberführen, und das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges bewirken: so wird darum die piemontesische Politik noch keine Rechtfertigung, am wenigsten eine Verherrlichung bei denjenigen finden können, die das Innere der Sache durchschauen, und nicht nach einem vom Zeitgeist idololatrisch verehrten System oder nach den Impulsen einer falschen Sentimentalität, nicht nach den Diktaten des antireligiösen Liberalismus, sondern nach den ewigen Principien des Rechts und der christlichen Ethik und einer auf sie gegründeten Welt-Anschauung, die divergirenden Bestrebungen und Ereignisse

bemessen. Mehr über die italienischen Staaten und ihre jetzige Lage zu sagen, bietet sich vielleicht ein andermal Gelegenheit; hier sei nur noch bemerkt, daß mehrere insbesondere der päpstlichen Regierung im englischen Parlament und in der Presse gemachten Vorwürfe hauptsächlich auf den Schilderungen piemontesischer Blätter beruhen, deren Tendenz nur zu offen da liegt, und deren falsche Angaben das officielle „Giornale di Roma“ bereits mehr als einmal gründlich entkräftet hat.

Das Alles sind die Lorbeeren der jetzigen Beherrscher Sardiniens. Während seine Krieger in der Krim dahinsiechen, erobern daheim seine Minister Kirchengüter und Klöster, spotten des Bannes und der pfäffischen Protestationen, sonnen sich in dem Beifall ihrer englischen Gönner und Vorbilder, und erwerben sich den gegründetsten Anspruch auf das Wohlgefallen und den Dank des großen Mazzini und seiner gesammten Allianz. In der nächsten Nähe Oesterreichs, zu Novara, besteht ein englisches Werbcomité für die Bildung der „italienischen Legion“, dem pflichtschuldigst alle Förderung zu Theil wird, und während die Ergänzung der schon sehr gelichteten Reihen der orientalischen Hilfstruppen mehr und mehr für die Sicherheit der Landesbewohner sich nachtheilig zeigt, setzt man jede Rücksicht hintan, um nur den brittischen Staatsmännern zu gefallen. Begierig hebt man jedes Körnchen fremden Weihrauchs auf und sammelt alle Schmähungen der übrigen italienischen Staaten; denn jeder Tadel, der diese trifft, ist eine neue Glorie für Piemont und seine hochherzigen Lenker, denen kein Opfer zu theuer, selbst nicht der Ruin der Finanzen, wenn es gilt, ihre Ideale und die künftige Größe des Landes zu verwirklichen und zu begründen. Es fehlt nicht mehr viel und bald votiren die dankbaren Repräsentanten des Volkes den Helden Cavour und Ratazzi noch bei ihren Lebzeiten ein ruhmvolles Denkmal und bekränzen mit Bürgerkronen die Statuen der unsterblichen Männer.

XXVII.

Aphoristische Zeitläufte.

Die Parteien und die Allianzen.

Wer eine Totalansicht von dem unversöhnlichen Riß mitten durch die sogenannte conservative Partei zu gewinnen wünscht, der braucht nur die Gesellschaft und relativen Gesinnungsgenossen zu betrachten, inmitten welcher die in Berlin herrschende Partei das Banner der deutsch-russischen Allianz hochhält. Die extremste Demokratie ist ihr verlässigster Beistand. Seit Monaten darf sie eine Bekehrung Englands zur czarischen Liberalität, die Aegypten und Candia zu verschenken hat, nicht mehr von den conservativen Tories hoffen. Dafür hat sie die Freude, die englischen Chartisten oder Socialisten zahlreiche Friedens-Meetings halten, die angebeteten Demagogen des zerlumpten und hungrigen Mob ihre Sympathien für Rußland offen bezeugen zu sehen. Die plutokratische Manchester-Schule, vulgo Baumwollen-Lords, die demokratischen Friedensfreunde und Quäker, die für den Augenblick ämterlosen peelitischen Doctrinäre und die Socialisten — sie alle bilden jetzt Eine compakte Partei für schleunigsten Schluß des Kriegs, Bruch mit Frankreich, Wiederanknüpfung mit Rußland; von den Chartisten insbesondere bemerkt das Organ der Berliner Hofpartei: sie stünden für Rußland „auf dem Standpunkt der amerikanischen Sympathien." Genauere Nachrichten über die neuen Bundesgenossen der „christlich-

germanischen" Pietisten erhielt die „Oesterr. Ztg." vom 19. Juli aus London. Zuvörderst, heißt es dort, sind sämmtliche demokratischen Parteien offene Vertheidiger Rußlands, und es gibt kein chartistisches Journal, das nicht dem Czaren das Wort reden würde; die Wochenblatt-Literatur und die kleinen Sonntags-Journale, welche man auf dem Continent fast gar nicht kennt, deren Einfluß aber erst kürzlich die Sonntags-Unruhen hervorgerufen hat, sprechen offen gegen den Krieg, von dem das Volk nichts gewinne, und wünschen den Sieg Rußlands, der unfehlbar das populäre Element heben würde. Namentlich sind es aber die politischen Flüchtlinge aller Nationen, welche offen für Rußland arbeiten, die französische Emigration vergißt hiebei in ihrer Parteiwuth allen Patriotismus; es besteht in London ein von Flüchtlingen redigirtes Blatt, das den Titel l'homme führt, und das jede Woche ebenso Rußland vertheidigt, wie dieß in dem republikanischen „National" von Brüssel der Fall ist. Das Exmitglied der französischen Nationalversammlung, Schölcher, hat sogar ein eigenes Buch gegen die französisch-englische Allianz veröffentlicht und durch die ganze populäre Presse Englands geht seit dem Erscheinen dieses Buches nur Ein Schrei, daß England früher oder später an Napoleon werde verrathen werden.

Ganz dieselbe Stellung wie die englische und die flüchtige Demokratie in London hat diese extreme Partei in Frankreich, Deutschland und Italien selber eingenommen; „alle Rothen sind russisch", sagte Pius IX. zu einem deutschen Mitgliede der jüngsten Bischofs-Convention. Die Wuth Mazzini's und seines geheimen Bundes gegen die westliche Allianz ist bekannt. Das Organ der Berliner Hofpartei, überhaupt nach vorübergehendem Aufflackern in auffallende geistige Armuth versunken, liebt es, russenfreundliche Leitartikel anderer Blätter abzudrucken und vom Eigenen bloß die Bemerkung dazuzuthun: „wir brauchen nicht zu sagen, daß wir ganz damit einverstanden sind." Mit dieser Unterschrift könnte das Organ der preußischen Hofpartei füglich die auswärtige Po-

litik aller Organe der europäischen Demokratie in Bausch und Bogen acceptiren und sich zu eigen machen. So ganz identisch ist hierin die Anschauung der äußersten Demokratie und der äußersten Reaction. Zwischen beiden mitten inne aber steht gleichfalls für Rußland die widerkirchliche religiöse Propaganda, wenigstens insoweit sie ein Bestandtheil ist der specifischen — Freimaurerei. Man versichert, daß sogar der Prinz von Preußen, den die Gothaer sonst als ihren Hort verehrten, jetzt definitiv in's Lager der Czarenfreunde übergegangen sei. Andererseits übernahm der König von Hannover in demselben Moment das Protektorat über die Logen des Landes, wo er mit der russisch-gesinnten Ritterschaft die Verfassung umwarf, welche im J. 1848 zwischen den Vertretern ebendesselben Adels in der ersten Kammer mit der zweiten Kammer vereinbart worden war.

Aus diesem denkwürdigen Verhalten der genannten innen sich diametral entgegengesetzten Parteien ergibt sich eine unumstößliche Thatsache, welche als das eigentliche Princip der Verdammniß aller deutsch-russischen Politik zu Grunde liegt. Nach allen Regeln gesunden Denkens nämlich müssen jene Parteien Eines miteinander gemein haben, Ein gewisses Ziel, das sie nur auf Seite Rußlands zu erreichen hoffen. Auf den ersten Anblick möchte es schwer erscheinen, dieses Gemeinsame herauszufinden bei Parteien, die man sonst als Todfeinde zum Vernichtungskampfe gerüstet sich gegenüberstehen sah, und die nun einig sind in der Sympathie für dieselbe auswärtige propagandistische Macht. Indeß läßt das Gemeinsame sich auf den kürzesten Ausdruck bringen: „Sonderzwecke" sind's. Je ihre Sonderzwecke haben jene Parteien der direkten oder indirekten Beihülfe Rußlands anvertraut, ihren Egoismus und selbstsüchtigen Individualismus. Die „christlich-germanische" Junkerpartei erwartet vom Czarthum bewaffneten Schutz für ihre gewaltthätige Reaction zu Gunsten des eigenen Fiskus, die specifisch-preußische noch dazu die Hegemonie in Deutschland; die Maurerei nimmt den Triumph

Rußlands für gleichbedeutend mit der Vernichtung des tödtlichen Feindes ihres encyclopädistischen Humanismus, der katholischen Kirche; am sichersten aber ist die revolutionäre Demokratie der indirekten Folgen, durch welche der Sieg des Czarthums mit ihrem Sieg identisch wäre. Denn die unter direktem russischen Beistand geborgenen Zwecke der egoistischen Reaction und der Maurerei würden nur die Eine Aufgabe erfüllen, Bahn zu brechen zum Ziele der extremen Demokratie. Und um ihr das Vorschreiten leicht zu machen, käme zu dem Untergang aller wahren Freiheit, als unmittelbares Resultat jeder Wendung der Weltkrisis zu Gunsten des Czarthums, auch noch der Tod des nationalen Selbstgefühls und der Selbstachtung von Oben wie von Unten hinzu.

Unter diesen Umständen durfte man gespannt seyn auf die Haltung jener Partei, die bis 1848 als die exclusiv „nationale" in Deutschland sich gerirte, seitdem aber unter dem Namen der „Gothaer" ziemlich geruhig dahin lebte, dem Fluche der Lächerlichkeit unterlegen, wie sie war. Ihre maßlos überschätzten Kräfte neben den bekannten hochfliegenden Plänen waren allzu offenkundig geworden. Wohl nahmen sie in Preußen mit aller Energie an dem großen orientalischen Streite Theil, und kaum führte ein Blatt in Deutschland gewichtigere Hiebe gegen die russische Politik, als das der s. g. „Altpreußen" in Berlin; die russisch-gesinnte Hofpartei aber behandelte sie mit wegwerfendster Geringschätzung als ohnmächtig und seit Bunsen's Fall völlig einflußlos. In den Mittelstaaten theilten sie mit der großen nationalen Richtung dasselbe Schicksal. Die kryptogame preußisch-russische Allianz hat die Segel der egoistischen Reaction geschwellt bis zum Zerplatzen. Bayern und Würtemberg haben ihre Kammern aufgelöst, als mit welchen nicht zu regieren sei, und doch enthielten beide nur ein machtloses Minimum systematischer Opposition; es ist, als wenn fortan eitel Hoflakeien zu einer constitutionellen Versammlung gehören müßten. Natürlich spornten diese Vorgänge, nebst dem Verfassungssturz

in Hannover, die Partei der Gothaer zum äußersten Kraftaufwand; sie brachten die Motionen auf endliche Bundesreform in Darmstadt, Stuttgart und eventuell München in Gang. Weil sie ihr constitutionelles Werkzeug in der Vereinzelung einrosten sehen, so wollen sie die ganze Werkstatt haben: „Vertretung der Nation“ am Bund, den — National-Convent. Aber auch diese Motionen verlaufen wie der Sturm im Glas Wasser. Nur ein specifischer Gothaer kann seit sieben Jahren nicht eingesehen haben, daß man den Thurm nicht von der Helmstange herab zu bauen vermag. Zu einer „Vertretung der Nation“ gehörte vor Allem erst die „Nation“, und von der deutschen weiß Rußland zu erzählen. Erst müßte der deutsche Legitimismus siegen, und Hr. von Varnbüler hat in der Stuttgarter Kammer sehr richtig bemerkt: „solche Verzichte geschehen, wie die Geschichte lehrt, nicht im Wege freiwilliger Entsagung.“

Aber auch daran haben ja nun die Gothaer wieder, wie im J. 1848, gedacht. Es leuchtete ihnen ein, daß die gegenwärtige Krisis auch die deutsche Frage ihrer Lösung entgegenrücken dürfte. So traten sie denn in Heidelberg bei Häußer, Gervinus ꝛc. zusammen, und am 11. Aug. berichtete das Organ der Berliner Hofpartei über ihre Beschlüsse: Die Westmächte sollen in offenem Programm erklären, daß sie lediglich um die Beschränkung der russischen Machtstellung ihren Kampf führen, für welches Programm dann die deutschen Kleinstaaten durch gewaltige Agitation Oesterreich zugetrieben und dieses dadurch zum Vorgehen gegen Rußland ermuthigt werden soll; Preußen, also isolirt, muß sich endlich anschließen gegen den Czar, und sobald es auf dieser richtigen Bahn seyn wird, werden die zuvor Oesterreich zugewendeten Sympathien ihm wieder abgenommen und an Preußen zurückgestellt; „das Jahr 1848 wird für Gotha zurückgekehrt seyn“. Preußen erhält als Prämium eminenter Deutschheit die — Kaiserkrone.

Man sollte kaum glauben, und doch ist es wahr, das Organ der Berliner Hofpartei befindet sich nichts weniger

als heiter bei diesen Nachrichten. Eines nämlich haben selbst die Gothaer noch vor ihr voraus: den nicht pur egoistischen Sonderzweck. Sie wollen doch deutsche Würde und Wohlfahrt, jene herrschende Partei will nur die vergrößerte preußische. Darum fürchtet sie die Wirkung der edlern Idee; denn so zuverlässig der protestantisch-preußische Fanatismus der Gothaer seyn mag, so ist doch die besorgte Frage des Organs gewiß gerechtfertigt: „hat man die Herzen der Fürsten und Völker etwa in der Hand, daß man sie lenken kann wie eine Gliederpuppe, daß man sie nach Belieben — erst österreichisch und dann wieder preußisch machen kann?" Es ist eben doch ein peinigendes Gefühl, selbst das erbkaiserliche Gotha die „deutsche Politik Preußens" als undeutsch verwerfen und principiell dem Kaiserstaat sich zuwenden zu sehen, dem sonst so bitter verhaßten Oesterreich! Und die unausbleiblichen Folgen eines solchen Zwiespalts in dem eigenen Hause, wo das von jeder deutschen Seele desavouirte Häuflein der Hofintriganten allein und verlassen steht mit seinem Russenthum und dem schachernden Egoismus seiner Ritter, wenn es nicht die desfalls gleichgesinnte rothe Revolution einlassen will! Man begreift den Siegesjubel und Triumph, der für Berlin zehnfach gegründet gewesen wäre, wenn gerade jetzt Oesterreich seinen Rückzug angetreten hätte unter preußisch-russischem Commando. Den 19. Aug. vermaß das Organ sich wirklich noch halber Hoffnung; „zu bedauern", schrieb es, „ist doch, daß irgendwo in Deutschland an einen wesentlichen Gegensatz in der Politik Oesterreichs und Preußens noch immer geglaubt werden darf; daß Deutschland das will, was Preußen, ist offenkundig und daß Oesterreich, wenn es nichts Anderes will als beide, aber nur so, sein politisches Gewicht verdreifacht, kann es sich selber sagen." Allein Oesterreich wollte ein solches „Gewicht" nicht. Mit verbissenem Ingrimm schreibt das Organ schon am 22. Aug.: „Oesterreich will die Situation beherrschen, Oesterreich fängt sein altes Spiel wieder an." Te deum laudamus!

In der That hat Oesterreich rasch die Correktur des 26. Juli in Angriff genommen; seine Proposition lautet wieder einfach: die vier Punkte als Minimalsatz wollt ihr sie ohne Umschweife acceptiren oder nicht? Deutschland wird also endlich in's Reine kommen über den „wesentlichen Gegensatz"; Rußland hat in Wien umsonst alle Minen gerade dagegen springen lassen. Jetzt ist Alles zu spät! Auch die Gefahr eines voreiligen, diplomatisch erkünstelten, papiernen Friedens ist glücklich vorüber; die Mächte haben sich über Erwarten heftig ineinander verbissen; die Türkei geht täglich mehr in Fetzen; die Lösung der orientalischen Frage läßt sich nicht mehr verschieben, sie wartet nur auf positive That. Rußland, jetzt schon seine Wehrkraft auf's Aeußerste erschöpfend, geht einem Devastationskrieg an seinen empfindlichsten Extremitäten entgegen, wie ihn die neuere Geschichte kaum schon gesehen, wenn man die leichte Mühe des Westens mit den Wirkungen in Rußland vergleicht. Der Czar mag sich dann in Berlin und München dafür bedanken; ohne diese besten Freunde wäre er mit heilster Haut davon gekommen!

Statt der Gefahr eines faulen Friedens droht aber jetzt ein Uebermaß von Unfrieden, der eingeengte Krieg in einen allgemeinen auszubrechen, sei es zuerst in Italien oder in Deutschland. Nie seit den dritthalb Jahren war die Stunde kritischer. Europa schwebt zunächst an einem Abgrund von unergründlicher Tiefe, er heißt Italien; zwei paar Hände halten es noch; läßt das Eine paar ab, vereint mit dem andern zu halten, so stürzt der Welttheil unrettbar hinab. Die Hände gehören dem Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. Auf sie schaut die Welt. Franz Joseph hat soeben das Concordat mit rascher christlichen That seiner nergelnden Bureaukratie abgerungen; um ein zweites Machtgebot solcher strikten Art flehen der Orient und Occident Ihn an gegen die Penelope's-Arbeit der Diplomatie. Europa müßte verzweifeln, säße dort nicht wenigstens auf dem Thron ein unbezweifelter — Christ!

XXVIII.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XIX.

Die Frage von der Kirchenverfassung.

B. Die Kirchenverfassungs-Frage vor dem preußischen Summepiskopat.

Wir werden nach dem Vorausgeschickten Widerspruch nicht besorgen dürfen, wenn wir behaupten, daß auch bezüglich der Kirchenverfassung drüben ein unlösbarer Knoten heillosester Verwirrung sich eingeschlungen habe. Sogar die Neulutheraner wissen ihn nicht immer zu durchhauen, von den Männern des symbolmäßigen Kirchen-Begriffs zu geschweigen. Wieder stoßen wir daher bei diesen, gerade wie in der Frage um göttlich garantirte äußere Glaubensnorm, um sichtbare Kirche und Amt, um wahre kirchliche Zucht, so auch hier auf einen Punkt, wo sie alle nur mehr mit der Hoffnung auf ein unmittelbares Eingreifen Gottes sich zu trösten wissen, mit dem Gedanken, daß der gegenwärtige Zustand nur ein Provisorium sei, „bis es Gott selbst gefällt, es abzuändern", wie Herr Nathusius sagt. Für definitiv vollendet wird die Ausgestaltung der Kirchenverfassung eigentlich bei keiner Partei

und auf keiner Seite erachtet. Wir erkennen dieses Verhältniß noch einmal und am klarsten, wenn wir das Schicksal der Frage insbesondere noch am preußischen Summepiscopat betrachten. Wir recapituliren zugleich unsere ganze Betrachtung, namentlich über die Beziehung des Problems zur (unsichtbaren) eigentlichen Kirche und zur kirchlichen Masse, über den Unterschied absoluter und relativer „Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche", indem wir das Verhalten des gegenwärtigen Königs von Preußen in der Kirchenverfassungs-Frage beobachten.

Wir werden sehen: der königliche Oberstbischof lebt allerdings dem Princip nach, daß absolute Freiheit und Selbstständigkeit der evangelischen Kirche ihr Normalzustand wäre, und daß sie auch noch wirklich werden müsse. Er betrachtete daher vor wie nach 1848 den Fürsten am Kirchen-Regiment nur als Lückenbüßer, der das Summepiscopat bloß solange behalten solle, bis die Kirche soweit geordnet und frei verfaßt wäre, daß sie sich selbst erhalten und regieren könnte. Hier mußte es sich denn aber natürlich fragen: wer also de jure einst definitiv die Kirche zu regieren haben werde, oder welches dazu die „rechten Hände" seien? wie der königliche Ausdruck lautet. Auf diesem Punkte nun aber zeigt sich alsbald der große Unterschied in der königlichen Ansicht vor 1848 und nach 1848.

Damals erhielt noch eine synodalische Verfassung von ihm den Auftrag, die „rechten Hände" aus sich zu entwickeln; die Majestät hoffte sie also noch auf natürlichem Wege geöffnet und sich präsentirt zu sehen. Jetzt dagegen werden diese „rechten Hände" in einer Weise beschrieben, daß sie nothwendig entweder ad calendas graecas datiren oder aber, wie wir des Nähern sehen werden, eine radikale Wiedergeburt jener Kirche, eine wunderbare Erhebung der eigentlichen (unsichtbaren) Kirche zur Sichtbarkeit über der kirchlichen Masse voraussetzen. Man deutet in Preußen selbst be-

hutsam an: diese Anschauung von den „rechten Händen" sehe der irvingianischen zum Verwechseln ähnlich. Jedenfalls ist — für die Neulutheraner wenig schmeichelhaft — von einer etwaigen Bestimmung des gewöhnlichen geistlichen Amts zur Kirchen-Regierung nicht mit dem leisesten Gedanken die Rede. Die königlichen Diatriben über definitive Kirchenverfassung verlaufen sich vielmehr stets, als wenn es Pastoren, Superintendenten und Generalsuperintendenten in der evangelischen Kirche Preußens gar nicht gäbe. Ein bedeutsamer Umstand, den wir hier, mit Rücksicht auf das Eingangs dieser ganzen Betrachtung Gesagte, ein- für allemal hervorgehoben haben wollen!

Eine solche Wandlung der Ansichten über das kirchenregimentliche Definitivum nun konnte natürlich nicht ohne Rückschlag bleiben auch auf die Anschauungsweise von der relativen Selbstständigkeit, oder der Freiheit der Kirche innerhalb des landeskirchlichen Verbandes. Vor 1848 dachte man sich dieselbe synodalisch verfaßt. 1848 nahm man das Princip der kirchlichen Freiheit und Selbstständigkeit überhaupt in die neue Charte auf. Aber von dem Gedanken einer synodalischen Verfassung der, auch nur relativ selbstständigen, Kirche war der Oberstbischof jetzt weiter als je entfernt. Doch aber sollte die verfassungsmäßige „Selbstständigkeit" realisirt werden. Man griff daher zu dem Ausweg, für den kirchlichen Zweig der Regierung König und Staatsgewalt in sich zu trennen. Man sucht durch solche subtile Unterscheidung auch sonst dann und wann der Cäsareopapie ein raisonableres Ansehen zu geben, im Grunde aber bleibt die Sache immerzu so völlig sich gleich, daß wir in Vorstehendem besondere Notiz von dieser Distinktion zu nehmen nicht für der Mühe werth hielten. In Preußen machte sich die besagte Trennung in der Praxis wie folgt. Bisher war die Regierung der Landeskirche, sogut wie die des Seehandels und des Zollwesens 2c., Sache eines der gewöhnlichen Ministerial-

Departements gewesen, eine „innere Abtheilung des geistlichen Ministeriums“ herrschte über die Kirche. Jetzt aber nahm man dieses Geschäft dem Cultusministerium ab, und übertrug dasselbe einem eigens geschaffenen „Oberkirchen-Rath“, damit er es, unabhängig von der Staatsregierung im engern Sinne und von den Kammern, im Auftrage des Königs verwalte, welcher nun als „protestantischer Kirchen-Herr“ persönlich und unmittelbar an die Spitze seiner Landeskirche sich stelle. Fortwährend, und sehr bedeutend erst noch unterm 5. Febr. d. Js., wurde die Competenz und Wirkungssphäre des Oberkirchenraths auf Kosten des Cultusministeriums erweitert. Dieß nannte man den „ersten organisatorischen Ausdruck“ jener verfassungsmäßigen Selbstständigkeit, den „ernstlichen Versuch, den Protestantismus auf eigenen Füßen stehen zu lassen, und ihm eine vom Staate unabhängige kirchliche Organisation zu geben.“

Andere dagegen ließen verlauten: der König habe eigentlich bloß die Kirchengewalt aus seiner Einen Hand in seine andere gelegt; und unter Andern äußert ein zorniger Subjektivist mit starkem Schein von Wahrheit: „Alle deutschen Staaten haben an der evangelischen Kirche gesündigt, alle mit Ausnahme Hannovers haben in ihre Verfassungen die Selbstständigkeit der evangelischen Kirche geschrieben, und keiner hat dieses Gesetz erfüllt. Statt der Selbstständigkeit haben die evangelischen Landeskirchen selbstständige Ober-Kirchenräthe empfangen, und damit für sich nur ein größeres Maß von Unselbstständigkeit“ *). Wenn z. B. die Unionsgesinnten in Preußen das Maulwurfs-Werk der confessionalistischen Propaganda gegen das gesetzliche Fundament ihrer Landeskirche betrachten, so drängt sich ihnen „ganz besonders die Frage auf: ist die evangelische Kirche seit der Lostrennung ihres Regiments vom Staatsregimente freier

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. Juni 1854.

geworden, als sie unter dem glücklich beseitigten Territorialismus war? und würde dieser Territorialismus den Schritt gewagt haben, welchen der Consistorialismus jetzt glaubt wagen zu können?" *)

Daß man in dem preußischen Oberkirchenrath, der selbst ganz von dem Gutdünken des Oberstbischofs abhängt, die ersehnten „schützenden Formen" nicht erblicken konnte, ist klar. Nach wie vor muß die Kirche sich gemaßregelt finden nach dem Maßstabe der jedesmaligen oberstbischöflichen Individualität. Damit sind nun diejenigen landeskirchlichen Parteien, denen die Richtung dieser jeweiligen Individualität eben zusagt, für den Augenblick wohl vergnügt; um so weniger natürlich jedesmal die, welche im Besitze des Gegentheils von Hofgunst sind. Zudem sind die Subjectivisten principielle Anhänger synodal verfaßter landeskirchlichen Selbstständigkeit. Sie holen aus der Geschichte der königlichen Oberstbischöfe Preußens scharfe Waffen dafür; sie stellen Friedrich II., den Freund Voltaires, dem subjektivgläubigen Friedrich Wilhelm III. entgegen, der mit seiner gutgemeinten, aber purer Willkür entflossenen Kirchenagende eine „verhängnißvolle Macht" zur äußersten Verwirrung der Kirche geschaffen. Und doch war diese Kirche damals so selbstständig, oder selbstständiger, als eben jetzt; auch der königliche Vater nämlich fühlte sich persönlich als Kirchenherr nicht nur seiner Landeskirche, sondern der „gesammten evangelischen Kirche Deutschlands." Mit besonderer Beziehung aber auf den königlichen Sohn bemerkt Prof Hase: „gerade wenn irgend ein Ideal der Kirchenverfassung die Ueberleitung zu diesen schützenden Formen verhindere", seien sie nur um so dringender nöthig **).

Betrachten wir nun die Geschichte dieses königlichen Ideals, und zwar an der Hand einer vortrefflichen actenmäßi-

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 30. Juni 1855.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 6. Jan. 1855.

gen Darstellung desselben Prof. Hase. Jene Geschichte beginnt eigentlich mit der Wiedereinführung der Synoden, welche der königliche Vater geschaffen hatte, unmittelbar vor dem bekannten Agendenstreit, der „nicht nur die reine Durchführung der Union gefährdete, sondern auch jenes kostbare Geschenk der Synoden einschlafen ließ, und der ganzen verheißenen freien Entwicklung der Landeskirche entgegentrat." Diesen Unfall hatte der königliche Sohn damals reparirt, die Kirche genoß einer synodal verfaßten relativen Selbstständigkeit. Auch über die absolute Selbstständigkeit äußerte er seine entschiedenste Ansicht vor einer feierlichen Deputation des Berliner Magistrats, der im J. 1845 mit großem Eifer an der Bekehrung des Königs zu freigemeindlichen Grundsätzen arbeitete. Der König sprach damals:

„Die Kirchengewalt ruht auf meiner Krone und erschwert dieselbe sehr; sie legt mir bedenkliche Pflichten auf, sie gibt mir aber unbestreitbares und unbestrittenes Recht, in die Gestaltung der Kirche einzugreifen; ich thue dieß aber nicht; ich thue es nicht, weil ich einem unwandelbaren Grundsatze folge, der ist: die Kirche durch sich selbst sich gestalten zu lassen. Der selige König hat der Kirche ein kostbares Geschenk gemacht, die Synoden. Die vorige Verwaltung des geistlichen Departements war dieser Einrichtung nicht geneigt, und ließ sie einschlafen. Unter dem gegenwärtigen Minister, der die Oeffentlichkeit und das Licht ebensowenig scheut als ich selbst, sind sie neu erweckt und belebt worden. Die Synoden sind die berechtigten Organe, die Meinung der Kirche auszusprechen; sollte von denselben die Anregung auf eine Gestaltung der Kirche ausgehen, so werde ich gern die Hand an's Werk legen und den Tag segnen, an welchem ich die Kirchengewalt wieder in die rechten Hände zurückgeben kann."

Dieß war die erste Periode in der Geschichte des königlichen Kirchenverfassungs-Ideals; man dürfte sie die menschlich-natürliche nennen. Mit Recht nämlich schließt Dr. Hase aus dieser Erklärung, daß man also damals die „rechten Hände" in den Synoden erkannt, oder vielmehr in dem,

was sie sofort als Verfassung produciren sollten. Die Provincialsynoden wurden berufen, und nach ihren Beschlüssen entwarf die Notabeln-Versammlung der „Generalsynode" eine Kirchenordnung, welche „die von der Krone ausgehende Consistorialverwaltung mit einer zunächst von den Gemeinden ausgehenden Synodalverfassung in aufsteigenden Kreisen verband." Da aber, erzählt Dr. Hase weiter, „die Generalsynode die Union durch eine Ordinationsformel zu vollenden beschloß, welche in ihrer evangelischen Einfachheit allerdings die alten Bekenntnisse beider Kirchen bedrohte, so hieß die Generalsynode der eifrig lutherischen Partei — eine Räubersynode." Von den sämmtlichen Beschlüssen der Generalsynode ward gar nichts vollzogen, und das ganze Synodalwesen, nur mit Ausnahme von Rheinland und Westphalen, schlief abermals ein.

So kam das Jahr 1848, und mit ihm die Kirchenfreiheit in die Charte, die feierliche Erklärung vor die Kammer: „das landesherrliche Kirchenregiment habe die Ueberleitung der evangelischen Kirche zu einer selbstständigen Verfassung herbeizuführen." Wie sollte dieß geschehen? Selbst die Gegner dachten natürlich nicht anders, als wieder durch Synoden, respective durch eine Landessynode. Um so heftiger machten sie Opposition; Hengstenberg's Kirchenzeitung erklärte geradezu: „dem Geschrei nach einer Presbyterial- und Synodal-Verfassung liege nur eine schlecht verhüllte Christusfeindschaft zu Grunde". Demokratischen Beigeschmack konnte diese Verfassung ohnehin nicht verläugnen; die „Reihe ernster Bedenken" steigerte sich; man beschloß eine andere „Ueberleitung" als durch Synoden. Indeß war zu fürchten, daß die Kammer sich in die Sache mische. Der Cultusminister erklärte ihr daher am 8. Febr. 1851: nicht als Staatsoberhaupt, als welches der König den Kammern bestimmte Theilnahme an der Staatsgewalt zugestanden habe, regiere er die Kirche, sondern als deren „hervorragendes Glied", es wäre also „ein

gen Darstellung desselben Prof. Hase. Jene Geschichte beginnt eigentlich mit der Wiedereinführung der Synoden, welche der königliche Vater geschaffen hatte, unmittelbar vor dem bekannten Agendenstreit, der „nicht nur die reine Durchführung der Union gefährdete, sondern auch jenes kostbare Geschenk der Synoden einschlafen ließ, und der ganzen verheißenen freien Entwicklung der Landeskirche entgegentrat." Diesen Unfall hatte der königliche Sohn damals reparirt, die Kirche genoß einer synodal verfaßten relativen Selbstständigkeit. Auch über die absolute Selbstständigkeit äußerte er seine entschiedenste Ansicht vor einer feierlichen Deputation des Berliner Magistrats, der im J. 1845 mit großem Eifer an der Bekehrung des Königs zu freigemeindlichen Grundsätzen arbeitete. Der König sprach damals:

„Die Kirchengewalt ruht auf meiner Krone und erschwert dieselbe sehr; sie legt mir bedenkliche Pflichten auf, sie gibt mir aber unbestreitbares und unbestrittenes Recht, in die Gestaltung der Kirche einzugreifen; ich thue dieß aber nicht; ich thue es nicht, weil ich einem unwandelbaren Grundsatze folge, der ist: die Kirche durch sich selbst sich gestalten zu lassen. Der selige König hat der Kirche ein kostbares Geschenk gemacht, die Synoden. Die vorige Verwaltung des geistlichen Departements war dieser Einrichtung nicht geneigt, und ließ sie einschlafen. Unter dem gegenwärtigen Minister, der die Oeffentlichkeit und das Licht ebensowenig scheut als ich selbst, sind sie neu erweckt und belebt worden. Die Synoden sind die berechtigten Organe, die Meinung der Kirche auszusprechen; sollte von denselben die Anregung auf eine Gestaltung der Kirche ausgehen, so werde ich gern die Hand an's Werk legen und den Tag segnen, an welchem ich die Kirchengewalt wieder in die rechten Hände zurückgeben kann."

Dieß war die erste Periode in der Geschichte des königlichen Kirchenverfassungs-Ideals; man dürfte sie die menschlich-natürliche nennen. Mit Recht nämlich schließt Dr. Hase aus dieser Erklärung, daß man also damals die „rechten Hände" in den Synoden erkannt, oder vielmehr in dem,

was sie sofort als Verfassung produciren sollten. Die Provincialsynoden wurden berufen, und nach ihren Beschlüssen entwarf die Notabeln-Versammlung der „Generalsynode" eine Kirchenordnung, welche „die von der Krone ausgehende Consistorialverwaltung mit einer zunächst von den Gemeinden ausgehenden Synodalverfassung in aufsteigenden Kreisen verband." Da aber, erzählt Dr. Hase weiter, „die Generalsynode die Union durch eine Ordinationsformel zu vollenden beschloß, welche in ihrer evangelischen Einfachheit allerdings die alten Bekenntnisse beider Kirchen bedrohte, so hieß die Generalsynode der eifrig lutherischen Partei — eine Räubersynode." Von den sämmtlichen Beschlüssen der Generalsynode ward gar nichts vollzogen, und das ganze Synodalwesen, nur mit Ausnahme von Rheinland und Westphalen, schlief abermals ein.

So kam das Jahr 1848, und mit ihm die Kirchenfreiheit in die Charte, die feierliche Erklärung vor die Kammer: „das landesherrliche Kirchenregiment habe die Ueberleitung der evangelischen Kirche zu einer selbstständigen Verfassung herbeizuführen." Wie sollte dieß geschehen? Selbst die Gegner dachten natürlich nicht anders, als wieder durch Synoden, respective durch eine Landessynode. Um so heftiger machten sie Opposition; Hengstenberg's Kirchenzeitung erklärte geradezu: „dem Geschrei nach einer Presbyterial- und Synodal-Verfassung liege nur eine schlecht verhüllte Christusfeindschaft zu Grunde". Demokratischen Beigeschmack konnte diese Verfassung ohnehin nicht verläugnen; die „Reihe ernster Bedenken" steigerte sich; man beschloß eine andere „Ueberleitung" als durch Synoden. Indeß war zu fürchten, daß die Kammer sich in die Sache mische. Der Cultusminister erklärte ihr daher am 8. Febr. 1851: nicht als Staatsoberhaupt, als welches der König den Kammern bestimmte Theilnahme an der Staatsgewalt zugestanden habe, regiere er die Kirche, sondern als deren „hervorragendes Glied", es wäre also „ein

schneidender Widerspruch, wenn die Landesvertretung in die kirchlichen Angelegenheiten durch Beschlüsse eingreifen wollte, welche ebendeßhalb jedes rechtlichen Erfolges entbehren würden." Und was die Selbstständigkeit der Kirche betreffe, so „verwalte die Landeskirche bereits selbstständig ihre Angelegenheiten", eben durch ihr hervorragendes Glied, und „die von ihm ernannten kirchlichen Behörden seien die rechtmäßigen Vertreter der Kirche" — der Oberkirchenrath nämlich. Hr. Hengstenberg jubelte: diese Erklärung sei gewesen „wie ein erfrischender Maienregen." Andere sagten: „Se. Majestät wolle die Kirchengewalt aus der Hand des Staatsoberhaupts in seine andere Hand legen, in die des hervorragendsten Gliedes der Kirche, und dieß sei die Selbstständigkeit der evangelischen Kirche" *).

Wir haben damit die zweite Periode hinter uns: die der allgemeinen oberstbischöflichen Retirade vom Ideal unter den nachgefühlten Schauern der Revolution. Indeß waren die Synoden doch noch nicht ausdrücklich und definitiv verworfen, vielmehr debattirten die verschiedenen kirchlichen Versammlungen noch immer, und zwar auf höheren Antrieb, über den Charakter jener „Ueberleitung." Dieß that namentlich die allein noch in Preußen bestehende rheinisch-westphälische Synode. Deren Provinz ist als fanatisch enthusiasmirt für die Synodalverfassung, dieses ihr „theures Kleinod" bekannt, das „ein Correktiv nach Oben sei, um etwaigen bureaukratischen und hierarchischen Gelüsten der Consistorien einen Damm entgegenzusetzen, wie ein Correktiv nach Unten, um unkirchlichen zerstörenden Tendenzen entgegenzutreten." Die genannte Synode behauptet sogar, daß Letzteres 1848 an ihr selber sich erwiesen habe**) Sie brachte daher auch jetzt, im Herbst 1852, als Ueberleitung zu der verfassungsmäßigen Selbstständigkeit

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 6. Jan. 1855.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 4. April 1855.

der Kirche: allgemeine Durchführung der Presbyterial- und Synodal-Verfassung mit Ausscheidung des consistorialen Elements in Antrag, d. i. „den entsprechenden Ausdruck des allgemeinen Priesterthums der Gläubigen in geordneter Gliederung"*). Den 13. Juni 1853 erfolgte durch Kabinets-Ordre die oberstbischöfliche Antwort. Und welche Antwort! Se. Majestät spricht auf das Bestimmteste aus: „daß das Heil der Kirche keineswegs in der Verfassung liege, daß die von den beiden Synoden erstrebte Verfassung dem Ur- und Vorbild der apostolischen Kirche nicht allweg entspreche und der König seine landesherrlichen Rechte in der evangelischen Kirche solange unverändert festhalten werde, bis die rechten kirchlichen Hände vorhanden wären und sich öffneten, um diese Rechte zurückzunehmen"; die Vorschläge der Synoden wurden also nur in soweit genehmigt, als sie „das landesherrliche Recht und Kirchenregiment nicht berühren oder alteriren"**). Es ist aber nöthig, das in dieser Kabinets-Ordre eingetragene neue oberstbischöfliche Programm von Wort zu Wort zu besehen:

„Jedermann, Freund und Gegner der evangelischen Kirche, sieht und fühlt es, daß sich dieselbe in einer Krisis befindet. Ihr gerechtes zum Theil schon gewährtes Streben nach Emancipation vom Staate und nach festerer Gestaltung hat, aus Gründen, die mir nie zweifelhaft waren, etwas krankhaft Erregtes. Ich halte den Versuch, „„ihr durch Verfassungen zu helfen"", für einen falschen und verderblichen . . . Ich lasse dem ernst christlichen Geiste der Arbeit der Synoden Gerechtigkeit widerfahren. Die feierliche Sanktion eines als falsch erkannten Weges würde mich aber des erkannten Mißgriffs theilhaftig machen, und das vermag ich um so weniger, als dieser Versuch seit 17 Jahren bereits der zweite in Rheinland und Westphalen ist, die göttliche Schöpfung der Kirche durch Menschenwerk und Constitutionen zu stützen . . . Ich er-

*) Darmst. K.-Z. vom 26. März 1854.
**) Kreuzzeitung vom 24. Nov. 1853.

kenne in dem Gehorsam gegen die Anordnungen der Urkirche „„die Vollendung der Reformation."" Ich spreche dieß Bekenntniß feierlich und furchtlos aus, indem ich die große Gefahr fest in's Auge fasse, welche bei der Zerfahrenheit der kirchlichen Begriffe aus dem absichtsvollen und absichtslosen Mißverstehen dieses meines Bekenntnisses für mich hervorgehen kann und hervorgehen wird. Was mein Verhältniß zur evangelischen Landeskirche und zu ihren Organen, den Consistorien, betrifft, so habe ich bereits vor Jahren meinen festen Entschluß öffentlich ausgesprochen: „„Meine ererbte Stellung und Autorität in der evangelischen Landeskirche allein in die rechten Hände niederlegen zu wollen."" Diese rechten Hände sind aber apostolisch gestaltete Kirchen geringen übersichtlichen Umfangs, in deren jeder das Leben, die Ordnungen und die Aemter der allgemeinen Kirche des Herrn auf Erden wie in einer kleinen Welt und für dieselbe thätig sind; es sind, kurz gesagt, die selbstständigen zeugungskräftigen Schöpfungen, mit welchen als mit lebendigen Steinen die Apostel des Herrn den Bau seiner sichtbaren Kirche begannen und ihr im Feuer der Verfolgung den Sieg bereiteten. Diese Kirchen sind die rechten Hände, in die allein ich meine Kirchengewalt, die mich schwer drückt, frohlockend niederlegen werde."

Dieß ist die dritte Periode in der Geschichte des königlichen Ideals; man kann sie die übermenschlich-übernatürliche nennen. Das Synodalwesen, das acht Jahre vorher noch als Ursprung der „rechten Hände" beliebt ward, fällt jetzt als dünkelhafte Constitutions-Macherei der Verdammniß anheim, und zwar sowohl für die relative als umsomehr ganz und gar für die absolute Selbstständigkeit der Kirche. Dr. Hase spricht mit tiefer Wehmuth von diesem „bischöflichen Hirtenbrief in der in Preußen hergebrachten äußerlichen Form einer Kabinetsordre", der nun die völlige Abwendung von dem Institut der Synoden anzeige und dieß in der preußischen Landeskirche, „dem Vorort des deutschen Protestantismus." Auf die vereinigte rheinisch-westphälische Synode traf die Antwort wie ein Wetterschlag. Obwohl sie „die

Gewissensbedenken Sr. Maj. nicht theilte, ja auch nur zu verstehen im Stande war", glaubte sie doch hier „vor dem Heiligthum eines Gewissens ehrfurchtsvoll stehen bleiben zu müssen", und protestirte bloß zu Protokoll: ihr Antrag sei „nicht aus zielloser Unruhe einer experimentirenden Verfassungs-Baulust, sondern in conservativer, wenn gleich sich nicht gegen Fortschritt verschließender Gesinnung" entstanden*).

Größeres Erstaunen noch als diese barsche Zurückweisung des Synodal-Instituts erregte aber natürlich ihre Motivirung durch das neue königliche Kirchenverfassungs-Ideal. Der Oberkirchenrath selbst erschrack darüber, als ihm die Ordre zum Expediren zukam. Er wagte ehrerbietige Vorstellungen, erreichte aber weiter nichts als die Zusage: „daß es sich nicht um sofortige Einführung apostolischer Kirchenverfassung handle." Der Oberkirchenrath bemerkte daher auch in seinem Begleit-Schreiben ausdrücklich: Se. Maj. habe genehmigt, „daß jene Anschauungen von dem Wesen apostolischer Kirchenverfassung in dem dermaligen geschichtlich gewordenen Bewußtseyn der evangelischen Kirche keine entsprechenden Anknüpfungspunkte finden, und daß davon auszugehen nicht innerhalb der Sphäre des Amts landesherrlicher Kirchenregierung liege." Das sei allerdings zu glauben, bemerkt Dr. Hase, daß der König nicht sofort per Kabinets-Ordre „apostolische Kirchenordnung" werde befehlen wollen; „aber", sagt er, „sind diese apostolisch-gestalteten Kirchen doch allein die rechten Hände, in welche die Kirchengewalt niedergelegt werden darf, so müssen wir auf eine selbstständige Entwicklung der preußischen Landes-Kirche — verzichten" **).

So unfehlbar nun auch diese Schlußfolgerung ist, so unsicher ist das Urtheil überhaupt, wenn es gilt, den eigent-

*) Darmst. K.-Z. vom 26. März 1854.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 6. Jan. 1855.

lichen Inhalt des neuen königlichen Ideals festzustellen. Sehen wir erst, wie Prof. Hase es von seinem Standpunkte aus auffaßt! Er freut sich vor Allem aus der Ordre zu vernehmen, „daß die Kirchengewalt noch schwer auf der Krone lastet, daß das gerechte Streben nach Emancipation der Kirche vom Staat noch keineswegs vollbracht ist“; er freut sich, daß die Ordre „unbedenklich an die alte königliche Verheißung erinnert, die ererbte Stellung und Autorität in der Landes-Kirche in die rechten Hände gern niederlegen zu wollen“ — aber ach! diese „rechten Hände“ sind schon wieder etwas ganz Anderes: „als die rechten Hände werden bezeichnet apostolisch gestaltete Kirchen geringen übersichtlichen Umfanges, in diese allein werde der König seine Kirchengewalt frohlockend niederlegen.“ Was soll das heißen? „Es ist“, sagt Hr. Hase, „nicht der Protestantismus, es ist nur der Irvingianismus, der das Princip aufgestellt hat, die Kirchenverfassung mit allen ihren phantastisch aufgefaßten Aemtern sei schon in der apostolischen Zeit für alle Zeiten vollendet festgestellt, so daß keine Rettung sei aus den dermaligen Verderbnissen, als die Rückkehr zu ihr im Gehorsam gegen die Anordnungen der Urkirche.“ „Würde“, fährt er fort, „damit Ernst gemacht, so müßte jede Einwirkung des Staats auf die Kirche ein Ende haben, die ganze bedeutsame Gestaltung der Landes- und Nationalkirchen würde sich auflösen“; und in den „kleinen Kirchen geringen übersichtlichen Umfangs“ selbst würde „im glücklichsten Falle irgend eine bedeutende und doch einseitige Individualität zur Macht gelangen.“ „Es ist wohl die Meinung, daß jeder solchen apostolisch gestalteten Kirche ein Superintendent oder Bischof vorstehe inmitten des Raths seiner Presbyter; aber wenn nun, wie es gar nicht fehlen könnte, Eine Partei sich in dieser Vereinzelung wider die andere erhebt, wo ist da die höhere Autorität, um sie als verschiedene Richtungen zum gemeinsamen Segen in kirchlicher Gemeinschaft zu erhalten?“ „Wir dürfen“, schließt endlich

Dr. Hase, „sicher seyn, daß die vermeinte Rückkehr zur apostolischen Kirchenordnung nur Zustände herbeiführen würde, wie wir sie in Nordamerika sehen, diese freie, aber in Atome zersprengte Kirche, Zustände, die dort wenigstens naturwüchsig sind, in Deutschland aber nicht die Vollendung der Reformation wären, sondern das gewaltsamste Abbrechen von dem geschichtlich Gewordenen, eine recht eigentlich gemachte Verfassung" *).

Gewiß hat Dr. Hase von seinem Standpunkte aus ganz recht, aber wir glauben, daß er das königliche Ideal allzu vernünftig auffaßt. Er versteht dasselbe zu sehr von den gegenwärtigen und natürlichen Zuständen, während es zukünftige und übernatürliche voraussetzt. Es muß jedenfalls aufgefaßt werden von irgend einem Zukunftskirchen-Standpunkt. Das Ideal gedenkt nicht, aus der wirklichen kirchlichen Masse „apostolisch gestaltete" Kirchlein zum Selfgovernement zu zerlegen; aber es setzt eine Sichtbarwerdung der (unsichtbaren) Gemeinde der Heiligen voraus, welche dann natürlich als die (eigentliche) Kirche sich selbst und jene Masse regieren würden. Es setzt also eine „neue Ausgießung des heiligen Geistes", und was weiß ich, was sonst noch Alles für Wunder und Zeichen voraus. Einer solchen Neugestaltung würde dann der Fürst seine Herrscherrechte „zurückgeben." Man müßte wissen, ob er diese Neugestaltung als bereits begonnen und im Zuge begriffen, oder noch als ganz zukünftig ansieht, um entscheiden zu können, ob sein Ideal ganz oder nur halb irvingianisch ist. Auffallend sind unter Anderm allerdings die verschiedenen, auch in diesen Blättern schon mehrfach angeführten, Andeutungen über die Gunst, deren die neue Amts-Lehre bei „höhern Kreisen in Preußen" sich erfreue; die Amtslehre ist nämlich Fundamental-Artikel des Irvingianismus, und eine Verwechslung zwischen irvingianischer und

*) A. a. O.

neulutherischen Amtslehre wäre hier sehr möglich. Andererseits rühmt sich auffallender Weise der Neo-Baptismus, mit seiner sichtbaren Gemeinde der Heiligen, wie wir an einem andern Orte sehen werden, eben derselben allerhöchsten Gunst.

Zu dem genannten subjectivistischen auch ein Urtheil von Seite der Revlutheraner oder irgend einer Partei aus dem ersten Reactionsstadium über das neueste königliche Ideal beizufügen, sind wir leider nicht im Stande. Sie alle schwiegen nämlich über dasselbe so ziemlich mäuschenstille, die Einen aus Verlegenheit, die Andern wohl, weil sie sich denn doch genirten, so ohne weiters zu bekennen, daß die kirchliche Verzweiflung sie ähnlichen Träumereien in die Arme geschleudert habe. Von der letzteren Sorte sind in den Reihen der „Innern Mission" sicherlich Viele versteckt. Dafür erhob sich erst noch im vorigen Jahre eine irvingianische Stimme für das königliche Ideal, obwohl auch durch sie der kritische Punkt nicht in's Klare gesetzt ist, ob die „rechten Hände" denn eigentlich schon erschienen sind, oder aber noch nicht? Jedenfalls ward das ungemeine Interesse, das die „rechten Hände" denn doch erregt hatten, in die der preußische König die Erbschaft des evangelischen Kirchenregiments zurückgeben zu wollen erklärte, von Neuem aufgefrischt, als die Schrift erschien: „Die Kirche Christi in ihrem Verhältniß zu den Staaten. Matthäi 22, 21. Berlin 1854." Man nannte den bekannten irvingianischen „Oberengel", Hrn. Wagener, weiland Redakteur der Kreuzzeitung, als Verfasser.

Die Kirche — entwickelt diese Schrift ächt irvingianisch — ist vom Staate auf das bestimmteste zu unterscheiden und zu sondern. Sie soll eine seyn über den ganzen Erdkreis unter Einem Regiment. Die Kirche ist verderbt und ihr Regiment ist verderbt: weder das bischöfliche und päpstliche noch das landesherrliche ist das rechtmäßige Regiment der Kirche. Das apostolische Amt allein hat das Recht die Kirche zu regieren. Darum muß, zur Herstellung der Kirche und zur

Rettung der Welt, als Autorität und Regiment für die ganze Christenheit, das apostolische Amt mit allen dazu gehörigen Aemtern wieder hergestellt werden, und es wird das geschehen. Diesem haben dann die bestehenden Kirchen-Regierungen die Kirchengewalt zu übergeben. Bis dahin haben päpstliches und landesherrliches Regiment, obwohl nicht legitim, vor allen andern den Vorzug des durch göttliche Zulassung gewordenen Bestehenden. Als redete sie aus der Seele heraus, der jene königliche Erklärung entsprungen war, fährt die Schrift fort:

„Die jetzigen Inhaber des Kirchenregiments müssen zur Erkenntniß kommen, daß, um dieß Regiment auf wahrhaft apostolische Weise auszuüben, d. h. um sich wie die ersten Apostel als Gnaden- und Segenspender für die gesammte Kirche Christi zu bewähren, sie weder recht berufen noch völlig ausgerüstet sind. Dabei müssen sie sich nicht selbst von der Last und Verantwortlichkeit ihrer kirchlichen Stellung, weder durch Verkennung und Verläugnung der Bedeutung derselben, noch durch Uebergebung ihrer geistlichen Macht in die Hände anderer noch weniger berechtigten Organe, zu befreien suchen; sondern sie müssen mit Beharrlichkeit und Geduld ihre Last tragen und die Zeit des Herrn abwarten, wo Er sich aufmachen wird, um Seine eigene ursprüngliche Ordnung in der Christenheit wieder herzustellen." „Die Männer, die der Herr für ein solches Werk beruft und mit himmlischen Gaben und Kräften ausrüstet, werden die seyn, in deren Hände zunächst diejenigen Inhaber kirchlicher Autorität, deren Stellung eine provisorische ist (wie die der protestantischen Fürsten), diese Autorität, ohne Gefahr für die Kirche, und ohne ihrer Pflicht untreu zu werden, zurückgeben können. Bis dahin müssen sie ihre kirchliche Stellung behaupten" *).

So scheinen denn allerdings die irvingianischen Apostel es zu seyn, die hier dem königlichen Oberstbischof in Preußen als die „rechten Hände" zu seiner Befreiung von der Last der Kirchenregierung sich in aller Ruhe und Klarheit

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 23. Dec. 1854.

präsentiren. Im Uebrigen geschieht des Irvingianismus in der Schrift nirgends ausdrücklich Erwähnung, und namentlich ist, wie wir bereits bemerkten und wie auch das große Berliner Subjektivisten-Organ hervorhebt, nirgends angedeutet, daß die neuen Apostel, Engel, Evangelisten 2c., also die „rechten Hände", eigentlich schon lange dasind. Vielleicht ist falsche Bescheidenheit der Grund; denn wenn man protestantischerseits im J. 1852 von der irvingianischen Zukunftskirche allerdings noch etwas hoffen konnte, so ist doch der Irvingianismus im J. 1854 in England schon wieder fast ganz und in Preußen nicht viel minder zerfallen gewesen.

Gleichviel übrigens, ob die im neuesten Ideal vorausgesetzte radikale Neugestaltung des Verhältnisses zwischen unsichtbarer wahren Kirche oder der Gemeinde der Heiligen einerseits und der kirchlichen Masse andererseits irvingianisch oder nicht irvingianisch gedacht war: immerhin hat Pastor Holtzmann in Heidelberg vom Standpunkt des symbolmäßigen Kirchenbegriffs aus ganz recht, wenn er bemerkt: „Der Gedanke liegt nahe, aus der ungeformten, unbegränzten, unorganisirten Masse der zufällig an einem Ort lebenden Getauften als der Gemeinde, welche das Objekt einer mehr missionirenden Thätigkeit wäre, eine Gemeinde wahrhaft Gläubiger, eine sichtbare Gemeinschaft Wiedergeborner herauszuscheiden, und diese als das Subjekt der Kirchengewalt und der Kirchenzucht über sich selbst und über die sie umgebende unorganisirte Masse zu betrachten." Aber „wo es versucht wird, malos auszuschließen, da werden hypocritae um so dichter und üppiger aufschießen." Das Resultat ist also: „Jener König wird das Kirchenregiment behalten müssen, wenn es ihn auch noch so sehr drückt, bis an den jüngsten Tag, denn die rechten Hände, denen er dasselbe zurückstellen will, kommen erst — nach der Auferstehung der Todten"*).

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Sept. 1854.

Es war bekanntlich bald nach dem Jahre 1848 ein in ganz Deutschland viel verbreitetes Gerücht, der preußische Oberstbischof habe sich, namentlich durch Herrn von Radowitz, einreden lassen: die so sehr desiderirten „rechten Hände" seien in der That schon seit achtzehnhundert Jahren sichtbar und greifbar existirend und stets geöffnet. Wie arg die „Verläumdung" in Wahrheit war, mag nun die Thatsache zu ermessen geben, wie man diese „rechten Hände" von Allem und Jedem eher erwartet, als daß man dabei auch nur mit dem leisesten Gedanken des ordentlichen geistlichen Amtes in der — eigenen Kirche sich erinnerte.

XXIX.

Die ländliche Plutokratie am Rhein.

Wenn das Wort „Liberalismus" das Streben nach einer als Schrankenlosigkeit mißverstandenen Freiheit und Willkür bezeichnet, so läßt sich von der am Rhein in fast allen socialen Dingen herrschend gewordenen Praxis sagen, daß sie in hohem Grade liberal sei. Dieß gilt nicht allein von den Städten, nein, auch auf dem Lande ist der Besitz in jenem liberalen Sinne gestaltet; auch das Grundeigenthum wird hier in größerer Consequenz, als in den meisten andern Gegenden Deutschlands, reinweg nur nach individuellem Nutzen und Belieben, ohne alle Rücksichten und Schranken als die der allgemeinen Eigenthums-Gesetze und Verpflichtungen, verwaltet, und werden dadurch Zustände herbeigeführt, die in manchen Zügen nur gar zu sehr an Irland erinnern. Wir müssen aber unsern Mittheilungen die Bemerkung vorausschicken, daß auch in

diesen Verhältnissen nicht der subjectiv böse Wille es ist, dem wir die Schuld zuschreiben, sondern der Geist des Liberalismus, der die Gewissen verdunkelt und oft die rechtlichsten Menschen glauben macht, sie wären vollkommen im Recht, wenn sie mit ihrer Art der Güterverwaltung ganze Gemeinden an den Bettelstab bringen, oder doch ein Wesentliches dazu beitragen, daß früher blühende Dörfer gänzlich dem Pauperismus anheimfallen.

Bei aller Zerstückelung des rheinischen Grundeigenthums gibt es doch in sehr vielen Gegenden und Orten noch größere Güter von 500 bis 1000 Morgen und darüber, in vielen Orten sind deren mehrere, so daß der Grund und Boden, welcher zu diesen Höfen gehört, den größten, oder doch einen sehr großen Theil des gesammten, zur Gemeinde gehörenden Landes ausmacht. In solchen Orten kann es nun selbstverständlich nur eine beschränkte Anzahl kleinerer Bauern geben, während natürlich eine so große Zahl bloßer Taglöhner ꝛc. da ist, als der Gesammtacker der Gemeinde zu seiner Bearbeitung erfordert. Wenn nun in einer solchen Gemeinde alle Besitzer im richtigen Maße und Verhältniß für die Erhaltung der ihnen selbst nöthigen und zu gute kommenden Arbeiter-Bevölkerung auch unter ungünstigen Conjuncturen und in solchen Zeiten sorgten, wo, wie im Winter, ihre Beschäftigung nicht genugsam in Anspruch genommen werden kann, so würde die Erhaltung der zeitweisen arbeitslosen Armen einer solchen Gemeinde nicht eben sehr schwer fallen. Nun sind aber eine große Anzahl jener erwähnten Güter und Höfe in den Händen von Besitzern, die nicht im Orte selbst, sondern in benachbarten Städten wohnen. Diese verbrauchen also das reine Einkommen von ihren Gütern nicht in dem Orte, aus dem es herkommt, und entziehen demselben mithin durch ihre Abwesenheit vorerst den größten Theil des Geldertrags, den ihre Höfe abwerfen und der, auf den betreffenden Dörfern consumirt, die kleinen dort vorkommenden Gewerbe mit in gehörigem Gange und Stande erhalten würde. Dabei versteht es sich von selbst, daß solche Herren durch ihre Abwesenheit an aller persönlichen Unterstützung des Gemeindewesens durch Theilnahme an der Armenpflege, Privat-Almosenspenden ꝛc. ꝛc. sich gänzlich gehindert glauben, woraus dann nothwendig folgt, daß die im Orte anwesenden kleinern Besitzer ꝛc. alles das für jene großen Eigenthümer zu leisten mit

überkommen, was diese unterlassen. Das Schlimmste aber kommt erst nach: jene großen Eigenthümer nehmen vielfach auch nicht einmal an der öffentlichen Armenpflege und an der Bestreitung sonstiger Gemeindebedürfnisse durch Mitzahlung an der Communalsteuer Theil, sie übertragen vielmehr die Bezahlung derselben contraktlich, als eine wesentliche Bedingung des Pachtvertrages, ihren Pächtern, die außer derselben in neuerer Zeit zu einer immer größern Höhe des Pachtpreises, der bisweilen enorm ist, gesteigert und gezwungen wurden. Abgesehen nun von der Frage: ob die Gemeinden immer und überall den durch enorme Pachtpreise ohnehin schon übel genug gestellten Pächtern ganz dieselben Communal-Beiträge und Pflichten auflegen können und wollen, welche sie dem anwesenden Herren zumessen würden, bringt dieses Verhältniß den sehr argen Uebelstand mit sich, daß natürlich jene Pächter auf's höchste interessirt sind, daß nur möglichst wenig von der Gemeinde ausgegeben werde, weil ja sie es sind, die bezahlen müssen, während sie doch kein dauerndes Interesse an den Gemeindeverhältnissen, Anlagen &c. haben, da sie vielleicht schon im nächsten, oder doch in einigen Jahren, das nur auf kurze Zeit gepachtete Gut und die Gemeinde wieder verlassen. Soll z. B. eine Kirche, Schule &c. erbaut oder sonstige gemeinnützigen Einrichtungen von einigem Umfang getroffen werden, so kommen die Pächter und machen geltend, daß sie dann so und so viel bezahlen müßten, während sie doch so und so bald wegziehen würden, daß sie durch ihren hohen Pacht und durch solche Beiträge ruinirt würden &c. &c. Der letzte Grund ist in der That in vielen Fällen so einleuchtend, daß die Gemeinden lieber auf ihre noch so sehr gewünschten Verbesserungen verzichten, als ihre gedrückten Mitbürger ruiniren wollen, und so wird manches Gute und Nützliche unterlassen, aus keinem andern Grunde, als wegen der Klagen und Seufzer der oft einflußreichen, bisweilen aber bemitleideten Pächter, also wegen des großen Mißverhältnisses, welches darin liegt, daß der auswärtige Gutsbesitzer dem Pächter die Bezahlung der Communalsteuer übertragen kann und überträgt.

Man denke nicht, das Verhältniß wäre im Ganzen immer so gewesen, weil ja auch früher eine große Anzahl Güter und Höfe Besitzern gehört, die sie nicht selbst verwalteten und von ihnen ab-

wesend waren. Zuerst wäre gegen diese Einwendung zu bemerken, daß diese Fälle in früherer Zeit wohl vielfach nicht so häufig waren als jetzt, wo einerseits die Furcht vor der Klassensteuer viele Güter Besitzenden vom Lande in mahl- und schlachtsteuerpflichtige größere Städte getrieben haben mag *), wo andererseits viele derartige Güter und Höfe von ihren frühern Besitzern in die Hände städtischer Kapitalisten gekommen sind. Zweitens aber, und das ist die Hauptsache, ist zwischen den Halbwinnern und Pächtern früherer Zeit und den jetzigen ein sehr großer Unterschied hinsichtlich des ganzen Verhältnisses, in welches sie gestellt waren. Die früheren Pächter hatten ihre Güter zu einem sehr billigen, oft wahrhaft unbedeutenden Pachtpreise, der ihnen hinlänglich genug übrig ließ, um die Stelle der Besitzer in Steuerzahlungen, Lieferungen, Gemeindebeiträgen, Almosen und im ganzen Verkehr des Lebens vertreten zu können. Dabei waren diese früheren Pächter nicht auf kurze Fristen in Verwaltung ihrer Höfe, sondern oft weit über die Lebensdauer eines Menschen, oft durch viele Generationen hindurch blieben die Güter in der Pachtung einer und derselben Familie. Dieselbe war also in einem Verhältniß zu dem gepachteten Gute, welches sich dem eines Eigenthümers in einem hohen Grade annäherte, und bei dieser Stetigkeit des Verhältnisses lebte sich natürlich damals auch der Pächter in die betreffende Ge-

*) Das Wegziehen begüterter und gebildeter Familien vom Lande in die Städte hat außer dem Angeführten noch viele andere, vielleicht wohl noch stärker wirkende Gründe, dahin gehört z. B. die größere Leichtigkeit der Kinder-Erziehung in den Städten, die Bequemlichkeit des Umgangs, die Möglichkeit zu allen üblichen auf dem Lande fehlenden Zerstreuungen rc. rc. Was aber auch immer diese Gründe seyn mögen, welche die Ansammlung der gebildeten Stände in den Städten veranlaßt haben: immerhin ist diese Centralisation nicht allein ein Verderben für diese Stände selbst, sondern auch dem Leben der Landbevölkerung in jeder, auch in sittlicher und intellectueller Beziehung höchst nachtheilig. Die Landbevölkerung verliert u. A. dadurch ihre natürlichen Vermittlungspunkte mit der Cultur, während die Gebildeten durch ihre Entfernung vom Volke ihre gesunde Natur einbüßen rc. rc.

meinde ein, nahm wirklichen Theil an allen ihren Interessen, brauchte nicht zu denken, daß z. B. sein Beitrag zu dem Bau einer neuen Kirche verloren gehe für seine Kinder, die wahrscheinlich ganz wo anders wohnen und leben würden, als auf diesem Hofe, sondern konnte mit aller Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Alles, was er an der Gemeinde thue, auch noch seinen Kindern zu gute kommen würde. Damals wurde der Pächter auch den Armen seines Orts gegenüber sozusagen ihr wirklicher Mitbürger, d. h. er hatte auch ein persönliches Interesse dabei, daß sie aus ihrer Lage heraus in geordnete Verhältnisse zu einem ihnen angemessenen Hausstande und Wirthschaft kämen; denn diese Armen, mochte er denken, würden sonst auch noch seinen Nachkommen beschwerlich fallen; er legte also zugleich für diese auf Zinsen, während er das Gebot der christlichen Liebe an den Nothleidenden erfüllte. Ganz anders ist es heute, wo der Pächter voraussichtlich nur vorübergehend in der Gemeinde ist, und mithin durch kein persönliches und durch kein Familien-Interesse an deren künftigem Wohlstand Theil zu nehmen hat; was er jetzt thut, sei es aus wirklicher ächter Liebe, sei es aus moralischem Zwang der Umstände, geht meist nur auf die augenblicklichen Bedürfnisse, größere auf eine fortdauernde Wirkung berechnete Werke der Barmherzigkeit ꝛc. sind vielfach schon durch die gänzliche Trennung des Familien- und Gemeinde-Interesses gehindert, wenn sie auch nicht so schon durch die erwähnten, stets mehr und mehr in die Höhe geschraubten Pachtpreise sehr erschwert würden. Aus dem Allem geht hervor, daß der heutige Pächter etwas ganz Anderes ist, als der Halbwinner vergangener Zeit, und in dem Grade weniger die Stelle des Besitzers vertreten kann wie sein Vorgänger, als die Bedingungen, in die er in jeder Hinsicht gestellt ist, so ungeheuer viel ungünstiger sind, als sie noch zur Zeit seines Großvaters waren.

Die meisten Gutsherren haben so wenig eine Ahnung von dem innern moralischen und sittlichen Verhältniß, in welchem sie als die größten Eigenthümer der Gemeinden zu denselben stehen und an deren Wohl und Wehe Theil nehmen sollten, daß sie selbst in Zeiten und Fällen dringender Noth sich wenig oder gar nicht um dieselben kümmern. Bei ausdrücklichen Aufforderungen zu Unterstützungen, in außerordentlichen Gemeinde-Unternehmungen, wenn

es z. B. gilt, durch größere Wegebauten rc. die im Winter und Frühjahr unbeschäftigten Arbeiter durch die theure Zeit zu bringen, lassen sich zwar immerhin einige zu Beiträgen bewegen, andere aber weisen Anforderungen dieser Art mit der Erklärung zurück, „sie bezahlten ihre Steuern.“ Und das thun nicht etwa Güter besitzende Juden oder Kaufleute, die ihr Gut eben erst als eine Waare erhandelten und daher gar in keiner langjährigen und angeerbten Beziehung zu den betreffenden Gemeinden stehen: dergleichen Fälle kommen selbst auch da vor, wo die Güter im angeerbten Besitz adelicher Herren sind. So sehr hat der Geist des Liberalismus am Rhein mit seiner Lehre von der Schrankenlosigkeit, d. h. der innern sittlichen Verpflichtungslosigkeit des Besitzes, die Köpfe und Gewissen verwirrt, daß Niemand aus den sogenannt gebildeten Klassen auch nur ein Arg daran hat, wenn der Güter besitzende Edelmann es ohngefähr so macht mit seinen Höfen, wie es allenfalls auch ein nicht gerade übelgesinnter Schacherjude machen kann. Nur das eigentliche Volk macht in dieser Beziehung einen Unterschied; es hat noch immer ein Gefühl bewahrt von der Würde, die im tiefsten Wesen des Adels liegt, und empfindet eben darum Verfahrungsweisen der angedeuteten Art von liberal gewordenen Edelleuten so viel stärker, weil es von ihnen etwas ganz Anderes erwartet, als von Güter-Spekulanten rc., an denen es ganz natürlich findet, was ihm an einem christlichen Baron unerträglich scheint. So ist es ganz natürlich, daß gerade diejenigen Gutsherren, welche mit adelichen Namen eine rein materielle Behandlungsweise im Geist des Liberalismus verbinden, wenn sie persönlich auch noch so brav und gut im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn dieser Worte sind, durch ihr liberal verkehrtes Verhalten und Verhältniß, oder vielmehr ihre Verhältnißlosigkeit zu den Gemeinden, in die allerschiefste Stellung zu dem nicht von liberaler Verbildung angesteckten Theile derselben kommen, und ohne es zu wissen eine Volksstimmung gegen sich hervorrufen, die unter Umständen ebenso nachtheilig wirksam werden kann und wird, als sie ungünstig ist, die, mit einem Worte, ganz der Stimmung analog ist, die der Proletarier der großen Städte gegen den Bourgeois hat.

Was diese ungünstige Stimmung der Landbevölkerung gegen die liberalen auswärtigen Gutsbesitzer fortwährend steigert und/die-

selbe auch auf den wohlhabenden Bauernstand mehr und mehr verbreitet, das sind besonders die Verfahrungsweisen bei fortwährender Vergrößerung der Güter durch Ansteigerung verkäuflich werdender Ländereien und die Art der Verpachtung eines Theils der so vergrößerten Güter in einzelnen Parzellen an den Meistbietenden. Während die Güter nur als Capitalien behandelt und demgemäß als Mittel zum Gelderwerb eingerichtet werden, vermehrt sich natürlich das Geld in den Händen ihrer Besitzer und diese wissen unter den obwaltenden Verhältnissen damit nichts besseres zu thun, als es in Ankäufen von neuen Ländereien anzulegen. Sie steigern also die in den Gemeinden zum Verkauf kommenden ihnen gelegenen Ländereien bis auf einen so hohen Preis, daß der kleinere Bauer vor ihnen zurücktreten muß, und also durch ihre überlegene Geld-Concurrenz oft gehindert ist, sein Besitzthum zweckmäßig zu erweitern. Dieß Verfahren, welches nach einer Seite hin wenigstens das Gute hat, daß sich eine größere Concentration und Arrondirung des am Rhein wohl gar zu sehr zerstückelten Grundeigenthums wiederherstellt, würde allerdings unter andern Umständen minder unheilbringend seyn, und ist daher nicht an sich, wohl aber in Verbindung mit dem Umstande zu bedauern, daß alles Grundeigenthum als reines absolutes Privat-Eigenthum behandelt wird. Früher, wo das Eigenthum nicht absolutes Privat-Eigenthum war, wo durch Sitte, Gebrauch und Recht auch der Nichtbesitzende gewisse Nutzungsrechte an dem Eigenthum der großen Güter hatte, z. B. Berechtigung zur Hütung seines Viehes zu bestimmten Zeiten, und wo außer dem Privat-Eigenthum auch noch große Gemeinde-Besitzungen da waren, aus denen auch der kein Land Besitzende einen großen Theil der ihm nöthigen Naturalien bezog, da war allerdings nicht so wie heute auch für den kleinsten Viehstand der Besitz und der Erwerb eigenen Landes erforderlich, und die Güter konnten noch so groß seyn und sich vergrößern, die Führung kleiner ländlicher Wirthschaften wurde dadurch nicht unmöglich gemacht oder übermäßig erschwert. Heute aber, wo die Gemeinde-Güter fort sind und aus den Händen anderer Privaten in die der großen Gutsbesitzer überwandern, und wo aller Grund und Boden in dem Sinne als reines Privat-Eigenthum betrachtet und behandelt wird, daß die noch jetzt in der Gewohnheit beibehaltenen Mitbenutzungs-

präsentiren. Im Uebrigen geschieht des Irvingianismus in der Schrift nirgends ausdrücklich Erwähnung, und namentlich ist, wie wir bereits bemerkten und wie auch das große Berliner Subjektivisten-Organ hervorhebt, nirgends angedeutet, daß die neuen Apostel, Engel, Evangelisten ꝛc., also die „rechten Hände", eigentlich schon lange dasind. Vielleicht ist falsche Bescheidenheit der Grund; denn wenn man protestantischerseits im J. 1852 von der irvingianischen Zukunftskirche allerdings noch etwas hoffen konnte, so ist doch der Irvingianismus im J. 1854 in England schon wieder fast ganz und in Preußen nicht viel minder zerfallen gewesen.

Gleichviel übrigens, ob die im neuesten Ideal vorausgesetzte radikale Neugestaltung des Verhältnisses zwischen unsichtbarer wahren Kirche oder der Gemeinde der Heiligen einerseits und der kirchlichen Masse andererseits irvingianisch oder nicht irvingianisch gedacht war: immerhin hat Pastor Holtzmann in Heidelberg vom Standpunkt des symbolmäßigen Kirchenbegriffs aus ganz recht, wenn er bemerkt: „Der Gedanke liegt nahe, aus der ungeformten, unbegränzten, unorganisirten Masse der zufällig an einem Ort lebenden Getauften als der Gemeinde, welche das Objekt einer mehr missionirenden Thätigkeit wäre, eine Gemeinde wahrhaft Gläubiger, eine sichtbare Gemeinschaft Wiedergeborner herauszuscheiden, und diese als das Subjekt der Kirchengewalt und der Kirchenzucht über sich selbst und über die sie umgebende unorganisirte Masse zu betrachten." Aber „wo es versucht wird, malos auszuschließen, da werden hypocritae um so dichter und üppiger aufschießen." Das Resultat ist also: „Jener König wird das Kirchenregiment behalten müssen, wenn es ihn auch noch so sehr drückt, bis an den jüngsten Tag, denn die rechten Hände, denen er dasselbe zurückstellen will, kommen erst — nach der Auferstehung der Todten"*).

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Sept. 1854.

Es war bekanntlich bald nach dem Jahre 1848 ein in ganz Deutschland viel verbreitetes Gerücht, der preußische Oberstbischof habe sich, namentlich durch Herrn von Radowitz, einreden lassen: die so sehr desiderirten „rechten Hände“ seien in der That schon seit achtzehnhundert Jahren sichtbar und greifbar existirend und stets geöffnet. Wie arg die „Verläumdung“ in Wahrheit war, mag nun die Thatsache zu ermessen geben, wie man diese „rechten Hände“ von Allem und Jedem eher erwartet, als daß man dabei auch nur mit dem leisesten Gedanken des ordentlichen geistlichen Amtes in der — eigenen Kirche sich erinnerte.

XXIX.

Die ländliche Plutokratie am Rhein.

Wenn das Wort „Liberalismus“ das Streben nach einer als Schrankenlosigkeit mißverstandenen Freiheit und Willkür bezeichnet, so läßt sich von der am Rhein in fast allen socialen Dingen herrschend gewordenen Praxis sagen, daß sie in hohem Grade liberal sei. Dieß gilt nicht allein von den Städten, nein, auch auf dem Lande ist der Besitz in jenem liberalen Sinne gestaltet; auch das Grundeigenthum wird hier in größerer Consequenz, als in den meisten andern Gegenden Deutschlands, reinweg nur nach individuellem Nutzen und Belieben, ohne alle Rücksichten und Schranken als die der allgemeinen Eigenthums-Gesetze und Verpflichtungen, verwaltet, und werden dadurch Zustände herbeigeführt, die in manchen Zügen nur gar zu sehr an Irland erinnern. Wir müssen aber unsern Mittheilungen die Bemerkung vorausschicken, daß auch in

diesen Verhältnissen nicht der subjectiv böse Wille es ist, dem wir die Schuld zuschreiben, sondern der Geist des Liberalismus, der die Gewissen verdunkelt und oft die rechtlichsten Menschen glauben macht, sie wären vollkommen im Recht, wenn sie mit ihrer Art der Güterverwaltung ganze Gemeinden an den Bettelstab bringen, oder doch ein Wesentliches dazu beitragen, daß früher blühende Dörfer gänzlich dem Pauperismus anheimfallen.

Bei aller Zerstückelung des rheinischen Grundeigenthums gibt es doch in sehr vielen Gegenden und Orten noch größere Güter von 500 bis 1000 Morgen und darüber, in vielen Orten sind deren mehrere, so daß der Grund und Boden, welcher zu diesen Höfen gehört, den größten, oder doch einen sehr großen Theil des gesammten, zur Gemeinde gehörenden Landes ausmacht. In solchen Orten kann es nun selbstverständlich nur eine beschränkte Anzahl kleinerer Bauern geben, während natürlich eine so große Zahl bloßer Taglöhner 2c. da ist, als der Gesammtacker der Gemeinde zu seiner Bearbeitung erfordert. Wenn nun in einer solchen Gemeinde alle Besitzer im richtigen Maße und Verhältniß für die Erhaltung der ihnen selbst nöthigen und zu gute kommenden Arbeiter-Bevölkerung auch unter ungünstigen Conjuncturen und in solchen Zeiten sorgten, wo, wie im Winter, ihre Beschäftigung nicht genugsam in Anspruch genommen werden kann, so würde die Erhaltung der zeitweisen arbeitslosen Armen einer solchen Gemeinde nicht eben sehr schwer fallen. Nun sind aber eine große Anzahl jener erwähnten Güter und Höfe in den Händen von Besitzern, die nicht im Orte selbst, sondern in benachbarten Städten wohnen. Diese verbrauchen also das reine Einkommen von ihren Gütern nicht in dem Orte, aus dem es herkommt, und entziehen demselben mithin durch ihre Abwesenheit vorerst den größten Theil des Geldertrags, den ihre Höfe abwerfen und der, auf den betreffenden Dörfern consumirt, die kleinen dort vorkommenden Gewerbe mit in gehörigem Gange und Stande erhalten würde. Dabei versteht es sich von selbst, daß solche Herren durch ihre Abwesenheit an aller persönlichen Unterstützung des Gemeindewesens durch Theilnahme an der Armenpflege, Privat-Almosenspenden 2c. 2c. sich gänzlich gehindert glauben, woraus dann nothwendig folgt, daß die im Orte anwesenden kleinern Besitzer 2c. alles das für jene großen Eigenthümer zu leisten mit

überkommen, was diese unterlassen. Das Schlimmste aber kommt erst nach: jene großen Eigenthümer nehmen vielfach auch nicht einmal an der öffentlichen Armenpflege und an der Bestreitung sonstiger Gemeindebedürfnisse durch Mitzahlung an der Communalsteuer Theil, sie übertragen vielmehr die Bezahlung derselben contraktlich, als eine wesentliche Bedingung des Pachtvertrages, ihren Pächtern, die außer derselben in neuerer Zeit zu einer immer größern Höhe des Pachtpreises, der bisweilen enorm ist, gesteigert und gezwungen wurden. Abgesehen nun von der Frage: ob die Gemeinden immer und überall den durch enorme Pachtpreise ohnehin schon übel genug gestellten Pächtern ganz dieselben Communal-Beiträge und Pflichten auflegen können und wollen, welche sie dem anwesenden Herren zumessen würden, bringt dieses Verhältniß den sehr argen Uebelstand mit sich, daß natürlich jene Pächter auf's höchste interessirt sind, daß nur möglichst wenig von der Gemeinde ausgegeben werde, weil ja sie es sind, die bezahlen müssen, während sie doch kein dauerndes Interesse an den Gemeindeverhältnissen, Anlagen ꝛc. haben, da sie vielleicht schon im nächsten, oder doch in einigen Jahren, das nur auf kurze Zeit gepachtete Gut und die Gemeinde wieder verlassen. Soll z. B. eine Kirche, Schule ꝛc. erbaut oder sonstige gemeinnützigen Einrichtungen von einigem Umfang getroffen werden, so kommen die Pächter und machen geltend, daß sie dann so und so viel bezahlen müßten, während sie doch so und so bald wegziehen würden, daß sie durch ihren hohen Pacht und durch solche Beiträge ruinirt würden ꝛc. ꝛc. Der letzte Grund ist in der That in vielen Fällen so einleuchtend, daß die Gemeinden lieber auf ihre noch so sehr gewünschten Verbesserungen verzichten, als ihre gedrückten Mitbürger ruiniren wollen, und so wird manches Gute und Nützliche unterlassen, aus keinem andern Grunde, als wegen der Klagen und Seufzer der oft einflußreichen, bisweilen aber bemitleideten Pächter, also wegen des großen Mißverhältnisses, welches darin liegt, daß der auswärtige Gutsbesitzer dem Pächter die Bezahlung der Communalsteuer übertragen kann und überträgt.

Man denke nicht, das Verhältniß wäre im Ganzen immer so gewesen, weil ja auch früher eine große Anzahl Güter und Höfe Besitzern gehört, die sie nicht selbst verwalteten und von ihnen ab-

wesend waren. Zuerst wäre gegen diese Einwendung zu bemerken, daß diese Fälle in früherer Zeit wohl vielfach nicht so häufig waren als jetzt, wo einerseits die Furcht vor der Klassensteuer viele Güter Besitzenden vom Lande in mahl- und schlachtsteuerpflichtige größere Städte getrieben haben mag *), wo andererseits viele derartige Güter und Höfe von ihren frühern Besitzern in die Hände städtischer Kapitalisten gekommen sind. Zweitens aber, und das ist die Hauptsache, ist zwischen den Halbwinnern und Pächtern früherer Zeit und den jetzigen ein sehr großer Unterschied hinsichtlich des ganzen Verhältnisses, in welches sie gestellt waren. Die früheren Pächter hatten ihre Güter zu einem sehr billigen, oft wahrhaft unbedeutenden Pachtpreise, der ihnen hinlänglich genug übrig ließ, um die Stelle der Besitzer in Steuerzahlungen, Lieferungen, Gemeindebeiträgen, Almosen und im ganzen Verkehr des Lebens vertreten zu können. Dabei waren diese früheren Pächter nicht auf kurze Fristen in Verwaltung ihrer Höfe, sondern oft weit über die Lebensdauer eines Menschen, oft durch viele Generationen hindurch blieben die Güter in der Pachtung einer und derselben Familie. Dieselbe war also in einem Verhältniß zu dem gepachteten Gute, welches sich dem eines Eigenthümers in einem hohen Grade annäherte, und bei dieser Stetigkeit des Verhältnisses lebte sich natürlich damals auch der Pächter in die betreffende Ge-

*) Das Wegziehen begüterter und gebildeter Familien vom Lande in die Städte hat außer dem Angeführten noch viele andere, vielleicht wohl noch stärker wirkende Gründe, dahin gehört z. B. die größere Leichtigkeit der Kinder-Erziehung in den Städten, die Bequemlichkeit des Umgangs, die Möglichkeit zu allen üblichen auf dem Lande fehlenden Zerstreuungen rc. rc. Was aber auch immer diese Gründe seyn mögen, welche die Ansammlung der gebildeten Stände in den Städten veranlaßt haben: immerhin ist diese Centralisation nicht allein ein Verderben für diese Stände selbst, sondern auch dem Leben der Landbevölkerung in jeder, auch in sittlicher und intellectueller Beziehung höchst nachtheilig. Die Landbevölkerung verliert u. A. dadurch ihre natürlichen Vermittlungspunkte mit der Cultur, während die Gebildeten durch ihre Entfernung vom Volke ihre gesunde Natur einbüßen rc. rc.

meinde ein, nahm wirklichen Theil an allen ihren Interessen, brauchte nicht zu denken, daß z. B. sein Beitrag zu dem Bau einer neuen Kirche verloren gehe für seine Kinder, die wahrscheinlich ganz wo anders wohnen und leben würden, als auf diesem Hofe, sondern konnte mit aller Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Alles, was er an der Gemeinde thue, auch noch seinen Kindern zu gute kommen würde. Damals wurde der Pächter auch den Armen seines Orts gegenüber sozusagen ihr wirklicher Mitbürger, d. h. er hatte auch ein persönliches Interesse dabei, daß sie aus ihrer Lage heraus in geordnete Verhältnisse zu einem ihnen angemessenen Hausstande und Wirthschaft kämen; denn diese Armen, mochte er denken, würden sonst auch noch seinen Nachkommen beschwerlich fallen; er legte also zugleich für diese auf Zinsen, während er das Gebot der christlichen Liebe an den Nothleidenden erfüllte. Ganz anders ist es heute, wo der Pächter voraussichtlich nur vorübergehend in der Gemeinde ist, und mithin durch kein persönliches und durch kein Familien-Interesse an deren künftigem Wohlstand Theil zu nehmen hat; was er jetzt thut, sei es aus wirklicher ächter Liebe, sei es aus moralischem Zwang der Umstände, geht meist nur auf die augenblicklichen Bedürfnisse, größere auf eine fortdauernde Wirkung berechnete Werke der Barmherzigkeit ꝛc. sind vielfach schon durch die gänzliche Trennung des Familien- und Gemeinde-Interesses gehindert, wenn sie auch nicht so schon durch die erwähnten, stets mehr und mehr in die Höhe geschraubten Pachtpreise sehr erschwert würden. Aus dem Allem geht hervor, daß der heutige Pächter etwas ganz Anderes ist, als der Halbwinner vergangener Zeit, und in dem Grade weniger die Stelle des Besitzers vertreten kann wie sein Vorgänger, als die Bedingungen, in die er in jeder Hinsicht gestellt ist, so ungeheuer viel ungünstiger sind, als sie noch zur Zeit seines Großvaters waren.

Die meisten Gutsherren haben so wenig eine Ahnung von dem innern moralischen und sittlichen Verhältniß, in welchem sie als die größten Eigenthümer der Gemeinden zu denselben stehen und an deren Wohl und Wehe Theil nehmen sollten, daß sie selbst in Zeiten und Fällen dringender Noth sich wenig oder gar nicht um dieselben kümmern. „Bei ausdrücklichen Aufforderungen zu Unterstützungen, in außerordentlichen Gemeinde-Unternehmungen, wenn

neulutherischer Amtslehre wäre hier sehr möglich. Andererseits rühmt sich auffallender Weise der Neo-Baptismus, mit seiner sichtbaren Gemeinde der Heiligen, wie wir an einem andern Orte sehen werden, eben derselben allerhöchsten Gunst.

Zu dem genannten subjectivistischen auch ein Urtheil von Seite der Neulutheraner oder irgend einer Partei aus dem ersten Reactionsstadium über das neueste königliche Ideal beizufügen, sind wir leider nicht im Stande. Sie alle schwiegen nämlich über dasselbe so ziemlich mäuschenstille, die Einen aus Verlegenheit, die Andern wohl, weil sie sich denn doch geniren, so ohne weiters zu bekennen, daß die kirchliche Verzweiflung sie ähnlichen Träumereien in die Arme geschleudert habe. Von der letzteren Sorte sind in den Reihen der „Innern Mission" sicherlich Viele versteckt. Dafür erhob sich erst noch im vorigen Jahre eine irvingianische Stimme für das königliche Ideal, obwohl auch durch sie der kritische Punkt nicht in's Klare gesetzt ist, ob die „rechten Hände" denn eigentlich schon erschienen sind, oder aber noch nicht? Jedenfalls ward das ungemeine Interesse, das die „rechten Hände" denn doch erregt hatten, in die der preußische König die Erbschaft des evangelischen Kirchenregiments zurückgeben zu wollen erklärte, von Neuem aufgefrischt, als die Schrift erschien: „Die Kirche Christi in ihrem Verhältniß zu den Staaten. Matthai 22, 21. Berlin 1854." Man nannte den bekannten irvingianischen „Oberengel", Hrn. Wagener, weiland Redakteur der Kreuzzeitung, als Verfasser.

Die Kirche — entwickelt diese Schrift ächt irvingianisch — ist vom Staate auf das bestimmteste zu unterscheiden und zu sondern. Sie soll eine seyn über den ganzen Erdkreis unter Einem Regiment. Die Kirche ist verderbt und ihr Regiment ist verderbt: weder das bischöfliche und päpstliche noch das landesherrliche ist das rechtmäßige Regiment der Kirche. Das apostolische Amt allein hat das Recht die Kirche zu regieren. Darum muß, zur Herstellung der Kirche und zur

Rettung der Welt, als Autorität und Regiment für die ganze Christenheit, das apostolische Amt mit allen dazu gehörigen Aemtern wieder hergestellt werden, und es wird das geschehen. Diesem haben dann die bestehenden Kirchen-Regierungen die Kirchengewalt zu übergeben. Bis dahin haben päpstliches und landesherrliches Regiment, obwohl nicht legitim, vor allen andern den Vorzug des durch göttliche Zulassung gewordenen Bestehenden. Als redete sie aus der Seele heraus, der jene königliche Erklärung entsprungen war, fährt die Schrift fort:

„Die jetzigen Inhaber des Kirchenregiments müssen zur Erkenntniß kommen, daß, um dieß Regiment auf wahrhaft apostolische Weise auszuüben, d. h. um sich wie die ersten Apostel als Gnaden- und Segenspender für die gesammte Kirche Christi zu bewähren, sie weder recht berufen noch völlig ausgerüstet sind. Dabei müssen sie sich nicht selbst von der Last und Verantwortlichkeit ihrer kirchlichen Stellung, weder durch Verkennung und Verläugnung der Bedeutung derselben, noch durch Uebergebung ihrer geistlichen Macht in die Hände anderer noch weniger berechtigten Organe, zu befreien suchen; sondern sie müssen mit Beharrlichkeit und Geduld ihre Last tragen und die Zeit des Herrn abwarten, wo Er sich aufmachen wird, um Seine eigene ursprüngliche Ordnung in der Christenheit wieder herzustellen." „Die Männer, die der Herr für ein solches Werk beruft und mit himmlischen Gaben und Kräften ausrüstet, werden die seyn, in deren Hände zunächst diejenigen Inhaber kirchlicher Autorität, deren Stellung eine provisorische ist (wie die der protestantischen Fürsten), diese Autorität, ohne Gefahr für die Kirche, und ohne ihrer Pflicht untreu zu werden, zurückgeben können. Bis dahin müssen sie ihre kirchliche Stellung behaupten" *).

So scheinen denn allerdings die irvingianischen Apostel es zu seyn, die hier dem königlichen Oberstbischof in Preußen als die „rechten Hände" zu seiner Befreiung von der Last der Kirchenregierung sich in aller Ruhe und Klarheit

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 23. Dec. 1854.

präsentiren. Im Uebrigen geschieht des Irvingianismus in der Schrift nirgends ausdrücklich Erwähnung, und namentlich ist, wie wir bereits bemerkten und wie auch das große Berliner Subjektivisten-Organ hervorhebt, nirgends angedeutet, daß die neuen Apostel, Engel, Evangelisten rc., also die „rechten Hände", eigentlich schon lange dasind. Vielleicht ist falsche Bescheidenheit der Grund; denn wenn man protestantischerseits im J. 1852 von der irvingianischen Zukunftskirche allerdings noch etwas hoffen konnte, so ist doch der Irvingianismus im J. 1854 in England schon wieder fast ganz und in Preußen nicht viel minder zerfallen gewesen.

Gleichviel übrigens, ob die im neuesten Ideal vorausgesetzte radikale Neugestaltung des Verhältnisses zwischen unsichtbarer wahren Kirche oder der Gemeinde der Heiligen einerseits und der kirchlichen Masse andererseits irvingianisch oder nicht irvingianisch gedacht war: immerhin hat Pastor Holtzmann in Heidelberg vom Standpunkt des symbolmäßigen Kirchenbegriffs aus ganz recht, wenn er bemerkt: „Der Gedanke liegt nahe, aus der ungeformten, unbegränzten, unorganisirten Masse der zufällig an einem Ort lebenden Getauften als der Gemeinde, welche das Objekt einer mehr missionirenden Thätigkeit wäre, eine Gemeinde wahrhaft Gläubiger, eine sichtbare Gemeinschaft Wiedergeborner herauszuscheiden, und diese als das Subjekt der Kirchengewalt und der Kirchenzucht über sich selbst und über die sie umgebende unorganisirte Masse zu betrachten." Aber „wo es versucht wird, malos auszuschließen, da werden hypocritae um so dichter und üppiger aufschießen." Das Resultat ist also: „Jener König wird das Kirchenregiment behalten müssen, wenn es ihn auch noch so sehr drückt, bis an den jüngsten Tag, denn die rechten Hände, denen er dasselbe zurückstellen will, kommen erst — nach der Auferstehung der Todten"*).

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Sept. 1854.

Es war bekanntlich bald nach dem Jahre 1848 ein in ganz Deutschland viel verbreitetes Gerücht, der preußische Oberstbischof habe sich, namentlich durch Herrn von Radowitz, einreden lassen: die so sehr desiderirten „rechten Hände" seien in der That schon seit achtzehnhundert Jahren sichtbar und greifbar existirend und stets geöffnet. Wie arg die „Verläumdung" in Wahrheit war, mag nun die Thatsache zu ermessen geben, wie man diese „rechten Hände" von Allem und Jedem eher erwartet, als daß man dabei auch nur mit dem leisesten Gedanken des ordentlichen geistlichen Amtes in der — eigenen Kirche sich erinnerte.

XXIX.

Die ländliche Plutokratie am Rhein.

Wenn das Wort „Liberalismus" das Streben nach einer als Schrankenlosigkeit mißverstandenen Freiheit und Willkür bezeichnet, so läßt sich von der am Rhein in fast allen socialen Dingen herrschend gewordenen Praxis sagen, daß sie in hohem Grade liberal sei. Dieß gilt nicht allein von den Städten, nein, auch auf dem Lande ist der Besitz in jenem liberalen Sinne gestaltet; auch das Grundeigenthum wird hier in größerer Consequenz, als in den meisten andern Gegenden Deutschlands, reinweg nur nach individuellem Nutzen und Belieben, ohne alle Rücksichten und Schranken als die der allgemeinen Eigenthums-Gesetze und Verpflichtungen, verwaltet, und werden dadurch Zustände herbeigeführt, die in manchen Zügen nur gar zu sehr an Irland erinnern. Wir müssen aber unsern Mittheilungen die Bemerkung vorausschicken, daß auch in

diesen Verhältnissen nicht der subjectiv böse Wille es ist, dem wir die Schuld zuschreiben, sondern der Geist des Liberalismus, der die Gewissen verdunkelt und oft die rechtlichsten Menschen glauben macht, sie wären vollkommen im Recht, wenn sie mit ihrer Art der Güterverwaltung ganze Gemeinden an den Bettelstab bringen, oder doch ein Wesentliches dazu beitragen, daß früher blühende Dörfer gänzlich dem Pauperismus anheimfallen.

Bei aller Zerstückelung des rheinischen Grundeigenthums gibt es doch in sehr vielen Gegenden und Orten noch größere Güter von 500 bis 1000 Morgen und darüber, in vielen Orten sind deren mehrere, so daß der Grund und Boden, welcher zu diesen Höfen gehört, den größten, oder doch einen sehr großen Theil des gesammten, zur Gemeinde gehörenden Landes ausmacht. In solchen Orten kann es nun selbstverständlich nur eine beschränkte Anzahl kleinerer Bauern geben, während natürlich eine so große Zahl bloßer Taglöhner rc. da ist, als der Gesammtacker der Gemeinde zu seiner Bearbeitung erfordert. Wenn nun in einer solchen Gemeinde alle Besitzer im richtigen Maße und Verhältniß für die Erhaltung der ihnen selbst nöthigen und zu gute kommenden Arbeiter-Bevölkerung auch unter ungünstigen Conjuncturen und in solchen Zeiten sorgten, wo, wie im Winter, ihre Beschäftigung nicht genugsam in Anspruch genommen werden kann, so würde die Erhaltung der zeitweisen arbeitslosen Armen einer solchen Gemeinde nicht eben sehr schwer fallen. Nun sind aber eine große Anzahl jener erwähnten Güter und Höfe in den Händen von Besitzern, die nicht im Orte selbst, sondern in benachbarten Städten wohnen. Diese verbrauchen also das reine Einkommen von ihren Gütern nicht in dem Orte, aus dem es herkommt, und entziehen demselben mithin durch ihre Abwesenheit vorerst den größten Theil des Geldertrags, den ihre Höfe abwerfen und der, auf den betreffenden Dörfern consumirt, die kleinen dort vorkommenden Gewerbe mit in gehörigem Gange und Stande erhalten würde. Dabei versteht es sich von selbst, daß solche Herren durch ihre Abwesenheit an aller persönlichen Unterstützung des Gemeindewesens durch Theilnahme an der Armenpflege, Privat-Almosenspenden rc. rc. sich gänzlich gehindert glauben, woraus dann nothwendig folgt, daß die im Orte anwesenden kleinern Besitzer rc. alles das für jene großen Eigenthümer zu leisten mit

überkommen, was diese unterlassen. Das Schlimmste aber kommt erst nach: jene großen Eigenthümer nehmen vielfach auch nicht einmal an der öffentlichen Armenpflege und an der Bestreitung sonstiger Gemeindebedürfnisse durch Mitzahlung an der Communalsteuer Theil, sie übertragen vielmehr die Bezahlung derselben contraktlich, als eine wesentliche Bedingung des Pachtvertrages, ihren Pächtern, die außer derselben in neuerer Zeit zu einer immer größern Höhe des Pachtpreises, der bisweilen enorm ist, gesteigert und gezwungen wurden. Abgesehen nun von der Frage: ob die Gemeinden immer und überall den durch enorme Pachtpreise ohnehin schon übel genug gestellten Pächtern ganz dieselben Communal-Beiträge und Pflichten auflegen können und wollen, welche sie dem anwesenden Herren zumessen würden, bringt dieses Verhältniß den sehr argen Uebelstand mit sich, daß natürlich jene Pächter auf's höchste interessirt sind, daß nur möglichst wenig von der Gemeinde ausgegeben werde, weil ja sie es sind, die bezahlen müssen, während sie doch kein dauerndes Interesse an den Gemeindeverhältnissen, Anlagen &c. haben, da sie vielleicht schon im nächsten, oder doch in einigen Jahren, das nur auf kurze Zeit gepachtete Gut und die Gemeinde wieder verlassen. Soll z. B. eine Kirche, Schule &c. erbaut oder sonstige gemeinnützigen Einrichtungen von einigem Umfang getroffen werden, so kommen die Pächter und machen geltend, daß sie dann so und so viel bezahlen müßten, während sie doch so und so bald wegziehen würden, daß sie durch ihren hohen Pacht und durch solche Beiträge ruinirt würden &c. &c. Der letzte Grund ist in der That in vielen Fällen so einleuchtend, daß die Gemeinden lieber auf ihre noch so sehr gewünschten Verbesserungen verzichten, als ihre gedrückten Mitbürger ruiniren wollen, und so wird manches Gute und Nützliche unterlassen, aus keinem andern Grunde, als wegen der Klagen und Seufzer der oft einflußreichen, bisweilen aber bemitleideten Pächter, also wegen des großen Mißverhältnisses, welches darin liegt, daß der auswärtige Gutsbesitzer dem Pächter die Bezahlung der Communalsteuer übertragen kann und überträgt.

Man denke nicht, das Verhältniß wäre im Ganzen immer so gewesen, weil ja auch früher eine große Anzahl Güter und Höfe Besitzern gehört, die sie nicht selbst verwalteten und von ihnen ab-

34*

wesend waren. Zuerst wäre gegen diese Einwendung zu bemerken, daß diese Fälle in früherer Zeit wohl vielfach nicht so häufig waren als jetzt, wo einerseits die Furcht vor der Klassensteuer viele Güter Besitzenden vom Lande in mahl- und schlachtsteuerpflichtige größere Städte getrieben haben mag *), wo andererseits viele derartige Güter und Höfe von ihren frühern Besitzern in die Hände städtischer Kapitalisten gekommen sind. Zweitens aber, und das ist die Hauptsache, ist zwischen den Halbwinnern und Pächtern früherer Zeit und den jetzigen ein sehr großer Unterschied hinsichtlich des ganzen Verhältnisses, in welches sie gestellt waren. Die früheren Pächter hatten ihre Güter zu einem sehr billigen, oft wahrhaft unbedeutenden Pachtpreise, der ihnen hinlänglich genug übrig ließ, um die Stelle der Besitzer in Steuerzahlungen, Lieferungen, Gemeindebeiträgen, Almosen und im ganzen Verkehr des Lebens vertreten zu können. Dabei waren diese früheren Pächter nicht auf kurze Fristen in Verwaltung ihrer Höfe, sondern oft weit über die Lebensdauer eines Menschen, oft durch viele Generationen hindurch blieben die Güter in der Pachtung einer und derselben Familie. Dieselbe war also in einem Verhältniß zu dem gepachteten Gute, welches sich dem eines Eigenthümers in einem hohen Grade annäherte, und bei dieser Stetigkeit des Verhältnisses lebte sich natürlich damals auch der Pächter in die betreffende Ge-

---

*) Das Wegziehen begüterter und gebildeter Familien vom Lande in die Städte hat außer dem Angeführten noch viele andere, vielleicht wohl noch stärker wirkende Gründe, dahin gehört z. B. die größere Leichtigkeit der Kinder-Erziehung in den Städten, die Bequemlichkeit des Umgangs, die Möglichkeit zu allen üblichen auf dem Lande fehlenden Zerstreuungen 2c. 2c. Was aber auch immer diese Gründe seyn mögen, welche die Ansammlung der gebildeten Stände in den Städten veranlaßt haben: immerhin ist diese Centralisation nicht allein ein Verderben für diese Stände selbst, sondern auch dem Leben der Landbevölkerung in jeder, auch in sittlicher und intellectueller Beziehung höchst nachtheilig. Die Landbevölkerung verliert u. A. dadurch ihre natürlichen Vermittlungspunkte mit der Cultur, während die Gebildeten durch ihre Entfernung vom Volke ihre gesunde Natur einbüßen 2c. 2c.

meinde ein, nahm wirklichen Theil an allen ihren Interessen, brauchte nicht zu denken, daß z. B. sein Beitrag zu dem Bau einer neuen Kirche verloren gehe für seine Kinder, die wahrscheinlich ganz wo anders wohnen und leben würden, als auf diesem Hofe, sondern konnte mit aller Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Alles, was er an der Gemeinde thue, auch noch seinen Kindern zu gute kommen würde. Damals wurde der Pächter auch den Armen seines Orts gegenüber sozusagen ihr wirklicher Mitbürger, d. h. er hatte auch ein persönliches Interesse dabei, daß sie aus ihrer Lage heraus in geordnete Verhältnisse zu einem ihnen angemessenen Hausstande und Wirthschaft kämen; denn diese Armen, mochte er denken, würden sonst auch noch seinen Nachkommen beschwerlich fallen; er legte also zugleich für diese auf Zinsen, während er das Gebot der christlichen Liebe an den Nothleidenden erfüllte. Ganz anders ist es heute, wo der Pächter voraussichtlich nur vorübergehend in der Gemeinde ist, und mithin durch kein persönliches und durch kein Familien-Interesse an deren künftigem Wohlstand Theil zu nehmen hat; was er jetzt thut, sei es aus wirklicher ächter Liebe, sei es aus moralischem Zwang der Umstände, geht meist nur auf die augenblicklichen Bedürfnisse, größere auf eine fortdauernde Wirkung berechnete Werke der Barmherzigkeit ꝛc. sind vielfach schon durch die gänzliche Trennung des Familien- und Gemeinde-Interesses gehindert, wenn sie auch nicht so schon durch die erwähnten, stets mehr und mehr in die Höhe geschraubten Pachtpreise sehr erschwert würden. Aus dem Allem geht hervor, daß der heutige Pächter etwas ganz Anderes ist, als der Halbwinner vergangener Zeit, und in dem Grade weniger die Stelle des Besitzers vertreten kann wie sein Vorgänger, als die Bedingungen, in die er in jeder Hinsicht gestellt ist, so ungeheuer viel ungünstiger sind, als sie noch zur Zeit seines Großvaters waren.

Die meisten Gutsherren haben so wenig eine Ahnung von dem innern moralischen und sittlichen Verhältniß, in welchem sie als die größten Eigenthümer der Gemeinden zu denselben stehen und an deren Wohl und Wehe Theil nehmen sollten, daß sie selbst in Zeiten und Fällen dringender Noth sich wenig oder gar nicht um dieselben kümmern. „Bei ausdrücklichen Aufforderungen zu Unterstützungen, in außerordentlichen Gemeinde-Unternehmungen, wenn

es z. B. gilt, durch größere Wegebauten ꝛc. die im Winter und Frühjahr unbeschäftigten Arbeiter durch die theure Zeit zu bringen, lassen sich zwar immerhin einige zu Beiträgen bewegen, andere aber weisen Anforderungen dieser Art mit der Erklärung zurück, „sie bezahlten ihre Steuern." Und das thun nicht etwa Güter besitzende Juden oder Kaufleute, die ihr Gut eben erst als eine Waare erhandelten und daher gar in keiner langjährigen und angeerbten Beziehung zu den betreffenden Gemeinden stehen: dergleichen Fälle kommen selbst auch da vor, wo die Güter im angeerbten Besitz adelicher Herren sind. So sehr hat der Geist des Liberalismus am Rhein mit seiner Lehre von der Schrankenlosigkeit, d. h. der innern sittlichen Verpflichtungslosigkeit des Besitzes, die Köpfe und Gewissen verwirrt, daß Niemand aus den sogenannt gebildeten Klassen auch nur ein Arg daran hat, wenn der Güter besitzende Edelmann es ohngefähr so macht mit seinen Höfen, wie es allenfalls auch ein nicht gerade übelgesinnter Schacherjude machen kann. Nur das eigentliche Volk macht in dieser Beziehung einen Unterschied; es hat noch immer ein Gefühl bewahrt von der Würde, die im tiefsten Wesen des Adels liegt, und empfindet eben darum Verfahrungsweisen der angedeuteten Art von liberal gewordenen Edelleuten so viel stärker, weil es von ihnen etwas ganz Anderes erwartet, als von Güter-Spekulanten ꝛc., an denen es ganz natürlich findet, was ihm an einem christlichen Baron unerträglich scheint. So ist es ganz natürlich, daß gerade diejenigen Gutsherren, welche mit adelichen Namen eine rein materielle Behandlungsweise im Geist des Liberalismus verbinden, wenn sie persönlich auch noch so brav und gut im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn dieser Worte sind, durch ihr liberal verkehrtes Verhalten und Verhältniß, oder vielmehr ihre Verhältnißlosigkeit zu den Gemeinden, in die allerschiefste Stellung zu dem nicht von liberaler Verbildung angesteckten Theile derselben kommen, und ohne es zu wissen eine Volksstimmung gegen sich hervorrufen, die unter Umständen ebenso nachtheilig wirksam werden kann und wird, als sie ungünstig ist, die, mit einem Worte, ganz der Stimmung analog ist, die der Proletarier der großen Städte gegen den Bourgeois hat.

Was diese ungünstige Stimmung der Landbevölkerung gegen die liberalen auswärtigen Gutsbesitzer fortwährend steigert und die-

selbe auch auf den wohlhabenden Bauernstand mehr und mehr verbreitet, das sind besonders die Verfahrungsweisen bei fortwährender Vergrößerung der Güter durch Ansteigerung verkäuflich werdender Ländereien und die Art der Verpachtung eines Theils der so vergrößerten Güter in einzelnen Parzellen an den Meistbietenden. Während die Güter nur als Capitalien behandelt und demgemäß als Mittel zum Gelderwerb eingerichtet werden, vermehrt sich natürlich das Geld in den Händen ihrer Besitzer und diese wissen unter den obwaltenden Verhältnissen damit nichts besseres zu thun, als es in Ankäufen von neuen Ländereien anzulegen. Sie steigern also die in den Gemeinden zum Verkauf kommenden ihnen gelegenen Ländereien bis auf einen so hohen Preis, daß der kleinere Bauer vor ihnen zurücktreten muß, und also durch ihre überlegene Geld-Concurrenz oft gehindert ist, sein Besitzthum zweckmäßig zu erweitern. Dieß Verfahren, welches nach einer Seite hin wenigstens das Gute hat, daß sich eine größere Concentration und Arrondirung des am Rhein wohl gar zu sehr zerstückelten Grundeigenthums wiederherstellt, würde allerdings unter andern Umständen minder unheilbringend seyn, und ist daher nicht an sich, wohl aber in Verbindung mit dem Umstande zu bedauern, daß alles Grundeigenthum als reines absolutes Privat-Eigenthum behandelt wird. Früher, wo das Eigenthum nicht absolutes Privat-Eigenthum war, wo durch Sitte, Gebrauch und Recht auch der Nichtbesitzende gewisse Nutzungsrechte an dem Eigenthum der großen Güter hatte, z. B. Berechtigung zur Hütung seines Viehes zu bestimmten Zeiten, und wo außer dem Privat-Eigenthum auch noch große Gemeinde-Besitzungen da waren, aus denen auch der kein Land Besitzende einen großen Theil der ihm nöthigen Naturalien bezog, da war allerdings nicht so wie heute auch für den kleinsten Viehstand der Besitz und der Erwerb eigenen Landes erforderlich, und die Güter konnten noch so groß seyn und sich vergrößern, die Führung kleiner ländlicher Wirthschaften wurde dadurch nicht unmöglich gemacht oder übermäßig erschwert. Heute aber, wo die Gemeinde-Güter fort sind und aus den Händen anderer Privaten in die der großen Gutsbesitzer überwandern, und wo aller Grund und Boden in dem Sinne als reines Privat-Eigenthum betrachtet und behandelt wird, daß die noch jetzt in der Gewohnheit beibehaltenen Mitbenutzungs-

Rechte der kleinern Bauern und Arbeiter mehr und mehr in Wegfall kommen, hat die Concurrenz der Gutsbesitzer im Ankauf der fällig werdenden Ländereien, die Vergrößerung der großen Güter, u. A. noch die Bedeutung, daß dadurch die Führung vieler kleinen Bauer- und Arbeiter-Wirthschaften unmöglich gemacht oder doch sehr erschwert wird. Kleine Bauern-Güter gibt es aber bei der bestehenden Einrichtung der Vertheilung nach der Kopfzahl und der raschen Zunahme der Bevölkerung hier zu Lande sehr viele, darunter eine große Zahl, die wirklich schon so klein sind, daß das vorhandene Land nicht zur Erhaltung der Wirthschaft hinreicht. Auch der Landarbeiter bedarf unter den obwaltenden geringen Lohnsätzen*) zu seinem nothdürftigen Bestande eines Nebenverdienstes durch Haltung von Vieh, und da ihm durch Vertheilung der Gemeinde-Güter die Mitbenutzung derselben für sein Vieh entzogen wurde und alle andern derartigen Berechtigungen sehr geschmälert sind, so ist er entweder für das, was seine Kuh rc. bedarf, auf eine sehr starke Weise zum Felddiebstahl versucht — und dieser nimmt in schrecklicher

---

*) Während die Preise der Lebensmittel aller Art in einer langen Reihe von Jahren sehr hoch waren, sind die Lohnsätze so ziemlich dieselben geblieben, oder werden doch nur durch einzelne gelegentliche Zusätze in Form von Geschenken unverhältnißmäßig wenig vergrößert. Folge ist, daß der Taglöhner rc. um so schneller verarmt, wenn es ihm nicht gelingt, andere Hülfsquellen zu finden und zu benutzen. Die andern Hülfsquellen, welche sich ihm früher darboten, sind ihm aber durch die dargelegten Umstände, durch die Veränderung der ländlichen Oekonomie, auf welche eben der Satz des Arbeitslohns berechnet war, mehr und mehr verschlossen worden; also wirkt Alles zusammen, auch die ländliche Arbeiter-Bevölkerung in das Elend des Pauperismus zu stürzen, und es ist wirklich fast zu verwundern, daß die Verarmung nicht jetzt schon noch größere Fortschritte gemacht hat, wenn man bedenkt, daß der Taglohn in den meisten Zeiten des Jahres kaum hinreicht, um das benöthigte trockene Brod für eine Familie von drei bis vier Personen zu kaufen, und daß auch dieser geringe Taglohn einer großen Anzahl von Arbeitern mit der Arbeit einen guten Theil des Jahrs gänzlich fehlt.

Weise überhand — oder er muß einen Acker zu pachten suchen. Dazu bieten ihm wieder die Gutsbesitzer Gelegenheit, indem sie, wie erwähnt, einen Theil ihrer Höfe verpachten. Weil aber der Arbeitbedürftigen und kleinern Bauern so sehr viele sind, und selbst auch die Besitzer und Pächter größerer Anwesen sich nicht scheuen, den Aermeren und wirklich Bedürftigen Concurrenz zu machen, wenn ihnen die Anpachtung einer Parzelle gelegen oder vortheilhaft ist, so wird durch diese große Concurrenz der Pachtpreis der Parzellen so übermäßig in die Höhe getrieben, daß er fast den wirklichen Brutto-Ertrag der Aecker oder Wiesen erreicht oder gar übersteigt. Am Ende haben also gewöhnlich die kleinen Bauern und Arbeiter von ihren Pachtungen, wenn sie den Werth der Arbeit rechnen, gar noch Schaden, während der Gutsherr einen weit über den Netto-Ertrag gehenden Pachtpreis erhält. Diese Verpachtungen sind meist notariell, d. h. aber u. A., der Pacht muß pünktlich zur bestimmten Zeit bezahlt werden, wenn nicht die Gefahr der gerichtlichen Execution eintreten soll. Durch solche würden die Leute vollends ruinirt, daher sorgen sie vor allen Dingen für die Bezahlung der Agenten *), des Notars, des Gutsbesitzers, und lassen natürlich die einheimischen Gewerbsleute, Handwerker rc., von denen sie nicht sobald gerichtliche Verfolgung zu erwarten haben, zurückstehen. Daher

---

*) Diese Agenten tragen ihrerseits nicht wenig dazu bei, über Wissen und Willen der Gutsherrn, aus Dienstbeflissenheit und Eigennutz das Unglück des Volks noch dadurch bedeutend zu erhöhen, daß sie die beschriebenen Maßnahmen und Einrichtungen consequent in's Einzelne ausführen. Sie sind wohl meist aus der geringeren Klasse der betreffenden Orte hervorgegangen, kennen daher die Verhältnisse derselben bis in's Einzelste, und wissen die Interessen ihrer Herren bis in Consequenzen hinein zu verfolgen und zu vertreten, wohin der Blick dieser nicht reichen würde. Diese Agenten veranlassen ihre Herren z. B. zu immer neuen Landankäufen, wenn sich eine günstige Gelegenheit zeigt, die sie trefflich abzuwarten verstehen rc. Sie sind überhaupt die treuen Wächter der Gutsherren, in jeder Beziehung stets eifrige und dienstbeflissene Förderer ihrer Interessen dem Volke gegenüber, und daher bei diesem noch weit unbeliebter, als die Gutsherren selbst.

gehen mit der fortschreitenden Verarmung und der steigenden Schuldenlast auch die ländlichen Gewerbe nach und nach denselben Krebsgang, es steht im Verlauf weniger Jahre, wenn nicht eine baldige Aenderung zum Bessern eintritt, auch unter der ländlichen Bevölkerung eines großen Theils der Rheinprovinz ein Pauperismus-Zustand in Aussicht, der dem der größten Fabrik- und Handelsstädte an intensiver Größe und verhältnißmäßigem Umfang um keinen Grad nachstehen dürfte.

Woher soll da die Wendung zum Bessern kommen? Sicher ist nur von der Erhebung des kirchlichen Lebens, nur davon etwas zu erwarten, daß die begüterten Stände, namentlich der der Gutsbesitzer, die Anforderungen des christlichen Glaubens auch auf die Verwaltung ihrer Güter ausdehnen, und ablassen von dem gottlosen Grundsatz des Liberalismus, daß Alles und auch der Grund und Boden absolutes Privat-Eigenthum und deßhalb nach Lust und willkürlichem Belieben zu verwalten und zu behandeln sei. Dieser Grundsatz von der sittlichen Schranken- und Verpflichtungslosigkeit des Eigenthums paßt vortrefflich für Advokaten und Kapitalisten oder Solche, die es zu werden gedenken, aber sehr schlecht für's Volk, welches bei seiner praktischen Durchführung im Leben fast nothwendig der socialen Tyrannis einer oligarchischen Geldherrschaft unterliegt, bestehe diese nun aus eigentlichen Kapitalisten oder aus Grundbesitzern, die ihre Güter als bloße Kapitalien behandeln. Jener Grundsatz des Liberalismus ist es, der die Plutokratie herbeiführt und stark macht; jener G r u n d s a t z muß daher vor Allem angefochten und bekämpft werden mit den Waffen der Kirche, d. h. mit den Grundsätzen, die sich aus den Lehren des Christenthums von der Gemeinschaft und Liebe als nothwendige Consequenzen auch für das sociale Gebiet und die Verwaltung zeitlicher Güter ergeben. Weil wir eben glauben, daß die hier angedeuteten großen praktischen Mißstände nicht im bösen Willen der Betreffenden, sondern in Gesinnungs-Verirrungen und einmal üblich gewordenen Mißbräuchen*) bestehen, so hoffen wir die Beseitigung derselben von der

*) So ist es z. B. gewiß, daß bei den erwähnten Pacht-Versteigerungen einzelne Gutsbesitzer selbst die Leute von zu hohem Bie-

allgemeinen auch durch die gebildeten und besitzenden Stände hindurchgehenden Wiedererhebung eines wahrhaft kirchlichen Geistes und Lebens.

Auf andere Weise wäre freilich überhaupt gar nichts zu hoffen, zuerst darum nicht, weil jeder Besserung der bestehenden Formen und socialen Verfassung eine christliche Gesinnungs-Aenderung nothwendig doch vorhergehen müßte, und dann auch in sofern nicht, als man von Seiten des in diesen Sachen so sehr mitbetheiligten Staats kaum Versuche eines praktischen Einwirkens auf derlei Dinge wahrnimmt. Der Staat kann freilich in socialen Verhältnissen nicht allein nicht Alles, sondern verhältnißmäßig nur sehr Weniges thun, und das Angreifen solcher Dinge muß für die Regierungen rc. unter den heutigen Umständen sehr schwierig und bedenklich seyn: indessen ist es doch zu verwundern, daß gerade der moderne Staat, der doch sonst Alles thun will, eben auf diesem Gebiete fast gar Nichts thut, nicht einmal eine active Haltung zu diesen Dingen einnimmt. Insbesondere ist es auch in socialer Hinsicht sehr zu bedauern, daß der preußische Staat die Liebe des rheinischen Volks durch Bestrebungen auf diesem Gebiete zu gewinnen unterläßt, während andererseits die Regierung nach unverkennbaren Zeichen und Spuren wieder mit Bestrebungen gegen die Rechte und Freiheit der Kirche umgeht, die dieses Volk nur mehr entfremden, und mit neuer Erbitterung gegen die Staatsmacht in weiterer Folge eine um so schnellere Entwickelung der socialen Verwirrung herbeiführen können.

---

ten abzuhalten suchen rc. Es handelt sich also hier nur um das System, welches sie aus Irrthum bei der allgemein gewordenen Praxis angenommen haben, ohne seine innere Unwahrheit und sittliche und politische Verwerflichkeit zu erkennen und vielleicht auch nur zu ahnen.

XXX.

Fingerzeige über Kirche und Staat in Frankreich.

III.

Die Kirche und die Gesellschaft auf dem Gebiete der Ehe in Frankreich, und insbesondere zu Paris *).

Es ist Ein für alle Mal nicht wegzuläugnen, daß die französische Revolution noch mehr durch die Grundsätze, welche sie verbreitete, als durch die Thatsachen, welche sie in's Leben einführte, nicht bloß die öffentlichen Umrisse der Gesellschaft verwirrte, sondern auch in die Bande des häuslichen Zusammenseyns zernichtend griff. Die bösen Beispiele kommen freilich nicht von den Orgien her, die am Ende des vorigen Jahrhunderts eines von den dämonischen Kennzeichen des weltentwurzelnden Umschwungs waren, der damals Frankreich in Aufruhr, ganz Europa in Aufregung brachte. Wenn wir die Vergangenheit Frankreichs uns betrachten, so können wir uns nicht verhehlen, daß die Uebertretungen der Gesetze, welche die Menschen in dem engen Kreise eines geordneten Hauswesens verbinden, in dem französischen Adel, dem das Vaterland nicht heilig war und der in der Person seiner

*) Zugleich ein Pendant zu unserer neulichen Betrachtung über die „specielle Seelsorge“ auf protestantischem Gebiete.

gewaltigsten Vertreter den erklärten Feinden des Königs und des Königreichs wichtige Bundesgenossen bescheerte, nach und nach ein anständiges Herkommen geworden waren, und eine ganze Reihe von Geschlechtern hindurch an der höchsten Stelle ihre Heiligung erhielten. Ein König, der seine Gemahlin mit Nebensonnen nicht umgab, wie Ludwig XII., galt für eine Ausnahme, ja fast für einen Sonderling; und wenn man dann am Hofe Franz' I. sich umsieht, die übrigen Valois hinuntergleitet, in der heiteren Wohnung Heinrichs IV. einkehrt, so sieht man von Karl VIII. bis Ludwig XIII., der zu den wenigen Enthaltsamen gehört, eine ununterbrochene Reihe von Fürsten, die durch den Einfluß ihres persönlichen Benehmens der ganzen Nation, und namentlich den höheren Ständen, das Beispiel ehelicher Unordnung gaben.

Was endlich zu Ludwig XIV. sagen, der, seinen Gott auf den Lippen, wiederholte Versuche machte, seiner natürlichen Nachkommenschaft, den Kindern des Menschen und nicht den Sprossen des Königs, die Befugnisse und Ansprüche der rechtmäßigen Nachfolge für gewisse Fälle zu übertragen und, an der Hand einer Mad. de Maintenon, den Herzog von Maine, den Erstgebornen der Bastarde, auf seiner Reise nach den Pyreneen von dem bearbeiteten Volke der zwischen erwähntem Gebirg und der Hauptstadt liegenden Provinzen, als wär' es der ächte Thronfolger, anjubeln ließ. Nicht bloß durch seine dauerhaft wirkenden Siege und seine weisen Verordnungen im Innern des Staats ist er groß, auch durch seine Ausschweifungen ist er zwar nicht der große König, aber der große Wüstling, der König unter den Wüstlingen gewesen. Er hat durch die schamlose Darlegung seiner erotischen Launen all seine Vorgänger übertroffen, und, gleichwie Richelieu durch die Preisgabe der Ritterschlösser an den Pöbel des platten Landes die Räubergräuel von dreiundneunzig im Voraus zu rechtfertigen scheint, so zeichnete Ludwig XIV. durch den Harem, mit dem er die unbescholtene Königin

ohne Schonung und Rückhalt umgab, den Phantasien der späteren Socialisten von einer ungebundenen Vermischung der Geschlechter ein glänzendes Muster vor. Nicht zu übersehen ist aber unter dem sogenannten „großen König“ erstens der Umstand, daß der Wandel des Alleinherrschers nur sporadische Nachahmung fand, und während seiner ganzen Dauer von den Maximen, die in den meisten Schriften der damaligen Prosaiker vorgetragen wurden, und den Thaten, welche die Poesie, namentlich die tragische Bühne feierte, entschiedenen Widerspruch erfuhr. Auch die öffentliche Meinung, die damals noch nicht mit den Mitteln regelmäßiger Kundgebung versehen war, wohl aber durch plötzlichen allgemeinen Unmuth, oder durch das Organ witziger, von Kreis zu Kreis eilenden Anspielungen sich vernehmen ließ, hielt strenges Gericht über die Irrgänge des Monarchen.

Die Geistlichkeit endlich nahm an der vielverbreiteten, aber in ihrem Ausdrucke halb erstickten Opposition den ihr zukommenden Antheil. Sie mißbilligte, durch Kälte und Entfernung, des Königs, der sich den allerchristlichsten nannte, unchristliches Betragen, und wenn sie gleich gegen dessen geheiligte Person weder oratorische Angriffe unternahm, noch unmittelbare Warnungen erließ, so vergriff sie doch an den Lastern, denen er ergeben war, sich ohne Furcht. Einzelne ihrer Mitglieder mochten allerdings hiebei einige Zaghaftigkeit merken lassen; Pater Bourdaloue, einer von den größten Kanzelrednern der französischen Kirche jener Zeit, soll einige Minuten mit geschlossenen Augen dem mächtigen Könige die Vorschriften seiner Religion in's Gedächtniß zurückgerufen, Bossuet zwar keinen Augenblick geschwankt, aber die Verlegenheit, die ihm die heikle Stellung zwischen dem ewigen Gott seiner Kirche und dem Idole seiner Zeit verursachen durfte, völlig zu überwinden nicht vermocht haben. Bei dem Allem geschah nichts Unwürdiges, kein verwerfliches Zugeständniß ward gewährt, der König nicht ohne Ablegen aller

Formen der Zerknirschung, nicht ohne, freilich eitles, Gelübde jeden Rückfall zu meiden, zum Sakramente des Altars gelassen. Selbst die Schwächsten gingen nicht zu weit in dem Sinne des Königs, und die Gesammtheit that muthig ihre Pflicht.

Im achtzehnten Jahrhundert trat nach und nach eine tiefgreifende und wichtige Aenderung ein. Die Sitten, wo sie verdorben waren, blieben es, und wurden es, wo sie es noch zu werden hatten. Das war jedoch nicht die Hauptsache der Umwandlung, die erst nach dem Tode des greisen Königs ihren vollen Lauf nahm, aber während der letzten Jahre des, zur eigenen Angst wie zur Aengstigung Anderer, bekehrten Potentaten, im Stillen sickernd, aus einer versteckten Quelle ein kleiner Strom geworden war. Dieselbe Verkehrtheit, die den angehenden Alleinherrscher verbotene Lust mit kirchlichen Gebräuchen vereinen ließ, liegt auch den Maßregeln zu Grund, die zu der Aufrechthaltung und dem numerischen Fortschritte der wieder ernstlich von ihm erfaßten Religion ergriffen wurden.

Die Protestanten der anderthalb ersten Jahrhunderte nach entschiedener Befestigung nichtkatholischer Bekenntnisse und Gemeinden in den verschiedenen Ländern, die zur Fahne und Losung der Reformation geschworen hatten, zeigten sich bis zum Verfolgungseifer aller Duldsamkeit entgegen. Nicht bloß gegen Rückfälle in die katholische Kirche, sondern gegen alle Erweiterung, Verengung oder sonstige Andersbestimmung der neuerrichteten Lehre selbst wütheten sie ohne das geringste Gegengewicht. Man darf nur Einsicht nehmen von den Kunden, die wir aus dem Genf jener Zeit und dem damaligen Schottland haben, um sich von den hellen und heißen Flammen der protestantischen Ausschließlichkeit zu überzeugen.

Auch die von Leidenschaft durchkochte, finster starre Mutter Heinrich's IV. und Urgroßmutter Ludwig's war von dieser Tollheit des werkthätigen Hasses angesteckt. Da nun ihr

Urenkel von dem protestantisch-fanatischen Blut, das sie ihren Nachkommen in die Adern gegossen, noch ein tüchtiges Maß bewahrt haben mochte, indem manche Krankheit der Vorfahren Ein oder zwei Geschlechter zu überspringen, und in späteren Sprößlingen um so giftiger von Neuem sich zu zeigen pflegt, so kehrte diese ererbte Furie, durch die Verhältnisse umgewendet, sich gegen die Calvinisten, wie sie, nach den Umständen, gegen die Katholiken sich gerichtet hätte. Für diese, manchem Ohre vielleicht befremdend klingende, Annahme spricht wenigstens das noch, daß der König, dessen Blut schon seit nahe an zweihundert Jahren dem Protestantismus entgangen war, gegen die Calvinisten, die er bekämpfte, weit milder, als es die neubekehrten Protestanten thaten, handelte. Wie sehr unter den Letzteren der Polizeilieutenant d'Aubigné sich auszeichnete, geht aus dem bitter mahnenden Brief hervor, den seine Schwester, Mad. de Maintenon, um den Uebertreibungen in der Verfolgungssucht des katholischen Neulings einigermaßen Einhalt zu thun, an ihn schrieb. Man kann in diesem Ueberreste des Briefwechsels der zugleich ehrgeizigen und weisen Frau den morschen Inhalt der Meinung erkennen, die Mad. Maintenon als eine Hauptanstifterin und die erpichteste Treiberin der Dragonaden und ähnlicher Maßregeln hinstellt. St. Simon, der ihr sicher nicht gewogen ist, klagt sie dessen nicht an, und Voltaire, gewiß kein Parteimann für die religiösen Größen des alten Frankreichs, hat sie gegen diese Belastung geradezu in Schutz genommen. Er hielt, mit Erkenntnißmitteln ungleich besser als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen ausgerüstet, den hier gemeinten Vorwurf für ein Vorurtheil, und aus dem Hasse gegen Alles, was ihm Vorurtheil schien, entspringt bei ihm die oft hinreißende Suada, die er für die Wahrheit besitzt, wie für den Irrthum vergeudet.

Er ließ freilich oft sich von seiner Leidenschaft zum Verkennen einer Wahrheit, die in dem Umfange seines

Wissens lag, verleiten und wenn irgend eine Ansicht oder Handlung, über die er nicht von vornherein den Stab zu brechen sich veranlaßt sah, von einem Vereine ausging oder in eine Epoche fiel, die ihm nicht behagten, so bietet er alle Schärfe und Lebendigkeit seines Geistes auf, um jene Ansicht als ein Vorurtheil, jene Handlung als eine Unthat hinzustellen. Mehr als einmal kommt seine dreiste Erfindungsgabe dem Groll zu Hilfe. Er ersinnt die Vorurtheile, die er zu seinem Zorne braucht, und in einer kritischen Untersuchung der voltairianischen Kritik, die ein Mitglied der Gesellschaft Jesu vor einigen Jahren veröffentlichte, ist eine ganze Blumenlese solcher Erdichtungen zu finden. Ohngeachtet dieser zum Theil halb, zum Theil ganz geflissentlichen Verstöße gegen die Wahrheit hat Voltaire minderen Schaden als seine Spießgesellen gestiftet. Voltaire war vor Allem ein zerstörender und dabei aufgeräumter Dämon, Voltaire'n meint offenbar Göthe mit den Worten in dem himmlischen Vorspiele zu Faust:

> Von allen Geistern die verneinen
> Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Voltaire hat nun mit seinem ewigen Verneinen und Verhöhnen unberechenbar viel Gutes und Heiliges momentan vernichtet; was er, von den Mißbräuchen, die daran klebten, zu sehr betroffen, an großen und schönen Ideen knirschend in den Staub geschleift, ist unberechenbar; manches Denkmal, das eine von ihm zerknitterte Idee versinnlichte, fiel als ein Opfer des von ihm angefachten Grimms der Massen, aber auch gar Vieles, was er gestürzt hatte, ist seitdem wieder auferstanden, und gewisse Dinge, wie die Grundsätze der häuslichen Ordnung, hat er nie im Ernste angegriffen, abgesehen von den cynischen Zoten. Er war hiezu doch zu sehr Dichter, und war es weit mehr als die Poeten beiderlei Geschlechts, die heutzutage die göttlichen und menschlichen Regeln der Gesellschaft mit dem angeblichen Rechte der natürlichen Leidenschaften hinwegzuräumen sich unterfangen. Diese

Herren und Damen stammen nicht von Voltaire, sondern geradezu von Rousseau, der weniger wie Voltaire, die bestehenden Schäden zu vernichten, als einen neuen Bau zu gründen und dem Bestehenden einen andern Ursprung anzuweisen beflissen war. Von ihm rührt die seitdem so oft angeregte Berechtigung des Ideals, mit andern Worten die Thorheit her, die uns auf den Gegenstand unserer Wünsche, besonders wenn sie durch ihre Heftigkeit das Gepräge und den Rang der Leidenschaft erhalten, dieselben Ansprüche verleiht, die aus den Bedingungen eines gesetzlichen Besitzes entspringen. Diese Umkehr alles gesunden Menschenverstandes herrscht namentlich in dem Heuschreckenheere von Romanen vor, die seit drei Decennien in Frankreich grassiren, und namentlich in den letzten fünf Jahren jeden Damm des Inhalts und der Form zerrissen haben. Sie wenden erwähnten Satz vorzüglich auf die ehelichen Verhältnisse an, und die große Mehrheit derselben sieht in dem Zuge zweier Naturen zueinander, wenn er bis zu einem gewissen Grade von Energie gelangt, einen hinreichenden, rechtfertigenden Grund zum Bruche eines amtlich besiegelten, kirchlich geheiligten Verbandes. Aus den Romanen älteren und neueren Datums ist diese Denkweise in einen Theil der Gesellschaft eingeflossen; jede schlechte Sitte ganzer Klassen, jedes Vergehen der Individuen gegen die Lauterkeit der Verhältnisse zwischen Mann und Weib wird mit diesem philosophischen Dogma vertheidigt; aber ich habe in den sechszehn Jahren, die ich in Paris zubringe, Niemanden, von dem ich versichert seyn konnte, daß er es mit der katholischen Religion, sowohl was den Glauben und die Uebungen, als auch was die Pflichten der Nächstenliebe und das christliche Leben angeht, völlig ernst nimmt, eine ähnliche Sprache führen hören. Ich sehe wohl die Einwendung von Andersgläubigen und Andersdenkenden voraus, daß man aus der Sprache nicht auf das Leben schließen dürfe, und so Mancher gehe zur Messe, zur Beichte,

zur Communion, der auch bei den Priesterinen der Venus einspreche, und so Manche genieße das heilige Brod jede Woche, bete täglich ein halb Dutzend Rosenkränze und versäume keinen heiligen Segen, die doch verborgenen Anbetern verbotenes Gehör zu leihen sich nicht enthielte. Dieser Styl kömmt nur was die Uebersetzung angeht, auf meine Rechnung, für den Ton sind die verantwortlich, deren Meinung ich hier anführe. In der Antwort aber auf dieselbe muß ich damit beginnen, daß ich nach den Elementen dieser Sündenstatistik ein wenig skeptische Nachfrage halte und da, wo es mit diesem Zusammentreffen von äußerlichem Gottes-Dienst und versteckter Unsitte seine Richtigkeit hat, erst mich erkundige, ob Scheinheiligkeit oder übermannte Schwäche im Spiele sei. Ist es das Erste, da nehme ich keine Katholiken an; der Protestant kann mehr oder weniger weit sich von seiner Moral entfernen, wenn er nur einige Hauptlehren, wie die von der Erlösung, in seinem Bewußtseyn aufrecht erhält, so bleibt er Protestant; aber wer katholisch getauft und erzogen ward, die Gebote Gottes oder der Kirche jedoch übertritt, scheidet unverzüglich aus der katholischen Seelengemeinschaft aus, und hört selbst auf ein Christ zu seyn bis zur Stunde der Buße.

Wenn ich nun über das Entstehen eines bösen Rufes meine persönlichen Erfahrungen, sowie die von glaubwürdigen und wohlunterrichteten, wenn auch lang nicht immer christlich denkenden noch christlich handelnden Gewährsmännern an mich gelangten Berichte zu Rathe ziehe, so kann ich zu erklären nicht umhin: daß den Katholiken des stärkeren Geschlechtes, welche die speciell religiösen Forderungen der Kirche genau befolgen und eine mäßige Beigabe nicht befohlener Andacht mit dem strikten Gehorsam zu verbinden pflegen, von den abgefeimtesten Sybariten ebensowenig als von denjenigen, die in ihrer Gottesfurcht, noch mehr aber in den hieraus abgeleiteten Richtersprüchen über des Nächsten Beten und welt-

liches Trachten einem mächtigen Aufwand von Strenge sich hingeben, geschlechtliche Verirrungen vorgeworfen werden. Ein Monsieur Tartuffe ist also, wie man draußen in Deutschland zu sagen liebt, ein überwundener Standpunkt, und Frau von Girardin, die ein Sittengemälde ihrer Zeit liefern wollte, war gezwungen eine Lady Tartuffe zu erfinden. Ist nun der Scheinheilige (le faux dévot) in Frankreich jetzt eine Mythe, so wird den eifrigen Kirchengängerinen mit um so mehr Bestimmtheit und Erbitterung, daß sie verpönter Lust im Stillen fröhnten, nachgesagt; es gibt da Fanatiker, die kaum einige Ausnahmen gelten lassen und alle frommen Damen, die noch nicht im Winter des Lebens stehen, auf Abwegen erblicken. Wenn man diesen Zeloten des Unglaubens die Schwierigkeit, wenn nicht die völlige Unthunlichkeit eines Nachweises dieser Behauptung entgegenhält, so fahren und lachen sie auf, thun verwundert oder verwundern sich wirklich, wie man so blödsinnig seyn könne und nicht einsehe, daß die Beichte, die jede Uebertretung vergebe, auch die eheliche Untreue der Frommen verzeihen und daher ermuthigen müsse. So weit geht bei mehr als Einem dieser Wahnsinn des Argwohns, daß er nicht erröthet, vor der Verbindung mit einem christlich erzogenen Mädchen, weil sonst Alles rückgängig würde und eine fette Aussteuer verloren ginge, das Versprechen zu leisten, er werde den gottesdienstlichen, von der Kirche vorgeschriebenen Andachtsübungen seiner Frau, wie Besuch der Messe, Gang zur Beichte und Genuß des göttlichen Brodes, kein Hinderniß in den Weg legen: ist aber die Ehe geschlossen, ist Alles vollzogen, so verbietet er der ihm nun unterworfenen Gefährtin jeden Verkehr mit dem Beichtstuhl und begeht so eine ehrlose Verletzung seines Wortes. Das findet man ganz in der Ordnung und preist die Protestanten glücklich, die, Dank der Unterdrückung des Sakraments der Buße, zu solchen Gewaltmaßregeln nicht gezwungen seien und in der Einfalt ihres Cultus, die auf die weibliche Erziehung so

nachhaltigen Einfluß habe, die hinreichende Bürgschaft für die Tugend ihrer Gattinen fänden. Man bedenkt aber gar nicht, wie die Sachen in England, das man in dieser Beziehung als Musterland heraushebt, sich verhalten. Dort ist das Geld der große Hebel des ganzen Lebens, die vorzüglichste Kraft, mit der die Bürger aufeinander drücken, und wenn auch im übrigen Europa, namentlich auch in Frankreich, das Geld immer mehr Platz greift und Herrschaft sich anmaßt, so gährt doch in den meisten Gemüthern noch eine starke Einsprache und Entrüstung gegen dieß wachsende Uebergewicht, deren man nicht so schleunig Herr zu werden hoffen darf. In England aber ist die Macht des Geldes als eine tief berechtigte Thatsache allgemein anerkannt und gleichsam wie eine Majestät verehrt. Mit Geld thut man die größten Schläge, und wo nichts Anderes mehr hilft, da muß das Geld herbei. Sehen wir nun die peinliche Gesetzgebung Englands die Eingriffe in die eheliche Ordnung mit oft übermäßigen Geldstrafen belegen und so gleichsam das Geständniß, daß nichts Anderes helfe: so scheint mir hieraus hervorzugehen, daß die Furcht vor dem Ehebruch in England nicht schwach ist, und ein ganz anderes Element sittlicher Statistik als in den willkürlichen Aussagen eines rachsüchtigen Unglaubens hier vorliegt.

Im Gegentheil, wenn ein langjähriger Beichtvater sich die heutzutage einigermaßen weltliche Aufgabe, die zur Zeit als die Memoiren-Literatur noch einen ernsten Gehalt und ernsten Zweck hatte, in züchtig verhüllender Form und mit Verschwiegenheit über die Namen, mehr als einmal von geistlichen Federn höchst anziehend und belehrend gelöst wurde — die Aufgabe sich stellen würde, die Geschichte seines Beichtstuhls in einer Reihe von Thatsachen, aus deren Erzählung alle Eigennamen verschwänden, für die Welt zu schreiben: man würde sehen, welch' unbeugsamen Feind die ungeregelte Leidenschaft im Beichtstuhl findet. Damit will ich durchaus nicht behaupten, daß die Beichte, selbst wenn der geschickteste, unermüd-

lichste und entschiedenste Vertreter der Religion sie leitet, in allen Fällen Siegerin bliebe. Es kommt zu oft nur vor, daß die hundert Zaubereien, die tausend Ueberredungen einer verdorbenen Gesellschaft die gute Wirkung der priesterlichen Warnungen, Bitten und Segensworte zu Nichte machen. Aber der Beichtiger verliert den Kampf, der fern von ihm gegen ihn feig geführt wird, nicht aus den Augen und alle Mittel, die das Gewissen billigt, werden angewendet, um den Rückfall zu verhindern. Oft auch gelingt die Sache; noch in jungen Jahren hat so manche Sünderin dem Abgott nicht bloß auf ewig Lebewohl gesagt, sondern ihn fürder wirklich gemieden und, wenn ich nicht von den glaubwürdigsten Zeugen auf das Unglaublichste beirrt wurde, so trifft es sich öfter als das Gegentheil. Es kann das auch nicht Wunder nehmen, wenn man sieht, wie das sündige Stelldichein durch die klugbereitete Zusammenkunft der armen weiblichen Seele mit dem emsigen Seelsorger aufgewogen wird, wie den Flammenversicherungen einer zärtlich verbrecherischen Botschaft ein Sendschreiben des geistlichen Wächters antwortet und der aufopfernde Priester weder strafende, selbst drohende, Zurechtweisung noch demüthiges Flehen spart. Die regulären Geistlichen zeichnen sich in diesem Wirken vor Allem aus, unter diesen wieder die Mönche vom Berge Carmel und die Jünger des heil. Dominikus, während die Jesuiten, welche die Anstrengungen und die Selbstverläugnung ebensowenig scheuen, mehr Ruf als Kanzelredner genießen.

Nebst der Beichte arbeiten diese heiligen Zünfte auch auf eine andere Weise an dem keuschen Glücke der Häuslichkeit und werden hierin auch von vielen Pfarrern, zumal Land-Pfarrern, die gleichfalls das Werkzeug der Beichte nicht verschmähen, unterstützt. Was in Frankreich, wie wohl auch anderswo, was zumal in den großen Städten und namentlich in Paris viele Ehen der höhern Stände im Voraus verdirbt, das sind die Rücksichten, die bei Schließung derselben vorwalten und

nicht von mitredenden Geistlichen, sondern von Eltern, Vormündern, Gevattern und anderen einflußreichen Hausgenossen getragen und gefördert werden. Die Ehe ist für diese, in ihren Bestandtheilen hier bezeichnete Weltrichtung kein heiliges Band, kein geweihtes Heilmittel, wie sie Bossuet hieß, gegen die nicht auszurottende Unenthaltsamkeit des Menschen, sondern ein Geschäft, wobei Vermögen, Geburt, Stellung, kurz alle zeitlichen Ehren und Vortheile höher in Anschlag kommen, als Neigung und Einklang der Gemüther. Wer sich einbildet, die französische Geistlichkeit pflege sich auf diese Seite zu stellen, der geht gewaltig irre. Freilich, wo die bloße Bethörung der Sinne und der Herzen, bei der die nothwendigen Mittel eines ehrbaren Daseyns, das Zusammenstimmen der geistigen und sittlichen Anlagen, mit Einem Worte alle die Bedingungen irdischer Zufriedenheit schlechterdings vergessen sind, gegen das Veto der Eltern und derjenigen, die ihnen beistehen, sich stämmt: da wird der zuständige oder befragte Priester so ziemlich jedes Mal dem Widerwillen, den eine solche Heirath in den Reihen der älteren hiebei betheiligten Personen erzeugen muß, mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität beitreten und so oft gewissem Unglück durch sein maßgebendes Votum zuvorkommen. Ist aber der Drang, der die jungen Leute ein Miteinanderseyn für das ganze Leben wünschen läßt, von Umständen begleitet, welche die Dauer ihrer gegenseitigen Sympathie versprechen, und ruhen die Einwendungen, die von den Gewalthabern des Hauses oder der Häuser von Braut und Bräutigam gegen den Abschluß des begehrten Bündnisses ausgehen, auf Ungleichheit des Rangs und Vermögens, auf Verletzungen der Eigenliebe, auf den Unterschieden der geselligen Atmosphären, in denen die beiden Liebenden bisher gelebt, auf weltlich eitlen Gründen, um mich bündig zu fassen: dann nehmen die eingreifenden Geistlichen gemeinhin Partei für die jungen Leute und ihre Abstimmung entscheidet zehnmal für einmal den Streit zu deren Gunsten.

Zuweilen ereignet es sich etwa, daß Eltern und Vorgesetzte überhaupt, die starrsinnige Ergebung ihrer Tochter für einen bevorzugten Freier zu beugen oder die unüberwindliche Abneigung gegen einen anderen, von ihnen ausgesuchten Bewerber zu bezwingen unvermögend, auf die Idee gerathen, das störrige Mädchen in einem Kloster unterzubringen und auf diese Weise sie vor jeder Gefahr, wenn sie einen Mann sich zum Gatten ausersah, zu schützen, oder, wenn sie den von den Eltern ihr dargebotenen Gemahl beharrlich ausschlägt, mit nachhaltiger Strafe zu belegen. Da murren nun die ungläubigen Weltkinder: seht einmal wie es zugeht, wenn sich die „Herrn im schwarzen Rocke" in die zartesten Angelegenheiten eines Hauses mengen, diese Arme wäre, wenn man ihr den Erkorenen gegönnt hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach glücklich geworden für das ganze Leben, da aber der, den sie wollte, ein Voltairianer ist und daher dem Hrn. Kanonikus oder Hrn. Vikar, den die Mutter um Rath fragt, nicht behagte, so wurde der Knoten unbarmherzig zerschnitten durch die Verbannung der treuen Braut in die Mauern der Entsagung, wo sie in einem Seyn und Thun, das ihr im tiefsten Inneren widerstrebt, bis an ihr, vielleicht spätes, Ende verkümmern muß! Diese Beschwerden sind allerdings bitter und machen oft viel böses Blut, aber sie sind eben so ungerecht als bitter. Wer auch nur die Anfangsgründe der klösterlichen Einrichtungen einigermaßen kennt, wer von dem Geist und Brauche, demgemäß die Weltpriester, die als Seelsorger wirken, bei solchen Gelegenheiten zu handeln pflegen, Etwas gesehen hat, der kann jene Klagen nicht anders denn als haltlos und als ersonnen erkennen, um ein Vorurtheil gegen die Kirche und ihre Diener zu bestätigen und zu nähren.

Wenn man die Prüfungen, denen die Neulinge in dem Schooße der religiösen Gemeinschaften sich unterwerfen müssen, ehe sie in den strenggeregelten Vereinen unwiederruflich aufgenommen werden, wenn man die harte Vorschule des harten

Standes bedenkt, wenn man die unschwer zu erringende Wissenschaft von den vielen Jüngern beiderlei Geschlechts, die während der Probejahre zurücktraten oder zurückgewiesen wurden, sich erworben hat, wie soll man da einen Augenblick die Vermuthung von Zwang durch Ueberraschung der unschuldigen Geschöpfe annehmen? Wer etwas tiefer als die gewöhnlichen Touristen in das französische Leben zu schauen im Stande war, der kennt die Vorsicht der älteren Geistlichen in Frankreich, sowie das Zutrauen, das die Mehrzahl der reifenden Mädchen zu diesen greisen, von der Kirche ihnen gütig geschenkten Rathgebern hegt, wird daher ohne Mühe sich vorstellen, welch einer Anzahl unwiederbringlicher Schritte und Beschlüsse das belehrende Verständniß dieser beiden Extreme der menschlichen Gesellschaft vorbeugt. Das Benehmen der französischen Geistlichkeit hat während der letzten Jahre in anderer Beziehung Momente gehabt, deren Rechtfertigung ich nicht ganz unbedingt übernehmen möchte, aber daß man ihr die Unordnungen, welche die Ehe stören, und die Verirrungen unberufener Seelen in die klösterliche Stille zur Last legt, das ist ein boshaftes Vorurtheil und sucht seinesgleichen unter all den gallichten Albernheiten, welche die fanatische Betriebsamkeit des Unglaubens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfunden hat.

XXXI.

Bauriß des Planes, den Papst Gregor VII. während seines Pontifikats befolgte.

Sage mir, was du willst, und ich will dir sagen, was du werth bist, lautet der bekannte Ausspruch eines bewährten Menschenkenners.

Ohne Frage würde ein bedeutender Schritt zu gründlicher Kenntniß des Mittelalters überhaupt und insbesondere zu richtiger Würdigung der Wirksamkeit Gregor's VII. geschehen, der vom 22. April 1073 bis zum 25. Mai 1085 Petri Stuhl einnahm, wenn es gelänge, treu und lebendig die Ideen zu entwickeln, durch die er geleitet wurde. Nachstehender Aufsatz ist ein Versuch, diesen Plan darzulegen.

Der sogenannte sächsische Annalist (der um 1150 schrieb) theilt eine Erzählung mit, welche zwar nur der Sagengeschichte angehört, aber offenbar den Eindruck schildert, den die Wirksamkeit des größten der Päpste nach dessen Tode, und folglich zu einer Zeit, da die aufgeregten Leidenschaften zu verstummen begannen und eine gerechte Würdigung sich Bahn brach, auf die Menschen hervorgebracht hat. „Ich will", sagt er*), „aus der Jugend Hiltibrands einen Zug erzählen, der mir

*) ad a. 1074. Pertz VI, 701 unt. flgde.

der Mittheilung an die Nachwelt würdig erscheint. Sein Vater war ein Zimmermann und wurde einstens, da Hiltibrand noch ein kleiner Knabe war, von einem Kleriker gedungen, irgend ein Gebäude aufzuführen. Während der Vater mit der Axt Balken bearbeitete, spielte der Sohn, der noch keine Schule besucht hatte, neben ihm. Das Spiel bestand darin, daß Hiltibrand die abgefallenen Spähne nach der Art von Buchstaben zusammenreihte. Der Bauherr, jener Kleriker, kam herbei, schaute dem Spiele des Knaben zu, und gewahrte zu seinem großen Erstaunen, daß die zusammengestellten Figuren die Worte bildeten: „ich werde dereinst herrschen vom Meere zum Meere." Euer Sohn, sprach der Kleriker zu dem Zimmermann, ist zu großen Dingen bestimmt, er wird dereinst Petri Stuhl besteigen und ein Papst seyn, wie keiner vor ihm. Seitdem schickte der Vater den Knaben in die Schule; nachdem dort seine Studien beendigt waren, kam Hiltibrand an den Hof des Kaisers Heinrich III., ward unter die Kapellane aufgenommen und als Schreiber in der Reichskanzlei verwendet. Hiltibrand hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe und eine unansehnliche Gestalt. Deßhalb faßte der Sohn des Kaisers und nachmalige König Heinrich IV. Widerwillen gegen ihn, trieb seinen Spott mit dem mißliebigen Kapellan und spielte ihm öfters Streiche, welche das Gelächter des Kaisers erregten; aber die Kaiserin Agnes nahm Partei für Hiltibrand, und tadelte ernstlich das Betragen des Sohnes" u. s. w.

So lautet die Erzählung des Annalisten; sie ist fabelhaft. Zur Zeit, da Heinrich IV. geboren ward und zum Knaben heranwuchs, befand sich Hiltibrand nicht am deutschen Hofe, sondern zu Rom als Güterverwalter des Stuhles Petri *), und wenn er auch während der Unmündigkeit Heinrichs IV. ein- oder zweimal nach Deutschland herauskam, dauerte sein Aufenthalt daselbst nur wenige Tage, so

---

*) Gfrörer K.-Gesch. IV, 493.

daß das Verhältniß zwischen beiden Heinrichen und dem Kapellan, welches der Chronist voraussetzt, unmöglich sich ausgebildet haben kann. Andererseits ist höchst wahrscheinlich, daß Hiltibrand nach Vollendung seiner Studien im Kloster zu Clugny den deutschen Hof besucht, und wohl auch als Kapellan in der Reichskanzlei gedient hat; aber wenn dieß der Fall war, geschah es lange vor der Geburt Heinrichs IV., spätestens während der ersten Jahre des III. Heinrich, ja vielleicht unter Conrad II. Auch daß Hiltibrands Vater ein römischer Zimmermann gewesen, halte ich für ein Märchen, das meines Erachtens der Familien-Geschichte des Welterlösers nachgebildet ward. Aechtes, lauteres Erz ist dagegen der Kern obiger Sage, nämlich der Glaube, welcher die ganze Welt durchdrang, daß die göttliche Vorsehung Hiltibrand von der Geburt an mit dem Herrscher-Siegel ausgestattet habe.

Seine Thaten, wie die schriftlichen Denkmale, welche er hinterließ, bürgen für diese Wahrheit. Vielleicht nie ward ein Mann geboren, der so hohe Ziele verfolgte, und — ohne Geld, ohne Heeresmacht so erstaunliche Erfolge errang. Ein Herrscher-Genius der seltensten Art ist Hiltibrand gewesen, aber nicht ein dämonischer, von Selbstsucht erfüllter, sondern ein christlicher, hohepriesterlicher. Die Predigt des Evangeliums begann mit den Worten: „das Himmelreich naht, oder ist angebrochen." Entweder enthält das Christenthum nichts als Täuschungen — ein verruchter Gedanke — oder es muß die Lehre von der Ausbreitung des Himmelreichs auf Erden als Mittelpunkt der vom Welterlöser gegründeten Anstalt betrachtet werden. In diesem Geiste haben die Väter der Kirche gelehrt und gehandelt, namentlich der heilige Augustinus, als er das Werk vom Staate Gottes schrieb. Die nämliche Ueberzeugung lag der Wirksamkeit Gregors VII. zu Grunde. Die Aufgabe, die er sich stellte, bestand darin, das Reich Gottes hier unten zu fördern, die Fesseln, welche seine Erscheinung hemmten, zu sprengen, mit andern Worten einen Zustand

der Dinge herbeizuführen, wo das Evangelium als Gesetzbuch der Nationen herrsche, wo die Forderungen, die es an Unterthanen und Obrigkeiten stellt, im Großen wie im Kleinen verwirklicht würden. Eine untrügliche Quelle gibt über diese Bestrebungen des Papstes Aufschluß — die Sammlung seiner Briefe.

Die germanisch-latinische Welt, in welcher Gregor VII. wirkte, war monarchisch. Mit wenigen Ausnahmen wurden die Staaten und Reiche von erblichen Fürstenhäusern beherrscht. Nur dann konnte die bessere Ordnung, welche der Papst zu gründen strebte, Boden gewinnen, wenn diese Machthaber das Gesetz des Evangeliums als bindend anerkannten. Ohne Frage hatten sie die Verpflichtung hiezu; bei weitem die meisten waren freiwillig, theils aus Ueberzeugung, theils um die Vortheile zu genießen, welche das von den Päpsten entworfene, und von ihnen mit Aufwand aller Kräfte vertheidigte, abendländische Staaten-System den Theilnehmern zusicherte, in die christliche Kirche eingetreten. Ohne Pflichten aber gibt es keine Rechte. Gleich seinen Vorgängern wurde Gregor VII. nicht müde, den christlichen Fürsten diese Obliegenheit einzuschärfen. Unter dem 15. Dec. 1078 schreibt*) er an den König Olaf von Norwegen: „Der Herr hat gesprochen (Math. VIII, 11): viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmelreich sitzen; Kinder des Reichs aber werden hinausgestoßen in die Finsterniß. Du, o König und dein Volk wohnen an den äußersten Grenzen der Erde, und Ihr seid von den Letzten, welche in das Reich aufgenommen wurden. Eilet, befleißiget Euch, daß jener Spruch an Euch in Erfüllung gehe, Euer Ziel sei Glaube, Liebe, Hoffnung; stets schwebe Euch der Gedanke vor, wie vergänglich die Herrlichkeit dieser Welt ist, und daß ihr Besitz furchtbare Verbindlich-

*) Jaffé regest. Pontif. Nro. 3829.

keiten auferlegt. Der Gebrauch, den Ihr von Eurer Herrschaft macht, bestehe darin, daß Ihr den Unterdrückten beistehet, daß Ihr Wittwen und Waisen schützet, daß Ihr unbestechlich richtet, und das Recht nicht nur wenn Euch kein Widerstand entgegentritt, sondern auch mit eigener Gefahr unerschütterlich behauptet. Wie Ihr auf dieser Bahn wandelt, werdet Ihr aus dem irdischen Reiche in das himmlische, aus dem trügerischen Glanze der Zeitlichkeit zur ewigen Freude gelangen."

Aber wie wenig entsprach die Wirklichkeit der Dinge diesen Idealen. Als Christ verabscheute Gregor VII. die Lüge, und die hohe Stellung, welche er einnahm, erlaubte ihm, die Wahrheit ungescheut herauszusagen. Er hat es mit einer Nacktheit und einer Kraft gethan, die in unserer Zeit, wo doch Preßfreiheit herrscht, Staunen erregt. Unter dem 24. April 1080 schreibt *) er an Wilhelm den Eroberer von England, welchen Gregor VII. höher als irgend einen andern Fürsten seiner Zeit schätzte: „Der Allmächtige hat dich aus dem Staube hervorgezogen, hat dich zu einem der größten Herrscher gemacht; für diese Wohlthat bist du Jesu Christo Dank schuldig. Nimmermehr möge dich hieran das Beispiel der schlechten Fürsten hindern, die Masse ist überall verdorben und nur Wenige zeichnen sich durch Tugend aus. Um so höheren Ruhm bringt es dem tapferen Soldaten, unerschüttert im Kampfe festzustehen, wenn alle Andern um ihn feige fliehen. Die Edelsteine, die am seltensten gefunden werden, sind die kostbarsten. Laß die Mächtigen der Erde, verblendet durch Uebermuth und böse Begierden, in's Verderben rennen, du aber suche deine Größe in der Demuth vor Gott, und strebe nach der Ehre, den Geboten des Evangeliums zu gehorchen, damit der Spruch erfüllet werde (Apocalyp. XXII, 11): wer böse ist, der sei immerhin böse, wer unrein ist, sei

*) Jaffé Nro. 3890.

immerhin unrein, aber wer fromm ist, sei immerhin fromm, und wer heilig ist, sei immerdar heilig."

Am stärksten spricht Papst Gregor VII. den nämlichen Gedanken in der Bannbulle *) gegen Heinrich IV., sowie in einzelnen Briefen aus, die er zur Rechtfertigung dieses Actes erließ. Unter dem 15. März 1081 schrieb er **) an den Bischof Herimann von Metz: „Von wem ging die Gewalt der Könige und der Herzoge aus? nicht wahr, von Menschen, welche Gott nicht kannten, welche von Raubsucht, Hochmuth, Treulosigkeit erfüllt, Mörder und Todschläger von Haus aus, fast allen denkbaren Lastern hingegeben, auf Antrieb ihres Hauptes, des Teufels, die Herrschaft über ihres Gleichen, die anderen Menschen, mit blinder Leidenschaft und unerträglicher Selbstüberhebung an sich rissen. Heute noch machen es die Abkömmlinge dieser Gewaltmenschen, wie ihre Ahnen. Indem sie die Priester des Herrn auffordern, sich vor ihnen zu beugen, ahmen sie dem Beispiele des Verführers nach, der zu dem Sohne Gottes, auf die Reiche der Welt hinweisend, sprach (Math. IV, 9): all' das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." — Die Meinung des Papstes ist, wie man sieht: im Anfang der Zeitlichkeit lebten die Menschen harmlos und ohne gewaltsame Herrschaft, das älteste Königthum entstand durch den Jäger Nimrod, der seine Mitbrüder, die ihm vorher gleichgestellt gewesen, unterdrückte, und bis auf den heutigen Tag bewähren sich die meisten Fürsten als ächte Söhne dieses ihres Ahns.

Letztere Behauptung schließt die andere in sich: obgleich die Kirche schon mehr als tausend Jahre steht und sich über einen großen Theil der Erde verbreitet hat, ist die Welt nicht merklich, wenigstens nicht um so viel, als man mit Recht erwarten durfte, besser geworden, denn die Fürsten und Könige haben, wenn auch dem Namen nach Christen,

*) Mansi XX, 377. **) Jaffé Nro. 3921.

nur die Vortheile, welche ihnen das Bekenntniß bot, ausgebeutet, aber in Ausübung der Herrschaft die alten, ruchlosen Grundsätze der heidnischen Zeiten beibehalten. Daß eine schwere Verirrung begangen worden sei, konnte nach diesen Vordersätzen unmöglich geläugnet werden. Wem fiel aber dieselbe zur Schuld? bloß den Fürsten, oder etwa auch den Vorstehern der Kirche, den Häuptern des Klerus? — Die christliche Lehre duldet nicht, den zweiten dieser möglichen Fälle anzunehmen; denn als eine von Gott eingesetzte Anstalt konnte die Kirche unmöglich vom heiligen Geiste verlassen werden, unmöglich in völliges Verderben versinken. Mag der Klerus sogut, als die Laienwelt, an den Schwächen der menschlichen Natur und den Folgen der Erbsünde leiden, undenkbar ist vom Standpunkte des Glaubens aus, daß der Gottmensch, Stifter der Kirche, den Beistand seiner Gnade den Nachfolgern der Apostel entziehe. Allein die Höflinge und Vertheidiger des Fürstenthums hatten bezüglich des fraglichen Punktes eine entgegengesetzte Theorie aufgestellt.

Als König Heinrich III. von Deutschland im Jahre 1046 nach Italien zog, um die Kaiserkrone zu holen und die letzten Ueberreste der Unabhängigkeit des Stuhles Petri zu vernichten, behauptete er, Gott habe ihm die Sorge für die Kirche übertragen, und weil dieselbe an schweren Mängeln leide, sei es seine heiligste Pflicht, eine durchgreifende Reinigung des Klerus in's Werk zu setzen. Die gleiche Sprache führten die geistlichen Vorkämpfer Heinrichs IV., Benzo von Alba, Herimann von Bamberg, Adalbert von Bremen, Waltram von Naumburg, und so viele Andere. Laut ihrer Behauptung rührten die unläugbaren Mißstände der christlichen Welt einzig davon her, weil weder der Klerus, noch die Könige der Christenheit dem deutschen Kaiser, welchem, als dem Nachfolger Julius Cäsars und Vespasians, der Gottmensch die Herrschaft der Erde übertragen habe, den schuldigen Gehorsam lei-

steten. Würde einmal der Klerus rückhaltlos der beklagenswerthen Verblendung, welche die eigentliche Ursache des eingerissenen Verderbens sei, entsagen, würde er die Kaiser durch pflichtmäßige Unterstützung in Stand setzen, den Trotz der Widerspenstigen und Empörer zu brechen, dann müßte unfehlbar das goldene Zeitalter anbrechen, das Christus den Seinigen verheißen habe. Die Geschichte zeuge unwiderleglich für diese Wahrheit. Ohne Frage habe sich die Welt unter den Kaisern, welche die größte Macht besaßen, unter Constantin dem Großen, unter Theodosius dem Großen, unter Karl dem Großen, unter Ludwig dem Frommen am besten befunden.

Verdeckt, obwohl deutlich genug, nimmt Gregor VII. auf solche und ähnliche Einwürfe Rücksicht. In dem oben erwähnten, an den Metzer Bischof gerichteten Schreiben fährt *) er weiter unten also fort: „Vom Anfang der Zeitlichkeit bis auf den heutigen Tag, findet man in den heiligen Schriften nirgends Kaiser oder Könige genannt, deren Wandel also durch Heiligkeit oder Zeichen der Kraft verherrlicht gewesen wäre, wie das Leben so vieler Knechte Gottes und Verächter der Welt. Um von den Aposteln und Martyrern zu schweigen, welcher Kaiser oder König hat Wunder verrichtet, wie der selige Martin von Tours, wie Antonius der Einsiedler, wie Benedikt von Nursia? Welcher König oder Kaiser hat Todte auferweckt, Aussätzige geheilt, Blinden das Gesicht wieder gegeben? Es ist wahr, die heilige Kirche ehrt die Kaiser Constantin, guten Gedächtnisses, Theodosius, Honorius, Karl den Franken und dessen Sohn Ludwig als gerechte Herrscher, als eifrige Verbreiter des christlichen Glaubens, als Vertheidiger der Kirchen, aber nirgends ist aufgezeichnet, daß sie durch Wunder verherrlicht worden seien. Dann frage ich weiter, wie viele Kaiser oder Könige sind es, auf deren Namen die

*) Mansi XX, 335 flgde.

Kirche Basiliken oder Altäre zu weihen, oder zu deren Ehre ebendieselbe Meßopfer darzubringen verordnet hätte! Wahrlich, die Könige und andere Fürsten mögen zittern, daß sie nicht, je höher sie in diesem Leben emporzusteigen sich abmühen, um so tiefer nach dem Tode zur Hölle hinabfahren."

Nach einigen andern Sätzen bricht der Hauptgedanke hervor: „Noch einmal wiederhole ich: während seit Beginn der Welt unzählige Könige in den verschiedenen Reichen der Erde geherrscht haben, gibt es unter dieser großen Masse nur sehr wenige, welche den Namen „Heilige" verdienen, dagegen finden sich in der Bischofsreihe einer einzigen Stadt, nämlich der römischen, von den Zeiten des heiligen Apostelfürsten Petrus an bis auf den heutigen Tag hundert Heilige. Woher anders dieser erstaunliche Unterschied, als daher, weil die Könige und Fürsten der Erde, nach eitlem Ruhm strebend, ihren Vortheil über die Ehre Gottes stellten, während jene Bischöfe, vom Geiste Christi erfüllt, das Fleischliche dem Geistlichen unterordneten." Die römische Ueberlieferung zählt von Petrus dem Apostelfürsten an bis herab auf Alexander II., den Vorgänger Gregors VII., in runder Summe anderthalbhundert Päpste. Zwei Drittheile derselben sind demnach, laut der Behauptung Gregors, Heilige gewesen, während in der unermeßlichen Reihe weltlicher Fürsten, die seit Anfang der Geschichte des menschlichen Geschlechts Gewalt besaßen, auf Tausende kaum Ein Gerechter kommt.

Irrig wäre es, wollte man voraussetzen, Papst Gregor VII. habe die Lehre, daß im Reiche Gottes auf Erden die entscheidende Stimme, nicht den weltlichen Gewalthabern, sondern der Kirche und folglich den Bischöfen zustehe, aus der Geschichte erhärten wollen. Gleich seinen Vorgängern — und man kann sagen, gleich sämmtlichen Vätern — gründete er diesen hochwichtigen Satz auf die obersten Quellen des Glaubens, die Aussprüche und Befehle Christi, namentlich auf jene Stellen der Evangelien, wo der Erlöser sagt: wer meine

Apostel aufnimmt, nimmt mich auf, und hinwiederum, wo Er Petrus, den Stifter des römischen Stuhles, vor allen andern Jüngern bevorzugt. Erörterungen, wie die oben angeführten, braucht Gregor VII. nur gelegentlich als Nebenbeweise, um gewisse geschichtliche Einwürfe, welche die Gegner zu erheben pflegten, mit deren eigenen Waffen zu widerlegen.

Gregor VII. sogut, als die unendliche Mehrzahl der mittelalterlichen Christen hielt den Satz, daß die Leitung des göttlichen Reiches auf Erden den Häuptern des Klerus gebühre, für eine unumstößliche Glaubenswahrheit. Aus ihr zog er aber weiter den Schluß, daß die von allen Parteien zugestandene Kluft zwischen dem, was seyn sollte, und was wirklich war, oder die Verderbniß der christlichen Welt daher rühre, weil die Mächtigen der Erde dem Statthalter Petri, als dem von Christus eingesetzten Regenten der Kirche und des göttlichen Reichs, den schuldigen Gehorsam verweigern. Soll die Menschheit Fortschritte machen, so muß vor Allem Petri Stuhl in die ihm von Gott verliehenen Rechte eingesetzt werden.

Gregor forderte von den christlichen Fürsten Gehorsam gegen die apostolische Gewalt, und erklärte, in Uebereinstimmung mit seinen Vorfahren, daß jeder König, der diese Pflicht nicht anerkenne, durch solche Weigerung die Krone verwirkt habe. Unter dem 31. Mai 1077 schrieb*) er an die zwei nach Deutschland hinausgeschickten Legaten, welche beide Bernhard hießen: „Ihr sollet stets vor Augen haben, daß jeder, welcher die Gebote des apostolischen Stuhles verschmäht, in die Sünde des Götzendienstes verfällt, und daß Könige, welche sich wider die Befehle des Nachfolgers Petri auflehnen, gemäß dem Ausspruche unsers Vorgängers, des heiligen Papstes und Kirchenlehrers Gregorius des Ersten, ihrer

*) Jaffé Nro. 3778.

Würde verlustig gehen." Gregor VII. faßte weiter diese Forderung in eine bestimmte, den alltäglichen Verhältnissen der mittelalterlichen Welt anbequemte Form, verlangte, daß die christlichen Fürsten sich als Vasallen Jesu Christi, des Gründers der Kirche, des wahren Königs der sichtbaren und unsichtbaren Welt bekennen, und demgemäß dem römischen Stuhle, auf welchem der irdische Statthalter Jesu Christi sitze, den Lehenseid leisten. In den Verhandlungen mit den verschiedensten Gewalthabern europäischer Christenheit drang der Papst vor Allem auf Anerkennung dieses Verhältnisses.

Unläugbar ist es: die eben erörterte Forderung des Papstes wurde nicht bloß durch die allgemein anerkannte christliche Theorie, sondern auch durch historische Thatsachen gerechtfertigt. Die Verbreitung der christlichen Kirche ging durch zwei Hauptmittel, durch Gewalt und durch Ueberzeugung vor sich. Mit Waffen oder Strafgesetzen haben einige der altrömischen Kaiser nach Constantin Widerstrebenden das rechtgläubige Bekenntniß aufgedrungen; ebenso nöthigte Karl der Große, nöthigten die Ottonen mit dem Schwert in der Hand Sachsen, Slaven, Ungarn zur Unterwerfung unter die Kirche. Die Bischöfe des alten Römerreichs dagegen, sowie die Päpste schlugen einen andern Weg ein; sie sandten Glaubensboten aus, und gewannen die Nationen durch die Predigt und die Kraft der Wahrheit. Aber auch die mit Zwangsmitteln Herbeigetriebenen suchten und fanden nachher bei den Päpsten Schutz gegen ihre gewaltsamen Bekehrer, und am Ende sind alle — wenn auch nicht in die byzantinische oder fränkische, so doch in die apostolisch-katholische Kirche *freiwillig* eingetreten. Bei diesem Eintritt nun übernahmen Fürsten und Völker bestimmte Verpflichtungen nicht nur gegen Christus den Herrn, sondern auch gegen eine lebendige, sichtbar auf Erden anwesende Gewalt, welche als Stellvertreterin Christi verehrt ward. Erst seit der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts ist der Gebrauch aufgekommen, daß Chri-

sten sich auf ein der bloßen Gedankenwelt angehöriges Bekenntniß, das nach verschiedenen Seiten gedeutet werden konnte, oder auf ein Stück Pergament verpflichteten, das keine Macht besaß, sich selbst zu vertheidigen. Im Mittelalter war es anders, jede Idee nahm Fleisch an, verkörperte sich zu einer festen Gestalt. Wer Christ wurde, hatte dem Erlöser und seinem Statthalter, dem Apostelfürsten Petrus, sowie dessen Nachfolgern, den Päpsten, Treue zu geloben. Der Uebertritt schloß deßhalb etwas in sich, was ziemlich genau der gewöhnlichen Form mittelalterlicher Abhängigkeit — der Vasallenpflicht entsprach. Diese Verpflichtungen aber wurden in dem Maße, wie die auf altem römischen Boden gegründeten germanischen Reiche, sowie die später entstandenen slavischen Staaten sich befestigten, genauer bestimmt.

Fast zwei Jahrhunderte sind die Westgothen Arianer geblieben, bis König Rekared auf der Synode von Toledo im Jahre 589 das rechtgläubige Bekenntniß unterschrieb. Er that solches, wie wir wissen, hauptsächlich deßhalb, weil er fühlte, daß nur auf diesem Wege die Eroberer und die Eroberten, Westgothen und Romanen Spaniens, zu einer Nation verschmelzen würden; denn bisher hatte der Glaube eine starke Scheidewand zwischen beiden gebildet, indem, während die gothischen Herren dem arianischen Lehrbegriffe folgten, die beherrschten Romanen der römisch-katholischen Kirche anhingen. Um das Reich festzukitten, bedurfte, wie man sieht, Rekared der päpstlichen Hilfe, die ihm nicht ohne Gegenbedingungen gewährt ward. Obwohl gleichzeitige Zeugnisse fehlen, ist nichts desto weniger gewiß, daß die Statthalter Petri damals Treue von ihm gefordert haben. Dafür, daß sie geleistet worden sei, bürgen spätere Ereignisse. Als König Witiza sich gegen die Kirche seines Landes in den verderblichen Kampf stürzte, welcher die Auflösung des westgothischen Staats herbeigeführt hat, begann er damit, daß er den rechtgläubigen Klerikern bei Todesstrafe jeden Verkehr mit dem Papst

untersagte*). Warum anders erließ er dieses Verbot, als weil er voraussetzte, der Klerus werde sich um Hilfe nach Rom wenden und sie erhalten? Thatsächlich gestand er folglich ein, daß Spanien in einem Verhältnisse der Abhängigkeit zum römischen Stuhle stehe.

Die Angelsachsen Britaniens sind von Rom aus zu den Zeiten Gregors I. bekehrt worden. Abt Augustin und seine Nachfolger haben in Folge dieses Ereignisses ein so enges Band zwischen der englischen Kirche und Petri Stuhl geknüpft, daß die Könige der Insel die Entrichtung eines jährlichen Erbzinses — den sogenannten Peterspfenning übernahmen**). Dieser Peterspfenning ist seitdem von den Päpsten als eine Lehensabgabe gefordert, und auch von den brittischen Herrschern als solche geleistet worden. Aus Britanien empfing Deutschland seinen Apostel, den heiligen Bonifacius, der nicht nur unsere Kirche aufgerichtet, sondern auch den Grund zum Reiche germanischer Nation gelegt hat. Weltbekannt ist, daß unser Apostel, ehe er das Apostolat in Germanien antrat, sich zum Gehorsam gegen Rom verpflichtete***), auch haben unsere Bischöfe diese nämliche Verpflichtung stets als für sie bindend anerkannt. Nicht nur die deutsche Kirche, auch das deutsche Reich ist auf den Felsen Petri gegründet worden.

Die glänzendste Dynastie des Mittelalters war die karolingische. Zwei Häupter derselben, Pippin der Jüngere und Karl, verdankten der römischen Kirche außerordentliche Gefälligkeiten. Pippin, sofern ihn erst der heilige Bonifacius als Stellvertreter des Papstes 752, und dann zwei Jahre später (754) Papst Stephan II. in eigener Person zum Könige krönte, Karl, indem ihm Papst Leo III. 800 die Kaiser-Krone auf's Haupt setzte. Durch die erste Krönung wurden

*) Gförer Kirch.-Gesch. III, 407. **) Das. S. 447. ***) Das. III, 489.

die Karolinger, mit Ausschluß der Merowinger, rechtmäßige Könige der Franken, durch die zweite erlangte Pippins Sohn eine Würde, die bis dahin noch kein Germane besessen hatte. Daß an beide Acte Bedingungen geknüpft worden sind, ist gewiß, obgleich wir ihren Umfang nur theilweise kennen. Die Päpste erhielten ihre Zusicherung, daß alle Güter, welche vor der longobardischen Eroberung Italiens dem Stuhle Petri zugehört hatten, an denselben zurückgegeben werden sollten. Noch größere Zugeständnisse muß Karl in Folge der geheimen Verhandlungen, die der Kaiserkrönung vorangingen, dem dritten Leo eingeräumt haben *). Allein diese Vorgänge sind von beiden Seiten in tiefes Dunkel gehüllt worden. Doch lüftet Papst Gregorius VII. den Schleier ein wenig, indem er 1081 an zwei nach Frankreich abgesandte Legaten schreibt **): „In einer Handschrift Karls des Großen, die im Archive zu Rom aufbewahrt wird, steht zu lesen, daß besagter Kaiser alljährlich 1200 Pfund Silber für den Dienst des apostolischen Stuhles an drei Orten seines Reiches einsammelte, nämlich zu Aachen, zu Puy Notre-Dame (in Anjou) und zu Saint Gilles (in Languedoc). Auch brachte derselbe Kaiser dem heiligen Petrus, nachdem er Sachsen mit dessen Hilfe erobert hatte, diese Provinz zum Weihgeschenke dar, indem er solcher Gestalt ein Denkmal zugleich seiner Andacht und der F r e i h e i t aufrichtete, über welches die Sachsen heute noch schriftliche Urkunden besitzen, deren Sinn die Verständigen unter ihnen wohl kennen" ***). Der Papst

---

*) Das. III, 673 flgd. **) Jaffé Nro. 3923.

***) Der Wichtigkeit wegen setzen wir die Worte im Urtexte (Mansi XX, 338) bei: Carolus imperator (sicut legitur in tomo ejus, qui in archivo ecclesiae beati Petri habetur), in tribus locis annuatim colligebat mille et ducentas libras ad servitium apostolicae sedis, id est, Aquisgrani, apud Podium sanctae Mariae, et apud sanctum Aegidium. Ueber den erstgenannten Ort kann kein Zweifel seyn, Podium sanctae Mariae ist Puy Notre-

spricht, wie man sieht, geheimnißvoll, denn die Punkte, die er im letzten Satze berührt, hingen mit den Ursachen der sächsischen Empörung zusammen. Als langjähriger Güter-Verwalter des römischen Stuhls hatte Hiltibrand Anlaß, die verborgensten Urkunden des römischen Archivs zu durchforschen, und benützte die Gelegenheit sorgfältig. Wer wird ihn einer Lüge zeihen! Sagt er aber die Wahrheit, so folgt, daß Karl der Große vor der Kaiserkrönung sich verpflichtet hat, eine Abgabe gleich dem englischen Peterspfenning, also einen Lehenzins zu entrichten.

Endlich steht fest, daß die Gründer der zwei unter Otto III. im Osten Deutschlands errichteten Königreiche, Boleslaw Chrobry von Polen und Stefan I. von Ungarn, für sich und ihre Nachfolger ein förmliches Lehens-Verhältniß gegen Petri Stuhl beschworen haben *).

Aus Gründen anderer Art erhoben die Päpste Ansprüche auf den Gehorsam einiger südlichen Provinzen. Vor der longobardischen Eroberung und noch zu den Zeiten des ersten Gregorius hatte die römische Kirche große Güter auf den Inseln Corsika und Sardinien inne gehabt **). Diese Besitzungen gingen später verloren, aber die Statthalter Petri verzichteten nicht auf ihr Recht, um so weniger, da sich nicht nur die Karolinger, sondern auch die sächsischen Kaiser wiederholt verbindlich gemacht hatten ***), den ehemaligen Besitzstand der römischen Kirche herzustellen. Als daher Gelegenheit zu Erneuerung der alten Rechte sich bot, stellte es Gregor VII. den Einwohnern der Insel Corsika und Sardi-

---

Dame in Anjou, unsern Saumur, die Abtei des heiligen Aegidius wurde im Mittelalter gewöhnlich Aegidiopolis genannt, und heißt jetzt Saint Gilles, ein kleiner verlassener Ort unweit der Rhone bei Beaucaire.

*) Den Beweis bei Gfrörer Kirch.-Gesch. III, 1526 flgd. 1532 flgd.

) Das. II, 1092 rc. *) Pertz leg. II, b. S. 7. 8. 9. 164. 175.

nien als eine Pflicht vor, daß sie zum Gehorsam gegen den Stuhl Petri als den rechtmäßigen Lehensherrn beider Inseln zurückkehren sollten.

Man sieht, die oben erwähnten Ansprüche des Papstes ermangelten keineswegs einer stichhaltigen Basis. Aber legte er nicht zu viel Gewicht auf diese Lehensformen!! Lange vor Gregor VII. hatten christliche Könige dem Stuhle Petri Vasallentreue gelobt, ohne daß die Kirche wesentlichen Nutzen daraus zog. Gleich unzähligen Schwüren, welche weltliche Senioren empfingen, waren auch die dem Statthalter Petri geleisteten in leere Lüfte verhallt. Man könnte daher versucht seyn, zu behaupten, der Papst habe für Ausführung seiner großen Plane ein Mittel in Anwendung gebracht, das keinen, oder nur wenig Erfolg verhieß. Allein dieser Einwurf wäre irrig. Seit die große vom Kloster zu Clugny ausgegangene Bewegung einen Umschwung der Begriffe über das Verhältniß zwischen den Kronen und den geistlichen Stiften herbeigeführt hatte, standen die Dinge anders als früher. In jedem christlichen Reiche gab es Bisthümer und Abteien, deren Vorsteher nicht nur durch kirchliche Mittel, sondern auch durch ausgedehnten Grundbesitz sehr bedeutenden Einfluß übten. Wenn sie zusammenhielten und gemeinschaftlich mit dem Papste dahin wirkten, daß die Verwaltung der Staaten in eine den christlichen Idealen entsprechende Bahn hineingeleitet werde, mußten die Könige sich vor ihrem Willen beugen, und die meisten jener Gewaltthätigkeiten, über welche Gregor VII. in den oben mitgetheilten Briefen klagt, hörten von selbst auf, weil dann den Söhnen Nimrods die Gewalt, Böses zu thun, entschlüpfte.

Die Gefahr, welche fürstlicher Eigenmächtigkeit von dieser Seite her drohte, war bisher dadurch abgewendet worden, daß die Könige Stühle und Abteien an blinde Anhänger, an solche Menschen vergabten, die ihrer Natur nach keine Lust verspürten, um christlicher Ideale willen baaren

Gewinn aufzuopfern, und dieses Verfahren hatte sich durch einen Mißbrauch, der durch die halbe Welt herrschte, durch die Simonie oder den geistlichen Diensthandel in ein festes, fast unzerreißliches System verwandelt. Die Fürsten verkauften Bisthümer und Abteien, weil ihnen dieser Handel große Summen eintrug, und hinwiederum hob die Simonie Kleriker in die Höhe, welche nur daran dachten, Geld zu schneiden, das Leben zu genießen, und welche in idealen Bestrebungen nichts als Unsinn sahen. Nicht mit Miethlingen, sondern nur mit guten, rechtschaffenen, gewissenhaften Priestern konnten die Päpste jene Plane einer allgemeinen Verbesserung der politischen und kirchlichen Zustände des christlichen Abendlandes in's Werk setzen. Dagegen mußte das — man erlaube mir den Ausdruck — Nimrod'sche Königthum, theils um die ererbte, herkömmliche Macht zu behaupten, theils um dem von Rom her befürchteten Angriffe die Spitze zu bieten, unerschütterlich auf der Simonie bestehen. Die Fortdauer dieses Mißbrauchs war für die Söhne Nimrod's ebensosehr unentbehrliche Lebensbedingung, als sittlicher Adel des Bisthums für Päpste, wie Gregor VII. Nun hatten aber die Fürsten den Besitzstand für sich, sie verfügten über die Staatsgewalt, welche — wie das Sprüchwort sagt — in dieser eisernen Welt mehr gilt als Recht. Demnach scheint es, als ob Gregor VII. etwas Unmögliches erstrebte. Nein, es schien bloß so, es war nicht so!

Seit einem halben Jahrhundert ging durch die Welt der Geister eine mehr und mehr anschwellende Bewegung, welche es für eine Sünde gegen den heiligen Geist erklärte, wenn die Könige fortfahren würden, geistliche Stellen zu verkaufen, eine Bewegung sage ich, welche mit steigender Heftigkeit forderte, daß erledigte Bisthümer, Abteien, Pfründen überhaupt stets an die Würdigsten vergeben werden müßten. Und der Sieg dieses Grundsatzes war zur Zeit, da Hiltibrand den Stuhl Petri bestieg, durch die Kraft der öffentli-

chen Meinung, einer im Mittelalter ebenso starken Macht als heute, so gut wie entschieden. Hatte nicht König Heinrichs IV. Vater, der gewaltige Kaiser, ruhig geschehen lassen müssen, daß die am meisten geachteten Bischöfe des Reichs, Halinardus von Lyon und jener unvergleichliche Wazo von Lüttich, die Ablegung des Lehenseides verweigerten und fast offen die Befugniß, Stühle zu besetzen, für ein päpstliches Vorrecht erklärten*); hatte nicht derselbe Herrscher nothgedrungen um 1055 das Gesetz erlassen, das für die Zukunft Kleriker von der Nothwendigkeit, den Lehenseid zu schwören, entband**)? Und weiter, war nicht König Heinrich IV. selbst, so oft er eine von Rom angefochtene, simonistische Ernennung durchsetzen wollte, fast regelmäßig im Kampfe gegen Petri Stuhl erlegen? Nach solchen Vorgängen gehörte nur noch ein kleiner Schritt dazu, um den Rechtssatz aufzustellen: die Besetzung erledigter hoher Pfründen gebührt nicht dem König, sondern sie muß durch freie Wahl der Capitel unter Mitwirkung und oberster Bestätigung des Statthalters Petri erfolgen. Die Nothwendigkeit der Dinge drängte darauf hin, diesen Schritt zu thun. Was halfen die ewigen Klagen über Simonie? Solange man den Söhnen Nimrod's die geistliche Belehnung ließ, war vorauszusehen, daß sie nicht aufhören würden, Simonie zu üben. Denn, wie ich oben sagte, von der Fortdauer des Mißbrauchs hing der fernere Bestand ihrer Gewalt ab. Hiltibrand hat jenen Schritt gethan; im nämlichen Augenblicke schon, da er Petri Stuhl bestieg, schwebte die Forderung auf seinen Lippen, welche den Investitur-Streit hervorgerufen hat.

Jener Rechtssatz aber, einmal siegreich durchgefochten, veränderte den ganzen Stand der bisherigen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, führte die von Gregor aufge-

*) Gfrörer Kirch.-Gesch. IV, 399 flg. 409 flg. 452 flg. **) Das. S. 608.

untersagte *). Warum anders erließ er dieses Verbot, als weil er voraussetzte, der Klerus werde sich um Hilfe nach Rom wenden und sie erhalten? Thatsächlich gestand er folglich ein, daß Spanien in einem Verhältnisse der Abhängigkeit zum römischen Stuhle stehe.

Die Angelsachsen Britaniens sind von Rom aus zu den Zeiten Gregors I. bekehrt worden. Abt Augustin und seine Nachfolger haben in Folge dieses Ereignisses ein so enges Band zwischen der englischen Kirche und Petri Stuhl geknüpft, daß die Könige der Insel die Entrichtung eines jährlichen Erbzinses — den sogenannten Peterspfenning übernahmen **). Dieser Peterspfenning ist seitdem von den Päpsten als eine Lehensabgabe gefordert, und auch von den brittischen Herrschern als solche geleistet worden. Aus Britanien empfing Deutschland seinen Apostel, den heiligen Bonifacius, der nicht nur unsere Kirche aufgerichtet, sondern auch den Grund zum Reiche germanischer Nation gelegt hat. Weltbekannt ist, daß unser Apostel, ehe er das Apostolat in Germanien antrat, sich zum Gehorsam gegen Rom verpflichtete ***), auch haben unsere Bischöfe diese nämliche Verpflichtung stets als für sie bindend anerkannt. Nicht nur die deutsche Kirche, auch das deutsche Reich ist auf den Felsen Petri gegründet worden.

Die glänzendste Dynastie des Mittelalters war die karolingische. Zwei Häupter derselben, Pippin der Jüngere und Karl, verdankten der römischen Kirche außerordentliche Gefälligkeiten. Pippin, sofern ihn erst der heilige Bonifacius als Stellvertreter des Papstes 752, und dann zwei Jahre später (754) Papst Stephan II. in eigener Person zum Könige krönte, Karl, indem ihm Papst Leo III. 800 die Kaiser-Krone auf's Haupt setzte. Durch die erste Krönung wurden

---

*) Gförer Kirch.-Gesch. III, 407. **) Das. S. 447. ***) Das. III, 489.

die Karolinger, mit Ausschluß der Merowinger, rechtmäßige Könige der Franken, durch die zweite erlangte Pippins Sohn eine Würde, die bis dahin noch kein Germane besessen hatte. Daß an beide Acte Bedingungen geknüpft worden sind, ist gewiß, obgleich wir ihren Umfang nur theilweise kennen. Die Päpste erhielten ihre Zusicherung, daß alle Güter, welche vor der longobardischen Eroberung Italiens dem Stuhle Petri zugehört hatten, an denselben zurückgegeben werden sollten. Noch größere Zugeständnisse muß Karl in Folge der geheimen Verhandlungen, die der Kaiserkrönung vorangingen, dem dritten Leo eingeräumt haben *). Allein diese Vorgänge sind von beiden Seiten in tiefes Dunkel gehüllt worden. Doch lüftet Papst Gregorius VII. den Schleier ein wenig, indem er 1081 an zwei nach Frankreich abgesandte Legaten schreibt**): „In einer Handschrift Karls des Großen, die im Archive zu Rom aufbewahrt wird, steht zu lesen, daß besagter Kaiser alljährlich 1200 Pfund Silber für den Dienst des apostolischen Stuhles an drei Orten seines Reiches einsammelte, nämlich zu Aachen, zu Puy Notre-Dame (in Anjou) und zu Saint Gilles (in Languedoc). Auch brachte derselbe Kaiser dem heiligen Petrus, nachdem er Sachsen mit dessen Hilfe erobert hatte, diese Provinz zum Weihgeschenke dar, indem er solcher Gestalt ein Denkmal zugleich seiner Andacht und der Freiheit aufrichtete, über welches die Sachsen heute noch schriftliche Urkunden besitzen, deren Sinn die Verständigen unter ihnen wohl kennen" ***). Der Papst

---

*) Das. III, 673 flgd. **) Jaffé Nro. 3923.

***) Der Wichtigkeit wegen setzen wir die Worte im Urtexte (Mansi XX, 338) bei: Carolus imperator (sicut legitur in tomo ejus, qui in archivo ecclesiae beati Petri habetur), in tribus locis annuatim colligebat mille et ducentas libras ad servitium apostolicae sedis, id est, Aquisgrani, apud Podium sanctae Mariae, et apud sanctum Aegidium. Ueber den erstgenannten Ort kann kein Zweifel seyn, Podium sanctae Mariae ist Puy Notre-

spricht, wie man sieht, geheimnißvoll, denn die Punkte, die er im letzten Satze berührt, hingen mit den Ursachen der sächsischen Empörung zusammen. Als langjähriger Güter-Verwalter des römischen Stuhls hatte Hiltibrand Anlaß, die verborgensten Urkunden des römischen Archivs zu durchforschen, und benützte die Gelegenheit sorgfältig. Wer wird ihn einer Lüge zeihen! Sagt er aber die Wahrheit, so folgt, daß Karl der Große vor der Kaiserkrönung sich verpflichtet hat, eine Abgabe gleich dem englischen Peterspfenning, also einen Lehenzins zu entrichten.

Endlich steht fest, daß die Gründer der zwei unter Otto III. im Osten Deutschlands errichteten Königreiche, Boleslaw Chrobry von Polen und Stefan I. von Ungarn, für sich und ihre Nachfolger ein förmliches Lehens-Verhältniß gegen Petri Stuhl beschworen haben *).

Aus Gründen anderer Art erhoben die Päpste Ansprüche auf den Gehorsam einiger südlichen Provinzen. Vor der longobardischen Eroberung und noch zu den Zeiten des ersten Gregorius hatte die römische Kirche große Güter auf den Inseln Corsika und Sardinien inne gehabt **). Diese Besitzungen gingen später verloren, aber die Statthalter Petri verzichteten nicht auf ihr Recht, um so weniger, da sich nicht nur die Karolinger, sondern auch die sächsischen Kaiser wiederholt verbindlich gemacht hatten ***), den ehemaligen Besitzstand der römischen Kirche herzustellen. Als daher Gelegenheit zu Erneuerung der alten Rechte sich bot, stellte es Gregor VII. den Einwohnern der Insel Corsika und Sardi-

---

Dame in Anjou, unsern Saumur, die Abtei des heiligen Aegidius wurde im Mittelalter gewöhnlich Aegidiopolis genannt, und heißt jetzt Saint Gilles, ein kleiner verlassener Ort unweit der Rhone bei Beaucaire.

*) Den Beweis bei Gfrörer Kirch.-Gesch. III, 1526 flgd. 1532 flgd.
) Das. II, 1092 rc. *) Pertz leg. II, b. S. 7. 8. 9. 164. 175.

nien als eine Pflicht vor, daß sie zum Gehorsam gegen den Stuhl Petri als den rechtmäßigen Lehensherrn beider Inseln zurückkehren sollten.

Man sieht, die oben erwähnten Ansprüche des Papstes ermangelten keineswegs einer stichhaltigen Basis. Aber legte er nicht zu viel Gewicht auf diese Lehensformen!! Lange vor Gregor VII. hatten christliche Könige dem Stuhle Petri Vasallentreue gelobt, ohne daß die Kirche wesentlichen Nutzen daraus zog. Gleich unzähligen Schwüren, welche weltliche Senioren empfingen, waren auch die dem Statthalter Petri geleisteten in leere Lüfte verhallt. Man könnte daher versucht seyn, zu behaupten, der Papst habe für Ausführung seiner großen Plane ein Mittel in Anwendung gebracht, das keinen, oder nur wenig Erfolg verhieß. Allein dieser Einwurf wäre irrig. Seit die große vom Kloster zu Clugny ausgegangene Bewegung einen Umschwung der Begriffe über das Verhältniß zwischen den Kronen und den geistlichen Stiften herbeigeführt hatte, standen die Dinge anders als früher. In jedem christlichen Reiche gab es Bisthümer und Abteien, deren Vorsteher nicht nur durch kirchliche Mittel, sondern auch durch ausgedehnten Grundbesitz sehr bedeutenden Einfluß übten. Wenn sie zusammenhielten und gemeinschaftlich mit dem Papste dahin wirkten, daß die Verwaltung der Staaten in eine den christlichen Idealen entsprechende Bahn hineingeleitet werde, mußten die Könige sich vor ihrem Willen beugen, und die meisten jener Gewaltthätigkeiten, über welche Gregor VII. in den oben mitgetheilten Briefen klagt, hörten von selbst auf, weil dann den Söhnen Nimrods die Gewalt, Böses zu thun, entschlüpfte.

Die Gefahr, welche fürstlicher Eigenmächtigkeit von dieser Seite her drohte, war bisher dadurch abgewendet worden, daß die Könige Stühle und Abteien an blinde Anhänger, an solche Menschen vergabten, die ihrer Natur nach keine Lust verspürten, um christlicher Ideale willen baaren

Gewinn aufzuopfern, und dieses Verfahren hatte sich durch einen Mißbrauch, der durch die halbe Welt herrschte, durch die Simonie oder den geistlichen Diensthandel in ein festes, fast unzerreißliches System verwandelt. Die Fürsten verkauften Bisthümer und Abteien, weil ihnen dieser Handel große Summen eintrug, und hinwiederum hob die Simonie Kleriker in die Höhe, welche nur daran dachten, Geld zu schneiden, das Leben zu genießen, und welche in idealen Bestrebungen nichts als Unsinn sahen. Nicht mit Miethlingen, sondern nur mit guten, rechtschaffenen, gewissenhaften Priestern konnten die Päpste jene Plane einer allgemeinen Verbesserung der politischen und kirchlichen Zustände des christlichen Abendlandes in's Werk setzen. Dagegen mußte das — man erlaube mir den Ausdruck — Nimrod'sche Königthum, theils um die ererbte, herkömmliche Macht zu behaupten, theils um dem von Rom her befürchteten Angriffe die Spitze zu bieten, unerschütterlich auf der Simonie bestehen. Die Fortdauer dieses Mißbrauchs war für die Söhne Nimrod's ebensosehr unentbehrliche Lebensbedingung, als sittlicher Adel des Bisthums für Päpste, wie Gregor VII. Nun hatten aber die Fürsten den Besitzstand für sich, sie verfügten über die Staatsgewalt, welche — wie das Sprüchwort sagt — in dieser eisernen Welt mehr gilt als Recht. Demnach scheint es, als ob Gregor VII. etwas Unmögliches erstrebte. Nein, es schien bloß so, es war nicht so!

Seit einem halben Jahrhundert ging durch die Welt der Geister eine mehr und mehr anschwellende Bewegung, welche es für eine Sünde gegen den heiligen Geist erklärte, wenn die Könige fortfahren würden, geistliche Stellen zu verkaufen, eine Bewegung sage ich, welche mit steigender Heftigkeit forderte, daß erledigte Bisthümer, Abteien, Pfründen überhaupt stets an die Würdigsten vergeben werden müßten. Und der Sieg dieses Grundsatzes war zur Zeit, da Hiltibrand den Stuhl Petri bestieg, durch die Kraft der öffentli-

chen Meinung, einer im Mittelalter ebenso starken Macht als heute, so gut wie entschieden. Hatte nicht König Heinrichs IV. Vater, der gewaltige Kaiser, ruhig geschehen lassen müssen, daß die am meisten geachteten Bischöfe des Reichs, Halinardus von Lyon und jener unvergleichliche Wazo von Lüttich, die Ablegung des Lehenseides verweigerten und fast offen die Befugniß, Stühle zu besetzen, für ein päpstliches Vorrecht erklärten *); hatte nicht derselbe Herrscher nothgedrungen um 1055 das Gesetz erlassen, das für die Zukunft Kleriker von der Nothwendigkeit, den Lehenseid zu schwören, entband **)? Und weiter, war nicht König Heinrich IV. selbst, so oft er eine von Rom angefochtene, simonistische Ernennung durchsetzen wollte, fast regelmäßig im Kampfe gegen Petri Stuhl erlegen? Nach solchen Vorgängen gehörte nur noch ein kleiner Schritt dazu, um den Rechtssatz aufzustellen: die Besetzung erledigter hoher Pfründen gebührt nicht dem König, sondern sie muß durch freie Wahl der Capitel unter Mitwirkung und oberster Bestätigung des Statthalters Petri erfolgen. Die Nothwendigkeit der Dinge drängte darauf hin, diesen Schritt zu thun. Was halfen die ewigen Klagen über Simonie? Solange man den Söhnen Nimrod's die geistliche Belehnung ließ, war vorauszusehen, daß sie nicht aufhören würden, Simonie zu üben. Denn, wie ich oben sagte, von der Fortdauer des Mißbrauchs hing der fernere Bestand ihrer Gewalt ab. Hiltibrand hat jenen Schritt gethan; im nämlichen Augenblicke schon, da er Petri Stuhl bestieg, schwebte die Forderung auf seinen Lippen, welche den Investitur-Streit hervorgerufen hat.

Jener Rechtssatz aber, einmal siegreich durchgefochten, veränderte den ganzen Stand der bisherigen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, führte die von Gregor aufge-

---

*) Gfrörer Kirch.-Gesch. IV, 399 flg. 409 flg. 452 flg. **) Das. S. 608.

stellte Lehre der obersten Lehensherrlichkeit Jesu Christi über die Reiche der katholischen Welt, eine Lehre, die beim ersten Anblick überschwänglich zu seyn, gleichsam in den Lüften zu schweben scheint, auf den praktischen Boden der Wirklichkeit herab. Wenn eine Ordnung der Dinge in's Leben trat, kraft welcher kein Kleriker ohne Zustimmung des Stuhles Petri eine erledigte höhere Pfründe einnehmen konnte, was mußten die Folgen davon seyn? Vor Allem dieß, daß die Päpste nur solche zu Bisthümern und Abteien beförderten, von welchen sie voraussehen konnten, daß die Erwählten sich dazu verstehen würden, im Sinne jener Plane der Ausbreitung des göttlichen Reiches zu wirken. Und wenn dieses geschah, vermochten dann die Könige in der bisherigen Weise Nimrod's fortzuherrschen? Nimmermehr; weil ihnen durch die politische Macht der mit dem Stuhle Petri eng verbündeten geistlichen Stifte die Hände gebunden gewesen wären. Seit Gründung der germanischen Reiche macht sich ein von den Päpsten begünstigtes Streben bemerklich, den Kirchenhäuptern Einfluß im Staate zu verschaffen. Dieses Streben war nicht fruchtlos gewesen, namentlich in Deutschland, wo Bisthum und Abtei ausgedehnte Ländereien besaß, und über einen großen Theil der bewaffneten Macht verfügte, aber sein naturgemäßes Ziel hatte es noch nicht erreicht. Das von Gregor VII. befolgte System führte geradenwegs zu dem Ziel, das bisher halb unbewußt und dunkel jenen Bestrebungen vorschwebte.

Das Wesen der Staatsform, welche Hiltibrand in der christlichen Welt aufzurichten bemüht war, bestand darin, daß die Ausübung königlicher Gewalt an die Einwilligung von Rathsversammlungen gebunden werden sollte, auf welchen die Kirche ein gewichtiges Wort zu sprechen habe. Unverkennbar hat er für das gearbeitet, was man die ständische, oder wenn man einen andern Ausdruck vorzieht, die verfassungsmäßige Monarchie nennt. In solchen Monarchien sind

allerdings außer der Kirche noch andere gesellschaftliche Mächte, der Adel, der Grundbesitz, die Stadt, der Handel vertreten. Die Umstände brachten es mit sich, daß der Papst zunächst für das Bedürfniß der Kirche sorgte. Aber wenn diese das begehrte Maß der Vertretung erhielt, konnte es gar nicht fehlen, daß auch die andern Stände zu dem ihrigen gelangten. Längst tagten auf den Reichsversammlungen des Abendlandes, neben den Bischöfen und Aebten, Herzoge und Grafen. In Italien hatte die Stadt bereits politische Geltung erstritten; dießseits der Alpen war die nämliche Macht eben im Aufschwunge begriffen. Ueber kurz oder lang mußte es geschehen, daß dem Bürgerthum auf dem Reichstag Gehör verwilligt ward.

Was Deutschland insbesondere betrifft, so war dort dem päpstlichen Plane bereits von anderer Seite her mächtig vorgearbeitet worden. Man kann bündig darthun, daß seit 1063 Erzbischof Hanno von Köln, einer der größten Staatsmänner, welche Deutschland je besaß, und einige andere deutschen Kirchenhäupter, seine politischen Genossen, eine Verfassung durchgesetzt hatten, welche die Akte königlicher Gewalt von bischöflicher Einwilligung abhängig machte. In gewissem Sinne liefen daher die von Gregor VII. und von dem Kölner Metropoliten eingeschlagenen Bahnen zusammen, obwohl beide in anderer Beziehung weit von einander abwichen. Hanno und seine Freunde verlangten nämlich, daß die Oberherrschaft, welche die deutsche Krone seit den Zeiten Otto's I. über die andern christlichen Reiche thatsächlich besaß, aufrecht erhalten werde. Der Papst dagegen wollte nicht dulden, daß eine katholische Nation die andere unterdrücke. Das allgemeine Wohl der Christenheit war das Ziel, das er im Auge hatte.

Andererseits kann nicht geläugnet werden, daß gerade im deutschen Reiche der Verwirklichung des gregorianischen Planes ein bedenkliches Hinderniß entgegentrat. Die politische Macht des Bisthums und der Abtei, durch deren Mit-

wirkung das Gelingen des großen Werks bedingt war, beruhte auf dem Besitz von Land und Leuten, welchen das geistliche Stift bei weitem dem größten Theile nach durch die Freigebigkeit der Vorgänger Heinrichs IV. erlangt hatte. Wurde der deutschen Krone das Recht, erledigte Pfründen zu besetzen, entzogen, so verlor sie die Herrschaft über diese ausgedehnten Gebiete und eine sehr große Zahl von Vasallen, die doch dem Stift nur gegen den Schwur der Lehens-Treue und unter der Bedingung des Gehorsams überlassen worden waren. Man muß bekennen, ein solches Opfer dem Staate anzusinnen, ging über die Pflichten hinaus, welche der klare Buchstabe des Rechts auferlegte. Mochte der Papst auch mit noch so gutem Fuge über schlechte Besetzung der geistlichen Pfründen klagen, nimmermehr durfte er fordern, daß unsere Könige auf die Verfügung über unermeßliche Lehen verzichteten, ohne deren gesetzliche Abhängigkeit der Thron kaum bestehen konnte. Die Entwicklung des Streits über die geistliche Belehnung hat folgerichtig zu dem Punkte geführt, daß einer der Nachfolger Gregors VII. sich im Namen der deutschen Kirche bereit erklärte, die Wiedererstattung aller Lehen gut zu heißen, welche das Stift im Laufe der Zeiten vom Reiche davongetragen hatte.

Trotz dieser Schwierigkeit schloß der gregorianische Plan starke Bürgschaften des Gelingens in sich. Die ganze Strömung des Zeitgeistes, die von ausgezeichneten Köpfen seit einer Reihe von Jahren beharrlich nach Einem Ziele hingeleitete öffentliche Meinung begünstigte denselben, und nicht nur die einflußreichsten Klöster, sondern auch viele Bischöfe arbeiteten dem Papst in die Hand. Das waren mächtige Hilfskräfte, um widerstrebende Fürsten nöthigenfalls mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Einen weitern und sehr wichtigen Bundesgenossen lieferte die Gestaltung der lombardischen Verhältnisse. Die demokratische Idee war dort seit den letzten zwanzig Jahren im Zusammenhange mit den Er-

innerungen an die Geschichte des alten Roms mächtig aufgeflammt und hatte den Bund der Pataria erzeugt, der in dem deutschen Kaiser einen Todfeind sah, und dem für Freiheit der Kirche kämpfenden Papstthume ein treffliches Bollwerk bot. Schon als Cardinal unterhielt Hiltibrand enge Verbindungen mit den Patarenern und setzte sie als Papst fort. In einem Schreiben*) vom 27. September 1073 theilt er dem Haupte der Pataria, Capitan Erlembald, politische Neuigkeiten mit und ermahnt ihn, standhaft für die Sache der Freiheit und der Kirche fortzuwirken. In einem zweiten**) vom 9. Oktober des nämlichen Jahres verspricht er ebendemselben seinen ferneren Schutz, wenn Erlembald der bisher vertheidigten Sache treu bliebe. In einem dritten und vierten Schreiben***) vom 13. desselben Monats fordert er die Bischöfe Albert von Aqui und Wilhelm von Pavia auf, dem tapfern Erlembald, der die Feinde der Kirche bekämpfe, Beistand zu leisten. In einem fünften Briefe†) vom 15. April 1074, der an die Herzogin Beatrix und deren Tochter Mathilde von Canossa gerichtet ist, wird Erlembald als Vertrauter des Papstes bezeichnet, der besondere Aufträge von ihm erhalten habe.

Erlembald erlag zwar 1075 den Nachstellungen der kaiserlichen Partei, aber die Verbindung Gregors VII. mit den mailändischen Patarenern hörte damit nicht auf. Ein Brief††) des Papsts vom Frühling 1076 ist auf uns gekommen, aus welchem erhellt, daß Gregor VII. mit dem Mailänder Wifred ähnliche Verhältnisse angeknüpft hatte, wie sonst mit Erlembald. Auch in weitern Kreisen suchte der Papst das Feuer politischer Freiheit zu nähren. Unter dem 9. Juni 1077 erließ er an die Gemeinde von Venedig und den Herzog des Freistaats ein Schreiben†††), worin er beide seiner aufrichtigen Freundschaft versichert und dann beifügt, daß

*) Jaffé Nro. 3560. **) Ibid. Nro. 3561. ***) Ibid. Nro. 3562, 63. †) Ibid. 3620. ††) Ibid. 3739. †††) Ibid. 3782.

auch er wahre Freude über die Standhaftigkeit empfinde, mit welcher das venetianische Volk die von dem alten römischen Adel ererbte Freiheit zu bewahren gewußt habe. Es sind glorreiche Erinnerungen des republikanischen Roms, auf die hier Gregor VII. anspielt. Unverkennbar ist es, daß der Papst darum in diesem Sinne schreibt und handelt, weil er entschlossen ist, nöthigenfalls königlicher Tyrannei die Demokratie als Schlagbaum entgegen zu werfen.

Endlich rechnete Gregorius auf die Hülfe einzelner Fürsten. So verdorben auch die große Masse derselben sei, würden, erwartete er, die wenigen guten unter ihnen ihm ihren Beistand nicht versagen, weil das Ziel, nach dem er strebe, mit dem allgemeinen Wohl und den Forderungen der Gerechtigkeit zusammenfalle. Abt Hugo von Clugny hatte einen burgundischen Herzog, der Land und Leute regierte und das Lob eines wohlgesinnten Fürsten besaß, als Mönch in's Kloster aufgenommen. Mit strengen Worten verweist ihm dieß der Papst mittelst eines unter dem 2. Jänner 1079 ausgefertigten Schreibens*). „Höfe und große Herren liegen dir am Herzen, aber minder das Schicksal des Bauern, darum muß ich dir in's Gedächtniß zurückrufen, daß unser Erlöser, der freiwillig das Loos der Armuth übernahm, obgleich er im Himmel Oberhirte der Heerschaaren ist, dennoch auf Erden die Gemeinschaft der geringsten Sünder nicht verschmähte, sondern mit ihnen speiste. Warum erwägest du, o theuerster Bruder, die Nöthen und Gefahren nicht, in welchen unsere Kirche sich befindet? Wo gibt es Leute, die freiwillig und aus Liebe zu Gott Widerwärtigkeiten Trotz bieten, Ruchlosen widerstehen und für die Gerechtigkeit und Wahrheit den Tod nicht scheuen? Selbst diejenigen, von denen man zu glauben berechtigt ist, daß sie Gott lieben oder fürchten, fliehen den Kampf für Christi Sache, vergessen der Sorge für das Wohl

*) Ibid. Nro. 3833.

der Brüder und suchen, nur an sich selbst denkend, feige Ruhe. Die Hirten laufen davon sammt den Wächtern, welche die Heerden vertheidigen sollten. Darum geschieht es, daß ungescheut Räuber und Wölfe in die Hürde einbrechen. Du hast einen Herzog zum Eintritt in die Ruhestätte von Clugny beredet, oder wenigstens seine Anträge nicht zurückgewiesen; dadurch hast du die Schuld auf dich geladen, daß hunderttausend Christen eines Beschützers entbehren. Wenn auch unsere Abmahnungen nichts über dich vermochten, wenn du auch dem Befehle des apostolischen Stuhles Gehorsam verweigern zu dürfen glaubtest, warum haben dich wenigstens die Seufzer der Armen, die Thränen der Wittwen, die Verlassenheit der Kirchen, das Geschrei der Waisen, der Schmerz der Mönche und Priester nicht abgehalten, des apostolischen Spruches zu vergessen: „die Liebe suchet nicht das Ihre" und hinwiederum: „wer den Nächsten liebet, der hat das Gesetz erfüllet" (Röm. XIII. 8)? Was würde der heilige Benedikt von Nursia zu deinem Verfahren sagen, was der selige Papst Gregorius der Erste? Schreibt nicht der Erstgenannte vor, daß jeder Novize ein Jahr lang geprüft werden solle, und gebietet nicht der Andere, nur nach dreijähriger Probezeit einen Soldaten zum Mönch anzunehmen? Ich sage dieß darum, weil ich zu meiner tiefen Betrübniß die Erfahrung gemacht habe, daß ein guter Fürst die große Seltenheit auf Erden ist. Im Stande der Mönche, der Priester, der Soldaten, namentlich aber unter dem der armen Bauern gibt es allerdings manche, welche in Wahrheit Gott fürchten, aber im ganzen Abendlande finden sich unter den Fürsten kaum zwei, drei Gerechte." Gregor VII. führt sofort weiter aus, daß Hugo sich durch Aufnahme eines guten Fürsten in's Kloster schwer versündigt habe, denn kaum werde es möglich seyn, dem Lande für diesen Verlust Ersatz zu leisten.

(Schluß folgt.)

XXXII.

Königin Victoria in Notredame.

Wenn am 15. August die weltliche Feier mit dem Heiligen-Feste gleichsam in Mitbewerbung um den öffentlichen Antheil stand, so hatte die Ankunft und Aufnahme der protestantischen Königin von England an sich keinerlei Beziehung zu dem katholischen Paris. Auch der Besuch, den in den duftigen Räumen der sogenannten „heiligen Kapelle" die überseeische Fürstin machte, konnte eben so gut als ein Tribut der Neugierde wie als ein Zoll der Verehrung vor dem Glauben des Volkes, von dem man mit so stürmischer Herzlichkeit empfangen wurde, betrachtet werden. Aber das Erscheinen Ihrer brittischen Majestät in der alterthümlich majestätischen Hauptkirche der kirchenreichen Hauptstadt des katholischen Frankreichs, der Aufwand von religiösem Gepränge, das Entgegenkommen der Augustinerinen in geordneter Körperschaft, nicht in dem alltäglichen Klostergewand von schwarzem und grobem Zeuge, sondern in weißem Feierkleide, endlich die gastliche Begrüßung der fremden und andersgläubigen Monarchin durch den Oberhirten des Sprengels und seinen ganzen Stab in der Fülle des ernsten und sinnbildlichen Schmuckes, den die Kirche vorschreibt, das mußte mehr seyn als eine eitle Höflichkeitsbezeugung, das mußte einen tieferen Grund und eine bedeutendere Tragweite haben. Als gekröntem Haupt, als weltlicher Statthalterin des Königs der Könige in seinem Walten über die zeitliche Gesellschaft, ward ihr, welches auch

die Art ihrer Gottesverehrung sei, von der Kirche jene Huldigung gebracht, die den übrigen Menschen als Beispiel der Unterwerfung den Obersten der Erde gegenüber, von einer göttlichen Macht gegeben, mit doppelter Wirkung dienen soll. Und wenn sie dieses Beispiel Angesichts einer souverainen Persönlichkeit gibt, die einem anderen Staat und Stamme wie einem anderen Bekenntnisse angehört, mit um wie viel mehr Salbung und Gewalt wird sie dasselbe Gefühl und dieselbe Pflicht gegen die unverletzlichen Vorgesetzten derselben Zunge und desselben Cultus einflößen. Aber sie fodert weder das Eine noch das Andere und macht keine Bedingungen daraus. Sie entbindet im Gegentheil die katholischen Rheinländer durchaus nicht von Achtung und Gehorsam gegen ihren protestantischen Landesherrn, und ruft ebenso den katholischen Iren, den katholischen Engländern die gesetzliche Dienstbarkeit und die Ehrfurcht, die sie ihrer anglikanischen Gebieterin schulden, in's Gedächtniß und Gemüth zurück.

Glücklicherweise haben diese, die Letzteren zumal, eine solche Mahnung nichts weniger als nöthig, und, wie es ihre geistlichen Führer, wie's hiezu ermächtigte Gemeindebehörden und amtlich hiezu bestellte Spruchmänner zu wiederholten Malen an geeignetem Orte betheuerten, die Königin hat keine aufrichtiger ergebenen Unterthanen als die Katholiken Englands. Sie lieben ihre Kirche; ihrer Königin sind sie zugethan. Wenn ich ihre Empfindungen gegen diese und ihr Haus, was die innere Stärke derselben angeht, mit der Inbrunst und Hingebung, die sie ihrer Religion erzeigen, vergleiche, so will dieß wahrlich nicht wenig sagen. Man muß die Männer und Frauen des katholischen Englands beten sehen, um einen Begriff von hoher und seltener Frömmigkeit zu bekommen. Man fühlt sich glücklich überrascht von dem laut sprechenden und ganz natürlichen Ausdruck der inneren Beklommenheit und Erhebung in ihrem Angesicht, wenn sie zum Himmel fleh'n. Wer sie dann beobachtet, wird sich überzeugen, daß ihr Benehmen an den heiligen Stätten weder träge Gewohnheit noch heuchlerische Grimasse, weder lau noch falsch ist.

Ich höre hier in der Kirche St. Roch, besonders wegen der militärischen Pünktlichkeit des Gottesdienstes, meine sonntägliche Messe, und finde mich gewöhnlich von einer namhaften Anzahl

Engländer beiderlei Geschlechts umgeben, die wahrscheinlich der Nachbarschaft ihrer Wohnungen wegen und aus andern, um erwogen zu werden, nicht bestimmt genug hergestellten Gründen, zu den Stammgästen dieser Kirche sich rechnen lassen. Hier war ich nun diese eben mitgetheilte Beobachtung, ohne daß ich, was bei der Messe sich auch nicht schickte, eigens darauf ausging, zu machen im Stande. Sie waren an dem Tage nach dem Samstag, wo die Königin ankam, vielleicht dreimal so stark als sonst und es schienen viele, der königlichen Reise halber, eigens aus ihrem Vaterland nach dem jetzt so nahen Paris geeilt zu seyn. Die Sympathie, von der auch diese Vermehrung der Engländer in St. Roch am letzten Sonntage ein Zeichen ist, hat, wie ich schon angedeutet, eine allgemeine Triebfeder in der Ehrerbietung eines jeden guten und gewissenhaften Katholiken gegen seine Obrigkeit, aber hier ist noch eine besondere Quelle der Anhänglichkeit, die wohl einige Worte verdient, nicht zu übersehen. Ich meine die eigenthümliche Stellung der Königin Victoria zu den Katholiken, die, seit der Thronbesteigung der Fürstin, in einer weit besseren Lage, als in der sie zuvor waren, sich befinden. Die Sphäre der Anstellungen und der amtlichen Theilnahme an den Staatsgeschäften ist den Katholiken seit dieser Zeit weit zugänglicher als früher, und namentlich der Richterstand, sowie die Gemeinschaft der öffentlichen Ankläger wurden mit den tüchtigsten Köpfen unter den gebildeten und sachgelehrten Katholiken erneut und vermehrt. Den katholischen Candidaten für das Parlament traten von Seite der Regierung weit weniger Hindernisse als sonst entgegen; den katholischen Geistlichen und Laien wurde der Beirath in den Ausschüssen über den öffentlichen Unterricht nicht mehr verweigert; eine katholisch-theologische Lehranstalt, das bekannte Maynooths-Etablissement, wurde auf den Vorschlag der Regierung wie unter dem heftigsten, hartnäckigsten Widerstande aller antikatholischen Elemente Großbritanniens, parlamentarisch durchgesetzt und dann in's Leben eingeführt; auf der andern Seite blieb die Aufregung des protestantischen Englands aus Anlaß der neuen Einrichtung des katholischen Episcopats von Rom aus ohne amtliche Folge, und wenn Victoria nicht den Mangel an tonangebender, ihr eben so wenig als ihren Vorgängern gegönnten, Macht zu Gunsten der Katholiken oft zu überwinden vermochte, so machte sie doch von

ihrem Veto, wo es nöthig und so weit es möglich war, Gebrauch.

Daß auch die nicht brittischen Katholiken an der Erkenntlichkeit, welche die brittischen dafür an den Tag legten, ihre Theilnahme zeigten, ist wohl ganz in der Ordnung, und hielten auch griesgrämige Katholiken über den feierlichen Willkomm, der ihr in Notredame geworden, sich auf, so hat der Erzbischof sicher wohl gethan, wenn er in seinem Bewußtseyn auch das gute Verhältniß der Königin von England zu ihren katholischen Unterthanen, unter die Beweggründe des Empfangs, den er ihr bereitete, mit aufnahm.

XXXIII.

Aphoristische Zeitläufte.

I.

Die Niederlage des Sabbatharianism in England und deren politische Bedeutung.

„Palmerston, ihr ehemaliges Idol, flößt der Bourgeoisie ein geheimes Grauen ein; sie traut ihm zu, daß er die Welt in Flammen setzen würde, um seine ministerielle Suppe zu kochen; aber Palmerston ist immer noch besser als Ernest Jones, der Chartisten-Chef" — so äußert sich ein Augenzeuge aus London in der Allg. Ztg. vom 4. Sept. In der That ist damit die innere Lage Englands bündig bezeichnet. Als wir zuletzt die englischen Zustände besprachen, war die große Reformbewegung der Bourgeoisie an der Tagesordnung, Niemand wagte ihr die innere Berechtigung abzusprechen, und sie versprach einen rapiden Verlauf zu nehmen. Wir bemerk-

ten aber auch gleich: unterliege die herrschende Aristokratie, so werde alsbald die besitzlose Masse in die politische Arena eintreten, wie sie denn überall an den Fersen der siegenden Bourgeoisie hafte. Und so richtig war diese Anschauung, daß Letztere lieber zum vorhinein auf den Tanz mit den aristokratischen Cliquen verzichtete, als daß sie die zweite Tour mit dem Mob der Chartisten in sichere Aussicht nahm. An diesem plötzlich erfaßten Motive ist die eben noch so hitzige Reformbewegung, nachdem sie kaum alle besten Köpfe Englands entzündet, jählings eingeschlummert; Palmerston ist der Bourgeoisie doch noch lieber als Ernest Jones, der Socialist. Ein stärkeres Zeugniß aber für die Wucht der furchtbaren Elemente in der Tiefe der englischen Gesellschaft hätte schwerlich an's Licht kommen können.

Bedeutsamer ist nur noch der Anlaß, aus dem die Bourgeoisie den eben zuhöchst erhobenen stolzen Nacken beugte vor der Majestät König Mobs. Der Anlaß ist bloß dem Anscheine nach ein religiöser. Man kann der englischen Frömmigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und doch die englischen Sabbathgesetze vorherrschend politischen Motiven zuschreiben. Religiöser Natur sind sie allerdings in sofern, als in ihnen das thatsächliche Bekenntniß vorliegt, daß politische Freiheit nur besteht auf dem Fundament kirchlicher Zucht, und wo diese nicht die Geister wie unbewußt innerlich richtet und bildet, der Staat dafür mit äußerlichen Zwangsgesetzen als Surrogat eintreten muß. Als tauglichsten Stoff dazu bot sich die auch schon göttlich angeordnete Sonntagsfeier. Man brauchte nur statt des christlichen den jüdischen Maßstab zu appliciren, um das äußerliche Zwangsgesetz mit religiösem Anstrich zu besitzen, dessen man bedurfte. Das Bedürfniß trat aber überall da ein, wo die altkatholische Zucht mit der Kirche erloschen war, und sobald auch ihre Nachwirkungen, die noch über Generationen hinaus zu dauern pflegen, sich verflüchtigten. Daher führten England und Amerika die

Sabbathfeier nach jüdischer Auffassung ein, daher arbeitet seit einigen Jahren eine mächtige Agitation im Norden Deutschlands auf dasselbe Ziel hin; daher blieben katholische Völker diesem resuscitirten Judenthum fern, wenn auch einzelne Katholiken in paritätischen Gegenden durch den Schein des religiösen Moments vielleicht zu weit sich verlocken ließen. Eine Zucht der Geister, wozu der rein staatlichen Aeußerlichkeit an und für sich das beseelende Motiv fehlt, ist durchaus nothwendig, wenn anders nicht Staat und Socialität in individualisirte Bestien des Egoismus zerbröckeln sollen, die im Begegnen einander selbst auffressen. Aber nicht durch jüdisch starre Gesetzlichkeit, wie da, wo der Staat zugleich auch Kirche ist, will die katholische Kirche jene Zucht leisten. Ihre Schule ist eine Schule wahrer Demuth; äußerst complicirt, langsam aber gründlich, fein und subtil, unmerklich wie spielend, der Freiheit menschlicher Natur gleichmäßig Rechnung tragend, steht ihre Methode und Disciplin jenen groben Zwangsgeboten gegenüber, so innerlich und ohne alle äußerliche Absichtlichkeit, daß man seit dreihundert Jahren fragt: warum und wozu diese „Gebote der Kirche"? Warum und wozu? Beseht und vergleicht euch den Charakter der Völkerschaften, wie sie auseinander gegangen, um einerseits unter diesen Geboten der Kirche zu verharren, andererseits jenen resuscitirten Judaismus über sich hereinzuführen! Der Charakter-Unterschied zwischen beiden Richtungen ist groß, Niemand läugnet das: dort in der Christlichkeit naive Natürlichkeit oder chevalereske Bildung der Grundzug, und hier? — Nun, Hr. Heine behauptet in den „Aveux": er habe sich überall unter diesen Gläubigen, in Norddeutschland, in England und Nordamerika, angeheimelt gefunden wie unter dem Stamme seiner eigenen Voráltern, kurz wie unter natürlichen palästinensischen — Juden.

Dieses angelernte Judenthum, das nun wieder seinem Messias entgegenharrt, welcher es erlöse von dem quälenden

Zwang der äußerlichen Gesetzlichkeit, tritt eben jetzt von Tag zu Tag schroffer in die Erscheinung, über zwei Welttheile hin verbreitet; doch ist hier nicht der Ort, über die Grundursache weiter zu debattiren, welches Geschäft vielmehr den „Streiflichtern“ anheimfällt. Nur kann man der allgemeinen Andeutung des Phänomens nicht wohl ausweichen, sobald es sich um die Frage handelt: wohin denn jene Freude vor Gott und Menschen gekommen — „das lustige Altengland“?

Der englische Sabbatharianismus also ist das Surrogat der herrschenden Klassen Albions für die hundertfältigen, reingeistigen Bußmittel der katholischen Kirche, die jüdische Sabbathfeier ist dort gleichsam die Gehorsams-Schule für die Existenz im Staate. So war es denn ein schlimmes Zeichen, daß Kabinet und Parlament seit einigen Jahren das permanente Bedürfniß fühlten, den englischen Sonntag immer noch mehr zu judaisiren, alljährlich seine Zwangsgesetze zu verschärfen und höher zu spannen. Es ist gleich gesagt: das komme eben „aus dem freiheitsfeindlichen vornehmen Grillen-Fang und aus der Sektirerei der puritanisirten Handels-Bourgeoisie“; ein greifbares Motiv aber ist damit bei den zahlreichen Rittern der verschiedenen Sonntagsbills doch noch nicht aufgezeigt. Eines von beiden: entweder mußte ihnen scheinen, daß der bisherige Gehorsam für künftige politischen Aenderungen nicht ausreiche, oder daß schon der bisherige Gehorsam in sich gefährlichen Ausfall erlitten und daher Verschärfung der Zucht bedinge. In jedem Fall ist etwas faul in Englands herrschendem System.

Das Schlimmste dabei ist, daß die bisherigen Heilversuche das Uebel nur verbösert haben. Im J. 1854 ward die Sonntagsgesetzgebung durch die sogenannte „Bier-Bill“ verschärft, d. h. durch das in aller Hast, als gälte es, die Russen aus dem Kanal zu jagen, vom Parlament beschlossene Verbot, an den Sonntagsstunden von 2 bis 6 und nach 10 Uhr Abends irgend welche geistigen Getränke zu verkau-

sen, ausgenommen an „bona-fide-Reisende“. Abgesehen nun von der komischen Verlegenheit der englischen Polizei und Justiz über der Frage, wer ein bona-fide-Reisender sei? und von der Willkür, welcher hiemit Thür und Thor geöffnet war: als das Parlament im J. 1855 über die Früchte des Gesetzes inquirirte, waren nicht zwei Polizeirichter darüber einig, ausgenommen daß die Majorität erklärte: die Trunkenheitsstrafen am Montag hätten ab-, die am Dienstag und Mittwoch dagegen zugenommen, wie denn die City eilf Monate vor dem Gesetz 2809, eilf Monate nach dem Gesetz 2817 solcher Strafen verhängte, und wenn auch die gemeinen Kneipen geschlossen seien, so wandere doch der Krug in die geheimen Winkel, für die untern Klassen nämlich, denn die nobeln Clubs seien Tag und Nacht offen für ihre abonnirten reichen Gäste.

Offenbar enthüllt sich an diesem Punkte der wahre Charakter solcher äußerlichen Zwangsgesetze und die Art ihrer Früchte. Hätten sie religiöse Weihe, so müßten sie Alle im Gewissen verbinden, wie die Gebote der katholischen Kirche. Sie verbinden aber Niemand im Gewissen, und nur wer ihnen nicht zuwiderhandeln kann, ohne dieß äußerlich zu thun, ist durch sie beschränkt. Das Haus ist die unantastbare Festung des englischen Egoismus im Individuum, der Club ist dasselbe für eine Vereinigung von Individuen; wer die Mittel hatte, im gemüthlichsten Wohlbehagen persönlichen Ueberflusses in diesen Lokalen von Früh bis Spät an köstlicher Tafel und in allen Lustbarkeiten zu schwelgen, den hinderte weder der Geist, noch der Wortlaut des Sonntagsgesetzes; anders jedoch bei dem Armen, der seinen Trunk über die Gasse holen mußte. Nun aber sind es gerade die im reich versorgten eigenen Hause und in jenen Lokalen vor aller Beeinträchtigung des persönlichen Gutdünkens gesicherten Klassen, die da die Plane aushecken zur körperlichen und geistigen Büßung der arbeitenden Klassen. Sie haben täglich

Muße und Gelegenheit, ihrer Wißbegierde und der Erheiterung des Lebens nachzugehen; den Arbeitern aber, denen dieß nur am Sonntag möglich wäre, die Lesecirkel, die Museen und Gärten, den Glaspalast an diesem Tage zu öffnen, haben sie trotz alles Andringens stets standhaft verweigert. Sie nehmen das göttliche Gebot zum Vorwand, dessen Negative doch ihnen selbst nichts entzieht, dessen positive Seite aber für Alle gleich dem freien Belieben unterliegt, und es ist wohl bekannt, daß manche katholische Stadt von 20,000 Seelen mehr Kirchgänger zählt, als die zwei Millionen Protestanten der englischen Metropole.

Heuchelei und Tyrannei ist also die Signatur des englischen Sabbatharianismus: Heuchelei, denn die Gesetzgeber bestimmen religiöse Pflichten, durch die sie sich doch selbst im Gewissen nicht verpflichtet erachten; Tyrannei, denn sie beschränken die freie Bestimmung der untern Klassen in Dingen, welche den obern Klassen nach Belieben frei gestellt sind. Das resuscitirte Judenthum jener Zwangsgesetze ist also noch dazu schlechtes Judenthum, der Pharisäismus, denn der ächte Mosaismus kannte solchen Unterschied nicht. Und dieß soll die fundamentale Zucht der Geister seyn gegen die staatsgefährliche Uebertreibung des individuellen Egoismus! Schon die Sonntags-Bierbill gab Zeugniß von den Früchten. Die fromme Politik aber zur Bändigung König Mobs ließ die Bourgeoisie und den gleich ihr judaisirten Theil der Aristokratie nicht schlafen, und so entstand die bereits zur dritten Lesung gediehene Bill Lord Grosvenors, welche den Sonntag auch noch von dem letzten Rest des Verkehrs, allem Lebensmittel-Verkauf ꝛc. bis herab zum Bartscheeren, reinigen sollte. Alle Warungen, daß dadurch der arme Mann, der am Samstag Abends erst seinen Wochenlohn empfange, für den Sonntag geradeaus zum hungernden Troglodyten gemacht werde, waren vergebens: die Mächte, welche gewohnt sind, die öffentliche Meinung zu intoniren, waren zunächst daran, die Bill

zum Gesetz zu erheben, als jene Explosion erfolgte, die in der Geschichte Englands vielleicht noch länger und schärfer nachklingen wird als die Krim-Expedition. Sie ließ klar durchscheinen, was es eigentlich ist, das der moderne Judaismus sich erzieht: der Heuchelei entspricht der höhnische Trotz von Unten, der Tyrannei die blutgierige Wildheit des ausgebrochenen Sklaven.

Alle Blätter waren seiner Zeit voll von den Scandalen des 24. Juni und 1. Juli im Hydepark zu London, wo die Noblesse allsonntäglich zu Pferd und Wagen ihren Corso zu halten pflegt. Maueranschläge hatten die Masse eingeladen, mit Weib und Kind zu kommen und zu sehen, wie der „bessere Theil“ Englands denn für sich selbst den Sonntag feiere, und zur Stunde stellten sich über 100,000 Menschen an beiden Seiten der Parkstraße auf, um die Equipagen mit dem furchtbar höhnischen Gebrüll zu empfangen: „Go to church! zur Kirche, zur Kirche! laßt die armen Pferde und Bedienten am Sonntag ruhen“! u. s. w. Die rücksichtslose Einmischung der Polizei machte die Sache noch bösartiger; es wehte wie verfrühter Märzwind über den Kanal. Damit an der Copie nichts fehle, nahmen auch Soldaten aus der Krim Partei für die Masse, und erregte „die Brutalität der Polizei“ allgemeine Entrüstung. Von den „bürgerlichen“ Constablern, die man sonst dem Continent nicht genug anzupreisen vermocht, hörte man nun nicht mehr anders: als man könne sie gar nicht mehr ansehen, ohne von innerm Grauen befallen zu werden, so sehr seien diese monatweise gemietheten Polizeileute eigentlich doch bloße Bedienten für die Launen ihrer Vorgesetzten. Die ganze Presse stand für Mob, mit den „Times“ voran, die alles Recht auf Seite der Masse, alles Unrecht auf Seite der Regierung, des Unterhauses und der Polizei sah, welche allein an dem Unfug im Hyde-Park schuld sei. Man hatte offenbar nur die Wahl zwischen Nachgeben und einer auf den dritten Sonntag vorbereiteten blutigen Schlacht, nach der seit-

her in den Meetings eingebürgerten Losung: Hochverraths-Proceß in Westminsterhall oder Blut in den Straßen! Da beugte sich das Unterhaus, die erste Macht im Staate, der Repräsentant des Volks, vor dem andern Willen des Volks, und ließ die fast fertige Bill fallen. Einsichtige meinen, das sei eine ahnungsvoll finistre Wahl gewesen, und das Schicksal des Sonntagsgesetzes nur ein Typus größerer zukünftigen Dinge. In der That fiel nicht nur die Bierbill mit, sondern während früher jedes Klavier in der Ecke des Zimmers am englischen Sonntag ein Noli me tangere war, spielt jetzt jeden Abend dieses Tages die Garde-Musik öffentlich in Kensington-Garden. Die Thronrede der Königin sagte freilich nichts von dieser bedeutsamen Episode der jüngsten Parlaments-Saison.

Die Bourgeoisie aber ist seitdem mäuschenstille geworden. Es gehört wenig Synchronismus dazu, um zu berechnen, daß ihre Hände an der Reform-Agitation von dem Moment an zurückgesunken sind, wo König Mob an den beiden Sonntagen in Hyde-Park demonstrirte. Man will damals gentilmanisch gekleidete Männer ordnend und leitend unter der Masse bemerkt haben und frühzeitig regte sich der Verdacht, die Equipagen-Schau im Park sei von höhern Schichten herab angeregt und eine Maske für verborgene tieferen Absichten. Es wäre wahrlich ein Meisterstreich von Palmerston, dem Schalk, und der herrschenden Clique, wenn sie selber hinter dem antisabbatharianischen Aufruhr gesteckt wären, um die hochmüthige Bourgeoisie einzuschüchtern und ihr die Reform-Pläne unversehens zu verleiden, indem man ihr das grinsende Haupt des blutigen Rächers in der Nähe zeigte. Die Tories ihrerseits haben denselben Kunstgriff schon mehr als einmal gebraucht. Aber jener Rächer hat nicht nur an der Bourgeoisie zu rächen, sondern auch, indirekt durch diese oder direkt, an der politischen und kirchlichen Aristokratie selber. Nirgends mehr als in England ward an dem niedern Volke

gesündigt, der Trost religiösen Wissens und aller menschlichen Bildung ihm vorenthalten; was man jetzt von Obenher dafür thut, scheint zu spät zu kommen. Nirgends mehr als in England tritt dem Auge in der Tiefe der Gesellschaft Jammer und Noth in unerhörtestem Maße entgegen, Niemand tiefer als die stolze Britannia muß trauernd ihr Haupt senken über den Leiden tiefsten Elends, das ihre Inseln bergen; und wie lange wird der vereinigte Egoismus des Geldes den Ausbruch niederhalten, wie es Ende 1853 den systematischen Strike's gegenüber noch gelang, die Penny's der Arbeiter-Association durch die Pfunde der Fabrikanten-Association zu erdrücken? Aristokratie und Bourgeoisie haben wiederholt selber vergebliche Versuche gemacht, die Bewegung des sogenannten „vierten" Standes in ein legales Bett abzuleiten, und erst noch am 27. Dec. 1853 hat Lord Russel als Mitglied des neuen Kabinets Aberdeen der City verkündet: „der Fortschritt der arbeitenden Klassen an Kenntnissen und Einsicht (?) müsse von einem vergrößerten Antheil derselben an der politischen Gewalt begleitet seyn." Gewiß, nur daß jene Klassen der Meinung sind, sie müßten den gebührlichen „vergrößerten Antheil" sich selber holen, und daß sie am Sonntagsgesetz bloß ihre erste Probe abgehalten. Der resuscitirte Judaismus hilft nicht mehr gegen diese Meinung, helfen könnte nur die englische — Staatskirche durch eine heroische Kur, unter der Voraussetzung nämlich, daß sie sich in eine Congregation von Kapuziner-Conventen verwandeln möchte.

Inzwischen ist wohl zu beachten, daß zwar die Bourgeoisie ihre Reform-Vereine einschlafen läßt, die Chartisten oder Socialisten aber mit den ihrigen, aus denen sie die Mittelklasse glücklich hinausgeworfen, nicht deßgleichen thun. Ebenso haben sie allein ein sehr präcises Programm auswärtiger Politik, dasselbe, aus dem wir jüngst die in Berlin herrschende Partei so freudige Hoffnungen für Preußen und

Rußland schöpfen sahen. Das Programm lautet: entweder Krieg der Nationalitäten oder Sieg Rußlands, auf keinen Fall Fortsetzung dieses diplomatischen Krieges, der das populäre Element nicht aufkommen läßt! mit andern Worten: die rothe Revolution auf jeden Fall! Mit dem diplomatischen Kriege nun sind Aristokratie und Bourgeoisie selber in großer Verlegenheit; denn er geht schlecht und blamirend für England, verheißt keinen greifbaren Erfolg für englische Rechnung und droht nur Frankreich auf Kosten Albions und hoch darüber hinaus zu heben. Um so stärker ist das Programm der Socialisten gegen denselben diplomatischen Krieg, und um so glaublicher, daß in der tiefsten Brust der herrschenden wie der tonangebenden Macht Englands eitel Friedensseufzer hausen. „Morning Chronikle“ spricht sogar offen aus: wenn Lord Russel in der letzten Stunde des Parlaments noch Italien und den Nationalitäten-Krieg auf's unverschämteste zur Sprache gebracht, so sei seine Absicht eigentlich nur gewesen, jene stillen Friedensseufzer noch mehr zu verstärken, und zu deren Gunsten insbesondere die Bourgeoisie noch mehr in Schrecken zu jagen vor den rothen Barbaren.

In der That wäre es der Selbsttäuschung doch ein allzu unglaubliches Maß, wenn ein Staatsmann an der Themse dieses England, das im Kriege mit dem Osten aus gerechter Strafe den Respekt vor sich selbst und bei Andern eingebüßt — allein gestützt auf seine giftmischerischen Heldenthaten an dem verlorenen Piemont — im Ernste als den berufenen Mentor und Ordner in Italien hinstellen wollte. In Wahrheit sind ganz andere Fragen die Qual der englischen Diplomatie, und Italien könnte nur Dienste thun als Probirstein für die Dauerhaftigkeit der englisch-französischen Allianz. Sonst liegt Asien ungleich näher bei London als der Kirchenstaat; und entschiede der heilige Geist an der Themse nur einmal über die prophetische Frage: was geeigneter sei Kleinasien und Persien sicher zu stellen vor den Russen, ob Krieg oder aber

Frieden und Allianz mit ihnen? — dann hätte auch die Bourgeoisie alsbald definitiv Partei ergriffen. Ueber diese Frage ist aber England, während es, im übereilten Versuch mit dem diplomatischen Krieg, auf ewige Zeiten seine politisch-militärische Reputation verlor, noch nie mit sich einig gewesen, und Lord John Russel, der gewiegte Staatsmann, und seine vielbelachte Windfahnen-Politik ist nur das getreue Miniatur-Bild englischen Gebahrens im Großen. Ganz England macht es zu Zeiten wie er, der im Dec. 54 aus dem Kabinet tritt, weil es ihm den diplomatischen Krieg nicht energisch genug verfolgt, im Frühjahr zu Wien den diplomatischen Frieden vertritt troz seiner nur „unvollkommenen Sicherheit" für die Türkei, in's Parlament heimgekehrt Krieg predigt um jeden Preis, einige Wochen später mit Schmach bedeckt aus dem Kabinet fällt, weil er nun Frieden predigt um jeden Preis, der endlich im August vom Nationalitäten-Krieg zu reden anfängt, um die Bourgeoisie in's Bockshorn zu jagen. Denn inzwischen hat König Mob allein in England nach einem festen Programm politisirt. Er wird damit durchdringen, wenn er im Innern siegreich ist, und dieß ist das große englische Problem. Sonst wird sich England Niemanden mehr fürchterlich zu machen vermögen!

II.

Die Temperanz-Gesetze in Nordamerika und der Knownothinglismus.

Noch grasser ist das resuscitirte Judenthum auf christlichem Boden gleichzeitig in Nordamerika aufgetreten. Nirgends sind auch mehr als dort alle Schranken vor dem individualistischen Egoismus gefallen, die öffentliche Moral von Volkthumswegen eine Religion der baaren Selbstsucht, und

die Berichterstatter aller Parteien darin einig, daß jeder christliche Zug aus der nordamerikanischen Socialität verschwunden, der Wahnsinn der Geldgier die einzige Tugend alles öffentlichen und privaten Lebens, der gänzliche Mangel an Autorität und Gehorsam seine allgemeinste Signatur geworden sei. Es ist ein Gemisch von jüdischem Materialismus und heidnischem Independentismus, nur nichts Christliches, so sehr, daß die einfachsten Begriffe der Rechtlichkeit nicht mehr auf diese Gesellschaft passen, und aus ihr eine förmlich umgekehrte christliche Welt geworden — indem nicht einmal mehr der Vater gegenüber dem Sohn Autorität zu beanspruchen berechtigt ist, und soweit daß selbst das Weib dort zum Rebellen wird gegen die am Anfang dieser Zeitlichkeit von Gott geordnete Stellung zum Manne. Dieß ist das Resultat nicht der republikanischen Institutionen, auch nicht so fast der gesetzlichen Trennung von Kirche und Staat, als vielmehr der autoritätslosen Religion, die dort allein und sonst nirgends der Neubildung einer Socialität mächtig war, auf welche kein Schatten der Erinnerung altkirchlicher Zucht der Geister mehr hinüberwirkte. Der Staat hatte jene Religion ganz frei gelassen, nur hoffend, daß aus ihr die moralische Selbst-Disciplin, welche jede Socialität zu ihrem Bestande benöthigt, in die nordamerikanische überfließen werde. Der Staat hat aber geirrt: jene Religion vermochte das erforderliche Maß in Zügelung der menschlichen Leidenschaften nicht zu leisten, und die Thatsache ist bereits eingetreten, von deren unberechenbarer Tragweite eine geistreiche Feder in diesen Blättern jüngst schrieb: der Staat fühlt sich gezwungen, an die Stelle der moralischen Selbstdisciplin — äußere Zwangs-Gesetze treten zu lassen. An diesem Punkte stoßen wir auf die Bedeutung der neuen nordamerikanischen Temperanz-Zwangsgesetze.

Die jüdische Sonntagsfeier als Surrogat der altkirchlichen Zucht der Geister hatten auch die Freistaaten aus Eng-

land hinübergenommen, und auch dort trug dieses äußere Diktat wenigstens den Schein specifisch-christlichen Motivs. Dem neuen Diktat der Temperanz-Gesetze aber fehlt auch dieser bloße Schein. Newyork hat es einfach überschrieben: „Gesetz zu Verhütung von Unmäßigkeit, Armuth und Verbrechen.“ Unter diesem Titel nun ist es die glänzendste Rechtfertigung insbesondere für die Fasten- und Abstinenz-Gebote der alten Kirche, wie der Sabbatharianismus für die „Gebote der Kirche“ überhaupt. Die alte Kirche verbietet keine Gottesgabe, sie verbietet nur der menschlichen Freiheit den Egoismus, d. i die Anmaßung eines absoluten Rechts auf die Gottesgabe. Sie gebietet Demuth, auf die Gottesgabe angewendet, also Mäßigung, Entsagung, Aufopferung als Thaten des freien Willens, und erzieht dazu die Geister in einer Schule, die keinen Tag im menschlichen Leben Vacanz macht, und nach einer Methode, für deren übermenschliche Weisheit jetzt gerade England und Amerika Zeugniß geben müssen. Das Halle'sche „Volksblatt“ meint, jene Temperanz-Zwangs-Gesetze seien zwar eine „offenbar puritanische Maßregel“, aber unter den obwaltenden Umständen doch „ein Zeugniß von großem sittlichem Ernst.“ Nicht weniger als „sittlicher Ernst“, vielmehr offenbar nichts Anderes, als ein Wagniß sittlicher Verzweiflung! Sittlicher Ernst liegt in der Pädagogik der kirchlichen Gebote; das Maine- rc. Temperanz-Gesetz dagegen ist eine Banquerott-Erklärung christlicher Moral. Wohl wendet man ein: sei das Saufen in England und Irland mittelbare oder unmittelbare Veranlassung von zwei Drittheilen aller Verbrechen, so sei das Uebel in Nordamerika noch größer, denn hier begründe die eigenthümliche Hitze einen ganz specifischen Durst, der oft in eine förmliche Krankheit, Spree genannt, ausarte, welche darin besteht, daß der Befallene mehrere Tage hindurch völlig rasend ist vor Durst und ohne Aufhören trinkt *). Aber warum hat denn in

*) Allg. Ztg. vom 9. August 1855.

Irland die freie Thätigkeit der Mäßigkeits-Vereine ausgereicht? und sollte denn wirklich die christliche Moral gerade nur der „eigenthümlichen Hitze“ und dem „specifischen Durst“ der Nordamerikaner nicht gewachsen seyn?

Die zehn Staaten der Union, welche das sogenannte Maine-Gesetz bis jetzt angenommen haben, darunter New-York und andere der bedeutendsten, bekennen sich thatsächlich zu dieser Meinung. Nicht etwa nur dem Branntwein-Gift, das in der Zeit der Scheidung zwischen Christenthum und Civilisation von der Apothekerwaare zum Lebensmittel promovirt ward, sprechen sie die Eigenschaft eines Consumtionsgegenstands ab, sondern auch Getränken, denen die Bibel selbst, eine tausendjährige Geschichte und vornehmlich noch die beliebte Praxis der Väter ihrer eigenen Kirche dieselbe stets zuerkannt. Mit andern Worten: ihre Socialität ist zum Kinde geworden, dem das Messer unbedingt nur gefährlich ist, und weil ihnen die moralische Kraft des rechten Maßes abgeht, existirt für sie in dem flüssigen Labsal nur mehr die finstere Macht des Berauschens. Der Hauptsatz des neuen Statuts von Newyork lautet daher: „berauschende Getränke aller Art, Wein, Bier (nicht nur das spirituose englische, sondern auch das deutsche Lagerbier) ꝛc., dürfen ausgenommen als Medicin und zu gewerblichen und kirchlichen Zwecken weder verkauft noch gratis verschenkt, noch in irgend einem Hause, worin sich eine Gastwirthschaft ꝛc. befindet, aufbewahrt werden“; aller und jeder Ausschank von Bier, Wein ꝛc. ist verboten, bei dem Transport muß jedes über 5 Gall. enthaltende Gefäß mit Spirituosen als intoxicated liquor („vergiftete Flüssigkeit“) mit großen Buchstaben bezeichnet seyn. Zu gleicher Zeit fügte der Staat Maine seinem Temperanz-Statut die authentische Interpretation bei: daß Jeder 30tägiges Gefängniß verschulde, der z. B. „in seinem Gepäck oder in seinen Kleidungsstücken eine Flasche oder sonstiges Gefäß mit geistigen Getränken zu seinem Privatgebrauch bei

sich führt", deßgleichen jeder Ueberbringer eines solchen Objects „nach irgend Jemands Wohnung."

Aber, sagt das „Volksblatt", das Gesetz hat „den Vorzug, alle Classen der Bevölkerung gleichmäßig zu treffen." Auch diesen Vorzug hat das Gesetz nicht; so gut wie die gefallene englische Sonntagsbill trifft es nur die, welche nicht die Mittel besitzen, es zu umgehen. Geld weist immer hundert Auswege dazu. In Maine selbst, zu Newark, haust ein Wirth, der dem Reisenden zum Beweise, daß man dennoch an Spirituosen haben könne, was man wolle, eine Flasche bittern Schnaps — aus der Apotheke holen läßt. Ebenso waren „geistliche" Schleichwege nicht erst seit gestern in Uebung. Nach amerikanischem Gesetz müssen des Sonntags alle Schenkwirthschaften geschlossen werden; um das zu umgehen, lassen sich deutsche Prediger, Zöglinge deutscher Universitäten, finden, welche unter dem Vorgeben das Abendmahl zu feiern, des Sonntags im Talar mit Bibel und Agende sich—hinter dem Schenktisch aufstellen und gegen ein gewisses Eintrittsgeld sogenannten Wein ausschenken*).

Die Hauptfrage war indeß, ob das Wagniß sittlicher Verzweiflung an dem eigenen Volke den Temperanz-Majoritäten der einzelnen Legislativen gelingen und ihr Zwangsgesetz in's Leben treten werde. Denn Militärkräfte, zu solchem Zweck gegen den überwiegenden Volkswillen zu verwenden, gibt es in Nordamerika nicht, und die Stärke des Feindes ließ sich an der ungeheuren Menge offener Schenken bemessen, worunter insbesondere gewiß jeder zehnte Deutsche eine Bier-Kneipe hält und selbst Predigtamts-Candidaten ungescheut Bier und Alkohol verzapfen. An mehreren Orten rüsteten die Deutschen zu gewaltsamem Widerstand, und allgemein besorgte man auf den 4. Juli, wo das Gesetz in der Empire-City Newyork in Kraft trat, einen Aufruhr. Aber nicht ein-

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 7. Juli 1855.

mal soviel. Wirthe und Trinker kehrten sich nicht daran, die Polizei arretirte höchstens etliche Betrunkenen; die einen Communen thaten gar nichts, die andern fanden keine Hülfe bei Jury und Justiz; in Albany ward den Polizisten jede Anzeige im Sinne der Temperanz bei Dienstentlassung verboten; bei den Farmern von Indiana dagegen störte das Gesetz momentan den ganzen Verkehr, um bald wieder einzuschlafen, wie seit 1854 in Boston geschehen. Kurz, die Annahme von Newyork hätte zum Siege führen sollen, und führte zu Niederlage und gesteigerter Opposition selbst in streng puritanischen Staaten. „Was ich befürchte", berichtet ein wohlmeinender Beobachter, „ist, daß die Mäßigkeitsmänner durch das Uebermaß ihres Eifers und durch die letzten Vorfälle in New-York einen zu großen Theil ihres Einflusses verlieren und das Saufen jetzt erst in Flor kommen wird" *)!

Waren die Schilderungen der Partei von der furchtbaren specifisch amerikanischen Macht des zu bekämpfenden Uebels richtig, und ihre Zwangsgesetze wirklich absolut nöthig zur Rettung, geschweige denn zur Wiedergeburt der Union: so steht es schlimm um Nordamerika. Das Scheitern des äußern Diktats übt nun auch seinen Rückschlag auf die freie Thätigkeit der Vereine, und dieß wird um so mehr der Fall seyn, je mehr diese in eine große politische Partei sich zusammenballen, wozu sie andererseits gezwungen sind, wenn sie ihre Grundsätze als Zwangsgesetz gefördert wissen wollen. Eben dadurch daß sie als geeinigte Vertreter eines Princips bisher schon politisch thätig auftraten, gaben die sogenannten „Temperanzler" bei den Wahlen um so häufiger den Ausschlag, als die alten Parteien gegenwärtig in äußerster Zersetzung begriffen sind, und durch dieses Ausschlaggeben hinwiederum gewannen sie nicht nur numerisch an Stärke, indem sie über den gebräuchlichen Lohn der Majorität, den Abfall

*) Allg. Ztg. vom 9. August.

fetter Aemter, disponirten, sondern sie erlangten dadurch auch jene Mehrheiten in den Legislativen, welche ihre Zwangsgesetze adoptirten. Daß es diesen Majoritäten mit der Sache selber stets Ernst war, sagen also ihre Beschlüsse noch lange nicht aus. Indeß hat sich, bis auf den Widerwillen der Volksmassen, die Praxis der Temperanzler als politischer Partei bisher bewährt, und man sagt, daß sie nun dahin streben, bei den nächsten Wahlen Regierung und Congreß nur Männern ihrer Zwangsgesetze in die Hände zu spielen. Jedenfalls aber ist durch die ganze Haltung der Partei ein Hauptstück christlicher Moral zur puren politischen Parteifrage geworden: die Einen ringen nach Majoritäten, um Mäßigkeit tyrannisch zu erzwingen, die Andern saufen zu ihrem specifischen Durst hin auch noch aus — verfassungsmäßig berechtigter Opposition.

So rächt sich in segenloser Entwicklung der Mangel jeder Autorität im nordamerikanischen Gemeinwesen. Autoritätslosigkeit ist dessen eigentliches Princip, und so wenig wird die furchtbare Katastrophe erkannt, der dieses Princip nothwendig entgegenführt, und zu der man bereits auf dem besten Wege sich befindet, daß vielmehr eben erst jetzt der innere Grimm in voller Wuth ausgebrochen ist gegen das einzige Institut auf Unions-Boden, das noch Autorität repräsentirt, besser gesagt: die Autorität selber. Alle kirchlichen Bildungen läßt die Verfassung der Union frei gewähren; keine wahnsinnige Sekte kann erdacht werden, die dort nicht verfassungsmäßigen Rechts sich erfreute: nur mit der katholischen Kirche soll die Verfassung eine Ausnahme machen, sie allein soll helotisirt, wenn nicht vernichtet seyn, ihr allein soll das Princip der Union nicht zu gut kommen — so will es eine große, aus dem specifischen Amerikanerthum neu hervorgewachsene Partei. Ihr Grundsatz lautet: „Nur Amerikaner sollen in Amerika herrschen, Widerstand gegen jede Einmischung eines fremden Potentaten", d. i. der — Autorität!

Die Autorität, die sie ganz richtig im Papste verkörpert sieht, fürchtet die Partei als das „Fremde" in der Union; die Idee der Autorität verfolgt sie, wenn sie die Katholiken verfolgt; die Autorität meint sie, wenn sie vom Papstthum den Ruin der nordamerikanischen Freiheit besorgt — und zwar, in sofern diese Freiheit die Mutter aller heidnischen Zügellosigkeit der Geister und zugleich der Temperanz-Zwangsgesetze ist — mit Recht.

Dieß ist der Grundcharakter des „Knownothingismus" oder der „Nichtswisserei"; die Autorität ist es, was sie von ihrem Lande fernhalten wollen, wenn sie auch dabei wirklich „nicht wissen", was sie thun. Ihr gerühmtes Verfassungs-Princip ließ einer bessern Entwicklung Raum, aber eben die unter dem Schutze dieses Princips kräftig emporwachsende compakte Einheit der katholischen Kirche oder der Autorität erschreckte die „Nichtswisser", und machte sie besorgt für die Autoritätslosigkeit ihrer „Freiheit". In welch' schneidendem Gegensatze diese Freiheit zu der der Constitution steht, beweist am schlagendsten folgende Thatsache. Es sind auch schon Knownothings Gouverneure geworden; ein solcher muß nach der Verfassung einen Eid leisten, daß er keine Partei und keinen Religionsunterschied berücksichtigen wolle; dem Orden dagegen mußte er schwören, daß er keinen Fremden, namentlich keinen Katholiken, sondern nur Knownothings befördern, und in allen Regierungshandlungen nach dem Willen der Letztern sich richten wolle. Es ist dieß übrigens dieselbe nordamerikanische Moral, nach welcher der Orden seine Mitglieder unter Anderm auch verpflichtete: vor Gericht lieber meineidig zu werden, als vom Orden etwas auszusagen.

Gewiß enthält der Knownothingismus auch ein sehr beberechtigtes Element, das als solches auch ziemlich allgemein anerkannt ist, und um so fähiger war, von den Fanatikern zum Vehikel ihrer antikatholischen Tendenz gemacht zu werden, wie sie der Heimath des Ordens, den puritanischen

Neuengland-Staaten, entsprach. Dieses Element ist der wieder auflebende Nativismus, in sofern er das einheimische Gemeinwesen von der Beeinflussung der Wahlen durch eben erst Eingewanderte überhaupt, und insbesondere von der Alterirung durch die politisch und religiös radikalen Wühlereien eines großen Theils der Fremden freihalten will. Es ist sicher durchaus berechtigt, insofern es verschärfte Bedingungen für Erlangung des vollen Bürgerrechts (z. B. 21 jährigen Aufenthalt im Lande) anstrebte, anstatt daß bisher der seit fünfzig Jahren nach den Freistaaten expedirte Auswurf Europa's sich alsbald als radikaler Reformator auf die Wahlurne warf. Eben so berechtigt wäre ein religiöser Conservatismus gegen Leute, denen auch das loseste religiöse Band noch zu eng und drückend scheint, die, wie viele Deutschen, in ihren „freien Gemeinden“ Sonntagspredigten über sociale, politische ꝛc. Fragen halten, die, wie die französischen Icarier und andere Atheisten, für ihre Kinder lieber gar keine Schulbücher verwenden, weil sie eigens verfaßte nicht besitzen, und in den vorhandenen „immer noch von Gott, Unsterblichkeit und derlei Dummheiten“ die Rede sei.

Aber die besten Correspondenzen aus Nordamerika berichten einstimmig: gegen importirten Atheismus sei bei den Nichtswissern nicht viel Klage zu hören, und nur in untergeordneter Stellung Antipathie zu verspüren, denn es handle sich hier nur um ein Häuflein Ausländer und „um nichts Positives“. Ganz richtig, von dieser Seite droht keine — Autorität! Dagegen sei es ganz vorzüglich auf die Irländer abgesehen, und zwar auf sie nicht sowohl als auf Fremde, sondern vielmehr um ihres Religionseifers willen und wegen der Kühnheit ihrer Bischöfe, die sogar schon auf Trennung der Schulfonds und Entfernung der Bibelpropaganda aus den Schulen zu bringen gewagt. Abermals ganz richtig, hier handelt es sich freilich um Positives, und von *dieser* Seite droht allerdings Autorität! Die Gefahr ist namentlich groß,

wenn der vom Nichtswisser-Congreß zu Philadelphia verkündete Grundsatz fallen sollte: „Erziehung der Jugend in Staats-Schulen ohne Einfluß der Confession, aber Beibehaltung der Bibel in denselben als Quelle des Christenthums.“ Wider den Unglauben hingegen hat der genannte Congreß selber nichts aus der Bibel gelernt, als den an die Spitze seines Programms gestellten Satz: „Anerkennung des allmächtigen Wesens, welches das Weltall regiert und den Vorsitz führt über die Berather der Völker“ (à la Robespierre)!

Eben so, wie der berechtigte Kampf gegen den importirten Unglauben, tritt im Knownothingismus auch das berechtigte nativistische Element selber noch um ein Merkliches hinter den Haß gegen die katholische Kirche, d. i. gegen das Princip der Autorität, zurück. Der Orden war bekanntlich bis zum Tage von Philadelphia ein geheimer, in seiner Organisation, dem Eid, der Abstufung rc. ganz dem in Amerika ungemein mächtigen Freimaurer-Orden nachgebildet und zweifelsohne direkt entflossen, also auch in verschiedene Grade getheilt. Der Ordensrichter des dritten Grades nun gab dem Neophyten als Ordenszweck zwei Ziele an, das eine sichtlich nur obenhin, das andere aber in schärfster Bestimmtheit und starker Betonung. Jenes lautete: „Erreichung einer Reihe von praktischen Resultaten in Bezug auf die Politik unseres Landes“; dieses: „vereinzelt und allein wäre es eitel, das hydrahäuptige Ungeheuer des Jesuitismus und Katholicismus bekämpfen zu wollen.“ Daher schlug auch die minder starr nativistische Partei der „Know-Somethings“ (Etwaswisser) auf dem Congreß zu Cleveland für die Fremden-Frage die sehr bemerkenswerthe Fassung vor: „Grundsätze, nicht Geburtsort sollen für Ertheilung des Bürgerrechts entscheidend seyn.“ Der Hauptzweck, meinten sie wohl, würde ja auch durch diese Correktur des verfassungsmäßigen Princips vollkommen erreicht: Abwehr der katholischen Autorität!

Indeß machte sich die Consequenz der mit so richtigem

Instinkt vertheidigten Autoritätslosigkeit alsbald auch unter den Knownothings selber geltend: die äußerste Partei-Zerrissenheit. Anfänglich erschien ihr antikatholischer Nativismus wie eine Lawine, die alle Eingebornen und somit alle Wahl-Urnen mit sich fortreißen würde; aber kaum stellten sich ihr etliche specifisch nordamerikanischen Steine des Anstoßes in den Weg, so sah man sie mitten entzwei bersten und den Trümmern fehlt sichtlich auch bereits die feste Consistenz. Zuvor aber richtete diese Bewegung noch die gleichfalls „nationale" Temperanzsache übel zu; denn nicht bloß schloßen die Know-Somethings sich ihr nur unter ausdrücklichem Protest gegen jedes Zwangsgesetz an, sondern gerade die schroffsten Nativisten scheinen vielfach auch ihren „specifischen Durst" zu den Nationalgütern gerechnet zu haben, die gegen jede „fremde Einmischung" und Autorität vertheidigt werden müßten. Dieselbe Erscheinung trat in erhöhtem Grade ein, als die eigentlich nationale Geißel der nordamerikanischen Entwicklung, die Sklavenfrage, am großen Knownothing-Congreß zu Philadelphia zur Sprache kam, und kommen mußte, wenn die Partei für die Präsidentenwahl von 1856 einheitlich auftreten sollte. 81 Stimmen, meist den Delegaten des Südens angehörig, fielen für die Sklaverei, 59 fielen gegen, und die Spaltung war fertig. Die dreizehn nördlichen Staaten von der Minorität traten aus, ohne Zweifel, um der bislang weniger um sich greifenden Partei der Know-Somethings beizutreten, also gegen die Sklavenhalter, aber dafür auch mit einer wo möglich gesteigerten Intoleranz gegen die Katholiken. Die Majorität besteht als „nationale Knownothings" fort; das specifisch „Nationale" an ihr ist die Befürwortung der — Sklaverei.

Was werden nun die Folgen dieser inneren Vorgänge seyn? Sie haben den Haß widerstreitender Interessen zwischen dem Norden und dem Süden neuerdings bis zur Glühhitze angeblasen, man droht gegenseitig mit Bruch der Union und selbstständiger Constituirung der Südstaaten mit, der Nord-

Staaten ohne Sklaverei, Alles wie schon oft aber heftiger als je. Andererseits soll die rasch verminderte Abnahme der Einwanderung und die besorgliche Zunahme der Wieder-Auswanderung unter Deutschen und Irländern, namentlich in das Land der verhaßten Engländer auf Canada, das oberste amerikanische Interesse, den „allmächtigen Dollar", höchst bedenklich afficirt und Vielen die Augen geöffnet haben. Dann und wann soll man sich auch erinnern, daß die See- und Landmacht der Union fast ganz, bis auf einen unbedeutenden Bruchtheil von Natives, aus „Fremden" besteht. Aus allen diesen Gründen hört man die Partei, nachdem sie kaum ein Jahr gelebt, bereits für geschlagen ausgeben, für zu schwach, die Wahlen zu beherrschen und auf das Jahr 1856 einen Knownothing als Präsidentschafts-Candidaten aufzustellen. Und allerdings, insoferne die Partei auch eine Coalition der Whigs zum Sturz der an der Regierung und im Besitz der Stellen und Aemter befindlichen Demokraten war, mag die Spaltung und innere Erschütterung diese Folgen haben, und wenn das Demokraten-Regiment fällt, mag es mehr an der eigenen Corruption und Unfähigkeit fallen, als an dem Angriff der Knownothings. Aber was werden die Folgen für die **Katholiken** Nordamerika's seyn?

Allem Anschein nach wird ihre äußere Lage dadurch nur um so gedrückter, daß die Aussicht auf einen regelmäßigen Wahlsieg ihren Feinden entgeht. Dürfen die Knownothings nicht mehr hoffen, auf diesem Wege und durch direkte Alterirung der anerkannten Staatsprincipien von Religionsfreiheit und Duldung zum Besitz einer tyrannischen aber legalen Macht für ordentliche Unterdrückung der Katholiken zu gelangen: so wird die einmal losgelassene Furie in blutigem Banditen-Krieg gegen sie wüthen. Schon haben Newyork, St. Louis, Cincinnati rc. die Anfänge dazu gesehen, und es gibt keine Autorität, welche göttliches und menschliches Gesetz und Recht gegen die wüthenden Bestien des fanatisirten Nativismus

geltend machte. Soeben liest ganz Europa mit haarsträubendem Entsetzen von der furchtbaren Straßenschlacht zu Louisville, wo Deutsche und Irländer, weil sie ihr Wahlrecht nicht sofort aufgeben wollten, obwohl je ein Drittel der Bevölkerung, vom amerikanischen Drittel wie wilde Thiere gehetzt, mit Weib und Kind erwürgt, in ihre brennenden Häuser zurückgejagt und gebraten worden. Keine Feder ist im Stande, die entmenschten Gräuel zu erreichen; das Wuthgeheul aber wider den „Papst" und die Blutreden der betheiligten Prediger deuten nur zu klar die wahre Richtung derselben an. Die Gerichte jedoch finden nichts Arges an den Thätern: warum sind die Opfer auch Katholiken, gegen den Willen der übermächtigen Majorität? Solche Ausbrüche sind nichts Unerhörtes in der Geschichte des Nativismus; bekanntlich sah z. B. Philadelphia schon im J. 1844 förmlichen Bürgerkrieg gegen die Irländer und die blutigen Straßenschlachten vom 7. Mai und 7. Juli; aber damals gab es noch Unions-Truppen und Regierungskanonen gegen das Sichgehenlassen der specifisch-amerikanischen Bestie, und der Fanatismus war nicht so allgemein, daß die Partei nicht alsbald der Verachtung verfallen wäre. Jetzt ist es anders; wenn nicht unvorhergesehene Wendungen eintreten, wird sich in Nordamerika der Husiten- und der dreißigjährige Krieg zumal in Scene setzen, und die herrschenden Demokraten scheinen gerade durch Nichtsthun gegen die Vorbereitungen dazu sich im Sattel erhalten zu wollen. Sie haben auch viel gut zu machen, denn nicht nur setzten sie eine Menge „Fremder" in diplomatische und andere hohen Posten, sondern der Präsident Pierce ist auch persönlich sogar des geheimen Zusammenspiels mit den Jesuiten bei der ganzen Predigerschaft höchst verdächtig.

Was aber hat seit den zehn Jahren den Fanatismus der Nativisten so ungeheuer angeschwellt? Die Antwort ist eine für den Katholiken höchst erfreuliche. Es war die Furcht vor der mächtig angewachsenen Erscheinung der Autorität,

derselben Autorität, von der ernste protestantischen Theologen der Union, wie wir an einem andern Orte sehen werden, hoffen und ohne Hehl aussagen: sie sei die einzige Macht, an der das tiefer und tiefer in geistigen Nihilismus versinkende Nordamerika sich einst wieder werde aufraffen können. Es sind nur concrete Verkörperungen jener Furcht, wenn namentlich die Köpfe der neben der katholischen Kirche mächtigsten Religionspartei in der Union, die der Methodisten, mit den schreckhaftesten Dingen angefüllt sind von Kirchen, Pfarr-Häusern und Klöstern, die eigentlich lauter Pulvermagazine, von den katholischen Lauerern, die bis an die Zähne bewaffnet und mit neuen Mordwerkzeugen versehen seien. Bona fide mag Mancher, von dem Banditen-Gesindel der jetzt eigens „protestantisch" zubenannten Rowdies-Banden abgesehen, seiner Existenz sich zu wehren glauben, wenn sie in Maine einen Priester theerten und federten, Kirchen da und dort verheerten, verbrannten, in die Luft sprengten, Straßenüberfälle engagirten, überhaupt die Katholikenhatze lang schon vor dem Mordtage von Louisville sporadisch wüthete. Nur irren die Geängstigten, wenn sie an materielle Waffen der Gegner glaubten, wo bis jetzt bloß die Macht überirdischer Autorität ihnen begegnete, und alle Ueberlegenheit des Geistes, die auch jener Beschluß des Knownothing-Congresses nicht abwenden wird, der die Katholiken aus den Reihen der Universitäts-Stipendiaten ausschließt.

Um die compakte Einheit der Bischöfe, Priester und Laien zu stören, ist Newyork jüngst mit dem schlauen Gesetz vorangegangen, daß keine Gemeinde über ein gewisses Maß hinaus Kircheneigenthum besitzen dürfe, wobei jedoch „einige protestantischen Kirchen" ausdrücklich ausgenommen sind, und daß alle Titel jener Güter aus den Händen der Geistlichen in die der lai'schen Gemeindebeamten überzugehen hätten; der Eris-Apfel war geschickt ausgeworfen; aber siehe da! die Laien fanden Wege, ihren Bischöfen völlig gerecht zu werden. Eine

solche Macht der Autorität muß freilich fürchterlich erscheinen, namentlich auf dem Hintergrund der unaufhaltsamen Zersetzung des eigenen Kirchenthums. Niemand läugnet auch, daß die Angst vor der geistigen Herrlichkeit der alten Kirche es sei, was einen großen Theil der Amerikaner jetzt zum mörderischen Bruch ihrer Constitution ansporne. So äußert eben eine protestantische Stimme in der Allg. Ztg. über die Schauderthaten von Louisville: „Die katholische Kirche dehnt sich in der Union außerordentlich rasch aus“ (sie zählt bereits sieben Millionen Katholiken); „überall stellt sie der dortigen Sektenwirthschaft eine große festgeschlossene Gemeinschaft gegenüber und den Amerikanern eine Menge von stattlichen Kirchen, Klöstern, Bischofssitzen, Schulen und mildthätigen Anstalten vor Augen; die Uebertritte zu ihr, namentlich aus angesehenen Familien, sind hin und wieder zahlreich, und besonders im Westen übt der katholische Klerus bereits einen fühlbaren politischen Einfluß.“ So habe sich denn bei den Knownothings „der Grimm gegen die Kirche, gegen welche sie sich geistig unmächtig fühlten, gegen deren Mitglieder gerichtet.“ Aber wollen und werden sie dadurch „geistig mächtig“ werden? Wohl gibt es auf der andern Seite Leute, welche von dieser Verfolgung für sich die besten Früchte erwarten, da sie den Schlummer verscheuchen werde, in den viele Katholiken versunken seien. Was könnte auch Nord-Amerika von seiner Kirche hoffen, wenn sie nicht groß würde in Kreuz und Leiden?

Zudem hat die andere Seite des Knownothingismus, die nativistische, den Katholiken Bundes- oder wenigstens Schicksalsgenossen verschafft, auf die sie sonst unter keinen Umständen rechnen durften. Nicht nur die Demokraten-Partei überhaupt findet sich von den Nichtswissern angerennt, sondern insbesondere auch alle Deutschen ohne Unterschied der Confession. Vergebens suchten solche Deutschen durch die Hetze auf den Nuntius Bedini sich zu empfehlen, vergebens hielten

andere Deutschen aus „Papisten“-Haß selber zu den Knownothings, vergebens glaubten die Turner zu Columbus durch die Versicherung sich vor Mißhandlung und Massacre zu retten, sie seien ja selbst Feinde des Katholicismus: es half ihnen Alles nicht vor der Mitleidenschaft, sie werden rücksichtslos mit den Irländern über Einen Kamm geschoren, und ob sie als „Fremde“ verfolgt sind, die Andern um ihres „Religionseifers“ willen, das dürfte höchstens den Unterschied größerer Erbitterung bewirken. Es ist allerdings eine eigenthümlich gezwungene Coalition, aber sie ist erzwungen und dürfte die Basis merkwürdiger Wendungen bilden. „Die Katholiken“, berichtet ein nordamerikanischer Prediger, „sind Demokraten, schon weil die Whigs in den alten Staaten ihre bittersten Feinde sind. Jetzt aber ist auch noch das Deutschthum mit dem Papstthum zusammengeschaart gegen die Knownothings. Die Demokraten suchen nun ihrerseits diese aus allen Aemtern zu drängen. Wie weit dieß gelingen wird, ist abzuwarten. Eines aber kann nicht ausbleiben: jeder Sieg der Demokraten ist unmittelbar zugleich ein Triumph für den Katholicismus, und jeder Vortheil, den die Knownothings über das Papstthum erringen, ist zugleich eine Niederlage für das deutsche und demokratische Element“ *).

III.

England in Paris und Frankreich in Sebastopol.

Königin Victoria am Grabe im Invaliden-Dom hat im russisch-conservativen Lager Zeichen der Bestürzung wie über demüthige Abbitte, aber auch Schreie des Entsetzens über die

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 21. Okt. 1854.

vereinbarten Pläne hervorgerufen, die eines solchen Siegels bedürften. Es ist wahr: England fängt an schwer zu büßen für gehäufte Sünden, und muß Frankreichs sehr benöthigt seyn, daß es solche Opfer von seiner Königin fordert. Aber nicht königliche Zärtlichkeiten haben die Allianz bisher festgekittet, sondern Sebastopol hat's gethan, als das gemeinschaftliche Ziel und als das Stelldichein, an dem der Czar seine Hunderttausende und seine Schlachten aufstellen, anbieten und verlieren mußte. Sebastopol ist nun vor Frankreich gefallen, die Flotte vernichtet, während die von Kronstadt bei fünffacher Ueberlegenheit nicht gegen die alliirte Escadre sich hervorwagt, Rußlands Prästigium im ganzen Orient auf Lange dahin. Der schwere Fall, vor den Augen der Entsatzarmee von 150,000 Mann, geschah zuletzt mit einer unerwarteten Raschheit, die alle russisch-deutschen Herzen bis in's Bureau der Allgemeinen Zeitung hinein im Innersten erschütterte. Und erst Rußland selber? Augenzeugen erzählen Unglaubliches von dem Rückschlag der gewaltigen Menschenverluste auf das dünnbevölkerte Land. Ein Krieg an seinen südlichen Rändern ist ihm der verderblichste, denn er erschöpft resultatlos seine Kräfte, und doch darf es jetzt wohl nicht Frieden bieten.

Was aber weiter an den Fall des Einigungspunktes in der Krim sich knüpft, ist wichtiger. Die Alliirten bedürfen neuer gemeinschaftlichen Ziele. Was die Engländer wollen müssen, wissen sie sehr wohl, aber über die rechten Mittel und Wege sind ihrer nicht drei unter sich einig (vgl. S. 550), und diese drei sind, ganz anders als in Frankreich, die Faktoren der Regierung. Ja, wenn Napoleon III. blindlings dahinzöge in ihrer Allianz! Aber die Chancen des Donau- und des Suez-Canals, der Moldau-Walachei sprechen laut von einem umgekehrten Verhältniß. Napoleon III. hat seine Aufgabe auf dem europäischen Boden der Türkei, wo die brittische Waffenmacht neben ihm verschwindet; England aber

ist mit jeder Faser nach Asien hingezogen, und Rußland nach demselben Asien, wo es bereits Kars und Erzerum gesehen, denn nirgends sonst mehr kann der Czar materiellen und moralischen Ersatz suchen für die verhauenen Wege an der Donau und im Euxinus. Es muß auffallen, wie eifrig alle russisch-deutschen Politiker und Strategen auch Frankreich für Asien zu gewinnen hoffen; aber natürlich! Rußland wäre ja dann Oesterreich-frei und die westliche Allianz deßgleichen; England wäre nicht weniger satisfacirt als der Czar.

So lieb aber Napoleon dem Dritten die erste Stimme ist in der Allianz und dem Kaiserstaat seine und Deutschlands Stellung und Mission: so gewiß wird Oesterreich den neuen Zielen verwandt seyn. Viel eher als das Gegentheil davon dürfte über kurz oder lang eine mögliche Concordanz der englischen und russischen Interessen sich hervorthun, trotz des besonders massenhaft gerade zwischen diesen beiden ehemaligen Busenfreunden jetzt abgelagerten Hasses. Man spricht in England täglich lauter davon (vgl. S. 550), und Hr. Laing hat sogar schon gemeint, Rußland am Bosporus würde ja nur Englands Weltherrschaft erfüllen, indem es sich nothwendig mit Frankreich im Mittelmeere gegenseitig auffräße. Könnte man inzwischen jedoch Napoleon III. mit sich allein fortreißen, so wäre dieß vorerst wenigstens Deutschlands Untergang! Da steht aber Oesterreich im Wege, und solange die englische Presse gegen Oesterreich wüthet wie eben jetzt, hat man den sichern Beweis in Händen, daß Oesterreich sich nicht — zurückzieht von Frankreich. Gottlob!

XXXIV.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XX.

Die Reaction im Cultus und im socialen Leben nach seiner kirchlichen Beziehung.

Bei jeder einzelnen unserer Betrachtungen über die großen Probleme der protestantischen Reaction ersten wie zweiten Stadiums hat unser Fuß an die Schwelle irgend einer jenseitigen „Zukunftskirche" gestoßen, und zuletzt noch hat die preußische Kirchenverfassungs-Frage uns vollends einen Schritt weit über diese Schwelle getragen. Dennoch müssen wir den Fuß noch einmal zurückziehen, um einige Erscheinungen näher zu besehen, die noch außerhalb des idealen Zukunfts-Kirchen-Baues liegen, wenn auch in nächstem Zusammenhange mit ihm. Wir dürfen diese Erscheinungen um so weniger unberührt liegen lassen, als gerade sie hauptsächlich es waren, was die in den unruhigen Jahren nach 1848 so weit verbreitete und doch so durchaus eitle Meinung von katholischen Sympathien bewirkte, die dem gläubigen Protestantismus durch die Noth der Zeit aufgedrungen worden seien. Er ziehe sich, meinte man, Stück für Stück katholischen Ha-

bitus an, und werde eines schönen Morgens als vollendet katholisch aufwachen, den Weg Rom zu einschlagen, die bösen Subjektivisten allein als Protestantismus zurücklassend. Wie tief mißverstand man jene Erscheinungen, wenn man sie so verstand, und wie leicht läßt man sich dennoch auch heute noch durch die immer wieder auftauchenden ähnlichen Phänomene beirren!

Allerdings handelt es sich dabei um eine Kirche, aber nicht um die katholische, sondern um eine protestantische. Allerdings nimmt man drüben von Reactionswegen mehr und mehr und Stück für Stück katholischen Habitus an, aber nur um damit eben die endlich nicht mehr zu verbergenden kirchlichen Blößen des Protestantismus zu decken. Nicht um den Mann dem Habitus gemäß zu katholisiren, sondern um den Habitus nach dem Manne zu protestantisiren, holt man sich derlei Fetzen und Flickwerk von der alten Kirche. Kurz, wo man drüben eine wirkliche Kirche will, die „des Namens werth wäre", um mit den Heidelbergern zu reden: da findet man sich in der Unmöglichkeit, eine andere Gestalt und innere Einrichtung einer wirklichen Kirche Stück für Stück sich auszudenken, als sie eben an der alten Kirche bereits vorliegt; man kann daher nicht anders, als Muster und Maß für die eigene, wie man meint, wirkliche Kirche von der äußeren Gestalt und der innern Einrichtung, dem Ameublement sozusagen, Roms zu nehmen. Das thut man, und dieß ist Alles. Man copirt das ganze Arrangement und kann es copiren; aber den belebenden Geist in demselben kann man nicht copiren. Man könnte seiner nur dadurch mächtig werden, daß man sich selbst von ihm beleben ließe; dieß will man aber nicht, und so kann aus der Copey in Verlauf und Ende nichts Anderes werden, als Carrikatur. Wenn auch nicht schon die unzweideutigsten Beweise dafür vorlägen, verstände sich dieß doch von selbst. Nur um so mehr aber ist es ein diesen schrecklichen Zeiten verliehenes Zeugniß der erhaltenden Kraft Gottes in der ka-

tholischen Kirche, daß man drüben absolut von ihr Muster und Maß nehmen muß, sobald man selber eine wirkliche Kirche bauen will. Daß man somit hinüber nehmen muß Stück für Stück, was man ebenso Stück für Stück zwei- bis dreihundert Jahre lang als Veranstaltung des Antichrist, als heimtückische Listen des pelagianischen Teufels der Werkheiligkeit gepredigt hatte! Ganz richtig bemerkt der China-Missionär Vogel: „Man ist bemüht, durch inconsequenten Eklekticismus die heiligen vorlutherischen Reliquien im Dogma und Cultus in modernem Zuschnitte verstümmelt aufzurichten, und Vieles, was man längst dem protestantischen Princip gemäß abgeschafft, von Neuem einzuführen, also daß man auf dem besten Wege zum Katholicismus seyn würde, wenn man seine Eitelkeit aufgeben und sich demüthigen könnte, wenn das, was diese Leute treibt, der heilige Geist und nicht vielmehr der Herren eigener Geist wäre“ *).

Ich habe gesagt: wo man drüben eine wirkliche Kirche will, da ist die Oede und Leere zwischen den vier weißen Wänden, die man sonst für die Culmination göttlicher Genialität am Werke des neuen Bundes ausrief, unerträglich geworden, und man lief in Schaaren, um wieder hereinzuholen, was man vor dreihundert Jahren als wurmstichiges Gerümpel papistischer Menschenfündlein in blinder Zerstörungswuth hinausgeworfen hatte. Dieß geschah natürlich da am meisten, wo man, seit den Krisen des Staats im J. 1848, am tiefsten fühlte, daß man eine Kirche eigentlich nicht habe und doch eine solche haben müsse. Es geschah also im bedeutendsten Umfange innerhalb der „Innern Mission“; die unter diesem Namen zusammengefaßte Partei ist ja auch das genuine Produkt des bezeichneten Gefühls. Ganz und

*) Vogel's Beiträge zur Geschichte der chinesischen Stiftung in Churhessen. S. 23.

gar enthielt sich natürlich die große Subjektivisten-Partei wenigstens vom innern Wesen der reactionären Tendenz auch in dieser Beziehung, stellte sich derselben vielmehr äußerst feindselig gegenüber; denn auch sie fühlt zwar den allseitigen Zerfall des jenseitigen Kirchenwesens, kann aber, ihren Principien gemäß, nur von einer äußerlichen, wieder kirchliches Interesse weckenden Verfassung Heil erwarten. Aehnlich steht es in dieser Hinsicht mit dem andern Extrem, den Exclusiven. Wie wir gesehen, setzt der eine Theil derselben das Wesen der Kirche in das alleinseligmachende Bekenntniß, und glaubt so dem Gefühl des Mangels einer eigentlichen Kirche zu entgehen. Der andere Theil hat sich zwar von der Verkehrtheit losgesagt, das Bekenntniß zur Kirche zu machen, und hat daher die Theorie einer anstaltlichen Kirche aufgestellt, aber er ist über die Theorie auch noch nicht hinausgekommen, und zudem steht doch immer wieder gerade hier am meisten die starre Consequenz des Rechtfertigungs-Dogma's einer Füllung dieser Kirche nach Art der Innern Mission entgegen. Wenigstens gilt dieß von der consequenten Richtung Kliefoth's. Vilmar, Löhe und die ganze vorherrschend vom neuen Amtsbegriff geleitete Fraktion dagegen verhalten sich freilich, eben aus dem Gesichtspunkt ihres göttlichen Amts, hierin anders. Immerhin aber bemerkt Kliefoth ganz richtig: gerade da, wo die Kirche nicht auf dem festen Bekenntniß oder dem consensus doctrinae beruhe, sei der fruchtbarste Boden für Strebnisse der unten zu bezeichnenden Art. Er gibt daher dem Unionismus oder der Innern Mission den Vorwurf des Katholisirens mit Zinsen zurück. „In der Union“, sagt er, „und bei den hervorragendsten Geistern in ihr, und bei der subjectiven Christlichkeit überhaupt, weil man da auf reine Lehre nicht hält, oder doch wenigstens den Unterschied von wahrer und falscher Kirche sich täglich aus dem Auge rücken muß, hat sich eine fast zu conciliatorische Gesinnung gegen den Katholicismus einerseits, und andererseits ein Eingehen auf allerlei kirchliche

Praxen bereits gebildet, die gerade den tiefsten Ursprüngen des Katholicismus verwandt sind" *).

Wir haben es demnach hier, wenn auch nicht ausschließlich, doch hauptsächlich mit der chaotischen Masse der Innern Mission zu thun. Auch da, wo die Exclusiven sich gleichfalls herbeilassen, kirchliche Einrichtungen vom Katholicismus hinüberzunehmen, unterscheiden sie sich doch sehr wesentlich in der Tendenz von der jener Masse. Sie wollen nämlich dann nur ihre im Hauptbau schon bestehende Kirche ausschmücken und zieren. Die Innere Mission dagegen will eine Kirche überhaupt erst ansammeln, und daß sie bessere und andere Mittel für ihre „Kirchenbildung" nicht zu finden weiß, als jene katholisch-kirchlichen Einrichtungen, ist unwidersprechlich ein verstärktes Zeugniß für deren göttliche Weisheit und Kraft. Uebrigens ergibt sich aus dem Ganzen, daß die Reaction in Cultus und Leben vorherrschend Sache der „Zukunfts-Kirche" ist, und wenn man ihren innern Gedanken kurz fassen will, so kann man sagen: sie wolle mit ihren neuen von der katholischen Kirche genommenen Werkzeugen sich die Steine ansammeln und zubereiten zum endlichen Bau einer eigentlichen protestantischen Kirche. Styl und Charakter dieser und anderer Zukunftskirchen bleiben uns später zu betrachten; für jetzt haben wir die ausgewählten Werkzeuge zu besehen.

Solche Mittel und Wege zur Wiederansammlung und dauernden Anziehung des kirchlichen Volkes ausfindig zu machen und zur Einführung vorzubereiten, war das, nur eben durch die leidigen inneren Confessions-Differenzen allzu oft gestörte, Hauptgeschäft der zahlreichen größern und kleinern Conferenzen der freien Vereine oder der Pastorats-Sprengel, wie sie mit dem Jahre 1848 an die Tagesordnung gelangten. Wir können hier natürlich nur die Hauptmomente skizzenartig berühren.

---

*) Kliefoth und Mejer: kirchliche Zeitschrift. 1855. S. 161 ff.

Eine, höchst lehr- und folgenreiche, Erscheinung tritt uns überall bereits an der Schwelle dieser Debatten zuerst und überragend entgegen; schon um ihrer Wichtigkeit willen müßten wir von ihr ausgehen. Ich meine die Herabsetzung der Predigt und dafür die Erhebung des Altars. Das bisherige umgekehrte Verhältniß entsprach genau der reformatorischen Anschauung von Kirche und Amt. Der Specialglaube kam aus dem Gehör oder der Predigt; diese sammelte die kirchliche Masse und jener bildete aus ihr die Gemeinde der Heiligen; durch die Predigt also wurde immer wieder die eigentliche (unsichtbare oder Bekenntniß-) Kirche erbaut; der Inhaber des geistlichen Amts war vor Allem Prediger und es verstand sich so ganz von selbst, daß der Grundsatz dogmatisches Ansehen erhielt: „die Predigt sei das größte und fürnehmste Stück des Gottesdienstes." Andererseits war das unblutige Opfer vor ebendemselben „ohn Mittel" seligenden Specialglauben gefallen; der Altar hatte also höchstens noch Bedeutung für den einzelnen Sakraments-Empfänger, keine mehr für den Gottesdienst. So hatte sich das Verhältniß symbolmäßig gestaltet. Es fand zum Theil auch einen passenden äußern Ausdruck in der innern Architektur der Kirchen: man erbaute die Kanzel mit Vorliebe über dem Altar und ließ diesen so unter jener gleichsam verschwinden. Jetzt ist es bei der Reaction anders geworden, sogar auch im äußern Ausdruck; wenigstens bemerkt eine arglose Stimme: es scheine wirklich, als wenn die Kanzel den protestantischen Architekten beinahe im Wege wäre, denn über nichts im evangelischen Kirchenbau sei man uneiniger als über den ihr anzuweisenden Platz*). Kurz, man hatte die praktische Erfahrung gemacht, daß die Predigt als „das fürnehmste Stück des Gottesdienstes" statt zu sammeln nur zerstreue, und die Kirchen nicht gelehrt, sondern geleert habe; der Altar sollte jetzt den Schaden wieder gut machen.

---

*) Darmst. K.-Z. vom 27. Dec. 1853.

Mit andern Worten: durch den Vorrang der Predigt war der Gottesdienst zu einer bloßen Religionsschule geworden, wo ein Redner den Zuhörern seine Theologie beizubringen suchte; jetzt aber faßte man den kühnen Gedanken, der Gottesdienst müsse nicht eine Schule, sondern eine Feier göttlicher Mysterien seyn. Flugs hatte man sich den äußern Apparat dazu von Rom herübergeholt, und ihn unter dem Namen „liturgischer Gottesdienste" adoptirt. Nur mit dem geistigen **Kerne** befand man sich, wie wir im Verlaufe sehen werden, in einer noch nicht gelösten Verlegenheit. Indeß thut man sich auf die Errungenschaft viel zu gut; das sei, sagte die Gnadauer Conferenz, eine ganz wesentliche „Rückkehr zur Katholicität," denn „in den liturgischen Gottesdiensten tritt die Anbetung des Herrn gegen die Lehre und Predigt einmal wieder in den Vordergrund, das Bedürfniß des Herzens wird einmal ohne Anspannung des Verstandes befriedigt*)". Der Kirchentag hatte 1852, in dem reformirten Bremen tagend, zwar noch eine Majorität aufgebracht für den reformatorischen Grundsatz: die **Predigt** sei „Herz- und Mittelpunkt" des Gottesdienstes; aber zu Berlin und im nächsten Jahre lautete es schon ganz anders. Der französische Berichterstatter alldort schlug die Hände über dem Kopf zusammen: das sei ja eitel „protestantischer Ultramontanismus" und „préoccupation historique", nichts Anderes höre man da, als d'autels, de sacrifices, de litanies**). Wirklich ist nichts geeigneter als jene Berliner-Debatten, „die Vermehrung der Andachtsmittel insbesondere durch liturgische Gottesdienste betr.", um einen tiefen Einblick in die bezüglichen Ueberzeugungen der Reaction, sowie über die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten zu gestatten.

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Juni 1853.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 11. Febr. 1854.

Referent war der geheime Regierungsrath Schede*). Dieser Herr beginnt mit Ankündigung des nahen Welt-Endes, zu ersehen, „wenn wir die Worte der ewigen Wahrheit (von den Zeichen vor dem Ende) an den Zustand der heutigen Christenheit, insonderheit unseres deutsch-evangelischen Volkes halten: an seine Unwissenheit in geistlichen Dingen, seine Unbekanntschaft mit dem Worte Gottes, seine Trägheit im Gebrauch der Gnadenmittel, seine Armuth an Glaubensfrüchten" rc.; „die Feindschaft, und was schlimmer ist, die Lauheit gegen Wort und Sakrament, diese Taub- und Blindheit, die sich über unser Volk gelagert hat wie dicker Nebel, worin hat sie ihre Quelle und ihren Grund?" „wie war es möglich, daß trotz der gereinigten Lehre und aller Gnadengaben des barmherzigen Gottes, jetzt, 300 Jahre nach der gesegneten Reformation, dasselbe Volk, das eine Bluttaufe ohne Gleichen empfangen, nun so matt und krank geworden . . . daß Heilung und Rettung unmöglich erscheinen dem menschlichen Blick?" Herr Schede antwortet sich selbst in donnernder Rede über die „aufgegangene Saat der falschen Propheten", über „jene Prediger der Anomie in allen ihren verschiedenen Gestalten", über „jene Wölfe in Schaafskleidern, die die Predigt des Evangeliums vom Reich in ihrem Kern vergifteten, die den Altar des Herrn seiner Kleinodien beraubten, die uns den edlen Schatz der deutschen Gnadenlieder in Wort und Ton verfälschten, und die in ihrer Lust an Lüge und Willkür die deutsch-evangelische Christenheit um alle die gewissen Güter des Heils betrogen"!

„Die liturgischen Schätze der alten Kirche"! — ist Hrn. Schede's Feldgeschrei zum Kampfe wider dieses furchtbare Verderben. Wie reich doch noch die Zeit der Reformatoren, nach der aus der römischen Kirche ererbten Ordnung, gewesen an täglichen Metten und Vespern, an Katechismus-

*) Verhandlungen des Berliner Kirchentags. S. 78 ff.

und Wochenpredigten, während jetzt nur hie und da noch die Schläge der Betglocken an dieses Gebetsleben mahnten, und ach! selbst der Altar und die wahre Eucharistie abgekommen seien, so daß den in Unwissenheit der Schrift, des Katechismus, des Gebets versunkenen Gemeinden „jeder Versuch, ihnen die Gnadenschätze der eigenen Kirche wieder aufzuschließen, ihnen die blanken Waffen wieder in die Hand zu geben, mit denen unsere Väter wider Rom (!) stritten, ja selbst die Kniebeugung der erlösten Gemeinde vor ihrem Gott — als eine Rückkehr in das Papstthum verschrieen und verlästert werde“! Man hat nun wohl an manchen Orten die alte Liturgie (das ganze äußere Gerippe des Meßopfers) in den Gottesdienst wieder eingefügt; aber „das große Werk der Wiederherstellung des evangelischen Cultus“ findet nirgends „das rechte Leben der Gemeinde im Gottesdienst, es fehlt an dem Strome der Andacht“; denn es hat sich „die Thätigkeit der Gemeinde fast nur auf das Singen einiger Lieder beschränkt“, auf einen Gottesdienst, „der mehr einer Summe getrennter Glieder, als einem lebendigen Leibe mit frischem Herzschlage gleicht“, „der den Eindruck der Willkür und der Zerrissenheit zurückläßt, daß es ebensogut anders seyn könnte, als es gerade hier und gerade heute ist“, in dem daher Liebe und Leben erstirbt.

Und als die Quelle dieses kläglichen Wesens wird das bezeichnet, was man sonst als den Hauptruhm des Evangeliums umzutragen pflegte. Denn Hr. Schede fährt fort: „Von der wie Ein Strom der Anbetung hinziehenden Cultusordnung haben wir jetzt fast nichts bewahrt, als den Predigt-Dienst und was im engsten Zusammenhang mit diesem steht; nach demselben wird die Gemeinde, als wenn sie aus lauter Katechumenen bestände, oder wie die Juden in der Verbannung, ohne Sakrament mit dem Segen entlassen.“ „Von dieser Lostrennung der Predigt von dem Altardienst und Erhebung derselben zum Centrum des Cultus war unzertrennlich eine ehedem wohl kaum für möglich gehaltene Richtachtung

des Altars selbst und das allmählige Verschwinden des eigentlichen Opferdienstes"; man brauche sich nur zu erinnern „an das übliche Ueberbauen des Altars mit der Kanzel, als ein sehr charakteristisches, in die Steine gebildetes Zeugniß, an das sehr ärgerliche Platznehmen der Gemeindeglieder im Altarraum, an das Beten der Geistlichen den Rücken zum Altar gekehrt" u. s. w. Kurz, vom „eucharistischen Opfer", das ist dem „Selbstopfer unserer Herzen im Gottesdienst", und vom „innersten Kern des eucharistischen Opfers", der wahrhaftigen Anbetung Gottes, „läßt unser heutiger Cultus allerdings nur noch wenig erkennen." „Das Einsammeln und Einlegen der Almosen erfolgt nicht in der Form eines gottesdienstlichen Opferactes und das Loben und Danken ist bei der Verwaltung des Sakraments so wenig in Uebung, daß wir vielmehr fast ausschließlich Passions-Gesänge mit dem heiligen Abendmahl verbinden zu können glauben, und darum auch den Zusammenhang und das Verständniß für die geretteten liturgischen Gesänge des Sanctus und Osianna, als die Verbindung des Cultus auf Erden mit dem der obern Gemeinde, einzubüßen in Gefahr stehen." Aus allen diesen Gründen nun protestirt Herr Schede gegen den Beschluß des Bremer Kirchentags: „daß die Predigt entscheidender Herz- und Mittelpunkt bleibe" — Namens der lutherischen Kirche, weil jene Stelle dem Sakrament gehöre, und das Wesen der Menschen an ihr nicht eine „Religions-Schule" bedinge, sondern — „die feste Ordnung der wahrhaftigen Anbetung und die eigene That in dieser Ordnung."

Also der bislang mißachtete Altar soll wieder Hauptsache im Gottesdienste seyn, nicht die Belehrung der Gemeinde; die Predigt soll hinter den Altar treten. Aber hier taucht auch gleich die große Schwierigkeit auf. Der Altar kann seine Bedeutung nur vom Opfer haben, das anerkennt auch Hr. Schede; das objektive unblutige Opfer hat man aber drüben verworfen; was versteht also Hr. Schede unter seinem

„eucharistischen Opfer“? Antwort: wie man sieht, ein rein subjektives Opfer, ein Darbringen seiner selbst. Gewiß! will man drüben durchaus „Opfer“, so kann es nichts Anderes seyn als das. Andererseits stellt aber eine solche Anschauung vom „Herz und Mittelpunkt“ des Gottesdienstes nicht nur die ganze protestantische Heilslehre, die nur ein Handeln Gottes mit dem Menschen, nicht umgekehrt, gestattet, auf den Kopf, sondern sie ist auch ebensowenig katholisch, sie läuft auf platten Rationalismus hinaus. Der symbolmäßige Standpunkt blieb denn auch in Berlin nicht unvertreten.

Hr. Schenkel war es, der Calvinist, der dießmal aufstehen und den ächtlutherischen Standpunkt retten mußte. Er fand es auch selbst auffallend, daß er, ein schweizerisch Reformirter, den referirenden Lutheraner an Luthers Ausspruch erinnern müsse: „die Predigt sei das fürnehmste Stück unseres Gottesdienstes“; „dieser Ausdruck stehe auch nicht vereinzelt da, sondern klinge in den größten Stunden seines Lebens wieder, und habe in den Bekenntnißschriften und in den Kirchenordnungen der lutherischen Kirche seinen Widerhall gefunden.“ Mit allem Recht fügt Hr. Schenkel selbst bei: „es bestehe zwischen der evangelischen Kirche und der katholischen ein principieller Unterschied, der sich kurz dahin bezeichnen lasse, das Wesen des katholischen Gottesdienstes sei Opferung, Anbetung, das des evangelischen dagegen Heilsverkündigung, Gnadenoffenbarung“; nicht als wenn nicht auch hier „Gebet und Opferung“ (seiner selbst nämlich) sei, „aber den eigentlichen Mittelpunkt könne nach seiner innersten Ueberzeugung das Gebet nicht bilden“, denn „bei dem evangelischen Gottesdienste komme es vor Allem auf Gottes Thaten“ (im Menschen durch die Predigt gewirkt) „und das Verdienst des menschgewordenen Gottessohnes an.“ Gleich nach Schenkel aber fiel der Wittenberger Prof. Schmieder wieder völlig aus der Solafide-Idee hinaus, und bis an den Hals in die praktische Werkgerechtigkeit hinein. „Ich will“, sagte er, „nur

die Anbetung als das Erste im Hause Gottes vertheidigen; es muß der Geist der Anbetung der Boden seyn, in welchen der Saame des Wortes Gottes gesenkt wird."

Es verhält sich aber mit der „Anbetung" ebenso wie mit dem Opfer. Die Anbetung als Centrum des Gottesdienstes setzt ein specifisches Objekt voraus. Dieses fehlt aber, wo das objektive Opfer fehlt, überhaupt wo die specifische göttliche Gegenwärtigkeit fehlt. Zufolge jener modernen protestantischen Opfertheorie müßte ja der Gläubige in der Kirche förmlich das Opfer seiner selbst anbeten. Die hergebrachte Praxis des protestantischen Cults hat die Consequenz auch scharf genug an ihr selber ausgedrückt; sie ist wesentlich ein Handeln des Predigers an der Gemeinde; die Kanzel steht an der Stelle des Opfer-Altars; ein Zielpunkt für „Anbetung" ist gar nicht vorhanden. „Der Geistliche soll der Stätte der Anbetung zugewendet beten"! — sagt ein naiver Eiferer für Cultus-Reform — „Das setzt aber voraus, daß wirklich eine Stätte der Anbetung da ist und macht, insofern eine solche in vielen Kirchen fehlt, ihre Herstellung nothwendig; kaum nämlich kann von Stätten der Anbetung in den Kirchen die Rede seyn, in welchen unter dem Predigtstuhle der Altar beinahe verschwindet, besonders wo über der Kanzel die Orgel angebracht ist, eine Einrichtung, welcher der Gedanke zu Grunde liegt, die Kirche sei vornehmlich ein Hör- und Sing-Saal. Die Verunstaltung der Kirchen geht aber noch weiter. Da ist z. B. eine Dorfkirche; nicht genug, daß der Chor, welcher dem Altar allein vorbehalten bleiben sollte, von Stühlen umgeben ist, er hat auch eine Empore, auf welcher die Orgel mit einem Spieltisch steht, so daß über dem Altarbilde das Brustbild des Organisten gleichsam zur Krone des ganzen Altars erscheint" *).

Nun ist allerdings nichts leichter, als dem Altar das

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 10. August 1854.

äußere Ansehen einer „Stätte der Anbetung", und dem Rücken des Predigers die Wendung nach der Gemeinde statt gegen den Altar, zu geben. Aber damit ist offenbar das Objekt der Anbetung immer noch nicht beschafft. Man fühlte dieß drüben auch selbst, wie ein eigenthümlicher Ausweg, den man wie unwillkürlich ergriff, deutlich genug beweist. Man setzte statt des fehlenden Opfers das „Sakrament"; das Sakrament, d. i. die Communion, sollte nun „Herz- und Mittelpunkt" des Cults seyn, anstatt wie bisher die Predigt. Die Schwierigkeiten beseitigten sich aber auch damit nicht, sie erhoben sich nur noch eigenthümlicher. Das Sakrament nämlich als Communion kann wieder nicht Objekt der Anbetung seyn, denn es ist bloß ein begränzter Act für den Empfänger. Auch diese Consequenz ist dem religiösen Volksbewußtseyn unauslöschlich eingeprägt. Unter andern gesteht einer der eifrigsten Anhänger der neuen Doctrin von der Vervollständigung des Gottesdienstes durch das Sakrament selber: wenn man auch für jeden Sonntag etliche Communikanten aufzubringen vermöchte, so erschiene diese Communion „doch immer als etwas zum Wesen des Gottesdienstes nicht Gehöriges, eben weil die Masse der Gemeinde bei ihrem Beginn die Kirche verläßt" *), also den Gottesdienst für beendigt ansieht. Aber auch abgesehen davon erscheint die Doctrin schon an sich als praktisch ganz unausführbar, ein solcher „vollständiger Gottesdienst" also unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich.

Uns liegt wirklich ein Organ vor, das sich mit klaren Worten dahin ausspricht. Dasselbe geht von dem Satze aus: „der Gottesdienst werde erst durch Hinzutritt der Communion vollständig und wahrhaft befriedigend." Es gibt demnach drei Abstufungen im Werth des Cultus: „vollendeter Gottesdienst", wo die ganze Gemeinde communicirt, „minder vollkommener

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

Gottesdienst", wo ein Theil der Gemeinde communicirt, „unvollständiger" Gottesdienst, „wo er sich bloß auf die Predigt beschränkt." Das Organ selber aber weiß keinen Rath, wie es nun zu machen sei, „um die Communionfeier wieder für jeden Sonntag zu erobern"; „wohl selbst in großen Stadt-Gemeinden, geschweige auf dem Lande, gehört eine allsonntägliche Communion zu den Unmöglichkeiten", auch könnte der Prediger eine solche Fatigue gar nicht aushalten. Wie weit es mit der Vernachlässigung des protestantischen Abendmahls überhaupt gediehen ist, werden wir an einem andern Orte sehen; es ist sogar nahezu außer Gebrauch gekommen, auf dem Todbette dasselbe zu verlangen, wozu hier insbesondere noch die Rücksichten auf die verheiratheten Prediger mitwirkten *). In der doppelten Ueberzeugung nun, daß ein Gottesdienst mit bloßer Predigt höchst mangelhaft, und daß es unmöglich sei, zu seiner Completirung allsonntäglich Communikanten zu bekommen, haben demnach die rücksichtslosesten Eiferer, wie z. B. Vilmar und seine Kurhessen, sich sogar zu der Auskunft herbeigelassen: daß in Ermanglung anderer Communikanten der Prediger allein communiciren solle. Gemeinhin aber schien dieß doch auch der verwegensten Reaction zu arg, zu handgreiflich an den opfernden Priester der alten Kirche, an die katholische Messe zu streifen. Das genannte Organ bescheidet sich daher schließlich: „man müsse in das Unvermeidliche sich fügen und für eine große Reihe von

---

*) Hr. Nathusius gibt diese Rücksichten z. B. durch folgendes, allerdings sehr bezeichnende Gespräch zu verstehen, das er unmittelbar aus dem Leben herausgreift. Die junge Tochter eines gottseligen Handwerkers ist mit 17 Jahren am Nervenfieber gestorben. „Hat sie die heil. Communion empfangen?" „„Aber wie können Sie darnach fragen?"" „Gottlob!" „„Ne, Hr. Prediger haben neun Kinder, wie konnten Sie in das angesteckte Haus gehen! Seien Sie doch einmal verständig!"" Wörtlich so das Halle'sche „Volks-Blatt vom 11. März 1854.

Sonntagen mit einem unvollständigen Gottesdienste sich begnügen, dagegen habe man mindestens zu sorgen, daß die Festtage der Kirche nicht unter diese Kategorie fielen"; „das Ziel (vollendeter Gottesdienst an jedem Sonntage) mag fern, sehr fern liegen, vielleicht ist es überhaupt — innerhalb der Volkskirche unerreichbar" *).

So stehen wir denn abermals vor der Ecclesiola in ecclesia oder irgend einer Zukunftskirche, d. i. vor der baaren Verzweiflung an dem wirklichen Zustande der Kirche. Den tiefsten Grund der hier herrschenden incurabeln gottesdienstlichen Impotenz läßt man freilich unberührt. Katholischerseits ist der ganze Cult nichts Anderes als die spontane Ausstrahlung der Gegenwärtigkeit des allerheiligsten Altarssakraments; drüben aber möchte man das herrliche Licht, und muß doch den Fokus desselben verwerfen. Nichts Anderes kann drüben der Gottesdienst seyn, als die Verkündigung der ein- für allemal vollendeten Erlösungsthat durch die Predigt; und eben diese Predigt, den nothwendigen Kern des symbolmäßigen Cults, glaubt man nun in Theorie und Praxis nicht genug zurücksetzen und einschränken zu können. Zu verwundern ist dieß freilich nicht; wie gesagt, liegt die unläugbare Erfahrung allzu unabweislich vor, daß diese bloße Predigt eher zerstreut, statt zu sammeln — selbst wenn sie an sich ganz untadelhaft ist!

Auch in diesem Falle, meint man jetzt, könne sie die Gemeinde nicht angemessen beschäftigen. „Unsere Gottesdienste miteinander leiden alle an dem großen Mangel, daß sie mehr nur den Charakter von Belehrungs- und Erbauungsstunden an sich tragen, die mit einem Lied anfangen und schließen, anstatt eigentliche Gottesdienste zu seyn, in denen die Gemeinde Gott allein dient und Opfer der Anbetung darbringt; die Gemeinde hat wenig zu thun, soll nur empfangen und ge-

---

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

nießen, was der Prediger aus dem Schatze seines Herzens hervorbringt, und ist des bloßen Genießens überdrüßig, ohne zu wissen, woran es fehlt. . . Die Gemeinde ist dabei unthätig, anstatt daß sie ohne Unterlaß mitwirken sollte im heiligen Dienst; sie thut weiter nichts, als daß sie zu Anfang und Ende ein Lied singt, die Predigt wird von Vielen verschlafen" *). Hier ist immer noch vorausgesetzt, daß die Predigt an sich untadelhaft sei; wenn sie nun erst aus einem ungläubigen oder verweltlichten Herzen, aus einem schwachen, unbegabten Kopfe kommt! Nicht umsonst hat die neue bayerische „Ordnung des Hauptgottesdienstes" sich als Bedürfniß einer liturgischen Gestaltung motivirt, „worin die Gemeinde ihrem Gott dienen kann, wenn etwa die Predigt matt und ungenügend ist, und der anregenden Kraft entbehrt." Kirchenrath Bomhard erklärte der Generalsynode sogar: „Man weiß ja, daß Hunderte unserer gewesenen Kirchengenossen, und nicht gerade die schlechtesten, von uns ausgegangen sind, und sich der römischen Kirche zugewendet haben, hauptsächlich deßwegen, weil ihnen unser Gottesdienst zu kahl und leer schien; wenn sich solche an Orten befanden, wo ihnen, wie das nicht selten der Fall ist, weiter nichts als ein schlechtes Lied und eine vielleicht noch schlechtere Predigt zur gemeinschaftlichen öffentlichen Erbauung dargeboten war, so müssen wir wohl zugeben, daß sie etwas zu ihrer Entschuldigung hatten" **).

Objectivität, Objectivität! ist also kurz gesagt das Losungswort. Dazu kommt noch die Richtung der Reaction überhaupt auf eine feste äußere Glaubensnorm — und das höchst auffallend forcirte Streben ist erklärt, den Cultus, respective die Predigt, möglichst von der Subjectivität des geistlichen Amtsinhabers zu emancipiren. Der Cult soll äußerlich vorgezeichnet seyn, und nicht mehr von dem Zufall guten

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. August 1851.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 27. Oct. 1853.

oder bösen Willens, geistiger Fähigkeit oder Unfähigkeit des Predigers abhängen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das ganze Vornehmen durchaus unprotestantisch sei. Uebrigens hat es zwei Seiten: eine negative und eine positive. Jene beschäftigt sich mit direkter Maßregelung der Predigt. Seit Reformationszeiten war es ein ständiger Vorwurf gegen die alte Kirche, daß sie das freie Kanzelwort auf die Seite setze. Diese Kirche hat aber nie gethan, was jetzt die Reaction drüben gegen das freie Wort thun zu müssen glaubt. Man möchte es vielfach am liebsten ganz beseitigen, oder durch feste Formeln und gedruckte Vorlagen, autorisirte Musterpredigten ꝛc. fesseln. Gegründete Motive sind freilich nicht in Abrede zu stellen. Schon die freie „Innere Mission" selbst bestimmte daher: ihre Zusammenkünfte sollten „zugleich Betversammlungen seyn, doch nicht wie bei den Pietisten, wo leicht geistliches Geschwätz und Hochmuth ist; es ist hier die uralte christliche Betform, die liturgische, die angemessenste, wobei die Betgenossen stehende Gebete oder Psalmen alle zusammen miteinander oder abwechselnd laut aus Einem Munde beten" *). Officiell scheint man in Bayern am weitesten vorgegangen zu seyn. Sonst, sagt ein Organ der officiellen Reaction selber, sei der freie Vortrag aus der Schrift und über sie so eingebürgert gewesen, daß „man es häufig für eine Schande achte, nicht etwas aus sich selbst produciren zu können"; jetzt aber thue sich das Streben kund, die Prediger mehr und mehr bloß an kirchlich approbirte gedruckten Werke zu binden. So erging den 3. Mai v. Js. vom Münchener Ober-Consistorium Befehl: andere als die zur Auswahl bezeichneten Schriften dürften in den Betstunden nicht gebraucht werden, und haben sich die Geistlichen aller eigenmächtigen Wahl strengstens zu enthalten; freie Vorträge über selbstgewählte Bibellektionen sind den Pre-

*) Dr. Merz in den Studien und Kritiken. 1854. II, 439.

digern in den Betstunden nur „ausnahmsweise und bis auf weiteres“, unter den schärfsten Cautelen, gestattet, und auch dann müssen sie dennoch von Zeit zu Zeit aus den vorgeschriebenen Erbauungsbüchern auch vorlesen, damit die Gemeinden auch die Erklärungen anderer schriftkundigen Männer hören; die biblische Lektion im eigentlichen Gottesdienste aber hat immer „ohne beigefügte Erklärung und Ermahnung“ zu geschehen *). Bei der nächstfolgenden Fürther Conferenz sprach man sich wenigstens in soweit gegen die bezüglichen Anordnungen aus: „als es für bedenklich gehalten werde, die Gottesdienste so anzustellen, daß das freie Wort der Schriftauslegung und der erläuternden und anregenden Betrachtung und Ermahnung ganz ausgeschlossen oder nur ausnahmsweise gestattet seyn sollte“ **). Wie sehr solche Tendenzen jeden consequenten Protestanten erschüttern müssen, ist leicht zu ermessen. „Der Altardienst“ — seufzt der Superintendent von Schkeuditz — „ist über die Predigt gesetzt, sie haben ihre Messe und ihr Brevier in den jeden Sonntag angewiesenen Liedern und Gebeten“ ꝛc.; sie verbannen die „freie Textwahl“; nur so zu, „so werdet ihr das Wort Gottes trefflich dämpfen und binden!“ ***)

Man sieht den engen Zusammenhang der negativen mit der positiven Seite der Reaction auf objectiven Cult. Die letztere Seite beschäftigt sich mit Einführung und Hebung des „Altardiensts“ oder der sogenannten „liturgischen Gottesdienste“ im Gegensatze zur freien Predigt. Daß auch in ihnen eine natürliche Consequenz der allgemeinen Reaction vorliegt, ist leicht einzusehen. „Wird das Bekenntniß mit unevangelischer Schroffheit und Starrheit betont, so kann das auch nicht ohne den entschiedensten Einfluß auf liturgische

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 1. Juni 1854.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 1. August 1854.

***) Stier's unlutherische Thesen. S. 50.

Formeln und Formen bleiben; der Entwurf einer Liturgie, den man in Altbayern der Generalsynode vorgelegt hat, ist ein Beweis für unsere Behauptung, denn sollte wohl diese Liturgie mit ihren unläugbar katholisirenden Anschauungen bei mild gesinnten Lutheranern, geschweige denn bei Unirten, Beifall finden können" *).

In der That kann der bezeichnete Vorgang in Bayern als ein Beispiel für andere Fälle dienen, namentlich hinsichtlich der Verlegenheiten, in die ein solches Unterfangen auch hier wieder unumgänglich verwickelt. Will man einmal feste gottesdienstlichen Formen und Formeln haben, so ist es natürlich, daß man sich nicht neue ausdenkt, sondern die durch ihr Alterthum ehrwürdigen hervorholt. Hier fragt es sich aber auch gleich: wie weit zurück und wie weit um sich man, ohne die bedenklichsten Collisionen mit dem Dogma, greifen dürfe? Die Reaction ist mit beiden Fragen endlos beschäftigt. Ohne Bedenken holt sie ihren Apparat aus der katholischen Kirche, wie denn z. B. nicht zu läugnen war, daß die neue bayerische Gottesdienst-Ordnung dem „römischen Missale" entnommen sei. Einige dreißig solcher Ordnungen waren in Bayern allein schon im J. 1823 in Gebrauch, dennoch aber hatte, wie Dr. Harleß erklärt, „die Kahlheit und Zerrissenheit in den herkömmlichen Gottesdiensten einzelne Geistlichen dahin gebracht, in Rückkehr zu den reichen liturgischen Formen der ältern Kirche theilweise Besserung eintreten zu lassen." Die neue Ordnung nun that noch mehr „im Repristiniren alter Formen und Formeln"; sie ging geradezu auf die eigentlich katholischen ein. Nichtsdestoweniger bemerkte Kirchenrath Bomhardt: damit sei noch keineswegs die ganze Erbschaft erhoben, „die wir aus der katholischen Kirche hätten mitnehmen sollen, z. B. manche trefflichen sinnvollen, schon dem grauen Alterthum angehörigen

*) Darmst. K.-Z. vom 7. Jan. 1854.

symbolischen Zeichen und Handlungen.“ Auch die Partei Löhe war mit der officiellen Vorlage nicht ganz zufrieden, weil sie das Missale zu frei und nicht weit genug übersetzt hatte; und auf der Synode selbst ward Klage laut über „die Willkür einzelner jüngern Geistlichen, denen das Aeltere immer noch nicht alt genug sei“, wie denn wirklich Einer, „um die Schätze der alten Kirche zur Berücksichtigung zu geben“, der Synode, nach ähnlichen auch anderwärts stattgehabten Vorgängen *), bereits liturgische Stücke in lateinischer Sprache vorgelegt hatte. Während aber so der eine Theil weiter und weiter trieb, schlug der größere Theil schon über der officiellen Vorlage die Hände ober dem Kopf zusammen: daß man die Leute katholisch machen wolle. Dr. Harleß selbst mußte Angesichts dieses „Haupteinwands“ der Synode seine polemischen Antecedentien zum Zeugniß aufführen, „da ihm von allen Seiten das besorgliche Gerücht zu Ohren gekommen, er wolle die Leute katholisch machen.“ Römisch, sagte Dr. Harleß damals, sei die neue Liturgie nicht, „im mindesten nicht“, wohl aber ächt katholisch; „denn in solcher Weise habe die Christenheit von je Gott gedient“ **).

Dr. Harleß sagt hierin wahr und unwahr zugleich: seine Liturgie ist nicht römisch, sie ist aber ebensowenig der Gottesdienst des kirchlichen Alterthums. Dessen Centrum war die Opferung, diese aber, also Offertorium und Kanon, mußte die neue Liturgie bei Seite lassen. Sie hat sich demnach die

*) Neun Pastoren aus und um Halberstadt z. B., eifrige Reactionäre gegen „die Gesangbuchs-Revolution in Deutschland, welche mit der Staatsrevolution in Frankreich ihr Wesen angefangen“, erklärten: „Wir wünschen sogar, daß ein lateinischer Satz in unserer sonntäglichen Liturgie erhalten würde, etwa das Gloria deo in excelsis, um der großen kirchlichen und geschichtlichen Gemeinschaft willen.“ Halle'sches Volksblatt vom 14. Jan. 1854.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 27. Oct. 1853; vgl. Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. August 1853.

Hülsen angeeignet und den Kern weggeworfen. Was in der alten Kirche ein lebendiger Organismus ist mit dem innersten Leben im gegenwärtigen Heiland, das ist hier der einbalsamirte Leichnam dieses Organismus, dessen Pulsschlag in's Stocken gerathen. Diese neuen Liturgien setzen also nur an die Stelle des einen subjectiven Beliebens ein anderes subjectives Belieben, und ob dieses den Gemeinden nicht bald ebenso „langweilig“ seyn wird, wie jenes, darüber war die Generalsynode selber sehr bedenklich. Die Kämpfer für die Predigt über dem Altar aber wissen diese Schwächen der Reaction recht wohl zu benützen. Der exclusiven Partei — äußern sie z. B. über die neue, jedoch nicht strikte vorgeschriebene, bayerische Liturgie — convenirt die vom Oberconsistorium zum fakultativen Gebrauche ausgegebene Form des Hauptgottesdienstes an Sonn- und Festtagen, in welcher durch liturgische Formen und Formeln eines allsonntäglich wiederkehrenden Confiteor, Absolution, Gloria in excelsis, Symbolum u. s. w. die Predigt, die immer neue, hinter das mechanische Ablesen eines Formulars mit obligatem Vor- und Rückwärtskehren zurückgedrängt wird. „Mögen die Gemeinden, welchen ein solches schauspielmäßiges Gebahren gefällt, eine solche Form des Gottesdienstes einzuführen berechtigt, mögen aber diejenigen, denen solches nicht gefällt, vor dem Zwange dazu bewahrt bleiben *)! Welchen Nutzen mag man von einer solchen mechanischen und geistlosen Art des Gottesdienstes erwarten, wenn dasselbe Material alle Sonntage in derselben Weise wiederkehrt? Was mag man davon erwarten, wenn man der Gemeinde auf die Aufforderung der Geistlichen: „„Lasset uns Dank sagen dem Herrn, unserm Gott““, die Antwort in den Mund legt: „„Das ist

---

*) Darnach hat sich die badische Generalsynode gerichtet. Der Ober-Kirchenrath schlug „eine doppelte Form des Cultus vor, eine einfachere und eine erweiterte“; die Gemeinden sollen die Wahl haben.

würdig und recht"", und den Geistlichen fortfahren läßt: „„Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ist es, daß wir dir, Herr — Dank sagen!"" rc. *)

Objectivität im Cult also will man, und kommt doch in allen und jeden Beziehungen über die Subjectivität nicht hinaus! Das objective Opfer der katholischen Kirche mangelt, so bleibt denn Alles drüben subjectiv und insofern allerdings „Pelagianismus, äußerer Werkdienst, Eigengerechtigkeit", wie Hr. Schenkel der Restauration vorwirft. „Dazu" — sagt dieser Gelehrte, indem er das vergebliche Ringen nach Objectivität trefflich schildert — „dazu hat unsere Zeit wieder große Neigung; darum wird auf den Opferbegriff wieder ein so großer Nachdruck gelegt, darum das liturgische Thun so ausschließlich betont, darum ist unter uns so wenig mehr vom evangelischen Glauben und so viel vom kirchlichen Bekenntniß die Rede, darum so wenig mehr vom priesterlichen Berufe der Gemeinden und so viel von der priesterlichen Würde des Amts. Auch das Geschrei gegen die Subjectivität der Predigt hat großentheils seinen Grund in einem versteckten romanisirenden Pelagianismus und Hierarchismus. Die Geistlichen sollen vorzugsweise Liturgen werden, das freiere lebendigere Element der Predigt soll hinter das traditionell und kirchenregimentlich gebundene der Liturgie zurücktreten; die Autorität des Amtscharakters soll die Autorität der gläubigen Persönlichkeit überragen; stehende Formen sollen die Hauptsache im Gottesdienste werden... Der bisherige Gottesdienst ist uns nach unserm Geschmacke zu überwiegend subjectiv, wir wollen einen kirchenregimentlich mehr geregelten, einen solchen Gottesdienst, in welchem das Element der freien Individualität möglichst beschränkt ist." Treffend schließt Herr Schenkel die Debatte: „es gibt nun einmal nur zwei consequente liturgischen Systeme: das römische, wonach der Opfer-

*) Darmst. K.-Z. vom 29. Sept. 1853.

Dienst der Messe, und das evangelische, wonach die Heils-Verkündung der Predigt im Gottesdienste die Hauptsache ist; was zwischen beiden in der Mitte liegt, ist ein aus der theologischen Halbheit und kirchenregimentlichen Rathlosigkeit unserer Zeit hervorgegangenes Flickwerk" *).

Da die Reaction aber nun einmal im Zuge ist, unter Anderm auch im Moment der Verjährung „Objectivität" und „Autorität" zu suchen, ihr z. B. keine Gesangbücher genehm sind, „als solche, die vor 200 Jahren, d. h. in ihrem apostolischen Zeitalter" verfaßt sind **): so ist es natürlich, daß sie sich auch mit aller Macht auf die Umarbeitung der neueren Agenden geworfen, und hier ebenfalls Formen und Formeln aus dem kirchlichen Alterthum hervorgesucht. Es ist ihr aber auch damit nicht besser ergangen, als mit der Liturgie. Immer stieß sie alsbald auf einen Punkt, wo der specifische Lehrbegriff ihr gebieterisch Halt zurief. Ohne Zweifel ist es sehr heilsam, daß sie also durch die That immer wieder in die tiefe Kluft zu schauen gezwungen wird, welche sie von der alten Kirche trennt; denn nichts ist gewisser, als daß man sonst desto weniger vom kirchlichen Alterthum wußte, je mehr man sich der Uebereinstimmung mit demselben rühmte ***). Indeß wird man auch für die Agenden nur die Hül-

*) Darmst. K.-Z. vom 24. und 26. Juli 1855.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 1. Sept. 1855.

***) Als z. B. der Rector Kröhne zu Bücken die Betrachtungen Augustins deutsch herausgab, bemerkte das „Volksblatt" dazu: „Sehe ich Recht, so fehlt uns nichts mehr, als die eigene unmittelbare Kenntniß der lautern Bäche, an denen wir von der Quelle der heiligen Schrift her die ganzen Auen der Geschichte und des Lebens der Kirche durchwandern könnten, ich meine die eigene Kenntniß der wichtigern Kirchenväter. Ist es nicht erstaunlich? Alles redet von den ersten christlichen Jahrhunderten als unsern eigentlichen Mustern, und Niemand, es sei denn ein Gelehrter, der ein Buch

sen von der alten Kirche nehmen, den jedesmaligen Kern wegwerfen müssen, solange der specifisch protestantische Lehrbegriff Norm geben soll. Man hat nun lauter ganz katholisch lautende Formeln, aber immer an dem Punkt, von wo der Geist belebend über sie ausgehen sollte — schneiden sie ab. So hat die Dresdner Conferenz der lutherischen Kirchenregierungen vom Mai 1854 ein eminent altkirchliches Trauritual angenommen, bis auf den Punkt, wo die Ehe als Sakrament erscheinen sollte. Die neue bayerische Agende hat, zum großen Verdruß der consequenten Lutheraner, den Exorcismus weggelassen, dieses „wesentliche Stück aller gesunden lutherischen Agenden seit der gesegneten Reformation"; jene Conferenz nun hat den Exorcismus, zum Schrecken der „Evangelischen" *), nach der Weise der alten Kirche in ihr Tauf-Formular aufgenommen, sorglich aber die Consequenz ver-

darüber schreiben will, nimmt sich die Mühe, die wichtigsten Dokumente derselben anzusehen. Die ganze Kirchengeschichte ist uns zu einem gelehrten Hörensagen geworden. Einen großen Theil der Schuld an diesem offenbaren Mangel der heutigen theologischen Bildung trägt es wohl, daß die Reformation gleichsam einen Spalt zwischen uns und die vorhergehenden sechszehn Jahrhunderte gezogen hat." Freilich meint Recensent, „es sollte nicht so seyn"; aber gleich darauf muß er unter tiefem Mißfallen in Hrn. Kröhne's Vorrede lesen: „er habe die Schrift Augustins also bearbeitet, daß kein evangelischer Leser derselben solche Lehren und Ausdrücke darin finden dürfte, die zu dem Bekenntnisse seiner Kirche im Widerspruche stehen." Halle'sches Volksblatt vom 4. Febr. 1854.

*) „Ich muß Ihnen sagen, daß ich es sehr begreiflich finde, wenn man nur hoffen kann, jene Beschlüsse werden nicht zur Ausführung gelangen. Lesen Sie nur die Taufform. Da ist die Teufelsentsagung vollständig wieder eingeführt. „„Es soll der Täufer das Kind durch seine Pathen dem Teufel absagen"", und zu diesem Behufe die Frage: ob man dem Teufel 2c. entsage, von den Tauf-Zeugen bejahen lassen." Das sei denn doch einigen Conferenzmitgliedern, namentlich denen von Sachsen und Würtemberg zu viel gewesen. Allg. Ztg. vom 9. Dec. 1854.

mieden, statt der Pathen, „wie in der römischen Kirche die Kindlein selbst anreden“ zu lassen *).

Ein merkwürdiges Beispiel dieses Genre's lieferte jüngst noch Mecklenburg, an dem sich zugleich erweist, auf welcher Seite die instinktiven Sympathien des Volkes stehen: auf der des vollständigen altkirchlichen Rituals oder seiner Maßregelung durch den specifisch protestantischen Lehrbegriff. Bei der Conferenz zu Rothenmoor von 1854 kam zur Sprache, daß es in vielen Gemeinden in neuerer Zeit Sitte geworden, die Leichen mit einer Art Segen zu bestatten, dessen Formeln zwar verschieden seien, aber doch alle mehr oder minder eine Fürbitte für den Gestorbenen enthielten. Nun war man zwar einig darüber, daß „solche Fürbitten ein starker Hebel gewesen, die Irrlehre vom Fegfeuer und den ganzen Wust der daran hängenden römischen Unwahrheiten zu Tage zu fördern“, ebenso, daß „der Tag des Gerichtes uns finden wird, wie die Stunde des Todes uns gelassen, daher jede Fürbitte in dem Sinne unbedingt zu verwerfen sei, als könne sie ein Mittel seyn, einem unbekehrt Gestorbenen noch zur Seligkeit zu helfen.“ Andererseits bemerkte der Referent: „das große Alter der Fürbitten für Todte scheine für sie zu sprechen, da sie nicht etwa erst bei Augustinus, sondern schon in den sogenannten apostolischen Constitutionen sich fänden.“ Dagegen aber standen die „unzweifelhaften Abmahnungen Luthers“, und „die Gewißheit, daß jedes Fürbitten alsbald auch die Hoffnung einführe, dadurch noch etwas zu erreichen, also wieder jenen Weg in's Fegfeuer führe.“ Der Beschluß lautete also, „die Fürbitte, als durch welche nichts erreicht, doch viel Gefahr gebracht werde, fallen zu lassen.“ Damit war auch über die Einsegnung der Leichen entschieden. Indeß stieß der Entscheid auf nicht geringe Opposition. Ein solcher Beschluß! hieß es — „während es von anderer Seite als ein

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 16. Febr. u. 21. Sept. 1854.

Zeichen tiefer Richtachtung kirchlichen Segens erklärt wird, daß z. B. in Berlin nur ungefähr für den vierzigsten Theil der Leichen die Einsegnung eines Geistlichen begehrt wird, und während es bei uns den kirchlichen Behörden als eine Wohlthat verdankt wird, daß seit geraumer Zeit auch in jenen Gegenden nunmehr die Einsegnung bei allen Leichen nachgesucht wird, wo sonst ein dem genannten wenigstens ähnlicher Zustand obwaltete *)!"

Die Wiedereinsetzung des Altars in seine Würde über der Predigt kann natürlich auch nicht ohne Folgen bleiben bezüglich der menschlichen Zuthaten zum Gottesdienst. Das Bemühen, durch diese Zuthaten die mittelst der vielgerühmten „edeln Einfachheit des Evangeliums" geleerten Kirchen wieder zu füllen, geht damit Hand in Hand. Wir hören daher jetzt weniger räsonniren über den „sinnlichen und veräußerlichenden Pomp" der katholischen Kirche; im Gegentheile findet man mehr und mehr, daß ihm doch ein richtiges christlich-pädagogisches Princip zu Grunde liege, und selbst die Subjektivisten sagen jetzt mitunter: man habe im Cult auch „einem tief wurzelnden Bedürfniß der vom Sinnlichen nie ganz loskommenden Menschennatur" gerecht zu werden **). Weniger freilich vermag man jenen Pomp nach der Seite zu fassen, nach welcher er eine schuldige Huldigung ist vor dem specifisch gegenwärtigen Gott. Man hat eben drüben keinen also gegenwärtigen Gott. Die leitenden Erwägungen über die Wirkungsweise menschlicher Zuthat im Gottesdienst dürften demnach so ziemlich aus den Geständnissen sprechen, zu welchen ein deutscher Protestant über der Anschauung einer katholischen Christmette zu London sich jüngst noch gedrängt fühlte: „Das ist doch die wahre Religion des Volkes, die weltbeherrschende Kirche, diejenige Art des Cultus, worin

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 10. August 1854.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 28. Juli 1855.

uns nicht die Hinnahme der individuellen Ansicht, welche ein Einzelner über eine Bibelstelle hegt, als Religionspflicht dargestellt, sondern in der Predigt auch formell nur die breitesten Züge des Heilsgrußes gegeben werden, und es der Kunst und der Symbolik überlassen bleibt, den Geist in jenen idealen Aether emporzutragen, wo auch das salbungsvollste Rednerwort immer nur ein plumper und unzureichender Führer seyn wird. Die protestantische Orthodoxie müht sich in neuester Zeit wieder ab, die abgeblaßten Gegensätze des Reiches der Engel und der Teufel für den Begriff aufzufrischen; die katholische Kirche verfährt politischer. Sie weiß, daß eine Weihnachtsmette genügt, um der erregten Phantasie in den reinen weiblichen Stimmen des Chors das Reich der lichten Engelsgestalten im Gegensatz zu dem des Bösen in Farben und Ton herrlich und strahlend zu erschließen, und so erreicht sie ihren Zweck, ohne sich polemisch und theoretisch ebensosehr abzumühen, wie die protestantische Schwesterkirche" *).

So hat sich denn die Reaction zum Theil mit großer Hast auf die Kunst geworfen, um sie als Magnet gegen die allgemeine kirchliche Entfremdung und als stillschweigende Lehrerin und Bewegerin der Herzen wieder in den Gottes-Dienst einzuführen. Selbst in den Heimathländern des Calvinismus hat man sich zu solchen Schritten herbeigelassen. In Zürich zerschlug das Apostolat des lautern Worts im J. 1524 die „Bilder und Götzen", in Bern spielte der Organist 1528 noch die Melodie, „ach armer Judas, was hast du gethan", darauf ward die Orgel zertrümmert. Jetzt aber hören die wenigen kirchenbesuchenden Protestanten im Berner Münster die Töne einer prachtvollen neuen Orgel, und im Züricher Münster sind vollends die Heiligenbilder wieder eingezogen, sammt den Heiligenscheinen um die Häupter in blendendem Glanz von den Chorfenstern herabstrahlend. Die

*) Allg. Ztg. vom 1. Jan. 1855.

Zwinglianer vom alten Schlage meinen freilich, das sei schon halbwegs Rom, und die Gefahr des Abfalls scheint ihnen um so größer, als auch die Kanzel selbst „ganz katholisch“ wieder im Schiff der Kirche steht *)! Noch unbedenklicher natürlich gibt man sich auf lutherischer Seite dem Experiment hin, durch allerlei sinnenfälliges „Menschenwerk“, das man sonst so sehr verlästerte, den verlassenen Altar für das menschliche Herz wieder interessant zu machen. „Um so kräftiger wird die Mitwirkung der Kunst seyn können, wenn unsere Kirchen wieder einen Chor erhalten, gleichsam ein Allerheiligstes im Kirchengebäude; hier darf nun freilich die Darstellung des Sühnopfers Christi niemals fehlen, sei es bei den ärmsten Gemeinden auch nur ein einfaches Crucifix; wo Mittel vorhanden sind, müßten in den Chorfenstern, da selbstverständlich die Glasmalerei bei uns die Frescomalerei ersetzen muß, auch die Auferstehung 2c. gegeben seyn; ebensowenig sollte in der Nähe des Abendmahlstisches eine Darstellung der Einsetzung desselben fehlen“ **). Ganz consequent und auf unumstößliche Erfahrungen gestützt, suchte man denn auch bereits den Grund der Erfolglosigkeit, an dem die protestantische Propaganda in katholischen Ländern leidet, in der äußerlichen Erscheinung ihres Protestantismus. Er nehme nämlich dem Gottesdienste, was dieser für den sinnlichen Menschen Begehrenswerthes habe, und gebe nicht zurück, was als Ersatz den Geist recht aufrichten und das Herz ganz befriedigen könnte; um Erfolg zu haben, müsse der Protestantismus „das Aeußerliche, Geschmackvolle und Kunstreiche des katholischen Gottesdienstes bestehen lassen“ ***).

Damit soll übrigens nicht gesagt seyn, daß die ganze Reaction von der Tendenz durchdrungen sei, menschliche Kunst

*) Stuttgarter „deutsches Volksblatt“ vom 13. August 1853.
**) Darmst K.=Z. vom 27. Dec. 1853.
***) Gelzer's protest. Monatsblätter. 1853. August S. 123 ff.

wieder beizuziehen zum Dienst im Heiligthume. Ein ziemlicher Theil hält sich hartnäckig fern von diesem Streben, und zwar aus zwei verschiedenen Motiven. Bei den Einen nämlich wurzelt die Ueberzeugung zu tief, daß dabei doch nichts Anderes herauskommen werde, als eine Blamage gegenüber den Katholiken, bei den Andern das reformatorische Princip: was immer nicht als ausdrücklich in der Bibel angeordnet sich nachweisen lasse, das sei gefährliches „Menschenfündlein" in Sachen des Heils. Läßt man einmal dieses Princip fallen, so geräth man unfehlbar in eine höchst bedenkliche Concurrenz mit der katholischen Kirche, und in den unvermeidlichen Schein des „Katholisirens". Wie ächt „evangelisch" lautete dagegen die Cultuslehre z. B. noch in der Hof-Gottesdienst-Ordnung für Rudolstadt von 1794! „Die Communion sollte eigentlich just so, wie sie unser Heiland einsetzte, gehalten werden; weil es aber zuviel Aufsehen machen würde, wenn man die Handlung auf den Abend verlegte, so kann man es einstweilen so lassen. Nur muß das Singen des Vaterunsers und der Einsetzungsworte wegfallen, denn unser Heiland hat gewiß dazu gesprochen und nicht gesungen, und wenn er es am Tage gehalten hätte, so würde er gewiß keine Lichter angebrannt haben; diese müssen jedem vorurtheilsfreien Mann auffallen und wegbleiben" *). Wirklich sieht man auch, daß gerade das exclusiv-

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 28. April 1855. — Allerdings wurde jedoch das Princip auch schon in frühern Zeiten nicht immer gleichmäßig streng applicirt. „Während z. B. im nördlichen protestantischen Bayern, in Bayreuth, selbst in der Elevation beim heiligen Abendmahle nichts Katholisches gefunden wird, werden im südlichen Bayern, näher an der Schweiz, schon Kerzen auf dem Altare während der Abendmahlsfeier für katholische Sitte gehalten, ebenso auch jeder Altargottesdienst. In manchen Gegenden hält man ein Crucifix auf dem Altar, in andern sein Vortragen bei Leichen, in andern das Respondiren des Geistlichen am Altar, in andern nur das

lutherische Volk am schwersten mit der künstlerischen Neuerung im Cult sich befreundet. Als z. B. Hr. Rüger, Prediger der separirten Gemeinde zu Köln am Rhein, der „viel ästhetischen Sinn hatte und deßhalb große Liebe für Liturgie, Schmuck und Zier des Gottesdienstes", „mit Lust dem Herrn an seinem Altare sang, und seine Gemeinde den liturgischen Gesang lehrte, als er für eine würdige, der Liturgie entsprechende Einrichtung des Gotteshauses sorgte, und es selbst wagte, über den schwarzen Talar das weiße Chorhemd zu tragen, als die geziemendste Kleidung für alle Boten der Auferstehung Christi, seitdem die Engel im Grabe Jesu im lichten weißen Gewand erschienen": da sah man Hrn. Rüger's „Hinneigung zum römischen Wesen" für erwiesen an, und es besteht wenig Zweifel, daß der aus dem „weißen Hemd" resultirende Verdruß den Armen in sein frühes Grab stürzte *). Hr. Rüger war eben Neulutheraner, und die Neu-Lutheraner nehmen es bekanntlich mit den reformatorischen Principien nicht einmal im Dogma genau, geschweige denn wo es gilt, ihr im Unterschiede vom allgemeinen Priesterthum göttlich angeordnetes Amt mit entsprechendem Glanz zu umgeben, und es über jenes Priesterthum hervorzuheben.

Aber sogar auch in der Innern Mission, bei den genuinen Kirchentagsmännern finden wir eine hartnäckige Opposition gegen die rituelle Verwendung der Kunst. Wir finden Stahl und Bethmann-Hollweg hierin gespalten. Während letzterer eine eigene Association für Hebung protestantisch-kirchlicher Kunst gegründet hat, nimmt dagegen der oftgenannte Berliner „evangelische Verein" hierin eine seiner doppelten

---

Singen desselben für katholische Sitte. Es fehlt also hier offenbar an Uebereinstimmung, wie an einem klaren Begriff dessen, was eigentlich katholisch ist." — Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 23. November 1854.

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Dec. 1852.

Aufgabe angemessene Stellung ein: den Gegensatz wider die alte Kirche wo möglich noch zu schärfen, und andererseits den Protestantismus „zu den reinen kirchlichen Urformen der apostolischen Zeit zurückzuführen.“ Hr. Abeken ergriff daher vor geraumer Frist schon Gelegenheit, in jenem Verein „vor fernerer Hereinziehung der Kunst in den protestantischen Gottesdienst, sogar vor den gothischen Domen selbst, zu warnen, und empfahl statt deren eine recht zahlreiche Wiederherstellung der Bretterkirchen, in denen der kirchliche Cultus seine wahrhafte Erneuerung und kräftigere Belebung zu finden bestimmt sei“ *). Es scheinen hier die beiden obengedachten Motive zumal mitzuwirken. Entschieden aber schlägt das erstere vor, je tiefer wir hinabsteigen den Massen der hierin besonders vorsichtigen Subjectivisten zu. Namentlich hat sich auch die theologische Mittelpartei der Heidelberger auf die Zionswarte gestellt gegen das „vom puseyitischen Zeitgeiste inficirte moderne Lutherthum“, mit seinem Bemühen um „recht viele solche menschliche, zumal auf künstlerische Effekte hinzielende Einrichtungen.“ Freilich wird auch Niemand die Partei Lügen zu strafen vermögen, wenn sie zu bedenken gibt: „der Cultus muß organisch wachsen wie die Pflanze“, und „was wir auch unternehmen und zu Stande bringen mögen auf dem Gebiete äußerer kirchlicher Bethätigung, wir werden doch Angesichts der imponirenden römischen Kirchlichkeit bloße Stümper darin bleiben, unser Kirchenthum wird sich neben dem römischen ausnehmen, wie eine mißlungene Copie neben einem wohlgelungenen Original“ **).

Weniger Opposition als diese Nachahmung im höhern Styl erfuhr die Hinübernahme einer andern altkatholischen Praxis im Interesse „des zu evangelisirenden Volkes“. Ich meine die Verbreitung religiöser Bilder zur Erweckung

*) Allg. Ztg. vom 14. April 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 9. Juli 1853.

kirchlicher Eindrücke im gemeinen Volke. Der Bremer Kirchentag bereits beschäftigte sich sehr eingehend mit dem Gegenstand. Ein Superintendent wies insbesondere hin „auf die Gesunkenheit des Religionsunterrichts in den Volksschulen, zu dessen Hebung, namentlich des geschichtlichen, die Einführung von Bilderbogen in die Volksschulen dienlich seyn würde.“ Dr. Wichern, der Fürst der Innern Mission, hatte in deren Centrale, dem rauhen Hause zu Hamburg, bereits eine große Fabrik für religiöse Bilder angelegt, und das Geschäft scheint sich überhaupt lucrativ gemacht zu haben, wenigstens konnte ein Mitglied aus Neuruppin „als erfreulichen Erfolg“ melden, daß eine dortige Schandbilder-Fabrik nun selber Hrn. Wicherns Bilder nachdrucke *). Was ist nicht auch über dieses Stück stillschweigender Volksmission bei den Katholiken drüben schon geschmäht und gehöhnt worden; jetzt bewunderte man darin einen Beweis tiefer seelenkundigen Weisheit, und glaubte in der Nachahmung kaum genug thun zu können. Einem wohlmeinenden Helden der Innern Mission kam gar der Einfall, man solle die Leierkasten-Männer zu Missionären mit Bildern machen. „Es würde dieß eine der volksthümlichsten Arten der Innern Mission seyn, denn es ist unglaublich, wie stark die Wirkung von Bildern auf den literarisch nicht gebildeten Theil des Volkes, und wie gänzlich diese Wirkung bisher bei uns vernachlässigt ist. Macht diese Weiber, mit ihrem Stecken in der Hand und ihren heroischen Stimmen, zu Straßenpredigern“ **)!

Kehren wir aber zurück zu dem Altar des protestantischen Gottesdienstes, um noch einige Consequenzen seiner

---

*) Nebenbei bemerkt, erfolgte einige Abkühlung dieser Freude durch Wichern's Erklärung: „er habe sich genöthigt gesehen, diesen literarischen Diebstahl — gerichtlich zu verfolgen.“ Berliner Allg. K.-Z. vom 10. Nov. 1852.

**) Halle'sches Volksblatt vom 18. Mai 1853.

Reactivirung zu beobachten. Wir treffen darunter auch die: daß nun plötzlich der Pastor der „eigentliche und alleinige Sänger" seyn sollte, alle Anderen nur Chor. Auf alle Einwendungen gegen diese radikale Umkehr der bisherigen allgemeinen Uebung antwortet man mit der gewichtigen Gegenfrage: „sollen die Pfarrer etwa, wie es der Rationalismus hinterlassen, aus Priestern und Pastoren zu bloßen Predigern degradirt bleiben"*)? Hier kommt also bei der Wiederherstellung des Altars über der Predigt auch die Musik in Mitleidenschaft. In Bezug auf die praktischen Schwierigkeiten wollen wir nur bemerken, wie schon die bayerische Generalsynode mit der Thatsache zu kämpfen hatte, daß eben die meisten Pastoren nicht singen könnten, und wie über den Ausweg zweierlei Meinungen bestehen. Die Einen halten es mit dem berühmten Harms, der, um ja aller Werkheiligkeit den Paß abzuschneiden, auch „den mit Gesang und Stimme begabten Pastoren" anräth, „nicht schön zu singen"*); die Andern dagegen meinen: „das dürfe einen, der die Musika nicht von Haus mitgekriegt hat, nicht abhalten, und wenn er auch 30 und 40 Jahre alt wäre, noch singen und spielen zu lernen; denn woher soll der fröhliche Sang- und Lobegeist wach werden, wenn keine musikalischen Pastoren da sind"***)?

Aber auch hier gibt es einen Punkt, an dem die Verwicklung bedenklich wird und eine Collision mit dem specifisch protestantischen Dogma unvermeidlich ist. Einerseits nämlich um die Sache noch sinnengefälliger zu machen, andererseits um den Altardienst noch höher über die Mitwirkung des Volkes hinauszuheben, ihn noch mehr zu objectiviren, hat man da und dort auch noch zu einem andern katholischen Gebrauch gegriffen, zu dem der stehenden Chöre nämlich. So

*) Halle'sches Volksblatt vom 9. August 1854.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 27. Oct. 1853.

***) Halle'sches Volksblatt vom 9. August 1854.

ist namentlich in Preußen geschehen; und erst vor Kurzem hat man auch zu Karlsruhe für die Hofkirche einen „stehenden Sängerchor" angeordnet, der „durch selbstständigen Vortrag der schönsten Choräle die Andacht erhöhen soll"; ebenso soll „die so wesentliche musikalische Bildung der künftigen Geistlichen" von nun an entsprechend berücksichtigt werden *). Man scheint nicht bedacht zu haben, daß diese Chöre sich als das flagranteste Attentat darstellen gegen — das Dogma vom allgemeinen Priesterthum. Aber die hinkenden Boten kommen nach. Schon verlautet aus Preußen: daß diese „katholisirende" Richtung hart angefochten werde, und „die Opposition habe sich gegen die so schöne Erneuerung der Chorsänger-Institute überhaupt gewendet" **). Will man das Motiv der Opposition wissen, so gibt das Organ der Erlanger Mittel-Partei es sehr präcise an: „Das ist in Wahrheit papistisch, wenn die Stücke unserer Gottesdienstordnung lediglich vom Geistlichen und einem Chore gesungen oder gesprochen werden, während die Gemeinde schweigt; bei uns Protestanten sollen alle mitsingen oder mitsprechen, die in der Kirche sind, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen sammt den Kindern" ***).

Als die Reformation den christlichen Altar umwarf, blieben ihre Anhänger aufrecht vor den Trümmern stehen. Sie thaten daran ganz folgerichtig; etwas specifisch Göttliches oder Heiliges lag nicht mehr vor ihnen, wozu also die Stellung des Leibes ändern, in der der Christ auch sonst durch das Leben geht? Wizel erzählt: wenn die ersten Gläubigen der neuen Lehre noch dann und wann Einen auf den Knieen beten gesehen, hätten sie sich verwundert gefragt: was muß das für Einer seyn? Sie hatten recht; es war jedenfalls

*) Allg. Ztg. vom 11. April 1855.

**) Allg Ztg. vom 13. April 1855.

***) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 17. März 1855.

Einer, dessen Glaube von einer specifischen göttlichen Gegenwart lehrte, sei es ein Katholik oder ein Heide, keinenfalls ein Neugläubiger. Auf den Knieen hatte die alte Kirche ihre oberste Tugend, die Demuth, üben gelehrt; jetzt verschwand die Demuth, wo man nicht mehr knieete, und wuchs der geistige Hochmuth, bis er nach dreihundert Jahren überschlug. Wir wissen Alle, wie die jähe Katastrophe Land und Leute zu verschütten drohte. Die protestantische Reaction bekannte sich zu der wahren Ursache des drohenden Verderbens, zwar nicht bewußt und in Worten, aber unbewußt und in der That. Sie richtete ihren Altar wieder auf und schrie ihrer Welt zu: „Auf die Kniee!" Es ist dieß ein scheinbar kleiner Zug an der Reaction, und doch ist er von so tiefer Bedeutung. Seit 1848 verbreitete sich drüben eine förmliche Agitation für das K n i e e n. „Auf die Kniee!" rief der Landrath Kröcher aus Gardelegen am Berliner Kirchentag: gegen den Bann auf dem deutschen Volke helfe besonders Gebet, zum Gebet aber müsse „man sich b e u g e n"; das geschehe nicht, in den Kirchen seien die Kniebänke abgeschafft, und auch die Kirchentage beteten nicht auf den Knieen. „Auf die Kniee!" hatte die Gnadauer Conferenz gerufen: „der Herr will diese Beugung des alten Adam haben, und das Gebet auf den Knieen scheint das Erste zu seyn, womit wir anfangen müssen, umzukehren und Buße zu thun." „Die erste christliche Kirche", fährt der Redner fort, „hat häufig knieend gebetet, unsere Väter v o r der Reformation haben es gethan, .. warum ist es jetzt so ganz abgekommen, und kommt in den Kirchen, wo es noch theilweise z. B. bei der Beichte und an den Bußtagen stattfindet, immer mehr ab? Dagegen ist es allgemein gebräuchliche Floskel, bei den Gebeten zu sagen: Herr wir wollen uns vor dir auf die Kniee in den Staub werfen ꝛc.; aber dieß geschieht nicht. Ist das nicht eine Erheuchelung von etwas, was doch nicht ist" *)? Bei

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Juni 1853.

der folgenden Wittenberger Conferenz hatten bloß Einige das Eröffnungsgebet knieend mitgesprochen; nachher erinnerte ein Prediger: es möge doch der innerlichen Beugung durch das Kniebeugen auch ein Ausdruck gegeben werden, „bis es Gott gefalle, unsere Füße auf weiten Raum zu stellen"; der Präses stimmte mit der Bemerkung bei: „es dürfe auch in glücklichen Zeiten das Kniebeugen nicht aufhören *)." Die Prediger, eiferte das Hauptorgan dieser Agitation, müßten ohne weiteres mit dem Knieen den Anfang machen; als jüngst bei einem Missionsfest der Superintendent die Gemeinde auf den Knieen beten lassen, „habe das die einzelnen Herzen mächtig ergriffen" **). Man schien schon praktische Anstalt zur allgemeinen Einführung dieser christlichen Sitte zu machen; sogar über Sachsen konnte das höchst beunruhigende Gerücht ausgehen, es handle sich um officielle Herstellung von Kniebänken in den Kirchen. Hatte ja die Gnadauer Conferenz bereits offen über das Thema berathen: „Ist es nicht Zeit, daß wir uns erheben, und die kirchlichen Behörden darauf aufmerksam machen, daß zur Schande unserer Kirche die Gotteshäuser jetzt meistentheils schon so eingerichtet sind, daß das knieende Gebet fast unmöglich wird, daß wir also darum bitten, es möchten in den Kirchen ordentliche Kniebänke wieder hergestellt werden" ***)?

Aber auch hier blieb eine schwierige Frage zu lösen, die nach dem eigentlichen Motiv oder Object des Knieens. Der Katholik kniet zunächst vor dem leiblich gegenwärtigen Allerheiligsten, drüben aber mangelt der Tabernakel. Sobald daher das Problem aufgestellt wird: wann und wo auf den Knieen gebetet seyn wolle? erscheint das Kriterium doch wieder als ein rein sub-

*) Halle'sches Volksblatt vom 26. Nov. 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 23. Juli 1853.

***) Halle'sches Volksblatt vom 8. Juni 1853.

jectives. „Die Kniee", lautet z. B. eine Antwort von der Gnadauer Conferenz, „sollen im Gebet zusammensinken, wenn der Sünden Last recht mächtig auf uns drückt" *). Wir sind hiemit auf unsern Ausgangspunkt zurückgekommen. Die Reaction hat leicht sagen, der Gottesdienst solle nicht ferner eine bloße „Religionsschule" seyn, sondern eine eigentliche Feier göttlicher Mysterien; aber der Altar, auch der wiederaufgerichtete, ist eben leer; der Gottesdienst ermangelt daher seines entsprechenden realen Objects, seine Motive sind und bleiben subjective.

An diesem Punkte hat der das ganze Christenthum stürzende Satz seinen natürlichen Ursprung genommen: man könne Gott in der freien Natur so gut dienen, wie im steinernen Tempel. An demselben Punkte hat das Leben überhaupt sich von der Kirche geschieden, und die Kirche vom Leben. Es ist ein wahrer Gedanke, und man könnte ihm wohl aus ahnungsvollen Schauern zu pragmatischer, wissenschaftlicher Gestaltung verhelfen: daß keine Beziehung des menschlichen Lebens normaliter existire, die nicht durch ein unsichtbares Band mit dem Tabernakel zusammenhinge. Keine Zeit hat mehr Zeugniß dafür gegeben, als diese unsere auf's Aeußerste zerrütteten Tage. Es ist dieß im Grunde dieselbe, wenn auch noch dunkle Idee, welche der protestantischen Reaction die tiefe Ueberzeugung eingepflanzt hat, daß den öffentlichen Zuständen nur zu helfen sei durch — Wiedervereinigung der Kirche mit dem Leben. Die Kirche, die zur „Religions-Schule" gewordene, soll wieder in's Leben eingeführt, oder das Leben wieder in die Kirche zurückgedrängt werden. Den alten Zusammenhang hat man einst selbst zerrissen, und nun, wo man ihn um jeden Preis wieder herstellen zu müssen glaubt, greift man zu eitel katholischen Bindemitteln. Aber die göttliche Seele des Zusammenhangs kann man nicht mit

*) Halle'sches Volksblatt vom 23. Juli 1853.

hinübernehmen, und also fehlt den Bindemitteln eben das Wesen, die anziehende Kraft.

So hat die Reaction z. B. auch eine eigentliche Agitation erregt für die katholische Sitte des Offenbleibens der Kirchen; einzelne Prediger, z. B. der Superintendent Büchsel zu Berlin, haben ihre Kirchen ohne weiters täglich aufgeschlossen. Von dem Erfolg ward aber wenig vernommen; natürlich, denn was hatte man in der einsamen Kirche zu suchen, das man im einsamen Kämmerlein nicht auch finden könnte? Konnte man dort etwa ein ewiges Licht anzünden vor dem Hause des zarten Frohnleichnams? Die Agitation richtete sich mit großem Eifer auch auf tägliche Gottesdienste; nicht bloß an jedem siebenten Tag sollte die Kirche an das Leben herantreten. „Soll unsere Kirche wieder mehr als eine Sonntagsschule werden, so muß es nothwendig auch dahin kommen, daß nicht bloß stillschweigende, sondern auch laute Anbetung in unsern Gotteshäusern wieder täglich wird" *). Eine Stimme aus Preußen erklärt noch insbesondere: Herstellung der alten Kirchenordnungen, „besonders Wochengottesdienste, überhaupt tägliches Eingreifen der Kirche und der öffentlichen Andacht in das gesellschaftliche Leben", sollten die Mittel seyn, dem Sektenwesen zu wehren, „das in verschiedenster Gestalt um sich gegriffen hat, als Frucht der Schwärmerei vorzüglich in Pommern, als Frucht der Aufklärung besonders in der Provinz Sachsen" **). Andererseits meinte die Gnadauer Conferenz: „der (sonntägliche) Nachmittags-Gottesdienst sei eine Lebensfrage, und nothwendig auch auf dem Lande durch mehr Mannigfaltigkeit und durch liturgische Elemente zu beleben, ebenso die Wochen-Kirche"; aber „mitten am Tage lasse sie sich weder halten noch herstellen, also Verlegung auf den Abend, wie es auch

*) Halle'sches Volksblatt vom 21. Mai 1853.

**) Freimüthige Sachsenzeitung vom 20. Juli 1853.

die viel praktischere katholische Kirche so mache" *). — Man sieht wohl, daß drüben jeder Weg gerecht wäre, auf dem das katholische Volk mit seiner Kirche verkehrt, der der Messe so gut, wie der der Vesper und des Rosenkranzes; nur das Eine fehlt eben protestantischerseits immer wieder, auf daß hier das Volk auf diesen Wegen auch wirklich zur Kirche gehe — das objective Motiv.

Wir werden nach einer andern höchst wichtigen Seite der Reaction sogleich auch wieder auf denselben Mangel stoßen und ihn herausfühlen, ohne daß wir ihn nur besonders hervorheben. Nachdem man nämlich drüben nun einmal eine wirkliche Kirche will, will man auch eine Kirche, die allseitig in das Leben eingegangen sei; man will deßhalb namentlich, daß die Kirche nicht bloß auf das religiöse forum internum eingeschränkt sei, sondern daß sie vor Allem auch in das eigentlich politische oder sociale Leben eingreife. Man hat dieses Gebiet sonst principiell und sorglosest ganz dem Staat überlassen. Das ist aber anders geworden, seitdem die böse Zeit die entsetzten Gemüther aus dem langen Schlafe aufgerüttelt hat. Namentlich hat die „Innere Mission" sich gerade, wie wir an einem andern Orte sehen werden, die Aufgabe gestellt, das sociale Gebiet für die Kirche zurückzuerobern, indem sie zugleich berechnet, daß dieß auch der einzig praktische Weg zur Wiederansammlung und dauernden Anziehung des Volkes sei. So werden denn kirchliche Beziehungen, deren Reclamirung für die kirchliche Obsorge vor zehn Jahren noch unbedingt als Hochverrath gegolten hätte, jetzt in den religiösen Vereinen und geistlichen Conferenzen endlos debattirt und als solche behandelt, deren Lösung dem Staate nicht mehr an-, und absolut nicht zuzutrauen sei. Ich nenne namentlich die „kirchliche Armenpflege", die Unterrichtsfrage, die Krankenpflege, die Sorge für die

*) Halle'sches Volksblatt vom 13. Mai 1854.

leiblich und geistig Verwaisten. Und sobald der Grundsatz feststand, daß die Kirche auch auf diesem Gebiete ihre Aufgabe habe, so sah man alsbald Ein katholisches Institut nach dem andern von der protestantischen Reaction hinübergenommen werden, zur speciellen Besorgung des einen oder andern Theils jener Aufgabe. Man that freilich bloß so, weil man die natürliche Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit solcher Institute, nicht weil man ihre Stelle im Organismus der göttlichen Heilsöconomie erkannte. Aber nur um so erhebender ist dieses Zeugniß für den Katholiken. Vollständig wird es durch den Erfolg solcher katholischen Einrichtungen werden, die man sich drüben äußerlich aneignet ohne ihr objectives Motiv.

Indeß bezeugt eine große Menge neuer Anstalten zu den genannten Zwecken den energischen Eifer, welchen die Reaction für ihre leitende Idee entwickelte. Um diese Idee mit ihren eigenen Worten noch einmal darzustellen, wählen wir eine der oftgenannten Gnadauer Conferenzen, wo der Hauptredner den protestantischen Mangel an kirchlichen Orden geradezu als die Seite bezeichnete, „worin unserer Kirche die Katholicität, d. h. die Bewahrung und evangelische Ausbildung der Organisationen der alten apostolischen und vorreformatorischen Kirche, fehlt.“ „Wo ist das Diaconat, wo sind die Stifter und Klöster, welche zum Theil auch für die Armen- und Krankenpflege und die Erziehung der Verwahrlosten sorgten? Es ist bei uns verschwunden. Wir haben von allen kirchlichen Institutionen fast nur noch das Predigt-Amt. Unsere Kirche ist gleich einem armen kranken Leibe, dem die Glieder zur Beugung und zur Arbeit zum Theil fehlen, zum Theil gelähmt sind, der zwar wohl noch durch erbauliche Reden in seinem Leiden die Umstehenden trösten und erheben kann, der aber außer seinem Hause, d. h. den kirchlichen Versammlungsorten, vor der Welt fast unbemerkt bleibt.“ „Je mehr“, fährt der Redner fort, „ich von der katholischen Kirche sehe und höre, desto mehr verschlingt sich

mir darin die Mischung von wahrer Christlichkeit und von unchristlichem Mißbrauch. Das scheint mir aber gewiß, daß sie den Namen der wirklich katholischen mit mehr Recht führt, als wir ihn für uns vindiciren können. Denn sie hat wenigstens die historische Succession und Ausbildung, wenn auch wohl oft Verbildung, der apostolischen und urchristlichen Institutionen für sich, während wir in unserer Geschichte fast einen 15hundertjährigen Sprung gemacht haben." Darin, meint er schließlich, wurzelten die „immer mehr unter uns hervortretenden Sympathien" *).

Es gehörten indeß nicht einmal bis zu diesem Grade günstige Ansichten vom katholischen Kirchenthum dazu, um zu der ersten Nachahmung zu reizen: es war dieß die Gründung des Diaconissen-Instituts nach dem äußerlichen Muster der katholischen barmherzigen Schwestern. Das neue Institut bestand schon manches Jahr, als Auszüge aus dem Briefe eines in Paris weilenden Predigers durch mehrere Blätter wanderten: „Hier gibt es einen weiblichen Orden von St. Lazarus, derselbe besteht aus Nonnen und übt geistliche Pflege in den Gefängnissen. Die Damen, es sind deren aus den vornehmsten Ständen, opfern sich ihrem Berufe auf. Nachgewiesenermaßen wird keine von ihnen älter als 50 Jahre; das kommt von der schlechten Luft in den Gefängnissen 2c. Nun denkt man, wer in diesen Orden eintreten will, wird gewiß gleich mit Freuden angenommen werden; doch nein. Man prüft genau und fordert 5000 Frs. als Eintrittsgeld. Wie gefällt dir das? wenn man von unsern Jungfrauen 1000 Thaler fordern wollte, um in's Berliner oder Sonnen-

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Juni 1853. — Hr. Nathusius versichert dazu: der Verfasser beziehe sich mit seiner „Katholicität" nicht im mindesten „auf einen Widerspruch wider die evangelische Lehre, sondern lediglich auf die Ausbildung gewisser praktischen Einrichtungen."

burger Diaconissenhaus aufgenommen zu werden? Nur bei besondern Talenten in der Gefangenenpflege macht man eine Ausnahme und erläßt jene Summe. Sonderbar genug, während man in lutherischen Landen Noth hat, Schwestern zu erlangen, ist in katholischen eben noch kein Mangel vorgekommen. Auch hier im Pariser Diaconissenhaus fehlt es an Schwestern. Woher mag das kommen" *)? Wir dürfen kurz antworten: von dem mangelnden objectiven Motiv. Das Motiv ist und bleibt ein rein subjectives, und es äußert sich demgemäß. Diese Erfahrung ließ schon zu Kaiserswerth am Rhein, wo die Schöpfung ihren Ausgang nahm, nicht auf sich warten. „In Kaiserswerth", hieß es auf der Fürther Pastoralconferenz von 1854, „sei ein großes Hinderniß, daß nicht der volle Zweck erreicht werde, das fehlende Gelübde der Ehelosigkeit; viel Segen gehe dort durch die Ehe verloren; denn Viele träten, wenn sie kaum zu einer gewissen Reife in dem Diaconissen-Beruf gekommen wären, in eigenen Hausstand ein, und würden so für den Beruf, zu dem sie vorgebildet seien, verloren" **). Andererseits hat die strenge Partei der französischen Reformirten ihr entschiedenes Verdammungsurtheil gegen das Diaconissen-Institut ausgesprochen, als wider „eine Auflehnung gegen die göttliche Ordnung und die alleinige Autorität der heiligen Schrift", weil nach den deutlichen Aussprüchen der Bibel „das Weib seine Bestimmung für die Familie habe", und als Diaconissin leicht um Heirathsgelegenheiten komme ***). Die Besorgniß der Partei in letzterer Hinsicht ist aber ganz eitel; ja, die jungen Aerzte ꝛc. im großen Diaconissen-Spital Bethanien zu Berlin könnten sogar das gerade Gegentheil erweisen. Man hört auch im Allgemeinen nicht viel von besonderer Blüthe

*) Halle'sches Volksblatt vom 5. Aug. 1854.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 27. April 1854.

***) Gelzer's protest. Monatsblätter. 1854. Jan. S. 60.

des neuen Instituts*), und ein handgreiflicher Erweis der Grundursache liegt unter Anderm in dem Factum, daß die bayerischen Neulutheraner bei ihrer Stiftung die ursprüngliche Idee bereits ganz fallen ließen. Ihre Idee nämlich bei Gründung des Diaconissen-Hauses zu Neuendettelsau war: „jede weibliche Person sollte eigentlich eine Diaconissin werden; in dem vorliegenden Unternehmen soll die allgemeine Bildung dazu ertheilt werden; es ist nicht bloß abgesehen auf Personen, welche die Krankenpflege als besondern Beruf im engern Sinne treiben; das ist der Unterschied dieser Sache von der Kaiserswerther" **).

So ganz hat also der Prediger Schultz in Bethanien die Wahrheit nicht gesprochen, wenn er auf der Wittenberger Conferenz von 1853 sagte: „Das ist unsere Freude und Lust, daß wir erkannt haben, man könne in der lutherischen Kirche haben, was man in der römischen hat, ohne den Irrthum mit in den Kauf nehmen zu müssen, Verdienstlichkeit, Gelübde" ꝛc. ***) Indeß ist doch der Segen solcher kirchlichen Institute, auch noch in ihrer jenseitigen verkümmerten Gestalt, so augenscheinlich, daß zu hoffen ist, die protestantische Reaction werde trotz aller Mißgeschicke nicht mehr von denselben abgehen. Aus einem praktisch sehr naheliegenden Grunde haben sie sich bisher auf das weibliche Geschlecht

*) In Sachsen z. B. war im Jahre 1853 ein Theil der von Diaconissen besorgten Krankenanstalten schon wieder aufgegeben. Ueber ihren neunten Jahresbericht äußert eine Stimme aus Dresden: „Aus dem Bericht ist leider zu entnehmen, daß die Thätigkeit der Diaconissen-Anstalt eingeschränkt wurde; die zu lindernde Krankheitsnoth ist aber gewiß nicht geringer geworden; christliche Liebeswerke, wie die der barmherzigen Schwestern, könnten also wohl noch ein reiches Feld der Thätigkeit neben der Diaconissen-Anstalt finden." Halle'sches Volksblatt vom 11. August 1853.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. a. a. O.

***) Halle'sches Volksblatt vom 26. Nov. 1853.

beschränkt. „Diese evangelischen Orden", sagt der genannte Prediger, „ich nenne sie am liebsten so, sind nicht bloß für die Kirche, sondern auch für das weibliche Geschlecht von großer Bedeutung, sie werden einem tiefen Schaden, dem Alt-Jungfernthum, entgegenarbeiten." Wie die kirchliche und die sociale Beziehung hier ineinanderspielen, wird völlig klar aus einer vor uns liegenden, auch sonst sehr instruktiven Darlegung der Gründe, warum man protestantischerseits nicht nur jene im Dienste der leidenden Menschheit thätigen Orden, sondern namentlich auch die alten Frauenstifte wieder haben müsse, und zwar nicht bloß für adeliche, sondern auch für bürgerliche Töchter.

„Es nimmt uns Wunder, daß das neuerwachte Leben unserer Kirche so gar nicht der Schuld gedenkt, welche so viele müßigen und unversorgten Jungfrauen einzufordern haben, ja es nimmt uns Wunder, daß den Männern unserer Kirche die Klugheit fehlt, eine Macht zu benutzen, in der sie doch eine besondere Stärke gehabt hat und noch hat. Käme es auf uns an, sagte neulich ein Belgier, nachdem er eben zuvor die politische Freiheit Belgiens gepriesen, wir äßen an den Fasttagen erst recht Fleisch; aber was sollen wir machen, die Weiber regieren doch? setzte er mit komischer Resignation hinzu. Die Weiber sind die Hauptmacht des Klerus; meist in den Klöstern in katholischer Frömmigkeit und Bigotterie erzogen, sind sie eine Phalanx, an der der Unglaube der Männer sich bricht; wollen sie häuslichen Frieden, so dürfen sie auch den Priestern nicht opponiren. Schon sind die barmherzigen Schwestern als Freischärler mitten in die protestantische Christenheit vorgeschoben, schon sind unsere Töchter zu der Kirche übergetreten, die ihnen einen Beruf bietet, es werden mehrere folgen! In Hannover hat der König beim Antritt seiner Regierung acht Klosterplätze zu vergeben, und sieben- bis neunhundert Bittstellerinen haben sich zu diesen acht Plätzen gemeldet, und doch ist Hannover noch besonders günstig gestellt, es hat 235 Stellen für Conventualinen. Nimmt man hinzu, daß es festgestellt ist, daß wer Anspruch auf solchen Platz macht, das dreißigste Jahr überschritten haben muß, und der Vater nicht mehr im Dienst und

am Leben seyn darf, daß ferner nur Töchter der angesehensten Familien den Muth haben, nach solchem Ziele zu ringen: so erstaunt man, wie viel unversorgte und nach der gewöhnlichen Annahme, daß das Weib geboren sei, um zu heirathen, ihre Bestimmung verfehlende unberufenen Geschöpfe sich unter einer verhältnißmäßig so kleinen Seelenzahl finden. Und doch sind unsere Klöster keine Berufs-, es sind im Ganzen nur dürftige Versorgungs-Anstalten, welche die Jungfrauen dem Fluche des Lächerlichen entziehen, und ihnen eine geehrte bürgerliche Stellung geben. Für einen thatkräftigen Geist gewiß nicht die rechte Stellung, ein Stillleben ohne alle Wirksamkeit zu führen. Wäre doch etwas geblieben von dem Geiste, der in früherer Zeit die Klöster baute, die Anforderungen der verschiedenen Orden vom Schwersten zum Leichteren regelte. Man wird uns auf die Institute der neuern Zeit, die Diaconissen-Anstalten hinweisen. Daß wir aber selten bei den Jungfrauen des gebildeten Standes so viel physische Kraft finden in unserer schwachen lauen Zeit, noch viel seltener die selbstverläugnende Kraft des Glaubens, die dort gefordert wird, wer wird es in Abrede stellen" *)?

Unter diesen Gesichtspunkten kann es nicht verwundern, wenn der bekannte preußische Schulmann Dr. Wiese das jenseitige Ordenswesen auch auf das männliche Geschlecht ausgedehnt sehen möchte, und insbesondere für protestantische Schulbrüder plaidirt. Alle kirchliche Vorbildung des Lehrerstandes, sagt Dr. Wiese, und alle organische Verbindung des Schulamts mit dem Pfarramt könne doch die Erfolge kirchlicher Congregationen zu Schulzwecken nicht ersetzen.

„Die Erfolge, welche kirchliche Congregationen auch in der Gegenwart, z. B. in Belgien und besonders in Frankreich haben, wo sie das allgemeine Vertrauen des Volks besitzen, und die Wirksamkeit der Université de France bereits überflügelt haben, erfüllt mit Hochachtung vor der Kraft einer im Gehorsam des Glaubens gebildeten engen Gemeinschaft, die dem Einzelnen die Selbstverläugnung und Selbstzucht zur ersten Pflicht macht und ihn be-

*) Halle'sches Volksblatt vom 1. Nov. 1854.

fähigt, den Unmuth über beschränkte Aussichten und über das Einerlei des täglichen Thuns zu unterdrücken, die ihn endlich davor bewahrt, ein Miethling zu werden. . . Das Grundprincip der evangelischen Kirche läßt die Anerkennung von Gelübden, durch welche immer eine eigene Gerechtigkeit aufgerichtet wird, nicht zu. Aber erwägen wir das Bedürfniß einer nicht bloß wissenschaftlichen Vorbereitung zum Lehramt und die unausbleiblichen Wirkungen festgeordneter einmüthiger Bestrebungen, so wird der Wunsch, etwas Entsprechendes aus dem in der Liebe thätigen Glauben der evangelischen Kirche durch freie Entschließung hervorgehen und die evangelische Kirche auch dieses Segens theilhaftig zu sehen, gerechtfertigt erscheinen" *).

Nach einer andern Seite des kirchlich-socialen Lebens hin erklärte jüngst Dr. Menzel: „In der protestantischen Kirche haben sich mit genauer Noth die barmherzigen Schwestern unter dem Titel Diaconissinen Eingang verschafft, aber nach barmherzigen Brüdern sieht man sich noch vergeblich um; das katholische System der geistlichen Fraternitäten, das Einzige, was hier passend ist, scheut man, weil es katholisch ist; der einzelne Armen- und Krankenfreund muß sich also immer noch bezahlter Diener bedienen" **).

Wie weit es die Reaction mit der Hinübernahme katholischer Institutionen noch treiben wird, ist nicht abzusehen; sie selber gibt zu verstehen, daß sie eine äußere Grenze nicht kenne. Die innere Grenze freilich steht fest: man übernimmt solche Institutionen immer bis auf den sie belebenden Geist, bis auf ihr objectives Motiv. Unter dieser Bedingung scheint man selbst — unglaublich, aber wahr! — in ein bedenkliches Liebäugeln mit dem Cölibat sich eingelassen zu haben. Zwar besteht, nur mit der namhaften Ausnahme der staatlichen Ansässigmachungs-Gesetze, jenes Dogma in alter Kraft: „das

*) Gelzer's protest. Monatsblätter Nov. 1853. S. 301.

**) Menzel's Literatur-Blatt vom 11. Juli 1855.

göttliche Recht, zu heirathen, ist zugleich das heiligste Menschenrecht, und das darf nicht abhängig gemacht werden von menschlicher Willkür" *). Daraus folgte von jeher ganz consequent: daß „der evangelische Geistliche immer nur halb als das erscheint, was er seyn und wirken soll, wenn er ehelos ist; die Pfarrfrau ist, sie soll ein zweiter Pfarrer in der Gemeinde seyn" **). Dennoch aber, dennoch hört man jetzt von Leuten, denen man Solches am allerwenigsten hätte zutrauen sollen, ganz widersprechende Reden. „Wir können uns Manches von der römischen Kirche aneignen, was wir zu schnell weggeworfen haben", sprach z. B. Superintendent Sander jüngst zu Gnadau, „und haben uns schon Manches angeeignet, z. B. die Diaconissen." Dann fährt der Redner fort: „Wir sollen unsern jungen Theologen sagen: es steht Matthäi 19 geschrieben von denen, die um des Himmelreichs willen verschnitten sind. Nicht eine gezwungene aber eine freiwillige Ehelosigkeit! Wie viel geht an ihnen unter, weil sie sich schon im Voraus gebunden haben" ***)!

---

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 28. Sept. 1854.

**) Darmst. K.-Z. 1853. Literaturblatt Nr. 7.

***) Halle'sches Volksblatt vom 9. Mai 1855.

XXXV.

Literatur.

Controversen mit den Ungläubigen. Ueber die Realität des Wissens und die Logik des Glaubens. Von Friedrich Pilgram. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1855. S. VI. 196.

Das genannte Werk hat sich die Aufgabe gestellt, „ein tieferes Verständniß des Verhältnisses zwischen Vernunft und Glauben bei solchen Gläubigen und Ungläubigen anzuregen, die keine wissenschaftlichen Philosophen, aber doch eines tieferen und consequenteren logischen Denkens und Erkennens fähig sind.“ Dasselbe will demnach zunächst eine praktische Bestimmung erfüllen. „Für sonst gut gewillte, aber im Unglauben befangene Geister“ ist es bestimmt von dem Verfasser, der, wie er selbst bekennt, „das Unglück gehabt, lange Zeit im Abfall vom Christenthum zu leben und sich aus Durst seines Geistes und Drang seines Herzens nach voller und wirklicher Wahrheit, d. h. nicht im Interesse spitzfindiger und müßiger Spekulationen, nicht im Interesse bloßer Wissenschaft, manche Jahre mit dem Studium der Philosophie befaßt hat. Durch Gottes unendliche Gnade und Barmherzigkeit sei es ihm gelungen, den Ausweg aus dem Labyrinth häretischer und philosophischer Lehrmeinungen zu finden, unter

denen er groß geworden, und nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Verstande und wissenschaftlichen, philosophischen Selbstbewußtseyn zu Christus und seiner heiligen Kirche zu gelangen. Da er nun nach vieljährigem Irren in Christo und seiner Kirche — dem fundamentum veritatis — festen Untergrund gefunden wie für sein Leben, so auch für sein Erkennen: da könne ihm natürlich nichts näher liegen, als zu wünschen und zu helfen, daß die Genossen seines Irrthums auf dem Wege, den er gegangen, zu dem Ziele gelangen, welches er erreicht." Demgemäß bestimmt sich nun Form und Inhalt der eilf Erörterungen, aus denen das Buch besteht.

Im ersten Abschnitte werden die Widersprüche nachgewiesen, deren sich das ungläubige Denken schuldig macht, indem es verlangt, daß Alles, was es als wahr annehmen soll, erst als Wahrheit bewiesen werden müsse. Es müßte da erst wieder bewiesen werden, daß diese Forderung selbst auf Wahrheit beruhe; man müßte mit einem Beweise anfangen, dessen Bedeutung selbst wieder bedingt wäre durch die Ueberzeugung von der Richtigkeit menschlichen Denkens und der Zuverlässigkeit menschlichen Beweisens; diese Ueberzeugung selbst aber beruhe letztlich wieder nur auf einer Art Glauben an die Wahrhaftigkeit des menschlichen Geistes, seiner Gesetze und seiner Thätigkeit, so daß über den Glauben der Mensch nie hinauskommt, nie seiner los wird, nie seine Ueberzeugungen geradezu einzig und allein durch logisches Denken gewinnen und als reines Wissen besitzen kann, denn die Basis aller geistigen Thätigkeit, also auch des Wissens, bildet immer das Glauben an die Wahrhaftigkeit der eignen Natur, von welcher die innere Nöthigung zu diesem oder jenem Denken kommt. Demnach ruht auch die Kraft jedes Beweises auf diesem natürlichen Glauben. „Die Axiome, auf welchen im letzten Grunde alles und jedes Beweisen beruht, sind Erkenntnisse, die sich dadurch von andern unterscheiden, daß sie

unmittelbar dem Geist des Menschen klar und gewiß sind, während diese anderen nur mittelbar eben dadurch klar und gewiß werden, daß sie mit jenen in Verbindung und Zusammenhang gebracht werden. Der specifische Charakter des Axioms als solcher besteht also in der Unmittelbarkeit der Gewißheit seines Inhalts."

Im zweiten Abschnitt wird in derselben Weise dargethan, daß die Ungläubigen, die keinem Zeugniß glauben wollen, dennoch überall und in Allem all' ihre Gewißheit auf Anerkennung eines Zeugnisses gründen; es sei demnach gar kein Grund vorhanden, principiell die Annahme jeglichen Zeugnisses zu verwerfen. Auch das logische Denken und Wissen gründe sich zuletzt auf ein Zeugniß, auf das Zeugniß des eigenen Geistes und der Gesetze seiner Thätigkeit, so daß principiell kein Gegensatz zwischen Glauben und Wissen sei: zudem sei factisch die Annahme eines Zeugnisses Anderer allenthalben anerkannt, da ja aller Unterricht, aller Verkehr und namentlich auch alle historische Wissenschaft darauf beruhe; was so sonst allenthalben gilt, das könne auch auf religiösem Gebiet nicht principiell ausgeschlossen werden.

Auf ähnliche Art wird im dritten Abschnitt die Berechtigung und Nothwendigkeit der Auctorität bewiesen, nachdem zuvor der Unterschied zwischen Zeugniß und Auctorität angegeben worden.

Der vierte Abschnitt hat es damit zu thun, das weiter auszuführen und von verschiedenen Seiten zu betrachten, was im Früheren behauptet wurde. Namentlich wird gezeigt, daß die Forderung voraussetzungslosen Beweises für das, was als wahr gelten soll, sich selbst zerstöre, da diese Forderung selbst keinen solchen Beweis für sich habe, sondern selber auf Voraussetzungen beruhe. In neuen Wendungen wird dann wieder der Grundgedanke der ganzen Schrift entwickelt: daß der Mensch die Basis alles wahren Erkennens und alles Erkennens des Wahren nur in seinem eigenen Wesen und den

Gesetzen desselben, und im Vertrauen auf sie, also in einer Art Glauben finden könne; so daß nicht bloß äußere Thatsachen Gewähr der Wahrheit sind — wie Naturforscher und überhaupt Empiristen häufig wähnen — sondern der erkennende Geist; aber auch dieser nicht in seinen willkürlichen Productionen, im rein formalen oder intellectuellen Thun, sondern in seinem realen Verhalten, mit seinem Wesen, wie es sich der Thatsächlichkeit gegenüber bestimmt findet. Zum wahren Erkennen und Erkennen der Wahrheit ist demnach erforderlich ein bestimmtes Object ebenso wie das Subject mit seinen Erkenntnißgesetzen, und durch das Zusammenwirken von beiden kommt dasselbe zu Stande.

Im folgenden, fünften Abschnitt wird das Verhältniß von Glauben und Wissen näher erörtert und gezeigt, daß das Axiom der christlichen Wissenschaft „fides praecedit intellectum" für alles Glauben und Wissen gelte, ein Natur-Gesetz (secundum naturae ordinem) sei.

Während bisher nachgewiesen wurde, „daß selbst das ungläubige Denken, wie überhaupt alles Denken und Wissen, in sich realer Natur, d. h. an sich selbst, wesentlich Glauben ist, oder den Glauben an sich zu seinem innersten Grund und Mittelpunkte hat": wird vom sechsten Abschnitt an zu zeigen gesucht, „wie das Glaubens- und Denkverhalten der Christen in der Kirche in sich selbst vernünftig sei." Abschnitt VI. „das christliche Glauben und Erkennen geht aus von der ganzen Wirklichkeit" — ist auch darum noch von besonderem Interesse, weil in demselben sich viele treffenden Bemerkungen finden über das berühmte „Cogito ergo sum", das man uns in neuerer Zeit wieder als den einzigen Rettungsanker der Philosophie und wissenschaftlichen Theologie anpreist. VII. „Die Realität des Glaubens an sich nach Lehre und Praxis der Kirche." VIII. „Die reale Wirklichkeit der Wahrheit. Die Glaubensgegenstände in ihrer realen Wirklichkeit." IX. „Das reale Daseyn der Offenbarungswahrheit in der Kirche." X.

„Reale Identität der Wahrheit und der Kirche.“ XI. „Die realen Bedingungen der Erkenntniß im Subjecte“ — das sind die Themata, über welche sich die zweite Hälfte des Schriftchens verbreitet.

Wenn wir auch nicht für jede einzelne Behauptung des Herrn Verfassers, mit dessen literarischen Leistungen diese Blätter sich schon öfter beschäftigten und ferner beschäftigen werden, einstehen wollen, so müssen wir doch bekennen, daß derselbe mit geübtem Scharfsinn und dialektischer Kunst die Gegner des Glaubensprincipes bekämpft, viel Treffendes über Glauben und Wissen vorbringt, und der principiellen Verwerfung des Glaubens gegenüber siegreich zeigt, daß geglaubt werden müsse, daß die Glaubensnothwendigkeit gegründet sei im Wesen und in den Gesetzen der menschlichen Natur. Und herrscht auch in der zweiten Hälfte des Buches nicht mehr ganz und immer dieselbe Klarheit und Sicherheit wie in der ersten, so findet man doch auch in ihr eine Fülle treffender Bemerkungen, so daß wir das Werkchen als einen fördernden Beitrag zur christlichen Apologetik und Religions-Philosophie anerkennen und bestens empfehlen können.

XXXVI.

Bauriß des Planes, den Papst Gregor VII. während seines Pontifikats befolgte.

(Schluß.)

Unter allen größern Herrschern der Christenheit, die damals lebten, war Wilhelm, genannt der Bastard, seit 1066 König von England, der einzige, vor welchem Papst Gregor VII. Achtung hegte. Unter dem 4. April 1074 schrieb*) er an denselben: „Aus deinem Schmerze über den Tod unseres Vorgängers sowie aus der herzlichen Theilnahme, die du über unsere Erhebung auf den Stuhl Petri an den Tag legtest, haben wir zu unserer Befriedigung erkannt, daß du der römischen Kirche wahrhaft ergeben bist. Bewahre durch die That, geliebter Sohn, was du mit dem Munde bekennest, damit der Spruch des Herrn zur Wahrheit werde: wer mich lieb hat, hält meine Gebote (Joh. XIV. 15). Die Gebote deiner Mutter, der Kirche, sind: Gerechtigkeit zu üben, die geistlichen Anstalten, deren Schutz dir Gott anvertraut hat, zu vertheidigen, für das ewige Heil deiner Seele unablässig zu sorgen. Ich beschwöre, bitte, ermahne dich: die Ehre Gottes stets über deinen eigenen Vortheil zu stellen. Ich spreche

*) Jaffé Nro. 3612.

darum so offen zu dir, weil ich weiß, daß du unter den Fürsten der Einzige bist, der ernstlich daran denkt, seine Pflichten zu erfüllen. Du hast den Wunsch ausgesprochen, Nachricht zu erhalten, in welcher Lage wir uns befinden. Vernehme denn: ungern haben wir das Schiff bestiegen, das durch die Gewalt der Winde, durch den Andrang der Stürme, durch himmelhoch steigende Wogen auf dem unsichern Meere oft gegen verborgene Klippen geschleudert wird, aber dennoch durch Gottes Gnade Stand hält. Die heilige römische Kirche, zu deren Steuermann wir unverdient und wider unsern Willen erkoren wurden, hat schwer gegen allerlei Versuchungen, gegen Anfechtungen der Heuchler, gegen Nachstellungen und trügliche Vorwürfe der Ketzer, sowie wider Verfolgungen der weltlichen Gewalthaber zu kämpfen" u. s. w.

Der Eingang eines zweiten Schreibens *) vom 24. April 1080 an ebendenselben lautet also: „Ich glaube, es ist dir bekannt, vortrefflicher Sohn, welche aufrichtige Neigung ich schon zu der Zeit, ehe ich den Stuhl Petri bestieg, für dich gefühlt habe, wie eifrig ich mich deiner Angelegenheiten annahm und dahin wirkte, daß du zu königlichen Würden erhoben wurdest. Von einigen Brüdern habe ich mir deßhalb bittere Vorwürfe zugezogen, indem sie behaupteten, daß ich Mitschuldiger an dem von dir (bei Eroberung Englands) vergossenen Blute geworden sei. Gott ist mein Zeuge, daß ich solches in der Hoffnung that, du werdest bei den guten Eigenschaften, die ich an dir erkannte, der Sache Gottes und der Kirche um so größere Dienste leisten, je höher die Ehren seien, zu denen du emporstiegst. Diese Hoffnung ist, Dank sei dem Allmächtigen gesagt, nicht zu Schanden worden. Ich sehe in dir einen treuen Anhänger des hl. Petrus und einen erprobten Freund, darum werde ich dir mit der Offenheit, die man Vertrauten erweist, sagen, was ich von dir erwarte.

*) Mansi XX, 306.

Seit der Allmächtige, der die Demüthigen erhöht, es so gefügt hat, daß die römische Kirche mich Unwürdigen auf den apostolischen Stuhl setzte, erlaubte mir die schwere Pflicht des mir auferlegten Hirtenamts, die Liebe zum heil. Petrus, der mich von Kindesbeinen an zu seinem Dienste erzog, und die Furcht vor dem ewigen Richter keinen Augenblick, zu dem schweren Unrechte zu schweigen, das ruchlose Menschen an der Kirche Gottes verüben. Da dir nun unsere Leiden bekannt sind, und da die höchste Noth drängt, der Mutterkirche beizustehen, so ermahne ich dich ernstlichst, daß du uns willigen Gehorsam leistest; gleichwie du durch deine Thaten unter Gottes gnädiger Leitung als ein Juwel und Edelstein unter den Fürsten hervorglänzest, so mögest du von Stunde an für alle ein Vorbild der Hingebung an die Kirche werden" u. s. w.

In einem dritten Schreiben *) an Wilhelm, das der Papst vierzehn Tage später unter dem 8. Mai 1080 erließ, setzt er die Lehre vom Verhältniß der höchsten geistlichen zur höchsten weltlichen Gewalt auseinander: „Deiner Fürsichtigkeit ist nicht verborgen, daß der Allmächtige zwei Gewalten, die apostolische und die königliche, über alle andern erhöht, und beiden die Leitung der Welt übertragen hat. Gleichwie er nämlich zwei ausgezeichnete Himmelslichter, die Sonne und den Mond schuf, damit durch ihre Strahlen erleuchtet, das körperliche Auge die Schönheit der Welt erkennen möge, also hat er zwei Mächte, die apostolische und die königliche, beauftragt, die gesellschaftliche Ordnung zu wahren, damit nicht das Menschengeschlecht, das der Ewige nach seinem Ebenbilde zu schaffen würdigte, in seelenverderbliche Irrthümer versinke. Diesen beiden Gewalten hat er eine solche Stellung zu einander gegeben, daß die apostolische Würde den Vorzug vor der königlichen genießen solle. Obgleich Solches deinem Scharfsinne nicht verborgen ist, hat die heil. Schrift, damit diese

---

*) Jaffé Nro. 3892.

wichtige Wahrheit unserem Geiste tief eingeprägt werde, mit klaren Worten bezeugt, daß dereinst die apostolische Würde Könige und Völker vor dem Richterstuhl des Ewigen vertreten, und von ihren Missethaten Rechenschaft ablegen müsse. Liegt mir daher die Pflicht ob, dereinst vor dem furchtbaren Tribunale des Allwissenden, der keine Lüge duldet, und der Schöpfer aller Creaturen ist, die Verantwortung für dich zu übernehmen, so folgt, daß ich verpflichtet bin, mit großem Eifer dein Heil zu fördern, und daß dagegen du mir willigen Gehorsam schuldest" u. s. w.

Ein vierter an zwei päpstliche Legaten im Sommer 1081 gerichteter Brief*) gibt Aufschluß über bestimmte Handlungen des Königs von England, wegen deren ihm Gregorius VII. besondere Hochachtung erwies. Durch die genannten Legaten waren, mit Ausnahme des Metropoliten von Rouen, sämmtliche Bischöfe der Normanen gebannt worden, weil sie sich geweigert hatten auf einer ausgeschriebenen Kirchenversammlung zu erscheinen. Nun befahl der Papst aus Rücksicht auf Wilhelms Verdienste, den Bann zurückzunehmen und rechtfertigte diesen Bescheid mit den Worten: „Obgleich der König von England nicht in jeder Beziehung so fromm ist, als zu wünschen wäre, verdient er doch vor allen andern Fürsten bei weitem den Vorzug, und zwar deßhalb, weil er erstlich nie Kirchen Gottes verkauft oder zerstört hat; zweitens weil er Gerechtigkeit in seinem Lande aufrecht erhält und den Frieden wahret; drittens weil er, obgleich von gewissen Feinden des Kreuzes aufgefordert, einen Bund wider den apostolischen Stuhl zu schließen, beharrlich seine Einwilligung hiezu verweigert; viertens weil er sowohl verheirathete Priester ihre Weiber zu entlassen, als Laien, welche ungerechter Weise Kirchezehnten inne hatten, dieselben herauszugeben nöthigt" u. s. w.

Die herkömmlichen Vorstellungen über die Wirksamkeit des

*) Jaffé Nro. 3927.

Normanen Wilhelm wimmeln von Irrthümern, weil Unfähigkeit älterer und neuerer Geschichtschreiber die öffentliche Meinung irre geführt hat. Thatsache ist, daß der Bastard von Rouen als der einzige unter allen Fürsten des Abendlandes ernstlich auf die Ideen des Papstes einging, und die dem Stuhle Petri geschworne Lehentreue bewahrte. Thatsache ist ferner, daß die ersten Grundlinien der noch heute in England bestehenden Reichs-Verfassung von Papst Gregorius VII. und König Wilhelm gemeinschaftlich gezogen wurden, indem die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt, welche der Papst forderte und der König ehrlich gewährte, eine feste Schranke gegen Willkür späterer Herrscher aufführte. Die Lobsprüche, welche Gregor VII. dem Normanen ertheilt, sind daher wohl begründet. Der Papst wünschte aber außerdem, den Eroberer ganz für den Dienst der Kirche zu gewinnen und zwischen ihm und Petri Stuhl ein eigenthümliches Verhältniß zu knüpfen. Zur Erläuterung des Folgenden müssen einige Bemerkungen vorangesendet werden.

Der Welterlöser hat gesagt: „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Dieser Spruch gehört bekanntlich zu den wenigen Glaubenssätzen, welche von jeher Höflinge und Freimaurer scheinbar buchstäblich und mit voller Zustimmung gelten ließen. Sie unterlegen ihm den Sinn, Christus habe dadurch den Geistlichen geboten, sich auf das Amt der Predigt und Verwaltung der Sakramente zu beschränken, und im Uebrigen die Dinge unter dem Monde gehen zu lassen, wie sie gehen. Die Sorge für staatliche und bürgerliche Ordnung, die Ueberwachung der Gesellschaft, die Gewalt zu strafen, zu befehlen, zu verbieten, stehe ausschließlich der von Gott eingesetzten Obrigkeit zu, nie und unter keinen Umständen dürfe sich der Klerus in solche Dinge mischen, namentlich aber solle derselbe sich nicht unterstehen, die Zustände der Welt verbessern zu wollen, sondern er habe einfach die Unterdrückten mit der Hoffnung eines bessern Jenseits, wo das Reich Christi

beginne, zu getrösten. Diese Deutung, welche die Tyrannei verewigen, die Ausbreitung des göttlichen Reiches auf Erden unmöglich machen würde — wird von der christlichen Ueberlieferung nicht anerkannt. Letztere stellt vielmehr folgende Lehre auf: die Verdorbenheit menschlicher Natur, oder die Erbsünde hat die Aufrichtung einer Behörde, einer Obrigkeit nöthig gemacht, welche mit gewaltsamen Mitteln, durch das Schwert, durch Gefängnisse, Steuereintreiber, Auspfänder, stehende Heere, böse Begierden im Zaume zu halten hat, den Frieden der menschlichen Gesellschaft schirmen muß. Der Wirkungskreis der eben beschriebenen Obrigkeit heißt in biblischer Sprache das Reich dieser Welt. Die Kirche Gottes ist wesentlich vom Reiche der Welt verschieden: sie verhängt keine Leibes- und Lebensstrafen, vergießt kein Blut, pfändet nicht aus, führt keine Kriege, braucht keine körperliche Gewalt. Zum Heile der Seele ist nöthig, daß die Grenzlinie zwischen beiden Reichen, dem Christi und dem der Welt, scharf eingehalten werde, jede Ueberschreitung würde zum Verderben führen und zur Folge haben, daß entweder die Kirche verweltlicht, oder das Heiligthum entweiht würde.

Dieser Begriff von nothwendiger Trennung beider Anstalten hat fühlbaren Einfluß auf die Gesetzgebung des Mittelalters geübt, namentlich sofern Kaiser Carl der Große Verordnung traf*), daß Bischöfe und Aebte zu Besorgung aller weltlichen Geschäfte, welche eine Folge des Grundbesitzes der geistlichen Stifte waren, Vögte aus dem Laienstande aufstellen mußten. In gleichem Sinne sprach**) Bischof Wazo von Lüttich zu dem Salier Heinrich III., als dieser aus der kaiserlichen Salbung, die ihm ertheilt worden, den Beweis führen wollte, daß ihm eine Art von geistlicher Autorität zukomme: „Fürwahr eine große Kluft findet zwischen Eurer Würde und der unsrigen statt. Ihr habt eine Weihe zum

*) Gfrörer K.-Gesch. III, 593. **) Ibid. IV, 456.

Tödten, wir aber eine Weihe zum Lebendigmachen im Namen Gottes empfangen."

Allein obgleich von Natur ungleichartig, sind die Reiche Christi und der Welt, seit Völker und Könige den christlichen Glauben angenommen haben, durch ein unauflösliches Band verknüpft, keines kann das andere entbehren. Wegen der Erbsünde stößt die Ausbreitung des göttlichen Reiches auf Schwierigkeiten, welche nur das weltliche Schwert zu ebnen im Stande ist. Deßgleichen bedarf das Reich dieser Welt die Gemeinschaft mit Christi Reiche, weil es ohne dieselbe des göttlichen Segens verlustig gehen, dem Teufel verfallen, in das Heidenthum zurücksinken würde. Der Vorrang aber und die Herrschaft gebührt in dieser mystischen Verbrüderung beider Gewalten dem Reiche Christi, oder der Kirche; gleichwie die Seele den Körper regiert, also soll der irdische Staat unter der Leitung des geistigen Reichs stehen. Auch hat Gott gewisse Mittel verordnet, durch welche die Kirche den irdischen Staat, im Fall er sich wider die Herrschaft der geistigen Macht auflehnt, zu Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten vermag. Diese Mittel sind öffentliche Mahnungen an die Gewalthaber, der große und kleine Bann, die Untersagung des Gottesdienstes in widerspänstigen Ländern, endlich Entbindung der Unterthanen vom Gehorsame gegen ruchlose Obrigkeiten *).

Als Oberhaupt der Kirche, oder des göttlichen Reichs ist der Papst befugt, nach freiem Ermessen aus der Zahl der Fürsten einen zu seinem weltlichen Gehilfen auszuwählen und denselben zu beauftragen, daß er den Staat nach den Vorschriften der Kirche einrichte und solche, welche den Ordnun-

*) Dictatus papae Gregorii VII. Mansi XX, 169: quod illius (pontificis romani) praecepto et licentia subjectis liceat (reges) accusare — quod a fidelitate iniquorum (regum) subjectos potest absolvere (papa).

gen des göttlichen Reiches trotzen, zur Strafe ziehe. Der Fürst, welchem der Papst das erwähnte Amt überträgt, erhält den Titel Kaiser. Die kaiserliche Würde ist eine Gabe des Papstthums, und wenn der Gewählte seiner Pflicht nicht nachkommt, steht es dem Papste frei, den Gewählten wieder abzusetzen und einen Andern an seiner Statt zu erheben *).

Wem ist nicht schon aufgefallen, daß das Evangelium den Kriegerstand mit besonderer Auszeichnung behandelt? Alle Soldaten, die in der neutestamentlichen Geschichte erwähnt werden, sind rechtschaffene Männer, namentlich Muster des Glaubens. Gregor VII. theilt diese Vorliebe; häufig braucht er militärische Bilder **) und behauptet in der oben angeführten Stelle, daß außer dem Berufe der Mönche und Weltgeistlichen sich nur unter Kriegsleuten und Bauern Gerechte in größerer Anzahl finden. Gregor VII. suchte nach einem großen Soldaten, der im vollen Einklange mit ihm die

*) Ibid. S. 168: quod papa solus possit permittere, uti imperialibus insigniis, quod illi liceat imperatores deponere.

**) Z. B. Schreiben vom 25. Januar 1074, worin er sämmtliche Suffragane des Mailänder Erzstuhles auffordert, zu einer Synode zu erscheinen (Mansi XX, 95): hoc igitur exemplo adpareat, qui ex vobis, immo quam omnes sitis fideles Christi milites, et ad divina agmina tam promta voluntate vos conferre studete, ut post adeptam in Christo victoriam pariter vobis et de virtute factorum et abundantia praemiorum gloriari liceat. Brief an den Mainzer Erzbischof Sigefried vom 3. Sept. 1075 (Mansi XX, 190): et quid milites (Christi) sanctos videlicet sacerdotes oportet facere, nisi adversus (inimicorum Christi) saevitiam clypeo caritatis munitos, gladio divini verbi accinctos auctoritatis rigore consurgere! Dann weiter unten: multum namque debet nobis videri pudendum, quod quilibet saeculares milites quotidie pro terreno principe suo in acie consistunt, et necis perferre discrimina vix expavescunt, et nos qui sacerdotes domini dicimur, non pro illo nostro rege pugnemus, qui omnia fecit ex nihilo.

Aufgabe übernähme, der Welt eine christliche Gestalt zu geben. Der Gedanke schwebte ihm vor, daß ein heiliger Papst und ein vom Geiste Gottes erfüllter Kriegsheld, wenn sie aufrichtig zusammenwirkten, im Stande seyn würden, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Gregor hatte diese Sendung dem Normanen Wilhelm zugedacht, derselbe sollte apostolischer Kaiser, Kirchenvogt des heil. Petrus werden. Aber Sorgen dynastischen Ehrgeizes hielten denselben in England zurück, er ging auf diesen Antrag des Papstes nicht ein.

Gregor VII. fand den Kaiser, den er suchte, nicht, wohl aber einige untergeordnete weltliche Gehilfen, die in der That eine Hingebung ohne Gleichen für ihn bewiesen. Von dieser Art waren der Mailänder Capitän Erlembald und eine Frau, die ohne Frage zu den ausgezeichnetsten ihres Geschlechts gehört: Mathilde von Canossa. Was hat sie für die Sache der Kirche gethan und gelitten! Gregor bewies ihr die größte Achtung. Unter dem 15. Oktober 1074 schrieb*) er an Mathilde und ihre Mutter Beatrix: „Gott ist mein Zeuge, daß es auf Erden keinen Fürsten gibt, zu dem ich größeres Vertrauen hegte, als zu Euch. Mögen Uebelgesinnte, durch ausgesprengte bösartige Gerüchte, Uns zu entzweien suchen, ich glaube nichts, was man gegen Euch sagt, und weiß, daß Ihr dasselbe thut. Wie ich höre, hat die Eine von Euch den Entschluß gefaßt, eine Reise über die Alpen anzutreten. Meine Bitte ist, daß Ihr beide mich, ehe dieses geschieht, mit einem Besuch erfreuet. Ich betrachte Euch als Schwestern, als Töchter des heil. Petrus, und wünsche in allen Angelegenheiten Euern Rath zu hören. Seid versichert, daß Alles, was mir der Allmächtige, sei es an geistigen Kräften, sei es an Macht verlieh, zu Euerm Dienste bereit ist, und daß ich Eurer täglich in meinen Gebeten gedenke." Erlembald und Mathilde kannten den Papst persönlich und hatten den Zauber erfahren,

*) Mansi XX, 134 flgd.

den er auf seine Umgebung übte. Wäre der Normane Wilhelm in gleicher Lage gewesen, so würde seine Geschichte vielleicht anders lauten.

Gegenwärtig sind es fast hundert Jahre her, seit das germanisch-lateinische Abendland sich abmüht, ein Gleichgewicht zwischen Herrschaft und Freiheit herzustellen, die Willkür der Gewalthaber einzudämmen. Die politischen Bestrebungen, unter denen wir aufwuchsen, erleichtern uns das Verständniß des eigenthümlichen Plans, den Papst Gregorius VII. verfolgte. Großartig und doch einfach ist derselbe. Die christlichen Nationen abgetheilt nach Sprachen und Stammeseinheit bilden eine Familie, deren geistliches Haupt der Statthalter Petri ist. Demselben kommt es zu, Aufsicht zu führen, daß überall das Gesetzbuch des göttlichen Reichs — das Evangelium — beobachtet werde. Die christlichen Könige haben als Vasallen Jesu Christi dem Stuhle Petri den Lehenseid zu leisten. Dieses Verhältniß hat zur praktischen Folge, daß die Giltigkeit königlicher Befehle und Anordnungen durch die Einwilligung der Bischöfe bedingt ist, welche in den einzelnen Staaten Stellvertreter des Papstes sind. Das göttliche Reich auf Erden duldet nicht die unbeschränkte, sondern nur die ständische Form der Monarchie. Alle wichtigen Angelegenheiten der einzelnen Staaten müssen auf Reichsversammlungen verhandelt werden, und Beschlüsse derselben erlangen nur durch Einwilligung des Standes der Bischöfe gesetzliche Kraft.

Längst waren Versammlungen der Art, Reichs- und Hoftage üblich, deßgleichen herrschte seit alter Zeit der Gebrauch, daß neben den Bischöfen weltliche Große, Grafen, Herzoge, Häupter der angesehensten Geschlechter tagten. Gleichwohl findet sich nirgends in Gregorianischen Quellen eine Spur von Widerspruch, den die Kirche gegen Vertretung der weltlichen Aristokratie erhoben hätte. Unzweifelhaft ist ferner, daß Gregor VII., wäre die Stadt oder das Bürgerthum schon während seines Pontificats ausgebildet gewesen, die Hand

dazu geboten haben würde, diesem dritten Stand Theilnahme an den Reichsversammlungen zu gewähren. Zu seiner Zeit war Mailand die einzige demokratische Gemeinde, die feste Gestalt erlangt hatte, und welch' hohe Stellung wies Gregor VII. derselben an! Dagegen folgt aus seinen Grundsätzen, daß jedenfalls den Bischöfen und Aebten, als derjenigen Körperschaft, welche die höchsten Interessen vertrat, der Vorrang vor den weltlichen Ständen zustehen mußte.

Da die Verdorbenheit menschlicher Natur überall den Forderungen des Reiches Gottes Trotz bietet, ist der Papst ermächtigt, zu nachdrücklicher Bekämpfung dieser bösen Einflüsse nach freiem Ermessen einen obersten Kirchenvogt, oder einen Kaiser einzusetzen, welcher mit dem Schwerte weltlicher Gewalt die Widerspänstigen zu Paaren treibt. Der Kaiser empfängt seine Aufträge vom Papste, erfüllt er seine Pflicht nicht, so kann der Papst den Ungetreuen absetzen und einen Andern erheben.

Außer der ständischen Monarchie ist auch die republikanische Regierungsform im göttlichen Reiche zulässig, doch selbstverständlich in der Art, daß die Freistaaten dem Statthalter Christi so gut, als die Könige, Lehentreue und Gehorsam zu leisten haben.

Die Organe, durch deren Vermittlung der Papst den vielgliederigen Körper des göttlichen Reiches lenkt, sind die Bischöfe und Aebte. Sie stehen darum unter besonderer Aufsicht. Kein Kleriker kann ohne Bestätigung des Statthalters Petri ein Bisthum oder eine Abtei erlangen. Der Papst hat die Befugniß, Bischöfe und Aebte zur Verantwortung zu ziehen und je nach Erfund der Umstände abzusetzen, deßgleichen Bischöfe von einem Stuhl auf einen andern zu verpflanzen, Canonicatstifte in eigentliche Klöster zu verwandeln, neue Bisthümer zu errichten, überreiche zu theilen, oder mehrere arme zu vereinigen *).

*) Dictatus Gregorii VII. Mansi XX, 168: quod ille (papa) so-

Damit Petri Stuhl im lebendigen Verkehr mit den Bischöfen der Christenheit erhalten werde, zugleich damit der Papst stets beurtheilen könne, ob die Bischöfe ihre Pflicht thun, oder nicht, ist eine eigenthümliche Anstalt eingesetzt, die der Legaten, oder der päpstlichen Bevollmächtigten. Die Legaten ziehen aus über Land und Meer, besuchen die katholischen Länder, müssen überall zugelassen werden, sind berechtigt Synoden zu versammeln, den Vorsitz auf denselben zu führen, und je nach Dringlichkeit der Umstände das Urtheil der Absetzung über schuldige Kirchenhäupter und Kleriker zu verhängen. Ob ein Legate zu Haus einen hohen oder aber niedern Grad einnimmt, kommt nicht in Betracht, wenn er draußen auftritt, hat er den Vorrang vor allen Bischöfen und Erzbischöfen, denn er vertritt die Person des Apostolicus *).

Schon in alten Zeiten übten die Päpste das Recht der Gesandtschaft. Doch kam erst unter Leo IX. und Victor II. der Gebrauch auf, Legaten mit dem allgemeinen Auftrag der Aufsicht über die Kirchen auszuschicken. Gregor VII., der selbst als Cardinal mehrfach Legat gewesen, bildete diesen Gebrauch systematisch aus. Ueber Art und Weise der Vollmachten, welche die Legaten erhielten, gibt ein Brief **) Aufschluß, den Gregor VII. unter dem 9. Juni 1077 an den Patriarchen Dominicus von Gredo und an die Suffragane des venetischen Gebietes erließ: „Wir haben unsern geliebten Sohn Gregor, Diacon der römischen Kirche, an Euch abgesendet, damit er

---

lus possit episcopos deponere vel reconciliare; quod illi soli liceat pro temporis necessitate novas plebes congregare, de canonia abbatiam facere et econtra divitem episcopatum dividere et inopes munire; quod illi liceat de sede ad sedem necessitate cogente episcopos transmutare.

*) Ibid.: quod legatus omnibus episcopis praesit in concilio, etiam inferioris gradus, et adversus eos sententiam depositionis possit dare.

**) Jaffé Nro. 3780.

mit Euch über kirchliche Angelegenheiten und Einrichtungen das Nöthige verhandele, und dann in unserem Auftrage verbessere, was zu verbessern ist, verfüge, was zu verfügen ist, und die alten Satzungen kirchlicher Freiheit und Gerechtigkeit nach canonischer Vorschrift herstelle."

Gregor VII. überwachte sorgfältig die Thätigkeit der Legaten. Besonders belehrend ist in dieser Hinsicht ein unter dem 1. Juli 1073 an den Bischof Geraldus von Ostia, der als Legat nach Spanien abgegangen war, ausgefertigtes Schreiben*). Folgendes erhellt daraus. Erstens: selten oder nie schickte Gregor einen Legaten allein, sondern gesellte dem Hauptbevollmächtigten zwei oder mehrere bei, welche den Auftrag hatten, Bericht über die Amtsführung des Vorgesetzten zu erstatten. Wenn daher der Legat seine Pflicht verletzte, lief er Gefahr, durch seine Genossen überführt zu werden. Zweitens der Legat war angewiesen, durch Boten oder durch Briefe den Papst so oft als möglich von Allem, was vorging, in Kenntniß zu setzen. Drittens der Papst behielt sich das Recht vor, die Verfügungen der Legaten zu bestätigen. Viertens, hatte der Legat irgendwelche Uebereilung begangen, so hütete sich der Papst, durch offenes Einschreiten das Ansehen seines Bevollmächtigten bloszustellen, sondern er beauftragte in diesem Falle denselben, einen irrigen Beschluß selber zurückzunehmen. Gegen Legaten, welche ihre Vollmachten überschritten, unnöthig ihre Abwesenheit verlängerten, nur Geld für die Kirche zu sammeln suchten, oder gar für den eigenen Vortheil Unterschleif trieben, war Gregor VII. unerbittlich. Ein Schreiben**), das er unter dem 23. September 1079 an den Subdiacon Hubert erließ, der als Legat nach der Normandie geschickt worden war, beginnt mit den Worten: „Sehr mißfällig ist es uns, daß du deine Sendung so lange hinausziehst und die Rückkehr nach Rom verzögerst,

---

*) Ibid. Nro. 3551. **) Ibid. Nro. 3864.

nichts kann dich in unsern Augen entschuldigen, als Krankheit, oder die nachgewiesene Unmöglichkeit der Heimreise. Wie wenig Werth wir auf Geld legen, das ohne Ehre eingesammelt ward, weißt du selbst" u. s. w.

Dieß ungefähr sind die Grundzüge des Gebäudes, das Gregorius VII. aufzuführen strebte. In die Augen springt, daß der Papst wie ein Atlas erscheint, der die Last der Welt trägt. Nur ein Geist von höchster Kraft und zugleich von lauterster Reinheit des Willens konnte eine solche Stellung ausfüllen; denn fehlte dem Statthalter Petri die Stärke eines Riesen, so lief er Gefahr zu erliegen, vermochten die gewöhnlichen Leidenschaften des menschlichen Herzens etwas über seinen Charakter, so verlor er die Achtung, die Ehrfurcht der Welt, die Gregor VII. im höchsten Grade genoß, und von welcher die Möglichkeit, das System aufrecht zu halten, abhing. Hiemit habe ich zugleich die Gebrechen des großen Werkes angedeutet. Damit es Dauer gewinne, hätten stets Männer von der Art Hiltibrands Päpste seyn müssen, aber wie selten sind solche Geister!

Gregor VII. hat, was er muthig begann, bis zu einem Grade ausgeführt, welcher die Bewunderung, theilweise den Schrecken der Mitwelt erregte, und wohl ihn selbst in einzelnen Stunden mit einem gewissen Stolz erfüllte. Unter dem 17. April 1075 schreibt *) er an den König Swein von Dänemark: „Unter unsern Vorfahren ist die Rechtsgewohnheit aufgekommen, daß sie durch Gesandtschaften, welche christliche Liebe ausschickte, sämmtliche Nationen den Weg des Herrn kennen lehrten, daß sie Könige und Fürsten ermahnten, Fehler abzulegen, daß sie alle einluden, durch gesetzliche Zucht ewige Seligkeit zu erlangen, denn weiter reicht das Gesetz der römischen Päpste, als einst das Gesetz der römischen Kaiser gereicht hat. In alle Länder ist ihr Wort gedrungen

*) Jaffé Nro. 3714.

und über ausgedehntere Gebiete, als die, welche ehedem Augustus beherrschte, herrscht Christus!"

Erinnerungen an die glorreichen Zeiten des alten Roms, auf die man auch sonst in Gregors VII. Tagen häufig stößt, treten hier hervor. Gleichwohl würde man gewaltig irren, wenn man glaubte, daß der große Papst nach einer Herrschaft in der Weise Augusts gestrebt habe, oder daß er sich nicht jeden Augenblick der unermeßlichen Kluft zwischen dem Reiche Christi und dem der alten römischen Imperatoren bewußt war. Keine Spur von dem Genuß, wegen dessen Ehrsüchtige den Nebenmenschen ihrem Willen zu unterwerfen sich abmühen, sondern überall tiefes und ungeheucheltes Gefühl der Pflichten, welche er gegen die Kirche und deren himmlischen Stifter zu erfüllen habe, und einer schweren Verantwortlichkeit, die auf ihm laste. Ein melancholischer Geist weht durch die Sammlung seiner Briefe, dieser unvergänglichen Zeugen der Wirksamkeit des außerordentlichen Mannes. Oft spricht er den Wunsch aus, zu sterben und in die ewige Ruhe einzugehen. In dem oben angeführten, unter dem 15. October 1074 an Mathilde von Canossa und ihre Mutter erlassenen Briefe heißt es*) unter Anderm: „Wisse, daß ich wider Erwartung Aller, die mich umgeben, von der neulichen Krankheit genesen bin. Ich glaube, man muß mich deßhalb viel eher bedauern, als beglückwünschen. Meine Seele sehnte sich mit Macht nach jenem Vaterland, wo der Ewige, welcher die Qualen, die wir hier unten erdulden, abwägt, den Müden Ruhe und Labung gewährt. Jetzt wieder in das Irrsal gewohnter Arbeiten und Sorgen hineingeworfen, fühlen Wir stündlich die Schmerzen einer Gebährenden, da unsere Kraft nicht ausreicht, die Kirche, die jeden Augenblick mit Schiffbruch bedroht ist, durch die Klippen zu steuern."

Am offensten schüttet er sein Herz gegen den Abt

*) Mansi XX, 135.

Hugo von Clugny aus, und die an ihn gerichteten Briefe sind zugleich darum wichtig, weil sie den Beweis liefern, daß die Bewegung, deren Haupt Hiltibrand war, von Clugny ausging, und daß er nur im Bunde mit den Clugnyacensern das begonnene Werk vollbringen zu können hoffte. Den 2. Januar 1075 schrieb *) er an Hugo: „Ich wünschte, wenn es möglich wäre, daß du den vollen Umfang der Trübsal kenntest, die mich ängstigt, der Sorgen, die täglich neu mich bestürmen und beinahe zu Boden drücken, damit dein Herz in Erbarmen über meine Nöthen walle und sich vor dem Herrn ergieße, in Gebet für mich flehend, Jesus, der Bildner und Regent des Weltalls, möchte mir die Hand reichen, und mit gewohnter Hilfe mich Armen befreien. Schon oft habe ich Ihn angerufen, wie Er selbst es vorschrieb, daß Er mich entweder aus diesem Leben wegnehme, oder mir Kraft schenke, der gemeinsamen Mutter zu nützen, und doch hat Er mich weder aus meiner großen Trübsal erlöst, noch auch in Stand gesetzt, besagter Mutter, der ich verpflichtet bin, ersprießliche Dienste zu leisten. Unermeßlicher Schmerz lastet auf mir, alle Fasern meines Herzens erfüllend, weil ich sehen muß, wie die morgenländische Kirche vom Glauben abgefallen ist, und wie der alte Erbfeind durch seine Glieder da und dort die Christen tödtet, also daß diese Glieder diejenigen, welche ihr Haupt geistig gemordet hat, leiblich bestrafen und sie an der Umkehr zur Buße hindern **). Wenn ich dann wiederum mein inneres Auge auf die Provinzen des Abends, des Mittags oder des Nordens richte, gewahre ich fast nirgends Bischöfe, deren Leben und Wandel dem Gesetze des Herrn entspricht, oder welche das christliche Volk in priesterlicher Liebe und nicht mit weltlicher Ehrsucht regie-

*) Jaffé Nro. 3686.

**) Meines Erachtens Anspielung auf die Verfolgungen, welche die mahomedanischen Seldschuken über die anatolischen Christen verhängten.

ren; noch weniger finde ich unter den Laienfürsten solche, welche die Ehre Gottes über die eigene setzen, oder Gerechtigkeit dem Gewinne vorziehen. Diejenigen aber, in deren Mitte ich lebe, die Römer, die Longobarden, die Normanen sind, wie ich ihnen selbst schon oft strafend vorhielt, in gewisser Hinsicht schlechter, als Juden und Heiden. Kehre ich endlich in mein eigenes Innere zurück, so finde ich mich durch die Last meines Geschäftlebens so beschwert, daß mir keine andere Hoffnung des Heils übrig bleibt, als allein im Hinblick auf die Erbarmung Jesu Christi. Hielte mich nicht die tröstliche Aussicht aufrecht, selbst mein Leben zu bessern, und der Kirche Gottes größern Nutzen zu schaffen, so würde ich es nicht länger zu Rom aushalten, wo ich nunmehr zwanzig Jahre wider meinen Willen — Gott ist mein Zeuge — weile. So athme ich schwankend zwischen täglich erneuertem Schmerze und Hoffnung, welche nur allzulange sich verzieht, von tausend Stürmen hin- und hergeworfen, mehr todt als lebendig. Täglich harre ich dessen, der mich seinem Dienste verpflichtet, der mich wider meinen Willen nach Rom zurückgeführt hat und dort in steter Angst festhält. Oft spreche ich zu Ihm: Eile o Herr, zögere nicht, beschleunige dein Nahen, säume nicht weiter, befreie mich aus Liebe zur seligen Jungfrau Maria und zum heiligen Petrus! Aber weil Lob und Gebet nicht schnelle Erhörung findet im Munde des Sünders, dessen Sinn zwar löblich, aber dessen Handeln der Welt zugekehrt ist, so bitte und beschwöre ich dich, du wollest diejenigen, welche um der Verdienste ihres Lebens willen Erhörung hoffen dürfen *), angehen, daß sie für mich zum Herrn flehen mit der Liebe, welche sie der allgemeinen Mutter zuzuwenden verpflichtet sind" u. s. w. Eine tiefe Mystik, aus welcher der Geist des heiligen Augustinus hervortönt!

Abermal schrieb **) er unter dem 7. Mai 1078 an den-

*) Die Mönche von Clugny. **) Jaffé Nro. 3811.

selben Abt: „Die Nothwendigkeit täglichen Verkehrs mit Leuten aus allen Nationen und Drang der Geschäfte hindert mich an dich, den ich von Herzen liebe, häufiger zu schreiben. — Ich bitte Euch Alle, flehet mit festem Glauben und lautem Gebet das Erbarmen des Allmächtigen an, daß er meinen Sinn nach seinem Willen lenke, und mich mitten im Sturme zum Hafen des Heiles führe. So groß sind die Mühsale und Sorgen, die mich niederdrücken, daß meine Umgebung dieselben nicht zu überschauen, und wenn sie das volle Maß überschaute, noch viel weniger dasselbe zu ertragen vermöchte. Und obwohl der himmlische Prediger verkündigt, daß Jeder den Lohn seiner Leiden erlangen werde, und obwohl geschrieben steht (Psalm 94, 19): „ich hatte viel Bekümmerniß in meinem Herzen, aber deine Tröstungen, o Herr! ergötzten meine Seele": so ist mir doch häufig das Leben zum Ekel und der Tod des Fleisches Ziel meiner sehnsüchtigen Gedanken. Wenn Jesus der Arme, der sich selbst entäußert hat, der milde Tröster, welcher da ist wahrer Gott und wahrer Mensch, einem Bekümmerten die Hand reicht, erfüllt er dessen Herz mit hohem Trost; aber indem er seine Gnade von mir abzieht, stürzt er mich in tiefe Bekümmerniß. Täglich sterbe ich mir selber und lebe nur zuweilen in Ihm wieder auf, während alle meine Kräfte mich verlassen. Seufzend rufe ich zu Ihm: hättest du Mosi und Petrus eine solche Last auferlegt, so würden auch sie dadurch beschwert gewesen seyn. Wie soll es daher mir ergehen, der ich, verglichen mit Petrus und Moses, nichts bin. Darum übernimm du selbst mit deinem Petrus das mir auferlegte Hirtenamt, oder zürne nicht, im Fall ich erliege, daß das Hirtenamt durch meine Schwäche zu Schanden wird. In solchen Stunden der Anfechtung finde ich noch einzigen Trost bei den Sprüchen der Schrift (Psalm 6, 3): „Herr erbarme dich meiner, denn ich bin schwach"; dann (Psalm 71, 7): „ich bin für Viele wie ein Räthsel, aber du, o Herr, bist

mein starker Helfer", und endlich (Math. III, 9): „Gott vermag dem Abraham aus Steinen Kinder zu erwecken." Der allmächtige Gott, welcher durch das Sakrament der Buße mit wunderbarer Milde Sünder rechtfertigt, wolle vermöge der Gewalt des heiligen Petrus, die er mir Unwürdigem übertragen hat, dich und alle dir anvertrauten Brüder von aller Sündenschuld lösen und euch zu ewiger Freude in den Schooß des Patriarchen Abraham führen."

Vermöge seiner cholerischen Gemüthsart war Gregor zu leidenschaftlichen Aufwallungen geneigt. Zwar bestrebte er sich, dieses natürliche Feuer durch christliche Milde zu dämpfen, aber wenn er Pflichtverletzung zu sehen glaubte, brach es selbst gegen vertraute Freunde, wie Hugo, hervor. Ich erinnere an das oben angeführte Schreiben vom 2. Januar 1079, worin er den Abt von Clugny hart deßhalb anläßt, weil dieser einen rechtschaffenen Fürsten der Welt entzogen und in's Kloster aufgenommen hatte. Eine nicht minder gereizte Stimmung durchweht einen Brief*), den er unter dem 19. März 1074 an den Abt Hugo richtete: „Stets bereitet es Uns Freude, so oft Wir Worte von Euch vernehmen, aber häufiger würden wir Uns dieses Trostes erfreuen, wenn Eure Liebe für die römische Kirche brünstiger wäre. Sie ist darin mangelhaft, weil Ihr die so oft von Uns erbetene Tröstung Eures Besuchs Uns verweigert. Ihr könnet dieses Säumen nicht mit dem Drange anderer Geschäfte entschuldigen, sondern ich muß annehmen, daß Ihr euch vor Anstrengungen scheuet und Vorwände suchet, um Euere Trägheit zu beschönigen. Wenn es bisher mein Befremden erregt hat, daß Ihr mir den Trost Eurer Gegenwart vorenthieltet, so wisset, daß ich von Stunde an Euere längere Abwesenheit nur mit tiefem Schmerz ertragen würde. Ich habe in Euere und meines Mitbruders, des Bischofs Gerhard von Ostia, Hände

*) Jaffé Nro. 3601.

die wichtigsten Geschäfte niedergelegt. Euer Säumen hat zur Folge, daß sie entweder ganz mißglücken, oder doch nicht zur rechten Zeit ihre Erledigung finden. Als Wir den genannten Bischof im Dienste des heiligen Petrus zum Könige über die Berge schickten, hofften Wir, daß Ihr kommen und seine Stelle annehmen würdet. Obgleich Euere Nachlässigkeit Uns verletzt hat, und Wir als beleidigter Gebieter zu Euch sprechen könnten, wollen Wir Euch noch einmal inständigst gebeten haben, daß Ihr so schnell als möglich kommet und Uns in Unsern Mühsalen Beistand leistet. Trotz Unserer Schwäche und obwohl die Kräfte, sowohl des Körpers, als des Geistes, kaum ausreichen, tragen Wir eine ungeheuere Last weltlicher und geistlicher Geschäfte, und müssen täglich fürchten zu erliegen, weil in dieser verdorbenen Welt Niemand Uns die Hand reichen will. Beim allmächtigen Gott beschwören Wir Euch, haltet Eure Brüder — sowie ich es schon bei Uebernahme des Pontificats ausbedungen habe — an, unablässig für mich zum Herrn zu flehen, denn wenn nicht Euere und anderer Gläubigen Fürbitte Uns die göttliche Gnade zuwenden, droht Gefahr, daß nicht nur ich selbst, sondern was noch schlimmer wäre, daß die Kirche Nachtheil erleide. Der allmächtige Gott, von welchem alles Gute kommt, möge Euch und alle Euch anvertrauten Seelen in diesem sterblichen Leben also hüten und leiten, daß Ihr dereinst zur ewigen Seligkeit eingehen möget."

Warum verlangte der Papst gerade von Hugo und dessen Gemeinde rücksichtslose Hingebung? offenbar, weil die Sache, für die er wirkte und lebte, vorzugsweise die der Clugnyacenser war. Durch ein Schreiben *), welches Gregor VII. unter dem 2. Januar 1079 an das St. Victors-Kloster zu Marseille richtete, wird der Schleier vollends gelüftet. Der Papst hatte den Abt des genannten Klosters,

*) Jaffé Nro. 3831.

Bernhard, einen der ausgezeichnetsten Cleriker des eilften Jahrhunderts *), nach Rom berufen und dort lange zurückgehalten. Die Mönche waren betrübt über die Abwesenheit des Hauptes. Gregor VII. tröstet sie in liebevollen und zugleich feurigen Worten und fügt dann bei: „Unsere Absicht ist, das Stift zum heiligen Paulus allhier zu Rom (dessen Abt Hiltibrand früher gewesen war **) und Euer Kloster in der Art zu vereinigen, daß beide in dasselbe enge und eigenthümliche Verhältniß zum apostolischen Stuhle treten, in welchem Clugny schon seit längerer Zeit stehet." Eine durch tausend Spuren verrathene, aber häufig aus Rücksichten der Klugheit verdeckte Wahrheit, bricht hier fast mit klaren Worten hervor.

Innerer logischer Zusammenhang verknüpft die einzelnen Theile des oben entwickelten Planes. Auch lagen von früherer Zeit her die meisten Bausteine bereit, die Gregor während seines Pontificats zusammenfügte; unmöglich ist es deßhalb, zu bezweifeln, daß schon im Augenblicke, da er Petri Stuhl bestieg, ja noch früher der ganze Bauriß fertig und abgeschlossen seiner Seele vorschwebte; dennoch hat er die spitzen Kanten desselben nur nach und nach in dem Maße, wie die Umstände dazu nöthigten, herausgekehrt. Neuere Schriftsteller stellten die Behauptung auf, daß Gregor VII. nur gegen den deutschen König Heinrich IV. die ganze Schärfe jener kirchlichen Grundsätze geltend gemacht, andern Fürsten dagegen Schonung bewiesen habe. Dieß ist ein handgreiflicher Irrthum, das Gegentheil war der Fall. Früher als der Salier, fühlten andere Könige den strafenden Arm des Papstes, früher als er, wurden sie inne, daß eine neue Ordnung der Dinge angebrochen sei. Weiter ist zu bemerken, daß Gregorius VII. erst dann wider Heinrich zu den energischen Maß-

*) Bertholdi annales ad a. 1079. Pertz V, 323. **) Ibid. 159.

regeln schritt, welche das System vorschrieb, nachdem der Salier alle Rücksichten der Achtung vor dem Haupte der Kirche verletzt hatte, und nachdem offenbar geworden war, daß kein gewöhnliches Mittel mehr helfe. Die Theorie hat dabei wenig, die Nothwendigkeit fast Alles gethan.

Das System, das er befolgte, ist keineswegs ein bloß ihm bekanntes Geheimniß gewesen. Viele theilten dieselben Ansichten wie der Papst, und weil sich die Sache so verhielt, fehlte es nicht an Tadlern, welche unzufrieden darüber, daß Gregor VII. nicht rasch und kühn genug voranschreite, ihn der Schwäche bezüchtigten. Seine Briefe geben hierüber Zeugniß. Bischof Werner von Straßburg war über die Alpen gezogen, um sich dem Statthalter Petri zu unterwerfen; aber Mathilde von Canossa und ihre Mutter Beatrix, welche in dem Vorgeben des deutschen Prälaten nichts als Heuchelei erblickten, hatten ihn festgenommen. In dem oben erwähnten Schreiben vom 15. April 1074 rügt nun Gregor VII. das Verfahren der beiden Fürstinen und fährt dann fort: „Alle Fäden des großen Geschäfts laufen in unserer Hand zusammen, seid darum versichert, daß ebenso gewiß denen, welche sich bessern, Verzeihung, als Widerspänstigen Strafe zu Theil wird. Da ich überzeugt bin, daß Ihr nicht aus abgeneigter Gesinnung, sondern aus Anhänglichkeit an die römische Kirche über uns gemurrt habt, so habe ich eingedenk des von meinem Herrn und Gebieter gegebenen Vorbilds, der es nicht unter seiner Würde fand, die über ihn murrenden Jünger eines Bessern zu belehren, Euch Rechenschaft über mein Betragen ertheilt, worin Ihr einen unzweideutigen Beweis meiner Liebe für Euch sehen möget. Es ist mir nicht unbekannt, wie ungleich die Leute über Uns urtheilen, indem Uns wegen der nämlichen Sache die Einen für leichtgläubig, die Andern für schwach und übermäßig milde erklären. Auf solche Vorwürfe weiß ich keine bessere Antwort, als den Spruch des Apostels (1. Cor. IV, 3): mir ist es ein Geringes, daß

ich von Euch gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage."

In der That hat Gregor so lange zu den Angriffen und Treulosigkeiten Heinrichs IV. geschwiegen, daß man sich kaum wundern kann, wenn einzelne heißblütige Eiferer irre an ihm wurden. Der Grund seines Zögerns war Rücksicht auf die wohlbegründeten Vorstellungen des Kölner Metropoliten Hanno, Schonung für das historische Recht der deutschen Nation. Erst dann schritt er zum Aeußersten, als, wie schon bemerkt wurde, kein anderes Mittel mehr fruchtete.

XXXVII.

Der neue Catull.

Der Besucher des capitolinischen Museum's wird die ausgezeichnete Büstensammlung daselbst wohl niemals verlassen, ohne von der Aehnlichkeit ergriffen zu seyn, die die Physiognomien aus der Kaiserzeit mit denen darbieten, welche man in unseren Tagen insbesondere in den höheren Schichten der Gesellschaft wieder findet, während die festen markigen Züge der Republikaner, die leidenschaftliche Härte der Ueberzeugung, die Personificirung der Grundsätze, das gänzliche Verwachsenseyn mit der politischen Ueberzeugung, wie sich dieses in den Köpfen der voraugusteischen Periode ausspricht, einen ebenso grellen Gegensatz zu unserer Zeit als zu der römischen Kaiserperiode erweisen. Wir wollen aus dieser Thatsache keinen anderen Schluß ziehen, als daß die politische

Verkommenheit der einen Zeit sich ebenso in den Zügen der Menschen abspiegelte als die der anderen. Man würde jedoch sehr ungerecht seyn, wollte man die Aehnlichkeit oder Gleichheit beider Perioden auch in anderen Gebieten finden, und zumal wird die Poesie als Ausdruck der schwunghaften Empfindungen jeder Zeit den grellen Unterschied beider klar hervorheben. Es tritt dieses insbesondere recht klar hervor, wenn man die vielfach meisterhafte Uebersetzung von Catull's Buch der Lieder, von Wilhelm Heyse (Berlin 1855) damit vergleicht. So sehr wir da einem Recensenten dieser neuen Ausgabe Catull's*) beistimmen, daß der Uebersetzer sich ganz in Catull, den bedeutendsten römischen Dichter, hineingelebt habe, so wenig können wir den übrigen Lobpreisungen beipflichten, mit welchen der ungekannte Kritiker Heyse überhäuft, um dessen Bearbeitung auch in die größeren Kreise des lesenden Publikums einzuführen, in der deutschen Literatur Catull's Ideenkreis heimisch zu machen. Derselbe verschweigt einerseits ganz, daß selbst Hr. Heyse, obwohl er sich Jahre lang in Catull hineingearbeitet und seine Uebersetzung sich „meistens selbst lese wie ein Original", einige Lieder Catull's unübersetzbar fand. Wenn er aber bei anderen „die Derbheit und Ausgelassenheit des Originales" — besser gesagt, den Cynismus des römischen Dichters — „milderte", so finden wir in diesem Verfahren, welches uns zwar W. Heyse's catullische Gedichte, aber nicht den Catull wieder gibt, nicht nur nichts zu loben, sondern selbst viel zu tadeln, ganz abgesehen davon, daß wir nicht einzusehen vermögen, weßhalb unsere Literatur mit Gedichten in mentulam &c. bereichert zu werden verdient. Wir beneiden Niemanden, Jahre lang sich in Catull's Schweinereien gewälzt zu haben, um daneben sich „an reizenden Tändeleien" zu erfreuen, an welchen auch Andere sich erfreuen, ohne deßhalb den Beruf zu fühlen, unsere Literatur mit Anschauungen eines sittlich wie politisch ver-

*) A. A. Ztg. Beil. zu Nr. 258.

kommenen Zeitalters zu bereichern. Wir freuten uns aber, als wir Hrn. Heyse's Lieder durchgingen, daß unsere deutsche Sprache glücklicher Weise den adäquaten Ausdruck für die Erzeugnisse des Zusammenflusses einer griechisch-römischen Kloake nicht besitze, und selbst Hrn. Heyse's Jahre langen Bemühungen ihn nicht ausfindig machen konnten. Nicht Hr. Heyse ist zu loben und „seine Methode, wie er mit den Obscönitäten Catull's verfuhr", sondern der Genius unserer Sprache und der im Ganzen genommen doch noch verhältnißmäßig sittliche Verlauf unserer Geschichte, welche uns nicht gestatten, den schmutzigen Ideenkreis Catull's zu adoptiren, ja denselben vorderhand noch aus der guten Gesellschaft, in welcher er sich im Alterthume heimisch machte, in die Winkelstuben eines Bordelles verweisen. Wir bedauern den Philologen, für welchen die ganze große Entwickelung der christlichen Aera nicht existirt, und der seinen Beruf darein setzt, ihr in colossaler Einseitigkeit den Rücken zu drehen, um zuletzt an demjenigen Bankerott zu werden, was Christen, Juden, Heiden gemeinsam seyn soll, am ethischen Gefühl. Wir verwahren uns zugleich als Deutsche gegen diesen Frevel, mit welchem der F Correspondent der A. A. Ztg. (15. Sept.) den Schmutz des Alterthums bevorwortet, anstatt die Ehre unserer Literatur gegen ein mit Protest zurückzuweisendes Verfahren von Leuten zu schützen, welche da anfangen, wo das Heidenthum aufhört, und etwa gar wähnen, sie könnten unseren verrotteten Zuständen aufhelfen, wenn sie uns die Krankheiten einimpfen, an welchen das römische Alterthum schmachvoll verendete. Mögen Andere dieß loben und ehren, wir sprechen als Deutsche ein Pfui über dieses Treiben und die Reciprocitäts-Lobassecuranz-Compagnie aus.

XXXVIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Juan de Zavala's Spanien und Franz Lorinser's Spanien.

Noch immer sind die nächsten Geschicke Spaniens um keine Linie bestimmter geworden, obwohl nahezu ein halbes Jahr um ist, seitdem die Cortes der „liberalen Union" ihr Aeußerstes an Spanien gethan durch die zweite Verfassungs-Basis und das allgemeine Desamortisations-Gesetz. Längst ist der offene Krieg erklärt wenigstens zwischen der Regierung und der spanischen Kirche. Das Concordat ist zerrissen, der Bruch mit Rom vollendet; vier Bischöfe verbannt, andere in Untersuchung, zahlreiche oberhirtlichen Stühle erledigt, die gesetzmäßige geistliche Gerichtsbarkeit aufgehoben; jeder Gouverneur und jeder Alcalde hat unumschränkte Macht über hohen und niedern Klerus; den Bischöfen ist das Recht der Ordination, den Conventen das der Novizen-Aufnahme gesperrt; der größere Theil der letztern, d. i. der noch übrig gebliebenen weiblichen, ist unterdrückt; die Kirchengüter sind zum Verkauf eingezogen, die aus früheren Säkularisationen und auf Grund des Concordats schuldigen geistlichen Gehälter reducirt, und zudem dem Klerus seit eilf Monaten nicht bezahlt; auf Hunger und Almosen gestellt, ringt der größte

Theil der Geistlichkeit mit der über das Land wüthenden Cholera, und zwingt sogar den Regierungsorganen das Lob heldenmüthiger Aufopferung ab; selbst progressistische Journale mahnen an Befriedigung der Pfarrer, widrigenfalls sie ihre Stellen schaarenweise verlassen oder verhungern müßten, da die Bischöfe dieselbe Lage mit ihrem Klerus theilen. Kurz, die Dinge nach dieser Seite hin sind auf die Spitze getrieben, und — doch verharrt das spanische Volk in ruhigem Zusehen!

Aber nicht nur die Kirche wird vergantet, sondern sogar mehr noch das ganze staatliche Gemeinwesen. Man meinte vor sechs Monaten noch, nimmermehr werde Spanien gestatten, daß die regierende Clique sein Erbe von Jahrhunderten her, seine Gemeinde-, Schul-, Hospital-, Armen-, Königs-Güter, unter den Hammer bringe. Jetzt aber versteigert die Regierung ungehindert durch den passiven Widerstand, soviel die Cortes zum Verkauf bestimmt; sie rühmt sich, das Geschäft gehe glänzend, Kauflustige aus dem In- und Auslande überböten sich, und dem spanischen Finanzwesen werde gründlich geholfen seyn. Andere Berichte lauten anders; aber jedenfalls hat keine der Parteien, die zum Sturz des gegenwärtigen Progressisten-Regiments verschworen sind, die Aufregung aus der Vergantung der Nation zum Losschlagen benützt. Es scheint vielmehr, als wenn alle übereingekommen wären, das Odium des verzweifeltsten Schritts in der verzweifelten spanischen Finanzfrage erst noch auf die Progressisten und den abgenützten Nimbus des blödköpfigen Espartero fallen zu lassen. So hat es denn nicht an sporadischen Revolten gefehlt, der Carlisten in den Guerilla's verschiedener Provinzen, der Socialisten in Barcelona; die Zeitungen sind tagtäglich voll von dunklen Sagen über große Complotte der Demokraten, der Legitimisten, der Moderados mit O'Donnell an der Spitze, der Isabellinos unter Leitung des König Gemahls, selbst Altspaniens mit seiner Tendenz auf selbstständige Constituirung einzelner Provinzen des Rei-

ches. Aber kein Sterblicher vermag zu sagen, wer es sei, der die ihr Scheinleben von einem Tag zum andern noch fortschleppende „liberale Union“ zunächst ablösen wird.

Sicher sind die Progressisten der Mohr, der jetzt in der National-Vergantung seine Schuldigkeit thut, und ist das große Werk vorbei, so kann der Mohr gehen. Wird ihn aber O'Donnell fortschicken, respective Narvaez, wie allem Anscheine nach Napoleon III. es wünscht, und eine Dictatur antreten, die abermals eine corrupte Moderados-Herrschaft über Spanien hereinführen müßte, gleich der zehnjährigen, welche mit San Louis' Beutelschneidereien vor Jahr und Tag ihr Ende nahm? Wird die Revolution ihren natürlichen Entwicklungsgang nehmen, und den Social-Demokraten zum Siege über alle liberale Halbheit verhelfen, wie es England ersehnt? Wird Karl VI., nachdem ihm von den auswärtigen Mächten nur schwere Hindernisse bevorstehen, keine thätige Beihülfe, den Takt und Muth besitzen, sich also mit Altspanien zu identificiren, daß die einmüthigen Sympathien des Volks ihn erheben, welche ein legitimer Bourbon an und für sich in dem durch bittere Erfahrungen gewitzigten Spanien nie und nimmermehr zu suchen hat? Bisher hat der Prätendent, während seine heißblütigen Parteigänger jenseits der Pyrenäen im zerstreuten kleinen Krieg verbluten, es nicht einmal zu einem festen Programm gebracht; das Gerücht von einer spanischen Fusion, die sogar die verhaßte Königin Christine einschlöße, also von einem jener Versuche moderner Mattherzigkeit, die da auf Unrecht Recht bauen zu können vermeinen — und seine Speculationen auf russische Geldhülfe: das ist Alles, was man von ihm weiß.

Ein richtiges Urtheil über die wahre Lage Spaniens, geradeso wie über die Piemonts, der Schweiz und aller revolutionirten katholischen Länder, ist überhaupt nur unter Einer Bedingung möglich. Man muß nämlich die Thatsache anerkennen, daß überall dort zwei einander absolut entfrem-

dete Völker in dem Einen Volksthum sich schroff gegenüberstehen, von denen das an Zahl und Gewicht kleinere durch die absolutistischen Ideen der modernen Civilisation ergriffen, von den positiven Grundlagen des natürlichen Volksthums losgerissen, und durch die Macht eben derselben kosmopolitischen „Bildung“ zur tyrannischen Herrschaft über die in ihrer gottgegebenen Besonderheit verharrende Mehrheit emporgehoben worden. Wer jedesmal an dem Mißverhältniß die Schuld getragen, zeigt eine hundertjährige historische Entwicklung; jedenfalls entstand es überall nur dadurch, daß man da, wo die Macht zur Abwehr gelegen, einen fremden Geist Herr werden ließ über den der Kirche. Nachdem aber das Factum nun einmal vorliegt, reducirt sich das politische Raisonnement über alle diese unglücklichen Länder schließlich stets auf die Eine Frage: ob die Mehrheit in Elend und tyrannischem Druck auch ferner unerschüttert beharren, und die abtrünnige Minderheit mehr und mehr abstoßen, oder aber umgekehrt diese mehr und mehr jene verschlingen wird? Nirgends liegt dieses Problem klarer vor als in Spanien, denn nirgends bestand das genuine Volksthum beharrlicher wider die seit fünfzig Jahren herrschende Minderheit, die in ihrem Abfall stets ganz folgerichtig auf den niedrigsten Pöbel als den Auswurf des Volksthums gestützt erscheint, hier wie überall. Allenthalben aber ist es keine Frage: daß wohl das Volksthum in seiner Besonderheit untergehen kann an den Consequenzen jenes fremden Geistes, die endlich auch die herrschenden Minderheiten selbst als solche verschlingen müssen, daß dagegen die Kirche auch diesen Consequenzen gewachsen ist. Gerade der große spanische Denker Balmes hat denselben Satz besonders scharf aufgefaßt. Die genannten Consequenzen heißen mit einem Worte Socialismus. Die Kirche kann und müßte auch in einer socialistisch gestalteten Welt bestehen, nicht aber andere Potenzen, die jetzt mit ihren Rechten spielen. Espartero's Regierung wie Graf Cavour

in Turin haben dem päpstlichen Stuhle zum Vorwurf gemacht: daß er „um bloß materieller und zeitlicher Interessen willen“ zu Kirchenstrafen greife. Aber wenn dieß geschah und solange es geschieht, geschah und geschieht es nur, um die noch geltende allgemeine Rechtsordnung zu schützen für die weltlichen Herren selber und gegen die Consequenzen ihrer eigenen Principien, gegen den Socialismus.

Einen ungemein deutlichen Ausdruck hat diese unsere politische Anschauung, was Spanien betrifft, in dem diplomatischen Circulare erhalten, mit welchem der Minister Juan de Zavala unterm 24. Juli 1855 den Vorwürfen des abreisenden päpstlichen Nuntius begegnen zu müssen glaubte. Es ist hier erstens ausgesprochen die faktische Entgegenstellung des natürlichen spanischen Volksthums und der davon abgefallenen herrschenden Minorität, und zwar in einer Weise, die wider Willen Zeugniß gibt von dem unerschütterlichen Beharren des erstern und der steten Furcht der letztern, doch noch abgeworfen und als fremdartige Schmarozerpflanze an der spanischen Nation vernichtet zu werden. Wozu sonst die Betheurungen eines esparterischen Ministers von der ächt „katholischen Stimmung“ dieser Regierung, von ihrer „größten Ehrfurcht“ vor dem heiligen Stuhl, von ihrer treuen Beachtung des Concordats, in der die spanische Regierung dem Klerus mehr als irgend ein katholisches Land der Welt bezahle (d. h. nicht bezahle)? Wozu der verzweifelte Versuch, sogar zu beweisen, daß ein freilich „von Anfang her schlecht redigirter“ Artikel des Concordats selber den Verkauf der liegenden Kirchengüter erlaube, daß das Concordat jedenfalls nirgends lehre, „die Kirche müsse nothwendigerweise liegende Güter besitzen“, daß vielmehr „der heilige Stuhl auf die eine oder die andere Art anerkannt habe, das Eigenthumsrecht der Kirche könne unverletzlich bleiben, wenn selbst die liegenden Güter der Kirche verkauft würden?“ Wozu überhaupt der von uns öfter schon hervorgehobene

und jetzt mehr als je zu beachtende Unterschied in der spanischen Desamortisation, indem man die Kirchengüter nicht säcularisiren, auch nicht unter Staatsverwaltung nehmen, sondern sie bloß gegen Staats-Schuldverschreibungen „austauschen", und die also „umgewandelten" Renten alsdann der Kirche selber zu verwalten überlassen will, für die Gemeindegüter dagegen das gerade Gegentheil gesetzlich festgesetzt hat, d. h. weder Staatsobligationen, noch auch nur Antheil an der Verwaltung gewährt? An und für sich, und abgesehen von dem Charakter der Staatspapiere überhaupt und dem der spanischen insbesondere, zeichnet sich demnach das spanische Verfahren immer noch vor dem piemontesischen vortheilhaft aus. Und wozu nun alle diese Rücksichten von Seite einer Revolutions-Regierung, welche die zweite Verfassungs-Basis eigens zu Gunsten der protestantischen Propaganda auf Schrauben gestellt, und diese bereits in ihrer vollen Schamlosigkeit gewähren läßt? von einer Regierung, deren Mitglieder zum Theil von dem ganzen diabolischen Haß der aus Kirche und Volksthum zumal abgefallenen Apostaten beseelt sind? Wozu anders als weil man fürchtet, sich in wahrer Gestalt vor diesem Volksthum zu zeigen, welches in der That „stets als den größten Ruhm betrachtet hat und auch stets betrachtet, sich katholisch und christlich nennen zu dürfen", wie Zavala selber sagt.

Zweitens aber ist in seinem Circulare mit klaren Worten documentirt, daß die eigenen Principien der herrschenden Minderheit mit unwiderstehlicher Gewalt dem Socialismus zutreiben, ja, daß sie mit ihrer Desamortisation bereits auf entschieden socialistischem Boden steht. Hr. Zavala erklärt nämlich schließlich selbst, „auf der Höhe, auf welcher die Frage nun wird verhandelt werden müssen", liege eigentlich wenig an dem Wortlaut eines Concordats-Artikels: „Man hat das absolute Princip aufgestellt und veröffentlicht, daß keine todte Hand liegende Güter auf spanischem Gebiet

besitzen könne. Der hl. Stuhl wäre in seinen Reclamationen begründet, wenn diese Beschränkung in der Besitzweise ausschließlich auf die Kirche angewendet würde, doch er kann und darf sich nicht beklagen, daß die Kirche in der allgemeinen Regel, welche keine Ausnahme zuläßt, inbegriffen ist. Wer kann aber der spanischen Nation und der Regierung, welche sie vertritt, wer kann der zeitlichen Gewalt das Recht bestreiten, eine Regel, ein Princip dieser Art aufzustellen? Hat die zeitliche Gewalt nicht stets das Recht ausgeübt, dem Eigenthume Grenzen, Bedingungen, Formen aufzustellen, wenn nur seine Wesenheit und seine Natur nicht angegriffen sind? Hat man dieses Recht nicht stets in Beziehung auf Privateigenthum ausgeübt, das der Achtung würdiger als das Eigenthum der Körperschaften ist? Die zeitliche Gewalt, die machen kann und heutzutage mit Erfolg in Spanien macht, daß die municipalen, administrativen und Wohlthätigkeits-Corporationen die Form ihres Eigenthums ändern, kann gleichfalls die geistlichen Körperschaften die Form ihres Besitzes ändern machen. Dieß gehört zum Menschenrecht und kann mit der größten Ehrfurcht für die Unabhängigkeit des hl. Stuhls vollzogen werden."

Hr. Zavala hat sich sehr treffend ausgedrückt: diese „absoluten Principien" sind es, was als herrschende Minderheit dem natürlichen Volksthum der Spanier gegenüber steht. Die Collision der mehr oder minder ausgedehnten „Absolutheit" und der persönliche Vortheil der also variirenden Principien spaltet die Minderheit unter sich, und entwickelte aus sich die blutgetränkte Geschichte Spaniens seit fünfzig Jahren. Es ist auch schon eine Partei angewachsen, die durch schärfste Fassung der „absoluten Principien" hervorragt, indem sie einfach auch noch die hinfällige und sich widersprechende Clausel Zavala's wegwirft: „wenn nur die Wesenheit des Eigenthums nicht angegriffen ist." Diese Partei sind die spanischen Social-Demokraten, welche jetzt die Hand ausgestreckt haben nach dem einst so hochherrlichen Scepter Spaniens. Wenn

sie ihn ergreifen, so können sie mit Wahrheit von sich sagen, sie seien die legitimen Erben des legitimen absolutistisch-bureaukratischen Bourbonen-Regiments in Spanien, das selber es gewesen, woher die Parteien ihre „absoluten Principien" überkommen, zur naturgemäßen Ausbildung bis zur Social-Demokratie. Und sie werden die Gewalt an sich reißen, wenn nicht das wahre Volksthum zuvor noch eine furchtbare vernichtende Reaction über die Minderheit und die Parteien und die „absoluten Principien" auf und neben dem Thron überhaupt verhängt, und Gott ihm nicht die Männer dazu erweckt — sie werden es vielleicht nirgends früher als in Spanien, denn nirgends ist die Entfremdung zwischen Volk und Volk im Volksthum größer, nirgends daher die Macht der „absoluten Principien" innerhalb der herrschenden Minderheit unumschränkter als dort. Eben deßhalb ist die neueste Geschichte Spaniens so lehrreich für alle Völker des Continents, und wird doch meistens so wenig verstanden, als bloßes tolles Wirrsal verrückt gewordenen Liberalismus' bei Seite geschoben!

Wenn aber in Spanien die herrschende Minderheit der Gefahr am nächsten steht, vom Socialismus verschlungen zu werden, so hat aus ebendenselben Gründen kein Volk in Europa mehr Fähigkeit sich bewahrt, zu gesunden Zuständen zurückzukehren, denn keines hat sich, unter den Flügeln der Kirche, hermetischer abgesperrt, reiner und intakter bewahrt vor den „absoluten Principien" der Herrschenden, als das wahre altspanische. Wir haben diese Ansicht wiederholt schon ausgesprochen, recht klar ist sie uns aber selber erst geworden bei der Lesung der Schrift, in welcher Dr. Franz Lorinser zu Breslau jüngst seine Reise durch Spanien beschrieb, so einfach und naturgetreu, daß man sich selbst mit ihm in seine spanischen Posada's versetzt wähnt*). Die Par-

*) „Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten, zum Besten eines wohlthätigen Zweckes geschrie-

teien der „absoluten Principien" machen sich seit Jahren so ausschließlich und schamlos breit in Spanien, daß wer nicht gerade durch den Zug eines katholischen Herzens veranlaßt wird schärfer zuzusehen, kaum zu glauben vermag, das Volk Spaniens sei wirklich noch ein anderes als das in den Cortes, sein ganzer Charakter das gerade Widerspiel von dem seiner Gewählten, oder vielmehr Nichtgewählten. Denn so schroff ist die Scheidung zwischen ihm und dem Volk der Parteien, daß diese ihre Wahlen ungehindert unter sich abmachen; das wahre Volk hofft und erwartet nichts von ihrem Constitutionalismus, und läßt sie gewähren nach ihrem Belieben. Folge und Fluch davon sind dann freilich jene so gewaltigen und doch fruchtlos verhallenden Adressen-Stürme, wie die vom Frühling dieses Jahres, wenn die „absoluten Principien" durch ihre Cortes einmal frech in's innerste Herz des Volksthums greifen: aber der Schaden an diesem selbst ist doch bisher immer nur ein materieller gewesen.

Nicht als wenn Hr. Lorinser also politisirte; hingerissen von den unübertroffenen Herrlichkeiten der Natur und Kunst Spaniens denkt er vielmehr sehr wenig an Politik. Eben aber daß er dieß vermochte, während er in gewaltigem Bogen Spanien durchzog gerade mitten unter der „glorreichen" und, nach Bericht unserer Zeitungen, so furchtbar erschütternden Juli-Revolution: das ist das Bezeichnende. Selbst in Barcelona, wo er zugleich mit der Nachricht von dem Siege Espartero's eintraf, nirgends Erregung oder gar Begeisterung, überall nur unansehnliche komödienhaften Aufzüge zum Behufe der von Oben decretirten Pronunciamento's, Erbitterung nur etwa gegen die reyna madre und Verachtung gegen Espartero, sonst Gleichgültigkeit überall und Hoffnung von solchen Wechseln nirgends. Das Volk erscheint, während die

---

den von Franz Lorinser." Regensburg bei Manz 1855. Zwei Bändchen. — Dr. Lorinser ist bekannt als Uebersetzer und Bearbeiter des Philosophen Balmes, und überhaupt einer der gründlichsten Kenner spanischer Literatur und Kunst in Deutschland.

Parteien über ihm alle Tollheiten von 1848 copiren, in seiner alten Ritterlichkeit, edelster Innigkeit des Gefühls und ungezwungenster Natürlichkeit; die Kirchen gefüllt von ernst frommen Betern, das katholische Leben immer noch so tief mit den Sitten verwachsen, daß z. B. sogar in jenen Jubeltagen Espartero's auch die liberalsten Zeitungen die übliche religiöse Tageschronik (gazetilla religiosa) höchstens abkürzen, nicht wegzulassen wagen durften; der Cultus noch immer voll ernster Pracht und würdigem Glanz, Deutschland, geschweige denn Frankreich beschämend; das Priestergewand des Reisenden allenthalben bei den ihm Begegnenden, auch entschiedenen Progressisten, ein Freibrief auf besonderes Wohlwollen; die Erscheinung der spanischen Kleriker selbst, in starkem Gegensatz zu der mehr weltmännisch gemachten der französischen, ärmlich und abgeschabt, doch nie schmutzig und unwürdig, fast durchgängig abgezehrte, wahrhaft ascetische Physiognomien, meistens geistreich, bekümmert und wohlwollend zugleich, demüthig und doch wie in stillem Brüten über tiefen enthusiastischen Gedanken; kurz, „die Geistlichen in Spanien sehen alle aus, als wären sie eben aus dem Grabe erstanden", äußerte ein deutscher Protestant in Barcelona gegen unsern Reisenden. Und das waren Weltgeistliche, denn Mönche sah Dr. Lorinser auf seiner ganzen Reise nur — zwei, einen jungen Hieromyten, durch die Höfe des Escorial schreitend, und vor dem Altar der verwüsteten Cartuja von Miraflores einen greisen Carthäuser aus der Zahl jener sechs Mönche, die damals noch in den Trümmern ihres stillen Asyles hausten und beteten für ihr unglückliches Vaterland. Wehmüthig gestimmt verläßt der Leser mit dem Erzähler das herrliche Land, die biedern Leute. „Ihr tief gemüthvolles Wesen hat das brave unglückliche Volk mich liebgewinnen lassen, das einem edlen Menschen zu vergleichen ist, der, zu allen weltlichen Geschäften, welche Raffinement und Routine erfordern, ungeschickt und von vielfachem Unglück verfolgt, in der Welt auf keinen grünen Zweig kommen kann, in dem, was ihm

das Höchste und Theuerste ist, selten verstanden und von flachen niedrigen Seelen ausgebeutet und verlacht wird. Ihre Mängel und Fehler, die oft weniger ihre eigene als die Schuld ihrer schlechten Regierung sind, werden durch die vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens aufgewogen; ihr reiches Gemüth allein, das bei jeder Gelegenheit hervorbricht, reicht hin, um sie liebenswürdig zu machen und" — mit diesem Seufzer fuhr Hr. Lorinser über die Grenze — „man fühlt sich vereinsamt in dem „„civilisirten"" Lande der Franzosen."

Das Volk dießseits der Pyrenäen ist eben nicht intakt geblieben vor den „absoluten Principien", wie der gemeine Mann jenseits. Darum gibt es bei diesem heute noch kein Proletariat und keinen Trunkenbold, kein Kriechen des Niedern vor dem Höhern und keinen gemeinen Philister. Steigt man aber auf unter die Minderheit der herrschenden Parteien, so erkennt man an dem sittlichen Aussatz das andere Volk Spaniens. „Armes Spanien! einst gab es keine besseren, edleren, frömmeren Ritter als deine Großen, die in der Schule des Glaubens und der militärischen Ehre gebildet waren, deren letzter Repräsentant das edle Haus Oesterreich gewesen" (dem zu Lieb man in Spanien heute noch jeden Deutschen auf den Händen trägt), „und heute gibt es kein verkommneres, körperlich wie geistig entarteteres Geschlecht, als deine Granden und politischen Machthaber, die in der Schule deiner unfähigen bourbonischen Herrscher nur zu viel gelernt!"

Die Zöglinge haben dann die Meister in die Zucht genommen, wie die unglückliche Isabella jetzt erfährt, und die Frage ist nur, wer morgen wieder die Meister von heute züchtigen wird. Daß sie, aus schuldiger Deferenz, mit England und Frankreich in werkthätige Allianz gegen Rußland einzutreten gezwungen seyn werden, ist eine neue Gefährdung ihrer Existenz. Möglich, daß das Strafgericht der glorreichen orientalischen Krisis seine Competenz bis an die Säulen des Herkules ausdehnen wird!

XXXIX.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit drei Jahren.

XXI.

Die kirchliche Masse als Zukunftskirchen-Baumaterial.

Wir sind auf dem Punkt, das Labyrinth der protestantischen Zukunftskirchen-Begriffe zu betreten. Selbstverständlich gehen wir auch hier wieder vom symbolmäßigen Kirchenbegriff aus, und stoßen auch gleich auf eine Thatsache von so höchst eigenthümlicher Natur, daß im Grunde sie erst recht geeignet ist, beleuchtende Blitze auf die Geschichte der ganzen protestantischen Reaction rückwärts zu werfen. Diese Thatsache führt zugleich am tiefsten in das verwickelte Wesen derjenigen Erscheinung ein, welche die größte an jener Reaction und nahezu sie selber ist. Ich verstehe unter dieser Erscheinung die Innere Mission; unter der genannten, die Idee dieses merkwürdigen Unternehmens erklärenden Thatsache aber verstehe ich den Umstand, daß die Innere Mission nicht so fast schon mit dem Bau einer „Kirche", als erst noch mit Ansammlung einer kirchlichen Masse beschäftigt ist. In so fern ist die gedachte Thatsache Unterlage und Ausgangspunkt unserer folgenden Betrachtungen.

Machen wir uns vorerst die Thatsache nach ihrem Inhalte klar. Laut des symbolmäßigen Kirchenbegriffs unterscheidet man an der Kirche kirchliche Masse, d. i. die Gesammtheit der um das reine Wort und Sakrament Versammelten, und die Gemeinde der Gläubigen oder Heiligen als die eigentliche (unsichtbare) Kirche. Man nennt jene kirchliche Masse wohl auch die „sichtbare Kirche", aber nur uneigentlich, in soferne als zu glauben ist, daß die wahre und wirkliche Kirche hinter ihr versteckt sei. Immerhin aber gehört die kirchliche Masse natürlich ganz nothwendig zum Daseyn der Kirche. Dreihundert Jahre lang schien sie, in Landeskirchen geordnet, eine leibliche Existenz zu führen; als aber die Stürme der Revolution jene landeskirchlichen Umhüllungen zu zerreißen drohten und dieselben in der That stark durchlöcherten, da bemerkte man mit Entsetzen, daß von der kirchlichen Masse nahezu nichts mehr vorhanden sei. Das äußere Vehikel der eigentlichen Kirche schien verschwunden zu seyn. Die „Innere Mission" hatte dieß schon längst behauptet, und in großen Schaaren liefen die entsetzten Gemüther nun herbei, um wieder eine — kirchliche Masse beschaffen zu helfen.

So ist es zu verstehen, wenn die seit 1848 completirte Innere Mission von sich aussagte: sie habe ebenda ihre Berechtigung, „wo die Kirche gänzlich zerfallen ist", „wo man an der Kirche verzweifle"; sie habe „Christum unter den Massen wieder zur Anerkennung zu bringen"; ihr Ziel sei der „volksverklärende Charakter des Reichs Christi"; „nicht kirchenbauend und reformirend", wie unter Christen, sondern — „missionirend und evangelisirend", wie unter Heiden, „müsse man wirken." Das heißt: man muß bei Wiederansammlung der kirchlichen Masse aus den Landeskirchen sich anstellen wie einem heidnischen Volke gegenüber; es gibt eigentlich gar keine Kirche mehr, demjenigen aber gegenüber, was als Kirche vor Augen steht und benannt wird, müssen die Wiederansammler der kirchlichen Masse sich allerdings

„antikirchlich“ verhalten und „die Kirche in Gefahr bringen.“ Daher stellt die Innere Mission folgende Gegensätze auf: sie selbst und die bestehenden „Kirchen“, dort „Christenthum“, hier „christliche Welt“, jenes anzusammeln aus dieser, im „christlichen Interesse“ wider das „kirchliche Interesse“ — also „evangelisiren“, nicht „kirchlich reformiren“ *); denn Letzteres kann natürlich da keinen Sinn haben, wo die kirchliche Masse selber fehlt. Erst wenn diese wieder hergestellt ist, kann die kirchenbauende Arbeit ihren Anfang nehmen. Mit welchen Mitteln und Erfolgen das große Missionswerk betrieben wird, werden wir später sehen.

Was hier vor Allem einleuchtet, ist der Umstand: daß eine solche „Innere Mission“ auf katholischem Boden platterdings unmöglich und undenkbar wäre. Ihre Idee ist demnach eine specifisch protestantische. Katholischerseits ist die Kirche ein für allemal da, unabhängig von der momentanen Gläubigkeit und Heiligkeit ihrer Glieder; zur Erzielung der letztern Qualitäten aber durch ihre göttliche Pädagogik kann es ihr nie an kirchlicher Masse fehlen. Protestantischerseits dagegen ist das Vorhandenseyn der kirchlichen Masse, wie man jetzt erfährt, und also die Existenz der Kirche, allerdings eine Frage der Zeit und der Umstände; die Innere Mission gesteht ja thatsächlich und ausdrücklich, daß die um das reine Wort und Sakrament Gesammelten sich zerstreut und nahezu ganz verloren hätten. Man sieht hier wieder den Unterschied zwischen objectiver oder anstaltlicher, und subjectiver oder Bekenntniß-Kirche. Man sieht aber auch zugleich, wie unvergleichlich vortheilhaft die religiösen Zustände in der katholischen Kirche sich von den religiösen Zuständen der jenseitigen kirchlichen Masse unterscheiden.

Wir müssen auf diese Zustände — um dann von festem

*) S. die Belegstellen der ganzen Auseinandersetzung „Streiflichter“ rc. Nr. I. im 33. Bde. d. hist.-polit. Blätter S. 59 ff.

Boden aus zu der Idee der Innern Mission und der verschiedenen Zukunftskirchen-Begriffe aufzusteigen — nothwendig etwas näher eingehen, und das Charakteristische an ihnen hervorsuchen. Wir werden dieß nicht etwa in einer größern Moralität der katholischen Völker suchen, obwohl auch dazu nicht wenige Anhaltspunkte vorhanden wären. Wir machen von ihnen deßhalb nicht Gebrauch, weil sie heutzutage immer zu mehr oder weniger gegründeten Recriminationen führen müssen. Anders war es zu Reformationszeiten; damals führten die Kernpunkte der neuen Lehre so plötzlich und unversehens eine so unerhörte und specifisch neugläubige Libertinage der Sitten über den angesteckten Theil der deutschen Welt herbei, daß die Reformatoren und ihre Schüler selber in dieser Thatsache das furchtbarste Zeugniß gegen ihre Glaubensneuerung erblickten, und mit Mühe sich seiner erwehrten. Seitdem aber hat der also wirkende Geist sich weit über seine legalen Grenzen hinaus verbreitet und auch die katholischen Stämme ergriffen; er hat auch ihnen zum großen Theile seine düstere Uniform aufgezwungen. Nur daß hier immer noch mehr ungezähmte Natur und leidenschaftliche Motive, dort ungleich mehr blasirte Immoralität und bewußte Verruchtheit sich versündigen, und auch das natürliche Daseyn mit einer allseitigen Haltungslosigkeit vergiften, in welcher unter Anderm die Quelle jener Epidemie des Selbstmords zu suchen ist, über deren täglich schaudervolleres Grassiren der Berliner Oberkirchenrath eben noch den „Ausdruck des Entsetzens“ öffentlich bezeugen zu müssen glaubte*). So hat die Zahl der Verbrechen seit einem Decennium überall auf deutschem Boden in schaudererregendem Maße zugenommen; doch ließe sich zwischen katholischen und protestantischen Landestheilen immer noch der bedeutsame Unterschied geltend machen, daß dort die blutige Gewaltthat überwiegt, hier der

*) Allg. Ztg. vom 19. Juli 1855.

raffinirte Betrug und namentlich eine berechnende Praxis des Meineids, auch gleich in ganzen Banden, über der den Organen der Reaction schon öfter als einmal die Haare zu Berge standen.

Nichtsdestoweniger ist es Lieblings-Versuch gerade dieser und anderer Organe geworden, den Spieß umzukehren und hinwiederum dem Katholicismus Schwächen im sittlichen Leben seines Volkes vorzuwerfen. Man wählte dazu besonders das Capitel der geschlechtlichen Sünden; und vergessend, daß es unter Umständen immerhin noch züchtiger seyn kann, uneheliche Kinder zu haben, als sie nicht zu haben, beliebt man bekanntlich nicht selten, in nächster Nachbarschaft von den privilegirten Vierteln der Prostitution, statistisch ein Ueberwiegen katholischer Oertlichkeiten an außerehelichen Kindern, der Kirche zur Schmach, zu berechnen. Wollte man hier zu Recriminationen greifen! So erklärte z. B. Hr. Quistorp aus Stettin, einer der Koryphäen der Innern Mission, von dieser einzigen Stadt öffentlich vor dem Berliner Kirchentage: „an hundert jährliche Ehescheidungen sind noch nicht das Schlimmste, die wilden Ehen sind fast noch besser als die zahmen"; „kürzlich ward ein Prediger der Stadt zu einer Taufe geholt; er fand eine große Versammlung, aber statt eines Kindes wurden zwei gebracht; auf Befragen hieß es, es sei das Kind der Schwester der Frau, die von ihrem Schwager zu gleicher Zeit Mutter geworden war, und jetzt feierten sie ganz gemüthlich, als wenn nichts vorgefallen wäre, ein großes vielbesuchtes Tauffest." Aus dem bayerischen Franken erzählen die „Puckenhofer Blätter" von einer kleinen Gemeinde mit 43 Familien, von denen 36 Kinder haben, aber nur 13 bloß eheliche, 23 dagegen vom Vater oder von der Mutter zugebrachte unehelichen*). Ebendaher berichtet ein Anderer: „ein Amtsnachbar versicherte den Schreiber dieses neulich, daß er

*) Halle'sches Volksblatt vom 3. Dec. 1853.

in 15 Jahren in seiner Gemeinde kein einziges Paar getraut habe, das den Kranz der Ehren hätte beanspruchen können"*). Dieß gilt also nicht etwa von Großstädten, sondern von abgelegenen Bauerschaften, wo, wenn irgendwo, die geistliche Zucht noch Boden haben sollte. Im Braunschweigischen kommt die Zahl der unehelichen Geburten, wie die Hannov. Ztg. Mai 1853 versicherte, täglich mehr der der ehelichen gleich, und die Dörfer unterscheiden sich hierin nicht von den Städten; „reine Ehen kommen immer weniger vor, gewöhnlich sind die Brautleute schon von 2, 3, 4 Kindern umgeben", und so stehe es in gar vielen Gegenden des deutschen Nordens. Unübertroffen aber hierin ist das strenglutherische, freilich auch von den härtesten gutsherrlichen Ansäßigmachungs-Hindernissen bedrückte Mecklenburg: „Ehen sind in den untern Klassen zur Ausnahme, unsittliche Verhältnisse zur Regel geworden; die Begriffe von Sitte und Unsitte verlieren sich ganz; es gibt Ortschaften, in denen die Zahl der jährlichen ehelichen Geburten von den unehelichen um das Zehnfache überstiegen wird"**). Bald darauf wies die Statistik nach, wie folgt: 469 Ortschaften zählt man in Mecklenburg, in denen ein Drittel bis über die Hälfte der Geburten uneheliche sind, 79 Orte, in — denen gar keine ehelichen Geburten mehr vorkommen***), sage — 79 Orte†)!

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 8. Dec. 1853.

**) Allg. Ztg. vom 9. Jan. 1853.

***) Halle'sches Volksblatt vom 16. Aug. 1854.

†) Also „Dörfer, in denen nicht mehr Eine Hochzeit im Kranz verkommt!" — ruft Hr. Nathusius aus, sehr originell dazu bemerkend: „Hier bietet sich gleich etwas dar, was wir beispielsweise zum Lobe des italienischen Volkes anführen können. Es ist in Italien eine Seltenheit, daß ein Mädchen ihren Jungfernkranz nicht bis zur Ehe bewahrt hätte — man mag als Grund anführen, was man will, die Thatsache bleibt." (Halle'sches Volksblatt vom 16. Febr. 1853.) Von dem ritterlichen Spanien gilt bekanntlich dasselbe.

Man sieht: es würde uns, der Vertheidigung zu geschweigen, gar nicht an den schärfsten Waffen zum Angriff fehlen. Aber wie gesagt, nicht dieß ist es, was die kirchliche Masse jenseits charakterisirt, ihr die specifische Signatur aufdrückt. Diese ihre Signatur besteht vielmehr im Grunde darin, daß eine kirchliche Masse drüben eigentlich kaum mehr vorhanden ist. Mit Einem Worte: was sie charakterisirt, das ist die in unglaublichem Grade herrschende — kirchliche Entfremdung. Die Katholiken dürfen diesem Stempel der jenseitigen religiösen Zustände gegenüber unbesorgt sogar auf das Dominium ihrer Kirche weisen, welches in derselben Beziehung am meisten verschrieen war — auf Frankreich, und dürfen fragen: wie ganz anders steht es selbst hier noch!

So groß also ist jenseits die kirchliche Entfremdung, daß die Innere Mission von der Idee ausgeht, es gebe gar keine kirchliche Masse mehr für ihre Kirche. Betrachtet man die Gesammtheit derjenigen, welche den Namen dieser kirchlichen Masse tragen, welche eben die um das reine Wort und Sakrament Gesammelten seyn sollen, in ihrer Theilnahme für die Segnungen der Kirche: so erscheint jene Idee in der That nur allzu erklärlich. Wir lassen Thatsachen und Zahlen sprechen!

Theilnahme für die Segnungen der Kirche müßte sich vor Allem an dem jenseitigen Abendmahlstische bewähren; mit Recht pflegt man nach der Zahl der beim Abendmahl Erscheinenden das Mehr oder Minder jener Theilnahme zu bemessen, hier vielmehr das Maß der Gleichgültigkeit gegen die Kirche, der kirchlichen Entfremdung. Wir brauchen auch nicht noch besonders zu erinnern, daß hier der Weg zum Communiontische nicht durch das peinliche Gericht des Beichtstuhls, nicht durch die Demuthsschule der Ohrenbeichte geht. Dennoch aber finden wir ihn in einer nach entsetzlichen Progressionen fortschreitenden Verlassenheit.

Beginnen wir mit Hamburg, dem Heimathort der

Innern Mission. Die mächtige Seestadt zählt jetzt ein Drittel mehr Einwohner als vor hundert Jahren, aber 110,000 Communikanten weniger, als es damals gehabt hätte; denn im J. 1753 communicirten von 100,000 Seelen 85,118, im J. 1853 von 150,000 S. — 17,647. Schon Ein Jahr macht Riesenschritte zurück; in dem einzigen Jahre von 1852 auf 1853 nahm die Communikantenzahl um 4201 ab, während die katholischen Communionen um 900 (von 2700 auf 3600) stiegen. In dem Maße jener Abnahme steigt die Zahl der unehelichen Kinder, und jährlich hundert derselben bleiben ganz ungetauft*). — Von Bremen erzählte Pastor Treviranus am Berliner Kirchentage: vor fünfzig Jahren hätten daselbst auf 400 Taufen noch 12,000 Communikanten getroffen, jetzt träfen kaum mehr deren 6000 auf 700 Taufen; die Kinder selbst bringe man meist erst nach Monaten und überhaupt so nachlässig zur Taufe, daß sogar die Polizei schon ihre Hülfe angeboten habe**). — In Berlin trafen im J. 1739 noch 39 Communikanten auf Eine Taufe, im J. 1799 noch 20, im J. 1810 noch 8, im J. 1848 nur mehr 5, im J. 1851 volle — 4. Dagegen waren in Berlin im J. 1849 noch 631 Ehescheidungsprocesse anhängig, 1853 schon 856***). Ueber den Berliner Kirchenbesuch erklärte Pastor Kuntze am dortigen Kirchentag: „wir rechnen sonntäglich ungefähr 400,000, vielleicht noch etwas mehr, die draußen bleiben, während eine Anzahl von etwa 20,000 die Kirche besucht.“ Der Redner brachte daher für Preußens Hauptstadt das Institut der Londoner Straßenprediger in Vorschlag. Man bethätigte sich inzwischen von Oben herab, richtete einen eigenen Sonntags-Gottesdienst für die Schutzmannschaft ein, und nahm bei dem neuen Reglement der Droschkenkutscher besondere Rücksicht auf

*) Halle'sches Volksblatt vom 16. August 1854.

**) S. darüber und über die folgenden Aussagen vor dem Kirchentage die „Verhandlungen des Berliner Kirchentags“ S. 112 ff.

***) Halle'sches Volksblatt vom 16. Aug. 1854.

das religiöse „Bedürfniß"; die Domkirche, welche ohnehin bereits bemüht war, „ein gesellschaftlich auserwähltes Publikum durch Abrichtung eines trefflichen Chors zu fesseln", fügte immer noch neue Liturgien und Chorgesänge bei. „Das sind", schrieb damals ein Berliner, „so einzelne kleine Züge aus unserm kirchlichen Leben, wie es weniger aus sich selbst und von innen heraus entwickelt, als gemacht und zugeschnitten wird. Der Augen- und Lippengottesdienst steht in voller Blüthe; mehr denn je ist die Kirche ein Rendezvous, wo die elegante Damenwelt sich und ihre Toilette zeigt, wo die kleine Hand im fleckenlosen Glacé, der zum Gesang halbgeöffnete Mund, der zum Himmel gerichtete Blick kokettandächtig ihre Dienste thun, bis die Zeit kommt, wo die schöne Besitzerin langsamen und schwebenden Tritts an zwei Reihen bewaffnet und unbewaffnet starrender Männer-Augen vorbei das Gotteshaus verläßt, in dem Bewußtseyn Gott und den Menschen zugleich gefallen zu haben." In eben derselben Zeit waren in Einer „jener zahllosen Höhlen der Prostitution", die unter dem harmlosen Namen von „Tanzlokalen" ꝛc. existirend nur ausnahmsweise dem Arm der Polizei erreichbar sind, auf einmal — 72 „Damen" aufgehoben worden, keine einzige älter als achtzehn Jahre*).

Von Stettin, der Hauptstadt des „lieben Pommerlandes, wo man noch gar viel altes gutes Wesen vermeine", bezeugte Hr. Quistorp am Berliner Kirchentage: der durchschnittliche Kirchenbesuch sei sieben Procent, ausgenommen an den hohen Festen, „die Gotteshäuser und Abendmahlstische sind leer geworden, aber voll sind die Häuser der Lust." — In Ostpreußen zählten noch im J. 1830 nur zehn Kreise weniger als 70 Proc. Communikanten, jetzt kommt kein einziger Kreis mehr so hoch. Sechs Kreise hatten damals noch mehr jährlicher Abendmahlsgäste als Einwohner, alle außer

*) Allg. Ztg. vom 17. Nov. 1853.

Königsberg und Ermland über 50 Proc.; jetzt haben von den 31 Kreisen nur mehr 10 über 50 Proc., Kreis für Kreis ist in den zwanzig Jahren die Communikanten-Zahl um ein Drittel oder um die Hälfte gesunken. In Königsberg gehen auf 100 Einwohner 24 Communikanten. — Zu Breslau ist im Kirchspiel von St. Magdalena seit hundert Jahren die Communikanten-Zahl, trotz der so sehr vermehrten Population, von 40,000 auf wenig mehr als 5000 gesunken*). — Ueberhaupt weiß man den „ungünstigsten Schluß“ aus der neuesten Statistik der Communikanten in Preußen nur durch die bezeichnende Ausrede abzuwenden: daran trage die überhandnehmende Separation die Schuld**). — In Mecklenburg ist in dem einzigen Jahre 1851 der Sonntagsgottesdienst in nur drei Kreisen nicht weniger als 228mal ganz ausgefallen, weil auch nicht ein einziger Mensch zur Kirche gekommen war. Der Kirchenrath Kliefoth sprach sich vor der Conferenz zu Malchin (Spt. 1852) in jammervoller Rede darüber aus***). — Aus Sachsen liegen uns genauere Nachrichten nicht vor; inzwischen zählte man z. B. zu Frankenberg im J. 1783 7734 Communikanten, im J. 1853 aber, bei fast verdoppelter Bevölkerung, nur — 5769†). Ein paar Beispiele, die uns aus Süddeutschland zu Gebot stehen, sind besonders geeignet, den historischen Fortschritt der herrschenden kirchlichen Entfremdung zu beleuchten. Das zweite namentlich ist noch um so merkwürdiger, als sonst protestantische Gemeinschaften inmitten katholischer Umgebung sich erfahrungsmäßig besser zu conserviren pflegen. In Nürnberg nahm die Betheiligung am kirchlichen Leben in den Jahren von 1630 bis 1790 fast

---

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 26. Mai 1855; vgl. den Bericht des Consistorial-Raths Wachler am Berliner Kirchentage.

**) Allg. Ztg. vom 13. April 1855.

***) Halle'sches Volksblatt vom 14. Mai 1853.

†) Freimüthige Sachsenzeitung vom 14. Mai 1853.

gar nicht ab, in den letzten 60 Jahren aber sank sie weit unter die Hälfte herab. Nürnberg zählte

im J.	1630	bei	45,000	Einwohnern	43,509	Communikanten*)
„	1790	„	31,000	„	29,573	„
„	1850	„	46,000	„	17,300	„

In Kempten hatte sich die Communikantenzahl des Jahres 1854 gegen 1770 fast viermal, gegen 1790 mehr als dreimal und gegen 1800 um mehr als die Hälfte verringert. Es traf nämlich

im J.	1770	auf	etwa 105	Geburten	etwa	5300	Communikanten**)
„	1790	„	112	„	„	4500	„
„	1800	„	105	„	„	3700	„
„	1854	„	101	„	„	1468	„

Bei dieser herrschenden kirchlichen Entfremdung darf es nicht verwundern, wenn die Zahl der Kirchen und geistlichen Stellen vielfach nicht nur dieselbe blieb trotz der mächtig anwachsenden Population, sondern zu dieser gar noch in ein umgekehrtes Verhältniß trat. Eine Vermehrung der Kirchen und der Prediger kam in der Regel nicht in Folge steigenden wirklichen Bedürfnisses vor, sondern nur da, wo es galt, den Keil der Propaganda mitten in katholische Bevölkerungen hineinzutreiben. Im Uebrigen erklärte Prälat Kapff am Berliner Kirchentage***) vergebens: mehr Kirchen und mehr Geistliche seien dringend nöthig, „denn ihre Zahl sei meist dieselbe geblieben, wie sie vor 50 Jahren war, ungeachtet die Bevölkerung um das zwei- und dreifache zugenommen habe." Als Beweis dafür steht Berlin und die Ausdehnung seiner Pfarrsprengel, je mit ein paar Predigern, obenan: St. Georg zählt nicht weniger als 78,000 Seelen, St. Sophie 51,000, auf fünf Kirchen treffen je über 20,000, auf St. Elisabeth

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 14. Dec. 1854.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 5. Mai 1855.

***) Verhandlungen ꝛc. S. 112 ff.

nur 300 weniger als 20,000 Seelen, und so herab bis zum Dom mit 8300 *). — In Stettin sind, wie Quistorp klagte, „noch seit Anfang dieses Jahrhunderts zwei Kirchen weniger geworden." — Bei der rheinischen Synode wurden Gemeinden genannt, wo auf 100 Seelen nur 12, 11, ja nur 6 Sitzplätze in der Kirche trafen, weßhalb man auf Vermehrung der Pfarreien rc. drang, am Schlusse aber aussprach: „damit eine kirchenbesuchende Gemeinde werde, müsse eine hausbesuchende Geistlichkeit da seyn" **). — Sehr bezeichnend hat sich der Mangel einer „kirchenbesuchenden Gemeinde" in Breslau manifestirt. In den letzten hundert Jahren ward die protestantische Bevölkerung daselbst fast um das Dreifache vermehrt, die Zahl der Kirchen aber ist um Eine weniger geworden, und die Zahl der Geistlichen hat sich, und zwar besonders gerade in neuerer Zeit, um mehr als fünf verringert ***). — In Karlsruhe, rühmte der Pfarrer Mühlhäuser zu Berlin, stehe es mit dem Kirchenbesuch vortrefflich, er betrage das Doppelte von dem vor zwan-

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 11. Febr. 1854. — Dagegen werden in Preußen neue Pfarr- und Kirchen-Systeme gegründet, wo nur immer etliche Protestanten unter den Katholiken zerstreut zu finden sind. Man setzt für drei und vier eingewanderte Protestanten einen Prediger, und läßt 6- bis 700 Katholiken in protestantischen Orten ohne Seelsorge. So soll, durch sogenannte Versorgung der Diaspora, einzelnen Gegenden förmlich ein ganz anderes confessionelles Gepräge gegeben werden. In der Rheinprovinz allein, wo seit 20 Jahren 30 neue Gemeinden entstanden, sei noch zu mehr als 60 kirchlichen Schöpfungen Aussicht; nicht minder in Schlesien und Posen. Für letztere Provinz habe der Oberkirchen-Rath schon vor drei Jahren berechnet, daß hier 120 neue Kirchen- und Pfarrstellen zu schaffen seien. — Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 4. April 1854.

**) Kreuzzeitung vom 25. Nov. 1853.

***) Kirchentags-Verhandlungen a. a. O.; vgl. Hengstenberg's evang. K.-Zt. vom 26. Mai 1855.

zig Jahren, nämlich 3- bis 4000 von — 16,000 Pfarrkindern; „aber die Zahl der Geistlichkeit sei allerdings noch dieselbe wie zur Zeit, wo die Bevölkerung den dritten Theil betrug." — Ueber Bremen sagte der Pastor Treviranus ebendort aus: seit fünfzig Jahren habe sich die Einwohnerzahl fast verdoppelt, die Zahl der Kirchen dagegen sei die gleiche geblieben, die der Prediger um — drei weniger geworden*).

Dieselbe Gleichgültigkeit oder Widerwilligkeit gegen die Segnungen der Kirche, wie beim Abendmahl und dem öffentlichen Gottesdienst, zeigt sich auch bezüglich der Taufe, trotz der hiemit verwickelten staatsbürgerlichen Nöthigungen. Unter Hamburg und Bremen bemerkten wir dieß bereits, und erst noch den 11. April 1854 erging in Sachsen-Altenburg ein strenges Pönalmandat gegen die Vernachläſſigung der Taufe über die ersten sechs Wochen hinaus und gegen Beilegung von Taufnamen, welche dem Wesen des Christenthums nicht entsprechen**). Noch greller aber, als beim Eintritt, erweist sich drüben beim Austritt aus dieser Welt die furchtbar herrschende kirchliche Entfremdung. Sonst pflegen doch auch gleichgültige Gemüther vor dem Todbette oder dem Sarge ihrer Angehörigen empfänglich zu seyn für die Segnungen der Kirche, und wenn je werden dieselben dann angerufen. Man mag daraus die Tragweite der folgenden Zeugnisse ermessen. Vor wenigen Monaten erst glaubte man in Lippe-Detmold mit einem eigenen Consistorial-Befehl einschreiten zu müssen, da „bei den Leichenbestattungen mit wenigen Ausnahmen die Leichenbegleitung der Geistlichen theils ganz unterlassen, theils ohne irgend eine Ansprache und kirchlichen Segen bloß auf ein stilles Gebet beschränkt werde" ***). Es sind damit dieselben Zustände im ganzen protestantischen Norden angedeutet,

*) Verhandlungen des Berliner Kirchentags a. a. O.

**) Darmst. K.-Z. vom 21. Juni 1855.

***) Darmst. K.-Z. vom 22. April 1855.

von denen ein Schreiben aus der Lüneburger Haide bemerkt: „die meisten Christen würden jetzt wie ein Vieh begraben, weil man den Segen der Kirche für nichts achte, oder weil die zarten Nerven der Angehörigen des Verstorbenen das Geläute der Glocken oder das Bewerfen des Sarges mit Erde nicht vertragen könnten, während umgekehrt der Fall vorkomme, daß Selbstmörder und Sakramentsverächter mit allen kirchlichen Ehren zur Erde bestattet würden" *). Bis zu welchem Grade die kirchliche Entfremdung in diesem Punkte vorgeschritten ist, hatte der Berliner „Evangelisch-kirchliche Anzeiger" kurz vorher in Zahlen schlagend nachgewiesen. „Von 2353 Leichen in Berlin wurde nur für 50 und etliche die Begleitung eines Geistlichen begehrt; von 44 getauften Christen also werden 43 ohne Sang und Klang, ohne Feier und ohne Segen in die Erde gescharrt, wie man andere Geschöpfe auch einscharrt; der Unterschied ist nur, daß ein Hügel darüber aufgeworfen, und daß sie in's Kirchenbuch eingetragen werden; nur Einer aus je 44 wird noch christlich begraben, von den übrigen kann man nicht einmal sagen, daß sie heidnisch begraben werden, denn die Heiden hatten doch allzeit ihre religiösen Weihen dabei" **). „Unter 44 Gestorbenen", fügte Hr. Hengstenberg bei, „sind also 43, deren Angehörige es für nichts achten, wenn an ihnen der Fluch in Erfüllung geht: er soll wie ein Esel begraben werden" ***).

Es dürfte demnach erklärlich seyn, wenn die Innere Mission auf den Gedanken kam, zu geschweigen einer Kirche, nicht einmal mehr kirchliche Masse stehe ihr zu Gebot. Deren Entfremdung machte sich aber noch durch eine andere, ganz eigenthümliche und sehr peinliche Thatsache fühlbar, die zugleich einen neuen Blick in die Tiefe des Uebels gestattet.

*) Halle'sches Volksblatt vom 2. Juli 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 8. Dec. 1852.

***) Evangelische K.-Z. vom Jan. 1853. S. 10.

Ich meine die auffallende Erscheinung, daß seit einigen Jahren die entschiedenste Abnahme in der Zahl der Theologie Studirenden eintrat, und zwar in so reißender Progression, daß man sich schon fragen mußte: woher werden wir in Kurzem unsere Prediger nehmen? Besorgte Gemüther sahen bereits in nicht sehr ferner Zeit ihr ganzes Kirchenthum am Mangel gelehrter Theologen und praktischen Seelsorger untergehen. Betrachten wir die Thatsache etwas näher, und beachten wir dabei besonders auch den Zeitpunkt, von dem an jene gallopirende Schwindsucht der theologischen Fakultäten sich bemerklich machte. Wir werden sehen, daß er mit dem Anfang der großen Reaction zusammenfällt.

Die Fakultät zu Breslau z. B. zählte 1826 noch 201, 1845 noch 80, 1853 bloß mehr 38 (nach Andern 32) Theologie Studirende; „Einer, welcher der evangelisch-theologischen Fakultät zugezählt wird, bekennt sich zum Deutschkatholicismus", und auch außer ihm waren von den 38 eigentlich nur 24 aufzuweisen. Erst vor Kurzem beschwichtigte der Dekan: man zähle in Breslau jetzt wieder 55 Studenten der Theologie (im letzten Semester 65); wir werden sehen, aus welchem Grunde diese Zunahme datirt. — In Berlin war im J. 1853 die Zahl der Theologen „auf überraschende Weise" bis zu 126 herabgesunken, „viermal weniger als zur Zeit Schleiermacher's". Ja, Berlin allein zählte damals bis zu 700 Theologie Studirende. — Auch in Leipzig „wird die Zahl derjenigen, welche sich dem Studium der Theologie widmen, immer kleiner;" von den 20 Abiturienten der Leipziger Gelehrtenschule wendete sich 1854 nur Einer demselben zu. — Fast in ganz Thüringen gibt sich ein Mangel an Predigtamts-Candidaten kund, so daß man in einigen dieser Ländchen, wie in Meiningen und Coburg, schon zur öffentlichen Ausschreibung vacanter Stellen schreiten mußte. In Gotha gingen in dem Jahrzehent von 1824 bis 1833 noch 93 Schüler zum theologischen Studium auf die Universität ab, von

1834 bis 1843 nur mehr 41, von 1844 bis 1853 gar bloß noch 18. — Ebenso ist es, oder noch ärger, in dem streng-lutherischen Mecklenburg. Es gehört, berichtet ein Rostocker, „zu den beachtenswerthen Erscheinungen unseres Landes“, daß die Zahl der Predigtamts-Candidaten, die noch 1841 die Höhe von 193 erreichte, seitdem in so bedeutender Abnahme begriffen ist, daß der neueste mecklenburgische Staatskalender deren nur 28 aufzählt. — Aus Holstein lamentirt ein geängstigter Professor: Kiel zähle unter 160 Studenten nur 20 Theologen; „es hat Zeiten gegeben, wo bei einer weit stärkern Frequenz der Universität die Zahl der Theologen die überwiegende war;“ jetzt stehen diesen 20 Theologen 64 Juristen und 51 Mediciner gegenüber; ein ähnliches Verhältniß finde nun überall in der protestantischen Kirche statt und errege „recht ernste Bedenken“. — Vor Kurzem erst erging aus Berlin neuerdings bittere Klage: „Noch immer ist die Zahl der Studirenden der Theologie in Preußen nicht im Zunehmen begriffen, obwohl sich die Aussichten für ihre Lebensstellung bessern, und ihnen seit Kurzem auch, wie den katholischen Theologen, in Beziehung auf den Militärdienst eine Erleichterung, beziehungsweise Befreiung, gewährt ist.“ Nach einer Angabe vom Frankfurter Kirchentag beträgt die Verminderung in den letzten zehn Jahren nahebei die Hälfte: von 962 auf 576. Und was noch das Deprimirendste ist: während die Zahl der protestantischen Studenten der Theologie stets abnimmt, „nimmt die der katholischen eher zu;“ so treffen z. B. in Westphalen auf 127 von diesen nur — 8 von jenen; in Breslau standen den 38 protestantischen 229 (nach einer andern Angabe 260) katholische Candidaten gegenüber *). Ueberhaupt zeigte sich, nach einem Bericht vom

*) Allg. Ztg. vom 7. Aug. 1853; 16. Febr. 1854; 20. Oct. 1853; 20. April 1855. — Darmst. K.-Z. vom 14. Sept. 1854; 9. Dec. 1854. — Kreuzzeitung vom 10. Febr. 1854. — Allg. Ztg. vom

7. August 1853, an den katholischen Fakultäten Preußens überall eine große Frequenz; sie zählten mit den isolirten Theologen-Schulen zusammen 946 Candidaten gegen 614 protestantische, „verhielten sich also zu diesen wie 3 zu 2, während das Populations-Verhältniß gerade das umgekehrte ist" *). Ja, es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man nach einer Berechnung der Berliner „Zeit" über das Zahlenverhältniß der zwölf Jahre bis 1851 sieht, wie in demselben Maße als die Studirenden der protestantischen Theologie weniger wurden, die der katholischen mehr wurden **).

Wenn man daraus auf einen glänzenden Sieg der allgemeinen religiösen Reaction katholischerseits, auf eine tödtliche Niederlage derselben protestantischerseits schlöße: dürfte wohl der Schluß Niemanden gewagt erscheinen. Jedenfalls

---

11. Juni 1855; 13. April 1855. — Berliner Protest. K.-Z. vom 3. Febr. 1855.

*) Allg. Ztg. a. a. O.

**) Im Ganzen studirten nach jener Rechnung der Berliner „Zeit"

	protestantische Theologie:		katholische Theologie:	
im J. 1840	II. Semester: 947;		II. Semester: 384;	
im J.	I. Sem.:	II. Sem.:	I. Sem.:	II. Sem.:
1841	905;	879;	417;	386;
1842	864;	856;	403;	412;
1843	855;	811;	413;	405;
1844	775;	767;	455;	430;
1845	757;	740;	467;	437;
1846	736;	696;	502;	465;
1847	661;	625;	476;	475;
1848	603;	627;	521;	495;
1849	604;	591;	556;	568;
1850	598;	590;	594;	540;
1851	579;	578;	589;	581.

Dabei scheinen jedoch katholischerseits nur die Universitäten, nicht auch die Theologen-Schulen rc. mitgezählt zu seyn. Wenigstens scheint sich nur dadurch jener Bericht vom 7. August 1853 mit dieser Rechnung vereinigen zu lassen.

ist soviel nachgewiesen, daß mit dem Beginn der Reaction überhaupt die Entfremdung von der protestantischen Theologie gleichfalls begann, und mit dem J. 1848 zu culminiren anfing. Einerseits nämlich blieb die hergebrachte kirchliche Entfremdung aus der rationalistischen Zeit dieselbe; „aber fast noch schmerzlicher“, fügt ein deutscher Staatsmann im Missions-Organ für die höhern Stände bei, „ist der Anblick, wie Viele der Bessern, in ihren nationalen Lieblings-Hoffnungen getäuscht, von einem tiefgewurzelten Mißtrauen gegen die heutigen Vertreter der christlichen Religion sich bewußt oder unbewußt zum Mißtrauen und zur Erkältung selbst gegen Christenthum und Kirche verstimmen und verhärten lassen; . . und wo es zwar wieder zum guten Ton gehört, für Religion und Kirche Partei zu nehmen, ist leider gar zu oft die ganze Sinnesänderung nichts weiter, als ein bleiches Kind der Barrikaden-Angst und der Communisten-Furcht“ *).

Unter diesen Umständen griff der „neumodische Confessionalismus“, Hand in Hand mit der politischen Reaction, zum Ruder. Die Subjektivisten erklären sich daher jene überraschende Entfremdung vom Studium der Theologie auf's einfachste und natürlichste. Ihr Organ spricht sich in ein paar instructiven Beispielen aus. Es erzählt von einem angesehenen, sehr religiösen Manne, der seine „unendliche Freude“ geäußert, daß sein studirender Sohn nicht die Theologie gewählt, was er nimmermehr zugelassen hätte; auf die Frage: warum nicht? antwortete er: „der Geistliche darf doch einmal nicht nach seiner eigenen Ueberzeugung lehren, sondern muß so predigen, wie es ihm vorgeschrieben wird.“ Man wendete ein: in Preußen existire ja kein solches Zwangsverbot; „ja, direkt“, erwiderte er, „vielleicht nicht, aber indirekt findet doch bei uns der Zwang statt, und das wird auch im-

*) Gelzer's protest. Monatsblätter. 1852. Dec. S. 34.

mer so bleiben, die in den herrschenden Kreisen gehegten Ansichten werden immer maßgebend seyn;" man spreche wohl von einer verheißenen Kirchenfreiheit, aber daran glaube er nicht, „die Staatsregierungen werden die evangelische Kirche nie freilassen, sie sei ihnen zu wichtig für ihre politischen Zwecke." Ebenso, bemerkt das Journal, komme der Fall häufig vor, daß in freierer Religiosität erzogene jungen Leute, wenn sie der jetzt gebräuchlichen Lehrart gegenüberträten, alsbald wieder absprängen, weil sie das, was ihnen als christliche Wahrheit gelehrt werde, nicht glauben und nicht lehren könnten*).

Nicht ohne Grund mag man die peinliche Erscheinung auch dem gewaltig überhandnehmenden Sektenwesen zur Last legen, wenn z. B. in Preußen von 1851 bis 1853 nur 384 Candidaten wahlfähig wurden, während 592 in's Amt gelangten. Können ja die jungen Leute bei den Irvingianern Engel und Oberengel werden, auch ohne alle Universitäts-Studien. Man will auch in der That bemerkt haben, daß die Abnahme der geistlichen Candidaten in Pommern und Sachsen, den Hauptheerden der Sektirerei und der lutherischen Exclusivität, am stärksten gewesen, eine Zunahme (?) dagegen nur in den zum Theil oder überwiegend katholischen Provinzen Preußen, Schlesien, Posen, Westfalen und Rheinland erfolgt sei**). Immerhin aber lauft auch dieser Erklärungs-Grund auf dasselbe hinaus; denn das neu einreißende Sektenwesen zog eben auch aus der allgemeinen Reaction seine neuen Kräfte. Wie unüberwindlich aber und wie tief die ihr entgegentretende kirchliche Entfremdung gewesen seyn muß, mag man aus der Thatsache jener immensen Verminderung der Theologie Studirenden noch besonders durch die einfache Erwägung ermessen, daß dieselben stets größtentheils aus

---

*) Berliner Protestant. K.=Z. vom 18. Febr. 1854.

**) Allg. Ztg. vom 29. Sept. 1854.

den Pastoren-Familien hervorgegangen waren. Wenn es wahr ist, was Levin Schücking in seinen „Geneanomischen Briefen“ sagt: es könne keine schneidendere Kritik unserer Zustände geben, als daß Niemand mehr sein eigen Schicksal seinem Kinde wünscht, daß der Forstmann seinen Sohn lieber hinter den Ladentisch sendet, der Officier den seinen lieber auf eine landwirthschaftliche Academie schickt ꝛc. — so trifft diese Kritik gewiß nirgends schneidender als hier. Sie bewiese, daß die kirchliche Entfremdung auch im Pastoren-Stande selber übermächtig ist *).

Indeß raffte man sich in Preußen auf, um der herrschenden Theologen-Seuche möglichst zu wehren. „Um die immer mehr sich steigernde Abnahme der Theologie Studirenden zu vermindern“, griff man zu materiellen Mitteln. Man agitirte für Gründung von provinciellen Stipendien-Stiftungen für arme jungen Leute, welche Theologie studiren wollten, und zugleich beschloß der Oberkirchenrath, mit Hülfe der Kirchen-Collekten das theologische Studium zu fördern **). Dr. Hengstenberg's Organ verlangte gar, daß

*) Eine piquante Bemerkung fügt das Halle'sche Volksblatt hier an: „Eine frappante Thatsache ist es mir jedoch immer gewesen, daß die Söhne der Reformatoren des 16ten Jahrhunderts — fast ohne Ausnahme, wenn ich mich wohl erinnere — der Theologie den Rücken zugekehrt haben.“ (27. Juni 1855.)

**) Kreuzzeitung vom 1. Febr. 1854. — Man hat so allerdings einige Milderung des Uebels erreicht. Dieselbe (erklärt die Berliner protestantische K.-Z. vom 14. Juli) „mag zum Theil auf Rechnung der Militärbefreiung und ähnlicher das Studium der Theologie begünstigenden Gesetze zu stellen seyn; immerhin fehlen aber noch 152, um nur den Winter 1845/46 zu erreichen; einen großen Fortschritt vermögen wir also noch nicht zu erkennen.“ Nach neuester Berechnung stellt sich nämlich, in Folge jener Verfügungen, das Verhältniß vom J. 1855 zum Jahre 1845 wie 818 zu 970. Darmst. K.-Z. vom 28. August 1855.

die jährliche allgemeine Collekte für Studirende überhaupt bloß zu Vermehrung der Unterstützungen armer Theologie Studirenden auf Universitäten, und zum Theil auch auf Schulen verwendet werde. Seine Motivirung ist merkwürdig: „Die Zahl der Studirenden der Theologie hat bekanntlich sehr bedeutend abgenommen, so sehr, daß die Zeit nicht ferne liegt, wo man mit der Besetzung der Pfarrstellen in Verlegenheit gerathen wird"; es thut Noth, daß die Theologie zu einem neuen Frühling gelange, sonst „wird die katholische Kirche die theologische Entblößung, womit wir bedroht sind, gar bald entdecken und benutzen." „Zu ernsten Betrachtungen", fährt das Organ wörtlich fort, „veranlaßt gewiß die kürzlich gethane Aeußerung eines Berliner Buchhändlers von sehr umfangreichem Geschäfte, in der protestantischen Theologie habe der früher bei ihm so bedeutende Umsatz fast ganz aufgehört, verlangt würde selten etwas Anderes, als Palmer's Homiletik oder Katechetik; dagegen sei in der katholischen Literatur die Nachfrage so bedeutend, daß er sich entschlossen habe, ein Lager für sie anzulegen" *).

Schärfer läßt die herrschende kirchliche Entfremdung sich nicht mehr charakterisiren. Es müßte denn nur geschehen durch die große Noth, welche die Agitation für Innere Mission mit dem Mangel der ihr benöthigten Arbeiter im geistlichen Fache aussteht. Von Kirchentag zu Kirchentag häuften sich die Verlegenheiten. Zu Stuttgart (1850) war schon schwere Klage, daß man das nöthige Personal für die Betreibung der Innern Mission nicht aufzubringen wisse. Schon seit 1845 hatte man sich viele Mühe gegeben, aber nur mit sehr mangelhaftem Erfolg, obwohl es damals noch „mehr als 4000 evangelische Candidaten gab, von denen viele 10 bis 15 Jahre warten müssen, ehe die Kirche ihren Dienst in

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 28. Jan. 1854.

Anspruch nimmt" *). Der Kirchentag zu Elberfeld (1851) machte abermals einen ernstlichen Versuch: „die durchgreifende Organisation einer Streiterschaar für die Innere Mission aus den Reihen der theologischen Candidaten in Deutschland sei überhaupt eine höchst beachtenswerthe und folgenreiche Thatsache" **). Von den Folgen war aber nichts zu ersehen. Als z. B. der rheinische Provincial-Ausschuß für Innere Mission eines Agenten derselben und eines Reise-Predigers für die Diaspora bedurfte, mußte er (20. October 1852) einen inständig dringenden Aufruf „an die Freunde des Reichs Gottes nah und fern, weit über die Grenzen der Provinz hinaus" erlassen, daß man ihm doch zu solchen Männern verhelfe; er hatte sich vergeblich alle Mühe kosten lassen, obwohl „die beiden Stellen ein für einen einzelnen Mann reichliches, für einen Familienvater bei bescheidenen Ansprüchen hinreichendes Auskommen darbieten" ***). Am Bremer Kirchentag (1852) neue Klagen über den Mangel an Missionsarbeitern überhaupt; „ebenso kann", erklärte Superintendent Sander, „die römische Kirche nicht klagen; sie winkt nur, so stehen Leute genug da zu ihren Diensten bereit; Geld brauchen wir nicht, das haben wir, aber Leute, Leute" †)! Die Innere Mission hatte besondere Hoffnungen auf den Plan gesetzt, in fünf vom rauhen Hause bei Hamburg bis Erlangen zerstreuten Rettungshäusern, durch einen dreijährigen Cursus und mit einer jährlichen Pension von 100 Thalern, je „50 Arbeiter", junge Leute aus dem Laienstande, für ihren Dienst in seinen verschiedenen Branchen auszubilden; sie vermochte aber nicht nur die Leute dazu nicht aufzubringen, nach andern Andeutungen mangelten dem

---

*) I. Bericht des Central-Ausschusses. S. 73.

**) Allg. Ztg. vom 17. Jan. 1853.

***) Berliner Allg. K.-Z. vom 27. Oct. 1852.

†) Gelzer's protest. Monatsblätter 1852. Dec. S. 56.

Central-Ausschuß sogar auch die Mittel. „Bei den immer zunehmenden Arbeiten auf dem Gebiet der Innern Mission vernehmen wir von allen Seiten die Klage über Mangel an Arbeitern; wir dürfen es als ein ernstes Zeichen der Zeit ansehen, daß alle Kreise menschlicher Berufsthätigkeit heutzutage überfüllt sind, aber so wenige bereit, der christlichen Liebesthätigkeit ihr Leben zu widmen" *). Einige Monate darauf erließ in Paris der Obere der Spitalbrüder von der heiligen Dreifaltigkeit einen Aufruf um 400 und im Ganzen 3000 Brüder, damit er erst die Lazarethe in Paris und später in ganz Frankreich übernehmen könne. „Also", rief dasselbe Blatt aus, „3000 Brüder auf einmal zu einem einzigen Zwecke und von einer einzigen unter den zahlreichen Congregationen in Frankreich! und der Central-Ausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche sammelt und arbeitet seit zwei Jahren, um für sämmtliche Zweige der Innern Mission in ganz Deutschland fünfzig Arbeiter auszurüsten, und hat noch kaum zehn davon in die Lehre treten lassen können, weil Niemand, trotz der inständigsten Bitten, ihm die Mittel dazu darreicht. Wollen wir uns nicht schämen" **)!

*) Halle'sches Volksblatt vom 23. April 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 6. August 1853.

XL.

Noch einmal die kriegerische Mission im Orient.

Aus Paris.

Millionen Zungen und Myriaden Federn sind geschäftig, die Widersprüche in dem Wandel mancher Katholiken mit dem von ihnen bis zum Ueberflusse im Mund geführten Worte Gottes und der Kirche möglichst glanzvoll zu beleuchten und hieraus, durch einen willkürlichen Schluß, die Unfruchtbarkeit der katholischen Lehre abzuleiten. Wohlweislich unterlassen sie es aber, den außerordentlichen Tugenden, welche die wahren, dem Glaubens- und Sitten-Gesetze der großen, heiligen Gemeinde mit allen Kräften ihrer Natur ergebenen und, um demselben nachzukommen, zum schwersten Opfer bereiten Katholiken pflegen, dieselbe Klarheit der Darstellung zu verleihen. Auch wir Katholiken könnten uns brüsten mit diesen reinen Größen, wir könnten aus dem Daseyn derselben die Behauptung ziehen, daß unsere Kirche ihren Anhängern insgesammt zur Heiligkeit verhelfe. Wir werden aber von geistigen Ausschweifungen dieser Art durch die Macht unserer Kirche fern gehalten; wir läugnen nicht, daß diese makellosen, von der Liebe Gottes und des Nächsten durch und durch bewältigten Seelen nur eine kleine Zahl bilden, und weniger der Logik, die wir zum Mindesten eben so sehr wie der Gegner achten, zu gefallen, als weil der Erlöser nur der kleinen Anzahl die Erreichung dieses Ziels verhieß, verwandeln wir dieselbe nicht, mit Anwendung der panegyrischen Redekünste unserer gepriesenen Gegenwart, in ein Perserheer von Heiligen, sondern be-

gnügen uns mit dem, was Gott bestimmt. Das ist keineswegs unser Verdienst, das ist das Verdienst der Fahne, der wir folgen. Allein es wäre eine wirklich übermäßige und für die Sache der Wahrheit schädliche Bescheidenheit, wenn wir das, was wir besitzen, in der Vorzeit und in der Mitwelt, zu mustern uns nicht gestatten wollten. Was uns die Vergangenheit gegeben, das ist im Allgemeinen zu bekannt, als daß eine übersichtliche Wiederholung der dorther stammenden Thatsachen etwas Anderes als Zeitverlust und Raumvergeudung wäre. Wem eindringliche Kenntniß der einzelnen großen Persönlichkeiten ansteht, dem liegt eine Menge von gründlichen wie angenehmen Werken vor, und nicht bloß katholische Geistliche oder Laien haben jenen Männern und ihren Heldenthaten die Verehrung schwächerer Glaubensgenossen, auch gelehrte Fachmänner oder Dilettanten, die außer unserem Bund und Dogma stehen, haben ihnen den Tribut der Gerechtigkeit dargebracht. Frankreich hat sich in diesem Letzteren, die vierziger Jahre hindurch bis zum Februar, mit großem Eifer, namentlich durch einen auffallenden Fortschritt des Quellenstudiums hervorgethan, und vor Allem verdient Hr. von Remusat hier eine besondere Erwähnung. So nutzlos die Verschwendung all des Scharfsinns und all der Mühe, die er zu Gunsten des Vernunftglaubens an Gott verwandte, war, so sehr sind seine Studien christlicher Philosophen des Mittelalters aller Ehre werth; sowohl den Charakter als die Denkart der Zeit wie der Männer, die er uns vorführt, schildert er mit nicht gemeiner Forschungs- und Darstellungsgabe, sein Buch über den heiligen Bernard namentlich gehört, als eine nützliche und glänzende Zierde, in jede christliche Bibliothek.

Aber wozu in dem dunklen Ehemals die Matadoren des katholischen Christenthums aufsuchen; auch von unseren Zeitgenossen bekam die niemals träge Kirche wichtige und schwierige Dienste geleistet. Wohl hat ihr Frankreich, wenigstens seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, keine staunenswerthen Theologen und hunderte von schwankenden Begriffen feststellende Buchstabengelehrten zugebracht; aber viele scharfsinnigen und beredten Anwälte hat sie von ihm erhalten und seinen weltlichen Geistlichen wie seinen Ordenspriestern dankt sie bald mündliche bald schriftliche Beiträge zu der Verbreitung ihrer Lehre unter der Jugend sowohl als unter dem Volke.

Gibt es aber dürftige Seelen, denen rasche, einsichtige Hülfe noth thut, so sind die Leiber, zumal in demselben Frankreich wo die Geister nach Brod rufen, gleichfalls in einem Zustande, der schleunigen Beistand erheischt. Die hier von den Umständen wie von dem Geheiß Gottes gemachten Forderungen werden sowohl unter der Lenkung als unter dem ermuthigenden Vorgehen des französischen Klerus und des französischen Klosterpersonals von der bunten Menge seiner Gläubigen mit Ordnung und Eifer trefflich erfüllt. Sie wirken nicht blos in den Grenzen ihres zeitlichen Vaterlandes, auch über Meere und Berge ziehen sie an das Lager des Kranken, an die Hütte des Armen. Heiden, Juden, Moslimen und Christen aller Bekenntnisse können rechnen auf ihre Gaben und wirksamen Rathschläge. Die verschämten Armen des Civil werden emsig, werden beharrlich ausgespäht, und Jünglinge und junge Nonnen wagen in diese verborgenen Schluchten sich hinein. Neben den Trägern und Trägerinen der bürgerlichen Jacke oder des Arbeiterkittels wird in Krieg und Frieden die Noth, die unter der Uniform blutet, wohl berücksichtigt. Der Feldzug gegen die Russen am schwarzen Meer ließ zu den Opferthaten der letzten Klassen manchfaltige und drängende Gelegenheiten entstehen, sowie den Reichthum Frankreichs an hiezu berufenen Herzen dem Tod und der ewigen Glorie entgegenschlagen.

Daß Mitglieder der religiösen Körperschaften mit einer namhaften Zahl von Laien sich in diese heilige Ehre theilen, versteht sich von selbst, und wo man auch hierüber anfrage, erhält man unparteiische Aufschlüsse über den Antheil der Einen und der Andern. Die Laien sind meist weiblichen Geschlechts, und ob auch viele derselben hierin ihren Nahrungszweig suchten, so eilte aus den höheren Ständen ebenfalls eine beträchtliche Schaar von Frauen und Mädchen an Ort und Stelle, um die Verwundeten und Sterbenden unentgeltlich zu bedienen. Von den Mitstreitern der kirchlichen Miliz ist aus den Pfarreien und religiösen Gemeinden ein so ziemlich gleiches Contingent hervorgegangen. Die Jesuiten waren wieder vor Allen bei der Hand, sie verloren durch verschiedene Zufälle ziemlich viele Leute, unter Andern den Vater Ferrari, dessen Namen dadurch auffiel, daß er auch von einem italienischen Demokraten und Theisten, der in den letzten Jahren vor dem Februar viel Wesens von sich und seitdem sich aus dem Staub gemacht hat, mit einigem Aufsehen getragen

wurde. In edlem Wetteifer mit den Jesuiten für die Seelsorge der nach dem Kriegsschauplatze abgesandten Truppen und die Bekehrung der in jenen Landen dem Geiste des Christenthums zugänglichen Eingebornen zeichnete die Weltgeistlichkeit sich aus, und nicht Einer von den fünfundachtzig Sprengeln, in die das kirchliche Frankreich eingetheilt ist, blieb von Seite des Pfarrklerus ohne Theilnahme an der Mitwirkung des christlichen Elements bei dem Kampfe, der jetzt im Orient gefochten wird. Der Sprengel von Paris ging mit dem guten Beispiel voran und hat eine Anzahl von frommen Streitern für den heiligen Krieg, mit der Ausdehnung seines Gebiets in vollkommenem Verhältnisse, geliefert. Vor einigen Monaten als ich hierüber bei einem Manne, der von seiner Stellung seine Sachkunde hernimmt, mich erkundigte, wurde mir versichert, es seien bis jetzt von den Parisern, die zu geistlichen Verrichtungen nach dem Oriente theils zu dem Heere theils auf andere Wege gegangen seien, sechs durch einen glorreichen Tod verloren worden, aber seitdem hat sich diese Todtenliste bedeutend vermehrt und, wenn einerseits in den Familien der Umgekommenen darüber herbes Leid entstanden ist, so haben in den weiteren Kreisen des katholischen Paris diese Verluste eine Stimmung erzeugt, in der das Bedauern über den Hintritt der Einzelnen mit dem Stolz über das Vorhandenseyn von so viel Opfergeist, Todesverachtung und Rüstigkeit sich vereinigt. In Paris selbst wurde von vielen Geistlichen in dem Umfange ihrer Bekanntschaften auf den jungen Nachwuchs von Soldaten, der nach Sebastopol zu den ersten Proben und, eines guten Theils auch, zu frühem Tode gehen sollte, mit christlicher Vorbereitung auf bevorstehendes und sehr mögliches Unglück meist sehr glücklich gewirkt. Hunderte noch nicht volljähriger Anfänger im Soldatenleben und angehender Offiziere, Zöglinge der Offiziers-Schule von St. Cyr, entsagten ihrem jugendlichen, der Lüsternheit gewogenen Unglauben und harrten mit zuversichtlicher Gelassenheit, mit fester Hoffnung auf ein besseres Leben durch die Gnade Gottes, der baldigen Entscheidung ihres irdischen Geschicks entgegen. Heiter und furchtlos waren sie, nach der gehörigen Einweihung des Gemüthes in ein vielleicht nahes Ende, in den letzten Tagen ihres Hierseyns, und als oft nicht geraume Zeit nach ihrer Abreise die Nachricht von ihrem Erliegen kam, so ward die Erinnerung an

ihren christlichen Abschied für Eltern und Geschwister, für Verwandte und Bekannte ein Grund der Tröstung und frohen Beruhigung. Das war, unter Andern, mit dem Lieutenant Bunzinger aus Metz der Fall. Obgleich in ganz soldatischer Umgebung auferzogen und als Jüngling von gottloser Leichtfertigkeit umringt, hatte er sich nicht gescheut, sich mit allen Heilkräften der Kirche zu befreunden und zu versehen. Es traf ihn das Loos in die Krim zu ziehen und freudig zog er hin in der frommen Ueberzeugung, die er mit vielen seiner Landsleute theilte, daß dieser Krieg, gleichviel ob mit Wissen derer, die ihn aus irdischen Gründen unternahmen, oder nicht, in den Beschlüssen der höchsten Weisheit, eine Arbeit sei, um die katholischen Stiftungen zu befestigen wie zu verbreiten. Er reiste getrost nach Toulon, genoß, bevor er Paris verließ, noch einmal aller Heilmittel des Glaubens und schiffte auf der Semillante sich guten Muthes ein. Europa kennt das Schicksal dieser schönen Fregatte, ihrer Mannschaft und ihrer Passagiere. Gott hat sie weggenommen in unerhörtem Sturme und der Schrecken darüber währte, in Paris zum Wenigsten, noch lange nach Ankunft der verhängnißvollen Nachricht. Allein wer Verunglückte, wie Bunzinger, gekannt, dem mäßigte die tiefe Trauer der unbezweifelte Gedanke, daß man wohl die Zurückgebliebenen in ihrer irdischen Schwäche und Gefangenschaft beklagen müsse, für die entrückte Seele aber keine Sorge haben dürfe.

Es liegt in der französischen Armee mehr christlicher Samen, als aus mancherlei täuschenden Anzeichen, aus der belustigenden Chronik, aus den Gassenhauern des Soldatenlebens und der selbst in der neuesten Zeit, wo Etwas geschah, oft weder auf der Oberfläche weithingehenden noch tief greifenden Unterweisung in religiösen Dingen vermuthet werden könnte. In Gemeinden, wo ich Verbindungen habe, hat man von dem Kriegsschauplatze Todeskunden mit dem Beisatze erhalten, daß der Gefallene vor dem Verscheiden mit dem Viatikum ausgerüstet, oder wenn dieß nicht sinnenfällig mehr möglich war, von dem Sterbenden das Verlangen darnach ausgesprochen worden sei. Das Leben in Gemeinschaft, das die in den bürgerlichen Zuständen vorwaltende Selbstsucht nicht aufkommen läßt, ist gleichsam eine Vorschule zu der religiösen Hingebung, die rauhe und auferlegte Heereszucht läßt die mildere Unter-

werfung, welche die Kirche nicht gewaltsam aufdringt, sondern nur warnend anräth, wie eine Linderung erscheinen; das Beispiel endlich der hilfreichen Diener und Dienerinen der Kirche, die mitten auf das Schlachtfeld und in die verpestete Luft der Krankenhäuser, mit Gefahr ihres eigenen Daseyns und mit Empörung der feinen Sinne, die vielen unter ihnen gegeben sind, leibliche Heilkräfte und geistigen Trost bringen, muß diejenigen bewältigen, die nichts Anderes zu rühren vermochte. Wie viele der musterhaften Töchter des heiligen Vincenz von Paula, die man in Frankreich gemeinhin die Schwestern heißt, sind aus hohen Häusern hervorgegangen, um sich zu gemeinsamer Nächstenliebe mit Kindern enger Hütten und ländlicher Höfe zusammen zu sehen. Sie haben in ihrer ersten Jugend die zarteste, ausgesuchteste und zu jeder Empfindlichkeit anleitende Erziehung erhalten; auf ihrem Posten scheinen sie diese Verzärtlung völlig vergessen zu haben, und nur die rücksichtslose Pflicht gebietet über sie. In den kurzen Zwischenräumen ihrer stets harten, ermüdenden und für so reinliche Wesen allzuoft widerlichen Thätigkeit weichen sie jedoch einem anständigen Gespräche keineswegs aus, und da gar manche von ihnen Anmuth mit Geist verbinden, so fügen sie dann mit den leichteren Eigenschaften ihrer Nation eine erheiternde Zugabe ihren ernsteren Diensten freundlich bei. Ich habe Schwestern dieses Ordens kennen gelernt, welche den besten Ton der besten Gesellschaft besaßen, aber denselben mit einer Scheu und Sittsamkeit vereinigten, wie sie, in diesem Maße, die geläutertsten Weltkreise schwerlich aufzuweisen haben. Die Regeln ihres Standes, die beständige Ehrerbietung ihren Obern gegenüber, ihr musterhaftes Entgegenkommen für die Gäste ihres Hauses, ihr nicht seltener Umgang mit den frommen Wohlthäterinen der sublimsten Regionen des weltlichen Paris, und, nicht zu vergessen, endlich die schon zur Wahl ihres Standes nöthige Seelengüte: das scheinen mir die Quellen, aus denen die reine Welle der ihnen eigenen Lebensart entspringen mag, zu seyn.

Von jenem Ideal, das gedankenlose und daher auch anspruchsvolle Zeitgenossen so häufig mit leerem Pathos zu den Wolken erheben und von dem nur die Wenigsten eine klare, genau umschriebene Vorstellung haben, ist wohl nirgendwo ein so ausgeprägtes, vollkommenes Bild als bei diesen Schwestern der Barm-

herzigkeit anzutreffen. Sie werden von den Türken in hoher Verehrung gehalten und selbst über die sonst so geachteten Aerzte gesetzt. Auch die protestantischen Engländer lassen ihnen jene Gerechtigkeit widerfahren, die aus dem Neide unwidersprechlich hervorleuchtet. Sie preisen die Franzosen, nicht ohne Mißmuth, glücklich, daß sie so liebenswürdige, sorgsame, herzige Pflegerinen besitzen und mehr als einmal kam es vor, daß ein verwundeter Engländer den Beistand einer Schwester wenn nicht ansprach, doch annahm. Keine von diesen irdischen Engeln wurde englischer Seits der Unduldsamkeit bezüchtigt. Zwischen dem fremden Glauben des fremden Bundesgenossen und der Alles erreichenden Christenliebe, die sie auszuüben auf dem Felde der Leichen wie der Sterbenden gewärtig waren, standen sie da wie leidenschaftslose Mittlerinen, wie höhere Wesen, nichts wissend von dem Zorne, der aus menschlichem Unterschied und Zank entspringt. Es laufen, gedruckt oder mündlich, viele Einzelgeschichten umher, um das Wirken dieser herrlichen Geschöpfe für Geister, die nur im Kleinen sehen, in handgreiflichen Fällen zu veranschaulichen. Ich habe ziemlich vieler derselben bei Ausarbeitung dieses übersichtlichen Berichtes mich bedient, aber Stück für Stück, in gefeiltem Deutsch, diese zum Theil kindlichen Erzählungen nachzuschreiben, das schien mir eher zu einer Verzerrung als zur Erhellung des Gegenstandes zu führen, und ich habe mich daher lieber mit der Zeichnung allgemeiner Umrisse, wozu mir jene Anekdotenchronik recht behilflich war, begnügt.

Wenn nun die Gemeinschaft des heiligen Vincenz von Paula ihre vorzüglichsten Kräfte den Extremen der Gesellschaft entnimmt, und bei den Plebejern einspricht wie bei dem Patriciat, so erneuen sich die Augustinerinen, ein äußerlich strengerer, finsterer Orden, aus dem Mittelstande, und sie haben alle Eigenthümlichkeiten desselben in der Ausübung ihres religiösen Berufs beibehalten. Wir finden bei ihnen, mit wenigen Ausnahmen, nicht jene persönliche aus der Eingebung einer jeden Seele entflossene Emsigkeit, die, eifrig und erfinderisch, bei den Vincentius-Schwestern so oft sich trifft, aber, wie ein Orchester, wirken sie zusammen, sie sind nicht bloß gegen die Uebertretungen der Regel beständig auf der Hut, sie handeln ausschließlich nach der Vorschrift und Nichts was unbefohlen unternehmen sie. Sie leisten daher Bedeutendes

in ihren Gesammtbewegungen, und haben sich, in ihrem Wechsel-Verhältniß zu dem Heere, an den Ufern des schwarzen Meeres, Dank der Aehnlichkeit ihrer Leitung und Zucht, besonders ausgezeichnet. Es sind da zwei Milizen in Berührung, die Gottes, die der zeitlichen Herrscher, und beide haben so Manches miteinander gemein. Betrachten wir die leichten Truppen zu Fuß und Roß; sie haben ebensoviel Folgsamkeit und Fügung in das Wort der Oberen als ihre gesetzteren, belasteteren Gefährten, aber Jeder von ihnen hat das oft gebrauchte Recht vorwärts zu geh'n auf eigne Hand, und der Schütze, der Jäger ist weniger an Reih und Glied als der Grenadier und Cuirassier gebunden. So sind auch in der Armee Gottes leichtere und schwerere Truppen, solche, die in engem, unauflöslichem Zusammenschluß begriffen sind und wirken, andere wieder, die gleichfalls ihre Schranken haben, doch innerhalb derselben Jeden seinem eigenen Gutdünken und Gewissen überlassen. Diese doppelte Ordnung ist nur in der katholischen Kirche möglich, und entfaltet sich namentlich in dem meerumspannenden Werke der Missionäre, die in Paris ihre reichsten und wärmsten Heerde haben.

Auch diese fanden sich ein auf der Wahlstatt des Orients, wenn auch nicht in ihren Massen. Sie haben in Amerika, in Australien, in Afrika, kurz überall zu seyn; doch in ausgezeichneten Abgesandten, und besonders die Maristen aus Lyon, die in gewöhnlichen Zeiten jenseits des Oceans sich hervorzuthun pflegen, waren sie dießmal bei Sebastopol, und wo man in jenen Gegenden sonst sie immer brauchte, auf dem Posten der Gefahr. Ihre Verluste sind wenig bekannt; sie sind keineswegs beflissen ihre Verdienste in die Oeffentlichkeit zu schaffen, und nur durch die Trompete der heimgekehrten Soldaten wird der Ruhm, den die Maristen neben den Zuaven und der Linie sich erwarben, in Frankreich verbreitet; aber eigene Namen darf man auf diesem Wege zu erlangen sich nicht versprechen. Was sie leisten, das macht sie bekannt, aber da sie die Mittel, die zum Erwerbe vorübergehender Berühmtheit an der Tagesordnung sind, verschmähen, so werden sie mit ihren einzelnen Namen nicht, sondern in ihrer Masse, mit dem Namen und zur Ehre ihres Ordens nur bekannt. In derselben Weise verhalten sich auch die Dominikaner; sie lassen das Auftreten ihrer hervorragenden Redner nicht in der Tagespresse laut verkündigen; aber wenn man bei ihren

abendlichen Andachtsvereinen die Zahl der uniformirten Beiwohner mit jedem Male gewachsen sieht, die Gesänge derselben erhebender, reiner und ergreifender findet, und bemerkt, wie die Ermahnungen von der Kanzel herab mit mehr und mehr Achtsamkeit verfolgt werden: so macht man sich nothwendig einen sehr günstigen Begriff von der Thätigkeit, welche diese Mönche zwischen dem einen außerordentlichen Gottesdienste und dem vorhergehenden entfalten mochten, aber man erkundige sich nach dem Namen des Mannes, der die Zuhörer herbeigezogen und zu regelmäßigem Besuchen bewogen, nach dem Namen des Redners, der mit so aufmerksamer Sammlung angehört wurde, nach dem endlich des Concertmeisters, der die rauhen Soldatenstimmen zu so edlem, anziehendem und erbaulichem Gesang heranbildete, man wird keine oder nur höchst unbestimmte Auskunft erhalten. Es ist, als ob dem abgesonderten Vorwiegen einer persönlichen Fähigkeit von den Leitern der heiligen Gesellschaft systematisch vorgebeugt würde, so wie denn von diesen Dominikanern mehr als von allen andern in Gemeinschaft lebenden Geistlichen, jeder Aufwand und selbst das Schaugepränge klösterlicher Strenge vermieden wird. Sie scheuen den Umgang mit der Welt, in den Grenzen des religiösen Anstandes, keineswegs und richten ihre christlichen Forderungen nach den Verhältnissen und Persönlichkeiten, auf die sie zu wirken haben, behutsam und befruchtend ein. Sie wissen der Tauben Einfalt mit der Schlangen Klugheit zu vereinen und stiften ungemein viel Gutes. Was sie für die Armee thun, ist nicht das Geringste und das Alles geschieht ohne sichtbar amtliches Zuthun, wenn ich gleich das Vorhandenseyn von verborgenem Privatbeistand, den wohlwollende Offiziere bieten, nicht in Abrede stellen will. Aber nirgendwo hört man das Commandowort, nirgendwo sieht man den Stab des Befehls. Wie das Wort Dämon von den sinnigen Hellenen für böse und gute Kräfte gebraucht wurde, so ließe auch der dem schmählichsten Unfuge der Gegenwart gewidmete Ausdruck „Freischaar" mit ausgesprochener Absicht und großer Vorsicht auf die wackeren Kriegsleute sich anwenden, die ohne allen weltlichen Drang, ohne alle amtliche Aufforderung dem Rufe der Dominikaner folgen. Ich will hiemit nicht der Regierung beleidigende oder gar entmuthigende Gleichgiltigkeit gegen die Arbeiten der Dominikaner nachsagen, sie finden, glaub' ich, auf dieser

eite eher Gunst und guten Willen als Kälte und Theilnahmlosig-
it; aber der Antrieb und das Beispiel, die nährende, stärkende,
rtbildende Rührigkeit, die scheint wie von selbst aus dem Schooße
s Volks, aus den Herzen der Bekehrten, durch göttliche Zugkraft
leichsam, hervorzugehen — hier und in Sebastopol, in Sebastopol
nd überall, wo der Glaube eingreift. Die Religion hat in ihrer
lusbreitung und in ihrem Einfluß auf die Seelen von den Be-
örden keine Hindernisse und Plackereien zu gewärtigen, aber sie ist
uch nicht Sache der Behörden, sie ist Sache der Nation. Frank-
ich fühlt sich wieder katholisch werden, und da es sich durch Men-
henzahl, kriegerische Schwungkraft und Hilfsquellen des Geistes an
ie Spitze der katholischen Völker gestellt weiß, so treibt, nebst dem
nsichtbaren Drucke, der gewiß nicht fehlt, auch der Sporn der übri-
en Welt, auf dem Weg des Himmels und der irdischen Vollkom-
nenheit ein Vorbild zu werden.

Ich lege ein großes Gewicht auf diesen ungekünstelten, unge-
otenen Anschluß an die Heerde Roms, und das Auftreten katholi-
her Elemente in dem fernen Russenkrieg zeichnete sich gerade durch
en erwähnten Vorzug aus. Ein offener Bund mit der staatlichen
Gewalt, in welch ehrbaren Bedingungen er auch sich halte, würde
war nicht das Unmögliche nach sich ziehen, nicht der Kirche Werth
ür die Seele vermindern, wohl aber ihr Ansehen bei der Masse,
vo es so erfreulich im Steigen ist, herabdrücken. Es wurden in
em alten Frankreich auf diesem Grunde so viel böse Thaten be-
gangen, daß man gut thun wird, fürder nicht mehr darauf zu bauen.
Die Sache ließ sich leicht zum Frommen der guten Sache umwen-
en und sie ward, durch den freien Entschluß der gottgeweihten
Bürger, auch wirklich umgewendet. Sonst predigten die Diener des
wigen und leider auch des zeitlichen Herrn, von Lanzen und Sä-
eln umringt, die kanonisch bestimmte Wahrheit, und den Starrsinn
er vor Ueberredung und Beweiskraft unbeugsamen Widersacher
rach blutige Verfolgungskunst. Heutzutage werden die tödtlichen
Waffen, welches auch ihr Zweck sei, von gottergebenen Freunden,
us freien Stücken und ohne zeitlichen Anstoß, mit Mitteln des
Segens unterstützt, so den todesmuthigen Kriegern ein Vortheil,
den nur die Kirche schaffen kann, verliehen und die Kirche selbst,
für die unbekehrten Beobachter ihres Thuns und Trachtens, mit

einer Schönheit mehr begabt. Sie ist, so weit sie darf und vermag, auf dem Wege des Fortschritts, gleichwie die Werke rein menschlicher Erfindung. Daß sie ihr Dogma nicht verbessern will, das wird ihr der erpichteste Gegner, wenn er für zwei Heller nur Verstand besitzt, nicht verdenken. Wo sie aber mit dem Vergänglichen zu thun hat, da sucht sie auch den Keim der Vergänglichkeit zu schwächen, die Gebrechen zu beseitigen, die Stoffe der Dauer zu vermehren, die Linien endlich und die Lichtvertheilung, welche die Gewähr eines empfehlenden Aeußeren sind, mit genauer, stets sichtender, stets zarterer Sorgfalt zu behandeln. Wie der Bischof die Eisenbahn einweiht und so der gewerblichen Entwicklung des heutigen Geschlechts seine Weihe darbringt, so mildert auch der Priester überhaupt, durch seine gottbeschützte, von keiner zeitlichen Gottheit angeregte Einmischung, den stürmischen Charakter des Krieges, enthält sich jeder fanatischen Ergießung und setzt seine Tröstungen den mörderischen Folgen des rücksichtslosen Gehorsams entgegen. In unseren Tagen also, wo alle Welt von Fortschritt redet, schreitet am meisten die Kirche fort, die am wenigsten von ihm spricht. Das wird namentlich in Frankreich, weil es in Frankreich am sichtbarsten ist, bemerkt, und wohlberathen sind die deutschen Katholiken, die, nicht Frankreich als Großmacht, sondern das französische Volk, das auch ein billiger Feind, das selbst Arndt, mit seinen Tyrannen aller Art sich zu verwechseln hütet, als natürlichen Verbündeten ansehen. Diese Gesinnung mag so manchem Deutschen nicht ansteh'n, aber, wie man sonst von ihr denke, sie ist so geartet, daß sie im gegebenen Falle ein kaum zu überwindendes Hinderniß eines ganz Europa zerfleischenden, besonders Deutschland zu verwüsten geeigneten Krieges werden kann. Nur der unvertilgbare Haß mag Aergerniß daran nehmen, der aber verdient weder Achtung noch Mitleid.

XLI.

Literatur.

I.

Urgeschichte des menschlichen Geschlechts durch A. Fr. Gfrörer, ord. Prof. der Geschichte an der Universität Freiburg. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung 1855. S. VI. 287.

Die mannichfaltigen Untersuchungen über die älteste Vergangenheit des Menschengeschlechts in geschichtlicher, religionsgeschichtlicher, sprachlicher und archäologischer Beziehung, denen die Wissenschaft in neuerer Zeit mit großer Anstrengung obliegt, machen es möglich, immer tiefer und deutlicher in das dunkle Gebiet der Urgeschichte der Menschheit zurückzublicken. Die Resultate aber der Forschungen sind zu sehr in Einzeluntersuchungen zerstreut, und zu sehr mit den gelehrten Baugerüsten umgeben, als daß das größere Publikum sich derselben leicht bemächtigen könnte. Darum ist es gut, wenn von Zeit zu Zeit die zuverlässigen Resultate gesammelt, und in einfacher, klarer Darstellung demselben zur geeigneten Kenntniß gebracht werden. Dieß ist die Aufgabe des vorgenannten kleinen Werkes.

Der gelehrte Verfasser geht davon aus, daß über die erste, früheste Geschichte der Menschheit auch jetzt noch wis-

einer Schönheit mehr begabt. Sie ist, so weit sie darf und vermag auf dem Wege des Fortschritts, gleichwie die Werke rein menschlicher Erfindung. Daß sie ihr Dogma nicht verbessern will, das wird ihr der erpichteste Gegner, wenn er für zwei Heller nur Verstand besitzt, nicht verdenken. Wo sie aber mit dem Vergänglichen zu thun hat, da sucht sie auch den Keim der Vergänglichkeit zu schwächen, die Gebrechen zu beseitigen, die Stoffe der Dauer zu vermehren, die Linien endlich und die Lichtvertheilung, welche die Gewähr eines empfehlenden Aeußeren sind, mit genauer, stets sichtender, stets zarterer Sorgfalt zu behandeln. Wie der Bischof die Eisenbahn einweiht und so der gewerblichen Entwicklung des heutigen Geschlechts seine Weihe darbringt, so mildert auch der Priester überhaupt, durch seine gottbeschützte, von keiner zeitlichen Gottheit angeregte Einmischung, den stürmischen Charakter des Krieges, enthält sich jeder fanatischen Ergießung und setzt seine Tröstungen den mörderischen Folgen des rücksichtslosen Gehorsams entgegen. In unseren Tagen also, wo alle Welt von Fortschritt redet, schreitet am meisten die Kirche fort, die am wenigsten von ihm spricht. Das wird namentlich in Frankreich, weil es in Frankreich am sichtbarsten ist, bemerkt, und wohlberathen sind die deutschen Katholiken, die, nicht Frankreich als Großmacht, sondern das französische Volk, das auch sein billiger Feind, das selbst Arndt, mit seinen Tyrannen aller Art sich zu verwechseln hütet, als natürlichen Verbündeten ansehen. Diese Gesinnung mag so manchem Deutschen nicht ansteh'n, aber, wie man sonst von ihr denke, sie ist so geartet, daß sie im gegebenen Fall ein kaum zu überwindendes Hinderniß eines ganz Europa zerfleischenden, besonders Deutschland zu verwüsten geeigneten Krieges werden kann. Nur der unvertilgbare Haß mag Aergerniß daran nehmen, der aber verdient weder Achtung noch Mitleid.

XLI.

Literatur.

I.

Urgeschichte des menschlichen Geschlechts durch A. Fr. Gfrörer, ord. Prof. der Geschichte an der Universität Freiburg. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung 1855. S. VI. 287.

Die mannichfaltigen Untersuchungen über die älteste Vergangenheit des Menschengeschlechts in geschichtlicher, religionsgeschichtlicher, sprachlicher und archäologischer Beziehung, denen die Wissenschaft in neuerer Zeit mit großer Anstrengung obliegt, machen es möglich, immer tiefer und deutlicher in das dunkle Gebiet der Urgeschichte der Menschheit zurückzublicken. Die Resultate aber der Forschungen sind zu sehr in Einzeluntersuchungen zerstreut, und zu sehr mit den gelehrten Baugerüsten umgeben, als daß das größere Publikum sich derselben leicht bemächtigen könnte. Darum ist es gut, wenn von Zeit zu Zeit die zuverlässigen Resultate gesammelt, und in einfacher, klarer Darstellung demselben zur geeigneten Kenntniß gebracht werden. Dieß ist die Aufgabe des vorgenannten kleinen Werkes.

Der gelehrte Verfasser geht davon aus, daß über die erste, früheste Geschichte der Menschheit auch jetzt noch wis-

senschaftlich schlechterdings sich Nichts bestimmen lasse, da es an aller geschichtlichen Ueberlieferung fehle; und da weder die Geschichtsforschung, noch die Naturwissenschaft gegen die älteste Tradition der Menschheit, insbesondere gegen die biblische Urkunde, über die Entstehung und früheste Geschichte des Menschengeschlechtes bis jetzt etwas Triftiges vorzubringen, und noch viel weniger Besseres an die Stelle derselben zu setzen wußte, so hält der Herr Verfasser an dem biblischen Berichte fest, und knüpft seine Untersuchung an den Beginn der nachsündfluthlichen Zeit an, um die Scheidung der Völker zu erforschen, indem er die große Mosaische Völkertafel zur Erklärung zu Grunde legt.

Ueber seine Grundansicht und die Methode der Untersuchung spricht sich der Verfasser so aus: „Ich wiederhole meinen Hauptsatz: die Menschheit stammt von einem Paar ab, das im innern Asien zum Leben gerufen ward. Alle Völker, und namentlich diejenigen, welche eine Rolle in der Welt spielten, sind aus jenem asiatischen Ursitze in ihre spätere Heimath ausgezogen. Daraus folgt, daß Wanderungen den ältesten Theil der Geschichte unseres Geschlechtes bilden. Hiemit sind wir auf den Punkt gekommen, wo das Gebiet des historischen Beweises beginnt. Dieser Beweis aber kann auf zwei verschiedenen Wegen geführt werden. Entweder nimmt man den Ursitz zum Ausgangspunkt, und verfolgt die Wandernden nach den neuen Ansiedelungen, oder faßt die Untersuchung letzterer in's Auge, und erforscht von ihnen aus den Anfang der Bewegung. Beide Wege leiten zum Ziel. Man lernt einen Strom gleich gut kennen, ob man ihn von der Quelle zur Mündung, oder umgekehrt von der Mündung zur Quelle erforsche. Ich halte es für besser, den letzteren Weg einzuschlagen, und zwar beginne ich mit Europa, als dem an sich wichtigsten und uns bekanntesten Erdtheile."

Demgemäß wird nun im zweiten Abschnitt mit den Japhetiden Europa's und des nordöstlichen Asiens begonnen,

und wird vor Allem bei den alten Völkern Europa's die Spur ihrer Wanderung und ihrer ursprünglichen Heimath aufgesucht. Mit den Bewohnern des heutigen Spaniens, den alten Iberern, beginnt der Nachweis, daß auch im vorderen Asien, in Armenien, ein Volk und Land gleichen Namens sich fand, das auch sonst viel Gemeinschaftliches mit den Iberern Spaniens aufweist, so daß ein gegründetes Recht zur Annahme vorhanden ist, die Iberer seien aus Armenien ausgewandert und nach Spanien gekommen, welches Land sie mit dem Namen ihrer früheren Heimath benannt haben, und in dem sie noch viele andere Namen von Gegenständen ihrer alten Heimath auf entsprechende Gegenstände in der neuen übertragen haben mochten. Dasselbe wird von den Liguren oder Ligyern nachgewiesen, die ebenfalls Bewohner des alten Spaniens waren, während zugleich in Asien an den Grenzen der armenischen Iberer ebenfalls Ligyer sich fanden. Aehnliche Nachweisung wird bei den übrigen Völkern versucht, bei den Gallen oder Kelten, bei den Cimmeriern, Germanen, Skythen u. s. w. Nebst dieser Nachweisung wird denn auch die Verwandtschaft der Sprachen geltend gemacht, und wird als Probe, wie enge die Verwandtschaft zwischen den Sprachen der meisten unter den Völkern sei, welche das zehnte Kapitel des ersten Buches Mosis als Abkömmlinge Japhets aufführt, aus Jakob Grimms „Geschichte der deutschen Sprache" eine Tafel mitgetheilt über die Worte, welche in der indogermanischen Sprachfamilie die zehn Urzahlen bezeichnen. Eine nähere Erörterung der Mosaischen Völkertafel sucht die Schwierigkeiten, die sich erheben, so gut es jetzt möglich ist, zu überwinden.

Im dritten und vierten Abschnitt strebt der Hr. Verfasser durch ähnliche Methode nach dem gleichen Ziele in Betreff der Semiten und Chamiten. Im fünften Abschnitt wird die in der Völkertafel sich findende Lücke nach alten

Quellen und durch historische Combination auszufüllen gesucht, und Beweis geführt, „daß Indien seit dem zwölften Jahrhundert v. Chr. den westlichen Asiaten und den Griechen bekannt war."

Der interessanteste Abschnitt dürfte nebst dem zweiten wohl der sechste seyn, der die Urgeschichte der nördlichen und südlichen Arier, d. h. der Perser und Inder vorzüglich behandelt, und die ursprüngliche Einheit beider, sowie ihre Verwandtschaft mit den übrigen Japhetiden darzuthun sucht, wobei über die alten Sagen, über die Religion, über die Sprachen, Sitten und Einrichtungen dieser Völker viel Bemerkenswerthes mitgetheilt wird.

Der siebente Abschnitt endlich gibt eine kurze Urgeschichte der Chinesen. Der Verfasser weist zuerst das hohe Alterthum der chinesischen Kultur nach, sowohl aus Zeugnissen der übrigen alten Völker, aus Aristoteles, dem Propheten Jesajas, der indischen Astronomie, den Gefäßen mit chinesischen Inschriften in den alten Grabmälern Aegyptens, als auch aus einheimischen Zeugnissen. Dann wird eine Darstellung der Ueberlieferung über die Anfänge des chinesischen Volkes gegeben, und wird die Wahrscheinlichkeit darzuthun versucht, daß die Stammväter der Chinesen von den Bergen im Westen herkamen, vom Hirtenleben sich bald zum Ackerbau wendeten, und so frühzeitig schon einen höheren Grad von Kultur erlangten — wodurch demnach die Chinesen als mit den Turaniern verwandt sich zeigten, und auf den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt der übrigen Völker sich zurückführen ließen. Auch über Schrift und Sprache der Chinesen gibt der Verfasser hiebei Andeutungen und Proben. Dem folgt dann ein gedrängter Abriß der chinesischen Geschichte von der frühesten Zeit an, und zuletzt eine kurze Besprechung der religiösen Vorstellungen der Chinesen, der Lehren und der Bedeutung der beiden chinesischen Philosophen Confutse und Laotse.

Alles ist in klarer, einfacher Darstellung gegeben, wobei, wie der Hr. Verfasser selbst bemerkt, vorzüglich das vortreffliche Werk von Movers: „die Phönizier", die „indische Alterthumskunde" von Laßen und zumeist Knobel's ausgezeichnete Schrift über die im zehnten Kapitel des ersten Buches Mosis niedergelegte Völkertafel zu Grunde gelegt und benützt wurde. Darf man sich auch nicht verhehlen, daß hinter dieser Klarheit noch viele Schwierigkeiten schlummern, die dem Forscher immerhin zu schaffen machen werden, so ist doch das Unternehmen des Verfassers höchst dankenswerth, weil dadurch es möglich gemacht ist, daß auch die, welche sich sonst nicht mit diesen Studien beschäftigen, und denen größere Werke nicht zu Gebote stehen, einen Ueberblick sich verschaffen über die historischen Leistungen in Betreff der ältesten Geschichte unseres Geschlechtes, und mit der Art und Weise bekannt werden, wie man in dieses dunkle Gebiet immer mehr einzubringen sucht. Zugleich ist das Werkchen ein schätzenswerther Beitrag zur Erklärung eines der wichtigsten Abschnitte des Buches Genesis.

II.

Die Römische Curie, ihre gegenwärtige Zusammensetzung und ihr Geschäftsgang. Nach mehrjähriger eigener Anschauung dargestellt von dem bischöflichen Secretär Joh. Heinr. Bangen, der Theologie und beider Rechte Doctor. Mit einer Sammlung von Belegstücken und Formularen. Münster 1854. In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit gehört der Aufschwung, welchen die Wissenschaft des Kirchenrechts, insbesondere durch den Anbau einzelner ihrer Gebiete, durch Monographien genommen hat. Bei manchen dieser Schriften tritt, wie dieß z. B. von den neuesten Arbeiten über das

Eherecht gilt, ihre große Zweckdienlichkeit und Wichtigkeit Jedermann unmittelbar vor Augen; weniger möchte dieß bei einem Buche der Fall seyn, welches, wie das vorliegende, sich die Römische Curie zu seinem Gegenstande gewählt hat. Auf den ersten Blick wird die wissenschaftliche Bedeutung und der praktische Nutzen dieser Materie Manchem nicht einleuchten, am wenigsten demjenigen, welcher über den vagen Begriff, den man sich gewöhnlich von Römischer Curie macht, nicht hinausgekommen ist. In dieser Lage befinden sich aber freilich nicht bloß im protestantischen, sondern auch im katholischen Deutschland sehr viele Personen, welche sich sonst mit Recht einer wissenschaftlichen Bildung rühmen können. Gerade solchen wird das Werk von Bangen über die gegenwärtige Zusammensetzung und den Geschäftsgang der Römischen Curie, welches mithin den Organismus einer Menge von Behörden und den Formalismus ihrer Thätigkeit darzustellen sich zu seiner Aufgabe gemacht hat, als ganz außerhalb ihrer Sphäre liegend scheinen. Sie könnten es in den ganz engen Kreis solcher Leser verweisen wollen, welche entweder praktisch mit jenen Behörden in Berührung zu treten haben, oder theoretisch die Wissenschaft des Kirchenrechts als ihren eigentlichen Beruf betreiben. Es ist wahr, gerade diese haben Ursache, dem Verfasser der vorliegenden Schrift ganz besonders dankbar zu seyn, da er mit derselben in der That einem sehr fühlbaren Bedürfnisse und zwar in einer Weise abgeholfen hat, welche Nichts zu wünschen übrig läßt. Wie oft wird jeder, der sich emsig mit dem Kirchenrechte beschäftigt, gerade diese Lücke empfunden haben, daß es ihm an einer klaren Anschauung des Organismus der Curie gefehlt hat, von welcher er sich nur bruchstückweise aus verschiedenen Werken eine nähere Kenntniß verschaffen konnte; wie oft hat eben jener Mangel hindernd in den Verkehr kirchlicher Behörden mit der päpstlichen Curie eingegriffen! Des Verfassers vierjähriger Aufenthalt in Rom und seine Beschäftigung in

der Curie selbst, vornehmlich bei der Congregation des Concils, hat ihn zu seiner nunmehr dem Publikum übergebenen Arbeit vorzüglich qualificirt. So sehr diese nun dem Bedürfnisse der Männer vom Fach entspricht, so glauben wir dennoch, daß sie auch einen wohlbegründeten Anspruch darauf hat, auch in weiteren Kreisen gekannt zu werden. Rom, der Gegenstand so großer Bewunderung, das Ziel so vieler Reisen, ist ohne eine richtige Anschauung der Curie, die so vielfach auch in die äußere Erscheinung tritt, unverständlich. Wir meinen nicht etwa, dieses wissenschaftliche Werk dem ersten besten Touristen gleichsam zur Vervollständigung seines Guide zu empfehlen, aber jeder wahrhaft gebildete Mann, dem es ernstlich darum zu thun ist, Rom kennen zu lernen, wird eine reichliche Belehrung aus demselben schöpfen.

Der Verfasser nimmt, so weit sie Gegenstand seiner Darstellung ist, die Römische Curie als den „Complex aller den Papst umgebenden Behörden, deren er regelmäßig zur Regierung der allgemeinen Kirche sich bedient". Er schließt damit alle jene bloßen Ehrenposten aus, die nur zur Vertretung der kirchlichen Würde des Papstes bestehen, sowie auch diejenigen Regierungsbehörden, deren Thätigkeit sich nur auf den Kirchenstaat bezieht, oder die den Papst nur als Organe in der Ausübung seiner Metropolitanrechte über Latium und seiner bischöflichen Gewalt über Rom unterstützen. Scheiden damit zwar einzelne Bestandtheile, welche die Curie im weitesten Sinne umfaßt, aus der Darstellung aus, so wird gerade dadurch ihr allgemeines Interesse erhöht. Der complicirte Bau der Curie wird dadurch mehr aufgehellt und der Leser mehr in den Stand gesetzt, in deren merkwürdige, ja man darf sagen uns in vieler Beziehung fremdartige, Eigenthümlichkeit einzudringen. Sehr treffend und wahr charakterisirt der Verfasser diese, im Hinblick auf deutsche Auffassungsweise, in folgenden Worten: „Mag uns Katholiken auch das unwandelbare Vertrauen, welches wir zu dem Mittelpunkte der katholischen

Einheit im Herzen tragen, nach der heiligen Stadt geleiten, und von der Trefflichkeit ihrer kirchlichen Regierungsanstalten zum Voraus vergewissern können, so sind doch namentlich wir Deutschen es zu sehr gewohnt, unsere modernen, von keiner Geschichte mehr getragenen Verhältnisse" (leider nur zu wahr!) „als Maßstab an fremde Zustände anzulegen. Will dieser Maßstab nicht zutreffen, gibt uns die tief eingeprägte, von einheimischen Anstalten hergenommene Systematik nicht sofort ein Schema in die Hand, in welches hinein wir die Verhältnisse haarscharf zu passen vermögen, so werden wir stutzig und finden uns unbehaglich. Nun ist aber die Curie ein von unsern Institutionen ganz verschiedener Organismus; kein Erzeugniß veränderlicher oder, wenn man will, mit den Zeiten fortschreitender Theorien ist sie, und keine sogenannte Errungenschaft hat hier den historischen Faden abgebrochen. Sie läßt sich vielmehr bezeichnen als die verkörperte Tradition auf dem kirchenrechtlichen Gebiete, welche, unbeirrt von der Neuerungssucht und von den Stürmen der Zeit, in ihren Formen zwar wohl fortgebildet, aber nie einen Fingerbreit aus ihrer Bahn gewichen ist. Wahrlich Grund genug, daß sie in unserer Zeit der ersten Anschauung gegenüber ebensosehr befremdet, als sie nach näherer Kenntniß und reiflichem Studium mit ihrer Consequenz und Zweckmäßigkeit Bewunderung erregt."

Ausgehend von der durchaus richtigen Ansicht, daß die Curie als das Organ, dessen sich der Papst regelmäßig zur Erledigung kirchlicher Angelegenheiten bedient, den Primat in keinerlei Weise beschränke, handelt der Verf. zunächst im Allgemeinen von der Zusammensetzung der Curie und dem gesammten zu ihr gehörenden Personale, von den Cardinälen angefangen bis zu den untersten Beamten. Es bietet sich dabei auch hier schon Gelegenheit, manche Einzelnheiten abzuhandeln, und manchem Institute des kirchlichen Rechtes eine nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sehr belehrend ist insbesondere

die Entwicklung der Stellung, welche die Prälaten bei der Curie einnehmen. Der besondere Theil handelt sodann von der Thätigkeit der einzelnen Behörden, unter welchen natürlich das bloß aus Cardinälen zusammengesetzte Consistorium die erste Stelle einnimmt. Es folgen dann die mit diesem in Verbindung stehenden Congregationen, auf diese die von dem Consistorium unabhängigen, unter welchen insbesondere die Sacra Congregatio Romanae et Universalis Inquisitionis seu Sancti Officii und die Sacra Congregatio Cardinalium Concilii Tridentini Interpretum die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Hieran reihen sich zuerst die Justiz-Behörden (Rota Romana, Cancellaria apostolica und die Signatura Justitiae), an diese die Gnadenbehörden (Signatura Gratiae, Dataria und Poenitentiaria) und die verschiedenen Expeditions-Behörden. Zwei Anhänge enthalten das Nähere über die Taxen der Curie und die erforderlichen Belegstücke.

Das Werk ist mit aufrichtiger Liebe zur Sache geschrieben, und es ist dem Verfasser gelungen, seinem Stoffe diejenige Form zu geben, in welcher der wichtige Hauptzweck einer allgemeinen Zugänglichkeit leicht erreicht werden wird.

III.

Rom. Eine Skizze von Dr. Friedrich Hurter. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1855.

Rom, das christliche und vorchristliche, bietet dem Historiographen ein Material, mit dessen Reichhaltigkeit keine Stadt der Welt concurriren kann. Ist die Bearbeitung dieses gewaltigen Stoffes zu einer ausführlichen geschichtlichen Darstellung unzweifelhaft ein schwieriges Unternehmen, so dürfte immerhin der Versuch, ihn zu einer Skizze zu be-

wältigen, die in allgemeinen Umrissen von einem colossalen, großartigen Bau, bei dem fast jeder Stein von der Fluth tausendjähriger Ereignisse bespült und in eigenthümlicher Weise bezeichnet worden, ein getreues eindrucksvolles Bild zu geben vermag, weder leicht noch unnütz zu nennen seyn. In solcher Weise hat Hr. Hurter ein Bild Rom's, bevorab des neuen christlichen, vor unsern Augen zu entrollen versucht; die Skizze war ursprünglich für das Freiburger Kirchenlexicon verfaßt, und liegt hier aus demselben besonders abgedruckt vor. Das Büchlein beginnt, nach einer kurzen Geschichte der Stadt von deren Gründung durch Romulus bis zur Herstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen, auf das neue Rom übergehend, mit der Aufzählung der bemerkenswerthesten Kirchen, „die zu einem rückwärts laufenden Zeitstrom von achtzehn Jahrhunderten in unmittelbare Beziehung setzen". Daran reiht sich die Aufzählung der Wohlthätigkeits-Anstalten, wie sie Früchte der christlichen Charitas sind. Die zahlreichen Spitäler, Waisenhäuser, Versorgungs- und Bewahranstalten, niedern Volksschulen, höhern Bildungs- und Unterrichtsanstalten, Akademien und die damit in Beziehung stehenden Bibliotheken Rom's finden hier ihre Stelle. Der Armen-Industrie-Anstalt von Sta. Maria degli Angeli dürfte ihrer absoluten und relativen Bedeutsamkeit wegen ausführlicher gedacht worden seyn, wie dieß rücksichtlich des Hospitiums S. Michele geschehen ist. Sie ist für tausend Individuen männlichen und weiblichen Geschlechtes (in getrennten Lokalen) eingerichtet; der weibliche Zweig steht unter der Leitung von Klosterfrauen, der männliche unter der Direktion von Weltpriestern. Man muß die großen Räumlichkeiten durchwandern und die jungen Leutchen in den verschiedenen Abtheilungen als Weber, Tuchmacher, Schuster, Schneider, Zimmerleute, Schlosser, Korbflechter, Skulptoren thätig sehen, ihre Leistungen in der Blech-Musik vernehmen, und dabei reflektiren, daß sie vielfach verwahrloste Kinder

waren, um die Gemeinnützigkeit eines solchen Institutes, das überdieß durchweg das Gepräge einer christlichen Erziehungs-Anstalt hat, schätzen zu lernen. Da man in unserm Vaterlande seit einiger Zeit damit umgeht, theils solche Anstalten in's Leben zu rufen, theils eine schon bestehende zu einer Centralanstalt zu erweitern, ohne daß man bisher, wie es scheint, die gewünschten Resultate erreicht hätte, so dürfte das Bekanntwerden des 195 Druckseiten umfassenden Regolamento, welches in die Organisation der römischen Armen-Industrie-Anstalt eine genaue Einsicht gewährt, wünschenswerth seyn. — Zu den in der Skizze erwähnten Seminarien und Collegien kommt in neuester Zeit noch das von Pius IX. gegründete und gut dotirte Collegium Pium hinzu, welches jede der Diöcesen des Kirchenstaats mit einer bestimmten Anzahl von Candidaten des geistlichen Standes beschicken darf. Auch die Academia ecclesiastica hat eine erwähnenswerthe Umgestaltung erfahren. Von dem auf S. 101 berührten adeligen Collegium dagegen hat sich gegenwärtig nur ein unbedeutender Rest erhalten. Die Stürme des Jahres 1848 verjagten mit den Vätern der Gesellschaft Jesu auch sämmtliche Convictoren aus jenem blühenden Institute. Nach ihrer Rückkehr haben die genannten Väter einige adeligen Jünglinge wieder um sich gesammelt, allein seitdem der dem Convikte ehedem zugewiesene Palast in Folge einer urkundlichen Bestimmung Sr. Heiligkeit in eine andere geistliche Communität übergegangen, ist das adelige Collegium nur in einer Art Herberge untergebracht, und dürfte auch zu seinem früheren Flore unter diesen Umständen nicht zu bringen seyn. Den Schluß der Skizze bildet ein Ueberblick über die Stadt, ihre Monumente, Plätze, Wasserleitungen, Paläste und die aus der vorchristlichen Zeit noch übrigen Baureste..

Wir freuen uns, daß Hr. Hurter, der in seinen Schriften der christlichen Roma so viele schönen Denkmale der Liebe

und Verehrung gesetzt, auch durch die vorliegende Skizze wieder kund gegeben hat, wie heimisch er in derselben, und wie theuer ihm das Andenken an die Stätte seiner „Wiedergeburt" geworden ist.

XLII.

Für Palästina-Reisende.

Ein Beitrag zur Geographie des gelobten Landes.

Man traut seinen Augen nicht mehr, wenn man von ungefähr liest, daß nach den seit Jahr und Tag getroffenen Einrichtungen die Sturmboote von Marseille wie von Triest den Palästina-Reisenden in fünftägiger Frist nach Alexandria in Aegypten bringen, und man ungeachtet dieser indirekten Fahrt längstens am zwölften Tage über Joppe die Sionstadt, für Tausende das Ziel frommer Wünsche, erreicht. Diese unglaubliche Beschleunigung und Erleichterung des Verkehres hat natürlich zur Folge, daß das bis in die jüngste Zeit nur Wenigen erreichbare heilige Land, der Ausgangspunkt aller monotheistischen Religionen, uns ganz nahe gerückt und jetzt schon von ganzen Schaaren besucht, inskünftige bei einer nur zweimonatlichen Pilgerfahrt mit Einschluß der Dauer des Aufenthaltes und der Hin- und Wiederreise, zudem bei einem Kostenaufwande von nur wenigen hundert Gulden, der Anziehungspunkt für regelmäßige und zahlreiche Pilgerkarawanen aus allen Strichen des Abendlandes bleiben wird.

Wer eine solche Reise unternimmt, mag ein dreifaches

Ziel verfolgen. Einmal ist es das Interesse der Natur und Landschaft, dann das Streben nach Erweiterung der Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft, oder auch und vor Allem, nur um die Andacht an den Stätten zu verrichten, die der Gottes-Sohn durch sein Erdenleben geweiht und verherrlicht hat. Was den ersten Punkt betrifft, so ist allerdings kein Land der Erde interessanter zu bereisen, wie Palästina. Man versetze sich im Geiste auf den Tabor! Mit einem Blicke beherrschest du nach Westen das mittelländische, gegen Osten das galiläische Meer, und zwar gerade den Theil, wo einst Kapharnaum gestanden hat. Im Norden erhebt der Hermon, mit Recht der Fürst der Gebirge (Dschebel Schech) genannt, sein Riesenhaupt, mit ewigem Schnee bedeckt; im Süden ziehen sich weithin die Berge von Samaria; gerade zu Füßen aber liegt das ausgedehnte Blachfeld von Jezrael mit Nain, Endor u. s. w., oder die Ebene Esdrelon und Harmageddon, welche nach der Sage das Wahlfeld für den letzten Kampf zwischen Christus und dem Antichristus abgeben soll, und auch wirklich schon den bedeutendsten Nationen der Erde, Kanaanäer und Hebräer, Babylonier und Assyrer, Aegypter und Perser, Römer und Griechen, Sarazenen und Kreuzfahrer, Türken, Drusen und Franzosen, zum Schlachtfelde gedient hat. In südöstlicher Richtung aber verschwindet der Jordan in einer fabelhaften Tiefschlucht, dem Ghör, denn eine ganze Landschaft, in der Länge von fünf Tagreisen, ist hier verschwunden oder in die Tiefe gesunken, von den vulkanischen Kesseln des See's Genesareth bis weit hinab unter das Sodommeer — es ist der tiefste Punkt der Erde, und dieses letztere sinkt mit seinem Spiegel 1300 Fuß unter den Spiegel des Mittelmeeres hinab. In diese — Unterwelt schaust du vom Oelberge, ja schon von einigen Stellen des Berges Sion sowie von Bethlehem hinab, daß du glauben möchtest, den Lothsee und die anstoßende arabische Landschaft oder das gebirgige Moab mit dem Nebo u. s. w., worüber das Auge sich weit hinaus verliert, in ein

paar Stunden erreichen zu können. Dabei bist du mehr oder weniger auf der Höhe des Gebirges oder auf der Wasserscheide hergereist, und Jerusalem selber liegt, wie die Stadt Gottes auf dem Berge, dritthalbtausend Fuß über dem Mittelmeere. Wahrhaftig, wer landschaftliche Wunder sucht, er muß vor Allem Palästina sehen!

Für die Kunst gewährt die Reise wenigstens Eine Befriedigung, daß man im Oriente noch Städte, wie Kairo, Jerusalem, Damaskus, Aleppo und Bagdad findet, welche gleichsam aus Einem Gusse sind, und abgesehen von den schlanken Minareten und imposanten Moscheen, mit ihrem durchgeführten Spitzbogen, platten Dächern und gekuppelten Wohnzimmern, durchweg die Gesetze des arabischen Baustyles zur Schau tragen. Diese Harmonie der Bauten, dieses Malerische und Poetische, wohin man immer blickt, Alles von den schönsten Quadern, oder wo Backsteine in Anwendung kommen, von unverputzten und mit den zierlichst gestrichenen Mörtelbändern, wie mit festem Kitte, aufeinandergesetzten Ziegeln — in der That, es kann keinen grelleren Abstand geben, als dieses vom gewöhnlichen Handels- und Völker-Verkehre abgeschlossene Jerusalem im Vergleiche mit den Städten des Abendlandes (wozu bereits Alexandria gehört), zumal mit unsern deutschen Athen's an der Limmat, Isar oder Pleiße und Spree, wo die Häuser so geradlinig und so unmalerisch aufmarschiren, wie Linienregimenter, oder wo ganze Straßen einer fortlaufenden Kaserne gleichen. Jerusalem ist, auch abgesehen von seinen historischen Erinnerungen, wegen seiner Lage und Bauart eine der schönsten Städte der Welt. Wem dieß unglaublich dünkt, der könnte selbst aus den vorhandenen Bildern und Zeichnungen sich davon überzeugen.

Was aber besondere Kunstwerke betrifft, so wird man außer dem Johannes in der Wüste in Ain Karim, angeblich von Murillo, wenig Sehenswerthes finden. Allenfalls dürfte man die Reste mittelalterlicher Teppiche, wor-

worauf die Scenen der Geburt und der Dreikönige kunstreich gestickt sind, im Besitze der Lateiner in der heiligen Grotte zu Bethlehem mit in Anschlag bringen. Historisch merkwürdig ist dagegen die Kirche in dem festungsartigen Kloster des heiligen Kreuzes (Dêr el Musullabeh), eine halbe Stunde westlich von Jerusalem, im Besitze der friedliebenden Georgier. Wundersam blicken hier die Patriarchen, Propheten und Apostel, finstere, hagere, aber trotz der zu markirten und karrikirten Zeichnung ehrwürdige Gestalten, im ganzen Umkreise der Kuppel und von allen Mauerwänden uns an. Diese durchaus al Fresco gemalte Kirche wird auf Jeden tiefen Eindruck machen. Aeußerst fein und zart sind dagegen die Tafelgemälde in Mitte der heiligen Grabkirche, im griechisch-russischen Style, allerdings mit zu langen und zu mageren Figuren, und dem uns wohlbekannten böhmisch-slavischen Typus zunächst entsprechend, aber immerhin sehenswerth. Ueberhaupt kann man von den fragmentarischen Ueberresten von Mosaik in der Marienkirche zu Bethlehem an bis zu den heutigen Wandbildern auf Golgatha die Perioden der Malerei sich sattsam vergegenwärtigen. Gehören doch die genannten Tempel auch in architektonischer Beziehung zu den vorzüglichsten der Christenheit, und sind eben nach ihrem Muster all die romanischen Bauten und Kreuzkirchen des Abendlandes gebaut, sowie die Deutschordens-Kapelle bei Kobern an der Mosel der Moschee Omars, an der Stelle des Tempels Salomos auf Moria, einst im Besitze der Tempelritter, nachgebaut ist. Hat sich doch dort am Rheine unter Kreuzritterfamilien selbst der Name Soliman lange fort erhalten, und Montabaur bei Coblenz trägt aus jener Zeit seinen Namen Mons Tabor. Im Allgemeinen haben im Lande der Juden und in den Reichen der Muhamedaner Maler und Bildhauer weder eine Vergangenheit, noch Gegenwart und Zukunft: nur von Zeit zu Zeit mag ein Maler, wie Halbreiter, dahin kommen und Stadt und Landschaft auf-

nehmen, arabische Schech's portraitiren, oder ein Fürst ein geschmackvolles Kirchengeräthe oder Gemälde dahin stiften.

Was Wissenschaft und Literatur betrifft, so sind es die Bibliotheken, welche eine reiche Ausbeute versprachen; aber die Klöster des heil. Makarius in der Wüste und die Mönche am Sinai wie in Mar Saba dürften einem zweiten Tischendorf wenig mehr für Emendation des neutestamentlichen Schrifttextes u. s. w. bieten, wenn auch hie und da noch interessante Apokryphen auftauchen, und selbst die schmerzlich vermißten fünf Bücher des Johannesjüngers Papias über die Reden und Thaten des Herrn nach mündlicher Ueberliefe- rung der Apostel, ein Werk, das im vorigen Jahrhundert noch vorhanden gewesen seyn soll, sich vielleicht noch in irgend einem Winkel finden möchten. Auch die Bibliotheken der Rabbinen in ihren vier heiligen Städten, Jerusalem, Hebron, Sapheb und Tiberias dürften die auf sie gesetzten Hoffnungen schwerlich rechtfertigen. Das Meiste ist erst von spanischen und marokkanischen Juden dort eingeführt, und die Frage über den Verfasser des Sohar läßt sich in Mün- chen oder in Würtemberg am Federsee jedenfalls mit reiche- rem literarischen Materiale bearbeiten, als in Palästina.

Dagegen ist der Boden des gelobten Landes selber die ergiebigste Fundgrube, das reichste Feld für wissenschaftliche Untersuchungen, und man muß der Wahrheit zur Steuer an- erkennen, daß seit den letzten paar Decennien namentlich durch Amerikaner und Engländer, die zum Theil in Folge der Stiftung des anglikanischen Bisthums dahin geführt wurden, das gelobte Land gleichsam neuerdings erobert, und die Geographie Palästinas mit den biblischen Städten und Flecken in und vor den Tagen Christi neu geschaffen worden ist. Die herodischen Fürsten hatten, als Usurpatoren ihrer Po- litik entsprechend, um dem Volke alle Erinnerung an seine Vergangenheit zu benehmen, und wie mit einem Schwamme die ganze Vorzeit wegzuwischen, nicht bloß die Adelsbriefe

und Geschlechtsregister der Nation, namentlich die Stammtafeln des thronberechtigten Davidischen Geschlechtes, zu vertilgen sich bemüht, sondern sogar die Stadtnamen abgeändert, und z. B. Samaria (dem Augustus zu Ehren) in Sebaste, Sichem in Neapolis, Stratonsthurm in Cäsarea, Zipporis in Diocäsarea, Lydda in Diospolis, Bethsaida in Julias, Betharamphta in Livias, Emmaus in Nikopolis, Bethgibrin in Eleutheropolis, Capharsaba in Antipatris, Mageddo in Legio u. s. w. umgewandelt, auch eine Reihe neuer Städte erbaut oder umgetauft wie Tiberias, Archelais, Phasaëlis, Burgen wie Cyprus, Herodion und Antonia. Aber das Volk kehrte sich nicht an diese von der Regierung oktroyirten Namen, sondern behielt die alten bei, so daß — wer möchte es meinen — man noch bis zur Stunde sie dem arabischen Landmanne abfragen kann. Wer nun hat nicht von den Leistungen eines Robinson und Smith gehört! Wenn einer oder der andere, wie Titus Tobler, der wackere Schweizerdoktor, in seinen Werken über Bethlehem, Jerusalem, den Oelberg und die ganze Umgegend etwas feindselig gegen den Christenglauben aufgetreten, so hat doch auch das radikale und exstirpatorische Verfahren sein Gutes: jedenfalls können Werke von einem Fleiße, wie die genannten, nur von einem Deutschen oder Engländer geschrieben werden. Bei all dem bleibt noch genug zu untersuchen, und es empfiehlt sich eine wissenschaftliche Reise nach Palästina vorzüglich für Exegeten des alten und neuen Testamentes.

Die übergroße Mehrzahl der Palästina-Reisenden aber hat kein anderes Verlangen, als an den heiligen Stätten der Geburt, des Todes und Grabes Christi ihre Andacht zu verrichten, Nazareth, den Jordan und andere Orte der heiligen Schrift zu besuchen, und sich mit Erinnerungen zu bereichern, um die sie von Tausenden beneidet werden. Für solche genügt ein einfacher Wegweiser, ein Pilgerbuch für ein paar Tagreisen des Weges in Judäa sowohl wie in Galiläa.

Aber gerade an einem solchen verläßigen Führer gebricht es bei allem Reichthum der einschlägigen Literatur. Der Grund liegt weniger in der Aufregung und Bewegung der Geister, wodurch so vieles in Frage gestellt ward, als weil sich erst allmählig bei der größeren Frequenz der Pilgerfahrten das Bedürfniß herausstellt. Die französischen Schriften sind, wie gewöhnlich, oratorisch und oberflächlich, die englischen zu wenig verbreitet, oder berücksichtigen gerade das Interesse katholischer Pilger nicht. Die gewöhnlichen Reisebeschreibungen leiern großentheils die alte, schon tausendmal gehörte Melodie ab, und zeigen meist, daß ihre Verfasser von vornherein zu wenig unterrichtet waren, und häufig gar nicht an die uns anziehenden Orte gelangten. Wer möchte es z. B. glauben, daß Chateaubriand und Geramb gar nicht zu Kana in Galiläa waren, obwohl sie des Langen und Breiten die Schilderung davon entwerfen, sondern, wie die meisten Pilger, im nahen Kefr Kenna gleich die stattlichen Ruinen des Casale Roberti aus den Zeiten des Königreichs Jerusalem für den Hochzeitsaal nahmen, und das wirkliche, noch heute sogenannte Kana el Gelil auf eine Stunde Entfernung vor sich liegen ließen. Zwar ist es bequem, sich auf die fortlaufende Tradition im Lande zu verlassen; will man sich aber klar informiren, so wird man zu dem Geständniß sich veranlaßt sehen, daß die christliche Ueberlieferung unter den Einwohnern sich mit wenig weiter, als der Grotte der Geburt zu Bethlehem, der Calvariastätte und dem Grabe Christi seit den ältesten Zeiten her befaßt hat, und es an eigentlichen Trägern einer umfassenden historischen Tradition seit der Zerstörung Jerusalems gebricht. Die Pilgerschaaren besuchen heutzutage selten mehr die Taufstätte Christi, wo die Kaiserin Helena die Kirche des Täufers (jetzt die Ruine Dêr Mar Johanna) erbaute, sondern die Zugführer ziehen es vor, zur Abkürzung des Weges, die frommen Waller einfach zur Furth el Helu zu geleiten, wo die Griechen zur Osterzeit baden.

Mit den Kreuzzügen beginnt die zweite Entdeckung des heiligen Landes der Christen, und wenigstens scheint seit der Besitzergreifung der Väter des heiligen Franziskus die kirchliche Ueberlieferung gesichert; aber auch dieß gilt nur in Bezug auf die Hauptorte. Bis Quaresmius hat man noch jenes Kana el Gelil gekannt und besucht, erst seit drei Jahrhunderten haben die Mukire oder Eseltreiber und sonstigen Pilgerführer diese mit der näheren Station abgefunden. Wie sollte auch über Orte, wohin die Missionäre am wenigsten gelangen, weil keine kirchliche Station daselbst sich befindet, etwa unter den arabisch-muhamedanischen Fellah's, eine bestimmte Tradition sich festsetzen? Die Patres, welche aus Spanien, Portugal, Frankreich, und erst in jüngster Zeit wieder zahlreicher aus Deutschland, sich nach einem der 23 Convente der Mission des heiligen Landes begeben, und dieselben in Zeit von drei bis sechs Jahren von Rhodus und Cypern bis Kairo, und vom Berge Libanon bis Ain Karim und Bethlehem der Mehrzahl nach durchwandern, sind als Christenlehrer und Pönitentiare schon ihrem Berufe nach und wegen des fortgesetzten Stationswechsels nicht eben in der günstigen Lage, wissenschaftlichen Forschungen sich hinzugeben, oder über ihr nächstes Gebiet hinauszugehen — nicht zu reden von den Gefahren oder ärgerlichen Auftritten, denen sie sich dabei aussetzen müßten. Ich erinnere mich des lebhaften Dankes, den zu meiner Zeit der einzige anwesende deutsche oder deutsch-polnische Franziskaner, der gute Pater Felix, mir zollte, als ich ihn des Nähern mit den salomonischen Tempel-Ruinen bekannt machte, ihn zum Teiche Hiskias u. s. w. führte.

Die Stätigkeit der Tradition wird auch durch die Pilger nicht befördert, welche, unbeschränkt in ihrem Dafürhalten und voll religiöser Begeisterung, ihrer Phantasie oft zu wenig den Zügel anlegen, und selbst mehr nach Hause bringen, als man an Ort und Stelle zu sagen weiß. Kommt

man von St. Jean d'Akre auf dem Wege gen Nazaret nach Sepphoris (Sefurieh), so liegt auf der Höhe die burgartige Kirche der heiligen Anna; reist man von Gaza über Bet Gibrin oder Eleutheropolis, so findet sich] auch hier, wie noch in Jerusalem nahe dem Oelbergthore, eine Kirche, der heiligen Anna geweiht. Gleichwohl macht an allen drei Stätten sich derselbe fromme Glaube geltend, hier habe die Mutter Marias gewohnt und sei die Gnadenvolle selber geboren worden. In San Giakomo, dem alten Jafia, eine halbe Stunde südwestlich von Nazaret, zieht der Kirchenpatron die Sage nach sich, Zebedäus habe dort sein Wohnhaus gehabt, und sein Sohn Jakobus (nicht auch Johannes?) sei daselbst geboren, wie zuerst Sanutus schreibt. Es war ursprünglich gar nicht so gemeint, doch ist die Legende auf die unschuldigste Weise von der Welt, wie Blüthenstaub vom Winde verweht, angeflogen.

Kein Pilger versäumt, das Kloster San Giovanni, eine Stunde abendlich von Jerusalem, zu besuchen, mit dessen paradiesischer Lage sich kein anderes im Lande vergleichen kann, und man geht noch ein halbes Stündchen weiter nach der Prophetengrotte, von der man weithin den fruchtbaren Wadi Hanina vor Augen hat. Und doch nennt man dieß die Wüste, Kloster und Kirche zu Ain Karim aber den Geburts-Ort des Täufers, obwohl alle alten Nachrichten auf Hebron weisen, und die Wüste, wo der Vorläufer mit der Stimme des Löwen zuerst die Ankunft des Reiches Gottes verkündete, noch südlicher gelegen hat. Gewiß war es anfänglich nicht so gemeint; wer hätte auch anderthalb Stunden von Jerusalem, gegenüber der „Stadt der Weintrauben", Kiriath el Enab, oder K. Jearim (wo Sprachunkundige, dem Wortklange zu lieb, trotz Jeremias I, 1 dieses Propheten Geburtsstätte suchen) die Johanneswüste erkennen wollen? Der Kirchenheilige hat hier, wie anderwärts im Lande, die Legende später nach sich gezogen.

Wenn schon die Vergeßlichkeit der Menschen an sich solche Irrungen und Mißverständnisse im Laufe der Zeit mit sich bringt, was wirkt erst der unerleuchtete Eifer, die Gutmüthigkeit der Pilger und die Lügenhaftigkeit der Führer! Als ich vor bereits zehn Jahren mit einigen, nun hochgestellten italienischen und niederländischen Freunden und Reisegefährten zum erstenmale den Ritt nach dem Königsthale und den Gräbern der Richter machte, fragte mich unser Turgeman im Vertrauen, wo doch das Grabmal der Magdalena sich befinde? Der Dolmetsch und Pilgerführer traute mir demnach von vornherein mehr Ortskenntniß, oder mit andern Worten sich selber keine zu. Hätte ich nun nach Lust und Laune ihm einen Ort bezeichnet, ich bin versichert, er würde sein Lebenlang, schon um einen besonderen Baktschisch zu verdienen, jeden Pilger dahin geleitet, und Hunderte bereit gefunden haben, ihm zu glauben und nachzuschreiben. Um dieselbe Zeit klagte mir der Präsident des Hauptklosters von San Salvador, P. Paulus a Moretta, ein geistreicher Piemontese, dessen Freundlichkeit ich die Aufnahme in das Ehrengastzimmer des Hospizes (welches früher Berggren, Seetzen, Poujulat, Barry, Biankoni, Wilson, Brown, Bonald, Armstrong, Kapitän Du Cäne, Arichi, Don Manuel Perez de la Vega und andere Männer aus allen Weltgegenden bewohnt hatten, wie ihre Namen an der Thüre bezeugten) und bei den fortwährenden Abendbesuchen ein ebenso unbegrenztes als unverdientes Vertrauen dankte — er klagte, sage ich, mit Recht, daß die Griechen in der bis dahin ihnen mit den Lateinern gemeinschaftlich angehörenden untersten Kapelle der heil. Helena, am Orte der Kreuzerfindung, sich ihre Hälfte besonders abgemauert hätten, um ihren Pilgern sagen zu können, hier zur Linken, nicht westlich auf Seite der Lateiner, sei das heil. Kreuz eigentlich gefunden worden.

Noch Erstaunlicheres leistet die ungezügelte Begeisterung mancher Palästinapilger, welche, obwohl sie als peregrini

in Israel ausgezogen und wieder heimgekehrt sind, doch das heilige Feuer ihrer empfangenen Eindrücke dem Publikum nicht vorenthalten können. Der Mensch sucht seiner Natur nach religiöse Vorstellungen sich sinnlich zu vergegenwärtigen und historische Ereignisse im Bilde zu veranschaulichen. So zeigte, wenn es erlaubt ist, bis in's höchste Alterthum zurückzuverweisen, das Volk am Tyras den gottmenschlichen Fußstapfen, den Herakles auf seinem Weltumzuge zum Andenken seiner Gegenwart zurückgelassen. Eine ähnliche Spur fand sich zu Pandosia in Japygien, und von demselben morgenländischen Herakles-Sardo hat Sardinien ehedem den Namen Ichnusa, die Insel des Fußstapfens, getragen. Zu Tarsus in Cilicien wies man den Schuh oder die Fußspur des Perseus als ein Unterpfand des göttlichen Segens, und die Vaterstadt des heil. Paulus führte ebenfalls hievon ihren Namen. Besonders sind die Länder der Buddhisten und Muhamedaner reich an derlei religiösen Merkzeichen. So zeigt man zu Laos in Tibet, in Ava und am Adamspik auf der Insel Ceylon die Fußstapfen Buddhas, welche er bei seiner Himmelfahrt in Stein eingedrückt hinterlassen, und wie der göttliche Sommona Kodam der Siamesen den Eindruck seiner Gegenwart auf Bergeshöhe in Stein verewigt sehen wollte, so ließ auch im verwandten Dienste in Centralamerika der Prophet Guiripechoka auf dem Cerro des Cempohualtepek seiner Füße Spur zurück. Nicht minder zeigen die Araber auf dem Arafat oder Gebetsberge (Gebel er Rham) bei Mekka, und in der Felsenmoschee auf dem Moria die Fuß-Spur Muhameds. Was Wunder, wenn auch Palästina, die Wiege der Religion Abrahams und Mosis, so wie des Christenthums, derlei Merkzeichen aufweist! So hat man auf halbem Wege nach Bethlehem vor dem griechischen Eliaskloster, da, wo man einer unvergleichlichen Aussicht einerseits nach Jerusalem, andererseits nach dem Geburtsorte Davids und Christi genießt, ursprünglich einen Sitz in den weichen Kreidekalk

ausgehauen, welche Formation, für Palästina charakteristisch, längst mit dem Gestein des Montmartre und der ganzen Umgegend von Paris verglichen wurde. Hier, sagen nun die Griechen, habe Elias geruht, und der Fels selbst da, wo er sein Haupt hinlegte und seinen Arm stützte, sichtbar nachgegeben. Freilich hat man auch dem Heilande zu Lieb in Nazaret, wo Er vom Felsen gestürzt werden wollte, wie in der Grotte am Oelberg, wo er Blut schwitzte, die Spur von Händen und Füßen bezeichnet. Ebenso zeigt man den Eindruck seiner Füße im Thale Josaphat nächst dem unteren Brückenbogen, wo der Herr von seinen Häschern über den Bach Cedron geführt worden; nicht minder auf der Spitze des Oelbergs, an der beiläufigen Stätte der Himmelfahrt. Aber was zunächst den letzteren Ort betrifft, so sah man zu verschiedenen Zeiten bald zwei, bald einen, den rechten oder linken Fuß; es läßt sich sogar nachweisen, wann eine Aenderung oder Erneuerung dieser, den heiligen Vorgang veranschaulichenden Merkzeichen stattgefunden. Ich möchte aber die Gestalt sehen, die man nach dem heutzutage bestehenden Fuße modelliren wollte! Christus müßte dann etwa die Höhe von vier Fuß gehabt haben. Auch hier sind die Pilger erst allmählig so geistreich gewesen, nach eigenem Ermessen zu verbreiten oder sich den Glauben aufbürden zu lassen: der Heiland selbst habe seine Fußsohle in Stein abgedrückt. Das Mittelalter war nicht so hypergläubig, wie die bekannte Anekdote von jenem Mönche beweist, welcher von seiner Pilgerreise nach dem Berge Sinai heimkehrte, und unterwegs in einem deutschen oder italienischen Katharinenkloster die Festpredigt halten sollte. Die guten Nonnen bewahrten als Reliquie den Arm einer heiligen Katharina, welchen sie aber der Jungfrau von Aegypten zuschrieben. Was thut unser Festprediger? Er nimmt die Reliquie mit auf die Kanzel, eröffnet seine Predigt, bezeugt, er komme direkt vom Katharinenkloster am Berge Sinai zurück, und habe dort ihren heiligen Leib mit beiden Armen und

Füßen deutlich gesehen. Aber, so schließt er, wenn die heilige Katharina drei Arme gehabt hat, so ist dieß wahrhaftig der dritte!

Was soll man dagegen sagen, wenn ein Pilger der Jetztzeit von seiner Palästina-Wanderung heimkehrt, und sich „im ersten Feuer der Begeisterung" über jenen Steinsitz des Propheten Elias und die genannten Fußspuren zu Jerusalem in der Betrachtung ergeht: Hieher ihr Ungläubigen! wie sind diese Merkzeichen zu erklären? Durch Menschenhand oder auf mechanischem Wege können sie nicht gebildet seyn (!?) — dieser Stein läßt sich nicht so meißeln, sondern ist so hart wie Feuerstein, und theilweise davon durchschossen. Sollen diese Spuren etwa auf chemischem Wege sich gebildet haben? — Quousque tandem! Was würde man sagen, wenn ein Moslem diese Frage wegen der ihm heiligen Wahrzeichen stellte? Ist denn der Kreidefels, in dem der Feuerstein vorkömmt, nicht mit dem Meißel zu zwingen? hätte er's doch versucht: mit dem Nagel am Finger kann man den Boden ritzen! Man suche keinen abentheuerlichen Wunderglauben zu verbreiten, sonst verdirbt man Vielen selbst den Geschmack an der Wahrheit, und es ist darum wohl gerathen, solche Ueberschwänglichkeiten etwas abzukühlen.

Wir sagen, es war ursprünglich gar nicht so gemeint! — Aber nicht bloß die Frömmigkeit einiger Pilger, auch die Gelehrsamkeit der Bibelforscher und einzelner Reisenden trägt einen Theil Schuld an der Verbreitung solcher Irrungen, ja man hat in der Kraft des Glaubens und der Wissenschaft selbst Berge versetzt! So findet schon im Itiner. Antonini ein mäßiger Berg bei Jericho sich Hermon getauft, weil der Psalmist (XL, 7. CXXXIII, 3) singt: „Wie der Thau vom Hermon niederträufelt auf den Berg Sion." Der Quarantania auf dem Wege zur Palmenstadt hat als der höchste des jüdischen Gebirgs längst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und birgt eine Menge Höhlen der Einsiedler.

Die Legende verlegt auf ihn die Scene Matth. IV, 8: „der Teufel führte Jesus auf einen sehr hohen Berg", obwohl die Versuchung in der Wüste jenseits des Jordans statt fand, und allenfalls der Nebo denselben Anspruch hätte, will man bei jener diabolischen Phantasmagorie anders an einer wirklichen Translokation festhalten. Aber mancher Exeget ist im Stande, wie Amphion mit der Leyer, auch neue Städte aufzubauen, und so hat man die Landkarte Palästinas in der That nicht unbedeutend bereichert. Weil der Evangelist II, 18 auf den Kindermord die Prophetenstelle anwendet: „In Rama hat man Geschrei gehört, Rachel weint über ihre Kinder", wurde dieß Rama zunächst bei Bethlehem als Ruinen-Stätte gesucht. Unmöglich kann jedoch im Evangelium eine andere Stadt begriffen seyn, als bei Jerem. XXXI, 15, nämlich das bekannte Rama auf der Nordseite von Jerusalem, im Stamme Benjamins, wo unter Nebukadnezar die Kinder Benjamins, des Sohnes der Rachel, zu Gefangenschaft und Tod bei der Abführung nach Babel in Ketten und Banden versammelt wurden. Wie es aber kam, daß der Name Stephansthor, welches früher notorisch gegen Norden lag und das heutige Herodes- oder Blumenthor (στεφανός?) bezeichnete, sammt der Steinigungsscene des Diakon nach dem heutigen Oelbergthore überwandern mußte, ist mir selber unbegreiflich.

Andere klügeln aus den Evangelisten das Vorhandenseyn von zwei Städten Namens Bethsaida am See Gennesareth heraus, so daß dem bekannten Orte (jetzt Tell), der östlich nahe am Jordanflusse gelegen ist, ein anderer auf zweistündige Entfernung gegenüber gestanden haben müßte. Zwar ist dieß schon darum unwahrscheinlich, weil das ganze Alterthum und auch die späteren Rabbinen nichts von zwei Bethsaida wissen, weil jedes nothwendig zur Unterscheidung ein Epitheton: das große, das kleine, das obere oder untere, geführt haben müßte, sowie die beiden Magdala durch M. Ti-

berias und M. Gadara, die beiden Kana durch K. Tzur und Kana in Galiläa oder Katana, das „kleine", Ober- und Nieder-Bethhoron u. s. w. unterschieden wurden. Gleichwohl ist selbst der große Geograph Karl Ritter in Berlin diesem ersten Irrthume verfallen, der sogleich den zweiten nach sich zog, daß er (Palästina S. 341 f.) Kapharnaum an die verkehrte Stelle setzt. Wer trägt die Schuld, wenn W. Turner selbst den Namen Kafer Naym als noch im Volksmunde lebend aus Burckhardts eigenen Reden entnommen haben will? Der berühmte Schweizerreisende kann dieß unmöglich bezeugt haben, denn er bezeichnet, wie schon Quaresmius, ausdrücklich Kahn Mennye als die Lage des alten Kapernaums. Dagegen wird es Seetzen allein zu verantworten haben, wenn ihm sein arabischer Führer an demselben Khane auf die Frage, ob nicht hier herum ein Bat Szaida liege? sogleich den erwünschten Bescheid gab — Seetzen, der so glücklich war, weiter östlich, in Basan, noch ein drittes Bethsaida aufzufinden. Von der Autorität des sonst wackern und verdienten Seetzen läßt sich nun der berühmteste Geograph der Neuzeit (S. 279) bestimmen, ein Bethsaida am Westufer des galiläischen Meeres aufzubauen. Nichts ist vielleicht schwieriger, als ein geographisches Werk nach den verschiedenartigen Anschauungen und Beschreibungen Anderer bei der Studirlampe zu verfassen, ohne selber gereist zu seyn. Wäre Ritter an Ort und Stelle gewesen, unmöglich hätte er Chan Minyeh für „das andere" Bethsaida, und Tell Hum für Kapharnaum erklären können.

Kapharnaum lag in der Landschaft Gennesareth und zwar an einem Berge, dessen im Evangelium Mark. III, 13 u. s. w. gedacht wird, und der auch die Grenzen des heutigen el Ghuweir oder kleinen Ghôr bestimmt — Tell Hum liegt um die ganze Länge von Gennesareth nördlich darüber hinaus. Kapharnaum lag am Flusse gleichen Namens, dessen Quelle man nach Josephus Flavius bell. III. 10, 8 wegen der eigenthümlichen

Fische mit dem Nile in Zusammenhang brachte — über Chan Minyeh hinauf fließt kein fischreicher Strom mehr, nur der Salzbach Ain el Tabigha und die heißen Wasser, Tannur Eyub (Ofen Hiobs) genannt. Die weitere Quelle Ain Cherazeh oder, wie man sie mir an Ort und Stelle nannte, Bir Korais, deutet vielmehr mit den dortigen Ruinen (Chirbet K.) auf die Lage Chorazins hin und verrinnt fast spurlos. Kapharnaum besaß einen Hafen und war eine Zollstation; ja tritt man zu der in den natürlichen Felsen gehauenen Balustrade am Bergvorsprunge hinan, so überschaut man noch deutlich das ganze Hafenbassin. Bei Tell Hum ist nicht nur keine Einbuchtung, sondern das Terrain selbst gegen den See zu erhöht. Das Dorf Naum, sei es nach dem Propheten, oder wem sonst? genannt, heißt bei Josephus Flavius (vita 72) Cephar Nome, und die Ruinenstätte müßte jedenfalls Tell Num heißen, während Tell Hum vielmehr die von den Talmudisten (Schir haschirim f. 18, 2) in die Nähe Kapharnaums verlegte Grabstätte des Rabbi Tanchum andeutet.

So bliebe denn für ein zweites Bethsaida kein Platz; daß aber Kapharnaum an der geschilderten Stelle des Chan Minyeh zu suchen sei, bestätigt schon Arkulph, der Pilger, 670 n. Chr. mit den Worten: quae, Capharnaum sc. murum non habens angusto inter montem et stagnum coarctata spatio per illam maritimam oram longo tramite protenditur, montem aquilonali plaga, lacum vero ab australi habens, ab occasu in ortum extensa dirigitur.

Doch wir wollen auch noch den Namen Chan Minyeh reden lassen, welcher aus den Ruinen der alten Hafenstadt, hier an der Handelsstraße erbaut ist, die noch immer durch den Wadi Leimon nach dem Chan der Grube Josephs (Dubb Yusuf) und der Jakobsbrücke weiter gen Damaskus führt, also Tell Hum, schon wegen des dazwischen liegenden Berges, auf weite Distanz bei Seite läßt. Wie? Wenn der Ort noch heutzutage „Herberge der Christen“ heißt, von dem ehemaligen

„Christendorfe", sollen wir dieß nicht auf Kapharnaum, den Wohnort Christi und seiner Jünger, zu beziehen haben? Wir wissen aber, (und unter andern meldet Hieronymus in einem der drei Briefe an Augustinus: usque hodie per totas orientis synagogas inter Judaeos haeresis est, quae dicitur Minaeorum, et a Pharisaeis nunc usque damnatur, quos vulgo Nazaraeos nuncupant, qui credunt in Christum) — Menai bedeutet im Munde der Rabbinen Ketzer; es geschah wahrscheinlich unter dem jüngeren Hillel, während das Synedrium nach Tiberias verlegt war, daß man den Nazarenern zu Kapharnaum den Namen Minäer anhing, der sofort auf den Ort selber überging, und das alte Kapharnaum auf ein Jahrtausend in Vergessenheit brachte.

Aber auch mit der Bestimmung des neutestamentlichen Emmaus ist es Herrn Karl Ritter nicht besser ergangen. Außer dem noch heute heißaufkochenden Sprudel von Chammath oder Emmaus bei Tiberias, und zu Amatha bei Gadara, gab es früher noch eine Anzahl warmer Bäder im palästinensischen Lande, deren Quelle aber in Folge der fortgesetzten Erdbeben verschüttet wurde. Solchen Thermen verdankten die Stadt Emmaus bei Lydda und der nur sechszig Stadien von Jerusalem gelegene Flecken beim Evangelisten Lukas XXIV. ihren Namen. Die Stadt Emmaus liegt in einer Entfernung von 176 Stadien oder XXII. Millien, und unmöglich konnten die beiden Jünger an einem Abende dahin und sogar nach Sonnenuntergang desselben Tages wieder nach Jerusalem zurückgelangen. Vom neutestamentlichen Emmaus aber meldet auch Josephus Flavius (de bello Jud. 6, 6) mit den Worten: „Nach der Zerstörung Jerusalems habe Titus das ganze Judenland subhastirt, und keine neue Stadt daselbst gegründet, außer daß er achthundert ausgedienten Kriegsmännern Ländereien zu Emmaus, sechzig Stadien von Jerusalem entlegen, zur Colonie anwies." Der Ort trägt seit jener Zeit den römischen Namen Colonie, und war durch ein

auf der westlichen Anhöhe errichtetes Castell (jetzt Castul) gedeckt; kurz, es ist kein anderer Flecken, als das Dorf Kalonieh oder Kolonieh, zwei Stunden von Jerusalem — die Distanz trifft genau zu. Also Kolonieh, das jeder Pilger, der von Joppe kömmt, passirt, ohne eine Ahnung von der Bedeutung desselben für uns Christen zu haben, ist das neutestamentliche Emmaus. Nur Einen Reisenden kenne ich, ich meine Rußegger, der in neuerer Zeit auf die eigenthümliche italienische Terassirung hier im Wadi Hanina, wohin die Sage den Kampf Davids mit Goliath versetzt, aufmerksam machte, und damit die Weinbergterassen von Nizza verglich. Während aber der Schreiber dieser Zeilen schon vor eilf Jahren dem bisher vergeblich gesuchten Emmaus unbedingt die Stelle von Kolonieh vindicirte, identificirt Ritter in Berlin (Paläst. S. 545), ungeachtet der dreifach größeren Entfernung, die Stadt Emmaus Nikopolis in der Sarona mit dem Flecken, wohin Christus den Kleophas nebst einem anderen Jünger begleitete.

Dafür ist derselbe Forscher freilich in anderen Vermuthungen glücklicher. Z. B. daß die sinaitische Halbinsel erst aufblühen und zu einem wahren Paradiese sich gestalten werde, wenn die Beduinen den — Protestantismus annähmen; daß die nichtunirten Armenier schon darum dem Protestantismus näher stünden, als der katholischen Kirche, weil deren Priester bereits — Weiber hätten, ja selbst zum zweitenmale sich Frauen nähmen (Bd. XI. 3, S. 637). Nur in Einem Punkte hat ihn seine prophetische Voraussicht betrogen. Es hatten sich nämlich zur Zeit, als Ritter sein Buch über Palästina componirte, ein paar jüdische Jünglinge, welchen sich etliche Wupperthaler zugesellten, ein Stück Landes im Wadi Urtâs, an der Stelle der alten Gärten Salomos gelegen, für 45 Thaler Pachtschilling gepachtet, um dort ihren Kohl zu bauen. Ritter in seinem Religionseifer, der ihn verleitet, sein sonst so verdienstliches geographisches Werk zu fortgesetzten, offenen und

versteckten Invectiven gegen die Katholiken zu mißbrauchen, ungefähr so wie Jakob Grimm in seiner Grammatik und seinem Wörterbuch thut, sieht in jenem Gartenbau schon die Anfänge einer Colonie voll Protestanten, die das ganze Angesicht des gelobten Landes umgestalten, und — hatte doch Bischof Gobat kürzlich ein Schreiben vom abyssinischen Könige von Schoa (beantwortet?) erhalten — bald ihren Einfluß auf den ganzen Orient verbreiten würden. Aber die Drucker-Schwärze war auf dem Papiere noch nicht trocken, als jene beiden präsumtiven Stammväter das Arbeiten wieder aufgaben, davonliefen, und so die Welt um all die Hoffnungen brachten, worüber sich der große Geograph auf dritthalb Blattseiten seines Werkes (S. 282 — 284) ihretwegen verbreitet hat.

Noch müssen wir einen wichtigen Punkt berühren, der, wie Kolonieh, für die Zukunft das Augenmerk aller gelehrten Palästinareisenden sowie der gewöhnlichen Pilger auf sich ziehen muß, und dieß ist die Lage von Aenon bei Salim, wo Johannes taufte (Joh. III. 22, 23). Ritter deutet (S. 457) hier auf Salem ostwärts von Samaria hin, und der nun verewigte preußische Consul Schultz suchte Aenon in der Nähe von Akraba, während die, nach den Untersuchungen des Amerikaners Robinson entworfene, verdienstliche Karte von Kiepert Aenon noch nördlicher bis gegen Sukkoth und Skythopolis hinaufrückt. Auch der Schreiber dieser Zeilen war früher versucht, die Taufstelle nahe am Jordan, und zwar zu Salem oder Salumias anzunehmen, das nach Hieronymus' Onomastikon achtzehn Meilensteine von Bethsean lag, aber nicht näher zu bestimmen ist. Bei genauerer Erwägung aber erscheint die Angabe des Evangelisten: Johannes taufte daselbst, weil viel Wasser an dem Orte war, offenbar widersinnig, wenn sie sagen soll, daß der Täufer vom Flusse Jordan hinweg sich nach dem nahen Aenon begeben, aus dem Grunde, weil er dort viel Wasser fand. Dieß hieße vom

Hauptstrome hinweg in das Rinnsal eines Seitenbächleins sich begeben, um mehr Wasser zu finden! Aber der Evangelist erklärt zugleich als Augenzeuge, Jesus sei von Jerusalem hinweg in das jüdische Land gegangen, d. h. nicht in die Tiefebene am Jordan, nicht in die Sarona oder Küstenlandschaft bis zum Meere bei Joppe, noch auch gegen Norden, wo Judäa schon nach vier Stunden Weges bei Bir oder Beeroth (jetzt Bireh, Brunnen) vom Gebiete der Samariter begrenzt war, sondern — in's jüdische Oberland. Dort führt schon Eusebius onomast. einen Ort Bethone oder Bethanin, zwei Millien von der Terebinthe Abrahams, vier von der Stadt Hebron an, welche eben der Priesterfamilie des Zacharias zum Wohnsitze diente. Und wirklich stößt man noch heutzutage, anderthalb Stunden von Hebron, bei Halhul (Alula) in nordöstlicher Richtung auf die großartigen Ruinen von Beit Ainon, zwischen welchen noch eine Fontaine, der alte Taufbrunn des Johannes, ihr reichliches Wasser ergießt, so ergiebig, daß es wohl zum Untertauchen geeignet war. Und zur Bestätigung, daß hier das Aenon des Evangelisten gefunden sei, dient noch der Wadi Salim, der von da südwestlich sich austieft, dasselbe Thal von Salim, wo Saul seines Vaters Eselinen suchte, bis ihn Samuel darauf zum Könige Israels salbte. (I. Kön. IX. 4.) Hier, d. i. unter den Bergstädten des jüdischen Oberlandes oder in der Umgegend von Hebron, führt gleich dem Evangelisten Johannes, III. 23, schon das Buch Josua, XV. 31, Salim und Ani neben einander an. Zwar wird auch diese, für die Geschichte Jesu so folgewichtige Hinweisung, ob sie noch so richtig, fruchtlos seyn, so wie unsere Orientirung von Emmaus Kolonieh geblieben. Die Schuld liegt aber nur an uns. Warum gehören wir nicht zu den Berufenen und Auserwählten, wo die beliebte Wechselreiterei im Gange ist, daß jeder die falschen Papiere des anderen honorirt auf die Bedingung hin, daß auch seine Wechsel für vollgültig acceptirt werden?

Kapharnaum und Bethsaida, Magdala (el Medschdel) am Eingange der Landschaft Gennesar und Kana in Galiläa, Bethanien am Jordan und Aenon bei Hebron sind, obwohl die Geschichte des Erdenwandels Christi sich um diese Orte bewegt, noch immer nicht von den Christen in Besitz genommen, ja kaum erst ihrer authentischen Lage nach erkannt. Wird nicht der nächste Friede nach schwerem Kriege auch über Palästina Friede bringen, auf daß der Mönch und Pilger nicht mehr den Plünderungen und tödtlichen Insulten der Söhne der Wüste und der ebenso verhungerten als fanatischen Landbevölkerung der Fellah's ausgesetzt, eine kirchliche Ansiedelung daselbst begründen, und, wie auch auf dem Tabor, ihre Hütten bauen mögen, wo gut zu wohnen ist? Jetzt, wo — mit Fallmerayer zu reden — „die Augen und die Hoffnungen der ganzen Welt auf den neuen abendländischen Beschirmer des heiligen Grabes, auf den gewaltigen Cäsar Octavianus und seinen Riesenkampf wider die mitternächtliche Finsterniß, wider Gog und Magog gerichtet sind“, wird Rom nicht zögern, von jenen heiligen Stätten Besitz zu ergreifen, und das christliche Abendland nicht dulden, daß Byzanz oder vielmehr der Alles bedrohende, Alles zusammenschnürende kirchenpolitische Sultanismus der Moskowiter ihm darin zuvorkomme!

XLIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Vier Wochen nach dem 8ten September. — Die deutsche „nationale Partei".

Die größte Gefahr für die europäische Zukunft im Orient ist abgewendet, seitdem die Explosionen vom 8. Sept. zwei Welttheile erschütterten. Die Alliirten werden jetzt nicht mehr unverrichteter Dinge zurückkehren aus der Türkei. Das war es, was diese Blätter stets am meisten fürchteten, und zwar fürchteten um Oesterreichs und Deutschlands willen. Eben die Haltung Oesterreichs auf der Wiener Conferenz steigerte die Gefahr auf's höchste, und mehr als einmal in jenen Tagen schwebte die Türkei an einem dünnen Faden direkt über Rußlands Schooß, um früher oder später doch noch dahinein zu fallen. Nicht weniger als die Finanziers an der Donau wünschten Lord Raglan und General Canrobert selber den Frieden. Auch die katholische Presse Deutschlands zürnte über die westliche Zurückweisung der österreichischen Interpretation; nur wir frohlockten. Wohl erkannten wir den gefährlichen Charakter des von Neuem beginnenden Spiels, und wir versäumen auch jetzt nicht zurückzudenken, was aus der antirussischen Allianz und ihrer Seele, Napoleon III., geworden wäre, wenn die westlichen Heere in Taurien wirklich durch

die Pest und das Schwert ihren Untergang gefunden hätten, wie es der Uebermuth von St. Petersburg an den deutschen Höfen in zuverlässigste Aussicht zu stellen nicht müde wurde. Wir haben alle diese Eventualitäten erwogen; gewiß aber wußten wir: jetzt oder nie! Eine bloß vorübergehende Verbarrikadirung der seit drei Generationen gebahnten Straße für die unabsehbare Kette gewaltsamer und rechtsloser Aggressionen Rußlands hätte nur die Situation verschlimmert, die Angreifer noch trotziger, die Vertheidiger muthlos gemacht, und in diese Calamität drohte die Wiener Conferenz wirklich auszulaufen. Niemand außer Frankreich dachte damals an die Nothwendigkeit eines lebendigen Bollwerks, selbst Oesterreich hätte damals mit einem Streifen von Rußland unterzeichneten Papiers sich begnügt; kurz, nur ein fauler, hinfälliger Friede wäre damals zu haben gewesen, jetzt — sprechen wir unsere frohe Hoffnung geradezu aus — ist kein anderer Friede mehr möglich, als ein frischer und kräftiger.

Wir haben uns von dem rechten orientalischen Frieden vom ersten Moment der Krisis an eine Vorstellung gemacht, die von der gewöhnlichen bedeutend abweicht. Nicht in einer tödtlichen Schwächung und Zerreißung des Czarenreichs suchten wir jenen rechten Frieden, sondern in innerlicher Stärkung und allmähliger Consolidirung auf sich selbst gestellter Christenstämme in der Türkei. Jede der drei Slaven-Gruppen muß ihr eigenes Ziel sich vorgesteckt sehen, sonst überfluthet als nothwendiges Resultat des Gegentheils der — Panslavismus; auch die russischen Ostslaven haben ihre große Mission, aber dieselbe liegt nicht hinter den Thoren Deutschlands, sondern jenseits der Höhen des Ural, wenn nicht anders die Ohnmacht und Thorheit der Deutschen das wahre russische Ziel verrückt und so eine Völker-Conflagration entzündet, in der das germanische Volksthum selber zuerst verbrennen müßte. Lag diese Gefahr zur Zeit der Wiener Conferenz noch nahe, so rückt sie jetzt in dem Maße ferner, als

die Alliirten sich practisch zu dem Grundsatz bekennen, daß zum rechten orientalischen Frieden Rußlands Consens nicht einmal nöthig sei. Je länger das Czarthum fortfährt, „den Krieg erst recht zu beginnen", desto besser für diesen Frieden. Durch ihr tapferes Beharren haben die Westmächte einen solchen wahren Frieden möglich gemacht; daß er wirklich werde, muß nun namentlich Oesterreichs Hauptsorge seyn. Er ist für alle Fälle gesichert, je nachdem der Kaiserstaat seine Stellung nimmt. Zudem ist, wenn das übermüthige Czarthum nun einmal den Kriegsgott weiter versuchen will, Hoffnung vorhanden, daß auch noch Bessarabien dem lebendigen Bollwerk gegen Rußland einverleibt, und so der unüberschreitbare Cordon vervollständigt, und bis an die belebenden Fluthen des Euxinus ausgedehnt wird. Eines solchen Cordons glauben die einsichtigern Südslaven zu bedürfen, damit die dritte Slaven-Gruppe zu staatlicher Unabhängigkeit gegen Norden, und relativer Selbstständigkeit unter dem Sultanat sich entwickle. Die Vereinigung Bessarabiens mit einem untern Donaureich würde das neue System positiver orientalischen Politik vollenden und krönen; aber auch ohnedieß, durch eine bloße Reorganisation der Donauländer und Serbiens nach den Grundzügen des französischen Memorandums, wird der gefürchtete russische Landweg nach dem Bosporus zur Mythe, und Oesterreich der natürliche Beschützer der auf sich selbst gestellten südslavischen und rumenischen Stämme. Für den russischen Seeweg haben die alliirten Kanonen vor Sebastopol auf lange Zeit hinein gesorgt.

„Positive Politik" der christlichen Mächte auf türkischem Boden war immer unsere Losung, und wir riefen sie um so lauter aus, je deutlicher wir mit Schrecken sahen, daß die Interpretation der Wiener Conferenz ausschließlich innerhalb der Grenzen negativer Politik sich bewege, und je mehr zu fürchten war, Rußland werde doch noch diesen wohlfeilsten Ausweg ergreifen. Gewichtige Stimmen wandten uns

ein: ja, „positive Politik“, aber England wird sich nie herbeilassen, dort an der untern Donau eine Ordnung schaffen zu helfen, welche künftiger Verwirrung definitiv vorbaute und augenscheinlich recht eigentlich im größten Interesse Oesterreichs und Deutschlands entstünde! Dennoch scheint unsere Meinung recht zu behalten: daß auch für England schließlich nichts Anderes übrig bleiben werde, als das Ergreifen der von uns sogenannten positiven orientalischen Politik. Sie liegt eben zu gebieterisch ausgesprochen in den natürlichen Verhältnissen. Wir betrachteten Frankreich im engsten Vereine mit Oesterreich als die ordentlichen Träger derselben; nun aber sehen wir auch die bedeutendsten Organe der englischen Presse ganz vertieft in die leitenden Ideen des großartigen französischen Memorandums. „Times“ gingen voran. Von Losreißung Polens und sonst gewohnten noch überschwänglichern Phantastereien ist keine Rede mehr. Dagegen erklärt der toryistische „Herald“: in den Donaufürstenthümern, in der Krim, in Circassien und in Bessarabien, da lägen die Elemente einer Combination, welche Generationen lang den Fortschritt Rußlands gegen den Süden aufhalten würde, und je früher dieß urkundlich proclamirt werde, desto besser; „es ist hohe Zeit, daß unsern Anstrengungen irgend ein klarer und verständiger Zweck als Ziel gesteckt wird.“ In demselben Sinne äußerte jüngst eine beachtenswerthe Stimme aus Paris in der belgischen Independance, über eine neuerdings von Rußland in Bessarabien gebildete slavisch-griechische Legion: „vermöchten die Westmächte nicht dem von den Russen auf die Stämme, die es seine Bundesgenossen nenne, geübten Einfluß ein Gegengewicht entgegenzustellen, so sei noch nicht Alles gethan.“ England erkennt jetzt, nach dem Zeugniß der „Times“, wie viel die abendländischen Mächte hierin versäumt. Noch vor Jahr und Tag schwärmte dieses getreueste Organ der öffentlichen Meinung Englands selber abwechselnd für ein byzantinisches Kaiserthum, oder für

unbezweifelte Lebens- und Bildungsfähigkeit des Türkenthums; jetzt hat es endlich die unaufhaltsame innere Fäulniß des Halbmonds so gut wie die volksthümliche Impotenz des levantinischen Griechenthums erkannt. „Die Rajah-Völker müßten“, äußern jetzt die Times, „sich gewöhnen, auf die ihnen gegebene Zusicherung zu bauen, daß die Alliirten, gleichviel welche Irrthümer ihre Politik in der Vergangenheit begangen haben möge, jetzt offenbar die Rechte, die Wohlfahrt, den künftigen Fortschritt der christlichen Raçen im Auge haben.“

Die Times bestimmen diese große Aufgabe ausdrücklich als eine zweifache. Anders bei den compakten Stämmen im Norden, anders bei den unter den Moslims in Centrum zerstreuten Christen. Jene bedürfen, vorerst die Donauländer und Serbien, einer geschlossenen staatlichen Organisation nach den Grundzügen des französischen Memorandums. Diesen ist eine leidliche Existenz unter dem unmittelbaren Dominat des Sultanats einstweilen zu ermöglichen. Das letztere Problem ist ohne Zweifel schwierig, aber die ganze unwiderstehliche Macht der abendländischen Cultur eilt zur Lösung herbei. Die Türkei hat definitiv aufgehört, außerhalb der Kreise der Civilisations-Geschichte zu liegen. Schon ist von der Pforte selbst die Eisenbahn von Constantinopel bis Belgrad submittirt; Oesterreich an der Spitze der Alliirten betreibt den Kanalbau zwischen Rassova und Kustendsche, von der Donau in's schwarze Meer; ebenso wird Oesterreich mit Frankreich dem englischen Egoismus die Durchstechung der Landenge von Suez abzwingen, wodurch sich für Deutschland der See-Weg nach Indien um nicht weniger als 10,260 Seemeilen abkürzt, und Triest der nächstgelegene abendländische Hafen für Ostindien wird, während es jetzt der am weitesten entlegene ist. Kurz, die Türkei wird von nun an keinen Augenblick mehr sich selbst überlassen seyn; und es sind nicht nur diplomatische Noten, was sie auf jedem Schritt und Tritt begleiten wird. Nur ein Beispiel, wie tief jeder Spatenstich

abendländischer Cultur in das alte und verdorrte koranische Fleisch des Osmanenthums einschneidet. Eine englische Association warf eine Million Pf. St. aus zum Ankauf türkischen Ländereien für englische Colonisten. Dem Divan ist sonst Alles feil, dennoch gab er jetzt eine abschlägige Antwort. Nach dem Gesetz, sagte er, könnten nichttürkische Unterthanen hier kein Grundeigenthum besitzen, und das mit Recht, weil nach den bestehenden Verträgen alle Fremden von der türkischen Gerichtsbarkeit eximirt, und nur der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Gesandten oder Consuln unterworfen seien; so lange daher diese Verträge bestünden, könne den Franken der Besitz von Grundeigenthum nicht gestattet werden; wohl aber sei die Pforte sehr bereitwillig, die Verträge in diesem Punkt zu ändern. Das wollen nun wieder die Mächte nicht, wenn nicht anders zuvor das türkische Gerichtswesen von Grund aus reformirt wird. Dazu gehörte aber nicht nur Einführung eines neuen allgemein gültigen Gesetzbuchs, sondern auch ein ganz anderes neues Gerichtspersonal*). Was also machen? Times antworten kurzweg: „die Pforte muß thun, was die Mächte wollen.“

Und Rußland muß aus der Ferne zusehen! Das ist seine wahre Niederlage; der Czar ist erst total geschlagen, sobald die Mächte über die Grundlagen einer positiven orientalischen Politik einig sind. Und dafür ist endlich gegründete Hoffnung vorhanden. Frankreich hat den ersten Schritt gethan, und es scheint nicht, daß der deutsche Kaiserstaat, der die wichtigen Donauländer auf alle Fälle mit starker Macht besetzt hält, zurückbleiben will. Hr. v. Prokesch, dieser treffliche Kenner der türkischen Dinge, der nicht umsonst die Wiener-Conferenz mit so sichtlich mißtrauischen Augen angeblickt, wird fortan Oesterreich am Bosporus vertreten; zuvor noch sandte ihn sein Kaiser nach Paris, um mit Napoleon III. persönlich

---

*) Allg. Ztg. vom 7. Sept. 1855.

in's Einvernehmen zu treten über die Frage, was auf türkischem Boden werden soll? Zu gleicher Zeit gedieh es zu völligem Bruch zwischen der Pforte und Lord Redcliffe, dem specifischen Repräsentanten des einseitigen und übergreifenden englischen Einflusses. Das Türkenthum hatte ihm freilich auf's boshafteste mitgespielt; als wollte es der geschwundenen Oberherrlichkeit Englands spotten, stürzte die Serailintrigue während der ersten Krimreise des Lords den Anglomanen Reschid Pascha, und rief seinen Todfeind Mehemed Ali aus dem Exil zurück; und kaum trat Redcliffe in Bathordens-Geschäften seine zweite Krimfahrt an, so ward auch derselbe Ali, erst vor wenigen Monaten noch von den eigenen jetzigen Collegen öffentlich als Defraudant und Fälscher verurtheilt, flugs zum Marineminister erhoben. Zornig brauste der weiland Allgewaltige vor dem Sultan auf: er sei türkischer Ministermacher; aber so laut rief es entgegen: gewesen! daß England nicht umhin kann, die Rede seines Vertreters zu desavouiren. Damit abdicirt es einem Principat, der in der Türkei stets nur Unheil gestiftet; und auch von dieser Seite ist die gemeinsame Bethätigung positiver orientalischen Politik nun möglich.

Zweifelsohne hat dafür Frankreich, hier wie in den Laufgräben des Redan, den Engländern den Rang abgelaufen, und haben „die geistreichen Hellenen", deren ehrgeizige Kaiser-Phantasien die Times selber fürchten, nun doppelte Veranlassung, den Fall der Pontusfeste zu beweinen; denn „wir werden nun katholisch werden müssen", sagten sie vom 8. September. Zweifelsohne sträubt sich auch anderwärts der confessionelle Haß, der bereits murrt, daß gerade von Paris das Heil für den türkischen Boden kommen solle; denn „man wolle die Türkei franzosifiren", sagen die Neider. Aber Deutschland hat Frankreich im Mittelmeer nirgends zu beeifersüchtigen, und wenn französisches Missions-Geschick den im Orient einbrechenden Nöthigungen der Cultur religiös mildernd zu

abendländischer Cultur in das alte und verdorrte koranische Fleisch des Osmanenthums einschneidet. Eine englische Association warf eine Million Pf. St. aus zum Ankauf türkischer Ländereien für englische Colonisten. Dem Divan ist sonst Alles feil, dennoch gab er jetzt eine abschlägige Antwort. Nach dem Gesetz, sagte er, könnten nichttürkische Unterthanen hier kein Grundeigenthum besitzen, und das mit Recht, weil nach den bestehenden Verträgen alle Fremden von der türkischen Gerichtsbarkeit eximirt, und nur der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Gesandten oder Consuln unterworfen seien; solange daher diese Verträge bestünden, könne den Franken der Besitz von Grundeigenthum nicht gestattet werden; wohl aber sei die Pforte sehr bereitwillig, die Verträge in diesem Punkt zu ändern. Das wollen nun wieder die Mächte nicht, wenn nicht anders zuvor das türkische Gerichtswesen von Grund aus reformirt wird. Dazu gehörte aber nicht nur Einführung eines neuen allgemein gültigen Gesetzbuchs, sondern auch ein ganz anderes neues Gerichtspersonal *). Was also machen? Times antworten kurzweg: „die Pforte muß thun, was die Mächte wollen.“

Und Rußland muß aus der Ferne zusehen! Das ist seine wahre Niederlage; der Czar ist erst total geschlagen, sobald die Mächte über die Grundlagen einer positiven orientalischen Politik einig sind. Und dafür ist endlich gegründete Hoffnung vorhanden. Frankreich hat den ersten Schritt gethan, und es scheint nicht, daß der deutsche Kaiserstaat, der die wichtigen Donauländer auf alle Fälle mit starker Macht besetzt hält, zurückbleiben will. Hr. v. Prokesch, dieser treffliche Kenner der türkischen Dinge, der nicht umsonst die Wiener-Conferenz mit so sichtlich mißtrauischen Augen angeblickt, wird fortan Oesterreich am Bosporus vertreten; zuvor noch sandte ihn sein Kaiser nach Paris, um mit Napoleon III. persönlich

---

*) Allg. Ztg. vom 7. Sept. 1855.

in's Einvernehmen zu treten über die Frage, was auf türkischem Boden werden soll? Zu gleicher Zeit gedieh es zu völligem Bruch zwischen der Pforte und Lord Redcliffe, dem specifischen Repräsentanten des einseitigen und übergreifenden englischen Einflusses. Das Türkenthum hatte ihm freilich auf's boshafteste mitgespielt; als wollte es der geschwundenen Oberherrlichkeit Englands spotten, stürzte die Serailintrigue während der ersten Krimreise des Lords den Anglomanen Reschid Pascha, und rief seinen Todfeind Mehemed Ali aus dem Exil zurück; und kaum trat Redcliffe in Bathordens-Geschäften seine zweite Krimfahrt an, so ward auch derselbe Ali, erst vor wenigen Monaten noch von den eigenen jetzigen Collegen öffentlich als Defraudant und Fälscher verurtheilt, flugs zum Marineminister erhoben. Zornig brauste der weiland Allgewaltige vor dem Sultan auf: er sei türkischer Ministermacher; aber so laut rief es entgegen: gewesen! daß England nicht umhin kann, die Rede seines Vertreters zu desavouiren. Damit abdicirt es einem Principat, der in der Türkei stets nur Unheil gestiftet; und auch von dieser Seite ist die gemeinsame Bethätigung positiver orientalischen Politik nun möglich.

Zweifelsohne hat dafür Frankreich, hier wie in den Laufgräben des Redan, den Engländern den Rang abgelaufen, und haben „die geistreichen Hellenen", deren ehrgeizige Kaiser-Phantasien die Times selber fürchten, nun doppelte Veranlassung, den Fall der Pontusfeste zu beweinen; denn „wir werden nun katholisch werden müssen", sagten sie vom 8. September. Zweifelsohne sträubt sich auch anderwärts der confessionelle Haß, der bereits murrt, daß gerade von Paris das Heil für den türkischen Boden kommen solle; denn „man wolle die Türkei franzosifiren", sagen die Neider. Aber Deutschland hat Frankreich im Mittelmeer nirgends zu beeifersüchtigen, und wenn französisches Missions-Geschick den im Orient einbrechenden Nöthigungen der Cultur religiös mildernd zu

Hülfe kommt, so steht dieß ja auch den Predigern aller Secten frei. Wenn der Katholik auch mit Recht sich freut, daß Frankreich es ist, das in der Reorganisation des Orients vorangeht, so wird man sich doch allerseits hüten, religiös-controverse Motive in die große Frage einzumischen. Diese Blätter wenigstens haben, trotz aller Befürchtungen der levantinischen Griechen, wiederholt ausgesprochen: auch wenn ganz Rußland katholisch wäre, dürfte es nicht am Bosporus herrschen!

Die keimende positive Politik der Mächte in der Türkei ist es, was am Fall Sebastopol's erfreut. Das junge Grün ihrer ersten Knospen sticht aus dem dürren Sande der diplomatischen Negationen hervor, seitdem das vor der furchtbaren Feste verspritzte Blut ihn befruchtet hat. Noch größer war die moralische Niederlage Rußlands, am größten aber, und von keiner bestochenen Presse zu verkleinern, wird der Sieg seyn, wenn jetzt die drei Mächte über eine Neugestaltung der Türkei verhandeln können, ohne von ihrer „Theilung" zu reden. Wer hätte das vor drei Jahren noch für möglich gehalten? Glauben ja doch Viele erst seit dem 8. September an die Möglichkeit, daß das Czarthum überhaupt wenn heute, so auch morgen nicht mit seinem Scepter an den Bosporus reichen werde. Darum erscheint jene positive orientalische Politik wie ein Lichtblick in der Finsterniß gegenwärtiger Weltlage, und wer weiß, ob dieses Flämmchen nicht noch einst zur Wiedervergeltung die erstarrten Glieder der alten Europa erwärmt?

Wie billig fragt man sich, wem denn nun nächst Gott die Welt diese Wendung zu danken habe. Solange die Dinge vor Sebastopol bedenklich standen, hatte Rußland bloß mit der negativen Politik der Mächte zu thun, es hätte sich sofort selbst wieder in die türkischen Dinge mischen und dieselbe pa-

ralysiren können; der Balkan ebenso, wie die Herzen der Rajah, wären ihm offen gestanden wie vorher. Diese Blätter sprachen daher damals das Paradoxon aus: wenn der Czar klug wäre, sprengte er Flotte sammt Festung in die Luft, und griffe mit beiden Händen nach den Wiener Punkten, auch in der strengsten Interpretation der westlichen Mächte. Der Satz dürfte heute weniger parador erscheinen. Eine weitere Folge eines solchen Friedens wäre zuverlässig die Trennung der englisch-französischen Allianz gewesen. Statt dessen steigerte Gortschakoff seinen Trotz im Wiener-Conferenz-Saal. Man rechnete in St. Petersburg zuverlässigst darauf, die Alliirten aus der Krim hinauszuwerfen, und nun, nachdem fast die ganze disponible Macht Rußlands dort bloßgestellt worden und dem Versuch volle 300,000 Mann geopfert sind, hat man alle Aussicht, selbst hinausgeworfen zu werden. Worauf stützte man solches gewagte Spiel? Wohl mag man einen Augenblick lang gehofft haben, Oesterreich dem Vertrag vom 2. Dec. zu entreißen, eine kriegerische Combination aber ließ sich auf diese Hoffnung sicher nicht bauen. Das einzige Fundament der Haltung Rußlands war vielmehr die Stellung, welche Preußen seit dem Mai 1854 einnahm, und bei der es auf den deutschen Mittelstaaten fußte. Der junge Nesselrode hat dieß selber kurz und gut ausgesprochen. Wenn also des Czarthums Ehre und moralisches Ansehen heute so tief compromittirt ist, daß es „den Krieg jetzt erst recht beginnen" muß — so trägt Niemand anders daran die Schuld als Preußen. Wenn Rußland sofort das Aergste begegnet, daß die Mächte ihre positive Politik etabliren, ohne und wider Czar, so hat er dieß Niemanden anders zu verdanken als — Preußen.

Indeß findet sich Preußen selber sichtlich wenig vergnügt bei derlei allseitigem „Danke". Die Großmacht läuft stündlich mehr Gefahr, in europäischen Fragen definitiv nichts mehr zu gelten. Mit den Prahlereien ihrer Presse: daß Preußen

es sei, das Neapel zur Nachgiebigkeit gestimmt, das für Griechenland noch eher als Oesterreich in die Schranken getreten, ist um so weniger gedient, als Ein Gesinnungs-, Unglücks- und Ohnmachts-Genosse billig dem andern beispringt. Die ministeriellen Blätter hatten mit vollen Backen ausposaunt: „die Rolle der Vermittlung werde den preußischen Einfluß zur besondern Geltung in Europa bringen“, und kaum fällt Sebastopol, so versucht man in Berlin wirklich als Vermittler aufzutreten. Die Antwort von Paris her fiel aber so aus, daß man vorzog, sie lieber zu verläugnen. Offenbar will Niemand mehr einen „vermittelten“, am wenigsten einen von Preußen vermittelten Frieden; Rußland mag je nach Belieben selber durch Oesterreich seine Bedingungen sagen lassen. Dieß ist die Situation und in ihr kein Raum für Preußens „deutsche Politik“. Vielleicht deßhalb reden preußische Blätter davon, man wolle jetzt „vermittelnd“ mit dem Sultan selber anbinden. Auch vom Herabziehen des Wiener-Kabinets auf das Niveau der Berliner-Politik ist keine Rede mehr. Für diesen Preis versprach man noch vor einem Monat, Oesterreich in — Italien zu helfen, an die vorjährige Garantie des österreichischen Besitzstandes und die „ganze für jetzt noch gar nicht absehbare Tragweite dieses ächt bundesgenossenschaftlichen Hülfsversprechens“ mit Pomp erinnernd, Italien nämlich gegenüber. Aber erstens zog Oesterreich vor, im Verein mit Frankreich statt mit Preußen Italien zu hüten, und zweitens wußte es dasselbe 1848 allein, ohne und wider Preußen, zu erhalten. So erfreut man sich in Berlin von allen Erfolgen des Gegentheils. Man rühmt sich, den „Frieden gewahrt zu haben“; aber was man „Friede“ nennt, ist nicht Friede, und daß Europa nicht schon seit Jahr und Tag wirklich des Friedens genießt, war zwar Europa's Glück, ist aber Preußens Schuld.

Gewiß hat sich seit dem 8. Sept. nicht die Gesinnung der Russenfreunde geändert, wohl aber ihre Sprache. Letzte-

res fällt auch an den Produkten des Berliner-Preßbureaus auf, die zudem noch die Verstimmung über den wohlverdienten allseitigen „Dank“ auszudrücken scheinen. Ueberhaupt wäre es zum Lachen gewesen, wenn nicht vielmehr die Entrüstung über bekannte gewichtigen Motive dem Deutschen die Schamröthe in's Gesicht jagen müßte, zu sehen, wie gewisse Organe den 8. Sept. zu nihilisiren bemüht waren. Tags vorher war Sebastopol noch uneinnehmbar, das Palladium des ganzen Czarenreichs, bestimmt in wenig Monden auf den modernden Cadaver des letzten Alliirten herabzuschauen; Tags nachher war es nur ephemer befestigt, für Rußland bloß eine unbedeutendere „Position“, für die Alliirten eigentlich kaum eroberswerth; des Untergangs der gewaltigen russischen Armada geschweigt man, als hätte sie nie existirt; ja, die Allg. Ztg. liefert Beweis über Beweis, die Eroberung Sebastopol's und eventuell der Krim sei ein — Fehler *), und hätte Nikolaus I. noch gelebt, wäre nur ein Großfürst auf dem Kriegsschauplatz gestanden, so hätten die Alliirten nicht das Unglück gehabt, diesem „Fehler“ am 8. Sept. noch die Krone aufzusetzen. Das Berliner Preßbureau aber begnügt sich nicht einmal bei dieser Taktik. Man traut seinen Augen kaum, die Correspondenten des Bureau's, in der Allg. Ztg. z. B., plötzlich von „Großsprechereien der russischen Organe“, vom „ganzen Hochmuth russischen Uebergewichts“, der übrigens nicht die Stimmung des weisern Rußland sei, von zweifelhafter Möglichkeit siegreicher Einbringung der bisherigen czarischen Verluste sprechen, und klagen zu sehen: „die hiesigen Ver-

*) Mit solchen Spekulationen und abwechselnd mit heißhungriger Franzosenfresserei gibt sich namentlich auch Hr. Orges ab, der h-Correspondent der Allgemeinen Zeitung, welcher vor zwei Jahren noch so treffliche deutsch-patriotischen Artikel aus Constantinopel schrieb, bis er nach Mebold's Tod der Redaction in Augsburg selber zur Seite trat.

fechter der russischen Sache suchten seit dem Fall Sebastopols ihren Anhängern jeden Gedanken an einen baldigen Frieden auszureden." So wenig weiß man die Beklemmung über den wohlverdienten allseitigen „Dank" zu verhehlen.

Aber auch den Berlinischen „Verfechtern der russischen Sache" selber ist's nicht leicht um das Herz. Sie hatten Preußen laut zugerufen, nur ruhig zuzusehen, denn unfehlbar werde ihm im Laufe der großen Krisis die deutsche Kaiser-Krone vor den Füßen niederfallen. Preußen hatte gehorcht. Und siehe da! in diesem Augenblick, wo es sich um die endliche Vollziehung der längst stipulirten Verlobung zwischen dem preußischen Thronerben und der Princess royal von England handelt, erheben die „Times" heftige Protestation, auf die sinkende Stellung Preußens hinweisend und auf die Gefahren eines innigen Bundes zwischen dem englischen Herrscher-Hause und dem ersten jener mittlern deutschen Staaten, welche seit lange nur mehr vom Einfluß Rußlands lebten, und die mit diesem fallen müßten wie die Aeste mit dem Stamm. Auch im Kreise der herrschenden Hofpartei hat dieser Contrast die Herzen bewegt. Sonst war es ein Axiom der englischen Staatsmänner, das Bündniß der Horte im Norden — England, Preußen, Rußland — müsse das unverrückte Ziel jedes helldenkenden Engländers seyn. Czar Nikolaus, Zeuge die bekannten Enthüllungen, und die Berliner Hofpartei, Zeuge ihre ganze Haltung, blieben dem Axiom getreu auch für die orientalische Krisis, wie aber ist es ihnen ergangen! Die herrschende Partei Englands protestirt gegen jene Verlobung, weil sie nur „ein erster Schritt zur Allianz mit Rußland wäre", und die preußische Presse lamentirt über die Befestigungspläne der Engländer auf Helgoland, die nur den Zweck hätten, feindlich lauernd dem preußischen Lande in die Thüre zu schauen, und ihm je nach Belieben alle Ausgänge zum oceanischen Weltverkehr zu sperren. **Verlegenheiten und Mißachtung auf allen Seiten statt der von Dr. Leo so zuversicht-**

lich prophezeiten Kaiserkrone, die aus der orientalischen Frage und der russischen Freundschaft Preußen erblühen würde! Was Wunder, wenn der Ursächer einer solchen Wendung jetzt mehr als je die wüthenden Verfluchungen der Berliner Hofpartei über sich ergehen lassen muß?

Vermuthlicher Ursächer ist Niemand anders als Napoleon III.; daher der bis zum Wahnsinn gesteigerte Haß gegen diesen Mann. Er hat die englisch-französische Allianz möglich gemacht, und aus dieser monströsen Stellung Englands quillt all' unser Unglück! — so calculiren die Träger der „deutschen Politik Preußens." Die Allianz der drei Horte — England, Preußen, Rußland — war die nothwendige Voraussetzung dieser Politik, und der „papistische Süden", wie das Organ der in Berlin herrschenden Partei sich ausdrückte, d. i. Frankreich und Oesterreich, ist ihr Vorwurf. Nun aber hat England durch seine Verbindung mit Napoleon III. nicht nur den Bund der drei Horte zerrissen, sondern auch noch seinen Schild am papistischen Süden aufgehängt. Ist's nicht wirklich zum Rasendwerden? Und wer hätte je an die Möglichkeit einer so „unnatürlichen" Verbindung geglaubt? war nicht selbst der tiefblickende Czar Nikolaus so fest überzeugt von ihrer absoluten Unmöglichkeit, daß er alle Berichte seiner Gesandten und Agenten im letzten Augenblicke noch für irrig hielt. Dennoch aber trat die Allianz nicht nur in's Leben, sondern überdauerte sogar den furchtbaren Krimzug. An Händen und Füßen aber ist die Politik Preußens gebunden, so lange sie dauert. Das fühlte man nie tiefer, als jetzt seit dem 8. Sept. Was daher die Michaelis „Rundschau" der Kreuzzeitung am schmerzlichsten bewegt, ist dießmal nicht Rußlands Unglück — sie schweigt vielmehr über Rußland — sondern „der wahrhaft tragische Weg bergab, den England geht, unser Waffenbruder von 1815, und noch vor Kurzem, und hoffentlich bald wieder, unser zuverlässigster und mächtigster Alliirter." Dieses „England und namentlich unsere Freunde, die Tories, welch' ein

Contrast mit dem England, welches, als es Rußlands und unser Freund war, seine siegreichen Fahnen nach Paris trug!"

Heute noch wäre es nicht zu spät, wenn die furchtbare Erscheinung der englisch-französischen Allianz verschwände. Alt- und Neupreußen würden einträchtig zusammenhelfen, den großen Bund der drei Horte im Norden zu schaffen, und in ihm könnte Preußen, rechts und links emporgehalten, seine großmächtige Stellung wieder behaupten. So lange aber jene schreckliche Allianz besteht, ist es ach! noch viel mehr um diese Großmacht als um Rußland selber geschehen. Könnte auch der systematischeste Gegner Preußens dieß malitiöser aussprechen, als die Allg. Ztg. vom 8. Oct. soeben ex officio gethan, indem sie sich Preußens annimmt gegen die Angriffe der englischen Presse. Solche Angriffe, sagt sie, von deutscher Seite seien durchaus unberechtigt, da durchaus kein deutsches Interesse eine andere Haltung Preußens als die eingenommene in dem schwebenden Conflikt erfordert; nur bei vollem Aufgebot seiner Kräfte könnte Preußen eine den übrigen Großmächten ebenbürtige Rolle spielen, dazu aber müßte es zwei Drittel seiner Armee vom häuslichen Heerde abrufen, denn ein so großer Theil derselben bestehe aus Familienvätern; nur im äußersten Fall, und dieser liege für Preußen noch nicht vor, sei eine solche Anstrengung von ihm zu erwarten; unsinnig sei es daher, von Preußen zu verlangen, daß es mit 17 Millionen dieselbe Rolle in der äußern Politik spiele wie Oesterreich mit 40 Millionen; es besitze eben die Kräfte nicht, sich also als Großmacht zu geriren; sein Anschluß an das Bündniß vom 2. Dec. wäre daher ein Fehler gewesen; auch hätten die deutschen Interessen dadurch eine getheilte Vertretung erhalten; Preußen müsse als Großmacht neutral seyn; dafür hätten sich nun aber auch alle untergeordneten deutschen Staaten, als lediglich deutsche Mächte, „nicht an Preußen, sondern direkt an Oesterreich anzuschließen"; „nur durch einen solchen direkten Anschluß aller deut-

schen Staaten an Oesterreich kann dieses mit vollster Kraft die deutschen Interessen im Orient vertreten."

Ganz richtig, wenn Preußen nur Prätensionen, nicht auch Pflichten für Deutschland haben soll. Woher aber dann die Ansprüche, die Hegemonie und Dr. Leo's Kaiserkrone? woher der Ruhm bei den jüngsten Wahlen, daß „Preußens Haltung Deutschland gerettet habe"? und wie schnell würde jene Sprache sich ändern, und die quiescirte Großmacht wieder in Activität treten, wenn die englisch-französische Allianz neuerdings dem Bund der drei Horte im Norden den Platz räumte? Weit entfernt, daß „Preußen als Großmacht neutral seyn müßte", gibt es vielmehr in Europa neben Rußland nur noch eine erobernde Macht und diese Macht ist Preußen. Sie wartet stets nur der Gelegenheit, die freilich an Frankreichs und Oesterreichs Seite nie kommen kann und wird. Darum gibt es nichts Entsetzlicheres für den „Rundschauer" als, „um Alles mit Einem Worte zu sagen, die Franzosen als Freunde in Deutschland." Dagegen haben die drei Mächte bis jetzt bewiesen, daß sie auch ohne selbstsüchtige Sonderzwecke, bloß für die Solidarität der europäischen Interessen sich zu erwärmen und einzustehen vermögen; und wenn sie nun die rechte positive Politik im Orient in's Werk richten, so wird dieses Denkmal ihrer Uneigennützigkeit nur um so finstrere Schatten auf die beiden Andern werfen. Verdient auch noch andere politische Begierde als die gemeine Straßenemeute den Namen Revolution, so ist die Revolution immer auf Seite Rußlands und der „deutschen Politik Preußens"!

Die englisch-französische Allianz wird nicht ewig währen, wie jetzt Viele in allzu schwärmerischer Anschauung wirklich glauben; es liegen zu viele Punkte der Eifersucht und Steine des Anstoßes dazwischen, die man nur für den Moment mit Mühe ignorirt, und zudem verschwindet England in der That zu sehr neben dem kriegsmächtigen Frankreich, als daß der Aufregung nicht endlich verstimmende Ernüchterung folgen müßte. Darum ist auch in England jetzt schon die russisch-gesinnte Friedenspartei in stetem Wachsen. Aber solange wird die Allianz durch Gottes Gnade dauern, bis die leeren Räume der vier Punkte, namentlich des noch gar nicht in Angriff genommenen vierten, mit positivem Inhalte definitiv erfüllt, d. h. die Keime einer neuen Ordnung der türkischen Dinge gelegt sind, und bis der Bruch für die Spekulationen der „deutschen Politik Preußens" zu spät kommt. Oesterreich und Frankreich mögen dann jene Pflanzung in Pflege und Obhut nehmen. So wird die große Bewegung des Westens ihre ächt conservative Frucht getragen haben, die das Czarthum nicht so leicht wieder vernichten wird, auch wenn ihm England des andern Tags schon neuerdings zur Seite stände.

Zweierlei Aussichten auf Rettung vor diesem Aergsten lassen die Deutschrussen zur Zeit noch an sich verspüren. Sie rechnen auf die drohende Finanzkrisis in Frankreich und England, die zum größten Theile hinwiederum Folge der unergiebigen Erndte ist; zweitens rechneten sie auf allgemeine Verwirrung durch revolutionäre Erhebungen und auf förmlichen Revolutionskrieg.

Was das ungeheure Kartenhaus des Papier-Reichthums betrifft, so ist eigentlich nur zu verwundern, daß es erst jetzt in's Schwanken geräth, und jedenfalls weht der Finanzwind in Rußland um keinen Grad weniger eiskalt. Auch kann man im Großen sehr wohl der Meinung seyn, daß die ganze moderne Nationalöconomie, das ist die Kunst Schulden über Schulden zu machen, denselben Weg zum allgemeinen Ban-

querott überall verfolge, und es sich bloß noch darum handle zu errathen, welche Macht zuerst am Ziele ankommen werde. Für den Krieg im Orient aber hat die Krisis nun gerade lange genug sich hinausgezogen; das schwerste und kostspieligste Stück Arbeit ist gethan, der Waffenplatz gewonnen und gefüllt; mit geringen Opfern und Aufwand vermögen die Mächte einen für den Feind verzehrenden Kampf fortzuführen, wenn ihre Schiffe sich einfach bald da bald dort an die Küsten hängen, wie jetzt vor Odessa, bis der letzte Schlag mit vereinten Kräften erfolgt. Die Krim ist nicht Moskau.

Eben die Verzweiflung dieses „lokalisirten“ Krieges läßt die russische Partei wünschen, daß der Kampf in eine allgemeine Conflagration ausarte, dadurch daß der diplomatische Krieg in einen revolutionären umschlage. Blitzten die Schwerter an den Ufern des Rheins, am Fuß der Alpen, am Apennin und am Vesuv statt bloß am schwarzen Meer, dann stünde Rußland nicht mehr allein gegen den halben Welttheil, seine heimlichen Bundesgenossen müßten zu offenen werden. Wohl sind Kossuth, Mazzini und Ledru Rollin nicht weniger erschrocken über den Fall Sebastopols als die Berliner Hof-Partei; aber die sechste Großmacht ist ohnmächtig für sich allein, und selbst die Schrecken der Theurung und Hungersnoth werden wohl Emeuten erzeugen von einem Ende Europa's bis zum andern, aber nicht Revolutionen, solange die drei Mächte vereint zusammenstehen. Sie zu entzweien und dadurch dem unverwüstlichen Hang Englands nach der sechsten Großmacht hin Luft zu schaffen, war daher die Hauptaufgabe des „Horts des Conservatismus“ an der Newa. Wie man einst die lüsterne Impotenz in Griechenlands Camarilla benützte, um den Alliirten in der Türkei eine verwirrungsvolle Diversion im Rücken zu machen: so jetzt die blinde Angst und die Kopflosigkeit ohnmächtiger Velleitäten in Neapel, um die westliche Allianz in unberechenbare Complicationen mit der Revolution zu verwickeln. Die Intrigue war vor-

trefflich eingefädelt; England befand sich in der That augenblicklich in seinem Element, wie Europa aus den Expektorationen seiner Staatsmänner und Preßorgane über Italien mit Erstaunen erfuhr. Kaum hatte Rußland in Neapel das rothe Tuch ausgehängt, so prickelte es dem alten John Bull in allen Gliedern, und er schien auf dem Sprung, ganz nach Wunsch Rußlands und der sechsten Großmacht loszugehen. Aber Napoleon III. ist ein starker Stierbändiger, und seit und solange Oesterreich zur westlichen Allianz steht, ist die Gefahr verschwunden, daß diese eine revolutionäre Wendung nehme, sei es für einen Murat, für Viktor Emmanuel oder Mazzini. Statt einer englischen Blokade vor Neapel spricht man daher jetzt von Palmerstons Drohung mit einer Alien Bill gegen das rothe Central-Comitee in London, eine Maßregel, die der Continent im Febr. 1853 vergebens gefordert, die aber schon in Folge des Tractats vom 2. Dec. von weiland Lord Feuerbrand unter der Hand angedroht ward, wie Schreiber dieses aus guter Quelle weiß.

So ist der Schlag auf seine Urheber zurückgefallen. Ihre Mühe wird täglich vergeblicher, Napoleon III. mit Napoleon I., Frankreich im Bunde Oesterreichs mit weiland Frankreich im Bunde Rußlands zu identificiren. Auch die Conservativsten wenden sich täglich ekelerfüllter ab von jener russisch-legitimistisch-orleanistischen Clique, die da meint, der Mann, der einst unter ihrem eigenen lauten und heimlichen Beifall gethan, was sie nicht vermochten, und das rothe Gespenst gebändigt, der solle dieß nur zu dem Ende gethan haben, um jetzt mitten in der Weltkrisis dasselbe Gespenst wieder loszulassen, weil Rußlands Interesse und ihre ohnmächtigen Thron- und Hegemonie-Prätendentschaften es so erheischen. Auch Deutschland ist reich an solchen Neapolitanern, von den Einen gilt dasselbe wie von den Andern. „Das Betragen der neapolitanischen Regierung gegenüber den Westmächten ist mehr als ungerecht, es ist unklug, und man könnte sich kaum er-

klären, daß diejenige Regierung, welche sich als die erste beeilte, das Kaiserthum in Frankreich anzuerkennen, jetzt diejenige sei, welche sich demselben am meisten widerwillig zeigt, läge dieß nicht ganz im Geiste der legitimistisch-russischen Coterie, die in der Zeit der Gefahr überall um Hülfe suchte und schrie, ohne sich viel um deren Ursprung zu bekümmern, später aber verlangte, daß die aus dem Drange der Zeit heraus construirten Gewalten zu Gunsten der Schwäche mit den fahlen Pergamenten abdanken mögen. Es ist jene Partei, die nichts gelernt und nichts vergessen hat, und die vom ersten Napoleon wie vom dritten prätendirte, sie mögen die Republik vernichten, um die Monarchie den schwachen Händen wieder zu geben, welche sie dreimal stürzen ließen, und die jetzt, wo sie eine feste Faust am Zügel Frankreichs sieht, die Revolution der ganzen Welt heraufbeschwören, den Weltbrand entzünden möchte, damit russische Pompiers auf den Trümmern des Kaiserthums stehen könnten" *).

Es ist freilich schmerzlich, daß man von einer Regeneration des Orients reden kann und muß, ohne Deutschland auch nur zu nennen. Soll die große Frage des Jahrhunderts also ohne Deutschland geordnet werden, so existirt dieß nicht mehr außer als geographischer Begriff. Ueber Jahr und Tag konnten daher diese Blätter sich nicht entschließen, zu glauben, daß es dahin kommen werde. Mit andern Worten: sie wollten nicht glauben, daß Preußen und die Erfurter Politik so ganz und gar identisch seien, daß von ihr auch für die Weltfrage nicht abgegangen werden könne. Sie haben

*) Oesterreich. Ztg. vom 14. Sept. aus Neapel.

schwer geirrt, es wird aber das Letztemal seyn, daß irgend ein Wohlmeinender in Preußen sich irrt. Das ist reeller Gewinn. Auch mit dem Orient hat es Gott nur um so besser gemeint; schneller, unmittelbarer und entschiedener kann er jetzt auf neue Grundlagen gestellt werden, als wenn unsere patriotischen Wünsche in Erfüllung gegangen wären. Dagegen ist es natürlich, daß die deutsche Frage sofort als brennende sich anschließt. Deutschland weigert sich eben noch, nicht mehr zu existiren, oder nur zu existiren als Erfurter Politik mit russischem Exequatur. Die buntgefärbte Schaar der Renitenten nennt sich „nationale Partei", Presse und Kammern geben Zeugniß, daß sie in rascher Bewegung begriffen ist, und die deutschen Katholiken mit bloß specifischen Ausnahmen rühmen sich: quorum pars magna sumus.

Einen großen Sieg hat die „nationale Partei" bereits erfochten, denn die Schwäche ihrer Gegner ist enthüllt. Der alte Partikularismus stellte sich ihr entgegen, und weil er sich mit dem wahren Namen nicht nennen durfte, legte er sich den ausschließlichen Titel der „Conservativen" bei. Als gouvernementale Partei hält er das Feld, aber mit welchen Mitteln! Die gegenwärtigen Kammerwahlen in Preußen und die Debatten in der bayerischen Kammer über die Wahlen der Rheinpfalz geben Auskunft. Man vermag nicht ohne moralischen Widerwillen zu lesen, wie es gerieth, daß diese bayerische Provinz größtentheils „conservative" Abgeordnete sendete. Multiplicirt man die pfälzischen Wahlmanöver etwa mit zehn, so hat man ein ungefähres Maß der für den preußischen „Conservatismus" aufgewendeten Mittel, namentlich in Rheinland und Westphalen. Dennoch scheint der Ausfall für die neuen „Conservativen" nicht sehr günstig, insbesondere tarirt deren Organ viele Gewählten als „katholisch". Wäre aber der Erfolg noch glänzender als in der Pfalz, so entsetzte sich jeder Conservative nur um so mehr über den nachbleibenden Schaden solcher Werbung. Das

heißt die Corruption ex officio pflegen, die Autorität selbst zur Partei degradiren, und zwar zu einer Partei, gegen die alles wohlberechtigte nationale Gefühl sich empört. Darum erklären nun selbst die Gothaer: wer uns aus der unerträglichen Lage unter diesem vicerussisch-preußischen „Conservatismus" herausreißt, der soll uns haben, sei es Altpreußen oder Oesterreich, Papst oder Teufel! Die Politik Erfurt hat sich so conservativirt, daß selbst dem Haus Gotha die Haare sich sträuben.

So gibt es denn in Deutschland für die äußere Erscheinung nur mehr zwei Parteien, die autorisirt „conservative" und die „nationale." Selbst die zahme Demokratie ist, in Preußen mit lauter Ostentation, in die letztere aufgegangen und hat zu dem Ende ihr specielles Programm fallen lassen. Man bezeichnete dieß als Schwäche und Armuthszeugniß; besser thäte man, daran die Gefährlichkeit der Lage zu erkennen. 1848 stand man sich offen und ehrlich gegenüber; jetzt hat sich der Charakter des neuen „Conservatismus" über die ganze Situation verbreitet, es ist der des Tückischen, des Lauernden. Die „deutsche Politik" seit dem Mai 1854 hat angefangen sich furchtbar zu rächen. Man hat Deutschland todtgeschlagen mit dem knauserigen augenverdrehenden Schlagwort „Friede." Russisches Protektorat des alten Partikularismus oder nicht! das meinte man; „Krieg oder Friede"! so sagte man, auf die Leidenschaft des Geldbeutels rechnend. Und auf der Gegenseite? Kein aufrichtiges Wort offenen Tadels, daß man Deutschland in der Weltkrisis verloren gehen lasse; man wickelt vielmehr die Fahnen ab, steckt sie in den Busen, zieht unter der leeren Stange der „Verfassung" aus, und sitzt man im Trocknen, so verlangt man die versprochene „Bundesreform" und „National-Vertretung." So ging es in Bayern und wird es möglicherweise in Preußen gehen.

„Krieg oder Friede" und „National-Vertretung" am Bund, ein Schlagwort ist des andern werth; hüben wie drü-

ben vermag man sich darunter zu denken, was man will. Der Bundes-Constitutionalismus soll die Souverainetäten zum Volkswillen zwingen; das Maß des Zwanges bis zur Vernichtung nimmt jede Fraktion der nationalen Partei an der eigenen Elle. Die autorisirt „Conservativen" wissen sich nur mit der matten Ausrede zu helfen: die Erfüllung des Versprechens sei noch nicht „an der Zeit." Ein Quidproquo aber ist nie an der Zeit, wäre es auch noch so geeignet, den vicerussisch-preußischen Conservatismus in's Bockshorn zu jagen. Das Ziel muß klarer seyn: der alte Partikularismus soll sterben, nicht sich constitutionell verzehnfachen. Und er muß vor Allem sterben in den Herzen der nationalen Partei. Dazu hat Gott in der Weltkrisis Gnade gegeben für Deutschland. Sogar der Westen dieß- und jenseits des Kanals sieht täglich klarer, daß jenes Deutschland, das England, sich selbst zur Ruthe, und Rußland, sich zum Schemel der Weltherrschaft, dereinst in Wien zurechtgemacht, nicht das rechte, natürliche, legitime Deutschland sei. Ehe ihr National-Vertretung wollt, verlangt die Nation! Verlangt das Ganze, ehe ihr als selbstständige Theile gelten wollt. Die Geschichte Deutschlands ward 1815 abgebrochen, knüpft verbessernd wieder an! Dazu aber gibt es nur Ein Mittel — bessert euch selbst!

XLIV.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

XXII.

Der Verein für Innere Mission und seine Volkskirche der Zukunft. Erfolge.

So wird klar seyn, wie wir sagen konnten, die Aufgabe der Innern Mission bestehe zunächst nicht schon in dem eigentlich „kirchenbildenden" Werke, sondern erst noch, auf der Vorstufe desselben, im Ansammeln der äußerlich kirchlichen Masse. Sie ist, wie Dr. Gelzer am Berliner Kirchentage sagte, „eine Insel, vom modernen Heidenthum des Indifferentismus und des Materialismus wie von einem weiten wüsten Meere umgeben." Die Einsicht, daß auch die gemeinhin sogenannten protestantischen „Kirchen", oder die Landeskirchen in dieses Meer versunken seien, bildet die Grundanschauung der Innern Mission. Missionirend und evangelisirend wie unter ungetauften Heiden muß sie aus den total zur „Welt" gewordenen „Kirchen" wieder Stoff zur „Kirche" gewinnen. Als sie daher vor ein paar Jahren in der Allgemeinen Zeitung, damals noch mit stolzirendem Pomp, ihre „mit so großer Energie durchbrechende Tendenz" verkündete,

bestimmte sie diese dahin: „als ein Institut des entschiedenen Fortschritts, gegenüber dem so vielfach in ausgelebten Formen stecken gebliebenen officiellen Landeskirchen-Wesen, durch eine centralisirte agitatorische Vereinsthätigkeit die — Verwirklichung der Reformation oder die Herstellung der apostolischen Kirche innerhalb der jetzigen Christenheit anzustreben“ *).

Fragen wir vor Allem nach den Mitteln zum Zweck, so stoßen wir alsbald auf einen höchst merkwürdigen Unterschied im Princip selber zwischen den hergebrachten „Kirchen“ und der angestrebten zukünftigen „Kirche“. Eben im Gefühle dieses Unterschiedes berühmte sich die Innere Mission: „sie solle zu ähnlichen Zielen führen wie in der katholischen Kirche des Mittelalters die geschlossene Hierarchie und die katholischen Orden“ **). Sie wollte sagen: ihre Kirche solle wieder in untrennbarer Wechselbeziehung mit dem Leben auftreten. Sie war, seit ihrem Abfall von der Mutterkirche, allem Leben und alltäglichen irdischen Daseyn entfremdet; eine bloße Religions-Schule geworden, zu gewissen Stunden des Sonntags ihre Gläubigen zur Bearbeitung vorfordernd, überließ sie alles Andere der Obsorge weltlicher Ordnung, so jene Theorie von einem auf das sogenannte reingeistliche Gebiet beschränkten, zwischen Himmel und Erde aufgehängten Kirchenthum begründend, welches die Bureaukratie auch der katholischen Kirche in Deutschland zu octroyiren beflissen war und noch ist. Auch hier deckte das Jahr 1848 die tödtlichen Schäden auf; es war die Kirchenlosigkeit des Lebens, die kirchliche Verlassenheit des social-politischen Daseyns, was dem Wittenberger Kirchentage im Herbste jenes Jahres plötzlich und niederschmetternd vor Augen getreten war, wenn er aussprach: „das Jahr 1848 werde dastehen entweder als der

*) Allg. Ztg. vom 17. Jan. 1853.
**) A. a. O.

Anfang einer neuen Kräftigung unsers Volks durch den Geist der Gnade und des Gebets, oder als der Anbruch zermalmender Strafgerichte unseres Gottes" *).

Die immer noch fortdauernden endlosen Debatten über „kirchliche Armenpflege", über „Unterordnung der Schule unter die Kirche" ꝛc. zeigen genugsam, daß es eben eine Versetzung des Lebens mit Kirchenthum ist, was man für die Rettung des Lebens als nöthig erachtet. Die Quelle alles Unglücks erblickt man nun darin, daß die Kirche bisher eine bloße „Geistlichkeits-Kirche", eine reine „Sonntagsschule" gewesen; eine „Volkskirche" soll sie werden. Man sieht nun ein, daß die eigenthümliche allseitige Rührigkeit in der katholischen Kirche das Rechte und Aechte sei, Maria zu den Füßen des Herrn, aber auch die für den täglichen Bedarf des Daseyns besorgte Martha: während im eigenen Hause zwar Maria schläfrig genug in ihrer bequemen Stellung gelegen, Martha aber ganz gemangelt und also das Hauswesen richtig am Rande der Gant angekommen. „Volkskirche" ist demnach jetzt der Zweck; „der volksverklärende Charakter des Reiches Christi" — „insbesondere das Ziel der Innern Mission", und „die Innere Mission Lebensberuf der Kirche" **).

Wenn die jüngst beschriebene Reaction auf dem Gebiete des Cultus, des Ritus und der Liturgie den Zweck hatte, die zerstreute kirchliche Masse wieder anzusammeln, so hatte sie natürlich auch den, jenen „volksverklärenden Charakter" über diese auszubreiten. Noch unmittelbarer aber und eigentlich principiell erkannte die Innere Mission als den rechten Weg zu dem doppelten Ziele: Entfaltung direkter socialen Wirksamkeit der Kirche. Die officielle Definition des Begriffs der Innern Mission lautet daher: „sie habe zu ihrem Zwecke die

*) I. Bericht des Central-Ausschusses für die Innere Mission. Hamburg 1853. S. 1.

**) A. a. O.

Rettung des evangelischen Volkes aus seiner geistlichen und leiblichen Noth durch die Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der Liebe." Die subjektivistischen Schälke waren auch gleich mit einer nähern Erklärung bei der Hand: die grauen und düstern Ascetiker der Innern Mission wollten nun wieder nachholen, was seit Jahrhunderten versäumt worden sei, und nachdem durch Luthers Polemik gegen die guten Werke die helfende Werkthätigkeit der christlichen Liebe in einen gefährlichen Mißcredit gebracht worden, trieben sie nun — „eine geistliche Reaction mit Geschenken in der Hand" *). Indeß ist es richtig, daß das sociale Moment der Innern Mission ursprünglich das confessionelle ganz in den Hintergrund drängte. Anfangs erklärte Wichern sogar, „mit der katholischen Kirche auf dem Gebiete des praktischen Christenthums zum Dienst der leidenden Menschheit Hand in Hand gehen zu können", er stellte auch „römische Vorbilder zum Muster" hin **). Andererseits stießen wir erst jüngst noch auf die interessante Versicherung: daß es in Sachsen auch Geistliche gebe, „und fürwahr nicht die schlechtesten Leute, welche für die Werke der Innern Mission schwärmen, und doch dabei noch tief in den Banden des Rationalismus stecken, ja wohl gar ihrem Widerwillen gegen die reine Lehre und deren Verkündiger bei jeder Gelegenheit Luft machen" ***). Alle aber theilten den an das Erscheinen des ersten Central-Ausschuß-Berichtes geknüpften Wunsch: daß der Verein die materielle Hülfe, die

*) Pastor Merz von Schwäbisch-Hall: die innere Mission in ihrem Verhältniß zu den wissenschaftlichen und kirchlichen Richtungen der Gegenwart. In Ullmann's und Umbreit's theologischen Studien und Kritiken. 1854. I. S. 159 ff.

**) Aber die Urtheile der Römer, sagt Dr. Merz, daß die Innere Mission ein lautes öffentliches Dementi des Protestantismus sei, habe bald zur Besinnung gebracht. A. a. O. S. 449.

***) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 14. Febr. 1855.

er gewähre, in größerm Maßstabe bereit halten könne; denn „der Mensch ist Mensch, und der Hungrige und Nackte wird immer mißtrauisch gegen einen wohlgenährten und warmbekleideten Besucher seyn, der ihm statt Nahrung und Kleidung nur seinen geistlichen Zuspruch bringt" *).

Auf socialem Wege also, vor allen andern Mitteln, sollte, um mich so auszudrücken, das Kirchenthum sich wieder einbohren in's Leben. Der Innern Mission schwebte wirklich ein Ideal der mittelalterlichen Kirche vor; sie rühmte von sich selber: „sie habe mehr praktischen Blick gezeigt, als die meisten Staatsmänner und Publicisten, indem sie von Anbeginn die Bedeutsamkeit der socialen Nothstände erkannte, und so liege denn in dem kühnen Institute eine große, noch nicht genug gewürdigte religiöse und sociale Macht" **). Dasselbe ist nun zwar allerdings der katholischen Kirche von jeher in Liebe und in Haß nachgesagt worden; der Innern Mission aber und ihrer Kirche fehlte, um im neunzehnten Jahrhunderte noch eine solche Macht zu gründen, nicht mehr als Alles. Zu jener religiösen und socialen Macht der katholischen Kirche, die trotz ihrer achtzehnhundertjährigen Wurzeln in neuester Zeit so tief erschüttert werden konnte, hat der menschgewordene Gott selber den ewigen Grundstein gelegt. Einzelne der begeisterten Träger der Innern Mission scheint denn auch wirklich dieser Gedanke entmuthigend erfaßt zu haben; wenigstens hörte man bald Stimmen, die da meinten, den in §. 1 angegebenen Zweck der Innern Mission: Rettung des evangelischen Volkes aus seiner geistlichen und leiblichen Noth, „bei nüchternem Blick als zu hochfliegend und unausführbar" desavouiren zu müssen, denn soweit gehe weder die Verheißung der Schrift, noch die vorhandene religiös-sittliche Kraft ***).

*) Allg. Ztg. vom 6. Oct. 1853.

**) Allg. Ztg. vom 17. Jan 1853.

***) Merz a. a. O. S. 492.

Was der Gründung einer wahren „Volkskirche" oder eines kirchlichen Socialismus drüben, schon ganz äußerlich, absolut hindernd im Wege steht, das ist die mangelnde Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Recht klar zeigten sich ihre unheilvollen Folgen gerade an dem Werk der Innern Mission. Natürlich ließen die maßgebenden politischen Kreise sich in den Nöthen des gefährlichen Jahres deren Bestrebungen wohl gefallen und förderten sie auch selbst; die Folge aber war, daß die sociale Wirksamkeit der J. M. einerseits der Falschwerbung im Dienste der politischen Reaction verdächtig wurde, andererseits wirklich bei Vielen rein nur politische Motive hatte, ohne alles religiöse Fundament. Ihre eigenen Freunde schüttelten bedenklich darüber den Kopf, daß die J. M. „schnell zur Modesache geworden", „als Mode- und Hofsache in vornehmen Kreisen betrieben werde"; die Subjektivisten verhöhnten sie als „willkommene Bundesgenossin der Polizei", als „beflissene Dienerin der Sultane, die bald ermüden und die wahren, unsere gegenwärtigen Staaten beängstigenden Schrecken doch nicht beseitigen werde." Niemand läugnete eigentlich, daß „Viele zwischen falschem Conservatismus und falschem Demokratismus hin- und hertrieben, mit der wiederangeregten Religiosität und wiederangeflogenen Hitze von Kirchlichkeit sich brüsteten und mit dem Bekenntniß zum Evangelium, auf dem keine Schmach mehr zu ruhen scheine, auf Menschenehre und hohe Gunst-speculirten." Um dann das ganze Bemühen für Wiederaufrichtung einer „Volkskirche" durch christlichen Socialismus recht verächtlich zu machen, brauchte bloß noch das specifische Preußenthum und seine deutsche Politik, welche überall corrumpirend und profanirend eingreift, sich einzumischen. Dieß geschah aber wirklich in so reichlichem Maße, daß mitunter die ganze J. M. in preußischer Uniform erschien, und in förmlich systematischer Weise. Besonders zeichnete sich die Kreuz-Zeitungs-Partei mit ihren Sonderinteressen hierin aus. Sie

ist gemeint, wenn Prof. Wölter klagt: „daß so Viele an die Innere Mission sich gedrängt, welche in ihr bloß einen willkommenen Bundesgenossen ihrer Politik und Polizei zu Aufrichtung des absolut monarchischen, christlich-germanischen Staates und ihrer Privilegien suchten" — etwa wie Dr. V. Huber als ihren Zweck angegeben, daß „das Volk aus der heutigen Krisis hervorgehe als ein durch und durch evangelisch-katholisches und nach preußischer Weise monarchisch treues Volk" *).

Die Universalität der katholischen Kirche verunmöglicht solche Verirrungen; der Kirche der J. M. aber geht die Universalität wie die Unabhängigkeit ab. Ihre „Volkskirche" und ihr christlicher Socialismus wird daher immer als Sonderbündelei zu fremdartigen Zwecken erscheinen. Und zwar nicht nur nach Außen, sondern was noch schlimmer ist, auch nach Innen. „Ein Dringen auf Wohlthätigkeit, ein Dringen darauf, daß man sich der untern Stände annehmen soll, dabei auch viel Sprechen von Buße; predigt sie aber auch den höhern Ständen Buße?" — sagt das Halle'sche „Volks-Blatt" vom 4. Juni 1853. Bedeutungsvolle Worte! Die J. M. mußte auf diese Weise nothwendig erscheinen als eine Sendung im Sonderinteresse der höhern Stände an die niedern. Und daraus sollte eine „Volkskirche" werden! Dem Proletariat machte man für die verabreichten Gaben die Hölle heiß, an die höhern Stände aber wagte man sich nicht zu erstrecken, obgleich Niemand den alten Ewald Lügen zu strafen vermochte, wenn er in seiner biblischen Zeitschrift sagte: „in Deutschland sind eben die Höhen in Fäulniß, und so lange ihr mit dem sanften aber entschiedenen Worte der ewigen Wahrheit diese nicht trefft, wird alle eure Arbeit da unten eitle Mühe bleiben." Wichern selber rief am Berliner Kirchentage schmerzlich bewegt aus: „unsere gebildete Welt

*) Dr. Merz in den Studien und Kritiken. S. 445. 492.

liest, wenige leicht zu zählenden Ausnahmen abgerechnet, die Bibel nicht mehr." „Die Sache", fährt er fort, „ist einfach die, daß in unsern gebildeten Kreisen eine so vollständige Unkunde über das Evangelium existirt, daß für den, der es darauf angelegt hat, mit demselben in die Kreise hineinzutreten, es unendlich schwer und oft zu einer vollständigen Unmöglichkeit wird, sich zu verständigen."

Als daher der Elberfelder Kirchentag einsah: daß die J. M. sich auch an die höhern Stände, nicht bloß an die ärmsten und niedrigsten Klassen zu wenden habe, und daß also vor Allem ein Sendschreiben nöthig wäre, welches den Gebildeten des deutschen Volkes ihre rechte Lebensaufgabe geziemend vorhielte, da war zugleich auch erkannt: daß es, um derartige Schriften zu erzeugen, die mächtig wirken, „der innern Inspiration bedürfe und der vom Herrn gegebenen Zeit", und daß beides sich erst noch hervorthun müsse*). Vermag man aber das göttliche Wort, die Bußpredigt nicht nach allen Seiten hin geltend zu machen, so hat es nach keiner Seite hin Kraft. Daher haben die exclusiven Gegner z. B. Grund zu erklären: „die Masse der Liebesthat der J. M. sei mehr Folge des Schreckens über die riesenhaft fortgeschrittene Sünde, als Frucht eines intensiv mächtigen Glaubenslebens" **). Andererseits gestehen auch Freunde der J. M., die sich selber zu Agenten und Referenten derselben hergegeben, „wie blutsauer es ihnen äußerlich und innerlich geworden, weil sie bei all' dem Umschwung der Dinge das rechte Motiv vermißten — die Buße." „Ja", sagt einer derselben, „wenn wenigstens die, welche das Werk treiben, aller Enden thäten, wie der Zöllner oder die Leute von Ninive; aber wie es jetzt aussieht, kann ich mich immer nicht des Gedankens an Hebr. 6 erwehren: es ist unmöglich, daß sie sollten wiederum

*) I. Bericht rc. S. 80.

**) Dr. Lindner in Leipzig bei Merz a. a. O. S. 397 ff.

erneuert werden zur Buße;" kurz, „es sei gewiß, daß diese Reform vorzugsweise vom socialen und politischen Standpunkt aufgefaßt worden" *).

Nun aber muß man wohl bedenken, daß die Idee der Innern Mission an sich selber, wie auch ausdrücklich, ausspricht: wenn sie nicht helfen könne, so könne Niemand helfen. Es gibt da keinen Recurs mehr auf die Kirche. Denn das, was man drüben „Kirche" heißt, ist — nach Aussage der J. M. — nicht nur fast ganz sogar um die kirchliche Masse gekommen, ist nicht nur, weit entfernt eine „Volks-Kirche" zu seyn, eine bloße Sonntagsschule, sondern ist auch ganz verweltlicht und entgeistigt, ist nur mehr eine Sache äußerer Ordnung. Daher unter Anderm die Stellung, welche die J. M. principiell zum Amt jener Kirche eingenommen hat.

Selbst gegründet auf den Fundamentalsatz vom allgemeinen Priesterthum, stellt sie sich dem „gesetzlich zu gewissen Funktionen verbundenen Pfarramt" gegenüber, um das zu erfüllen, was letzteres nicht vermag, d. i. „Christum unter den Massen wieder zur Anerkennung zu bringen." Wenn der Pfarrer sich auch an dieser Aufgabe betheiligen will, so hat es „frei und nicht amtlich" zu geschehen, etwa so, sagt Wichern, wie ein Pastor ja nebenbei auch Mitglied eines Kunstvereins seyn kann. Schwerlich könnte man die Insolvenz-Erklärung des ordentlichen kirchlichen Amts schärfer ausdrücken! Die strengen Lutheraner, namentlich die Neulutheraner, eifern daher auch heftig genug gegen die „Amtslosigkeit und Unkirchlichkeit" der Innern Mission, die, auch abgesehen von ihrer unirenden Tendenz, „ein die Kirche und das kirchliche Amt wesentlich entsetzendes, in Grund und Boden ruinirendes" Unterfangen sei; nie dürfe ein Prediger die Herrlichkeit der ihm anvertrauten Amtsgnade durch eine menschlich organisirte Zeitströmung sich verkleinern lassen, die

---

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 9. Oct. 1852.

da meine, ein Pfarrer habe neben seiner amtlichen Thätigkeit noch Zeit zum allgemeinen Priesterthum, während er doch Alles, was er thut, mit den Kräften seines Amtes thut. Alle amtliche Berührung wolle die J. M. von sich fernhalten; statt dessen müßte sie principiell sich dem Amte unterordnen, ihre Arbeiter von der Kirche ordiniren und senden, ihre Schriften vom Amt prüfen lassen, nur dann wäre ihre Arbeit statthaft; wenn dagegen ohne dieß ein Laie da, wo die Kirche ist, von Haus zu Haus ginge und seelsorgerliche Besuche machte, müßte er sich gefallen lassen, daß man ihm die Thüre wiese, und die Polizei wider ihn aufgeboten würde *).

So müssen freilich diejenigen sprechen, welchen ihre Kirche noch zu Etwas nütze ist. Sie ist solches aber nicht nach der Idee der Innern Mission. Mit allem Fug werfen die beiden Extreme, die Neulutheraner sowohl als die Subjektivisten, ihr solche Negation vor: sie sei, sagen diese, der frevelnde Versuch einer Minorität, selbst an die Stelle der Kirche als Kirche zu treten; um der ohnmächtigen Kirche mit ihrem Amte aufzuhelfen, sagen jene, stelle sie sich neben und außer die Kirche, als das Lebendige der todten Kirche gegenüber, und wolle so durch massenhafte Bekehrungen die Retterin der Welt werden, während doch nur die Kirche durch göttlichen Befehl und Verheißung diesen Beruf habe; kurz, „ihr liege kein gesunder Begriff der Kirche zu Grunde" **). So ist es allerdings! Bis zu dem Maße hat die J. M. von allem Glauben an das Landeskirchenwesen sich losgesagt, daß sogar die reinen Pietisten von ihrer kirchenlosen Stellung sich angezogen fühlten, und in Würtemberg z. B. aus ihren Separatisten-Colonien herausgingen, um ihr sich anzuschließen, unter dem Rufe: rette sich wer kann! obgleich sie ihrerseits den

---

*) Bei Dr. Merz a. a. O. S. 400 ff. 402 ff. 406 ff.

**) A. a. O. S. 159 ff. 396.

Traum nicht mitträumten, welcher der J. M. als innerste Idee zu Grunde liegt: eine Regeneration der Kirche zu wirklicher Volkskirche, die Erhebung derselben zu einer der Welt imponirenden Macht*).

Aus der ganzen Entgegenstellung ergibt sich ein sicherer Schluß auf verzweifelte Zustände, mit denen beide Theile sich abmühen. Die Volkskirche der Zukunft behauptet von den officiellen Kirchen der Gegenwart: sie seien ganz verweltlicht und todt. Die Getreuen der rechtlichen Kirchen der Gegenwart behaupten von den Baumeistern der Volkskirche der Zukunft: ihre Stellung sei eine durch und durch unberechtigte, ihr Treiben sei meist methodistisches Zeug, so ungesund als ihr absichtliches Ausgehen in die Häuser, um Bekehrung und Heiligung zu erlangen, ein neuer Schwalm von Schwebelei, methodistischem Machenwollen, Gebetstreiben, unruhiger Werksucht, falschem Ueberall- und Allesseyn- und Thunsollen, wo und was sonst Gewissen und Amt, Eid und Gott thut. Mit Einem Wort, es sei eine neue Art gefährlichsten Subjektivismus, von dem auch Dr. Leo fürchtet: über kurz oder lang möchten „die Gründungen der Innern Mission als leere Harnische dahängen, und Raubritter darin umherziehen und sehen, wen sie verschlingen" **). — Uns Katholiken bleibt natürlich nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß beide Theile gleich sehr recht haben.

Wirklich stehen die sichtlichen Erfolge der Innern Mission in einem täglich schneidender hervortretenden Mißverhältniß zu der weltimponirenden Macht der Volkskirche, welche sie in's Daseyn rufen will. Wie mißlich es mit ihrem Hauptmittel steht, ihr Kirchenthum wieder gleichsam einzubohren in's Leben, mit ihrem socialen Moment: das haben wir eben gesehen. Im besten Falle — wenn die zu Werbenden

*) A. a. O. S. 473.

**) A. a. O. S. 402 ff. 443.

nicht so unverbesserlich mißtrauisch wären und handscheu geworden vor dem penetranten politisch-reactionären Beigeschmack — wäre doch bloß kirchliche Masse zu einer Proletarier-„Volkskirche“ zu gewinnen. Die bessern Stände wären immer noch unberührt; sie verlangen wohl, daß die untern Classen in ihrem (der obern) Interesse Buße thun, von eigener Buße aber wollen sie, nach den glaubwürdigsten Zeugnissen, die wir angeführt, nichts wissen. Auf welche Stimmungen unter diesen Umständen auch das religiöse Moment der Innern Mission bei den Massen stößt und stoßen muß: das haben wir gleichfalls in zwei ausführlichen Artikeln, im Allgemeinen und im Besondern, pragmatisch dargestellt *). Da, wo man in den interessirten Ständen durch die Schrecken der Revolution sich etwa wirklich zu tief in religiöse Reaction hatte verwickeln lassen, sind längst schon „wieder die alten vormärzlichen Stimmen laut geworden, welche vor Pietismus und übergroßer Frömmigkeit warnen“, und wollte es längst schon „den Anschein gewinnen, als ob selbst bessere Leute Compaß und Ziel verloren hätten“ **). Von dem übrigen Volke sind die Kirchen der reactionären Prediger entweder leer oder es ergeht wohl auch, wie ein Rittergutsbesitzer von einem gut freigeistigen sächsischen Dorfe erzählt, wo „des Sonntags die Kirche zwar besucht sei, aber die meisten Zuhörer nur kämen, um nachher über die gläubig christliche Predigt des Pastors ihren frechen Spott treiben zu können“ ***).

Die Innere Mission hatte sich unter Anderm das System der Jesuiten-Missionen zum Muster genommen. Aber bei ihr

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 35. S. 230 u. S. 649 ff. (der „Streiflichter“ Nr. IX u. XIV.)

**) Kreuzzeitung vom 29. Dec. 1852.

***) Halle'sches Volksblatt vom 19. Febr. 1853.

begannen die bittersten Klagen, eben als bei diesen die herrlichsten Triumphe katholischen Bußgeistes gefeiert wurden. Sie machte ihre größten Anstrengungen eben damals, als auch die feindseligsten Organe von den grandiosen Erfolgen der Jesuiten-Missionen erzählten, von 1852 auf 1853; als die gehetzten Väter nicht nur allenthalben geistlichen Trost spendeten, sondern, bei einer pestartigen Ruhrkrankheit im Kreise Cleve z. B., auch leibliche Hülfe leisteten; als sie zu derselben Zeit, wo das katholische Deutschland mit Jubel ihre altgeliebte Stimme von Neuem hörte, in Südamerika, wie in Equador, unter dem Wehegeschrei des Volkes wieder vertrieben wurden; als selbst die Allg. Ztg. (11. Nov. 1852) berichtete, wie z. B. bei dem Abschied der Jesuitenväter zu Bamberg die Martinskirche so überfüllt gewesen, daß Leute auf beigebrachten Leitern standen, sogar der ganze Marktplatz vor der Kirche mit Andächtigen besetzt war, und bei den Schlußworten allgemeines Schluchzen ausbrach, wie die Geschäfte der Theaterdirektion während der Missionszeit gleich Null gewesen, und der hinterlassene Eindruck überhaupt ein tiefer sei „in dieser Stadt, die 1848 und 1849 zu den radikalsten zählte"; damals, als dieselbe Allgemeine Zeitung eingestehen mußte, daß sehr häufig alte Gewissensschäden durch Restitution unrechtmäßigen Gutes in Folge dieser Missionen geheilt würden. — Die Innere Mission nun, stets geneigt, die Hülfe der Staatsgewalt in Anspruch zu nehmen, und aus Motiven der allgemeinen Reaction dieselbe meistens auch erlangend, hatte ein Analogon dieser außerordentlichen Buß-Anstalten der katholischen Kirche in ihren General-Kirchen-Visitationen zuwege gebracht. Unter Anderm faßte sie sogar auch die katholische Uebung in's Auge, „dem momentanen Eindruck durch Errichtung von Bruder- und Schwesterschaften nachhaltige Bedeutung zu geben", denn es müßte das Ansehen der geistlichen Behörden darunter leiden, wenn nachher offenbar würde, daß nach ihrem Besuch die Dinge doch in

ihrem alten Gange blieben *). Wie ist es nun mit diesen protestantischen, potenzirten weil amtlichen, Jesuiten-Missionen gelungen? Wir könnten eine Menge gespreizter Berichte analysiren, haben dieß auch anderwärts schon gethan; für jetzt aber wollen wir mit dem Urtheile eines unparteiischen Beobachters über die Visitation der Diöcese Erfurt vom Juni d. Js. uns begnügen. „Leider“, sagt er, „leider hört man bis jetzt fast nur Aeußerungen der Mißbilligung, des Mißmuths, des Unwillens über die retrograden Tendenzen, über das einseitige, zum Theil unevangelische Christenthum, dem man huldige **); wirkliche Freunde der Kirche scheuen sich schon fast, unter die gezählt zu werden, die schon vor der Visitation mit einem Male aus Weltkindern Fromme geworden sind und nun noch zu werden versprechen; denn leider ist es wahr, was Diacon Adam in seiner Visitationspredigt ausspricht, daß so Viele mit ihrer angeblichen Liebe zu Christo nur die Gunst ihrer Obern sich erwerben wollen, und den Windfahnen gleichen... Nun ja, es gibt ja wohl Solche, die Euch den Willen thun, und statt Amt und Brod hinzugeben und die Familie an den Bettelstab zu bringen, predigen und lehren, was beliebt und befohlen wird. . . Aber sie sind dann Maschinen, sie werden dann Heuchler“ rc. ***)

---

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. 1853. Jän. S. 22.

**) Natürlich ist damit nichts Anderes gemeint als die symbolmäßige Lehre, namentlich die ächtlutherische Rechtfertigungslehre. „Aufsehen hat besonders erregt die Frage an Mädchen: was hast du für ein Herz? und du? und du? — worauf alle geantwortet haben: ein gutes Herz! — statt: ein grundverderbtes Herz!“ Die Visitation nahm daraus Anlaß, „den Unterricht zu beklagen, der die Fundamentallehre des Christenthums so vernachlässige“, und der Generalsuperintendent bemerkte am Schlusse ausdrücklich, wie „er über einem Theile der Geistlichen die Wolke des Semipelagianismus schweben sehe.“

***) Berliner Protestant. K.-Z. vom 21. Juli 1855.

Am handgreiflichsten übrigens stellt sich das Prognostikon der Innern Mission und der von ihr projectirten, der Welt imponirenden Macht der Zukunfts-Volkskirche an der finanziellen Lage der ganzen Richtung zu Tage. Je mehr das sociale Moment als rechtes Mittel zum Zweck betont wird, desto mehr wären natürlich klingende Beweise der Anhänglichkeit nöthig. Statt dessen wird allenthalben Klage laut, daß nicht einmal das religiöse Moment der erforderlichen materiellen Unterstützung sicher sei. Die Innere Mission hatte unter Anderm als eine besonders wichtige Aufgabe die Pastorirung der Diaspora, d. i. der in katholischen Landstrichen zerstreuten Protestanten, hingestellt, und die Regierung eine allgemeine Collecte dazu bewilligt, die das Erstemal eine ziemlich ansehnliche Summe einbrachte. Im J. 1853 aber wies sie gegen 1852 in Schlesien allein schon wieder einen Ausfall von 616 Thlr. auf; in der Stadt Breslau war der Ertrag von 267 Thlr. auf — 82 Thlr. herabgesunken, wohl nur mehr die Schärflein der von den Coryphäen des Gustav-Adolf-Vereins-Vorstandes kurz vorher wieder als „Dunkel-Männer" bezeichneten Reactionsgesinnten. Zum Theil glaubte man den Ausfall im Allgemeinen auch den Jesuiten-Missionen zuschreiben zu müssen, „welche im vorhergehenden Jahre die Gemüther erregten" *), während man vernünftigerweise nur um so mehr Diaspora-Steuer von solcher Erregung hätte erwarten sollen. Freilich war auch der öffentliche Bericht über die Erfolge des neuen Instituts der Reiseprediger nichts weniger als ermuthigend **). Zugleich aber lastete dieselbe Ca-

*) Kreuzzeitung vom 1. Febr. 1854.

**) „Diese Prediger seien auf ganzen Strecken nur hie und da einer wirklich erweckten Seele begegnet, und diese wenigen gehörten nicht selten den separirten Lutheranern oder einer Sekte an, oder hatten ihre Anregung aus der Brüdergemeinde empfangen, unsere Kirche war ihnen todt gewesen." „Einer unserer Reiseprediger klagt über die guten Protestanten, nämlich über diejenigen, deren ganzer

lamität auf allen Anstalten positiver Richtung, auf denen der äußern Mission gerade so, wie auf den der innern. Bei der jüngsten Jahresfeier des bayerischen „Missionsvereins“ kam eine Reihe erschütternder Thatsachen über die wachsende Apathie und Schmutzigkeit gegen das fromme Werk zur Sprache: zahlreiche Gemeinden hatten noch nie gegeben, viele gaben jetzt nicht mehr, und von denen, welche noch geben, bringen große Stadt- und Marktgemeinden kaum 2 fl. jedes andere Jahr, ein reicher Dekanatsbezirk 8 bis 9 fl., ein Dechant sammt seinen 1500 Pfarrkindern nicht mehr als — Einen Thaler auf***). Um uns aber hier nicht in Einzelnheiten zu verlieren, möge die Hinweisung auf die Metropolis des deutschen Protestantismus genügen. Hofprediger Krummacher erklärte am 22. Mai 1853 bei der Rechnungsablage des „Missions-Vereins der Louisen- und Friedrichsstadt“: nur mit niedergeschlagenen Augen könne der Verein seinen stolzen Namen nennen, denn das „fromme“ Berlin, die große und keineswegs arme Stadt, trage kaum 3000 Thlr. jährlich zur Heidenmission bei, und die monatlichen Missionsstunden müsse man jetzt aufgeben, weil die Prediger nicht vor leeren Bänken ihre Zeit vergeuden könnten; die höhern Stände zeigten so gut wie gar keine Theilnahme, und ihr Kaltsinn für die Mission nöthige zu dem Schluß, daß die „Sonntag-Vormittags-Kirchlichkeit“, welche seit den letzten Jahren sich allerdings zeige, keine tieferen Lebenswurzeln habe: „daß dieselbe unter einer veränderten politischen, gouvernementalen und amtlichen Constellation vielfach das scandalöse Schauspiel einer Offenbarwerdung als eine bloße Parade-, Decorations- und Coulissen-Frömmigkeit bieten würde“;

Protestantismus in der Negation des Römischkatholischen besteht, die aber von Buße und Bekehrung des eigenen Herzens nichts wissen wollen.“ Halle'sches Volksblatt vom 25. Mai 1853.

***) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 23. Juni 1855.

kurz, „die Kirche Berlins bedürfe eines neuen Pfingsttags in sämmtlichen Gemeinden in hohem Grade“ *).

Unter diesen Umständen ist jeder Vergleich mit dem Schicksal ähnlicher Unternehmungen auf katholischem Boden doppelt bitter für die seltenen, aber um so bewunderswerthern Muster protestantischer Opferfähigkeit. So ward die ganze innere und äußere Herstellung des großen „Rettungs- und Bruder-Hauses auf dem Lindenhofe zu Neinstedt“ mit ungemeinen Kosten einzig und allein von dem trefflichen Redacteur des Halle'schen Volksblattes, Hrn. Nathusius, bestritten. Der 5te Jahresbericht der Anstalt trägt sich aber bereits mit schweren Sorgen um ihre Erhaltung. „Während man in Nachbar-Ländern“, klagt er, „diejenigen nach Hunderten zählt, die sich um Christi willen allen diesen Zwecken der Nothhülfe ihrer leidenden Brüder widmen, hält es im Herzen des evangelischen Deutschlands schwer, nur ein Häuflein von zehn zusammenzubringen, und hat man es zusammengebracht, so dringt die Besorgniß ein, auch dieß Häuflein sich wieder zerstreuen lassen zu müssen, weil keine Hände da sind, die das Werk ihrer Ausrüstung liebevoll tragen und unterstützen“ **).

Noch schlimmer gestaltet sich das Prognostikon, wenn man die materielle Unterstützung oder Nicht-Unterstützung aller Mission positiver Richtung mit der der Mission negativer Richtung vergleicht. In dem Maße als die Geldmittel der Innern Mission schwindsüchtig abfallen, erheben sich die des Gustav-Adolf-Vereins in üppigem Gedeihen. Und doch hat jene die besten Wünsche der Höfe und alle Interessenten der politischen Reaction für sich, also die zur Zeit sieghaften Potenzen; dieser neben der Opferwilligkeit des negativen Glaubens nur die zur Zeit unterjochten Gelüste des Liberalismus und Demokratismus, und den propagandistischen Ze-

*) Deutsche Volkshalle vom 26. Mai 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 18. Aug. 1855.

lotismus wider Rom. Man begreift wohl, wie trübe Ahnung die Männer der Innern Mission mitunter überkommen muß bei dem Gedanken an das Schicksal, das bei der geringsten Aenderung der politischen Constellation, einer Wiedererhebung des momentan unterdrückten Zeitgeistes, einem plötzlichen Umschlag des Hofwindes, z. B. durch einen eventuellen Thronwechsel in Preußen — über ihr mühseliges Werk hereinbrechen würde. Möglicher Weise wäre in Einem Jahre die ganze Innere Mission sammt ihrer Idee von der protestantischen Volkskirche der Zukunft ausgetilgt und von der deutschen Erde wie weggeblasen.

Man erwäge nur: während es in demselben Berlin, jetzt unter der officiellen Herrschaft des Confessionalismus und politischen Pietismus, mit allen Veranstaltungen dieser Richtung steht, wie Herr Hofprediger Krummacher angegeben, feierte der in jenen Höhen auf's äußerste verdächtigte, mißliebige und scheel angesehene Gustav-Adolf-Verein seine solidesten Triumphe, seine völlige Wiederauferstehung aus dem Grabe von 1848. Er hatte bekanntlich so tapfer an der Herbeiführung dieser glorreichen Erhebung mitgearbeitet, daß ihr Sturz nicht umhin konnte, auch ihn mit ihren Trümmern zu bedecken. Aber kaum vergingen drei Jahre, so erschallte aus Berlin die frohe Kunde: „der Gustav-Adolf-Verein, der seit 1848 fast im Abscheiden war, ist wieder in Aufnahme gekommen." Mit dem J. 1850 gedieh er wieder stark in's Steigen, obwohl noch lange nicht bis zu der Höhe, die er im J. 1844 gleich bei seiner Gründung eingenommen. Für 1851 konnte der Berliner Zweigverein bereits 45,000 Thlr., der Hauptverein 500,000 Thlr. ausgeben. Auch die „Kreuz-Zeitung" that unwirsch Meldung von dem Factum. Denn, wie eine andere Stimme aus Berlin bemerkte, „diesem Einen glücklichen Beispiele stehen viele traurigen gegenüber; die Beiträge für wohlthätige Institute in der Residenz nehmen mit jedem Jahre ab, besonders in diesem; so sind z. B. alle un-

sere so nützlichen Kleinkinderbewahranstalten auf dem Punkt einzugehen aus Mangel an Unterstützung" *). Wenige Wochen später brachte der Neujahrsbericht des Stuttgarter „Allg. Kirchenblatts" äußerst trübselige Betrachtungen ähnlichen Inhalts über Würtemberg: die verschiedenen christlichen Bestrebungen fänden überall winzigen Anklang, Popularität genieße nur der Gustav-Adolf-Verein, wie die Opfer vom ersten Advent erwiesen. Dasselbe konnte über's Jahr auch aus Berlin wieder berichtet werden, noch dazu unter einem neuen Ansatz der alten Kriegstrompete: „Bekanntlich findet an den Reformationsfesten eine kirchliche Landescollekte für die Gustav-Adolf-Stiftung statt, von welcher nur die orthodoxe Sektirerei sich auszuschließen pflegt; dießmal haben in Berlin ganz besonders die Unionsorgane und die unirten Gemeinden sich dieser Angelegenheit angenommen" **). Noch vor ein paar Monaten verkündete derselbe Correspondent auch für dieses Jahr den blühenden Aufschwung des Gustav-Adolf-Vereins, während alles andere Collektenwesen an der argen confessionellen Zerrüttung zu Grunde gehe ***); und die jüngste Generalversammlung zu Heidelberg fand sich von den steigenden Erfolgen so stolz gehoben, daß aus ihrer Mitte die Prophezeiung erklang: „sie gewinne dem Kirchentag die Oberhand ab, der sich vielleicht späterhin in den Gustav-Adolf-Verein verlieren werde" †). Der Kirchentag ist die Repräsentation der Innern Mission!

Unter diesen Verhältnissen, wie wir sie hier von Anfang bis zu Ende geschildert haben, begreift sich gewiß das Bemühen der Innern Mission, wieder kirchliche Masse um das Panier der Confession anzusammeln, immer klarer. Um so

*) Allg. Ztg. vom 6. Dec. 1852.
**) Allg. Ztg. vom 4. Nov. 1854.
***) Allg. Ztg. vom 4. Juni 1855.
†) Allg. Ztg. vom 19. und 20. Sept. 1855.

weniger aber begreift sich, wie sie immer noch an der stolzen Idee von ihrem „volksverklärenden Charakter" festhalten, immer noch mit dem grandiosen Gedanken sich tragen mag: durch massenhafte Bekehrungen mittelst ihrer religiösen und socialen Wirksamkeit eine allgemeine protestantische „Volks-Kirche" herstellen zu wollen. Dennoch arbeitet der Verein immer noch nach diesem Programm, wenn auch unter mühsam verhehlter Entmuthigung *). Fragt man aber nach den Mitteln und reellen Erfolgen, widerlegt man ihm beides, wie soeben von uns selber geschehen, so bleibt doch stets noch die Eine Auskunft offen, zu der wir die religiöse Reaction drüben regelmäßig in jeder Noth greifen sehen. Vielfach und tief hat man auf den verschiedenen Kirchentagen die Calamität beklagt, daß sich nicht einmal ein kirchliches Blatt gründen lasse, welches auch nur einigermaßen als ein gemeinsames Organ der protestantischen Bestrebungen angesehen werden könnte. Fragt man nun: wie könnt Ihr unter solchen und andern Umständen an die Erhebung des bestehenden Kirchenthums zur wirklichen Volkskirche und zu einer der Welt imponirenden Macht auch nur denken? — so erfolgt die stereotype Antwort: „Ein neues Pfingstfest und wir wären aus all unserer Noth" **).

---

*) „Ist's nicht ein offenbares Geheimniß, daß auf den ersten Sturmlauf bereits eine Periode einer bedenklichen Ernüchterung gefolgt ist? Fangen die Hände, die im ersten Eifer eine unermeßliche organisirende Thätigkeit in Angriff nahmen, nicht allgemach an, wieder zu ermatten? Tritt nicht, nachdem der erste Zauber der neuen Losungsworte verrauscht ist, eine unläugbare Monotonie aus diesen Reden und Apologien uns entgegen, und verräth nicht Alles immer deutlicher, daß beim Beginn dieser sonst vielfältig gesegneten Bewegung ein Fehler gemacht, die Faktoren nicht genau genug geprüft, und darum das Facit etwas zu frühe gezogen worden?" Gelzer's protest. Monatsblätter. Juni 1855. S. 374.

**) Hengstenberg's evang. K.=Z. 17. März 1855.

Dieses Mittel zum Zweck bildete denn auch stets den Finaleffekt der Kirchentage. Schon der zu Stuttgart (1850) verpflichtete seine Mitglieder ausdrücklich zu gewissen Andachtsstunden um „eine reichliche Ausgießung des heiligen Geistes", da „das Eine Universalmittel gegen die Nothstände unseres Volkes eine reichliche Ausgießung des heiligen Geistes ist" *). Auch bei dem Berliner Kirchentage **) rief der Superintendent Westermeyer aus Biere als letztes Wort aus: „keine Rettung ohne eine neue Ausgießung des heiligen Geistes"; und das Schlußgebet erging wirklich um eine „reichlichere Ausgießung des heiligen Geistes" als das — „große Universalmittel."

Es bleibt also dabei: durch natürliche und übernatürliche Mittel oder Wunder wird die Innere Mission die wirkliche Volkskirche und ihre der Welt imponirende Macht herstellen. Fassen wir Aufgabe und Ziel noch einmal auf, so prägnant, als sie in Dr. Wichern's Organ, den „fliegenden Blättern" des rauhen Hauses, eingetragen sind! Die Innere Mission, heißt es dort, ist „eine Mission an die Kirchen über die Kirche", durch sie soll „unser christliches Volksleben als ein Ganzes neu beseelt, die Kirche und das Gemeindeleben von Grund auf neu gebaut werden; sie hat das Vorrecht vor der Kirche, das Recht der Lebendigen gegen die Todte, der Freien gegen die Magd; sie ist schlechterdings Thätigkeit der verborgenen Gemeinde, d. i. der einzelnen Gläubigen, in freier Vereinigung auf die Gesammtkirche; durch Anerkennung des göttlichen Rechts der freien Aemter werden erst die Staatskirchen wahrhaft zu Volkskirchen, die gespaltenen und getheilten zur Universal- und Weltkirche" ***).

Dieß ist nun die volle Idee der Innern-Missions-Zu-

*) I. Bericht des Central-Ausschusses rc. S. 78.

**) S. die Verhandlungen desselben.

***) Bei Merz a. a. O. S. 462.

kunftskirche; sie bildet uns zugleich den Zukunftskirchen-Begriff Nro. Eins. Wir werden nämlich sehen, daß nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Reaction Niemand, mit Ausnahme der starren Exclusiven und ihrer alleinseligmachenden Bekenntnißkirche, bereits bei einem kirchlichen Definitivum angekommen zu seyn glaubt. Alles sonst baut Kirche auf Zukunft, und unsere Aufgabe ist die, kritisch analysirend die verschiedenen Zukunftskirchen-Begriffe, wie sie den zu Grunde liegenden mannigfaltigen Partei-Richtungen entsprechen, in's Klare zu setzen. Am besten geschieht dieß durch Vergleichung derselben untereinander, und auf diesem Wege wird auch der der Innern Mission selbst noch schärfer in seinen Eigenthümlichkeiten hervortreten. Einstweilen haben wir ihm den ersten Platz eingeräumt, weil er immerhin noch der symbolmäßigste ist, nur etwa mit Ausnahme des Zukunfts-Kirchen-Begriffs des Gustav-Adolf-Vereins.

Wir sagen nicht, daß der Zukunftskirchen-Begriff der Innern Mission absolut symbolmäßig sei. Vielmehr streift er schon durch die außerordentlichen Mittel, Zeichen und Wunder, die er zu seiner Realisirung zu bedürfen glaubt, hart an den Boden der Schwärmerei, und noch mehr durch den da und dort auftauchenden Gedanken, daß die also realisirte „Volks-Kirche“ alsdann nichts Anderes wäre, als die sichtbar gewordene eigentliche Kirche, d. i. die an's Licht gesetzte symbolmäßig verborgene Gemeinde der Heiligen. Sobald nämlich drüben die Kirche aufhören soll, entweder unsichtbar, oder aber nach ihrer sichtbaren Seite aller Sünde und allem Irrthum unterworfen zu seyn, steht gleich die volle Schwärmer-Kirche auf dem Plan. Indeß kann man doch jene beiden Aeußerungen auch bloß von der Wiederansammlung der kirchlichen Masse verstehen, und insofern ist dann der Zukunftskirchen-Begriff der Innern Mission allerdings der symbolmäßigste unter seinen Collegen. Denn weder zieht er, wie gleich der Zukunftskirchen-Begriff der Kreuzzeitungs-Partei thut, Rück-

sichten auf den Katholicismus in seinen Kreis; vielmehr hält er sich streng auf protestantischem Gebiet. Noch erweitert er, wie der des Gustav-Adolf-Vereins thut, zu sehr das Kriterium oder die äußern Zeichen der wahren Kirche. So ist er also im Grunde nur „die Kirche" der Exclusiven, durch eine mäßige Abschwächung des Kriteriums erweitert und über die drei protestantischen Hauptrichtungen oder Confessionen dem Umfange nach ausgebreitet, der Tiefe nach aber mit „volksverklärendem Charakter" versehen.

Insoweit die Zukünftskirche der Innern Mission die um die Fahne eines bestimmten Bekenntnisses wieder gesammelte kirchliche Masse bedeutet, ist sie nicht einmal mehr ganz zukünftig. Jene Fahne ist nämlich vom Berliner Kirchentag am 20. Sept. 1853 bereits aufgesteckt, und die unter ihr befindliche Ansammlung „deutsche evangelische Kirche" benannt worden. Wir haben den Vorgang ausführlich beschrieben, und schließen hiemit einen Ring unserer Betrachtungen ab *). Wir haben dort auch gesehen, wie man von dieser, wie Andere meinten, übereilten Grundlage aus weiter auf die Zukunftskirche selber hinzuarbeiten gedachte. Dort ist ferner Näheres über die Aussichten eingetragen bezüglich der durch eben dieselbe Zukunftskirche angestrebten Einheit. Nur über Eine interessante Frage vermögen wir jetzt so wenig als damals Auskunft zu geben; so lange nämlich diese Zukunftskirche mit der Einheit in ihr nicht realiter dasteht, bewegt sie sich in der „Verfassung" der Innern Mission, und diese selber ist — „jetzt noch ideal" **).

*) Vgl. die „Streiflichter" Nro. I. II. III. IV. im 33. Bde. der histor.-polit. Blätter.

**) A. a. O. S. 61.

XLV.

Die Theurungs-Frage am Rhein.

Die seit Jahren anhaltende und sich noch steigernde Theurung trägt auch im Rheinland ein Wesentliches dazu bei, die bestehenden socialen Mißverhältnisse zu verschlimmern und den Proceß der socialen Auflösung bis zur endlichen gefährlichen Krisis zu beschleunigen. Durch die hohen Getreidpreise gewinnt der größere Landbesitzer natürlich große Summen zum Nachtheil der andern Gesellschaftsklassen, und namentlich der größten derselben, der bloßen Handarbeiter. Ein Aachener Blatt berichtete vor Kurzem, auf einem gewissen Dorfe seien an einem Sonntage fünfzehn Bauern mit eignen Equipagen bei der Kirche vorgefahren. Wie aus diesem Beispiele hervorgeht, wird schon der größere Bauer da, wo er Eigenthümer ist, unter den vorliegenden Verhältnissen reich und, wie sich vielfach in höchst auffallender Art herausstellt, überaus üppig. Um wie viel mehr muß sich das Vermögen der großen Gutsbesitzer vermehren!? — Während der Lohn der Arbeiter durchschnittlich derselbe geblieben, sind die Kosten, welche sie für ihren Unterhalt aufzuwenden haben, auf das Doppelte gestiegen, und sind selbst in dem günstigen Falle nicht mehr von dem Lohne aufzubringen, daß derselbe bei voller Arbeit regelmäßig das ganze Jahr hindurch bezogen wird. Unter diesen Umständen hat die große Menge der Arbeiter in den verflossenen theuren Jahren nicht allein den Rest ihres kleinen Vermögens eingebüßt, sondern auch ihren Credit mehr als

erschöpft, und sieht jetzt bei nahender Winterszeit den Hunger als ihr unvermeidliches Loos vor sich. Daß dieß keine Uebertreibung ist, dürfte der oberflächlichste Vergleich zwischen den bestehenden Lohnsätzen und den Lebensmittel-Preisen ergeben. Der gewöhnliche Taglohn ist hier auf dem Lande 8 bis 10 Sgr., d. i. 29 bis 36 Kreuzer für den Tag, bei Selbstbeköstigung des Arbeiters; im Winter fällt derselbe bis auf die Hälfte, ja oft bis auf ein Drittel. Wenn nun die Kartoffeln noch über zwei Gulden per Centner, und das 12pfündige Roggenbrod noch über ½ Gulden kosten, so ist leicht einzusehen, daß auch der das ganze Jahr hindurch bezogene volle Taglohn zur Deckung auch nur der allernothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht ausreicht, zumal da auch die Preise aller übrigen Lebensmittel entsprechend in die Höhe gegangen sind. Das Loos, welches unter diesen Umständen den gar nicht oder minder beschäftigten Arbeiter erwartet, bedarf keiner Ausmalung.

Obgleich es nun ohne Zweifel gewiß ist, daß das sociale Uebel sich durch keinerlei Verwaltungsmaßregeln beseitigen und wegreglementiren läßt, sondern von Innen heraus auf organischem Wege kurirt seyn will, so ist es doch ebenso gewiß und augenscheinlich, daß im vorliegenden Falle einstweilen auch staatliche Palliativmaßregeln nöthig sind, wenn nicht, bevor die organische Kur sich vollbracht hat, der ganze Körper gewaltig leiden oder zu Grunde gehen soll. Wie der Arzt nur in seltenen Fällen einen Körper bloß von Innen heraus heilt, sondern dazu in der Regel auch äußere und mehr negative und Palliativmittel anwendet, die, wie z. B. diätetische Regeln, dazu dienen, dem weitern Umsichgreifen des Uebels vorzubeugen, und den später und auf anderm und innerm Wege zu heilenden Körper einstweilen vor dem jede Heilung unmöglich machenden gänzlichen Zerfall zu schützen: so werden auch gewisse äußeren Mittel angewendet werden müssen, um die wieder herzustellende Gesellschaft während des Verlaufs der Krankheit und ihrer Heilung vor gänzlichem Verfall zu schützen, also die innere Heilung durch die Herstellung ihrer äußern Bedingungen mit äußeren Mitteln möglich zu halten. Diese Mittel sind aber zum großen Theil in den Händen des Staats. Der Staat besitzt heut zu Tage alle wirksame Gesetzgebung in bürgerlichen Dingen, fast

die gesammte Verwaltungs- und Polizei-Gewalt, und so ist also ausschließlich in seine Hände gelegt, was auf diesen Wegen und durch solch äußeren Mittel erstrebt werden kann und soll. Damit aber der Staat in diesen Beziehungen seine Aufgabe erfülle, sind selbstverständig zwei Bedingungen unerläßlich, der entsprechende rechte Wille dazu und die Macht.

Der moderne Staat, in und mit seiner Bureaukratie wesentlich von einer hohlen und unpraktischen Schulweisheit, dem doctrinären Liberalismus und Humanismus influenzirt, hat bisher im Ganzen nicht einmal den rechten und energischen Willen gehabt, seine Macht in Regelung der commerciellen und industriellen Verhältnisse zu äußern. Liberale Phrasen, z. B. das berühmte oder vielmehr berüchtigte laissez faire, sind vom Zeitgeist den modernen Politikern wie Sand in die Augen gestreut, und haben ihren Blick verschlossen vor dem wesentlichsten Theil der socialen Aufgabe des Staats. So ist es gekommen, daß derselbe Staat, der sich sonst mit seiner Polizei in die allerminutiösesten Dinge einmischt, und jeden Dorf-Jahrmarkt nach den strengsten Reglements mit Gensd'armerie überwacht, und jeden armen Hausirer und jedes Bettelkind mit wahren Argus-Augen controlirt, damit sie ja in Nichts gegen die Ordnung verstoßen, im großen Gewerbe und Verkehr allen habsüchtigen Gelüsten des menschlichen Herzens Zaum und Zügel schießen läßt, so lange sie nur mit den allgemeinen formellen Eigenthumsgesetzen in keinen offenbaren Widerspruch treten. Wenn die Gesetzgebung, Verwaltung und Polizei das Recht haben, die Ausübung mancher kleinen Gewerbe, z. B. des Hausirhandels 2c., zu Zwecken des Gemeinwohls zu beschränken, ohne Rücksicht darauf, wie viele armen Schlucker durch solche Maßregeln ihre einzige Erwerbsquelle verlieren: so muß sie auch das Recht haben, verbietend und beschränkend in den Betrieb des großen Gewerbes und Handels einzugreifen, wenn durch die Art und Weise ihrer Ausübung das allgemeine Wohl der gesammten Staatsgemeinschaft gefährdet wird. Zu dieser, dem Standpunkt des modernen Staats doch so natürlichen, Ausdehnung des Rechts der Verwaltung und Polizei auf die Industrie der Neuzeit, die unter anständigen Formen ein viel schlimmeres Raubritterthum in sich birgt, als je ein mittelalteriges war, ist

man heut zu Tage noch nicht gekommen, weil der blaue Dunst der liberalen Aufklärungs-Politik, die doch eitel Finsterniß war, noch immer nicht aus Kopf und Herz der omnipotenten Staats-Männer verschwunden ist. Diese Aufklärungs-Politik mit ihrer falschen Geistigkeit gibt ihnen eine einseitige Richtung auf geistige und geistliche Einwirkungen, die mindestens viel weniger im Beruf des Staats liegen, als die Sorge um das irdische Wohl der Unterthanen. Der zweite Grund der Vernachlässigung des letztern ist neben der falschen Geistesrichtung und dem Phrasengeklingel der liberalen Schulweisheit der gar zu große Respekt vor den Geld-Mächten, welcher auf dem Bewußtseyn des Mangels an eigener wahrhaften Autorität beruht.

Um die Hydra der modernen Plutokratie mit Erfolg vom Staate aus bekämpfen zu können, wäre außer der Gewalt auch wahrhafte Autorität erforderlich. Gewalt ist an sich noch lange keine Autorität. Zur bloßen Gewalt gehört als ihr Correlat bei dem Untergebenen die Furcht vor der Strafe, zur Autorität die Ehrfurcht vor ihr selbst, verbunden mit dem Vertrauen, daß, was sie befiehlt, an sich gut und recht sei. Nun haben aber die modernen Staaten bei aller ihrer Gewalt sehr wenig Autorität beim Volke, und namentlich fehlt das Vertrauen mit dem Glauben an die innere Berechtigung der Regierungshandlungen gar leicht solchen Bevölkerungen, die, wie die preußischen Rheinprovinzen, erst in neuester Zeit einem ihnen früher völlig fremden Staate zugetheilt worden sind. In solchen Sachlagen ist es nun allerdings sehr schwierig für die Staatsgewalt, auf die socialen Verhältnisse irgend welchen Einfluß zu gewinnen. Jede Berührung der socialen Interessen, wäre sie auch auf das Beste gemeint, geplant und ausgeführt, verwundet die Betroffenen gewöhnlich weit mehr, als die mißliebigsten Maßregeln irgend welcher andern Art, weil sie eben das angeht, was das Hauptstreben so vieler Menschen ausmacht, den ökonomischen Vortheil oder Schaden. An diesem Punkte ist die Mehrzahl der von der Politik zumeist berücksichtigten Staatsbürger eben am empfindlichsten, und da die socialen Interessen alle in einem sehr innigen und nahen Zusammenhange stehen, so ist es sehr natürlich, daß, außer den von einer politisch-socialen Maßregel

zunächst Betroffenen, an deren Unzufriedenheit, Geschrei und passivem Widerstand auch zahllose Andere Theil nehmen, die mittelbar und indirekt sich für mitbeschädigt halten können. So wäre es z. B. möglich, daß die Beschränkung oder Verhinderung eines dem ärmern Volke in seiner Gesammtheit auf die Dauer nachtheiligen Unternehmens gerade von diesem übel empfunden würde, weil dadurch in diesem Moment eine vorübergehende Arbeitsgelegenheit in Wegfall kommt ꝛc. ꝛc. So sind mehrere neuere die Sitten- und Gesundheits-Polizei betreffende, in's sociale Gebiet einschlagende und an sich gewiß sehr wohlgemeinte und gute Verordnungen der preußischen Regierung in den Rheinlanden wegen vermeinter Beeinträchtigung der Gewerbe und des Publikums auf's Uebelste aufgenommen worden und haben einen Widerstand gefunden, der ihre Ausführung fast unmöglich macht. Eine dieser Verordnungen z. B. beschränkt die Erlaubniß zu nächtlichen Tanzmusiken, die bekanntlich eine furchtbare Quelle und Veranlassung vielfachen socialen und moralischen Verderbens sind. Die Wirthe wissen diese Beschränkung leicht zu umgehen, indem sie ihre ersten besten Nachbarn und Gäste zu einer Eingabe an die Behörde veranlassen, welche um die Erlaubniß zu einem Balle für „eine geschlossene Gesellschaft“ nachsucht. Die Behörde kann natürlich der geschlossenen Gesellschaft die Erlaubniß nicht verweigern, und so bleibt Alles beim Alten. So wird es aber immer in allen socialen Maßregeln gehen, die durch ihre Natur eine starke Opposition von Seiten zahlreicher Betheiligten hervorrufen: Dinge dieser Art lassen sich eben nicht mit bloßer Gewalt machen, sondern nur mit Autorität, d. h. sie lassen sich meist nur dann consequent ausführen, wenn der gute Wille des Volks den Anordnungen von Oben mit hingebendem Vertrauen und activem freiwilligen Gehorsam entgegenkommt. Und wiederum kann nur aus dem sichern Bewußtseyn eines festen Besitzes solchen Vertrauens beim Volke und seines bereitwilligen und mitwirkenden Gehorsams den Regierungen der Muth erwachsen, mit einschneidenden socialen Maßregeln nöthigen Falls auch dann vorzugehen, wenn sie voraussichtlich im Anfang das ärgste Geschrei der Betheiligten und der gesammten liberalen Presse erwecken.

Das Vertrauen des Volks zu einer Regierung kann aber nicht

über Nacht von selbst in die Gemüther kommen, es muß verdient, es muß erworben werden, sich auf die durch eine lange Erfahrung fest gewordene Ueberzeugung gründen, daß die Regierung wirklich das Rechte, das Gute und Beste für das Volk will und thut. Diese Erfahrung kann aber vom Volke nicht so sehr in abstract politischen, als in solchen Dingen gemacht werden, die wirkliches Interesse für das praktische Leben haben: das Volk beurtheilt von seinem Standpunkt den Werth einer Regierung nach ihren Einwirkungen auf seine wirklichen Zustände, nach ihrem Verhältniß zu seinen concreten zeitlichen und geistlichen Gütern, also nach ihren socialen Früchten und ihrer Haltung in kirchlicher Beziehung.

Nach ersterm Maßstabe bemessen, kommen die modernen Regierungen überhaupt beim Volke sehr schlecht weg, weil sich die socialen Zustände in neuerer Zeit ungemein verschlimmert haben. Das ist allerdings nicht directe Schuld der Staatsgewalten, diese haben ohne Zweifel in ihrer Weise sehr Vieles gethan, um den Handel und Gewerbfleiß möglichst empor zu bringen: es ist aber ein Irrthum, wenn sie wegen dieser ihrer volkswirthschaftlichen Bestrebungen auf den Dank des „Volkes" rechnen zu dürfen glauben. Nicht dem „Volke" sind diese Bemühungen schließlich zu Gute gekommen, sondern nur einer sehr kleinen und zwar derjenigen Klasse des Volkes, die für Gefühle des Dankes rc. die wenigste Empfänglichkeit hat, weil in ihrer Geistesrichtung ihr Herz leicht zu Stein oder vielmehr zu Metall wird, weil nach dem bezeichnenden Ausspruch eines bekannten Mannes aus ihrer Mitte „in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört." Insbesondere ist es ein sehr schwerer Irrthum des specifischen Preußenthums, wenn es großen Dank für die industriellen und commerciellen rc. Segnungen der preußischen Regierung vom Volke als solchem verlangt; die Regierung hat allerdings außerordentlich Vieles in dieser Hinsicht gethan, aber weil sie dabei auf die herrschenden liberal-doctrinären Richtungen einging, so ist das Volk durch alle diese „Hebungen" des Verkehrs und Gewerbes elender geworden, als es je zuvor war, und sieht daher in ihnen natürlich gar keinen Grund zum Danke und zu einer besondern patriotischen Anhänglichkeit an Preußen. Beides läßt sich mit Recht nur da erwarten, wo das Volk sich wirklich wohl fühlt; wo und

weil am Rhein der wirkliche Volkswohlstand fehlt, da und darum fehlt natürlich auch die in Berlin so oft schmerzlich vermißte Dankbarkeit und das Vertrauen, welches in die Intentionen einer Regierung eingeht und ihre Ausführung ermöglicht. Ein solches Vertrauen könnte sich von dieser Seite auch nicht durch einzelne Maßregeln, sondern nur allmählig und zwar dadurch herstellen, daß die Regierung eine von Grund aus andere volkswirthschaftliche Richtung einschlüge, und das Volk durch Thatsachen davon zu überzeugen wüßte. Nur mit einer solchen Veränderung in der ganzen volkswirthschaftlichen Richtung der Regierung und einer hinlänglichen Verkürzung ihrer beharrlichen Verfolgung würde es möglich seyn, das rheinische Volk zu der durchaus nöthigen freiwilligen Mitwirkung an der Ausführung einzelner socialen Maßregeln zu bestimmen, wie sie bald in großem Maßstabe unvermeidlich werden dürften.

Ein solches Vertrauen und eine solche Mitwirkung wäre aber andererseits beim rheinischen Volke, so weit es katholisch ist, nur unter der Voraussetzung eines friedlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche denkbar. Katholiken, die dieß wirklich und nicht nur dem Namen nach sind, halten die sichtbare Kirche Gottes auf Erden und nicht den Staat für den letzten Richt- und Zielpunkt und das wahre Centrum auch der irdischen Dinge, und können also einem politischen und bürgerlichen Gemeinwesen ein wahres Daseyn und Wirken nur je nach dem Verhältniß zuerkennen, welches dasselbe zur Kirche einnimmt. Nach diesem höchsten Maßstabe bemessen sind also Angriffe von Seiten eines Staats gegen die Kirche, ihre Rechte und Freiheit 2c. nicht bloß in religiöser Beziehung, in und wegen ihrer specifisch religiös-kirchlichen Bedeutung und Wirkung, eine tiefe Verletzung der Gefühle des katholischen Volks, sondern sie benehmen demselben naturnothwendig alle Sympathie und das Vertrauen zu jenem angreifenden kirchenfeindlichen Staat auch in politischer und bürgerlicher Hinsicht. Nach jenem oben angedeuteten Gedankengang und Zusammenhang der Dinge muß ein Staat, der sich gegen die reale Kirche von Oben feindlich stellt, sich implicite damit zugleich auch gegen Gott selbst sehr versündigen und damit in eine noch falschere Stellung zu allen Dingen

und auf allen Gebieten gerathen. Wie in diesen höhern und höchsten Verhältnissen der letzte Grund des furchtbaren Unsegens der neuern Politik liegt, würde sich wohl leicht herausstellen lassen, wenn man einmal die Geschichte der Entstehung und des Wachsthums des großen politischen und socialen Unheils der gegenwärtigen Lage aus diesen Gesichtspunkten betrachten und erforschen würde. Dann würde sich die so oft gerügte vertrauenslose Haltung der Katholiken gegen das moderne Staatswesen überhaupt und einzelne Staaten insbesondere als sachlich mehr oder minder begründet nachweisen.

In Anwendung dieser Betrachtung auf den eigentlichen Gegenstand unserer Erörterung der socialen Zustände Rheinpreußens, erklärt sich nach derselben sehr leicht die wieder wachsende Vertrauenslosigkeit zur Regierung, welche allerdings in den letzten Jahren der Kirche eine Freiheit und Stellung gelassen, die in vieler Hinsicht den thatsächlichen Zuständen in Oesterreich und Frankreich weit vorzuziehen war. Dennoch hat diese an sich gewiß höchst anerkennenswerthe Thatsache das durch Vorgänge früherer Zeit zerstörte Vertrauen noch nicht völlig wiederherstellen können, weil man das jetzt Gewährte theils und wohl allzusehr für ein durch die Verhältnisse von 1848 abgenöthigtes Zugeständniß, theils auch die ruhige Belassung desselben seit jener Zeit, wie die frühern Gewährungen, für ein persönliches Werk des Monarchen ansah, welches mit dem Staatssystem als solchem nichts zu thun habe. Wirklich hat sich die Befürchtung, daß die ihrer innersten Gesinnung nach zum größten Theile kirchenfeindliche höhere preußische Bureaukratie bei erster bester Gelegenheit unter veränderten und ihr günstigen Umständen ihre alte Praxis gegen die Kirche von Neuem aufnehmen würde, seit einiger Zeit zu bestätigen angefangen. Bei Lebzeiten unseres Königs wird es den hierin bestimmenden Beamten-Kreisen wohl schwerlich möglich werden, ihren Angriff im Großen und Ganzen zu beginnen: kleinere Maßregeln von allerlei Art sprechen aber deutlich genug die in den maßgebenden Kreisen wieder herrschend gewordene Richtung aus. Wenn man, gleichsam um die Stimmung zu sondiren, bei den einzelnen Pfarrern anfragt, was sie zu einer Uebertragung der Verwaltung von gewissen kirchlichen

Renten auf den Staat dächten, wenn man den Pfarrern bisher geübte Befugnisse in den Schulen ihrer Gemeinden nimmt und dieselben ohne Weiteres den Bürgermeistern überträgt, wenn ferner einigen katholischen Gesellen-Vereinen die Gewährung von Corporations-Rechten versagt, die Erlaubniß zur Errichtung katholischer Privatschulen verweigert wird 2c. 2c., so zeigen dergleichen Einzelheiten in ihrem innern Zusammenhang betrachtet ziemlich deutlich, welcher Geist wieder in Berlin herrschend geworden, und wessen man sich unter gewissen Umständen von dorther zu versehen hat. In dieser Lage der Dinge ist natürlich das Vertrauen zur Regierung wieder sehr im Sinken begriffen, und auch die Katholiken, welche mit ihrem entschiedenen Glauben eine wahre Anerkennung des Guten im preußischen Staate zu vereinigen wissen, können nicht anders als mit großem Mißtrauen in die nächste Zukunft blicken.

Unter solchen Umständen kann natürlich auch die Staatsgewalt kein rechtes Vertrauen auf sich selbst, ihre Macht und Kraft zu Einwirkungen auf die socialen Dinge haben, und wird daher wohl gar Manches zu unterlassen vorziehen, was zu unternehmen sonst ganz ihres Orts und Berufes wäre. Diese Sachlage verschlimmert aber die Aussichten in die Zukunft nicht wenig: wenn es gleich wahr ist, daß der Staat bei Reorganisation der socialen Verhältnisse nicht die Hauptsache thun kann, die in der geistigen Wiedergeburt des socialen Lebens besteht und mithin nur von der Kirche aus zu erwarten ist, so bleibt doch ein großes Gebiet der Mitwirkung für den Staat übrig, und es ist gewiß höchst bedauerlich, wenn derselbe durch die Stellung und Richtung, die er in andern Beziehungen eingenommen, sich selbst um die Kraft und Mittel bringt, seinen socialen Beruf gehörig zu erfüllen.

XLVI.

Die Reunion der schismatischen Griechen mit der katholischen Kirche.

L'église orientale. Par J. G. Pitzipios. Rome 1855.

Mehr als je macht seit den letzten Jahren unter den treuen Söhnen der Kirche der Wunsch und die Hoffnung auf die endliche Beseitigung der orientalischen Kirchenspaltung und die Wiedervereinigung der durch Täuschung und Gewalt von der katholischen Einheit losgerissenen Griechen und Armenier sich geltend; die jüngsten Ereignisse haben nicht wenig dazu beigetragen, die Erwartung eines so erfreulichen Umschwungs zu bestärken. Der heilige Stuhl hat es niemals unterlassen, sich des geistig verödeten Orients väterlich anzunehmen, und während er mit der zartesten Sorgfalt über die Unirten wachte, traf er auch für die Bekehrung der Schismatiker die zweckmäßigsten Anstalten. Das griechische Collegium in Rom, die mit Eifer gepflegten Missionsanstalten in der Türkei, die übrigen Schulen und Stiftungen zu diesem Endzweck, die erst kürzlich der mit den Verhältnissen des Orients wohl vertraute Graf J. de Bertou wiederum im „Correspondent" besprochen hat, haben unter den größten Schwierigkeiten Rühmliches geleistet, und oftmals dem apostolischen Oberhirten die

die gesammte Verwaltungs- und Polizei-Gewalt, und so ist also ausschließlich in seine Hände gelegt, was auf diesen Wegen und durch solch äußeren Mittel erstrebt werden kann und soll. Damit aber der Staat in diesen Beziehungen seine Aufgabe erfülle, sind selbstverständig zwei Bedingungen unerläßlich, der entsprechende rechte Wille dazu und die Macht.

Der moderne Staat, in und mit seiner Bureaukratie wesentlich von einer hohlen und unpraktischen Schulweisheit, dem doctrinären Liberalismus und Humanismus influenzirt, hat bisher im Ganzen nicht einmal den rechten und energischen Willen gehabt, seine Macht in Regelung der commerciellen und industriellen Verhältnisse zu äußern. Liberale Phrasen, z. B. das berühmte oder vielmehr berüchtigte laissez faire, sind vom Zeitgeist den modernen Politikern wie Sand in die Augen gestreut, und haben ihren Blick verschlossen vor dem wesentlichsten Theil der socialen Aufgabe des Staats. So ist es gekommen, daß derselbe Staat, der sich sonst mit seiner Polizei in die allerminutiösesten Dinge einmischt, und jeden Dorf-Jahrmarkt nach den strengsten Reglements mit Gensd'armerie überwacht, und jeden armen Haufirer und jedes Bettelkind mit wahren Argus-Augen controlirt, damit sie ja in Nichts gegen die Ordnung verstoßen, im großen Gewerbe und Verkehr allen habsüchtigen Gelüsten des menschlichen Herzens Zaum und Zügel schießen läßt, so lange sie nur mit den allgemeinen formellen Eigenthumsgesetzen in keinen offenbaren Widerspruch treten. Wenn die Gesetzgebung, Verwaltung und Polizei das Recht haben, die Ausübung mancher kleinen Gewerbe, z. B. des Hausirhandels ꝛc., zu Zwecken des Gemeinwohls zu beschränken, ohne Rücksicht darauf, wie viele armen Schlucker durch solche Maßregeln ihre einzige Erwerbsquelle verlieren: so muß sie auch das Recht haben, verbietend und beschränkend in den Betrieb des großen Gewerbes und Handels einzugreifen, wenn durch die Art und Weise ihrer Ausübung das allgemeine Wohl der gesammten Staatsgemeinschaft gefährdet wird. Zu dieser, dem Standpunkt des modernen Staats doch so natürlichen, Ausdehnung des Rechts der Verwaltung und Polizei auf die Industrie der Neuzeit, die unter anständigen Formen ein viel schlimmeres Raubritterthum in sich birgt, als je ein mittelalteriges war, ist

man heut zu Tage noch nicht gekommen, weil der blaue Dunst der liberalen Aufklärungs-Politik, die doch eitel Finsterniß war, noch immer nicht aus Kopf und Herz der omnipotenten Staats-Männer verschwunden ist. Diese Aufklärungs-Politik mit ihrer falschen Geistigkeit gibt ihnen eine einseitige Richtung auf geistige und geistliche Einwirkungen, die mindestens viel weniger im Beruf des Staats liegen, als die Sorge um das irdische Wohl der Unterthanen. Der zweite Grund der Vernachlässigung des letztern ist neben der falschen Geistesrichtung und dem Phrasengeklingel der liberalen Schulweisheit der gar zu große Respekt vor den Geld-Mächten, welcher auf dem Bewußtseyn des Mangels an eigener wahrhaften Autorität beruht.

Um die Hydra der modernen Plutokratie mit Erfolg vom Staate aus bekämpfen zu können, wäre außer der Gewalt auch wahrhafte Autorität erforderlich. Gewalt ist an sich noch lange keine Autorität. Zur bloßen Gewalt gehört als ihr Correlat bei dem Untergebenen die Furcht vor der Strafe, zur Autorität die Ehrfurcht vor ihr selbst, verbunden mit dem Vertrauen, daß, was sie befiehlt, an sich gut und recht sei. Nun haben aber die modernen Staaten bei aller ihrer Gewalt sehr wenig Autorität beim Volke, und namentlich fehlt das Vertrauen mit dem Glauben an die innere Berechtigung der Regierungshandlungen gar leicht solchen Bevölkerungen, die, wie die preußischen Rheinprovinzen, erst in neuester Zeit einem ihnen früher völlig fremden Staate zugetheilt worden sind. In solchen Sachlagen ist es nun allerdings sehr schwierig für die Staatsgewalt, auf die socialen Verhältnisse irgend welchen Einfluß zu gewinnen. Jede Berührung der socialen Interessen, wäre sie auch auf das Beste gemeint, geplant und ausgeführt, verwundet die Betroffenen gewöhnlich weit mehr, als die mißliebigsten Maßregeln irgend welcher andern Art, weil sie eben das angeht, was das Hauptstreben so vieler Menschen ausmacht, den ökonomischen Vortheil oder Schaden. An diesem Punkte ist die Mehrzahl der von der Politik zumeist berücksichtigten Staatsbürger eben am empfindlichsten, und da die socialen Interessen alle in einem sehr innigen und nahen Zusammenhange stehen, so ist es sehr natürlich, daß, außer den von einer politisch-socialen Maßregel

zunächst Betroffenen, an deren Unzufriedenheit, Geschrei und passivem Widerstand auch zahllose Andere Theil nehmen, die mittelbar und indirekt sich für mitbeschädigt halten können. So wäre es z. B. möglich, daß die Beschränkung oder Verhinderung eines dem ärmern Volke in seiner Gesammtheit auf die Dauer nachtheiligen Unternehmens gerade von diesem übel empfunden würde, weil dadurch in diesem Moment eine vorübergehende Arbeitsgelegenheit in Wegfall kommt ꝛc. ꝛc. So sind mehrere neuere die Sitten- und Gesundheits-Polizei betreffende, in's sociale Gebiet einschlagende und an sich gewiß sehr wohlgemeinte und gute Verordnungen der preußischen Regierung in den Rheinlanden wegen vermeinter Beeinträchtigung der Gewerbe und des Publikums auf's Uebelste aufgenommen worden und haben einen Widerstand gefunden, der ihre Ausführung fast unmöglich macht. Eine dieser Verordnungen z. B. beschränkt die Erlaubniß zu nächtlichen Tanzmusiken, die bekanntlich eine furchtbare Quelle und Veranlassung vielfachen socialen und moralischen Verderbens sind. Die Wirthe wissen diese Beschränkung leicht zu umgehen, indem sie ihre ersten besten Nachbarn und Gäste zu einer Eingabe an die Behörde veranlassen, welche um die Erlaubniß zu einem Balle für „eine geschlossene Gesellschaft" nachsucht. Die Behörde kann natürlich der geschlossenen Gesellschaft die Erlaubniß nicht verweigern, und so bleibt Alles beim Alten. So wird es aber immer in allen socialen Maßregeln gehen, die durch ihre Natur eine starke Opposition von Seiten zahlreicher Betheiligten hervorrufen: Dinge dieser Art lassen sich eben nicht mit bloßer Gewalt machen, sondern nur mit Autorität, d. h. sie lassen sich meist nur dann consequent ausführen, wenn der gute Wille des Volks den Anordnungen von Oben mit hingebendem Vertrauen und activem freiwilligen Gehorsam entgegenkommt. Und wiederum kann nur aus dem sichern Bewußtseyn eines festen Besitzes solchen Vertrauens beim Volke und seines bereitwilligen und mitwirkenden Gehorsams den Regierungen der Muth erwachsen, mit einschneidenden socialen Maßregeln nöthigen Falls auch dann vorzugehen, wenn sie voraussichtlich im Anfang das ärgste Geschrei der Betheiligten und der gesammten liberalen Presse erwecken.

Das Vertrauen des Volks zu einer Regierung kann aber nicht

über Nacht von selbst in die Gemüther kommen, es muß verdient, es muß erworben werden, sich auf die durch eine lange Erfahrung fest gewordene Ueberzeugung gründen, daß die Regierung wirklich das Rechte, das Gute und Beste für das Volk will und thut. Diese Erfahrung kann aber vom Volke nicht so sehr in abstract politischen, als in solchen Dingen gemacht werden, die wirkliches Interesse für das praktische Leben haben: das Volk beurtheilt von seinem Standpunkt den Werth einer Regierung nach ihren Einwirkungen auf seine wirklichen Zustände, nach ihrem Verhältniß zu seinen concreten zeitlichen und geistlichen Gütern, also nach ihren socialen Früchten und ihrer Haltung in kirchlicher Beziehung.

Nach ersterm Maßstabe bemessen, kommen die modernen Regierungen überhaupt beim Volke sehr schlecht weg, weil sich die socialen Zustände in neuerer Zeit ungemein verschlimmert haben. Das ist allerdings nicht directe Schuld der Staatsgewalten, diese haben ohne Zweifel in ihrer Weise sehr Vieles gethan, um den Handel und Gewerbsfleiß möglichst empor zu bringen: es ist aber ein Irrthum, wenn sie wegen dieser ihrer volkswirthschaftlichen Bestrebungen auf den Dank des „Volkes" rechnen zu dürfen glauben. Nicht dem „Volke" sind diese Bemühungen schließlich zu Gute gekommen, sondern nur einer sehr kleinen und zwar derjenigen Klasse des Volkes, die für Gefühle des Dankes ꝛc. die wenigste Empfänglichkeit hat, weil in ihrer Geistesrichtung ihr Herz leicht zu Stein oder vielmehr zu Metall wird, weil nach dem bezeichnenden Ausspruch eines bekannten Mannes aus ihrer Mitte „in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört." Insbesondere ist es ein sehr schwerer Irrthum des specifischen Preußenthums, wenn es großen Dank für die industriellen und commerciellen ꝛc. Segnungen der preußischen Regierung vom Volke als solchem verlangt; die Regierung hat allerdings außerordentlich Vieles in dieser Hinsicht gethan, aber weil sie dabei auf die herrschenden liberal-doctrinären Richtungen einging, so ist das Volk durch alle diese „Hebungen" des Verkehrs und Gewerbes elender geworden, als es je zuvor war, und sieht daher in ihnen natürlich gar keinen Grund zum Danke und zu einer besondern patriotischen Anhänglichkeit an Preußen. Beides läßt sich mit Recht nur da erwarten, wo das Volk sich wirklich wohl fühlt; wo und

weil am Rhein der wirkliche Volkswohlstand fehlt, da und darum fehlt natürlich auch die in Berlin so oft schmerzlich vermißte Dankbarkeit und das Vertrauen, welches in die Intentionen einer Regierung eingeht und ihre Ausführung ermöglicht. Ein solches Vertrauen könnte sich von dieser Seite auch nicht durch einzelne Maßregeln, sondern nur allmählig und zwar dadurch herstellen, daß die Regierung eine von Grund aus andere volkswirthschaftliche Richtung einschlüge, und das Volk durch Thatsachen davon zu überzeugen wüßte. Nur mit einer solchen Veränderung in der ganzen volkswirthschaftlichen Richtung der Regierung und einer hinlänglichen Verkürzung ihrer beharrlichen Verfolgung würde es möglich seyn, das rheinische Volk zu der durchaus nöthigen freiwilligen Mitwirkung an der Ausführung einzelner socialen Maßregeln zu bestimmen, wie sie bald in großem Maßstabe unvermeidlich werden dürften.

Ein solches Vertrauen und eine solche Mitwirkung wäre aber andererseits beim rheinischen Volke, so weit es katholisch ist, nur unter der Voraussetzung eines friedlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche denkbar. Katholiken, die dieß wirklich und nicht nur dem Namen nach sind, halten die sichtbare Kirche Gottes auf Erden und nicht den Staat für den letzten Richt- und Zielpunkt und das wahre Centrum auch der irdischen Dinge, und können also einem politischen und bürgerlichen Gemeinwesen ein wahres Daseyn und Wirken nur je nach dem Verhältniß zuerkennen, welches dasselbe zur Kirche einnimmt. Nach diesem höchsten Maßstabe bemessen sind also Angriffe von Seiten eines Staats gegen die Kirche, ihre Rechte und Freiheit rc. nicht bloß in religiöser Beziehung, in und wegen ihrer specifisch religiös-kirchlichen Bedeutung und Wirkung, eine tiefe Verletzung der Gefühle des katholischen Volks, sondern sie benehmen demselben naturnothwendig alle Sympathie und das Vertrauen zu jenem angreifenden kirchenfeindlichen Staat auch in politischer und bürgerlicher Hinsicht. Nach jenem oben angedeuteten Gedankengang und Zusammenhang der Dinge muß ein Staat, der sich gegen die reale Kirche von Oben feindlich stellt, sich implicite damit zugleich auch gegen Gott selbst sehr versündigen und damit in eine noch falschere Stellung zu allen Dingen

und auf allen Gebieten gerathen. Wie in diesen höhern und höchsten Verhältnissen der letzte Grund des furchtbaren Unsegens der neuern Politik liegt, würde sich wohl leicht herausstellen lassen, wenn man einmal die Geschichte der Entstehung und des Wachsthums des großen politischen und socialen Unheils der gegenwärtigen Lage aus diesen Gesichtspunkten betrachten und erforschen würde. Dann würde sich die so oft gerügte vertrauenslose Haltung der Katholiken gegen das moderne Staatswesen überhaupt und einzelne Staaten insbesondere als sachlich mehr oder minder begründet nachweisen.

In Anwendung dieser Betrachtung auf den eigentlichen Gegenstand unserer Erörterung der socialen Zustände Rheinpreußens, erklärt sich nach derselben sehr leicht die wieder wachsende Vertrauenslosigkeit zur Regierung, welche allerdings in den letzten Jahren der Kirche eine Freiheit und Stellung gelassen, die in vieler Hinsicht den thatsächlichen Zuständen in Oesterreich und Frankreich weit vorzuziehen war. Dennoch hat diese an sich gewiß höchst anerkennenswerthe Thatsache das durch Vorgänge früherer Zeit zerstörte Vertrauen noch nicht völlig wiederherstellen können, weil man das jetzt Gewährte theils und wohl allzusehr für ein durch die Verhältnisse von 1848 abgenöthigtes Zugeständniß, theils auch die ruhige Belassung desselben seit jener Zeit, wie die frühern Gewährungen, für ein persönliches Werk des Monarchen ansah, welches mit dem Staatssystem als solchem nichts zu thun habe. Wirklich hat sich die Befürchtung, daß die ihrer innersten Gesinnung nach zum größten Theile kirchenfeindliche höhere preußische Bureaukratie bei erster bester Gelegenheit unter veränderten und ihr günstigen Umständen ihre alte Praxis gegen die Kirche von Neuem aufnehmen würde, seit einiger Zeit zu bestätigen angefangen. Bei Lebzeiten unseres Königs wird es den hierin bestimmenden Beamten-Kreisen wohl schwerlich möglich werden, ihren Angriff im Großen und Ganzen zu beginnen: kleinere Maßregeln von allerlei Art sprechen aber deutlich genug die in den maßgebenden Kreisen wieder herrschend gewordene Richtung aus. Wenn man, gleichsam um die Stimmung zu sondiren, bei den einzelnen Pfarrern anfragt, was sie zu einer Uebertragung der Verwaltung von gewissen kirchlichen

Renten auf den Staat dächten, wenn man den Pfarrern bisher geübte Befugnisse in den Schulen ihrer Gemeinden nimmt und dieselben ohne Weiteres den Bürgermeistern überträgt, wenn ferner einigen katholischen Gesellen-Vereinen die Gewährung von Corporations-Rechten versagt, die Erlaubniß zur Errichtung katholischer Privatschulen verweigert wird ꝛc. ꝛc., so zeigen dergleichen Einzelheiten in ihrem innern Zusammenhang betrachtet ziemlich deutlich, welcher Geist wieder in Berlin herrschend geworden, und wessen man sich unter gewissen Umständen von dorther zu versehen hat. In dieser Lage der Dinge ist natürlich das Vertrauen zur Regierung wieder sehr im Sinken begriffen, und auch die Katholiken, welche mit ihrem entschiedenen Glauben eine wahre Anerkennung des Guten im preußischen Staate zu vereinigen wissen, können nicht anders als mit großem Mißtrauen in die nächste Zukunft blicken.

Unter solchen Umständen kann natürlich auch die Staatsgewalt kein rechtes Vertrauen auf sich selbst, ihre Macht und Kraft zu Einwirkungen auf die socialen Dinge haben, und wird daher wohl gar Manches zu unterlassen vorziehen, was zu unternehmen sonst ganz ihres Orts und Berufes wäre. Diese Sachlage verschlimmert aber die Aussichten in die Zukunft nicht wenig: wenn es gleich wahr ist, daß der Staat bei Reorganisation der socialen Verhältnisse nicht die Hauptsache thun kann, die in der geistigen Wiedergeburt des socialen Lebens besteht und mithin nur von der Kirche aus zu erwarten ist, so bleibt doch ein großes Gebiet der Mitwirkung für den Staat übrig, und es ist gewiß höchst bedauerlich, wenn derselbe durch die Stellung und Richtung, die er in andern Beziehungen eingenommen, sich selbst um die Kraft und Mittel bringt, seinen socialen Beruf gehörig zu erfüllen.

XLVI.

Die Reunion der schismatischen Griechen mit der katholischen Kirche.

L'église orientale. Par J. G. Pitzipios. Rome 1855.

Mehr als je macht seit den letzten Jahren unter den treuen Söhnen der Kirche der Wunsch und die Hoffnung auf die endliche Beseitigung der orientalischen Kirchenspaltung und die Wiedervereinigung der durch Täuschung und Gewalt von der katholischen Einheit losgerissenen Griechen und Armenier sich geltend; die jüngsten Ereignisse haben nicht wenig dazu beigetragen, die Erwartung eines so erfreulichen Umschwungs zu bestärken. Der heilige Stuhl hat es niemals unterlassen, sich des geistig verödeten Orients väterlich anzunehmen, und während er mit der zartesten Sorgfalt über die Unirten wachte, traf er auch für die Bekehrung der Schismatiker die zweckmäßigsten Anstalten. Das griechische Collegium in Rom, die mit Eifer gepflegten Missionsanstalten in der Türkei, die übrigen Schulen und Stiftungen zu diesem Endzweck, die erst kürzlich der mit den Verhältnissen des Orients wohl vertraute Graf J. de Bertou wiederum im „Correspondent" besprochen hat, haben unter den größten Schwierigkeiten Rühmliches geleistet, und oftmals dem apostolischen Oberhirten die

Renten auf den Staat dächten, wenn man den Pfarrern bisher geübte Befugnisse in den Schulen ihrer Gemeinden nimmt und dieselben ohne Weiteres den Bürgermeistern überträgt, wenn ferner einigen katholischen Gesellen-Vereinen die Gewährung von Corporations-Rechten versagt, die Erlaubniß zur Errichtung katholischer Privatschulen verweigert wird ꝛc. ꝛc., so zeigen dergleichen Einzelheiten in ihrem innern Zusammenhang betrachtet ziemlich deutlich, welcher Geist wieder in Berlin herrschend geworden, und wessen man sich unter gewissen Umständen von dorther zu versehen hat. In dieser Lage der Dinge ist natürlich das Vertrauen zur Regierung wieder sehr im Sinken begriffen, und auch die Katholiken, welche mit ihrem entschiedenen Glauben eine wahre Anerkennung des Guten im preußischen Staate zu vereinigen wissen, können nicht anders als mit großem Mißtrauen in die nächste Zukunft blicken.

Unter solchen Umständen kann natürlich auch die Staatsgewalt kein rechtes Vertrauen auf sich selbst, ihre Macht und Kraft zu Einwirkungen auf die socialen Dinge haben, und wird daher wohl gar Manches zu unterlassen vorziehen, was zu unternehmen sonst ganz ihres Orts und Berufes wäre. Diese Sachlage verschlimmert aber die Aussichten in die Zukunft nicht wenig: wenn es gleich wahr ist, daß der Staat bei Reorganisation der socialen Verhältnisse nicht die Hauptsache thun kann, die in der geistigen Wiedergeburt des socialen Lebens besteht und mithin nur von der Kirche aus zu erwarten ist, so bleibt doch ein großes Gebiet der Mitwirkung für den Staat übrig, und es ist gewiß höchst bedauerlich, wenn derselbe durch die Stellung und Richtung, die er in andern Beziehungen eingenommen, sich selbst um die Kraft und Mittel bringt, seinen socialen Beruf gehörig zu erfüllen.

XLVI.

Die Reunion der schismatischen Griechen mit der katholischen Kirche.

L'église orientale. Par J. G. Pitzipios. Rome 1855.

Mehr als je macht seit den letzten Jahren unter den treuen Söhnen der Kirche der Wunsch und die Hoffnung auf die endliche Beseitigung der orientalischen Kirchenspaltung und die Wiedervereinigung der durch Täuschung und Gewalt von der katholischen Einheit losgerissenen Griechen und Armenier sich geltend; die jüngsten Ereignisse haben nicht wenig dazu beigetragen, die Erwartung eines so erfreulichen Umschwungs zu bestärken. Der heilige Stuhl hat es niemals unterlassen, sich des geistig verödeten Orients väterlich anzunehmen, und während er mit der zartesten Sorgfalt über die Unirten wachte, traf er auch für die Bekehrung der Schismatiker die zweckmäßigsten Anstalten. Das griechische Collegium in Rom, die mit Eifer gepflegten Missionsanstalten in der Türkei, die übrigen Schulen und Stiftungen zu diesem Endzweck, die erst kürzlich der mit den Verhältnissen des Orients wohl vertraute Graf J. de Bertou wiederum im „Correspondent" besprochen hat, haben unter den größten Schwierigkeiten Rühmliches geleistet, und oftmals dem apostolischen Oberhirten die

Freude bereitet, einzelne hervorragende Geistliche und Laien in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren zu sehen. So sind auch in Rom unter dem Schutze der Päpste die gediegensten Werke über das orientalische Schisma erschienen, darunter viele von bekehrten Griechen, wie Petrus Arkudius und Leo Allatius, deren überaus reiches Material die Publikationen des unvergeßlichen Angelo Mai in unseren Tagen noch beträchtlich vermehrt haben. Pius IX. hielt es nach vielen ähnlichen Erlassen seiner erlauchten Vorgänger für gut und zeitgemäß, in dem apostolischen Schreiben vom 6. Jan. 1848 unter Vorstellung der durch die unselige Spaltung herbeigeführten Nachtheile und Leiden die Schismatiker des Ostens in ebenso belehrender als ermunternder Weise zur Rückkehr in die katholische Einheit einzuladen, und wiederum zu zeigen, wie wenig die römische Kirche eine Diskussion der streitigen Punkte und eine ernste Prüfung ihrer Lehren zu scheuen habe. Die in Folge dieser Encyklika aber entstandene Polemik*) war sicher wenigstens insofern erfreulich, als sie doch

*) Zunächst erhob sich gegen diese Encyklika der schismatische Patriarch Anthimus von Constantinopel in einem Umlaufschreiben voll grober Ausfälle und voll alter Beschuldigungen zur Vertheidigung seines Schisma. Der heilige Vater nahm darauf Bezug in seiner Allokution vom 19. Dec. 1853, und kündigte eine gedrängte Widerlegungsschrift an, die bald darnach publicirt ward (Confutazione di Antimo Patriarca scismatico Costantinopolitano. Roma 1853). Jene Allokution kritisirte der Grieche Georg Markoran auf Corfu in einer sehr seichten Broschüre von 35 Oktavseiten (Sopra alcuni passi dell' allocuzione di Pio IX. Osservazioni di G. Marcoran. Corfù 1854), und ebenso replicirte er auf die Antwort der „Civiltà cattolica" (20. Mai 1854) in einem zweiten polemischen Schriftchen (Risposta all' articolo della Civiltà cattolica. Corfù 1854), das in demselben Blatte (20. Jan. 1855) wiederum seine treffende Entgegnung fand. Auch von Seite der russischen Orthodoxie, die seit den Metropoliten Theophanes Procopowicz und Philaretes in der dogmatischen Polemik wenig mehr

wieder ein Lebenszeichen der fast erstorbenen schismatischen Theologie erblicken ließ.

In eben dem Augenblicke, der eine allgemeine Aufmerksamkeit den Zuständen des Orients zuwendet, unter dem Eindruck der erschütternden Nachrichten von den blutigen Kämpfen in der Krim erschien zu Rom in der Druckerei der Propaganda ein bedeutungsvolles Werk, das lautes Zeugniß gibt von dem im Stillen wirkenden, mit geistigen Waffen kämpfenden Geiste des Katholicismus, der überall sich consequent auch für die verwickeltsten Fragen der Neuzeit eine principielle Lösung zu bieten im Stande ist, ein Werk, das wenn auch nicht allseitig dem Gelehrten entsprechend, doch zu dem großen Endzweck, den sein Verfasser sich zur Lebensaufgabe gemacht, wesentlich mitzuwirken geeignet scheint. Der Autor, Jakob G. Pitzipios, ein Grieche von Geburt, genau bekannt mit der Stimmung und den Verhältnissen seiner Landsleute, glühend von Eifer für die kirchliche Union und Stifter der dafür thätigen „christlich-orientalischen Gesellschaft", hat mehr ein praktisches, als ein wissenschaftliches Interesse im Auge; er gibt nicht das reiche dogmatische und historische Material, wie es sich in den Werken eines Allatius und Le Quien findet, sondern nur so viel, als auch ein nicht theologisches Publikum bedarf, um über die einzelnen Controversen sich ein klares und richtiges Urtheil bilden zu können; dagegen hebt er analog der älteren Schrift des Carmeliten Thomas a Jesu vor Allem die praktische Seite der religiösen Frage hervor. Das Werk des Pitzipios, zugleich

zu Tage gefördert hat, erschien neben den politischen Flugschriften ein vorherrschend theologisches Manifest an den katholischen Occident: Question religieuse d'Orient et d'Occident. Parole de l'orthodoxie catholique au Catholicisme Romain. Traduit du russe par A. Popovitski. Paris 1853. Vgl. darüber Revue des deux mondes Ser. II. t. IV. Civiltà cattol. 21. Jan. 1854.

in einer griechischen und französischen Ausgabe *) gedruckt, umfaßt vier Haupttheile: der erste behandelt die Trennung der griechischen und der lateinischen Kirche, sowie die Prätexte und Ursachen derselben; der zweite die Union auf dem Concil zu Florenz und die Rechtskraft seiner Dekrete; der dritte gibt uns eine Schilderung der Verkommenheit des byzantinischen Clerus seit der türkischen Herrschaft; der vierte Theil endlich bespricht die Mittel, die zur Reorganisation der anatolischen Kirche führen können und sollen. In der Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft mit Rom auf Grund der Florentiner-Beschlüsse sieht der Verfasser das einzige Heilmittel für die schweren Leiden, mit denen die Kirche des Orients seit Jahrhunderten zu ringen hat, und die sie fast zur Agonie geführt, und darum auch ein Werk von unermeßlicher Tragweite wie in religiöser, so in socialer und politischer Beziehung.

Der Gegenstand selbst, die Art der Behandlung, die Persönlichkeit des Verfassers, der Moment der Veröffentlichung — Alles ist geeignet, der Schrift des J. G. Pitzipios die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa in hohem Grade zu verschaffen. Den katholischen Abendländer überraschen, trotzdem daß Vieles davon schon bekannt war, die detaillirten Schilderungen kirchlicher Zustände im Orient, sowie die frohe

*) *L'église orientale.* Exposé historiqae de sa séparation et de sa réunion avec celle de Rome. Accord perpétuel de ces deux Eglises dans les dogmes. La continuation de leur union. L'apostasie du clergé de Constantinople de l'Eglise de Rome, sa violation des institutions de l'Eglise orientale, et ses vexations contre les chretiens de ce rite. Seuls moyens pratiquables pour établir l'ordre dans l'Eglise orientale et arriver par là à l'union générale et à la restauration sociale de tous les chretiens. Par Jacques G. Pitzipios, fondateur de la société chretienne orientale. Rome, Imprimerie de la Propagande, 1855.

Zuversicht und Entschiedenheit des Verfassers, während dessen Landsleute eine ausreichende Belehrung über Controversen finden, die sie kaum je näher gewürdigt, eine Reihe von Beweisen, die einfach und treffend das schwere Unrecht ihrer Voraltern constatiren, die theils aus Haß und Bosheit, theils aus Illusion und Verblendung sich vom Centrum des kirchlichen Lebens losgerissen haben.

Die wahren Ursachen, sowie die vorgeschützten Motive des griechischen Schisma, wie sie nach dem Vorgange von Photius und Michael Cärularius in den gegen die Lateiner gerichteten Schriften erörtert zu werden pflegten, sind allgemein bekannt; die meisten dieser Vorwürfe lassen sich schon aus den Väterschriften, Liturgien und den übrigen Dokumenten der Griechen selbst widerlegen. Obenan steht die dogmatische Controverse über den Ausgang des heiligen Geistes und den Zusatz filioque im Symbolum; sie hat eine fast unübersehbare Literatur, und ward mit einem seltenen Aufwand von Scharfsinn und Erudition nach allen Seiten hin behandelt. Es kann sich aber jeder Unbefangene leicht überzeugen, daß die griechischen Kirchenlehrer theils der Lehre der römischen Kirche nicht im Geringsten entgegen sind, theils sogar unmittelbar und direkt für sie Zeugniß ablegen, und daß jener Zusatz ein sowohl in sich, als durch die Umstände gerechtfertigter, das Symbolum nur erläuternder, von der competenten Autorität sanktionirter, keineswegs aber ein durch die Synode von Ephesus und andere Concilien verbotener, den Glauben verfälschender und demnach verwerflicher ist*). Der Streit über das Fegfeuer ist mehr ein Streit um den Namen des Ortes der Läuterung, als um die Sache selbst**), und die Meinung von dem Aufschub der vollen Seligkeit für die

*) Pitzipios P. I. p. 27 seq. p. 113 seq.

**) ib. P. I. c. 8. p. 64—90. Vgl. dessen Schrift: Lettres d'un chretien d'Orient sur le purgatoire. Malte 1852.

Gerechten bis zum letzten Gerichte erscheint nur als eine mit mehr oder weniger chiliastischen Vorstellungen verbundene Ansicht einzelner Lehrer, nicht als Dogma der orientalischen Kirche*). Praktisch von der größten Wichtigkeit, aber aus der Natur und dem Ursprung des photianischen Schisma nothwendig resultirend, ist die Verwerfung des päpstlichen Primates, der doch in den ältesten Concilien, liturgischen Büchern und in den Väterschriften der Orientalen bis herab auf den Studiten Theodor, den beredtesten Lobredner Altroms unter den Byzantinern, den wärmsten Anhänger des apostolischen Stuhls im Anfang des neunten Jahrhunderts, der noch heute von den Griechen am 11. November als Heiliger gefeiert wird, so nachdrücklich und glänzend anerkannt und bezeugt war. Die fanatischen Schismatiker haben, obschon sie hie und da sich grobe Fälschungen erlaubt und in den Noten zu ihrer Canonensammlung, dem Pedalion, viele Data entstellt**), doch diese schlagenden Zeugnisse nicht zu beseitigen vermocht. Die anderen Punkte betreffen fast sämmtlich den Ritus und die Disciplin, insbesondere die Administration der Sakramente***); hier bildet vor Allem seit Cärularius der Gebrauch des ungesäuerten Brodes bei der Eucharistie den Stein des Anstoßes für die Schismatiker; dazu kommt die Unterlassung der ehemals üblichen dreimaligen Untertauchung bei der Taufe der Lateiner, das Cölibatsgesetz für ihre Priester, das den Orientalen so verhaßte Bartscheeren, das Ringetragen der Bischöfe, das Sabbathfasten und die Verschiedenheit in der Quadragesima, die Art, das Kreuzzeichen zu machen, die Kopfbedeckung der Priester, die Skulpturen in den Kirchen, der Bau der Gotteshäuser, die (übrigens auch von den Russen festgehaltenen) Genuflexionen, die Praxis bezüglich der Communion der getauften Kinder, die

*) P. I. c. 9. p. 91—95.

**) ib. c. 11. p. 109. 110.

***) Pitzipios P. I. c. 10. p. 95 seq.

Divergenzen in der Ehedisciplin und in der Buße, sowie im Ritus überhaupt. Zu diesen Vorwürfen kommen noch manche ganz und gar erdichtete Beschuldigungen, wie die schon von Cärularius *) vorgebrachten, daß die Lateiner die griechischen Kirchenlehrer nicht den Heiligen beizählten, die Bilder und Reliquien verachteten u. dgl. m.

Abgesehen von den minder bedeutenden Differenzen in der Liturgie und in dem häuslichen Leben ergibt sich, daß gerade in den wesentlichen Punkten, in denen der Clerus von Constantinopel von der römischen Kirche abweicht, er auch von den alten Traditionen und Institutionen seiner Kirche abgewichen ist, die er sonst mit einer fast an's Lächerliche streifenden Tenacität selbst in den kleinlichsten Dingen festzuhalten sich bestrebt zeigt; nachdem er den alten Geist verloren, hält er um so zäher an den alten Formen. Recht pharisäisch sieht er einen enormen Frevel in der geringsten Veränderung an der Form eines Hirtenstabs, eines Pluviale, einer Mitra, und geht über die Widersprüche der herrschenden Praxis in Ehesachen mit der Lehre der Schrift und der Tradition gleichgiltig hinweg **); ja bei dem steten Hervorheben seiner uralten Paradosis verfällt er heutzutage, besonders in der Polemik gegen den römischen Stuhl, mehr und mehr in die früher und auch jetzt noch ex professo verdammten Principien des Protestantismus ***). Anstatt der kano-

*) ep. 1. ad Petr. Ant. c. 14 bei Cotel. Monum. Eccl. Gr. II. 144.

**) Vgl. Walter K.-R. XI. Aufl. §. 321. S. 571. Note 10.

***) In dem oben erwähnten Circularschreiben des Patriarchen Anthimus finden sich evident protestantische Grundsätze. Er verwirft jede lebendige Autorität für Glaubensentscheidungen in der Kirche, und läßt nur die Bibel und die alten Canones, nach dem sensus privatus interpretirt, zur Entscheidung dogmatischer Controversen zu. Eben dieser Anthimus, der würdige Schützling des edlen Lord Redcliffe, wird gegenwärtig von mehreren seiner Metropoliten öf-

nischen Institution durch den Papst empfängt der Patriarch von Constantinopel die Investitur durch den Sultan, der oft genug nach Laune mit ihm schaltete; bei der Besetzung der Bisthümer werden ungescheut die kanonischen Vorschriften verletzt, und die gröbsten Mißbräuche sind fast zur Regel geworden. So ward die alte hierarchische Ordnung wesentlich alterirt und zerstört, und aus dem Schisma von Byzanz haben sich neue Schismen in der russischen und in der nach diesem Muster organisirten neuen hellenischen Kirche herausgebildet. Die schismatische Geistlichkeit im Königreich Griechenland suchte in den letzten Jahren neuerdings ihre kirchliche Unabhängigkeit vom Patriarchen in Stambul sowohl mit der politischen Unabhängigkeit des Landes, von der jene eine nothwendige Folge sei, als auch mit der Berufung auf die russische Kirche, deren Autokephalie das byzantinische Patriarchat selber anerkannt, zu rechtfertigen. Merkwürdig war es, wie vor fünf Jahren erst ein Professor der Theologie an der Universität Athen*) den Ansprüchen der Byzantiner das ganz richtige historische Argument entgegenhielt, die hellenische Kirche sei bis in's achte Jahrhundert von dem zu Thessalonich residirenden Vikar des römischen Stuhls abhängig gewesen, bis der Ikonoklast Leo III. diese Provinzen der Jurisdiktion Gregor's II. entzog, und sie der Gerichtsbarkeit seines gleichgesinnten Patriarchen Anastasius unterstellte; es habe sohin ein häretischer Kaiser diese Diöcesen einem orthodoxen Papste gewaltsam entrissen, um sie einem gleich ihm häretischen Patriarchen zu übergeben. Besser konnte der Professor von Athen nicht zugleich die Ansprüche der Byzanti-

---

fentlich einer ganz unkirchlichen Verwaltung, sowie des Verbrechens der Simonie und der Erpressung beschuldigt und dadurch eine neue Skandalscene herbeigeführt (die bereits mit seiner Absetzung durch die Synode und die Pforte an einem Abschnitt angekommen ist).

*) Der Archimandrit Pharmakides in seinem Antitomus. Athen 1850.

ner und den jetzigen Standpunkt seiner eigenen Kirche widerlegen *).

Wie weit aber die Entwürdigung der Kirche, Dank dem schmählichen Treiben des Clerus von Constantinopel, gediehen ist, geht daraus hervor, daß nicht selten die muhamedanischen Behörden, als Richter höherer Instanz, nicht etwa bloß in gewöhnlichen geistlichen Proceßsachen, sondern auch in dogmatischen Controversen angerufen wurden, die hierin dann natürlich nach irgend einer Stelle des Koran entschieden. Im Anfange unseres Jahrhunderts stritten z. B. Griechen und Armenier sehr heftig über die Beimischung des Wassers zum Opferwein, welche die Letzteren schon seit alten Zeiten verwarfen. Der Reis-Effendi, vor dessen Tribunal der Streit kam, entschied einfach: „der Wein ist eine unreine, vom Koran verbotene und verfluchte Flüssigkeit, von der man deßhalb gar keinen Gebrauch machen soll. Warum bedienen sich also beide Theile bei ihrer Messe nicht des bloßen Wassers?" Die Empörung gegen das Oberhaupt der Kirche konnte nicht härter bestraft werden, als durch die harte Sklaverei unter dem Joch der Saracenen. Beides aber, die servile Unterwürfigkeit unter die Pforte und der hochfahrende Trotz gegen den apostolischen Stuhl, geht Hand in Hand mit dem ärgsten Despotismus gegen die dieser entarteten Hierarchie unterworfenen Christen. Pitzipios bespricht**) ausführlich die tyrannische Herrschaft, welche die „ökumenischen Patriarchen von Neu-Rom" und ihre von acht Metropoliten gebildete Synode in Folge der ihnen von den Sultanen verliehenen weltlichen Autorität gegen ihre Gläubigen ausüben, und mittelst deren sie ihren Privat-Interessen, dem schmählichsten, vor keiner Simonie***) zurückbebenden Geize, oft auch der Ueppigkeit und

*) Pitzipios P. I. p. 12. 13. note 5.

**) S. III L'apostasie du clergé de Constantinople.

***) Beispiele dieser Geldwirthschaft bei Pitzipios P. I. p. 48 — 51. Note 28 — 30.

der Wohllust fröhnen. Darin findet er auch eines der wichtigsten Hindernisse der Union: der byzantinische Clerus will diese ausgedehnte zeitliche Gewalt, den Anlaß und die Quelle so vieler Extorsionen, Plünderungen und unzähliger Mißbräuche, um jeden Preis erhalten; schon darum muß er sich der Obedienz des päpstlichen Stuhles entziehen, der gegen diese schreienden Abnormitäten einschreiten würde und müßte; ebendeßhalb wäre aber auch die Wiederherstellung der Subjektion unter Altrom für die orientalischen Christen eine der größten Wohlthaten; sie allein könnte wieder geordnete Rechts-Zustände im kirchlichen Leben nach Maßgabe der alten Traditionen und Canones zurückbringen. Um aber die in seiner Doppelstellung zwischen Moslemin und orientalischen Christen ihm höchst vortheilhafte Separation von den katholischen Abendländern aufrecht zu erhalten, benützte der Clerus von Constantinopel die natürliche Kluft in Nationalität, Sprache und Ritus, sowie die alten Antipathien, fortwährend bemüht, die Divergenzen zu vermehren und die alte Scheidewand noch mehr zu befestigen. Wie einst menschliche Leidenschaften aus den da und dort zerstreuten Funken der Zwietracht das Feuer zur lodernden Flamme angefacht, so haben sie es auch fortwährend genährt und erhalten; sie haben die mühsam auf den Concilien von Lyon und Florenz wiederhergestellte Eintracht mit dem Occident alsbald vernichtet und deren Dekrete, welche die einzig mögliche Art der Ausgleichung darboten, hartnäckig verworfen und bekämpft.

Das Concilium von Florenz, diese großartige und imponirende Versammlung, auf der die Theologen beider Theile ihre Kräfte maßen und die als Barbaren verachteten Lateiner bewiesen, daß sie die mit ihrer patristischen Literatur prahlenden Byzantiner längst überflügelt, hat von jeher von Seite der Schismatiker die heftigsten Angriffe erfahren, und nichts lag ihnen mehr am Herzen, als dieses Bollwerk der abendländischen Christen zu vernichten. Gleich nach der Synode

schrieben Markus und Johannes Eugenikus ihre polemischen Briefe und Sylvester Syropulus seine „vera historia unionis non verae" *), die jetzt noch das reichste Arsenal für die Polemik der Schismatiker bildet; ihnen folgten Amyrutza, Gabriel Severus, Georg Coressius und viele Andere, während die trefflichen Widerlegungsschriften, die sogleich von mehreren zur Einheit zurückgekehrten Griechen verfaßt wurden **), theils unberücksichtigt blieben, theils nur neue Schmähungen als Antwort erhielten. Wenn Pitzipios in den historischen Parthien seines ersten Theiles sich zunächst auf die Darstellungen Anderer stützte, wie in der Geschichte des Verhältnisses beider Kirchen bis zu Photius auf Abbé Jager ***), so tritt er hier im zweiten Theile mehr selbstständig auf, und liefert viele schätzbare Beiträge zur Geschichte jener großen Unionssynode. Er entkräftet die oft wiederholten Behauptungen, die orientalischen Bischöfe seien zu Ferrara und Florenz nicht frei gewesen, und die Union von ihnen bloß wegen der Hülfe gegen die Türken ohne alle innere Ueberzeugung angenommen worden, und sogleich nach ihrer Heimkehr hätten dieselben den Vereinigungsakt rescindirt, ja sogar auf Synoden feierlich verworfen. Wenn man eine Synode von Constantinopel anführt, die gegen 1450 den dortigen Patriarchen Gregor als Anhänger der Lateiner ver-

*) griechisch und lateinisch herausgegeben von dem Anglikaner Robert Creyghton Hagae Comit. 1660. Dagegen erschienen von Leo Allatius die Exercitationes in Rob. Creyghton. Romae 1674.

**) Hieher gehören besonders die Apologien des Bischofs Josephus Methonensis und des Protosynkellos und nachherigen Patriarchen Gregor Melissenus (Hard. Concil. tom. IX), der Brief des Cardinal Bessarion ad Alex. Lascarim (bei Arcud. Opusc. theol. aurea. Romae 1630), sowie Johannis Plusiadeni Disceptatio pro Conc. Florent. (bei Leo Allat. Graec. orth. I. p. 583—654).

***) Jager, Histoire de Photius. Seconde édition. Paris 1854.

dammt, so zeigt Pitzipios die schon von Leo Allatius *) behauptete Supposition der Akten mit vielen Gründen. Was die Synode von Jerusalem (1443) betrifft, so beweiset diese an sich nur die Unbeständigkeit der orientalischen Prälaten, die vorher die Union angenommen, aber durch die Drohungen der Türken, die am entschiedensten dem Kirchenfrieden zwischen Rom und Constantinopel entgegenarbeiteten, sich zum Bruch derselben verleiten ließen; nebstdem ward diese Synode nur von den drei den Türken unterworfenen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem gehalten ohne Beiziehung des Patriarchen von Constantinopel; vielmehr wurde dieser, Metrophanes von Cyzikus, hier als Begünstiger der Lateiner anathematisirt **). Außerdem ist es nicht unwahrscheinlich, daß saracenische Einflüsse auch viel zu der Hartnäckigkeit des Markus von Ephesus beitrugen, obschon das nächste Motiv sicher in seinem schwer beleidigten Stolze, namentlich in der zu Florenz erlittenen Beschämung ***) lag. Dieser gewandte und gelehrte, aber höchst leidenschaftliche Grieche war mit dem Plane nach Italien hinübergekommen, eine Union zu Stande zu bringen, aber nur zu politischen Zwecken und unter der Voraussetzung, daß die Lateiner sich dazu herbeiließen, das filioque geradezu aus ihrem Symbolum zu streichen, und die Glaubensstreitigkeiten an sich unentschieden blieben. Allein das Concilium wollte, wie natürlich, vor Allem vollkommene Uebereinstimmung im Dogma,

*) Leo Allat. Add. ad libr. de consensu p. 1380. Hard. Conc. IX, 1353.

**) Leo Allat. de consensu libr. III. c. 4, 1. Cf. Monuments authentiques de la religion des Grecs. A la Haye 1708. p. 123.

***) Der Zeitgenosse Joseph von Methone gibt in seinem oben angeführten libellus apologeticus pro Conc. Flor. eine sehr interessante Anekdote an zu der für Markus höchst schmachvollen Enthüllung einer zu Gunsten der photianischen Lehre an einem Codex des Basilius vorgenommenen Fälschung.

auch in der Lehre vom heiligen Geiste, und gab nur insoweit nach, daß die Griechen nicht genöthigt werden sollten, den Zusatz explicite in ihr Symbolum aufzunehmen, während er in dem der Lateiner nach wie vor verblieb. Schon das, sowie mehrfache, wenn auch verdiente Demüthigungen, hatte den stolzen Mann auf das Höchste beleidigt; er unterschrieb die Definition der Synode nicht; ja er wiegelte die Mönche, den Clerus und das Volk auf, und stellte sich an die Spitze einer durch ihren Fanatismus mächtigen Partei, die, den Türken in die Hände arbeitend, den Sturz des abgelebten Reiches noch mehr beschleunigte. Der Erfolg ist bekannt; eine eingehende kritische Geschichte der Florentiner-Synode ist aber immer noch Bedürfniß. Mit Interesse haben wir vernommen, daß ein österreichischer Gelehrter sich mit dieser wichtigen Arbeit beschäftigt. Abgesehen von dem Erfolge, bleibt aber das Florentinum immer noch nicht nur ein herrliches Denkmal der kirchlichen Wissenschaft und religiöser Thatkraft, sondern auch die Grundlage jeder späteren Wiedervereinigung der beiden Kirchen, da sonst keine haltbare Basis zu finden ist, und seine Rechtsbeständigkeit keinen Zweifel zuläßt. Das hat Pitzipios scharf und treffend hervorgehoben.

Ist aber die Basis der Union bestimmt, so drängt sich vor Allem die Frage nach der Durchführbarkeit derselben auf. Mit großem Eifer bestreitet Pitzipios *) die vielfach behauptete absolute Unmöglichkeit oder praktische Unausführbarkeit dieses großen Werkes. Beruft man sich auf die Fruchtlosigkeit aller bisherigen Bemühungen, so läßt sich daraus nur die große Schwierigkeit, nicht die schlechthinige Impossibilität der Sache erschließen; unser Autor findet den wichtigsten Grund dieser Erscheinung in der stets verbreiteten Lüge, Rom wolle den orientalischen Ritus vernichten; darüber aber, meint er, könn-

*) Pitzip. P. IV. c. 1.

ten die Orientalen leicht enttäuscht werden. Und in der That ist nichts unhaltbarer, nichts absurder als dieser Vorwurf; unzählige päpstliche Erlasse, wie z. B. von Innocenz IV. für Cypern (1261), von Pius IV. für die Griechen in Italien (1564), besonders von Benedikt XIV. (1746, 1755, 1757), von Pius VI., Leo XII., Gregor XVI., Pius IX., zeigen gerade die größte Sorgfalt, die alten orientalischen Riten ungeschmälert zu erhalten und treffen dazu die zweckmäßigsten Anordnungen*). Freilich ist die Zahl der Katholiken des griechischen Ritus sehr gering, aber wahrlich nicht durch die Schuld der Päpste. In Rußland hat man seit Katharina II. mit Gewaltmaßregeln die unirten Griechen fast ausgerottet und in der Türkei haben die muselmännischen Behörden einige Jahrhunderte hindurch alle Anhänger des griechischen Ritus ohne Unterschied zum Gehorsam unter den Patriarchen von Constantinopel gezwungen, so daß nur die Erklärung des Uebertritts zum lateinischen Ritus davor schützte. Ebendeßhalb finden sich auch im heutigen Griechenland und auf den Inseln des Archipelagus fast gar keine Katholiken des griechischen Ritus, sondern nur Katholiken des lateinischen und Schismatiker. Dazu kamen noch die vielen Uebergriffe der Nichtunirten, die oft sogar in ganz katholischen Ländern, wie im Königreiche beider Sicilien, die Stiftungen zu Gunsten der Unirten occupirten und sie behielten, bis die Behörden ihnen das widerrechtlich Usurpirte wieder entzogen**). Man hat aus dieser geringen Anzahl der Unirten, an der die Gewaltthaten der Schismatiker zunächst die Schuld haben, eine Waffe gegen die römischen Missionäre zu entnehmen gesucht und diese dann noch beschuldigt, daß sie die Unterthanen des

---

*) ib. P. I. c. 12. p. 130—144.

**) Cf. Giuseppe Jeno: Difesa del diritto dei sudditi del Re delle due Sicilie nati in esse di rito greco etc. Napoli 1844. — Civiltà cattolica 20. Jan. 1855. p. 194 seq.

Großherrn zu Franken machen wollten. Darin ist es aber in der Gegenwart um Vieles besser geworden.

Neben dieser von Pitzipios scharf hervorgehobenen falschen Beschuldigung waren aber noch unzählige andere Hebel für das Schisma in Bewegung. Der Hauptgrund der Erfolglosigkeit der bisherigen Unionsversuche lag wohl darin, daß einerseits die Union in den Zeiten des sinkenden oströmischen Reiches von Vielen, namentlich von dem lasterhaften Hofe, zunächst nur aus äußeren und politischen Motiven angenommen, von dem starrsinnigen Fanatismus des von Vorurtheilen erfüllten Volkes und des aufreizenden Welt- und Kloster-Clerus, wie von den in ihrer Eitelkeit gekränkten, aus ihrer trägen Ruhe aufgescheuchten Prälaten energisch bekämpft, da und dort auch durch eine überlegene politische Partei mit Gewalt unterdrückt, keine feste Wurzel schlagen konnte, andererseits die innere geistige Trennung von dem Occident bereits zu sehr erstarkt war, als daß sie so leicht, ohne gehörige Vermittelung und ohne die größte Umsicht, für ganze Völkermassen hätte überwunden werden können. Sagten doch schon im dreizehenten Jahrhundert die Schismatiker, man müsse für die Spaltung einstehen schon deßwegen, weil sie so alt und längst verjährt sei*); zudem hatte man die vielfachen Punkte der Uebereinstimmung im Glauben über der immer mehr erweiterten Kluft auf disciplinärem und liturgischem Gebiete bald vergessen und die frühere Kälte in offenen bitteren Haß verwandelt. Die Insufficienz der für die Behauptungen der Photianer vorgebrachten Gründe einzusehen, war zunächst doch nur Sache weniger Männer von ebenso besonnenem und gereiftem Urtheil als redlicher Gesinnung, für das vom Aeußerlichen und Sichtbaren beherrschte, an den ihm eingeimpften Grundsätzen haftende Volk bei dem Anblick der Differenzen

---

*) Vgl. Johannes Bekkus Orat. de unione Eccles. I. n. 7. bei Leo Allatius Graec. orth. I. p. 70.

im Cultus und in der Praxis ziemlich schwer. Ist doch, wie auch von Anderen richtig bemerkt ward*), die menschliche Natur von der Art, daß sie von tiefgewurzelten Vorurtheilen und Antipathien fast nur in einzelnen, hervorragenden Persönlichkeiten, kaum aber in ganzen Massen zurückzubringen und zu heilen ist.

Indessen, so wenig wir die Schwierigkeiten bei der Verwirklichung der Union beider Kirchen unterschätzen oder gar übersehen dürfen, müssen wir doch auf der anderen Seite daran festhalten, daß dieselbe, gehörig von Außen und von Innen vorbereitet und gegen die rechtswidrigen Nachstellungen der Schismatiker geschützt, unter dem Einflusse begünstigender Umstände leicht immer größeren Raum gewinnen könne und müsse. Vorerst bleibt auch die Bekehrung einzelner Individuen ein großer Gewinn. Die ruhige Prüfung der Gründe und Gegengründe bei fortschreitenden theologischen Studien, wie deren Beginn bereits bei dem Clerus des hellenischen Königreichs sich zeigt**), wo trotz vieler feindseligen Elemente, wie des zersetzenden Rationalismus und des Deismus von Theophilus Cairry, auch die positive Theologie Verehrer und Diener zählt, wird sicher wieder Männer erwecken, wie Nicephorus Blemmyda, Joh. Bekkus, Georg Metochita, Constantin Meliteniota, Manuel Calekas, Bessarion und so viele Andere, und deren Conversion wird die von Anderen nach sich ziehen, sobald nur die störendsten Hemmnisse aus dem Wege geräumt worden sind. Als solche bezeichnet Pitzipios***) namentlich die Antipathie der Christen beider Riten, die irrigen Vorstellungen der Occidentalen über Temperament und Charakter der Morgenländer, die von der Pforte dem schismatischen Clerus über die Gläubigen seines Ritus eingeräumte welt-

---

*) Kathol. Lit. Ztg. 6. Aug. 1855. Nr. 32.

**) Pitzip. P. IV. c. 2.

***) ib. P. I. Introduct. P. IV. c. 3.

liche Gewalt, die willkürliche Verläugnung der alten Glaubensſätze der orientaliſchen Kirche von Seite eben dieſer Geiſtlichkeit, ſowie deren Abweichungen von allen Principien kirchlicher und gemeindlicher Verwaltung. Daß nun bei größerer Berührung und lebendigerem Verkehr beider Theile, wie ihn die Gegenwart mit ſich bringt, jene Antipathie mehr und mehr ſchwinde, jene Vorurtheile nach und nach an Kraft verlieren, iſt wohl denkbar, und wenn es einmal den Orientalen klar zu werden beginnt, wieweit ihr Clerus ſich von dem Geiſte der Väter entfernt, wie ſehr er von ihren Lehren und Satzungen abgewichen, dann werden eben dieſe Abweichungen vom kirchlichen Alterthum, die jetzt die Union hindern, ein mächtiges Förderungsmittel derſelben, zumal wenn eine eifrige, unirte Geiſtlichkeit vor ihnen auftritt, die an den Riten und Gebräuchen des Orients feſthaltend vor der ſchismatiſchen Prieſterſchaft die Reinheit des Wandels, das höhere Wiſſen und die lebendige Thatkraft voraus hat, das ſchismatiſche Patriarchat aber ſeiner despotiſchen Gewalt in weltlichen Dingen entſagen muß. Hier, um im Großen und Ganzen dauerhafte Erfolge zu erzielen, reicht die Kirche für das Erſte nicht allein aus.

Sehr richtig bemerkt Pitzipios*): „Vorzugsweiſe politiſche Verhältniſſe haben zu der traurigen Spaltung den erſten Grund gelegt und jetzt, wo die Politik ſich wieder mehr mit der Kirche des Orients zu beſchäftigen anfängt, muß ſie wohl erkennen, daß ſie ohne den Beiſtand der Kirche nichts ausrichtet und auf dieſelben Hemmniſſe ſtößt, welchen die Religion bei dem Werke der Wiedervereinigung begegnete. Das große religiöſe und ſociale Problem, das im Orient ſeiner Löſung entgegenharrt, kann dieſelbe nur durch Zuſammenwirken der Religion und der Politik in befriedigender Weiſe erhalten. Ohne Mitwirkung der chriſtlichen Mächte kann die Kirche eine

*) P. I. introduct. P. IV. c. 3.

Reunion nicht auf die Dauer herstellen; ebensowenig aber können jene ohne die Kirche den Orient regeneriren." Nur scheint es, daß der Verfasser die „Puissances chretiennes" sich als das denkt, was im Zeitalter des Florentinum, wenn auch die Idee dort schon getrübt erscheint, im Ganzen doch immer noch die christiani principes waren, nicht als die modernen Kabinete mit ihren vielfach, namentlich auch confessionell gespaltenen Interessen und Tendenzen, und daß er mit orientalischer Einbildungskraft von der gemeinsamen Action der europäischen Großmächte wohl allzuviel erwartet. Jedoch die Vorbedingungen zu dem großen Ziel zu verwirklichen, das käme allerdings der Politik der gegen Rußland stehenden Mächte zu, und vor Allem wären das katholische Frankreich und das katholische Oesterreich im Stande, hiefür die ersten und wichtigsten Schritte zu thun, auch ohne irgend ein natürliches Interesse, irgend ein begründetes Recht zu verletzen, ohne zu neuen Zwistigkeiten und Verwicklungen Anlaß zu geben. Die Frage über das endliche Schicksal der Rajah muß eine befriedigende Lösung erhalten; den einzelnen Volksstämmen und Nationalitäten des jetzigen türkischen Reiches müßte eine freie, ihren Bedürfnissen angemessene Entwicklung, wie sie diese Blätter oft befürwortet, gesichert und der allen gemeinsame Schutz gleichmäßig auch den Katholiken beider Riten zu Theil werden, was dann bei ungehinderter Activität der Kirche das Wiederaufblühen von griechisch-unirten Gemeinden zur Folge haben würde. Eine der mächtigsten Stützen des griechischen Schisma — die Herrschaft griechischer Kaiser im alten Byzanz — ist längst verloren; ihr Surrogat, die weltliche Obmacht des schismatischen Clerus, könnte bei dem allgemeinen Umschwung nicht länger fortbestehen, und der Nationalstolz der intriguanten und verschmitzten Phanarioten würde bei demselben mit allen seinen Prätensionen den anderen Stämmen gegenüber in die gehörigen Schranken gewiesen. Die Politik hätte der Kirche nur die Wege zu bah-

nen; diese verlangt nur ungestörte und eines vollen Rechtsschutzes versicherte Entfaltung, nicht ein positives Auftreten für ihre Sache allein, nicht eine gewaltsam von Außenher zudiktirte Union. Ja, jeder solche Eingriff in ihre kirchliche Besonderheit würde unbedingt nur die Nationalitäten selbst verletzen und zurückstoßen.

Sicher wird das katholische Frankreich für die der Pforte gewährte großartige Unterstützung, für das Blut seiner tapferen Soldaten und für seine vielfachen Opfer überhaupt die wünschenswerthen Concessionen zu Gunsten der Gerechtigkeit und der religiösen Freiheit, sowie zum Vortheil der schwerbedrückten Rajah fordern und erlangen können; die Ehre seiner Traditionen und seiner Politik erheischt es, hierin keine eigennützigen Zwecke zu verfolgen, das, was wahrhaft zur Regeneration der unter türkischem Scepter lebenden Völkerschaften dient, an die Spitze zu stellen. Die französischen Katholiken sprechen bereits mehrfach aus*), wie sie mit Gottes Hülfe von ihrem jetzigen Beherrscher erwarten, daß nicht nur an den heiligen Stätten, über die der Streit zuerst ausbrach, die auch jetzt nur ungenügend und nothdürftig geschützten Rechte der Lateiner energisch vertreten, die von den Schismatikern mit List und Gewalt geraubten Heiligthümer den rechtmäßigen, ursprünglichen Besitzern wieder geöffnet, dem bis in die neueste Zeit vielfach verfolgten Patriarchen von Jerusalem die nöthige Sicherheit verschafft, sondern auch, daß die christliche Bevölkerung in der Türkei zu geordneten, den einzelnen Stämmen gedeihlichen politischen und religiösen Zuständen emporgehoben werde, die zugleich der katholischen Kirche eine freie Entfaltung ermöglichen, welche dann ihrerseits keine Mühe scheuen würde, das Größte und Wichtigste für die Wiederbelebung des erstarrten Orients zu unternehmen.

---

*) Vgl. Ami de la religion 18. Sept. 1855.

Und das katholische Oesterreich wird sicher eine solche wohlthätige Politik mächtig fördern; es hat gleich Frankreich ein uraltes Protektorat der Katholiken im Orient; es hat seine trefflichen Anstalten für die Verbindung mit den Völkern des Ostens; es hat in den Donaufürstenthümern sich wiederum als Schutzmacht der Katholiken bewährt; und sein apostolischer Monarch hat einen edlen Eifer für die Sache der Kirche bewiesen. Und wenn Rußland seine griechisch-schismatische „Orthodoxie" zum Princip des Kampfes gemacht, und die „älteren Glaubensbrüder" seit Jahrhunderten als Werkzeuge seiner Politik in der Türkei gebraucht hat *): so wird auch die vereinte Politik der Westmächte auf der einen Seite das Czaren-Protektorat den Griechen als entbehrlich, ja als unannehmbar und verderblich erscheinen zu lassen bemüht seyn, auf der andern Seite aber auch unmöglich zugeben können, daß diese „griechische Orthodoxie", die früher die Pforte höchst parteiisch begünstigte, über die am meisten von ihr verfolgten Katholiken länger triumphire. Nur die religiöse Zerrissenheit des Abendlandes, über die Pitzipios zu leicht hinwegsieht, erscheint unter Voraussetzung des bisher Erörterten als das Haupthinderniß der ersehnten Union; sie mit allen aus ihr hervorgegangenen Nachtheilen hindert die Restauration des Orients am stärksten; sie trübt den frohen Ausblick des Katholiken. Und doch kann Niemand den Orient regeneriren als die katholische Kirche. Der nackte Unglaube kann niemals die Morgenländer erfüllen; sie bedürfen einer Religion und wollen sie auf das bestimmteste. Der Protestantismus und der Rationalismus können bei einzelnen Gebildeten, die mit falscher europäischer Aufklärung tingirt sind, Sympathien erwecken, beim Volke niemals. Die schismatischen Kirchen sind selber zu tief gesunken, als daß sie jene Völkerschaften sittlich und geistig emporzuheben vermöchten.

*) Pitzipios La question d'Orient. Malte 1852.

Nur der Katholicismus hat dazu die Mittel; er läßt die alten, dem Volke lieb gewordenen, mit seinem Leben verwachsenen Gebräuche fortbestehen, und beseelt die todten Formen mit neuem Leben; er stellt eine geordnete, kräftige Hierarchie her, die er vor Wiederkehr der jetzt so sehr beklagten Mißbräuche schützt; er allein weiß von der beschränkten Engherzigkeit der erstarrten Schismatiker zu heilen, ohne daß darüber die kindliche Pietät und das treue Festhalten an der Ueberlieferung verloren geht; er allein weiß an die alten Traditionen dieser christlichen Bevölkerung anzuknüpfen und das Neue mit dem Alten zu verbinden; er baut auf, ohne die alten, sicheren Grundlagen zu zerstören, er veredelt, ohne die natürlich erwachsenen Nationalunterschiede zu vernichten. Nur der geistig beschränkte und mit dem Leben unbekannte Staatsmann kann diese offen da liegenden Eigenschaften des Katholicismus übersehen; nur die innige Verbindung von Oesterreich und Frankreich würde sie aber im Orient zur *vollen* Geltung kommen lassen.

Unstreitig haben die Gedanken des Pitzipios in sich viel Wahres, wenn auch Einzelnes darin einer Modifikation bedarf. Sicher, wo der Katholicismus sich erhebt, da läßt er die Differenz der Riten bei der Einheit des Glaubens nach den Dekreten von Florenz fortbestehen und auf diese, als stets zu Recht bestehend und niemals abrogirt, verpflichtet der römische Stuhl die zurückkehrenden Orientalen. Dieser fortwährenden Rechtskraft der Florentiner-Dekrete muß vor Allem die faktische Anerkennung verschafft werden; darauf dringt unser Grieche. Wird das aber auch so schnell verwirklicht werden können? Manche erleuchtete Priester und Gläubigen, einmal von dem Joche des schismatischen Patriarchen und seiner Synode, sowie von deren steten Exaktionen befreit, werden um so leichter dem römischen Stuhle sich anschließen, als sie, ohne etwas befürchten zu müssen, die wohlthätige Einwirkung des obersten Kirchenhirten und der

lebendigen Verbindung mit ihm wahrnehmen, und die hier bewirkte Reform würde in weiteren Kreisen auf das Volk wiederum eine unberechenbare Wirkung ausüben. Der so sehr mißbrauchten zeitlichen Gewalt beraubt, würde der schismatische Clerus, zumal bei den gerade jetzt in ihm hervortretenden Parteiungen, und zwar sogar in Mitten der Patriarchalsynode selbst, ebensoviel an Macht und Ansehen verlieren, als die unirte katholische Geistlichkeit gewinnt, so daß es dann nicht mehr in das Reich der Unmöglichkeiten gehören würde, von den neu aufzustellenden Bischöfen die Unterschrift der florentinischen Definition zu verlangen. Dazu müssen freilich viele Umstände conkurriren, und wenn Pitzipios seinerseits die Schwierigkeiten zu attenuiren sucht, so müssen wir bedenken, daß er sein Werk zwar nicht einzig, aber doch vorzugsweise für seine Landsleute berechnet hat, denen vor Allem die Leichtigkeit und die großen Vortheile in der Verwirklichung der Union darzulegen waren. Viele Faktoren zusammen bringen erst das Werk zu Stande; aber die Befreiung der Rajah, nicht im Sinne des Lord Redcliffe, wohl aber in der früher in diesen Blättern erörterten Bedeutung, die schon im antirussischen Interesse wichtige Hebung und Förderung der griechisch-unirten und der katholischen Kirche überhaupt, die Entziehung der zeitlichen Jurisdiktion des schismatischen Patriarchen, der lebendigere Verkehr mit den katholischen Abendländern wären als die ersten Vorbedingungen zur Verwirklichung des Planes im Großen zu betrachten.

Während die Waffen und die Politik der Westmächte im Orient unter tausendfachen Anstrengungen ihre Sache zu fördern suchen, verfolgt die Kirche ihr Friedenswerk voll Weisheit, Liebe und Milde. Vieles hat sich schon im Orient geändert; die ottomanische Pforte ist nicht mehr die alte, nicht mehr die ehemals so furchtbare Feindin der Christenheit; mehr als einmal zeigte sie Lust, mit dem heiligen Stuhle in

Benehmen zu treten. Die Hingabe und Aufopferung der barmherzigen Schwestern, der apostolische Eifer der Feldpriester und Missionäre, die Glaubenskraft in so vielen tapferen Offizieren und Soldaten Frankreichs haben im Osten dem Katholicismus bereits zahlreiche Verehrer und Bewunderer gewonnen; sicher ist das nicht ohne Bedeutung und hierin geht die Vorsehung ihre eigenen, unerforschlichen Wege und lenkt diese Thatsachen zu einem höheren Ziel. Fortwährend steigen Gebete für die Bekehrung der Schismatiker zum Himmel empor, und desto eifriger, je mehr die Zeichen der Zeit darauf hindeuten, daß der befruchtende Einfluß des Abendlandes endlich regenerirend auf das Morgenland einzuwirken berufen sei. Die Kirche weiß, daß sie neuen großen Problemen und neuen, von Osten her drohenden Kämpfen entgegengeht; aber sie weiß auch, daß ihr Recht und ihre Wahrheit endlich auch dort siegen müssen, sei es, daß ihr unsichtbarer Lenker ihre Feinde und Verfolger vernichtet, oder aber aus ihrer Mitte unerwartete Beschützer und Apostel heranzieht, sei es, daß ihr katholische Mächte, wieder einmal einer wahrhaft christlichen Politik sich zuwendend, hilfreich die Hand bieten, sei es, daß sie ohne alle äußere Unterstützung, bloß durch den von keiner Berechnung ganz erreichbaren Gang der Dinge selbst, einen festeren Boden erhält, auf dem sie die immensen Schwierigkeiten ihrer friedlichen Eroberung zu überwinden vermag.

XLVII.

Der Satanismus unter der französischen Revolutionspartei.

Unser verehrter Correspondent in Paris theilt uns Züge zur Charakteristik der Elemente mit, die unter der glatten Oberfläche der politischen Ordnung im heutigen Frankreich um so grollender lauern, je schwerer sie die Hand ihres Bändigers fühlen. Die Socialisten-Emeute zu Angers vom Ende Augusts, neben ähnlichen rasch unterdrückten Zuckungen des politischen Terrains in Frankreich, ist wie ein gellender Schrei emporgefahren, um Zeugniß zu geben von dem ungeschwächten Daseyn jener nichts weniger als verödeten Tiefen. Wehe, wenn sie ihre Bevölkerung wieder über das Land ergießen! „Nieder mit den Priestern, nieder mit dem Adel, nieder mit den Bourgeois!“ — war das Losungswort; „ganz Frankreich ist in Aufruhr, jetzt können wir nach Herzenslust stehlen und rauben, vorwärts! wer zurückbleibt wird erschossen“! — das war das Pronunciamiento der Meuterer von Angers. „Opfer der gesellschaftlichen Verhältnisse“ nannten sie sich, 2½ bis 3½ Franken täglich verdienten sie in ihren Steinbrüchen. Der Hunger allein macht noch nicht zum Wütherich der socialen Republik, das geht auch aus den Daten unseres Correspondenten hervor. Von denselben hat zwar sonst nirgends verlautet, ihre

Wahrheit ist aber um so weniger zu bezweifeln, als unser Autor die unterrichtetsten Gewährsmänner uns namentlich nennt. Wir entnehmen seinem Berichte das Folgende.

— — — Es ist ebenso ehrenvoll für die Betheiligten als wahr: in Frankreich haben weit mehr Priester, mit den Untugenden der Franzosen überhaupt, mehr oder weniger, behaftet, durch unklugen Eifer als durch Beispiele sittlicher Verderbniß die schwachen Seelen irre gemacht und die störrigen Gemüther vertieft in ihrem Stolz und Starrsinn. Wenn hiezu noch das Gift feindseliger Lüge sich gesellte, so mußte dieß bei dem argwöhnischen und leicht entzündeten Arbeiter nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande ein Saame der schlimmsten Aernbte werden. Doch muß, wenn er treiben soll, auch der Boden zu seiner Aufnahme günstig seyn, nur die Schlechten werden schlechter, nicht die Guten schlecht, und wenn in den Verwaltungsbezirken von Pontarlier und Baume les Dames, wie überhaupt in dem ganzen Departement des Doubs, die gott-, gesetz- und gewissenlosen Wühler umsonst an der Vergiftung des Volkes arbeiten, so ward es dem bösen Geist durchaus nicht schwer, in den zwei anderen Departements, die mit dem Doubs die ehemalige Freigrafschaft bilden, allenthalben sich Eingang zu verschaffen. In dem nämlichen Theile der einst spanischen Landschaft, welche die französische Verwaltung „Haute Saone" betitelt hat, wurde die eingebildete Mittelklasse schnell eine Beute rationalistischer Vorspiegelungen, und in dem Jura, dessen herzhafte, jedem Wagniß gewogene, ungemein rüstige Bewohner, der Ebene zu, dem Spiel, dem Trunk, der wilden Weiberjagd und allen bösartigen Trieben ergeben sind, entstand seit einiger Zeit ein entsetzlicher Unfug, der in dem übrigen Frankreich gewiß seines Gleichen sucht. Unter den Insassen der Provinz, welche die Weltausstellung in die große Stadt der Seine führte, fanden sich in namhafter Anzahl geistliche Herren, die zum Theil bei ihren Pariser Standesgenossen, theils auch bei guten und christlichen Bekannten Unterkunft fanden und die ihnen erzeigte Gastfreundschaft mit ländlichem Frohsinn, wie mit Mittheilung für Geist und Sitte sehr bezeichnender Geschichten aus ihren Gegenden vergalten. Auch ich hatte in meiner knappen Behausung einen Freund, der das Gewand eines Käm-

pfers der Kirche und die Abzeichen eines Landpfarrers trug. Es war ein unterrichteter und mit gereinigt plebejischem Humor reich begabter Herr, der über die schwierigsten Fragen der Gottesgelehrtheit mit Schärfe und Zuversicht sich verbreitete, aber auch mit den Seelsorgern der seiner Gemeinde benachbarten Gauen über den mannichfachen Spuk in ihrer Amtsheimat sich ausließ. Sie waren alle aus jenem Vorlande des Jura-Departements, das an die sogenannte Bresse, den auf dem rechten Ufer der Saone gelegenen, völlig flachen Theil des sonst gebirgigen Departements Saone und Loire, in einer nicht unbedeutenden Länge streift, und wo die geheime Revolution dreister als irgendwo anders in Frankreich ihr verwünschtes Wesen treibt. Die Herrn Pfarrer, mit denen ich hierüber verkehrte, offenbarten mir ganz haarsträubende Thatsachen, und trotz des Zutrauen einflößenden Ansehens meiner Gewährsmänner würde ich in mir selbst die Wahrheit ihrer Erzählungen nicht geläugnet, aber sie nicht für die Oeffentlichkeit wiederholt haben. Doch auch von anderer und zwar, der Gesinnung nach, ganz entgegengesetzter Seite kamen mir genau dieselben Daten zu, die ich ohne Zagen hiemit Ihnen anheimgebe.

In der Strecke, deren geographische Lage ich soeben andeutete, hat die Katastrophe von achtundvierzig nicht bloß Regungen in Bezug auf den Staat und die Gesellschaft im Allgemeinen hervorgebracht, sondern auch die Privatleidenschaften gegeneinander gehetzt. Da nun in solchen Augenblicken bedenklicher Entzündung die Bedürfnisse und Ansprüche der Masse mit den Verhältnissen der Individuen und ihrer Angehörigen sich verwechseln, so wird es sehr begreiflich, daß die ursprünglich den öffentlichen Angelegenheiten völlig fremden Parteiungen nach den Ansichten, Sympathien oder Abneigungen über Staat und Kirche in geschlossene und gedrängte Schaaren sich abtheilten. Daß die während des parlamentarischen Königthums unter der Ruthe des Gesetzes ungeduldig harrenden Unzufriedenen mit den Zuständen der Welt, nach dem Februar-Ereigniß die Ersten waren, die sich regten, ist natürlich, und daß in Folge dieses Anstoßes die Haus-, Land- und Rentenbesitzer von nur einigem Gehalt und Umfang gegen die Gährung, die sich bemerken ließ, in eine feste und scharf begränzte Vergatterung zu-

sammenrückten, versteht gleichfalls sich von selbst. Auch das wird Niemanden verwundern, daß sich die Geistlichen mit den Letzteren verbündeten und die Waffen ihres Standes mit aller Macht gegen die Bestrebungen der wühlerischen Landproletarier richteten. Einer der Pfarrer, die während der Ausstellung in Paris bei uns einsprachen, war mit einer von den kräftigsten, muthigsten Streitern gegen die ungläubige, Umsturz athmende Rotte, und führte, mit vielleicht zu wenig bemessener Energie, die härtesten Streiche gegen sie. Er wurde daher das Hauptziel ihres Ingrimms und ihrer schlimmen Gedanken. Der Schauplatz dieser Bewegungen ist in viele Gemeinden zersplittert und mit Wäldern überdeckt. Die Gemeinden sind alle zu klein, um eine militärische Besatzung, die dem Treiben der Unruhestifter unmittelbar Einhalt thäte, zu erhalten, und die Wälder dienen den ländlichen Clubs, an undurchdringlichen, allen Nachforschungen der Polizei des platten Landes unzugänglichen Stellen, zu den Stätten ihrer nächtlichen Vereine. Was da vorgeht, ist zugleich ungeheuer und unerhört. Das Ideal der demagogischen Mystik, die heiligen Sinnbilder des kirchlichen Gottesdienstes werden Abzeichen der Gotteslästerung; ein Crucifix, das auf dem Boden ausgebreitet liegt, wird von den Matadoren der Bande, aus verschiedenen Dörfern hergelaufene Burschen zwischen fünfzehn und fünfunddreißig Jahren, oft sechshundert an der Zahl, angespieen, wie es geküßt wird von den wahren Gläubigen. Geschworen wird der Untergang der Gegner durch Mord und Brand; die gehängt, erschossen, zu Tod geschlagen werden sollen, werden Mann für Mann namhaft gemacht; die Frauen, denen man Gewalt anzuthun sich grinsend, sich höhnend verspricht, meist unbescholtene Jungfrauen und Matronen, werden gleichfalls, Eine nach der Andern, laut und unter gräßlichen Schmähungen genannt. Wenn endlich in dem Zuge der scheußlichen Verheißungen die Geistlichkeit an die Reihe kommt, da wird das künftige Feuer, das Kirchen, Pfarrhäuser, Klöster, kurz alle kirchlichen oder mit der Kirche mehr oder minder verbundenen Anstalten verzehren soll, wie aus weiter Ferne heulend angejubelt, der Lärm aber aus Furcht, die Zuflucht der Sünden den Spähern der beiden Mächte, welche die Menschen im Zaum halten, anzudeuten, feige gedämpft und so um so schauriger gemacht. Einer der gräulichsten Auftritte ist das Wettlaufen der Vorschläge über

allerlei Todesarten, die den oder jenen Pfarrern zugedacht werden, und ich habe gebildete Demokraten, die nebenbei Gotteslästerer sind, sich dahin äußern hören, daß sie zwar selbst keinen Priester umbringen würden, weil sie keinen Mord sich zu Gemüth führen wollten, aber dem allgemeinen Hinrichtungstanz würden sie mit Wonne zusehen. Auch vergnügen sie sich an der unzüchtigen Geschlechtervermischung, die bei jenen nächtlichen Orgien einen bedeutenden Platz einnehmen, ohne Scham. Die gemäßigtsten dieser Aristokraten der Revolution begnügen sich damit, eine Unterdrückung der Einkünfte, welche die Geistlichkeit ernähren, in Aussicht zu stellen. Es sei, sagten mir Einige in einer Erörterung darüber, eine Unbilligkeit ohne Gleichen, daß man den Pfaffen (calottin) zahlen müßte, auch wenn man von seinem Trug und Spuk Nichts wissen wolle. Ich antwortete schnurstracks, daß hierin die Frage nicht liege, und, ohne den Ausdruck meiner Gedanken im Geringsten zu verdünnen, stellte ich den nicht von mir erfundenen, aber von Jedem, dünkt mich, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hat, für unwiderleglich gehaltenen Satz auf, daß die Besoldung, welche der Staat dem Klerus verabreiche, eine ungleiche Entschädigung für den Raub sei, welchen die Nation durch das Mittel ihrer Vertreter an seinem aus Stiftsgütern entstandenen Eigenthume begangen habe. Man warf mir erbost und heftig ein: alle diese Stiftungen ruhten auf Ränken und Verführung durch die geheimen Gänge, welche den Priestern, zumal den Mönchen, in die Gewissen und Gemüther offen ständen, und also den Vertretern der Nation das Recht, die hieraus entsprungenen Verpflichtungen zu lösen, verliehen. „Wir werden das Concordat und Alles umstoßen bei der nächsten Gelegenheit, und mit den unsterblichen Menschenrechten, die ihr momentan abzuschaffen im Stande waret, aber nicht auszurotten vermochtet aus der menschlichen Brust, werden wir die Verjährung des Unrechts und das verwitterte Völkerrecht schon über den Haufen werfen." Die Leute, die so ihre Jura treiben und sich doch für hochgebildeter, für fortgeschrittener halten als die Edelsten des Landes, sie nennen sich Rationalisten, und weisen den Titel „Socialisten" wie ein Brandmal von sich weg. Aber, sprecht der Mehrzahl vom Ehebruch und ihr werdet Worte hören, wie sie dem Munde eines anständigen St. Simonisten nie entfließen. Wenn man diese Söhne

Rousseau's das Völkerrecht und die gesetzliche Stimme der Gerichte nicht achten, die Bande der Häuslichkeit verhöhnen, dem Staat die Befugniß, das Eigenthum der einzelnen Bürger anzutasten, einräumen, kurz, wenn man sie keinen anderen Ausgangspunkt der Sittlichkeit und kein anderes Gewissen als den persönlichen Naturtrieb, das eigentlich thierische Element des menschlichen Innern, anerkennen und mit allem Dem vor dem Namen „Socialisten" sich bedanken sieht — da ist man auszurufen versucht mit dem Gekreuzigten: Herr verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie thun, oder um den Ton der Füllsteine, der unseren Tagen mehr entspricht, anzuschlagen:

Die Zünfte, sagt ihr, seien abgeschafft,
Sie sei'n auf Ewigkeit dahin gerafft,
Da bringt der Fortschritt eine neue Zunft:
Die unvernünft'gen Ritter der Vernunft.

Wenn ich von den Rationalisten sprach, wollte ich also kein Bild französischen Geistes entwerfen, denn Rationalisten gibt es diesseits und jenseits des Rheins. Die meisten Franzosen aber sind anderen Sinnes. Die Rationalisten können daher hier zu Lande wohl in Stunden sittlicher Wolkenbrüche, nicht aber auf die Länge schaden, und die Leute, die sicher in's Weite sehen, werden durch das Ungethüm, dessen Skizze ich hiemit beschließe, nicht unmäßig beängstigt.

XLVIII.

Der neue österreichische Plan für die juridischen Studien.

Vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern über eine wichtige Veränderung Bericht erstattet, welche mit dem Beginn des vorigen Studienjahres in der Ordnung der juridischen Studien vor sich gegangen war. Dieselbe bestand darin, daß dem römischen Recht sowohl als auch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte ihre Stelle an dem Anfange des juridischen Studiums angewiesen wurde, dagegen das Naturrecht seinen bisherigen Charakter als die für den österreichischen Juristen erste und nothwendigste Disciplin verlor. Es war dieß ein großer Schritt auf der Bahn zur Begründung einer wahrhaft wissenschaftlichen Cultur des österreichischen Rechtes, welchem seine historische Basis nur zu seinem großen Nachtheile entzogen worden, während dasselbe der Herrschaft pseudophilosophischer Ansichten völlig anheimgefallen war.

Schneller als es zu erwarten stand, ist die definitive Regelung der Rechtsstudien durch einen allerhöchsten Erlaß vom 25. Sept. erfolgt. Wir betrachten das Erscheinen dieses neuen Planes, mit welchem derjenige Staatsmann, dem

Oesterreich schon so viele Verbesserungen seines Unterrichtswesens verdankt, sich ein außerordentliches, über die Grenzen der Monarchie hinausgehendes Verdienst erworben hat, als ein im wahren Sinne des Wortes Epoche machendes Ereigniß. Epoche machend deßhalb, weil dieser nunmehr festgestellten Ordnung Principien zum Grunde liegen, welche nicht nur der Rechtswissenschaft in Oesterreich einen neuen Aufschwung geben, sondern auch für den gesammten Kaiser-Staat, ja selbst für das übrige Deutschland, die wohlthätigsten Folgen haben müssen. Wir stellen uns nicht die Aufgabe, diesen Plan in seinen Einzelnheiten zu schildern oder ausführlicher auf die Motive einzugehen, welche zu der einen oder andern Bestimmung die Veranlassung gegeben haben mögen; in dieser Hinsicht verweisen wir Alle, die dieser Gegenstand interessirt, auf eine Reihenfolge vortrefflich geschriebener Artikel, welche in jüngster Zeit in der „Oesterreichischen Correspondenz" veröffentlicht, und auch in mehrere andern Zeitungen aufgenommen worden sind. Auch selbst in Hinsicht der Principien, von denen der Plan durchdrungen ist, können wir uns um so kürzer fassen, als diese zum großen Theil schon bei jenem vorhin erwähnten Bericht erörtert worden sind, und die neue Studienordnung nur die consequente Fortbildung dessen ist, was vor einem Jahre festgestellt wurde.

Der eigentliche Kern der gegenwärtigen Anordnungen ist der, daß der österreichischen Rechtswissenschaft die ihr zu lange vorenthaltene wissenschaftliche Basis wiedergegeben, und sie aus dem ihr so sehr nachtheiligen Particularismus herausgerissen worden ist. Man hat anerkannt, daß das österreichische Recht, so viele Eigenthümlichkeiten es auch haben mag, dennoch nicht ein isolirt für sich bestehendes sei, sondern mit allen übrigen particularen Rechten Deutschlands aus den nämlichen Quellen geschöpft habe; daß die einzelnen Institute desselben sich auch in dem gesammten übrigen Deutsch-

land nicht nur wiederfinden, sondern, wie es wegen der nämlichen historischen Wurzeln nicht anders seyn kann, auch von den nämlichen Grundgedanken durchdrungen seien, und daß es endlich die Aufgabe der Wissenschaft sei, diese Grundgedanken zu erforschen, und aus ihnen die weiteren logischen Consequenzen zu ziehen. Jene Grundideen liegen nun aber theils in dem römischen und canonischen, theils in dem deutschen Rechte.

In entsprechender Würdigung dieser Stellung des österreichischen Rechtes hat der definitive Plan das ganze juridische Studium in zwei Hauptabschnitte zerlegt; die beiden ersten Jahre dienen zur Vorbereitung, indem während derselben sich die Rechtscandidaten mit dem römischen, canonischen und deutschen Rechte zu beschäftigen haben, wogegen die beiden letzten Jahre theils dem speciell österreichischen Rechte, theils den staatswissenschaftlichen Disciplinen gewidmet sind. Es ist somit auf eine weise und umsichtige Art sowohl das große Interesse, welches der Staat bei der Ausbildung seiner Beamten darin haben muß, daß sie gerade mit den speciellen Rechtsverhältnissen der Monarchie vertraut werden, auf's vollständigste gewahrt, als auch dafür gesorgt, daß diese Ausbildung auf der Grundlage wahrer Wissenschaft vor sich gehe. Es kann nicht fehlen, daß nicht Beides in die segensreichste Wechselwirkung treten sollte; die allgemeinere Vorbereitung wird natürlich in stetem Hinblicke auf das nachfolgende Studium bewerkstelligt werden, und es wird das einheimische Recht, welches in neuester Zeit durch vortreffliche Lehrer eine würdige Vertretung gefunden hat, für die Zukunft sich einer noch größeren wissenschaftlichen Cultur zu erfreuen haben.

Der neue Studienplan wurde ganz kurz vor dem gesetzlichen Beginne der Vorlesungen publicirt, was natürlich einen Aufschub derselben veranlaßte; dadurch wurde es ermöglicht, daß die neue Ordnung auch sogleich in's Leben trat. So

hören denn jetzt die Studirenden der beiden ersten Curse die Vorlesungen über Institutionen des römischen Rechts, deutsche Rechtsgeschichte, über canonisches und deutsches Privat-Recht. Wir dürfen es als eine besonders erfreuliche Erscheinung bezeichnen, daß nunmehr zum ersten Male an der Wiener-Universität gerade die Vorlesungen über gemeines deutsches Privatrecht gehalten worden; seit beinahe einem halben Jahrhundert verbannt, ist diese Wissenschaft wiederum in ihr altes Recht eingetreten. Gerade sie ist es, die am entschiedensten den nachtheiligen Wirkungen gegenübersteht, welche das Isoliren eines particularen Rechts von dem mit den übrigen gemeinsamen Boden mit sich bringt. Ganz vorzugsweise haben die Vorlesungen über das deutsche Privat-Recht die oben bezeichnete Aufgabe der Rechtswissenschaft: den Nachweis der Grundideen der einzelnen Institute zu geben, zu verwirklichen, weil in dem österreichischen Rechte sich so viele deutsche Institute finden, für die es bisher an der eigentlich wissenschaftlichen Begründung gefehlt hat. Je mehr sich daher diese Disciplin wird in Oesterreich Haltung verschaffen können, desto besser wird auch die Wissenschaft den Zweifeln abhelfen, wenn „sich ein Rechtsfall weder aus den Worten, noch aus dem natürlichen Sinne des Gesetzes entscheiden" läßt, noch auch die Rücksicht „auf ähnliche, in den Gesetzen bestimmt entschiedene Fälle, und auf die Gründe anderer damit verwandten Gesetze" genügen will. Das Allg. bürg. Gesetzb. §. 7 verweist bei solchen Zweifeln auf die „natürlichen Rechts-Grundsätze". Diese natürlichen Rechtsgrundsätze hat die österreichische Jurisprudenz bisher stets in der Kantischen Philosophie, oder in irgend einem andern, aus rein subjectiver Speculation hervorgegangenen Systeme gesucht. Welches sind aber die wahren „natürlichen Rechtsgrundsätze", die bei der Interpretation eines positiven Gesetzes zur Anwendung gebracht werden müssen? Offenbar doch wohl diejenigen, welche sich als logische Consequenz aus der Natur des Institutes ablei-

ten lassen, über welches das Gesetz handelt. Die Natur eines Rechtsinstitutes läßt sich aber nicht durch ein bloßes Raisonnement ohne objective Basis ermitteln, sondern lediglich dadurch, daß man aus der Geschichte die eigentliche Grundidee entnimmt, welche dann dem logischen Raisonnement einen hinlänglichen objectiven Stoff bietet. Die Institute des österreichischen Rechtes wurzeln aber alle in der Geschichte und nicht in dem vermeintlichen Naturrechte, sie wurzeln noch dazu zum großen Theile nicht in fremdem, außerdeutschem, sondern in heimatlichem Boden.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Oesterreich gerade für das Wohl von ganz Deutschland einen großen und hohen Beruf hat, und daß es daher ein engherziges und kleinliches, ja unmotivirtes Verfahren ist, wenn das übrige Deutschland wie früher, so auch in neuester Zeit, Oesterreich in den wichtigsten politischen Fragen hat allein stehen lassen, so sind wir andererseits aber der Ansicht, daß Oesterreich auch auf andern Gebieten, als dem politischen, des engen Anschlusses an Deutschland bedarf. Wir betrachten aber auch selbst die neue Ordnung der juridischen Studien als eine Maßregel, die ihre höchst wichtige politische Seite hat; und diese besteht in nichts Geringerem, als darin, daß eine große Scheidewand zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland niedergerissen ist. Gerade diesen Gesichtspunkt möchten wir ganz besonders hervorheben: *jetzt ist endlich die Möglichkeit gegeben, daß aus allen deutschen Landen junge Männer, welche die Rechte studiren wollen, ihre nothwendige Ausbildung auch auf den österreichischen Universitäten gewinnen können.* Wir geben uns der frohen Hoffnung hin, daß gerade hieran sich die günstigsten Folgen anschließen werden.

Für Oesterreich selbst aber wird diese Umgestaltung der Rechtsstudien einen wahrhaft verjüngenden Einfluß üben, und das große Reich wird es seinem Kaiser danken! Wie

Er es war, welcher das segensreiche Werk des Friedens mit der Kirche zuerst gewollt, gefördert und dann vollendet hat, so hat er nunmehr auch ein neues und starkes Fundament für die Wissenschaft hinzugefügt; ein Fundament, dessen große Bedeutung gerade darin liegt, daß es den Jüngling, der sich dem Dienste des Staates widmen will, für die Wissenschaft belebt und an sie fesselt, und den Mann in Grundsätzen befestigt, welche der Erhaltung der Ordnung und der Erreichung der wahren Zwecke des Staates eine volle Garantie bieten.

XLIX.

Der nekromantische Spiritualismus in Nord-Amerika, Genf und München.

Eine historische Relation.

Als Möhler vor einem Vierteljahrhunderte den Schluß seiner Symbolik, und darin den Abschnitt über den scandinavischen Geisterseher Swedenborg bearbeitete, begriff er die Erscheinung dieses Mannes ganz richtig als eine der Spitzen, in welche das reformatorische Princip von dem direkten, durch keine menschliche Mitwirkung vermittelten Verhältniß zwischen dem erlösenden Gott und dem erlösten Menschen auslaufen mußte. Empfing Letzterer alle Gnade und Wahrheit unmittelbar, ohne und außer einer göttlich-menschlichen Veranstaltung, die man Kirche nennt: so lag die Folgerung nahe, daß man auch noch die Bibel selbst als ungehörige menschliche Vermittelung bei Seite schob, und die innere Erleuchtung

oder sogenannte Privat-Inspiration allein gelten ließ. Bekanntlich ward diese Folgerung sehr frühzeitig gezogen. Als später die Vernunft im Rationalismus von solchen unmittelbaren göttlichen Einblasungen gar nichts mehr verspüren wollte, nahmen dieselben im Gegensatze bei Swedenborg eine grobe Realität an, die eine förmliche Empirie und Erfahrungs-Wissenschaft des Geisterreichs ermöglichte. Mit andern Worten: durch Swedenborg ging die Unmittelbarkeit jener Beziehung zwischen Gott und Mensch in eigentliche Geister-Seherei über. Er hielt sich für auserwählt von Gott, in persönlichem Umgang mit den höheren Geistern, die ihm in äußeren, räumlich begränzten Gestalten erschienen, und durch ihre gleichsam mündlich leibhafte Belehrung die objective Gewißheit des Glaubens-Inhalts zu empfangen, und so ein vollendetes Zerrinnen und Verflüchtigen des Christenthums zu verhindern, wie Möhler sich ausdrückt. Die Engel, mit denen Swedenborg auf vertrautestem Fuße umging, sagten ihm, wie sehr es sie freue, daß es dem Herrn gefallen habe, auf diesem Wege bestimmtere Nachrichten über Himmel und Hölle an die Menschen gelangen zu lassen, was um so nöthiger geworden, da die Kirche an ihrem Ende angelangt sei; Swedenborg solle daher aus ihrem Munde versichern u. s. f.*)

Möhler sah damals die Lehre und Schriften Swedenborgs in starker Verbreitung durch Deutschland begriffen. Seitdem ist der Swedenborgianismus als solcher im ganzen Continent bis auf ein paar altersgraue Rudera verschwunden; Möhler aber hätte das Gegentheil völlig begreiflich gefunden. Begreiflich sowohl aus der angeführten directen Consequenz der reformatorischen Principien, als aus den durch ihre indirecten Wirkungen erwachsenen Zuständen des religiösen Lebens. Diese waren es, was ihm eine Fernsicht in die Zukunft eröffnete, welche ihn nicht täuschte. Aus ihnen ist,

*) Görres über Swedenborg im „Katholiken". XXII, 88.

nachdem der alte Swedenborg fast untergegangen, ein allseitig potenzirter, in den Grundanschauungen dem seinigen ähnlicher, empirischer Geisterverkehr entstanden, der Möhler's prophetische Worte in auffallender Weise rechtfertigt. Der unvergeßliche Symboliker schließt nämlich seine Abhandlung über das System des schwedischen Bergraths, wie folgt:

„Das ungeschmückte Evangelium, die Einfalt der Kirchenlehre ist nicht mehr im Stande, die geistig entkräftete Zeit zu erregen; die Wahrheit muß mit grotesken Farben aufgetragen und in ganz gigantischen Schilderungen versinnlicht werden, wenn sie noch reizen und die Gemüther in Bewegung setzen soll. Die unendliche Leerheit und Stumpfheit des religiösen Sinnes ist in die Lage versetzt, falls sie die Geister nicht mit Händen greift und vor sich herumwandeln sieht, an keine höhere Geisterwelt mehr glauben zu können, und die Phantasie bedarf der grellsten Aufschreckung, wenn die Hoffnung, auch jenseits noch fortzuleben, nicht ganz zusammensinken soll. Lange genug hat man sich die ebenso geistlose als beweinenswerthe Mühe gegeben, die Wunder aus der evangelischen Geschichte zu verbannen, die große Thatsache der Erscheinung des Gottes Sohnes zu verspotten, allen lebendigen Verkehr zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe in Abrede zu stellen, und mit den seichtesten Moralien die Völker, wie mit einer Sündfluth zu überschwemmen; wenigstens folgte diese auf dem Fuße nach. Aber die sehnsuchtsvolle Brust des Menschen ist mit solchem Gerede nicht zu befriedigen, und wenn du ihr die wahren Wunder nimmst, so wird sie sich falsche erdichten. Unsere Zeit ist dazu verurtheilt, das trostlose Schauspiel des mattesten, unmächtigsten und freudelosesten geistigen Lebens neben dem überspanntesten und krankhaftesten Ueberreiz desselben aufführen zu sehen, und wenn wir nicht mit lebendigem und geisterfülltem Sinne zur Kirchenlehre zurückkehren, werden wir bald die kläglichste Schwärmerei mit demselben Uebergewichte um sich greifen sehen, wie wir den flachsten Unglauben auf dem Throne erblickten. Zum gottgefälligen Glauben aber wird Niemand durch diese Erscheinungen geführt werden und die Antwort, die im Evangelium (Luc. 16, 19 ff.) jener üppige, hartherzige Reiche von Abraham erhielt, als er diesen bat, den Lazarus

zu seinen Brüdern zu schicken, auf daß sie sich bekehren möchten, paßt vollständig auch für Swedenborgs Anhänger, wenn sie dafürhalten, daß die Welt eines Geistersehers bedürfe, um zur Wahrheit zurückzukehren, und enthält ein vollgültiges Zeugniß gegen ihren Propheten. Wir haben Mosen und die Propheten, und jetzt auch Christum, die Apostel und die Kirche, und wenn wir diese nicht hören, werden wir auch Dem kein Gehör geben, der aus der andern Welt Kunde in diese zu bringen vorgibt. Mit diesen Worten allein hat Christus alle Erwartungen abgewiesen, die sich an Swedenborgs Visionen anknüpfen."

Oeffentliche Blätter berichteten seit einem halben Jahre, daß auch unsere nächste Nähe bei der erfüllten Voraussicht Möhler's nicht ganz unbedeutend betheiligt ist. Ihre Erzählungen überraschten um so mehr, als die Erscheinung wie vom Himmel gefallen erschien. Sie trat in Nordamerika zu einer Zeit in's erste Leben, seit welcher das Augenmerk der alten Welt auf ganz andere und materiellere Fragen gerichtet war. Denn am 19. März 1848 nahm der nekromantische Spiritualismus in der westlichen Union seinen Ausgang, und erwuchs rasch zu einer wahren März-Revolution der nordamerikanischen Geister. Wir unsererseits verfolgten die Erscheinung von dem Momente an, wo sie die norddeutschen Kirchenzeitungen zum erstenmale in Schrecken setzte. Letztere selber nämlich glaubten damals nicht anders, als daß der an religiösen Mißgeburten unerschöpflich fruchtbare Schooß Nordamerika's eben eine neue, und möglicher Weise endlich einmal die allerwunderlichste, protestantische Sekte in's Daseyn gesetzt habe. Während aber der neue Spiritualismus diesem seinen innern Wesen allerdings treu blieb, durchbrach er äußerlich die entsprechenden Schranken, und erstreckte unter Anderm eine seiner Razzia's bis an die Stufen des Liebfrauen-Münsters zu München. Indem wir also eine einfache historische Relation über das Phänomen beabsichtigen, haben wir es in dreierlei Ausgestaltungen zu beobachten: in der ursprünglichen und allge-

meinen auf dem Boden Nordamerika's, in einer der specifisch protestantischen zu Genf, und in der katholisirenden zu München.

I.

Am 11. Dec. 1847 bezog die methodistische Familie Fox, die Eltern mit zwei jungen Töchtern, zu Hydesville, nahe der Stadt Arkadia im Staate Newyork, ein Haus, welches vorher ein gewisser Weekman bewohnt hatte *). Schon dieser letztere wollte seit 1847 ein mysteriöses und trotz der strengsten Wachsamkeit unerklärliches Klopfen an seiner Hausthüre wiederholt bemerkt haben. An demselben Abend des 19. März 1848 nun, wo bekanntlich ein paar hochberühmte Städte der alten Welt vor dem Getümmel der neuen Freiheit bis in die Grundfesten erzitterten, nahm jenes sonderbare Gepolter in dem Schlafzimmer der neuen Inwohner zu Hydesville seinen Anfang, um sofort auf Windesflügeln die ganze Union zu durcheilen. Am dritten Abend kamen die Nachbarn als Zeugen des Spuks herbei. Madame Fox bemerkte, daß der unsichtbare Klopfer dem Händeklatschen ihrer Tochter accompagnirte, und sie kam auf den Gedanken, ihn bis auf Zehn und sofort zählen zu lassen. Auf Commando klopfte der Geist das Alter ihrer Kinder her, bejahte oder verneinte durch Klopfen oder Nichtklopfen, und als die Dame einmal mit ihm übereingekommen war, er könne ja, indem sie mit einem Stift die Buchstaben eines ABC durchgehe, mittelst eines Schlages jedesmal den von ihm gewollten Buchstaben andeuten: da war bald eine, wenn auch schwerfällige Conversation herge-

*) Vgl. über die folgenden Daten hauptsächlich die Relation des Augenzeugen Henri de Courcy: les Spiritualistes d'Amérique im Pariser Journal Le Correspondant 10. Août 1852 p. 533 ff.; und den Bericht der Revue des deux mondes (1854. Vol. VI. p. 511 ff.) über Henry Spicer's „Sights and sounds" und andere anglo-amerikanischen Beiträge zur Geschichte des „Spiritualism".

stellt. Der Geist nannte sich, Buchstabe für Buchstabe „Charles Rayn", 31 Jahre alt, Vater von fünf noch lebenden Kindern, verunglückt und unter dem Hause zu Hydesville begraben *). Man grub zwar ein wenig im Keller umher, Näheres aber verlautete nicht von den sterblichen Ueberresten des Hrn. Rayn. Um so mehr von seinem Geiste. Als bald darauf Fräulein Margaretha Fox zu einer älteren Schwester nach Rochester übersiedelte, folgte der gespenstige Klopfer ihr nach, als hätte sie ihn mit in's Koffer verpackt; ebenso der jüngern Schwester Katharina bei einem Besuch in der Stadt Auburn. Die Sache hatte schon hinlängliches Aufsehen gemacht, als die ganze Familie Fox sich in Rochester niederließ und daselbst ein Anfrage-Bureau für „Geister-Klopferei" errichtete. Unter diesen Umständen nämlich multiplicirte sich Hr. Ch. Rayn. Das verehrliche Publikum brauchte nur beliebige Geister Verstorbener mit lauter Stimme zu rufen, um sofort unter Vermittlung der Schwestern Fox mit ihnen in Discurs zu treten. Gleichzeitig begann das Tanzen der Möbel, deren die Geister sich zur Hervorbringung ihrer buchstabirenden Schläge bedienten. In Amerika also gedieh es von dem Klopfen des Geistes im Keller zu Hydesville zum „Tischrücken", in Europa umgekehrt vom „Tischrücken" zum „Tischklopfen" u. s. w. Die Amerikaner nannten den Proceß von dem Schauplatz des Fox'schen Anfrage-Bureau's Rochester knockings oder spiritual rappings; die Adepten der neuen Erscheinung („Spiritualism") erhielten den Namen „Spiritualisten".

Nach zwei Beziehungen hin griff die Sache in Amerika

*) Geradeso erzählt der Besitzer des „Geister-Hauses" in der Louisen-Straße zu München: er habe bei dem Bau seines Stadels ein menschliches Gerippe, vollständig bis auf den Kopf, und dabei einen Metallknopf mit der Inschrift troisieme regiment, aus der Erde gegraben; das Haus sei auch allgemein im Rufe gestanden, daß es da geistere, und der Geister-Schreiberin selbst sei wirklich einmal in ihrem Zimmer „eine Gestalt" erschienen.

bald wie epidemisch um sich. Für das Erste riß sie Gläubige in Masse mit sich fort; dann aber blieb das Vermögen unmittelbaren Verkehrs mit den abgeschiedenen Seelen nicht Monopol der Schwestern Fox. Doch beliebten die Geister hierin auch nichts weniger als allgemeines Priesterthum. Der Verkehr mit ihnen war nicht für Jedermann direct; es bedurfte dazu vielmehr gewisser Mittelspersonen; diejenige Person, bei welcher das Vermögen die Zeichensprache der Geister direct hervorzurufen und zu dollmetschen sich zeigte, nannte man „Medium“. So erwuchs ein förmliches Priesterthum des Spiritualismus, eine Art geistlichen Standes zur ausschließlichen Vermittlung des Verkehrs mit dem Jenseits, gleichsam das Zerrbild des im Princip verworfenen kirchlichen Amts. Zumeist ließ sich diese priesterliche Würde auf weibliche Individuen nieder, und die Zahl der Mediums wuchs mit dem Bedürfniß des gemeinen Mannes, also vermittelte Discurse mit den abgestorbenen Seelen anzuknüpfen. Umsonst ist in Amerika nur der Tod; so bezogen denn auch die Mediums ihre Gebühren; ihre Industrie war ebenso wesentlich als lucrativ. Der Amerikaner ist aber auch nicht der Mann, mit dem Gelde leichtsinnig umzugehen, und die ersten Mediums hatten scharfe Prüfungen zu bestehen. Rochester selbst feierte am 14. Nov. 1849 ein großes Untersuchungs-Meeting. Das Comité nahm die Geisterklopferinen mit sich in ein Hôtel, wo sie vorher nie gewesen, führte sie in Privatzimmer, entkleidete und durchsuchte sie, ob nicht irgendwo eine Klopf-Maschinerie verborgen sei; man ließ sie, die Füße an den Knöcheln mit Taschentüchern zusammengebunden, auf Kissen treten: aber die Geister klopften auf ihr Geheiß so laut und so klug wie vorher*). Bald strotzten die Journale von Zeugnissen bedeutender Personen, daß eine natürliche

*) Vgl. M. Busch: Wanderungen zwischen Hudson und Mississipi. II, 265.

Ursache des Klopfens nicht zu ergründen sei. Auch von mancher protestantischen Kanzel ward Beweis geführt, daß die abgeschiedenen Seelen allerdings schallende Vibrationen in der Atmosphäre hervorbringen könnten. Großes Aufsehen machte namentlich eine Broschüre des Predigers Hammond, mit der Erzählung, wie der Verfasser selbst im Febr. 1850 von seinen Zweifeln zum spiritualistischen Glauben bekehrt ward: mitten unter den tanzenden und wirbelnden Möbeln in dem von fremdartigen Tönen widerhallenden Zimmer fährt ihm plötzlich eine leuchtende Schattenhand nach dem Kopfe, reißt ihm einen Büschel Haare aus, wirft ihn auf die Knie, und es setzt sich ihm Etwas schwer auf die Schultern. Unter solchen Umständen mußte jene Reife des Publikums schnell eintreten, welche die Fox'schen Geister einem andern Prediger als die Bedingung genannt hatten, damit sie auch zu andern Personen sprechen könnten.

Die beiden Damen von Rochester behielten zwar ihre Autorität als Oberpriesterinen des neuen Cults, als welche sie mehr als einmal die ganze Union durchreisten, gegen fixe Preise von Stadt zu Stadt Rath klopfend für alle Anliegen des Leibs und der Seele, und money in Masse machend. Dabei aber hatte bald jede Stadt auch ihre eigenen Mediums, und ihr priesterliches Prophetenthum nährte sie alle reichlich. Die Empire-City Newyork selbst war der vierte Ort, wo die Geister auftraten; unmittelbar auf sie folgten 30 andere Städte, Boston, Cincinnati, St. Louis, Buffalo ꝛc. Die Mediums empfahlen sich wie andere Geschäftsleute durch Karten und Zeitungs-Inserate. Z. B.: „Doctor Barnes. Ein Medium. Geister-Gespräch. In Nr. 134 Eingang 6. Wer seinen Schutzengel kennen lernen will, hat nun die Gelegenheit für 5 Franks. Von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends. Dr. Barnes wird nur wenige Tage in Newyork verweilen. NB. er examinirt über alle Krankheiten und verordnet Heilmittel.“ Im Sept. 1852 berechnete man die Zahl der Mediums im

Gebiete der Union schon auf mehr als 30,000, die ihrer Besucher auf mehr als 500,000. Unter Andern gaben auch eine Menge Schulmädchen vor, mit Geistern zu verkehren*). Im März 1853 hatte sich aus der Masse der Spiritualisten bereits eine „Gemeinde der Freunde der Heilswahrheiten" hervorgethan; das spiritualistische Dogma zählte an 100,000 Gläubige, nichts weniger als eitel blödköpfiges Volk, sondern darunter angesehene Richter, Direktoren höherer Lehranstalten, Professoren, Aerzte und Prediger. Bei dem großen Spiritualisten-Meeting zu Springfield im Staate Massachusetts erzählte ein Herr Finney aus Cleveland: daselbst gebe es 700 Mediums verschiedener Entwicklungsstufen und 5000 Schüler derselben; an manchen ihnen feindlichen Predigern hätten die Geister sich gerächt, indem sie ihnen gleich in den Kirchen selbst protestirende Mediums erweckten. Auch hier hatten sogar die Schulkinder spiritualistische Cirkel. Cincinnati zählte 1200 Mediums: um die Zweifler daselbst zu bekehren, hatten die Geister einen Tisch ganz in Stücke zerrissen. Bei einer andern im Sommer v. Js. im Staate Ohio abgehaltenen Festversammlung zählte man nicht weniger als 1284 Fuhrwerke am Sammelplatze, ohne die in Gasthäusern und Privatgebäuden untergebrachten. 10,000 Menschen waren gegenwärtig. Solche Versammlungen dauern in der Regel mehrere Tage. Die Redner sind sowohl Herren als Damen, ja, letztere scheinen die hervorragendste Rolle dabei zu spielen. Sie sprechen wie inspirirt und, wie sie behaupten, nur dann öffentlich, „wenn der Geist in ihrem Innern sie unwiderstehlich dazu nöthigt." Von einer Miß Giles wird erzählt: todtschwach und krank, von Allen aufgegeben, auf ihrem vermeintlichen Todbette liegend, habe sie vom Geiste gedrungen ein Meeting versammelt, und, zur bestimmten Stunde plötzlich vom Bette emporgehoben, anderthalb Stunden hindurch

*) Atlantische Studien. Göttingen 1853. I, 149.

eine der kräftigsten Reden an das Volk gehalten. Mrs. Love sprach bei jener Versammlung für die Emancipation der Frauen und von dem „Ungeheuer der Fleischlichkeit" in der — Ehe*).

Aus diesen Andeutungen ergibt sich bereits, daß der Spiritualismus auch intensiv in raschem Fortschritt begriffen und das ursprüngliche „Rochester Klopfen" bald weit übertroffen war. Der gewöhnliche Proceß entwickelte sich vom Tischklopfen zum Schreiben der Geister durch die Hand eines Mediums, und von dieser sogenannten Psychographie zur Mittheilung durch Töne entweder vermittelst passiver Beihülfe menschlicher Sprachorgane, oder vermittelst lebloser Apparate, oder sogar ohne alle sichtbaren materiellen Werkzeuge. Die Allg. Ztg. berichtete erst noch am 19. Aug.: die Geister in Ohio redeten nun durch Trompeten, sängen und schrieben reißend schnell mit leuchtenden Händen. Einige sehr hoch sensitiven Menschen sollen auch im Stande seyn, die unsichtbar agirenden Geister mit leiblichen Augen zu erblicken. Wundern kann man sich über alle diese Angaben nicht, wenn man das Memoire in's Auge faßt, welches von einer großen Zahl amerikanischer Bürger bereits Ende 1853 bei dem Congreß zu Washington über die neuen Erscheinungen eingereicht wurde, die da, über den ganzen Norden, Westen und das Centrum der Union verbreitet, die öffentliche Aufmerksamkeit auf's lebhafteste beschäftigten. Das Actenstück äußert sich wie folgt**):

„Eine verborgene Kraft bewege, hebe, trage und verändere in manigfaltiger Weise die natürliche Stellung einer Menge schwerer Körper, dem Anscheine nach in direktem Widerspruch mit den bekannten Naturgesetzen und allen vernünftigen Erklärungsversuchen zum Trotz, vor den offenen Augen von Tausenden intelligenter und unbefangener Menschen."

---

*) Amerikanischer Original-Bericht in der Berliner Protestant. K.-Z. vom 21. Oct. 1854.

**) Ami de la religion vom 24. Jan. 1854.

„Lichtglanz von verschiedenen Formen und Farben erscheine in dunkeln Räumen, ohne daß die geringste Spur vorhanden wäre von einer leuchtfähigen Substanz, oder eines Instruments, von dem elektrische Strömungen oder ein Verbrennungs-Proceß ausgehen könnte."

„Eine andere Phase des Phänomens sei die Verschiedenheit der Töne, die sich in raschester Folge hörbar machten. Der Schall weise zum Theil auf ein mysterlöses Klopfen (rappings), das von einem unsichtbar anwesenden intelligenten Wesen herzurühren scheine; man höre aber auch oft Schläge wie von Schmiedehämmern, oder gellendes Getöse wie von entfesseltem Meeressturm, untermischt mit dem Krachen der Masten und Wände des im Orkan ringenden Seeschiffs; mitunter Geräusch wie Rollen des Donners oder schweren Geschützes, wobei alle Gegenstände in der Nähe in zitternde Bewegung, manchmal auch das ganze Haus in heftige Vibration gerathe. Ein andermal bezaubere harmonisches Getöne das Ohr, bald wie von menschlichen Stimmen, öfter aber wie von dem Einklang musikalischer Instrumente; man höre Querpfeife, Trommel, Trompette, Guitarre, Harfe und Piano, bald Tutti, bald Solo, bald ohne alles Vorhandenseyn von Instrumenten, bald indem diese von selbst zu spielen anfingen, immer ohne jedes menschliche oder sonst sichtbare Zuthun. Die Töne scheinen auszugehen nach den Principien der Akustik, man fühlt die Tonwellen an die Gehörnerven schlagen, woher sie aber kommen, wissen die schärfsten Beobachter nicht anzugeben."

„Alle Funktionen des Körpers und des Geistes im Menschen unterliegen oft einem fremdartigen Einfluß, der ihre ganze normale Thätigkeit stört, durch völlig unerklärliche Ursachen. Es ist, als griffe eine unsichtbare Macht plötzlich hemmend ein: das Gefühl erlischt, die Bewegungskraft hört auf, das Blut stockt, die natürliche Wärme und Biegsamkeit der Glieder verschwindet, die Kälte der starren Leiche tritt ein. Mitunter steht der Athmungsproceß völlig still, ganze Stunden, ja Tage lang, worauf dann die körperlichen und geistigen Vermögen wieder in ihre alte Thätigkeit treten. In zahlreichen Fällen aber laufen solche Zustände in bleibende Geistesstörung und unheilbare Krankheiten aus, während andererseits ebenso

gewiß ist, daß viele Personen, die an organischen Fehlern, oder veralteten und für incurabel gehaltenen Krankheiten litten, plötzliche Erleichterung oder gänzliche Heilung durch denselben geheimnißvollen Vorgang erlangten."

„Es gibt zwei Hypothesen für die Erklärung dieser Phänomene. Die Einen schreiben sie der Macht und der Intelligenz der Geister Verstorbener zu, die sich durch und in den feinen und imponderablen Elementen bethätigten, von welchen alles materielle Daseyn durchdrungen sei. Diese Erklärung stimmt mit den Aussagen überein, welche das mysteriöse Agens von sich selber macht, und ihr schließt sich eine große Zahl unserer Mitbürger an, gleich ausgezeichnet durch moralischen Charakter, Bildung und Intelligenz, wie durch das Ansehen ihrer socialen Stellung und ihres politischen Einflusses. Andere, die ihnen hierin in keiner Weise nachstehen, verwerfen ihre Voraussetzung und glauben, auf dem gewöhnlichen physischen und metaphysischen Wege wohl noch zu natürlicher wissenschaftlichen Erklärung der Sache zu gelangen. Obwohl wir mit dieser Ansicht nicht übereinstimmen, und zu ganz andern Endresultaten über die Ursachen des Phänomens gelangt sind, so existirt dieß doch jedenfalls wirklich, und fordert durch seinen geheimnißvollen Ursprung, seine eigenthümliche Natur und Bedeutung für die menschlichen Interessen die sorgsamste Untersuchung heraus."

„Läugnen kann man vernünftigerweise nicht, daß diese Erscheinungen darnach angethan sind, wichtige und dauernde Wirkungen auf das leibliche Leben, die geistige Entwicklung und den moralischen Charakter eines großen Theils des amerikanischen Volkes hervorzubringen. Offenbar influenziren hier verborgene Mächte auf die wesentlichen Principien der Gesundheit und des Lebens, des Denkens und Thuns, und vermögen somit in Zukunft die Bedingungen unserer Existenz, den Glauben und die Philosophie unserer Epoche, sowie die Regierung der Welt zu alteriren."

Die Unterzeichner dieses Memoire's verlangen die strengste Untersuchung, konnten aber eine solche sowenig erzielen, als ein ähnliches Memoire dießseits des Oceans bei der französischen Academie eine Antwort erhielt, außer daß ein Academiker in der Revue des deux mondes andeutete, der ganze Spuk

dürfte als Bauchrednerei zu erklären seyn. Indeß gewann derselbe in Nordamerika an Umfang auch insoferne, als er täglich mehr alle Gegenstände des Glaubens und Wissens, und das ganze menschliche Daseyn in den Kreis seiner Offenbarungen zog. Die Mediums zerfielen in vier Kategorien: in „klopfende“, „schreibende“, „redende“, „heilende.“ Verfolgten die Einen den Zweck, wie Hitchcock in seiner „Religion der Geologie“ ihn angibt: „lasset uns unablässig unter dem Einfluß der Auftritte leben, welche unserer jenseits des Grabes harren“; beschäftigten sich die Andern mit der spiritualistischen Bildung des menschlichen Geistes überhaupt: so sorgten die Dritten auch für den irdischen Leib.

Am Meeting zu Springfield trat ein Spiritualist auf, der bei einer Reise in's Jenseits verschiedene Engel, die Planeten und ihre Bewohner mit eigenen Augen gesehen und die genauesten Details über die socialen und religiösen Zustände dieser Sternenwelt angeben konnte: um so leichter mußte es ihm natürlich seyn, den Menschen in's Innere ihres Körpers zu sehen und ihre Krankheiten ꝛc. zu erkennen. Es gibt auch „heilende Mediums“, die durch bloßes Handauflegen, wie die Apostel, Kranke zu heilen im Stande sind und denen gar merkwürdige Wunder nachgerühmt werden, ja, mit Ausnahme des Auferweckens der Todten, soll es kein in den primitiven Zeiten der Kirche verübtes Wunder geben, das nicht bereits von Spiritualisten nachgeahmt wäre. Ein interessanter Umstand ist aber, daß auch diese Wunder für Geld vor sich gehen. So kündigte ein gewisser Alonzo Willacot, durch welchen „weitvorgeschrittene Geister“ heilen, zu New-York sich mit dem Bedeuten an: „da die gegenwärtigen, selbstsüchtigen gesellschaftlichen Einrichtungen es nicht als thunlich, nichteinmal als räthlich erscheinen lassen, daß ein Medium ohne Bezahlung seine Dienste verrichte, bin ich beauftragt worden, mir für meine Bemühungen die Gebühren im

Voraus entrichten zu lassen, je nach den Vermögensverhältnissen der Kranken und der Natur der Krankheit." Mehrere benennen sich als „psychomagnetische Aerzte"; einer will, rechtzeitig gerufen, die Cholera durch Handauflegen in fünf Minuten austreiben. Viele „heilenden Mediums" gehören dem weiblichen Geschlechte an, die hervorragendsten jedoch sind Männer, von denen einige heilend und predigend das Land durchziehen wie die Apostel, wobei sie von der Gastfreundschaft derer leben, denen sie Dienste leisten. Aber nicht nur die Gabe Kranke zu heilen, auch die der Sprachen, das Vermögen in fremden Zungen zu reden, soll mehreren Spiritualisten innewohnen. Man erzählt von solchen, die, im Normalzustande nur ihrer Muttersprache mächtig, wenn der Geist in ihnen thätig wird, alsbald polnisch, französisch, deutsch und norwegisch sprechen *).

Bezüglich der productiven Leistungen der Geister tragen ihre nordamerikanischen Gläubigen sich unter Anderm mit einem alle frühern Werke dieses Autors übertreffenden Drama, das der Geist Shakespeare's einem Medium in die Feder diktirt habe und welches in Newyork zur Aufführung gelangen werde. Der Spiritual Telegraph spricht in einem ausführlichen Leitartikel von der Regeneration der Bühne überhaupt, die durch Geister bewirkt werden soll **). Dieselbe Regeneration erstreckt sich, der Religion und Politik, bevorab der socialen, vorerst zu geschweigen, ebenso auf alle andern Gebiete der Kunst und Wissenschaft, namentlich die Philosophie, Physik und Astronomie. Aber auch die eigentliche Technik ist nicht ausgenommen und sie insbesondere verheißen die Geister mit neuen Erfindungen zu bereichern. Unter Anderm offenbarten sie in der New Era zu Boston eine neue bewegende Kraft, den „elektrischen Motor": schon sei die Maschine

*) Bericht der Berliner Protestant. K.-Z. a. a. O.
**) A. a. O.

fertig, die alle Welt in Erstaunen setzen werde. Ihren eigenen diesseitigen Verkehr stellen sie, in München so gut wie in Nordamerika, als das „telegraphische System des Universums“ dar, und gleichfalls in beiden Welttheilen verlegen sie sich mit eigenthümlicher Tenacität auf die Probleme der Luft-Schifffahrt. Den Geistern in Amerika ist es eine ausgemachte Sache, daß man, ehe 50 Jahre verfließen, mit der Post durch die Luft nach Europa fahren werde; die Geister in München behaupten, daß am Nordpol noch zwei unbekannte Welttheile lägen, welche sammt ihren Bewohnern erst mittelst der Luft-Schiffe entdeckt werden könnten. Ja, wenn anders Dr. Andree in Bremen nicht lügt, so wird die jetzige Telegraphie über kurz oder lang noch ganz unnütz seyn, da die Zeit naht, wo die Geister sichtbare Form und hörbare Rede annehmen, und alsdann die ausschließliche Beförderung von Briefen und Botschaften auch zwischen den Continenten besorgen werden*).

Die Geister haben, wie sich in Amerika von selbst versteht, in Vertretung ihrer Interessen alsbald den ausgedehntesten Gebrauch gemacht vom Associationswesen und von der Presse. Sie versammeln regelmäßig ihre großen Meetings, und die ganze Union ist von spiritualistischen Cirkeln, „harmonische Brüderschaften“ &c. genannt, übersponnen, Philadelphia allein zählte deren schon im J. 1852 über hundert. Acht eigene Zeitungen und Zeitschriften hatten die Spiritualisten damals schon in's Leben gerufen, mit nahe an 100,000 Abonnenten, im nächsten Jahre kam noch eine neunte dazu. Hauptmitarbeiter dieser Journale sind die abgeschiedenen Seelen selbst. Das verbreitetste derselben, der Spiritual Telegraph von Newyork, prangt mit den Namen der berühmtesten Verstorbenen unter seinen Redacteuren. Neben ihm blühen der Spiritual Messenger, die Crisis, die Monatschrift Shekinah, als Organ des Richters Edmunds, eines der angesehensten Beamten im Staate Newyork, welches auch bereits so

*) Allg. Ztg. vom 8. Nov. 1854.

glücklich war, ein höchst wunderbares Facsimile der Geister-
schrift zu publiciren. Die unsichtbaren Artikelschreiber nun ver-
breiten sich über alle möglichen Themata: Börse, Poesie,
Musik, Politik, bürgerliche Gesellschaft, Religion überhaupt,
Zustände im Jenseits insbesondere. Wer die autographirten
Acten der Münchener Psychographinen gesehen hat, begreift
leicht, wie solche Geister-Journale zu Stande kommen. Der
Newyorker Telegraph bringt z. B. den 26. Juni 1852 eine
Beschreibung der Localitäten im Jenseits mit der Bemerkung,
der Artikel komme von einem 16jährigen Knaben guter Fa-
milie als Medium, dem der Geist dabei die Hand geführt,
ohne daß der Schreiber weder gesehen noch verstanden, was
er geschrieben. Neben der periodischen Geister-Presse her
läuft sodann die Legion der Broschüren wie eigener Werke,
die außer dem eigentlichen Spiritualismus zum Theil auch
noch die Wissenschaft der Amulette, Talismane, Zauber, Lie-
bestränke, Magie überhaupt, der Gespensterei, des Mesmeris-
mus und Somnambulismus behandeln. In Newyork etab-
lirte sich bald eine eigene Verlagshandlung für diesen Litera-
tur-Zweig und andere Buchhandlungen folgten mit großen
Lagern für „spiritualistische Bücher" nach*).

Fragt man nun nach dem Verhältniß des nordamerika-
nischen Spiritualismus zu *Religion* und *socialem Wesen*,
so ist eine einfache Antwort darauf nicht möglich. Sichere
Thatsache aber ist: erstens, daß er einen einheitlichen und
geschlossenen Lehrinhalt nicht vertritt; zweitens jedoch, daß
die pantheistische und socialistische Richtung in ihm unendlich
überwiegt. Allgemeines Dogma aller Spiritualisten gibt es
nur Eines: das Dogma, daß sie durch die klopfenden, schrei-
benden, redenden Geister in unmittelbarem Verkehr mit dem
Jenseits stehen. Die Geister selbst aber sagen sofort von den
übernatürlichen Dingen ebenso verschieden aus, wie die Pre-
diger aller der zahllosen Sekten der Union. Doch herrscht in

*) M. Busch a. a. O. S. 286; *de Courcy* l. c.; Berliner Protest.
K.-Z. a. a. O.

ihren Aussprüchen entschieden religiöser und socialer Radikalismus vor, und ihre Meetings widerhallen nicht selten von donnernden Excursionen gegen Geistlichkeit, Kirche und Bibel. Was zuerst die vorwiegende Anschauung in rein religiöser Hinsicht betrifft, so dürfte sie beispielsweise aus folgendem Leitartikel des Spiritual Telegraph erhellen. „In der Nacht vom 22. Mai 1852 wurde Herr Fowler von den Geistern plötzlich aus dem Schlafe geweckt und eingeladen zu schreiben, was sie ihm dictiren würden. Eilends aus dem Bette steigend, fand er das unten zu beschreibende Tableau auf dem Tisch; er warf einen flüchtigen Blick hinein und eilte, weiß Papier hervorzusuchen, erhielt aber von den Geistern Befehl, nur kurzweg auf das Papier über dem Tableau zu schreiben, worauf sie ihm dictirten, wie folgt: „„Es gibt Stufen in der Leiter des Fortschritts, und wenn ihr eine höhere Sprosse erstiegen habt, so gedenkt dessen, der nach euch kommt, und zerbrecht die niedere nicht, sucht vielmehr die hinter euch Ansteigenden zu unterstützen; von der Kindheit durch die Jugend zum reifern Alter ist der unabänderliche Weg im geistigen Leben nicht weniger als im leiblichen; verachtet daher nicht das alte Gute um des gegenwärtigen Bessern willen, und vergeßt nie, daß das Letzte die Frucht des Ersten ist."" Darauf nun folgt jenes Tableau selbst, ein Schema, welches rubrikenmäßig darstellt, wie der Kindheit des Menschengeschlechtes der Fetischism, der Jugend der Polytheismus, dem Jünglingsalter der Dualismus: Gott und Teufel, und zwar Gott in dem höhern Anthropomorphismus: Vater, Sohn und heilig Geist, dem Mannesalter aber der Monotheismus als Pantheismus entspreche.

Man sieht, für das spiritualistische „Mannesalter", wie es endlich angebrochen ist, gilt das Christenthum nur als überwundener Standpunkt. Oder, um protestantisch zu sprechen, die Bibel ist in ihm als falsch wie auch unnütz abgethan. Diese Richtung der Geister gegen die Bibel erfüllt die positiv gläubigen Amerikaner mit lebhafter Besorgniß. In

dem zähen Glauben an die Bibel hatte ihr Gemeinwesen doch noch einen Rest von Autorität. Es besteht zwar auch dort längst eine kecke rationalistische Partei, die in offenen Meetings gegen die Wahrheit der Bibel zu Felde zog, den Glauben an sie für abgeschmackt, verderblich und allem menschlichen Fortschritt hinderlich erklärte. Aber die Masse der Amerikaner blieb doch immerhin hartnäckig dabei, nicht Etwas gegen Garnichts austauschen zu wollen, und jene Bibelstürmer brachten es kaum zu einer spärlichen Vertretung in der Presse. Jetzt jedoch ist es anders. Die antibiblischen Geister aus dem Jenseits haben viele Organe unter den Blättern der Union; sie bieten nicht Nichts für Etwas, sondern im Gegentheil unmittelbares Erfahren und Gewißwissen statt des dunkeln, endlos streitigen Bibeltextes. Der Profit liegt auf der Hand. „Ich habe euer Evangelium euch gegeben" — sagt der Geist Jesu selber dem genfischen Medium, Pastor Bort — „kann ich nicht auch kommen, es euch auszulegen? ihr armen Erdenwürmer bildet euch ein, das göttliche Buch vollkommen zu verstehen, aber mehr weiß der Blinde vom Licht, als ihr von der Bibel"*). Unläugbar hat nirgends mehr als in Amerika die Insufficienz und das Gegentheil von Perspicuität der Bibel sich erwiesen, und der Amerikaner läßt sie für die unmittelbarere Autorität billig im Stiche. Eine solche bringen ja aber die seligen Geister des Jenseits unzweifelhaft, und ihre Aussprüche gegen die Bibel haben daher nur zu sehr Erfolg. Der Springfield Republican äußert sich über die daselbst gehaltene Convention der Geisterseher (vom Frühjahr 1854) nur gar zu allgemein, wenn er sagt: „Wo immer die Manifestationen, wie man es nennt, als Autorität in spirituellen Dingen angenommen werden, wird das Christenthum vertilgt; die ganze Masse der Spiritualisten hat sich, so viel wir beurtheilen können, von der Bibel losgesagt, und hält sich an das, was man die neueste Dispen-

*) Bericht über Bort's Buch Université catholique. Août 1855. p. 190.

sation zu nennen beliebt"*). Das ist: sie vertauschen die Unsicherheit der durch die Bibel menschlich vermittelten Erkenntniß mit der unmittelbaren Gewißheit der Anschauung. Ebendeßhalb macht man auch überall dieselbe Erfahrung bei diesen Gläubigen der Geister: mit Beweisen ist den Fanatikern nicht beizukommen, da sie ihren Glauben nicht auf die Vernunft, sondern auf Intuition gründen**).

Zwar liegen faktische Beweise in Masse vor, daß die Gebrechlichkeit unserer Erden-Natur für verleiblichte Unmittelbarkeit des Vernehmens aus dem Jenseits, außer in seltenen Erscheinungen außerordentlicher Begnadung, nicht eingerichtet sei. Die Journale der Union melden unaufhörlich von Selbstmords- und Wahnsinns-Fällen, herbeigeführt durch solchen Geister-Verkehr; das Irrenhaus von Indiana, das in dem einzigen Monat April 1852 sechs verrückte Spiritualisten aufnahm, steht nicht vereinzelt da; und als die Bischöfe der amerikanischen Katholiken ihre Stimme erhoben, konnten sie unbedenklich aus dem Gräuel dieser und ähnlicher Folgen***) auf die Natur der Quelle schließen †). Nichts destoweniger liegt es ohne Zweifel in der Idee des Spiritualismus, daß der unmittelbare Verkehr zwischen Diesseits und Jenseits in

*) Atlantische Studien. 1854. IV, 26 ff.

**) M. Busch a. a. O. S. 268.

***) Zu dem spiritualistischen Princip kamen nämlich häufig noch Dinge, wie z. B. der Newyorker Courrier and Inquirer vom 18. Juni 1852 dem Saint-Louis Despatch nacherzählte, unter schweren Klagen über die täglich in den Journalen auftauchenden Gräuelberichte von der gottlosen und lächerlichen Lehre des Geisterklopfens. Ein angesehener Gentleman aus Illinois war auch hingegangen, um aus dem Jenseits Kunde von seiner verstorbenen Frau zu erhalten, mit der er die glücklichste Ehe geführt, und der er noch die zärtlichste Liebe treu und heiß im Herzen bewahrte; aber, siehe da! der citirte Geist erzählte dem Medium haarklein, wie die vermeintlich so treue Gattin während ihrer ganzen Ehe in heimlichem Ehebruch gelebt, und alle ihre Kinder daher entsprossen seien. Der arme Mann glaubt natürlich auf's Wort, verstößt und enterbt seine Kinder, deren Name nun für ihr ganzes Leben entehrt ist, flucht dem vielgeliebten Weibe, und geht der Verzweiflung am einsamen Herde entgegen. — Bei de Courcy l. c.

†) Ami de la religion vom 24. Jan. 1854.

fortschreitender Entwicklung intensiv und extensiv sich steigern, und sozusagen zum Gemeingut werden müsse. Ganz praktisch scheint Mr. Henri Carion, der über die ersten Versuche mit der Psychographie in Frankreich seine Lettres sur l'évocation des esprits schrieb, die Idee deßfalls aufgefaßt zu haben. Er behauptet unter Anderm: der Mensch habe ein natürliches und mithin legitimes Vermögen, nach Belieben sich mit den Geistern in Verkehr zu setzen. Die Wissenschaft davon sei so alt wie die Welt, Zeuge die ersten Menschen im Paradies und die Patriarchen nach dem Bericht der Bibel, die Dreifüße der Orakel, die Pythonissen, die Sybillen, die Druidinen, die Magier und Philosophen Indiens; allerdings sei die Kunst sonst nur in kleinen Kreisen geübt worden, aber deßhalb nicht weniger allgemein gewesen; jetzt aber werde sie wieder an's Licht gezogen. „Es ist eben", sagt Hr. Carion, „die eigentliche Aufgabe unsers Säculums, alle alten und neuen Entdeckungen zu populärisiren; noch eine kleine Weile, und die Geheimnisse des Raimond Lullus, des Nikolas Flamel, des Albertus Magnus können füglich das Geheimniß der ganzen Welt seyn; Jedermann wird wie Dante absteigen können zur Hölle, und wieder kommen, sobald es ihm gefällt" *).

Man kann nicht verkennen, daß diese Weltanschauung sehr wohl mit jenem Pantheismus zusammenstimmt, den die überwiegende Mehrheit der amerikanischen Spiritualisten für die Religion des vollen Mannesalters der Welt erklärt. Kurz und deutlich hat das genannte Meeting zu Springfield seine Theologie in folgende Worte gefaßt: „Offenbar bricht eine neue Weltordnung an; Sadducäismus, Sensualismus, Pharisäismus, Sektarianismus und Unglaube werden zu Schanden werden; die Spiritualisten werden endlich obsiegen, und Erde und Himmel werden Eins seyn." Diese Glaubenssätze gelten mutatis mutandis für die ganze Masse der Spirituali-

*) Ami de la religion vom 14. Jan. 1854.

sten, auch die katholisirenden Münchener nicht ausgenommen. Nur daß auf den verschiedenen Abstufungen die Einheits-Lehre mehr oder weniger weit ausgedehnt wird. Die vorgeschrittenste Richtung, von der wir eben reden, faßt sie im Sinne des allseitigsten All-Eins. Sie braucht sich also z. B. nicht mit dem Unterschied guter oder böser Geister in ihrem Verkehre zu placken, es sind ja alle All-Eins. Reverend Ch. Hammond predigt daher: „es gibt keinen bösen Geist, alle Geister sind gut"; unter seinen „heiligen" Geistern prangt auch der Gottesläugner Tom Payne, und der Hr. Pastor ist Verfasser eines eigenen Buches: „Tom Payne's Wanderung in den sechsten Kreis der Geisterwelt." In dem Sinne dieses All-Eins können die gegnerischen Prediger in Amerika allerdings sagen: „die meisten Geisterseher seien — Atheisten"*).

Es ist aber ein furchtbares Zeugniß über die religiöse Versunkenheit in den überall täglich mehr grassirenden Materialismus, wenn selbst dieser „Atheismus" noch als religiöse Erhebung bezeichnet, und insofern auch dem ausgelassensten Spiritualismus noch die Vernichtung des „Unglaubens" (s. oben) zum Preis angerechnet werden kann. In einem Spiritualisten-Meeting zu Newyork erzählte ein Prediger aus Jowa, wie ein Amtsbruder, wohl um den ihm zu Gebot stehenden Exorcismus zu versuchen, auf einen kreisenden Tisch sich gesetzt, der Tisch aber ungenirt mit ihm durch den Saal hin und her gefahren, wozu er bemerkte: das sei wohl das erstemal, daß ein christlicher Priester leibhaftig auf dem Teufel geritten. Darauf aber erklärte Dr. Young, der bekannte Nationalreformer und ehemals „Atheist": wäre wirklich der Teufel in diesen Manifestationen, so hätte man doch Ursache, selbst dem Teufel dankbar zu seyn, denn er sei in solchem Falle in der That sehr verläumbet worden; Wahrheit sei Wahrheit, ohne Rücksicht darauf, woher sie komme; wenn der Teufel sich auf solche Weise den Menschen offenbare,

---

*) Atlantische Studien. 1853. I, 147.

spreche selbst der Teufel wahr, denn er rufe uns durch diese Manifestation zu — „Mensch, du bist unsterblich“ *)! So erscheint selbst die religiös-radikalste Richtung des Spiritualismus noch wie eine göttlich gesendete Verhöhnung des herrschenden Materialismus. Ohne die unerforschliche Zulassung des Höchsten ist derselbe überhaupt nicht da.

Die entschiedene Fraktion unter den Geistern dehnt ferner ihre „neue Weltordnung“ auch über die Beziehungen zum Jenseits hinüber und auf das irdisch-gesellschaftliche Daseyn, auf die socialen Verhältnisse aus. Auch sie sollen vergeistigt, zum All-Eins emporgehoben werden. „Siehe, ich mache alle Dinge neu“, sagen die Geister in der New Era von Boston; „Individualismus und Socialismus sollen in Einklang gebracht werden.“ Dieß ist die „Harmonie“, von der die Geister so nachdrücklich reden. Die scharfen Ecken des Egoismus wollen sie abfeilen. Sie greifen auch gleich praktisch ein, und erklären z. B. in der Era: der Harmonie liebende Mensch dürfe nicht in viereckigen Wohnungen und Städten hausen, eine Circular City, eine kreisrunde Stadt, deren Modell sie beizeichnen, werde die Heimath des Ebenmaßes und des Friedens seyn, mitteninne ein kreisrunder Park, im Cirkel laufende Straßen und unitarische Wohnungen statt der abgeschlossenen Häuser. Wie bei den ersten Wiedertäufern erstreckt sich dieser Kampf gegen den Widerstreit zwischen Individualismus und Socialismus bis auf die Ehe; Mann und Weib müssen wechseln, sobald die innere Attraction es gebietet. Schon hat sich ein Socialisten-Verein constituirt, um Societäten nach diesen Principien zu gründen**). Es darf demnach nicht verwundern, wenn unter der ganzen politischen Presse Nordamerika's die socialistischen Blätter allein, diese aber auch mit der größten Zärtlichkeit, sich den Klopfgeistern gewogen zeigten. Nicht nur daß die meisten

---

*) A. a. O. S. 148 ff.

**) Dr. Andree in der Allg. Ztg. vom 8. Nov. 1854.

For'schen Geister die Bibel geradezu ein Lügenbuch nannten, und alle Religionen für Betrug erklärten, sie predigten auch direkt den Fortschritt zur Gütergemeinschaft. Die Tribune zu Newyork sogar, talentvoll redigirt von Horace Greeley, dem Freunde der großen Socialistenchefs Cabet und Considerant, mit einem Publikum von 30,000 Abonnenten und mächtigem Einfluß auf die Arbeiter, äußerte vom ersten Momente an die herzlichste Sympathie für die Rochester rappings, und sammelte eifrigst ihre Aeußerungen, während dieselbe Tribune gegen alle anderen Religionen ohne Ausnahme philosophische Verachtung zur Schau trug *). Ebenso fanden die Coryphäen derselben Art von Welterneuerung in andern Ländern unwiderstehlich für die Klopfgeisterei sich hingerissen. Unter ihnen auch noch der 84jährige englische Socialisten-Chef Robert Owen. Tag und Nacht fühlte der Greis sich unter dem Zuflüstern seiner hingeschiedenen Freunde und Freundinen, und endlich erschien ein Buch von ihm: „Die Zukunft des menschlichen Geschlechtes in einer großen, glorreichen, friedlichen Revolution ausgehend aus den Geistern abgeschiedener höheren Männer und Frauen" (in den Tischen). — In Frankreich ergab sich besonders das bekannte Mitglied des Berges V. Hennequin dem spiritualistischen Cult. Ein Buch darüber mit dem Titel: „Retten wir das Menschengeschlecht", dedicirte er Napoleon III. Ueberdieß füllte er die Pariser Journale mit seinen Prophezeiungen, z. B.: „Gott, der aus dem Tische spreche, habe ihm gesagt, daß der Mond 1953 verschwinden werde; er (Hennequin) werde als Element einer Gestirnseele in einen der fünf Erdsatelliten treten; aber er sei dieses Avancements erst würdig, nachdem er 86 Jahre auf der Erde gelebt habe, somit werde er erst am 12. Juni 1869 sterben" (kurze Zeit darauf begrub man ihn). — Auch aus den Expektorationen der Münchener Geister klingt ein gewisser socialistischer Grundton wie unbewußt öfter als einmal

*) De Courcy a. a. O.

durch, und es ist Thatsache, daß auch hier Persönlichkeiten, die sonst als entschieden religiös und politisch Radikale bekannt waren, zu den begeistertsten „Kämpfern“ gehören. Bloß daß die „neue Weltordnung“ bei ihnen im Kleide des entsagenden Bettelmönchs erscheint, gibt der Sache einen Anstrich der Unverfänglichkeit *).

Wir möchten die ganze oben charakterisirte Sorte der Geistergläubigen die absoluten Spiritualisten nennen. Sie läugnen die Erbsünde, die Gottheit Christi, also die Bibel und das ganze Christenthum; namentlich aber scheint ihr pantheistisches Princip in der Lehre sich auszuprägen, daß Alle zu gleicher Glückseligkeit dießseits wie jenseits bestimmt seien, von ewigen Strafen im Jenseits also und von einem Unterschied guter und böser Geister keine Rede seyn könne. Auch letztere theologische Consequenz der All-Eins-Idee hat gleichfalls selbst in der katholisirenden Ausgestaltung des Münchener Geisterverkehrs ihre Spuren insoferne, als eine sichtlich unsichere Haltung bezüglich des Dogma's der Höllenstrafen und jedenfalls eine äußerste Extenuirung der infernalen Population in ihr vorliegt. In Nordamerika aber war die religiös und social radikale Richtung des absoluten Spiritualismus schon gleich anfänglich so stark vertreten, daß die norddeutschen Kirchenzeitungen, als sie zuerst die Erscheinung besprachen, die ganze Masse der Spiritualisten unter dieselbe subsummirten. So hat Dr. Hengstenberg selbst den Mormonismus noch für christlich erklärt im Vergleich zu der Lehre der Spiritualisten. In Wahrheit aber stehen nur die Mormonen und die absolute Richtung der letztern ungefähr auf gleicher Stufe widerchristlicher Systeme. Thatsache jedoch ist, daß die Spiritualisten überhaupt je länger je mehr mit Kirche und Bibel zerfallen, wie auch die Bischöfe Nordamerika's in ihren Hirtenbriefen aus-

*) Unter Anderm muß es auch auffallen, daß die Geister in München mit den nordamerikanischen einen besondern Grad der Entrüstung gegen die Todesstrafe gemein haben. Man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, daß sie die Hingerichteten kurzweg für selige Märtyrer erklären.

drücklich bemerkten, daß die Aussprüche der Geister in dem Maße der Ausbreitung und der Vereinfachung im Mechanismus ihrer Mittheilungen immer entschiedener unmoralisch und antichristlich würden*).

Das letzte Ziel der Geister und der Charakter der von ihnen angestrebten „neuen Weltordnung" ist also nicht zu verkennen. Doch würde man die Entwicklung des ganzen Phänomens nicht recht begreifen, wollte man die Richtung der, sozusagen, confessionellen Spiritualisten übersehen und von der der absoluten nicht unterscheiden. Hier knüpft auch die katholisirende Nekromantie in München an. Die confessionellen Spiritualisten haben zu dem alten Lehrinhalt ihrer Confessionen zunächst nur das neue Dogma angenommen, daß sie durch die klopfenden, schreibenden und redenden Geister in unmittelbarem Verkehr mit dem Jenseits stehen. Es finden sich immer Geister, die auch dem confessionellen Standpunkt zu Gefallen reden, und der Dogmatik jeder einzelnen Sekte sich anbequemen. So kommt es denn, daß, statt der angestrebten Einheit und der verheißenen Vertilgung des Sektarianismus, vorerst nur — doppelt so viel Sekten und noch eine neue dazu geworden sind. Die Rechnung ist völlig richtig: jede Sekte theilt sich unter Beibehaltung ihrer specifischen Dogmatik wieder in zwei Fraktionen, deren Eine die spiritualistische Intuition annimmt, während die andere sie verwirft; und als neue Sekte kommt die Richtung der absoluten Geisterboten hinzu. Man hat in Nordamerika schon viel von einem Universal-Spiritualisten-Congreß geschrieben, der eine einheitliche Lehre und Organisation der Geister herstellen soll; solche Vorschläge aber gehen von der Majorität des absoluten All-Eins aus, und werden von der confessionellen Minderheit immer wieder hintertrieben. Die beiden Parteien oder ihre diversen Geister liegen auch in ebenso heftigem und offenen Kampfe gegeneinander, wie die mit dem

*) Atlantische Studien. IV, 26; Ami de la relig. 24. Jan. 1854.

Geisterreich noch nicht verkehrenden Prediger der Sekten zuvor. Die Geister der sämmtlichen confessionellen Spiritualisten nehmen großes Aergerniß an der Agitation ihrer übrigen Collegen auf ein All-Eins bis zur Emancipation des Fleisches; die Geister des Predigers Adin Ballou z. B. streiten in dessen „Praktischem Christen" auf's heftigste gegen solche Lehren. In Summa: „die heutigen Spiritualisten dürften füglich in so viele Klassen zerfallen, als es religiöse Sekten gibt" — sagt der Christian Spiritualist! Der Name dieses Blattes, allerdings eines der jüngsten unter den spiritualistischen Journalen Nordamerika's, deutet an sich schon an, daß innerhalb des Spiritualismus die confessionellen Parteien in scharfem Gegensatze wider die nichtchristliche und widerbiblische Richtung stehen und als solche auch in der Presse vertreten sind*). Nur Eines haben alle Spiritualisten miteinander gemein: den Glauben an ihren unmittelbaren Verkehr mit den abgeschiedenen Geistern; über die wahre Lehre von den göttlichen Dingen selber aber sind diese Geister ebensowenig einig, als es der unbegnadigte Menschenverstand zuvor war.

Wie erklären sich nun aber die confessionellen Spiritualisten solchen Widerspruch und Hader unter den Geistern selber? Wie die absoluten Spiritualisten sich ihn erklären, bei ihrer Lehre, daß es nur gute Geister, keinen Unterschied zwischen seligen und verdammten gebe, das weiß ich selbst nicht zu bestimmen, es müßte denn aus der mehr oder minder *hohen* Stufe der Entwicklung geschehen, welche die Klopfgeister auch drüben noch durchzumachen haben. Bei den confessionellen Spiritualisten aber ergibt sich die Erklärung des Sekten-Haders unter den Geistern selber sehr einfach aus der Annahme einer Einmischung böser Geister oder des Teufels. Schreibt und spricht der Geist für die Bibel und für die Auslegung derselben, welche die Sekte des Beurtheilenden *eben* beliebt, so ist er ein guter Geist und verkündet Wahrheit,

*) Vgl. Berliner Protestant. N. 3. vom 21. Oct. 1854.

widrigenfalls ist er ein böser und predigt teuflische Lüge. Geradeso hält es auch der katholisirende Spiritualismus zu München mit seiner Kunst die Geister zu unterscheiden, nur daß er „Kirche“ setzt für „Bibel.“ Mit dieser Modifikation schließt er sich ganz demselben Kriterium an, welches z. B. Richter Edmunds, der in seiner Spiritualisten-Conferenz zu Newyork den Notabilitäten der Industrie und des Handels präsidirt, in einem Briefe an seinen noch ungläubigen Bruder gibt*). „Das Unterscheiden der guten und bösen Geister“, sagt er, „hat gar keine Schwierigkeiten, denn die bösen Geister richten allemal ihre Angriffe gegen die Bibel, deren Autorität sie ganz oder theilweise läugnen, während die guten Geister die unbedingte Gültigkeit derselben einschärfen; allerdings kommen manche Mittheilungen durch böse Geister, welche einen lebhaften Krieg gegen die Bibel führen**), aber die guten Geister sind auch thätig, und werden am Ende den Sieg davontragen, der Fürst der Finsterniß hat gar keine Macht gegen die Bibel“ (resp. „Kirche“). Allein es leuchtet ein, daß damit für das Kriterium der Wahrheit, sowie andererseits für die Unterscheidung der Geister nichts gewonnen ist. Beidemal bewegt man sich in einem vitiösen Cirkel; der Pastor Bort in Genf hält nur diejenigen Geister für gute, welche calvinisch reden und die alte Kirche verdammen, die „Kämpfer“ in der „Geisterheimath“ zu München erklären unumwunden alle Geister für Teufel, die nicht nach Vorschrift der alten Kirche predigen und Hrn. Calvin etwa im Himmel suchen wollten. Im Gefühle dieser Unzulänglichkeit hat man denn auch selber noch etliche untergeordneten Kriterien hervorgesucht, z. B. in Amerika: daß die bösen Geister keine Grenze ihres Wissens respektirten und ganz unverschämt einer praescientia universalis (Allwissenheit) sich anmaßten;

*) Allg. Ztg. vom 1. März 1853.

**) So behauptet Hr. Edmunds namentlich, daß dem Jackson Davis das Buch „Harmonia“ und dessen verführerisch socialistische Lehre im magnetischen Schlafe von Dämonen eingeflüstert worden sei.

in München: daß sie kein Kreuzzeichen zu schreiben wüßten. Aber unzweifelhaft könnte der Teufel Letzteres ebensowohl thun, als Ersteres lassen. Nach ihrer eigenen Theorie sind daher die confessionellen Spiritualisten keinen Augenblick sicher, daß Dämonen unter ihren Geistern erscheinen, um sie zu narren. Andererseits sind sie über die Wahrheit ihrer Lehre nur noch ungewisser als zuvor; denn was die anerkannt seligen Geister, ja Christus der Herr und der Erzengel Gabriel selber, in Genf als das ächte Evangelium bekennen, das verdammen die größten Heiligen Christi, Moses und der Erzengel Rafael als verfluchte ketzerische Lüge — in München. Und daraus soll die „Einheit" der „neuen Weltordnung" werden!

Es wäre hier der Platz, die Ansichten der confessionellen Spiritualisten über die Motive ihrer neuen Offenbarung zu besprechen; da sich aber darüber bei der Abhandlung des Münchener Phänomens ohnehin Näheres ergeben wird, eilen wir hier lieber mit dem nordamerikanischen Spiritualismus zu Ende. Aus dem Bisherigen ergibt sich also, daß diejenigen, welche an außerirdische Einflüsse in der Rochester-Offenbarung überhaupt glauben, in drei Parteien zerfallen. Die Einen halten sich bloß an ihre bisherigen Quellen der Autorität und verdammen die neue Dispensation als dämonisch; so urtheilt unter Andern Pastor Ch. Beecher zu Newark, Bruder der bekannten Miß Stowe, in einem voluminösen Prüfungsbericht, die Klopfer seien wirklich Geister abgeschiedener Seelen, aber nicht seliger, sondern verdammter, und zwar solcher, welche durch Läugnung der biblischen Inspirationen in diese Lage gekommen. Andere glauben, daß die Klopfer je nach Umständen gute oder böse Geister seien, und diese Ansicht scheint besonders bei der Verbreitung der Sache auf dem Continent die Oberhand behalten zu haben*), wie sich denn auch die Geister hier öfter selbst als „Dämonen" benannten.

*) So erzählt der Franzose Carlon von seinen Versuchen, zu denen ohne Unterschied alle Geister sich hergaben: heilige Engel und Dä-

Es ist dieß der einfache Spiritualismus; zu ihm bekennen sich viele Prediger der Union ganz offen und verkünden das neue Heil selbst von der Kanzel*). Die Dritten geben sich der Geister-Dispensation unbedingt hin; auch zu diesen zählen mehrere Prediger, die folgerichtig ihrer Kirche entsagten, um ungehindert für den Spiritualismus wirken zu können. Unter den Letztern hat sich frühzeitig der Pastor Scott zu Newyork hervorgethan **).

Erkundigen wir uns noch näher um den Anschluß der Prediger je nach der Verschiedenheit ihrer Sekten, so ergeben sich weiter etliche merkwürdigen Thatsachen. Auch diese Blätter haben wiederholt nachgewiesen, daß nur der kleinste Theil der Bekenner des gegenwärtigen Protestantismus bei einem kirchlichen Definitivum bereits angekommen zu seyn glaubt, daß dagegen der größere Theil einer „neuen und reichlichern Ausgießung des heiligen Geistes" sehnsüchtig von Tag zu Tag entgegenharrt, damit durch solche unmittelbar göttliche Gewalt Christus unter den Massen wieder zur Anerkennung gebracht, wie der stereotype Ausdruck lautet, und die fast verö-

---

monen, Kobolde, arme Seelen im Fegfeuer und Verdammte, letztere hauptsächlich, um den Damen Spaß zu machen. Aus dem Purgatorium stellten sich ihm namentlich Molière, J. J. Rousseau, der gleichfalls wegen des durch seine Bücher gegebenen Aergernisses, insbesondere für den Emil in der Pein saß, Voltaire, der ein Autograph von sich ausstellte und erklärte, daß er auf reumüthigen Widerruf seiner Schriften hin von Gott begnadigt worden, ꝛc. — Ami de la religion vom 14. Jan. 1854.

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 21. Oct. 1854; vgl. Allg. Ztg. vom 8. Mai 1853.

**) Hr. Scott behauptete: ihm sei der Apostel Paulus erschienen, um ihm die Nähe eines großen Umschwungs der Dinge anzuzeigen, durch den der Krieg aufhören und ewige Ruhe auf die ganze Schöpfung herabsteigen werde; diese Lehre zu predigen, habe er vom Apostel Befehl, der ihm auch ein von hundert berühmten Todten, darunter Washington und Franklin, unterzeichnetes Certificat mit den dringendsten Ermahnungen zur Friedenspredigt ausgehändigt. Darauf schleppten die Geister den armen Scott von Stadt zu Stadt und endlich auf einen Berg, wo er mit seinen zwölf Schülern, freier von dem Einfluß des irdischen Magnetismus, einen ganzen Winter lang im engsten Verkehr mit der Geisterwelt lebte, und schließlich bloß in die großen Städte kam, um Volk zu sich in die Bergeseinsamkeit zu berufen, wo allein man eine ganz vertraute Verbindung mit dem Jenseits erwarten dürfe. — Bei de Courcy.

bete Kirche wieder gefüllt, vielmehr von Neuem aufgebaut werde. Es liegt auf platter Hand, daß eine solche Stimmung der Klopfgeisterei ungemein günstig seyn mußte; der Reiz, in ihr die erwartete Ausgießung des heiligen Geistes anzuerkennen, mußte fast unwiderstehlich und selbst das strenge Verbot der Todten-Befragung im Buche Deuteronomium nur ein schwacher Damm dagegen seyn. Andererseits ist eben da, wo jene Erwartung die gläubigen Seelen erfüllt, der Materialismus am mächtigsten angewachsen, dessen innere Leere immer statt des abgeworfenen Glaubens leicht den Aberglauben einläßt. So ist es denn erklärlich, daß der Rochester-Spuk gerade in den Staaten am meisten Eingang fand, welche die Wiege des amerikanischen Puritanismus bildeten und zugleich für die aufgeklärtesten der Union gelten, also in Neu-England, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, und daß die Cirkel der Spiritualisten am meisten mit Predigern der Puritaner, Presbyterianer und Baptisten sich zierten. In Wisconsin soll die Mehrheit der baptistischen Prediger zum Spiritualismus übergetreten seyn; sie verkündeten von der Kanzel herab, ihre Predigten rührten nicht von ihnen her, sondern die Geister redeten durch ihren Mund, die Religion bestehe überhaupt einzig und allein in der Führung des Menschen durch die jedesmaligen Offenbarungen von Oben. Wo möglich noch stärker war die Betheiligung der Methodisten; zunächst von ihnen ging der Spiritualismus aus, wie ein naher Verwandter ihres „Erweckungs"-Systems. Am tapfersten scheinen dagegen die Episcopalisten sich der Zumuthungen der Geister erwehrt zu haben; ihre katholisirende Grundanschauung von der Kirche verbietet ihnen eben auch, in Erwartungen einer „neuen Ausgießung des hl. Geistes" dahin zu leben. Die Geister trugen auch gerade den Episcopalisten besondere Rache nach. So stand in Ohio der Prediger Warner vor Gericht, weil er den Gottesdienst der Bischöflichen durch einen wahren Heidenlärm gestört habe; Hr. Warner ward aber freigespro-

chen, da er nachgewiesen, daß nicht er, sondern die Geister selbst dort neben ihren usuellen Exercitien auch noch die Glocken angeschlagen, die Orgel brummen lassen, die Bänke umgeworfen u. s. w.*)

Man hat mit besonderm Interesse gefragt, wie wohl die Irvingianer und Mormonen zum Spiritualismus Stellung genommen. Wirklich ist eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Principien der drei neuen Offenbarungen unverkennbar. Aber man darf auch nicht vergessen, daß Irvingianer und Mormonen ihre bestimmt begrenzte „neue Weltordnung" bereits besitzen, und den ebendeßhalb unmotivirten nachträglichen Einbruch der Geister nicht anders als sehr übel vermerken können. Für beide ist die neue Ausgießung des heiligen Geistes bis auf den letzten Tropfen längst endgültig vollbrachte Thatsache; die Rochester Offenbarung mußte ihnen daher als feindliche Usurpation erscheinen. Zudem steht, was die Irvingianer betrifft, wohl vom „Zungenreden", nicht aber vom „Klopfen" und „Schreiben" in der Bibel und in der Geschichte der Apostelzeit; und hinsichtlich der Mormonen hat der große Prophet am Salzsee den unmittelbaren Verkehr mit dem Jenseits in Generalpacht, der demokratisirende Offenbarungs-Communismus der Spiritualisten müßte der „Theokratie der zweiten Weltperiode" sofort den Todesstoß versetzen, wie die Gewerbefreiheit dem realen Recht. Daher vernimmt man von den Irvingianern, daß sie den Glauben der Spiritualisten als Dummheit und Betrug von sich abweisen; von den Mormonen ist gewiß, daß sie die Offenbarungen derselben laut und entschieden für ein Werk des Fürsten der Hölle erklären.

Anders verhält es sich mit ein paar älteren, innerlich und äußerlich sehr hinter der Zeit zurückgebliebenen Schwärmer-Kirchen vom vorigen Jahrhundert. Beide proklamirten und gründeten vor fast hundert Jahren schon ihre „neue

*) de Courcy l. c.

Weltordnung", und sind doch heute noch über etliche fast verschollenen Gemeindlein nicht hinausgekommen. Ihre Offenbarungen geriethen in bedenkliche Stagnation und deren Quell, statt frisch der Ewigkeit entgegen zu sprudeln, war zur starren Tradition eingefroren, als die Klopfgeisterei wie eine Retterin aus ihrer Noth auf amerikanischem Boden erschien. Sofort ward sie von beiden Sektlein zu Gunsten ihres verarmten Offenbarungs-Fiskus verwendet. So thaten erstens die Shaker; im J. 1768 bereits war in ihrer „geistlichen Mutter", Anna Lee, Christus der Herr zum zweitenmale Mensch geworden, und seitdem lebten ihre Kinder, mit Tanz und hüpfenden Gesängen ihren Gottesdienst feiernd, in klösterlich communistischem Cölibat ruhig und still dahin, bis die Fox'schen Geister ihr tausendjähriges Reich wieder belebten. Ebenso profitirten die Swedenborgianer von der neuen Bewegung; vielleicht rührt sogar der Name „Spiritualismus", worunter man schon vor dem 19. März 1848 die in Amerika seit einigen Jahren mehrfach geübte Kunst verstand, sich mit den Geistern in Verbindung zu setzen und Andern dieselbe zu verschaffen, gerade von den amerikanischen Swedenborgianern her. Möglich, daß ihre in der Union ziemlich zahlreichen Gemeindlein solche Versuche machten, um die in den dickleibigen philosophischen Werken ihres Meisters versteinerte Theorie wieder zu thätigem Leben zu erwecken, denn bislang war ihr Bekenntniß allzu speculativ gewesen, um auf die Massen Einfluß zu gewinnen. Jedenfalls fanden sie nachträglich das Mittel dazu in den Rochester rappings, welche auf den ersten Blick wirklich bloß als vergröberter, mechanisirter und multiplicirter Swedenborgianismus erscheinen könnten. Unter Anderm hatte auch schon das Gebahren des obengenannten Predigers Scott auffallende Aehnlichkeit mit der Gründung der ersten eigentlichen Kirche des „neuen Jerusalems" durch die fünf Schüler des schwedischen Geistersehers, welche zu London 1783 von der äußern Welt sich isolirten, um die natürlichen Hindernisse des unmittelbaren

Verkehrs mit den Geistern wegzuräumen. Die Berichte der Klopfgeister über die Verhältnisse der jenseitigen Welt sind auch, wie wir später näher sehen werden, ganz und gar swedenborgisch; beiderseits beherrschen die Zeit und ein recht derber Raum auch die Geisterwelt. Im Münchener Cirkel gibt auf die Frage: sind die Ansichten Swedenborg's richtig? der Geist zur Antwort: „vergleiche, er hat nicht viel geirrt" *). Man behauptet sogar, die auf dem Spiritualisten-Congreß zu Worcester gegründeten „harmonischen Brüderschaften" rührten direkt von den Swedenborgianern her; in der That sind sie geformt nach dem menschlichen Leibe, der erste Präsident heißt „Gehirn", der zweite und dritte „Nase" und „Mund", die Sekretäre „Augen" und „Ohren", was wörtlich mit der Lehre des schwedischen Mystikers von der jenseitigen Ordnung der Dinge übereinstimmt **).

In den nämlichen äußern und innern Verhältnissen, wie Shaker und Swedenborgianer, stehen endlich die Quäker, und es wäre ebenso wenig zu verwundern, wenn sie wirklich über die Pluralisirung des göttlichen Geistes, von dem sie ihre innerlichen Einblasungen empfangen, durch die Fox'schen Geister nicht ungehalten wären ***).

Wir haben nur noch die Frage nach der Stellung zu beantworten, welche die Katholiken zum Spiritualismus einnahmen. Der katholisirenden Ausgestaltung desselben in München werden wir einen eigenen Abschnitt widmen; über die Ansicht der nordamerikanischen Katholiken aber führen wir die Aussprüche eines ihrer angesehensten Journale, des Boston Pilot vom 1. Juni 1852, an. Dieselben schließen zugleich mit einem Rückblick über die ganze Entwicklung des Spiritualismus auf dem Gebiet der westlichen Union:

„Der unglaubliche Betrug hat sich über ganz Neu-England

---

*) Acta den 17. Mai d. Js.

**) Bei M. Busch a. a. O. S. 263, 268; vgl. de Courcy l. c.

***) Allg. Ztg. vom 30. Oct. 1854.

Weltordnung", und sind doch heute noch über etliche fast verschollenen Gemeindlein nicht hinausgekommen. Ihre Offenbarungen geriethen in bedenkliche Stagnation und deren Quell, statt frisch der Ewigkeit entgegen zu sprudeln, war zur starren Tradition eingefroren, als die Klopfgeisterei wie eine Retterin aus ihrer Noth auf amerikanischem Boden erschien. Sofort ward sie von beiden Sektlein zu Gunsten ihres verarmten Offenbarungs-Fiskus verwendet. So thaten erstens die Shaker; im J. 1768 bereits war in ihrer „geistlichen Mutter", Anna Lee, Christus der Herr zum zweitenmale Mensch geworden, und seitdem lebten ihre Kinder, mit Tanz und hüpfenden Gesängen ihren Gottesdienst feiernd, in klösterlich communistischem Cölibat ruhig und still dahin, bis die Fox'schen Geister ihr tausendjähriges Reich wieder belebten. Ebenso profitirten die Swedenborgianer von der neuen Bewegung; vielleicht rührt sogar der Name „Spiritualismus", worunter man schon vor dem 19. März 1848 die in Amerika seit einigen Jahren mehrfach geübte Kunst verstand, sich mit den Geistern in Verbindung zu setzen und Andern dieselbe zu verschaffen, gerade von den amerikanischen Swedenborgianern her. Möglich, daß ihre in der Union ziemlich zahlreichen Gemeindlein solche Versuche machten, um die in den dickleibigen philosophischen Werken ihres Meisters versteinerte Theorie wieder zu thätigem Leben zu erwecken, denn bislang war ihr Bekenntniß allzu speculativ gewesen, um auf die Massen Einfluß zu gewinnen. Jedenfalls fanden sie nachträglich das Mittel dazu in den Rochester rappings, welche auf den ersten Blick wirklich bloß als vergröberter, mechanisirter und multiplicirter Swedenborgianismus erscheinen könnten. Unter Anderm hatte auch schon das Gebahren des obengenannten Predigers Scott auffallende Aehnlichkeit mit der Gründung der ersten eigentlichen Kirche des „neuen Jerusalems" durch die fünf Schüler des schwedischen Geistersehers, welche zu London 1783 von der äußern Welt sich isolirten, um die natürlichen Hindernisse des unmittelbaren

Verkehrs mit den Geistern wegzuräumen. Die Berichte der Klopfgeister über die Verhältnisse der jenseitigen Welt sind auch, wie wir später näher sehen werden, ganz und gar swedenborgisch; beiderseits beherrschen die Zeit und ein recht derber Raum auch die Geisterwelt. Im Münchener Cirkel gibt auf die Frage: sind die Ansichten Swedenborg's richtig? der Geist zur Antwort: „vergleiche, er hat nicht viel geirrt" *). Man behauptet sogar, die auf dem Spiritualisten-Congreß zu Worcester gegründeten „harmonischen Brüderschaften" rührten direkt von den Swedenborgianern her; in der That sind sie geformt nach dem menschlichen Leibe, der erste Präsident heißt „Gehirn", der zweite und dritte „Nase" und „Mund", die Sekretäre „Augen" und „Ohren", was wörtlich mit der Lehre des schwedischen Mystikers von der jenseitigen Ordnung der Dinge übereinstimmt **).

In den nämlichen äußern und innern Verhältnissen, wie Shaker und Swedenborgianer, stehen endlich die Quäker, und es wäre ebenso wenig zu verwundern, wenn sie wirklich über die Pluralisirung des göttlichen Geistes, von dem sie ihre innerlichen Einblasungen empfangen, durch die Fox'schen Geister nicht ungehalten wären ***).

Wir haben nur noch die Frage nach der Stellung zu beantworten, welche die Katholiken zum Spiritualismus einnahmen. Der katholisirenden Ausgestaltung desselben in München werden wir einen eigenen Abschnitt widmen; über die Ansicht der nordamerikanischen Katholiken aber führen wir die Aussprüche eines ihrer angesehensten Journale, des Boston Pilot vom 1. Juni 1852, an. Dieselben schließen zugleich mit einem Rückblick über die ganze Entwicklung des Spiritualismus auf dem Gebiet der westlichen Union:

„Der unglaubliche Betrug hat sich über ganz Neu-England

*) Acta den 17. Mai d. Js.

**) Bei M. Busch a. a. O. S. 263, 268; vgl. de Courcy l. c.

***) Allg. Ztg. vom 30. Oct. 1854.

verbreitet, und kaum ist mehr ein Dorf davon frei. In vielen kleinen Städten sind mehrere Familien von dem Unsinn besessen, indem irgend ein fanatisches Weib oder ein von der Mutter dazu abgerichtetes Mädchen das Medium spielt zwischen den Irrgeistern und den Schwachköpfen hienieden. Die meisten dieser Mediums, welche zum Behufe ihrer Gespräche mit den Geistern manchmal des mesmerischen Schlafs sich bedienen, werden nachgerade toll oder blödsinnig, und dasselbe Schicksal trifft viele ihrer Gläubigen. Keine Woche vergeht, wo man nicht von einem dieser Unglücklichen hörte, der durch Selbstmord geendet, oder in's Irrenhaus gekommen. Alle die verschiedenen Mediums geben unzweideutige Zeichen einer anormalen Störung ihrer Seelenvermögen, und an manchen verräth sich wirkliche dämonische Besessenheit. Das Uebel aber verbreitet sich mit Blitzesschnelle, und in wenigen Jahren wird man die schrecklichen Folgen davon sehen. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß diese Geistesepidemie allein unter den Protestanten Terrain gewinnt. Die Katholiken, auch die unwissendsten, halten diese Erscheinungen mit ihrem Katechismus zusammen, und haben dafür allenthalben nur Spott und Verachtung. Die jungen irischen Dienstboten sehen im Ganzen hoch herab auf das Unwesen, und lachen über die Ignoranz und den Aberglauben ihrer Herrschaften. Sehr selten brachte man sie dahin, einer solchen Spukvorstellung beizuwohnen, und noch seltener ist der Fall, daß sie sich zu Mediums machen lassen. Wohl machen einzelne Protestanten, welche ihre Kirchen sich leeren und die Gläubigen der Geisterjagd nachlaufen sehen, Opposition dagegen, es hilft aber nichts. Wir kennen selbst mehrere calvinistischen Congregationen, wo der Prediger, sobald er auf der Kanzel gegen die Rappings aufzutreten wagte, Seitens der Gemeinde die Einladung erhielt, entweder des Predigens gegen eine von ihnen selbst thatsächlich erprobte Theorie sich zu enthalten, oder sein tägliches Brod um eine Thüre weiter zu suchen."

(Schluß folgt.)

L.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

XXIII.

Der Gustav-Adolf-Verein und seine Volkskirche der Zukunft.

Komm, Gustav Adolf's Geist,
Komm, mach uns fest und dreist,
Muthig und stark!
Großes ist jetzt zu thun,
Keiner darf müßig ruhn,
Wer träg jetzt ruhen will,
Der übt Verrath! . . .
Je leid'ger andererseits
Sind manche Schritt bereits,
Desto beeiferter
Seyen auch wir! —

mit diesem begeisternden Hymnus unter den schallenden Toasten der glänzenden Festtafel rief die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Wernigerode vom 17. Aug. 1852 „statt des heiligen Geistes, der in der Kirche angerufen war, einen Menschengeist an." Dabei spielte unter Andern ein Prediger Deputirtenrolle, „der gegen die Anbetung Christi als gegen Götzendienst öffentlich geeifert und nicht den geringsten öffentlichen Beweis von Sinnesänderung gegeben hatte." Ein Freund der Hengstenberg'schen Richtung sah all Das und be-

verbreitet, und kaum ist mehr ein Dorf davon frei. In vielen kleinen Städten sind mehrere Familien von dem Unsinn besessen, indem irgend ein fanatisches Weib oder ein von der Mutter dazu abgerichtetes Mädchen das Medium spielt zwischen den Irrgeistern und den Schwachköpfen hienieden. Die meisten dieser Mediums, welche zum Behufe ihrer Gespräche mit den Geistern manchmal des mesmerischen Schlafs sich bedienen, werden nachgerade toll oder blödsinnig, und dasselbe Schicksal trifft viele ihrer Gläubigen. Keine Woche vergeht, wo man nicht von einem dieser Unglücklichen hörte, der durch Selbstmord geendet, oder in's Irrenhaus gekommen. Alle die verschiedenen Mediums geben unzweideutige Zeichen einer anormalen Störung ihrer Seelenvermögen, und an manchen verräth sich wirkliche dämonische Besessenheit. Das Uebel aber verbreitet sich mit Blitzesschnelle, und in wenigen Jahren wird man die schrecklichen Folgen davon sehen. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß diese Geistesepidemie allein unter den Protestanten Terrain gewinnt. Die Katholiken, auch die unwissendsten, halten diese Erscheinungen mit ihrem Katechismus zusammen, und haben dafür allenthalben nur Spott und Verachtung. Die jungen irischen Dienstboten sehen im Ganzen hoch herab auf das Unwesen, und lachen über die Ignoranz und den Aberglauben ihrer Herrschaften. Sehr selten brachte man sie dahin, einer solchen Spukvorstellung beizuwohnen, und noch seltener ist der Fall, daß sie sich zu Mediums machen lassen. Wohl machen einzelne Protestanten, welche ihre Kirchen sich leeren und die Gläubigen der Geisterjagd nachlaufen sehen, Opposition dagegen, es hilft aber nichts. Wir kennen selbst mehrere calvinistischen Congregationen, wo der Prediger, sobald er auf der Kanzel gegen die Rappings aufzutreten wagte, Seitens der Gemeinde die Einladung erhielt, entweder des Predigens gegen eine von ihnen selbst thatsächlich erprobte Theorie sich zu enthalten, oder sein tägliches Brod um eine Thüre weiter zu suchen."

(Schluß folgt.)

L.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

XXIII.

Der Gustav-Adolf-Verein und seine Volkskirche der Zukunft.

Komm, Gustav Adolf's Geist,
Komm, mach uns fest und dreist,
Muthig und stark!
Großes ist jetzt zu thun,
Keiner darf müßig ruhn,
Wer träg jetzt ruhen will,
Der übt Verrath! . . .
Je leid'ger andererseits
Sind manche Schritt bereits,
Desto beeiferter
Seyen auch wir! —

mit diesem begeisternden Hymnus unter den schallenden Toasten der glänzenden Festtafel rief die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Wernigerode vom 17. Aug. 1852 „statt des heiligen Geistes, der in der Kirche angerufen war, einen Menschengeist an.“ Dabei spielte unter Andern ein Prediger Deputirtenrolle, „der gegen die Anbetung Christi als gegen Götzendienst öffentlich geeifert und nicht den geringsten öffentlichen Beweis von Sinnesänderung gegeben hatte.“ Ein Freund der Hengstenberg'schen Richtung sah all Das und be-

in München: daß sie kein Kreuzzeichen zu schreiben wüßten. Aber unzweifelhaft könnte der Teufel Letzteres ebensowohl thun, als Ersteres lassen. Nach ihrer eigenen Theorie sind daher die confessionellen Spiritualisten keinen Augenblick sicher, daß Dämonen unter ihren Geistern erscheinen, um sie zu narren. Andererseits sind sie über die Wahrheit ihrer Lehre nur noch ungewisser als zuvor; denn was die anerkannt seligen Geister, ja Christus der Herr und der Erzengel Gabriel selber, in Genf als das ächte Evangelium bekennen, das verdammen die größten Heiligen Christi, Moses und der Erzengel Rafael als verfluchte ketzerische Lüge — in München. Und daraus soll die „Einheit" der „neuen Weltordnung" werden!

Es wäre hier der Platz, die Ansichten der confessionellen Spiritualisten über die Motive ihrer neuen Offenbarung zu besprechen; da sich aber darüber bei der Abhandlung des Münchener Phänomens ohnehin Näheres ergeben wird, eilen wir hier lieber mit dem nordamerikanischen Spiritualismus zu Ende. Aus dem Bisherigen ergibt sich also, daß diejenigen, welche an außerirdische Einflüsse in der Rochester-Offenbarung überhaupt glauben, in drei Parteien zerfallen. Die Einen halten sich bloß an ihre bisherigen Quellen der Autorität und verdammen die neue Dispensation als dämonisch; so urtheilt unter Andern Pastor Ch. Beecher zu Newark, Bruder der bekannten Miß Stowe, in einem voluminösen Prüfungsbericht, die Klopfer seien wirklich Geister abgeschiedener Seelen, aber nicht seliger, sondern verdammter, und zwar solcher, welche durch Läugnung der biblischen Inspirationen in diese Lage gekommen. Andere glauben, daß die Klopfer je nach Umständen gute oder böse Geister seien, und diese Ansicht scheint besonders bei der Verbreitung der Sache auf dem Continent die Oberhand behalten zu haben*), wie sich denn auch die Geister hier öfter selbst als „Dämonen" benannten.

*) So erzählt der Franzose Carion von seinen Versuchen, zu denen ohne Unterschied alle Geister sich hergaben: heilige Engel und Dä-

Es ist dieß der einfache Spiritualismus; zu ihm bekennen sich viele Prediger der Union ganz offen und verkünden das neue Heil selbst von der Kanzel*). Die Dritten geben sich der Geister-Dispensation unbedingt hin; auch zu diesen zählen mehrere Prediger, die folgerichtig ihrer Kirche entsagten, um ungehindert für den Spiritualismus wirken zu können. Unter den Letztern hat sich frühzeitig der Pastor Scott zu Newyork hervorgethan **).

Erkundigen wir uns noch näher um den Anschluß der Prediger je nach der Verschiedenheit ihrer Sekten, so ergeben sich weiter etliche merkwürdigen Thatsachen. Auch diese Blätter haben wiederholt nachgewiesen, daß nur der kleinste Theil der Bekenner des gegenwärtigen Protestantismus bei einem kirchlichen Definitivum bereits angekommen zu seyn glaubt, daß dagegen der größere Theil einer „neuen und reichlichern Ausgießung des heiligen Geistes" sehnsüchtig von Tag zu Tag entgegenharrt, damit durch solche unmittelbar göttliche Gewalt Christus unter den Massen wieder zur Anerkennung gebracht, wie der stereotype Ausdruck lautet, und die fast verö-

---

monen, Kobolde, arme Seelen im Fegfeuer und Verdammte, letztere hauptsächlich, um den Damen Spaß zu machen. Aus dem Purgatorium stellten sich ihm namentlich Molière, J. J. Rousseau, der gleichfalls wegen des durch seine Bücher gegebenen Aergernisses, insbesondere für den Emil in der Pein saß, Voltaire, der ein Autograph von sich ausstellte und erklärte, daß er auf reumüthigen Widerruf seiner Schriften hin von Gott begnadigt worden, ꝛc. — Ami de la religion vom 14. Jan. 1854.

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 21. Oct. 1854; vgl. Allg. Ztg. vom 8. Mai 1853.

**) Hr. Scott behauptete: ihm sei der Apostel Paulus erschienen, um ihm die Nähe eines großen Umschwungs der Dinge anzuzeigen, durch den der Krieg aufhören und ewige Ruhe auf die ganze Schöpfung herabsteigen werde; diese Lehre zu predigen, habe er vom Apostel Befehl, der ihm auch ein von hundert berühmten Todten, darunter Washington und Franklin, unterzeichnetes Certificat mit den dringendsten Ermahnungen zur Friedenspredigt ausgehändigt. Darauf schleppten die Geister den armen Scott von Stadt zu Stadt und endlich auf einen Berg, wo er mit seinen zwölf Schülern, freier von dem Einfluß des irdischen Magnetismus, einen ganzen Winter lang im engsten Verkehr mit der Geisterwelt lebte, und schließlich bloß in die großen Städte kam, um Volk zu sich in die Bergeseinsamkeit zu berufen, wo allein man eine ganz vertraute Verbindung mit dem Jenseits erwarten dürfe. — Bei de Courcy.

bete Kirche wieder gefüllt, vielmehr von Neuem aufgebaut werde. Es liegt auf platter Hand, daß eine solche Stimmung der Klopfgeisterei ungemein günstig seyn mußte; der Reiz, in ihr die erwartete Ausgießung des heiligen Geistes anzuerkennen, mußte fast unwiderstehlich und selbst das strenge Verbot der Todten-Befragung im Buche Deuteronomium nur ein schwacher Damm dagegen seyn. Andererseits ist eben da, wo jene Erwartung die gläubigen Seelen erfüllt, der Materialismus am mächtigsten angewachsen, dessen innere Leere immer statt des abgeworfenen Glaubens leicht den Aberglauben einläßt. So ist es denn erklärlich, daß der Rochester-Spuk gerade in den Staaten am meisten Eingang fand, welche die Wiege des amerikanischen Puritanismus bildeten und zugleich für die aufgeklärtesten der Union gelten, also in Neu-England, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, und daß die Cirkel der Spiritualisten am meisten mit Predigern der Puritaner, Presbyterianer und Baptisten sich zierten. In Wisconsin soll die Mehrheit der baptistischen Prediger zum Spiritualismus übergetreten seyn; sie verkündeten von der Kanzel herab, ihre Predigten rührten nicht von ihnen her, sondern die Geister redeten durch ihren Mund, die Religion bestehe überhaupt einzig und allein in der Führung des Menschen durch die jedesmaligen Offenbarungen von Oben. Wo möglich noch stärker war die Betheiligung der Methodisten; zunächst von ihnen ging der Spiritualismus aus, wie ein naher Verwandter ihres „Erweckungs"-Systems. Am tapfersten scheinen dagegen die Episcopalisten sich der Zumuthungen der Geister erwehrt zu haben; ihre katholisirende Grundanschauung von der Kirche verbietet ihnen eben auch, in Erwartungen einer „neuen Ausgießung des hl. Geistes" dahin zu leben. Die Geister trugen auch gerade den Episcopalisten besondere Rache nach. So stand in Ohio der Prediger Warner vor Gericht, weil er den Gottesdienst der Bischöflichen durch einen wahren Heidenlärm gestört habe; Hr. Warner ward aber freigespro-

chen, da er nachgewiesen, daß nicht er, sondern die Geister selbst dort neben ihren usuellen Exercitien auch noch die Glocken angeschlagen, die Orgel brummen lassen, die Bänke umgeworfen u. s. w.*)

Man hat mit besonderm Interesse gefragt, wie wohl die Irvingianer und Mormonen zum Spiritualismus Stellung genommen. Wirklich ist eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Principien der drei neuen Offenbarungen unverkennbar. Aber man darf auch nicht vergessen, daß Irvingianer und Mormonen ihre bestimmt begrenzte „neue Weltordnung" bereits besitzen, und den ebendeßhalb unmotivirten nachträglichen Einbruch der Geister nicht anders als sehr übel vermerken können. Für beide ist die neue Ausgießung des heiligen Geistes bis auf den letzten Tropfen längst endgültig vollbrachte Thatsache; die Rochester Offenbarung mußte ihnen daher als feindliche Usurpation erscheinen. Zudem steht, was die Irvingianer betrifft, wohl vom „Zungenreden", nicht aber vom „Klopfen" und „Schreiben" in der Bibel und in der Geschichte der Apostelzeit; und hinsichtlich der Mormonen hat der große Prophet am Salzsee den unmittelbaren Verkehr mit dem Jenseits in Generalpacht, der demokratisirende Offenbarungs-Communismus der Spiritualisten müßte der „Theokratie der zweiten Weltperiode" sofort den Todesstoß versetzen, wie die Gewerbefreiheit dem realen Recht. Daher vernimmt man von den Irvingianern, daß sie den Glauben der Spiritualisten als Dummheit und Betrug von sich abweisen; von den Mormonen ist gewiß, daß sie die Offenbarungen derselben laut und entschieden für ein Werk des Fürsten der Hölle erklären.

Anders verhält es sich mit ein paar älteren, innerlich und äußerlich sehr hinter der Zeit zurückgebliebenen Schwärmer-Kirchen vom vorigen Jahrhundert. Beide proklamirten und gründeten vor fast hundert Jahren schon ihre „neue

*) de Courcy l. c.

Weltordnung", und sind doch heute noch über etliche fast verschollenen Gemeindlein nicht hinausgekommen. Ihre Offenbarungen geriethen in bedenkliche Stagnation und deren Quell, statt frisch der Ewigkeit entgegen zu sprudeln, war zur starren Tradition eingefroren, als die Klopfgeisterei wie eine Retterin aus ihrer Noth auf amerikanischem Boden erschien. Sofort ward sie von beiden Sektlein zu Gunsten ihres verarmten Offenbarungs-Fiskus verwendet. So thaten erstens die Shaker; im J. 1768 bereits war in ihrer „geistlichen Mutter", Anna Lee, Christus der Herr zum zweitenmale Mensch geworden, und seitdem lebten ihre Kinder, mit Tanz und hüpfenden Gesängen ihren Gottesdienst feiernd, in klösterlich communistischem Cölibat ruhig und still dahin, bis die Fox'schen Geister ihr tausendjähriges Reich wieder belebten. Ebenso profitirten die Swedenborgianer von der neuen Bewegung; vielleicht rührt sogar der Name „Spiritualismus", worunter man schon vor dem 19. März 1848 die in Amerika seit einigen Jahren mehrfach geübte Kunst verstand, sich mit den Geistern in Verbindung zu setzen und Andern dieselbe zu verschaffen, gerade von den amerikanischen Swedenborgianern her. Möglich, daß ihre in der Union ziemlich zahlreichen Gemeindlein solche Versuche machten, um die in den dickleibigen philosophischen Werken ihres Meisters versteinerte Theorie wieder zu thätigem Leben zu erwecken, denn bislang war ihr Bekenntniß allzu speculativ gewesen, um auf die Massen Einfluß zu gewinnen. Jedenfalls fanden sie nachträglich das Mittel dazu in den Rochester rappings, welche auf den ersten Blick wirklich bloß als vergröberter, mechanisirter und multiplicirter Swedenborgianismus erscheinen konnten. Unter Anderm hatte auch schon das Gebahren des obengenannten Predigers Scott auffallende Aehnlichkeit mit der Gründung der ersten eigentlichen Kirche des „neuen Jerusalems" durch die fünf Schüler des schwedischen Geistersehers, welche zu London 1783 von der äußern Welt sich isolirten, um die natürlichen Hindernisse des unmittelbaren

Verkehrs mit den Geistern wegzuräumen. Die Berichte der Klopfgeister über die Verhältnisse der jenseitigen Welt sind auch, wie wir später näher sehen werden, ganz und gar swedenborgisch; beiderseits beherrschen die Zeit und ein recht derber Raum auch die Geisterwelt. Im Münchener Cirkel gibt auf die Frage: sind die Ansichten Swedenborg's richtig? der Geist zur Antwort: „vergleiche, er hat nicht viel geirrt" *). Man behauptet sogar, die auf dem Spiritualisten-Congreß zu Worcester gegründeten „harmonischen Brüderschaften" rührten direkt von den Swedenborgianern her; in der That sind sie geformt nach dem menschlichen Leibe, der erste Präsident heißt „Gehirn", der zweite und dritte „Nase" und „Mund", die Sekretäre „Augen" und „Ohren", was wörtlich mit der Lehre des schwedischen Mystikers von der jenseitigen Ordnung der Dinge übereinstimmt **).

In den nämlichen äußern und innern Verhältnissen, wie Shaker und Swedenborgianer, stehen endlich die Quäker, und es wäre ebenso wenig zu verwundern, wenn sie wirklich über die Pluralisirung des göttlichen Geistes, von dem sie ihre innerlichen Einblasungen empfangen, durch die For'schen Geister nicht ungehalten wären ***).

Wir haben nur noch die Frage nach der Stellung zu beantworten, welche die Katholiken zum Spiritualismus einnahmen. Der katholisirenden Ausgestaltung desselben in München werden wir einen eigenen Abschnitt widmen; über die Ansicht der nordamerikanischen Katholiken aber führen wir die Aussprüche eines ihrer angesehensten Journale, des Boston Pilot vom 1. Juni 1852, an. Dieselben schließen zugleich mit einem Rückblick über die ganze Entwicklung des Spiritualismus auf dem Gebiet der westlichen Union:

„Der unglaubliche Betrug hat sich über ganz Neu-England

*) Acta den 17. Mai d. Js.

**) Bei M. Busch a. a. O. S. 263, 268; vgl. de Courcy l. c.

***) Allg. Ztg. vom 30. Oct. 1854.

verbreitet, und kaum ist mehr ein Dorf davon frei. In vielen kleinen Städten sind mehrere Familien von dem Unsinn besessen, indem irgend ein fanatisches Weib oder ein von der Mutter dazu abgerichtetes Mädchen das Medium spielt zwischen den Irrgeistern und den Schwachköpfen hienieden. Die meisten dieser Mediums, welche zum Behufe ihrer Gespräche mit den Geistern manchmal des mesmerischen Schlafs sich bedienen, werden nachgerade toll oder blödsinnig, und dasselbe Schicksal trifft viele ihrer Gläubigen. Keine Woche vergeht, wo man nicht von einem dieser Unglücklichen hörte, der durch Selbstmord geendet, oder in's Irrenhaus gekommen. Alle die verschiedenen Mediums geben unzweideutige Zeichen einer anormalen Störung ihrer Seelenvermögen, und an manchen verräth sich wirkliche dämonische Besessenheit. Das Uebel aber verbreitet sich mit Blitzesschnelle, und in wenigen Jahren wird man die schrecklichen Folgen davon sehen. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß diese Geistesepidemie allein unter den Protestanten Terrain gewinnt. Die Katholiken, auch die unwissendsten, halten diese Erscheinungen mit ihrem Katechismus zusammen, und haben dafür allenthalben nur Spott und Verachtung. Die jungen irischen Dienstboten sehen im Ganzen hoch herab auf das Unwesen, und lachen über die Ignoranz und den Aberglauben ihrer Herrschaften. Sehr selten brachte man sie dahin, einer solchen Spukvorstellung beizuwohnen, und noch seltener ist der Fall, daß sie sich zu Mediums machen lassen. Wohl machen einzelne Protestanten, welche ihre Kirchen sich leeren und die Gläubigen der Geisterjagd nachlaufen sehen, Opposition dagegen, es hilft aber nichts. Wir kennen selbst mehrere calvinistischen Congregationen, wo der Prediger, sobald er auf der Kanzel gegen die Rappings aufzutreten wagte, Seitens der Gemeinde die Einladung erhielt, entweder des Predigens gegen eine von ihnen selbst thatsächlich erprobte Theorie sich zu enthalten, oder sein tägliches Brod um eine Thüre weiter zu suchen."

(Schluß folgt.)

L.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

XXIII.

Der Gustav-Adolf-Verein und seine Volkskirche der Zukunft.

Komm, Gustav Adolf's Geist,
Komm, mach uns fest und dreist,
  Muthig und stark!
Großes ist jetzt zu thun,
Keiner darf müßig ruhn,
Wer träg jetzt ruhen will,
  Der übt Verrath! . . .
Je leid'ger andererseits
Sind manche Schritt bereits,
Desto beeiferter
Seyen auch wir! —

mit diesem begeisternden Hymnus unter den schallenden Toasten der glänzenden Festtafel rief die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Wernigerode vom 17. Aug. 1852 „statt des heiligen Geistes, der in der Kirche angerufen war, einen Menschengeist an.“ Dabei spielte unter Andern ein Prediger Deputirtenrolle, „der gegen die Anbetung Christi als gegen Götzendienst öffentlich geeifert und nicht den geringsten öffentlichen Beweis von Sinnesänderung gegeben hatte.“ Ein Freund der Hengstenberg'schen Richtung sah all Das und be-

richtete. „Wir haben", sagt er, „die Heiterkeit früherer Demokraten und Lichtfreunde, die jetzt in den Reihen des Gustav-Adolf-Vereins stehen, recht wohl beobachtet; sie rieben sich die Hände: tout comme chez nous." „Mit Mühe und Noth", fährt der betrübte Beobachter fort, „ist es gelungen, die frechsten und tobendsten Feinde der Kirche aus den Deputirten-Reihen des Vereines fern zu halten; aber sie liegen auf der Lauer, um ihre Zeit zu ersehen"; und es sei bekannt genug, wie man den Verein schon einmal „zu einer Waffenschmiede gegen staatliche und kirchliche Obere zu mißbrauchen versucht hat" *).

Für uns liegt Ein Schluß aus dieser Signatur des Vereins sehr nahe. Wenn auch der Gustav-Adolf-Verein mit einer Volkskirche der Zukunft schwanger ging und geht, so braucht er die Realisirung derselben keineswegs von einem übernatürlichen und wunderbaren Eingreifen Gottes, von einem neuen Pfingstfest abhängig zu machen. Er wartet nicht auf eine Ausgießung des heiligen Geistes; der Geist, den er anruft, ist der Zeitgeist und dieser arbeitet unablässig für ihn. Er braucht nicht erst an der Herbeiführung massenhafter Bekehrungen zu seiner Fahne zu arbeiten; sie stehen ihm bereits in ungeheurer Ausdehnung in Reih und Glied. Die Fahne aber, um welche er seine „kirchliche Masse" versammelt hat, ist die — „sich selbst auslegende Schrift."

Die „sich selbst auslegende Schrift" ist vom politischen Liberalismus und Demokratismus immer nicht nur als Bundesgenossin, sondern förmlich als die geistliche Seite seiner selbst betrachtet worden. Vor dem Jahre 1848 machten die genannten Richtungen sich in dem Vereine bekanntlich sehr laut, so daß es im J. 1846 in seinem eigenen Schooße zu einem Bruch und zu so umfassendem Austritt der positivern Elemente gedieh, daß seine Einnahme rasch von 73,000 Thlr.

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 30. Oct. 1852.

auf 26,000 herabsank. Wir haben gesehen, wie bedeutend diese Einnahme jetzt wieder angewachsen ist, woraus man natürlich schließen muß, daß der damalige Abfall sich allmählig wieder ersetze. Dieß macht sich um so leichter, als die politische Seite seit 1848 sich ganz still unter der geistlichen Umhüllung verborgen hält. So hat z. B. der Verein zu Dessau, „welcher seit dem J. 1848 seine Thätigkeit hatte einstellen müssen", nun erst sich neugebildet und seine Sammlungen wieder angekündigt*). Vor jener Krisis — sagt die Hannover'sche Zeitung (Dec. 1852) — war der Gustav-Adolf-Verein der Ort, an dem die loyalsten Staatsbürger mit den Revolutionärs sich ein Rendezvous gaben; seine General-Versammlungen zu Berlin und Göttingen boten Scenen dar, „welche nachher in der Paulskirche und in den politischen Clubs erst ihren völlig angemessenen Ausdruck fanden." Jetzt steht es damit für die äußerliche Erscheinung natürlich anders. Wenn man schon zu jener Zeit, von der die Hannover'sche Zeitung spricht, und wo in Bayern das bekannte Verbot des Gustav-Adolf-Vereins erfolgte, in der bayerischen Kammer unter den ärgsten Invectiven gegen anders Ueberzeugte behaupten konnte, der Verein sei ein rein sittlicher, die thätige Menschenliebe fördernder und verfolge trotz aller Verdächtigung und Unterschiebung falscher Tendenzen keine polemischen Zwecke: um wie viel mehr jetzt. Nur Eine „polemische" Tendenz will er selbst nicht abläugnen: es ist die gegen die pietistisch-confessionalistische Reaction. War er schon ursprünglich recht eigentlich im Gegensatz zu den Missions-Vereinen und Rettungsanstalten der Reaction von ächt „evangelischen" Männern gegründet, die da zeigen wollten, was auch sie zu thun vermöchten**): so ist jetzt diese Scheidung vollends vor sich gegangen und beendet. Hie „sich selbst auslegende

*) Kreuzzeitung vom 25. August 1855.

**) Allg. Ztg. vom 6. Juli. 1853.

Schrift", dort „feste äußere Glaubensnorm." Der Beifall, den jenes Banner findet, schwellt seine Wellen lustig auf und seine Geschwornen sind froher Hoffnung, daß es früher oder später auf den Leichen der Reaction hinansteigen werde, um definitiv auf den Zinnen der deutsch-protestantischen Kirche der Zukunft zu wehen.

Wohl hoffte die Reaction in der Zeit ihrer höchsten Macht seit 1848, diese auch auf den Gustav-Adolf-Verein geltend machen zu können, und ihn von der „sich selbst auslegenden Schrift" ab-, zu einer festen äußern Glaubensnorm hinbringen zu können. Man glaubte an §. 1 der Statuten anknüpfen zu können, demgemäß der Verein nur Bekenner lutherischen oder reformirten Bekenntnisses oder des Consensus beider unterstützt, mit einer besondern Clausel zu Gunsten der Waldenser. Wenigstens lautet die Interpretation der Reaction also; sie folgert daraus, daß demnach auch nur Bekenner jener drei Confessionen Mitglieder seyn könnten; der Verein wäre dann positivirt, confessionalisirt, „kirchlich" geworden, und ohne weiters unter dem Bekenntniß-Schema des Kirchentags vom 20. Sept. 1853 unterzubringen. In diesem Sinne forderte Dr. Palmer eben noch, daß §. 1 endlich „zur vollen Wahrheit" werde; er verhehlt sich aber auch nicht, daß eine bedeutende Verringerung der Vereinsglieder die unmittelbare Folge seyn würde*). Dennoch ist nicht zu läugnen, daß einzelne Coryphäen des Vereins Neigung zeigten, dem Drange der Reaction in Etwas nachzugeben, freilich stets ohne Erfolg bei den Verbündeten selber. So wird z. B. dem darmstädtischen Prälaten Zimmermann, einem der Mitstifter des Vereins, nachgesagt, daß er eifrig daran arbeite, den Verein „in die kirchliche Strömung überzuleiten." Bei der Versammlung zu Bessungen sprach er ausdrücklich aus, „daß der Gustav-Adolf-Verein nur als ein kirchlicher zu

---

*) Darmst. K.-Z. vom 12. Juli 1855.

betrachten sei, und daher Keiner Mitglied des Vereins seyn könne, der nicht Glied der evangelischen Kirche sei." Aber Prof. P., Vorstandsmitglied und Gymnasiallehrer, „erhob sich mit edler Entrüstung und bezeugte: er hoffe vielmehr, daß es noch dazu kommen werde, daß auch ein aufgeklärter Jude in dem Vorstand sitze." „Und das war offenbar der Mehrzahl recht aus der Seele gesprochen" *). Der Hr. Professor sagte damit im Grunde auch nichts Neues **). Wenn aber auf gedachte Zumuthung nicht immer gleich dieselbe entschiedene Antwort erfolgte wie in Bessungen, man im Gegentheile dann und wann sogar einlenken zu wollen schien: so war es einerseits, weil man sich sehr bequem hinter die Zweideutigkeit der Worte verschanzen konnte, und weil andrerseits die äußere Lage der Dinge dringend rieth, von dieser unschädlichen Bequemlichkeit Gebrauch zu machen. Bei der Jahresfeier des pfälzischen Gustav-Adolf-Vereins vom 12. Juli 1853 z. B. sprachen die Abgeordneten der Zweig-Vereine nach langen Debatten aus: der Verein werde „treu festhalten an dem Worte Gottes und dem Bekenntniß der evangelischen Kirche"; gleich darauf aber opponirten dieselben Männer an den Bezirkssynoden auf's entschiedenste gegen alle Versuche, dem „gemeinsamen evangelischen Bekenntnisse" als Grundlage der Union „Geltung zu verschaffen und bekenntnißlose Lehrbücher aus den Schulen zu entfernen" ***).

---

*) Kreuzzeitung vom 23. Dec. 1854.

**) So war z. B. in Berlin der berüchtigte Jude Dr. Jakoby wirklich „Anfangs Mitglied gewesen und hatte auf seine spätere Zurückweisung schriftlich erklärt: ohne Bedenken würde er selbst zur Unterstützung bedrängter mohamedanischen Gemeinden mitwirken." Darmstädter K.-Z. vom 9. Juni 1855.

***) Allg. Ztg. vom 14. August 1853. — Was für Tendenzen schon bei der Stiftung solcher pfälzischen Vereine obwalteten, mögen folgende Züge andeuten. Als ein Pfarrer seine Gemeinde zur Gründung eines Lokalvereins versammelte, und ein Gemeindeglied meinte:

Nirgends vielleicht in Preußen ist die Gustav-Adolf-Vereins-Tendenz mächtiger als in Schlesien; hier trat denn auch die Grimasse der Accomodation am besten an's Licht. Die Jahresversammlungen des Hauptvereins zu Breslau hatten seit dem J. 1848 einen Mann der Reaction zum Fest-Prediger bestellt, im J. 1853 aber „ward die Predigt dießmal nicht wie in den letzten Jahren einem confessionell-gesinnten Geistlichen übertragen"*). Es war, als ob die Jesuiten-Mission in Breslau die Grimasse ausgebügelt habe; bekanntlich hatte sich die Theaterdirektion an ihr durch mehrmalige Aufführung des scandalösen Klingemann'schen Schauspiels „Luther" unter derartigen Auftritten gerächt, daß die Kreuzzeitung „mehr im Interesse der evangelischen als der katholischen Kirche" ein polizeiliches Verbot provocirte, weil es nicht gut thue, mit derlei lichtfreundlichem Unfug viel Federlesens zu machen**). Jedenfalls war der ganze Vorgang ächt gustav-adolfianisch. In der letzten Versammlung des lutherischen Provincial-Vereins für Schlesien von 1854 kam daher auch die Frage wieder auf den Gustav-Adolf-Verein, und „das Resultat war wieder, daß die Betheiligung bei der an sich so löblichen Sache um der Hände willen, in welche die Oberleitung derselben in unserer Provinz gelegt ist, von

wenn der Verein etwas wirken solle, so müßten sie vor Allem selbst die kirchlichen Pflichten des Gottesdienstes und täglichen Gebets besser erfüllen, ein anderes Pfarrkind aber widersprach, da schlug sich der Pfarrer auf des Letztern Seite, mit den Worten: „das Gebet sei nicht nöthig, wir brauchen nicht so zu plappern." „Von einem andern Stifter eines solchen Lokalvereins ist bekannt, daß er sich unwillig geäußert, daß seine Frau ihr Enkelchen beten lasse: das sei einfältig und nutzlos. Solche und ähnliche Thatsachen sind von den Eiferern für den Gustav-Adolf-Verein in der Pfalz viele bekannt." Darmst. K.-Z. vom 5. März 1853.

**) Kreuzzeitung vom 29. Mai 1853.

***) Kreuzzeitung aus Breslau den 14. Dec. 1852.

Vielen Gewissens halber schlechthin abgelehnt werden müsse" *). Unter jenen Coryphäen wird namentlich Propst Krause zu Breslau geschildert wie folgt: „bekannt durch seine Theilnahme an dem Uhlich'schen Triumphe in Breslau, durch seine, die Gottheit Christi offen läugnende, Predigt über den Meinungsstreit ꝛc., als Haupt der vielen rationalistischen Prediger Breslau's, als — Vorstandsmitglied und Deputirter des schlesischen Provincialvereins der Gustav-Adolf-Stiftung" **). Dennoch sagt der Berliner Oberkirchenrath Dr. Nitzsch: „die Erhaltung des Gustav-Adolf-Vereins ist eine Lebensfrage für den Protestantismus" ***).

Indeß kamen zwei besondere Gelegenheiten, bei welchen der Gustav-Adolf-Verein sich in seiner Tendenz von Neuem fixirte. Die erste war, als es sich um Aufnahme des Kirchentags in Berlin handelte; alle subjectivistischen Organe in- und außerhalb der Hauptstadt erklärten damals, daß dieß nicht angehe, weil Berlin „sich wiederholt für Freiheit der Wissenschaft und Lehrfreiheit in der Kirche ausgesprochen habe, durchweg unirt und dem Gustav-Adolf-Verein zugethan sei" †). Die zweite Gelegenheit war die Gründung des frivolen Hauptorgans der norddeutschen Subjectivisten, der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung". Die Darmstädter Kirchenzeitung selber ††) schlug die Hände über dem Kopf zusammen, daß dieses Ereigniß so offenkundig „als in genauem Connex mit dem Gustav-Adolf-Verein stehend" erscheinen sollte: die Versammlung der Gründer jenes Blattes zu Eisenach, der Zeit nach an die Koburger Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins sich anschließend, sei von

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 29. Juli 1854.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 9. Juni 1855.

***) Darmst. K.-Z. vom 19. Mai 1853.

†) Allg. Ztg. vom 19. Mai 1853.

††) vom 15. Jan. 1854.

mehreren namhaften Abgeordneten dieses Vereins gleich von Koburg aus besucht worden, was denn doch sehr auffallend scheinen und sogar Mißtrauen erwecken konnte*); andere Mitglieder hätten zwar aus „einer anzuerkennenden zarten Rücksicht auf den Gustav-Adolf-Verein“ Eisenach bei ihrer Heimreise vermieden, „später aber keinen Anstand genommen, als Mitarbeiter an dem neugegründeten Blatte ihre Namen einzuzeichnen.“ So müsse der Verein nothwendig um seinen „neutralen Boden“ und um alle Unterstützung der confessionellen Elemente kommen!

Man darf also sagen, die religiöse Tendenz des Gustav-Adolf-Vereins sei ganz dieselbe wie vor 1848, wenn er auch zur Zeit nicht, wenigstens nicht offen, wieder in politicis macht. Die religiöse Tendenz ist natürlich noch geschärft, seitdem sie der unterliegende Theil zu seyn scheint, da wo sie einst dominirte wie überall, in den politischen Höhen des Protestantismus, und die pietistisch-confessionelle Reaction durch die Gunst der politischen Verhältnisse wenigstens vorübergehend triumphirt. So stehen die beiden Principien mit einem mühsam unterdrückten Haß und verbissenen Ingrimm einander gegenüber, so daß man nicht selten auf den Gedanken kommt, ein gewaltsamer Zusammenstoß zwischen ihren Trägern dürfte früher oder später keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehören. Die Polizei-Hülfe der Einen Richtung weggedacht, ist es aber auch gar nicht zweifelhaft, auf welcher Seite der Sieg seyn würde, zwischen „sich selbst auslegender Schrift“ und

---

*) Jene Praxis ist indeß stationär geworden. Auch im laufenden Jahre bildete die zu Auerbach stattgehabte Versammlung der „Freunde der in Berlin erscheinenden Protestantischen Kirchenzeitung“ eine „Nebenversammlung“ der Gustav-Adolf-Vereins-Conferenz zu Heidelberg (Allg. Ztg. vom 19. Sept. 1855). — Die genannte Kirchenzeitung gerirt sich auch ganz als officielles Organ des Vereins.

fester Glaubensnorm — zwischen Gustav-Adolf-Verein und Innerer Mission.

Was nun die Zukunftskirche des erstern betrifft, so ist, wie gesagt, die Ansammlung der kirchlichen Masse seine geringste Sorge, und er ist weit entfernt, den größten Theil der Mühewaltung dem heiligen Geist aufzubürden, wie die Innere Mission es thut. Denn während diese ihre äußersten Kräfte mit dem geringsten Erfolge aufbietet, um die nöthige „massenhafte Bekehrung" herbeizuführen, ist die Fahne des Gustav-Adolf-Vereins populär, eben weil sie auf „Bekehrung" keinen Anspruch macht. Die „sich selbst auslegende Schrift" ist ein negatives Princip, und verbürgt die wünschenswertheste Freiheit im Glauben und kirchlichen Leben; die einzige Verpflichtung, die der Verein seinen Zugeschwornen auferlegt, schmeichelt wieder der Leidenschaft, denn sie besteht in nichts Anderm als im Vernichtungskampfe gegen die alte Kirche. Es ist daher nicht zu verkennen, daß die, von allen protestantischen Richtungen angestrebte, kirchliche **Einheit** gerade im Sinne des Gustav-Adolf-Vereins Chancen hat wie nirgends sonst. Es handelt sich für ihn eigentlich nur darum: die Reaction des Positivismus definitiv zu zermalmen und für die unter seiner Fahne versammelte kirchliche Masse die Freiheit zu erobern, daß sie durch eine sich selbst gegebene repräsentative **Verfassung** als kirchliche Einheit äußerlich in die Erscheinung zu treten vermöge. Dann ist die deutsche evangelische Kirche dieser Richtung und ihre Zukunfts-Kirche fertig. Zweifelhaft ist nur etwa die Frage, ob diese Zukunftskirche der Negation auch gleich die Atome der zerschlagenen alten Kirche in sich aufnehmen werde oder nicht? Wohl arbeitet man auf dieses Ziel hin als auf die specielle Aufgabe des Vereins; andererseits aber kann man sich auch nicht verhehlen, daß die ganze Zeit von den siebenziger Jahren des 16ten Jahrhunderts an nur Eine Kette „großer Einbußen der protestantischen, unermeßlicher Siege der katholi-

schen Welt" gewesen*). Nicht alle Gustav-Adolfianer denken daher in dieser Hinsicht gleich sanguinisch. Prälat Kapff z. B. antwortet auf jene Frage: allerdings werde die colossale Macht des Papstthums mit seiner furchtbaren und gottlosen Herrschaft einmal in Staub sinken vor der evangelischen Kirche, aber erst dann werde dieß geschehen, „wenn einmal Christus sein Reich eingenommen habe, und in seiner Theo- und Christokratie herrsche" **).

Selbstverständlich thut indeß dieser zweifelhafte Punkt der gustav-adolfianischen Zukunftskirche keinen Eintrag. Die Hauptsache derselben ist die freie Verfassung der gesammten und gesammelten protestantisch kirchlichen Masse, gegründet auf das negative Princip der „sich selbst auslegenden Schrift". Ueber den Charakter der angestrebten Verfassung kann kein Zweifel bestehen; es wäre eine rein constitutionelle oder repräsentative auf breitester Basis des allgemeinen Priesterthums. Etwa wie sie Bunsen seiner Zukunftskirche zugedacht hat, welche eine aus episcopalen, consistorialen, synodalen und presbyterialen Elementen verfaßte National-, Volks- und Gemeindekirche wäre gegenüber der bisherigen „Geistlichkeitskirche". Diese Volkskirche trüge den Charakter der Einheitskirche also auch in so ferne, als sie die sämmtlichen kirchlichen Erscheinungsformen in sich vereinigte, vielleicht nicht einmal mit Ausnahme des Primats, dieß freilich nur unter der Bedingung des Princips von der Theilung der Gewalten und der constitutionellen Garantien. So würde denn diese freie Volkskirche alle bestehenden Staats- oder Landes-Kirchen in sich absorbiren, und könnte unmöglich umhin, sich dem Volke interessant zu machen. Der ganze Gedanke ist so

*) Gelzer's protest. Monatsblätter 1853. Juli. S. 47.

**) Bericht des Stuttgarter „deutschen Volksblatts" über die Stuttgarter Versammlung vom 3. Aug. 1853.

einfach und klar, daß er schon den allerersten Anfängen des Vereins zu Grunde lag. „Da der Gustav-Adolf-Verein eine Verbrüderung verschiedener, durch landeskirchliche, kirchenregimentliche und confessionelle Unterschiede getheilter evangelischen Kirchen Deutschlands zu gemeinsamer Thätigkeit bezweckte, so glaubte man hier das sehr fröhlich gehoffte Ziel einer einigen deutschen evangelischen Kirche mit leichter Mühe realisiren zu können; man sah in diesem Vereine die erste Lebensbewegung der neuen Kirche der Zukunft, welche an die Stelle der bestehenden Staatskirchen treten sollte“ *).

Es ist bekannt, wie die eifrigsten unter den ursprünglichen Trägern dieser Idee und der „sich selbst auslegenden Schrift“ alsbald beim ulichianischen Freigemeindethum und Rongeanismus angekommen sind; wohin ein neuer Anlauf zur Entwicklung abermals führen würde, ist nicht fraglich. Für jetzt aber stellt man sich vorerst noch mit der „sich selbst auslegenden Schrift“ auf den Boden des weitherzigsten Unions-Maßes. Bezüglich des Kirchenbegriffs der gustav-adolfianischen Tendenz darf man daher zur Zeit ungefähr annehmen, daß ihm der Glaube an irgend einen historischen Christus Kriterium der wahren Kirche sei, vorausgesetzt, daß man aus demselben nicht intolerante Consequenzen ziehe wie die Katholiken. Wer also, abgesehen von diesen Anhängern des Antichrist, irgend einen historischen Christus in der sich selbst auslegenden Bibel findet, der gehört zur kirchlichen Masse der wahren (sichtbaren) Kirche, respective zur gustav-adolfianischen Zukunftskirche, hinter welcher die eigentliche (unsichtbare) Kirche oder Gemeinde der Heiligen versteckt ist.

Man sieht, daß der gustav-adolfianische Kirchenbegriff, mit Ausnahme des namhaft erweiterten Kriteriums, wesentlich symbolmäßig ist. Betrachten wir nur noch an einem Beispiele,

*) Darmst. K.-Z. vom 9. Juni 1855.

wie es im Innern der demgemäß realisirten und frei verfaßten allgemeinen „Volkskirche“, unserer Zukunftskirche Nro. 2, aussehen würde. Der Pastor Lisko zu Berlin äußert sich darüber in einer Ansprache an den märkischen Pastoralverein und bei Gelegenheit der Frage: ob die momentane Reaction zur festen Glaubensnorm Siegerin seyn werde? wie folgt:

„Nein, wir gehen einer andern Zukunft entgegen! Ströme lebendigen Glaubens werden ausgegossen werden über die Menschen-Herzen, und wer mit aufrichtigem und treuem Sinne erklärt, Christo dem Herrn anhangen zu wollen, der wird als Mitglied der evangelischen Kirche anerkannt werden, und wird ihm keine andere Pflicht auferlegt werden, als die er sich schon selber auferlegt hat. So wird sich die große einige evangelisch-katholische Kirche bilden, in der Alle Eins sind im Glauben an den Herrn und an ihn allein, Alle verschieden in der Art, wie sie ihn redend und handelnd darstellen in ihrem Leben. Die unirte evangelische Kirche hat das alte im Katholicismus verlorene, im Protestantismus verdeckte Kirchenbildungsprincip des Christenthums wiederum aufgenommen, indem sie die Kirche wie zur Zeit der Apostel auf den Glauben, der die Herzenshingabe an den Herrn ist, erbauen, und die Zugehörigkeit zu ihr vom Glauben allein abhängig machen will. Sie hat eben damit die Keime zu einem neuen Gemeindeleben, einer neuen Kirchenzucht, einem neuen Kirchenrecht tief aber sicher gelegt. Und wir sollten sogleich kindisch die Geduld verlieren, wenn die Keime nicht sofort aufgehen“? ꝛc. *)

Immerhin läßt eine solche Kirche sich als symbolmäßig vertheidigen. Aber — höchst merkwürdig und wohl werth, besonderer Beachtung empfohlen zu werden — diese Anschauung von Kirche vermag sich in gewisser Hinsicht sogar orthodox-protestantisch zu gebahren, ja ausschließlich als die protestantische. Sie braucht zu dem Ende nur die Sola-fide-Lehre als „das Princip der protestantischen Kirche“ zu erklären und dasselbe consequent zu entwickeln. Wir haben selbst schon öfter

*) Berliner Protestant. N. 3. vom 2. Juni 1855.

als einmal hervorgehoben, daß die Consequenz des altlutherischen Specialglaubens keinen andern Begriff von Kirche zulasse, als den der Bekenntnißkirche im allervagesten Umfange. Denselben Satz nun führt das große Subjectivisten-Organ soeben auf das scharfsinnigste aus, und bietet uns so die genaueste Beschreibung der Subjectivisten- oder Gustav-Adolf-Vereins-Kirche. Die protestantische Kirche, lautet die erste These, „wird aufgeführt auf dem Fundament des Glaubens“ (des Einzelnen). Schon deßhalb ist, in richtiger Wechselwirkung, dieser „Glaube“ nicht, wie in der katholischen Kirche, „das Fürwahrhalten alles Dessen, was die Kirche lehrt“ (denn die „Kirche“ entsteht ja erst durch den Glauben des Einzelnen), sondern das unmittelbare „Leben Christi im Gläubigen“. Nichts natürlicher also und selbstverständlicher als folgende Sätze:

„Leider ist weder von den Reformatoren, noch von der bisherigen evangelischen Kirche dieses ihr Princip in seiner ganzen Reinheit festgehalten worden; man fiel immer wieder in die katholische Anschauung hinein, man faßte doch den Glauben immer wieder als ein Fürwahrhalten der Glaubenslehren, die in der Kirche aufgestellt wurden. . . Man darf ganz in Uebereinstimmung mit dem protestantischen Begriff des Glaubens den einem orthodoxen Ohre freilich unerträglichen Satz aussprechen: es kann Einer ein wahrhaft Gläubiger seyn, auch wenn er kein einziges Dogma der Kirche mehr unterschreiben könnte. Fassen wir nun die Consequenzen in's Auge, welche sich aus diesem protestantischen Princip für die Gestaltung der Kirche ergeben. Die Kirche kann in keinem Moment ihrer zeitlichen Erscheinung als die adäquate Verwirklichung der Idee der Kirche betrachtet werden; . . . sie trägt aber das Princip einer unendlichen Vervollkommnung in sich in dem christlichen Geiste, der in der Gesammtheit der Gläubigen wirksam ist. . . Auch das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche ist ein ganz anderes im Protestantismus als im Katholicismus; der Einzelne hat sein Heil nicht in der Theilnahme an der Kirche, sondern nur durch sein Verhältniß zu Christus oder zum Himmelreich — die Kirche

macht ihn nicht zum Christen, sondern die Christen machen die Kirche; die Kirche ist nicht eine über dem Einzelnen und der Gemeinde stehende, fertige, vom Himmel herabgekommene Anstalt, sondern sie wird durch die Einzelnen immer neu hervorgebracht, wie auch geschichtlich zuerst der Glaube und die gläubigen Individuen gewesen sind, und erst durch ihr Zusammentreten die Kirche entstanden ist. . . So haben auch die Diener der Kirche eine andere Stellung erhalten. Der Geistliche ist nun nicht mehr der Vermittler des Heils, ohne den das Subject der Seligkeit nicht theilhaftig werden könnte; Jeder trägt das seligmachende Princip in sich, Jeder ist für sich selbst Priester vor Gott, hat das Werk der Versöhnung mit Gott zwischen sich und seinem Gott abzumachen, Jeder hat einen freien Zugang zum Throne der Gnade. Durch diesen so fruchtbaren Grundsatz des allgemeinen Priesterthums der Christen ist jeder specifische Unterschied zwischen Geistlichen und Laien verschwunden. . . Durch diesen Begriff der Kirche wird nun auch die Verfassung der Kirche bestimmt. Die Kirche ist nun keine Priesterkirche mehr, sondern eine reine Volkskirche; die volle Autonomie ist nun wieder an die Gemeinden zurückgegeben, denen sie mit der Entstehung der katholischen Kirche entzogen worden war. . . Der für die Kirche so verderbliche Schutz, den der Staat den drei christlichen Confessionen angedeihen läßt, ist die offenbarste Verläugnung des protestantischen Princips und die Art und Weise, wie die Deutschkatholiken und freien Gemeinden auf protestantischem Boden todtgemaßregelt werden, ist ein unauslöschliches Brandmal auf dem Gewissen der evangelischen Kirche. Welches Recht hat eine solche Kirche, dem Ultramontanismus immer und immer wieder seine Glaubens- und Gewissensdespotie vorzuhalten? . . Eine Gleichheit der Lehre ist rein unmöglich, solange es nicht gelingt, das Selbstdenken aufzuheben, und die Menschheit in eine todte mechanische Masse zu verwandeln. Sie ist aber vermöge des protestantischen Princips für das Heil der Kirche und ihrer Glieder sehr unnöthig; denn der Glaube macht selig, nicht die Lehre, und bei den größten Lehrdifferenzen kann der Glaube und die Liebe zu Christus in gleicher Stärke vorhanden seyn" *).

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 29. Sept. 1855.

„Dieß ist die protestantische Kirche", schließt das Organ. „Aber wo ist sie? durch viele Erscheinungen unserer Tage werden wir schmerzlich daran erinnert, daß sie die unsichtbare ist; aber selig sind, die nicht sehen und doch glauben; darum suchen wir, so werden wir finden" — jene eigentliche protestantische Kirche ist eben die Zukunftskirche der Subjektivisten und des Gustav-Adolf-Vereins!

Daß der Gustav-Adolf-Verein demnach mit der großen Unionspartei in Tendenz und Ziel völlig identisch sei, ward schon mehr als einmal erwähnt. Er hat aber noch einen andern sehr mächtigen Bundesgenossen an der Freimaurer-Verbrüderung. Es ist kein Geheimniß, daß die Unionssache stets in den Logen ihre kräftigste Förderung fand; ebenso steht es mit dem genannten Verein, und man dürfte nicht fehlgreifen, wenn man ihn geradezu für einen der auf specielle Ziele gerichteten Radien hielte, wie sie von dem Fokus des maurerischen Geheimbundes auszugehen pflegen. „Männer des Maurerordens!" sagt der Freimaurer Dr. Tröbst, „Ihr habt noch ein anderes Institut, ein christliches liebes Kind des 19ten Jahrhunderts zur Seite, was mit Euch ein gleiches Loos der Anfechtung theilt: das ist der von Jahr zu Jahr wachsende Gustav-Adolf-Verein, der in alle Welttheile seine helfenden und spendenden Arme ausbreitet. Im Geiste seid Ihr ihm wohl verwandt; zwei solche Mächte sind freilich für die Gegner von gar bedenklicher Natur" *).

---

*) Aurel Eybert, Meister vom Stuhl: die Märtyrer der Freimaurerei Spaniens im J. 1853. Deutsch von Dr. Tröbst. Weimar 1854. Vorr. XI.

Auf keinem Fleck deutscher Erde erfreut die Maurerei sich solcher Allgewalt, wie im Königreich Sachsen. Die Logen sind dort geradezu eine offene Speculation der Stellenjäger geworden, und üben ein Protektionswesen von unglaublicher Ausdehnung, sogar auch und zwar in großem Maßstabe auf die Pastorate und andere geistlichen Stellen *). Man darf sagen, daß Sachsen stets von zwei Regierungen geleitet werde, offen von dem Ministerium des Königs, insgeheim vom obersten Rathe der Logen. Auffallender Weise war es nun eben dieses Sachsen, wo der Gustav-Adolf-Verein, noch mitten in den Hundstagen der Reaction, einen öffentlichen Schritt wagte, der direkt auf das Ziel seiner Zukunftskirche hinführen sollte. Plötzlich trat der Dresdner Hauptverein mit dem Begehren auf: es solle zunächst durch Sammlungen „eine organische Verbindung der evangelischen Schule mit dem Gustav-Adolf-Verein angebahnt werden." Es war am 12. Nov. 1852, daß der Cultusminister von Beust seine Strafepistel dafür an diese Centrale erließ; man sah wohl, daß er deren eigentliches Ziel erfaßt, nämlich „die dem Protestantismus abgehende einheitliche Leitung in ihren obersten Vorstehern zu concentriren"; deßhalb sei der Verein auf Bemächtigung der Jugend bedacht, um so die Zeit zu beherrschen, eben wie einst die leitenden Demokraten die Affiliirung der Volksschullehrer eifrigst angestrebt. Hatte ja der Antragsteller ausdrücklich erklärt: „es komme darauf an, daß der Gustav-Adolf-Verein immer mehr zu einer Macht erhoben werde, welche die ganze

*) „Auf diese Weise ist leider für Viele die Loge der Weg zum geistlichen Amte geworden, und auch der Fall ist vorgekommen, daß Geistliche, welche aus Rücksichten auf die Verhältnisse eine Zeitlang „„gedeckt"" hatten, ihre Beziehungen zur Loge wieder aufnahmen, wenn sie bei Bewerbung um ein anderes Amt etwas dadurch zu erreichen hoffen durften." Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 14. Febr. 1855.

evangelische Kirche hinter sich habe", und überhaupt, bemerkte der Minister, „sei die Ostentation, mit welcher der Verein seit einiger Zeit über seine Wirksamkeit in öffentlichen Blättern berichte, sehr auffallend" *). Von dem ungefähren Sinn jener „organischen Verbindung" erhielt man um dieselbe Zeit eine Probe, als ein königliches Gymnasium Prüfungsaufgaben über das Thema schreiben ließ: „Folgen der Reformation." Die Anstalt erhielt dafür einen scharfen Verweis; denn „maß- und sinnlose Aeußerungen", sagt das officielle Journal, seien in einzelnen Arbeiten vorgekommen „von dem durch die Reformation bedingten Fortschritte auf dem Wege zu allgemeiner Freiheit und Gleichheit, zu politischer Mündigkeit, von dem noch nicht ausgekämpften Kampfe der Reformation, dem Kampfe der Völker um Constitutionen und dem reformatorisch-revolutionären Inhalte der Gegenwart." Solcher Mißbrauch mit dem Vermächtniß der Reformation, fährt das Organ fort, müsse den Protestantismus mehr gefährden als alle Angriffe seiner Gegner, und „es ist dieß derselbe Gesichtspunkt, welcher das Ministerium des Cultus leitete, indem es den — Gustav-Adolf-Verein an gefährlichen Ausschreitungen zu verhindern bemüht war" **).

Wir erzählen diese Vorgänge mit dem sächsischen Gustav-Adolf-Vereine hier aus dem besondern Grunde, weil sie das Signal gaben zu der Erhebung der consequenten und unabhängigen Fraktionen der religiösen Reaction in Preußen gegen die — Logen ihres Landes. In Sachsen war, auf Andringen der politischen Reaction, den Officieren bereits verboten, Freimaurer zu seyn; um so mehr eilten die preußischen Großlogen unter dem Vorsitz ihres Protektors, des Prinzen von Preußen, sich zu versammeln und auf das Entschie-

*) Berliner Allg. Ztg. vom 1. Dec. 1852.

**) Dresdner Journal Nov. und Dec. 1852.

denste gegen solche Maßregeln zu protestiren. Sie nannten ihre Grundsätze „specifisch-christlich“ und erklärten: „wir glauben an Christus, den Erlöser und Versöhner des Menschen-Geschlechts, und an sein heiliges Evangelium, sein göttliches Wort bildet die alleinige Grundlage unseres Wandels so im bürgerlichen Leben wie in der Freimaurerei.“ Es ist auch sonst bekannt, daß die preußische Maurerei sich einer Ausnahmestellung insofern rühmt, als sie auf specifisch-christlicher Grundlage ruhe. Dennoch schlug die Reactions-Partei los, wie denn auch leicht ersichtlich ist, daß die ganze specifisch-christliche Grundlage nichts Anderes ist, als das ungreifbare Minimum des Gustav-Adolf-Vereins und seine „sich selbst auslegende Schrift.“ Prof. Dr. Hengstenberg in Berlin mit seiner „Kirchenzeitung“ stellte sich an die Spitze der Gegner. Im Anfang des Jahres 1853 begann sein Organ den Sturm auf den Freimaurer-Orden, den es ein dem Höllenfeuer nahe verwandtes Ungeheuer, einen Goliath mit langem Arm, den Davids Schleuder treffen müsse, nannte, namentlich verlangend, daß die Prediger, welche diesem Bunde des Deismus und des Hasses gegen alles specifisch Christliche angehörten, von den geistlichen Behörden strafrechtlich verfolgt würden. Der Kampf dauert auf's heftigste bis zur Stunde fort, und bereits existirt eine ganze Literatur für und wider. Obwohl die eigentliche Kreuzzeitungs-Partei in geziemendem Servilismus sich hier ganz ferne hält, als ginge die Sache sie nicht an, haben doch schon Hunderte von Predigern sich öffentlich für Hengstenberg erklärt; dagegen erfuhr man auch alsbald, daß mehrere hundert Prediger in Preußen allein dem Freimaurer-Orden als Mitglieder angehören.

Dieser Streit ist um so interessanter, als bekanntlich der Prinz von Preußen Großmeister und Protektor der preußischen Logen ist, und der Sache des Ordens ganz ergeben seyn soll. Als er am 5. Nov. 1853 seinen Sohn, den Thronfolger, den Logen zur Aufnahme präsentirte, versprach er,

daß „seines Sohnes Zukunft“ dem „heiligen Orden“ eine Bürgschaft des kräftigsten Schutzes seyn werde, „aber freilich nur dann, wenn Sie dabei verbleiben, die reine Lehre unverbrüchlich zu bewahren.“ Zum Sohne selber sprach er: „Es gibt nur Einen Ausgangs- und Einen Endpunkt für das Leben des Menschen, der das Höchste lebhaft und ungetrübt erkannt hat, und zu dem richtigen Verständniß dieses Einen, Nothwendigen wird der Orden dich führen; . . . man greift den Orden an, weil er sich in Geheimnisse hüllt, und man zu bequem ist, sich davon zu überzeugen, daß das jetzt noch nothwendig ist.“ Der Prinz schloß mit den Worten: „Sei und werde Du also dem Orden ein starker Schutz, dann wird nicht allein Deine eigene Zukunft eine gesicherte seyn, sondern Du wirst überhaupt das herrliche Bewußtseyn in Dir tragen, dahin gestrebt zu haben, das Wahre und Gute um Dich verbreiten zu wollen“ *). Wie dieser „Eine Ausgangs- und Eine Endpunkt“, der jetzt noch Geheimniß bleiben muß, stimmen soll mit der „alleinigen Grundlage“ in obiger Protestation der Großlogen, das ist freilich nicht abzusehen. Aber soviel ist richtig, daß der Zukunftskirchen-Begriff des Gustav-Adolf-Vereins durchaus als ein natürliches Kind der preußischen Maurerei sich begreifen läßt.

Allem Anscheine nach darf man annehmen, daß jede der beiden principiell feindlich sich gegenüberstehenden Zukunfts-Kirchen, Nro. 1 und Nro. 2, einen der beiden königlichen Brüder von Preußen zum Vertreter habe, wenn nicht anders der Begriff des Königs von den desiderirten „apostolischen Kirchen“ noch über die Zukunftskirche der Innern Mission hinaus- und auf neobaptistische und irvingianische Anschauungen eingeht. Jedenfalls haben wir an den Zukunfts-Kirchen der Innern Mission und des Gustav-Adolf-Vereins

*) Vgl. Kreuzzeitung vom 25. Jan. 1854.

diejenigen Tendenzen der großen Bewegung nach einer Kirche vor uns, die sich eines verhältnißmäßig bedeutenden Anhangs erfreuen. Es gibt aber kleinere Fraktionen, die sich andere Wege zu demselben Ziele, d. h. zur definitiven Erlangung der wahren Kirche Christi auf Erden, ausgedacht haben. Namentlich unterscheidet sich der zunächst hier in Betracht kommende Zukunftskirchen-Begriff, den wir nicht anders als nach der Kreuzzeitungs-Partei zu benennen wissen, dadurch von den beiden genannten, daß er nur unter Beiziehung des Katholicismus seine Zukunftskirche zu construiren weiß. Die Innere Mission und der Gustav-Adolf-Verein erbauen die ihrige — sei es mit, sei es ohne außerordentliches Zuthun des heiligen Geistes — bloß und allein aus protestantischen Elementen; hingegen bei der Fraktion Gerlach, Leo, Rathusius ꝛc. stehen diese nicht in solchem Ansehen; sie können sich den Bau der wahren Kirche des Evangeliums nicht denken, ohne daß — sei es mit, sei es ohne außerordentliches Zuthun des heiligen Geistes — die katholische Kirche sich niederreiße, um Fundament und Bausteine dem Protestantismus für seinen Neubau zu liefern.

LI.

Die Verdienste der Päpste zu Avignon um die Bekehrung des Morgenlandes.

Das Verhältniß der Abhängigkeit, in welchem die Päpste zu Avignon zu den Königen von Frankreich standen, ist der Gegenstand eines oft und vielfach ausgesprochenen Tadels geworden.

Die politische Wirksamkeit des päpstlichen Stuhles während dieser Zeitperiode wurde mit so scharfen Zügen in den Vordergrund gestellt, daß für das kirchliche Wirken desselben kaum mehr ein Raum blieb und nur ein einseitiges Bild entstehen konnte, welches die großartigen Schöpfungen, die von diesen so oft getadelten Päpsten ausgingen, in dem matten Dämmerlichte des Hintergrundes kaum erkennen läßt.

Wir wollen hier nicht der Veränderungen gedenken, welche in der kirchlichen Eintheilung Frankreich's und Spanien's vor sich gingen, ebensowenig wollen wir der päpstlichen Sorge für die Bekehrung Afrika's näher erwähnen, wohl aber soll es der Zweck dieses Aufsatzes seyn, die großartigen Anstalten zu erörtern, welche aus den Händen dieser Päpste für die Bekehrung des Morgenlandes hervorgingen.

Das Verdienst der obersten Leitung dieser Anstalten gebührt diesen Päpsten in hohem Grade, weil die Orden, wel-

chen die schwere Aufgabe anvertraut wurde, nicht wie jetzt unter einer eigenen Congregation als Centralbehörde standen, sondern durch die unmittelbaren Befehle der Päpste an die Oberen der Orden die Missionsgeschäfte geführt wurden.

In dieser obersten Leitung läßt sich ein weise erdachter, fortwährend genau beobachteter Plan erkennen, welcher im Morgenlande in einer Reihe der großartigsten Schöpfungen hervortritt.

Man wählte für die Gründung der Missionshäuser, wie für die Errichtung der aus ihnen entstandenen Bisthümer nur solche Plätze, welche der Handel bereits für einen schnellen und sicheren Verkehr zugänglich gemacht hatte.

Bei der Wahl dieser Plätze wurde besonderer Bedacht auf solche Ortschaften genommen, in welchen sich bereits christliche Gemeinden befanden, um einen fruchtbaren Boden zu haben. Die Vorsteher dieser Christengemeinden wie die Beherrscher dieser Länder wurden von den Päpsten zur Annahme, oder doch zum Schutze der katholischen Lehre eingeladen, und ihre Stiftungen vorzugsweise zu Missionshäusern und Bisthümern benützt. Diesem Plane gemäß hatten die Orden der Franziskaner und Dominikaner, welchen damals von den Päpsten die Bekehrung des Morgenlandes übertragen war, ihr Augenmerk auf die Wege gerichtet, welche der Handel vom schwarzen Meere aus nach Indien geöffnet hatte. Ein Platz von großer Bedeutung für den Handel war Tauris. Von hier theilten sich die Züge des Handels an das mittelländische und das schwarze Meer, an das kaspische Meer und an den persischen Meerbusen. Ebenso wichtig aber war Tauris für die politischen Verhältnisse des persischen Mongolenreiches, denn die Stadt war nach der Eroberung Persien's durch die Mongolen (1255) die Residenz des Hulagu und seiner Nachfolger geworden, und bis zur Gründung Sultanieh's geblieben. In dieser Stadt errichteten nun die beiden Orden eine Niederlassung, welche als Ordenshaus zugleich

Missionshaus war. Die Verhältnisse waren hier überaus günstig für den Zweck der Mission, sowohl in der Christengemeinde zu Tauris selbst, wie in den vielfach sich hier einigenden Wegen zur weiteren Verbreitung des Christenthumes unter den Ungläubigen, wie in dem Schutze der mongolischen Herrscher.

Der schismatische Bischof Dionys von Tauris war (1288) zur katholischen Kirche zurückgekehrt, und unterstützte die Missionäre mit so nachdrücklichem Erfolge, daß Jordanus im folgenden Jahrhunderte berichten konnte, die Katholiken besäßen in Tauris eine schöne Kirche und eine Gemeinde von tausend Seelen, welche dem früheren Schisma entsagt hätten.

Von Tauris aus wurde die Mission in Indien geleitet. Der Brief des Dominikaners Jordanus aus Tana auf der Insel Salsette in Indien ist an die Dominikaner und Minoriten in Tauris, Diagorgana und Maragha gerichtet. Er bat um neue Missionäre zur Bekehrung der Nestorianer, und veranlaßte, daß der Vicar der Dominikaner in Tauris, Nicolaus Romanus, sogleich nach Indien abreiste.

Von Tauris aus ging auch Johannes von Monte Corvino, in Begleitung eines genuesischen Kaufmannes, des Petrus de Luco-longo, nach Indien. Er besuchte Meliapor, wo er schismatische Christen zur Kirche zurückführte, und von da seine Reise bis nach China fortsetzte, nachdem sein anderer Begleiter, der Minorite Nicolaus aus Pistoja, in Meliapor gestorben war.

In der Residenz des großen Chan's der Mongolen in China, Khan-Balikh oder Cambalu, gegenwärtig Peking genannt, baute Johannes, welcher sich dort des Schutzes der mongolischen Herrscher erfreute, drei Kirchen, jede, nach dem gleichzeitigen Berichte eines Erzbischofes von Sultanich, zwei Meilen weit von der andern entfernt. Nach Haitho's Bericht hat auch der Großchan Cobila die christliche Lehre angenommen.

Clemens V. erhob, um den Bemühungen des Johannes einen dauernden Erfolg zu sichern, Cambalu (1307) zum Erzbisthume für das ganze mongolische Reich in China, und sandte ihm sechs Bischöfe als Gehülfen in dem unermeßlichen Weinberge, indem er ihn zugleich bevollmächtigte, neue Bisthümer zu errichten.

Dieser Vollmacht gemäß errichtete auch Johannes in der an der Meeresküste für den Verkehr wohlgelegenen Stadt Zaiton, welche schon Marco Polo beschrieben hat, ein Bisthum, und setzte dort zwei jener Gehülfen als Bischöfe ein. Einige Jahre darauf wiederholte der Papst die früher getroffene Fürsorge und sandte (1311) noch drei Bischöfe nach dem chinesischen Reiche, damit es an Arbeitern für die heranreifende Aerndte nicht mangeln möge.

Wie in Cambalu, so erhoben sich auch in Zaiton drei christliche Kirchen unter dem Schutze des großen Chan's. Wie die Beherrscher des mongolischen Reiches in China dem Christenthume geneigt waren, so waren es auch die des Mongolenreiches in Persien. In einer Reihe von Schreiben, die sie durch ihre Gesandten an die christlichen Fürsten des Abendlandes überbringen ließen, suchten sie vergeblich die Begeisterung zur Wiedereroberung des heiligen Landes in ihnen zu erwecken und ein Bündniß mit ihnen gegen den Sultan von Aegypten einzugehen.

Der Großchan Khodabendeh oder Carbanda, wie ihn die Urkunden nennen, der unter dem Namen Nicolaus getauft war, bei seinem Regierungsantritt aber die christliche Lehre wieder verläugnet hatte, bot dem Papste Clemens V. in einem Schreiben, in welchem er sich den Chan Oeldjaitu, d. h. einen reichen glücklichen Chan, nennt, ein Bündniß zur Wiedereroberung des heiligen Landes an.

Clemens V., dem die Veranstaltung eines neuen Kreuzzuges am Herzen lag, verwies den Beherrscher Persien's auf eine solche Unternehmung, für welche er unablässig ar-

breite, und bemerkte ihm, daß er ihm Nachricht hievon durch Briefe oder Gesandte geben werde, wenn die günstige Zeit hiezu gekommen sei. Unter dem Schutze der mongolischen Chane Persien's hatte sich auch in der neuen, gleichfalls für den Handel wohlgelegenen Residenz Sultanieh eine Gemeinde gebildet, welche fünf- bis sechshundert Mitglieder früher schismatischer Christen zählte.

Der Nachfolger Clemens' V., Papst Johann XXII., welcher sich die Angelegenheiten des Morgenlandes sehr angelegen seyn ließ, erhob (1318) die Stadt zur Metropole für den Anbau des neuen Weinberges in Persien. Er gab ihr aber nicht bloß den Umfang des Mongolenreiches in Persien als Wirkungskreis, sondern fügte auch noch, außerhalb dieses Reiches, das schon von Marco Polo beschriebene Gebiet, welches früher unter der Herrschaft des Tartarenchan's Caidu gestanden hatte, dann ganz Aethiopien und Indien hinzu. Als Suffraganbisthümer dieser ohne bestimmte Grenzen so weit ausgedehnten Erzdiöcese bestimmte er Semiscata und Columbo.

Ersteres, vorzüglich für Tschagatai, Khorasan und Turkestan bestimmt, dürfte wahrscheinlich in dem heutigen Mesched, der Hauptstadt von Khorsan zu suchen seyn. Letzteres befand sich in dem Reiche des Fürsten von Columbo in Vorderindien. Auf der catalanischen Karte von 1375 wird dieses Reich an die Südspitze Vorderindien's mit einer Ausdehnung auf die beiden Küsten von Malabar und Coromandel gesetzt. Es wird dort als ein christliches bezeichnet, denn die demselben untergebenen Städte sind mit einer Fahne geziert, auf welcher sich neben einer Taube das Zeichen des Kreuzes befindet, und der Beherrscher wird Christ genannt.

In Armenien war der Erzbischof von Macu oder St. Thadäus zur Kirche zurückgekehrt, auch den Primas (Marsorian) der Jakobiten hatte Johann XXII. ernstlich zu dieser Rückkehr ermahnt.

Zu demselben Zwecke errichtete er an verschiedenen Plä-

ßen, an welchen die beiden Orden der Franziskaner und Dominikaner Niederlassungen begründet hatten, mit der wachsenden Zahl der Gläubigen auch Bisthümer. Zu diesen gehören Maragha (1320), westlich von Tauris, als eine Mission der Dominikaner und Franziskaner im Briefe des Jordanus erwähnt, Diataraga (1322) in Persien, Tiflis (1329) in Georgien, Tauris (1329) in Persien und Diagorgana (1329), wahrscheinlich unser Dschorschan oder Jorjan, das Zorzania auf der Karte des Fra Mauro von 1457, am kaspischen Meere.

Wie Clemens V. dem neuernannten Erzbischofe von Cambalu sechs bischöfliche Gehilfen gegeben hatte, so gab auch Johann XXII. dem ersten Erzbischofe von Sultanieh oder Soltania, wie es die päpstlichen Diplome nennen, dem Dominikaner Francus aus Perugia, sechs bischöfliche Coadjutoren, von welchen einer als Nachfolger im Erzbisthume, zwei andere als Inhaber der neugeschaffenen bischöflichen Sitze genannt werden.

Eine solche Reihe neuer Schöpfungen, wie sie unter Clemens V. und Johann XXII. entstanden, konnte die Aufgabe der folgenden Päpste nicht mehr seyn, denn sie waren zunächst darauf hingewiesen, das Geschaffene zu erhalten und zu bewahren; doch findet sich auch in späterer Zeit noch der Versuch, die ohnedieß schon so weit ausgedehnten Grenzen im Werke der Bekehrung selbst bis zum äußersten Osten Asiens zu erweitern.

In die Regierungszeit Papst Clemens' VI. setzen nämlich die Geschichtschreiber des Dominikanerordens einen Bischof von Ochio in Japan, der 1345 als solcher ernannt worden sei. Diese Angabe trägt nichts Unwahrscheinliches in sich, denn von China aus konnte leicht eine Mission nach Japan versucht werden.

Von kurzer Dauer muß die neue Schöpfung gewesen seyn, denn es wird nur ein Bischof von Ochio erwähnt;

wahrscheinlich hörte das Bisthum, wenn überhaupt die Ernennung einen entsprechenden Vollzug gehabt hatte, wieder auf, als sich die Zustände in China veränderten.

Benedict XII. und Clemens VI. hatten, wie ihre Schreiben an die mongolischen Großherrn in China zeigen, den freundlichen Verkehr mit ihnen zu erhalten gewußt, aber die neue Dynastie, welche an die Stelle der Mongolen trat, scheint dem Christenthume nicht geneigt gewesen zu seyn; denn der spätere Versuch Urbans V. auch mit der neuen Dynastie in freundlichen Verkehr zu treten, welchen er durch die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Cambalu und die Absendung einer großen Zahl von Missionären zu unterstützen suchte, blieb ohne Erfolg.

Der Gegenstand päpstlicher Sorgfalt waren aber nicht bloß die Länder, durch welche der Zug des Handels vom schwarzen Meere aus nach Indien ging; auch die Zugänge zu diesen Wegen, wie die Colonien der Venetianer und Genuesen, in welchen Handel mit dem Innern getrieben wurde, endlich der Weg von der Krimm aus nach China wurden dem Wirkungskreise der Missionen übergeben, so daß neben ihren Ordenshäusern bald eine Reihe von Bisthümern entstehen konnte, deren Bischöfe einem der genannten Orden angehörten. Die genuesische Colonie Caffa trennte Johann XXII. von dem Verbande mit dem bisherigen Bisthume Cembalo, dem jetzigen Balaklawa, und bestimmte die Stadt zum Bischofs-Sitze, wie er auch die Colonien Tana und Sudagh zu Bisthümern erhob.

Derselbe Papst errichtete das Bisthum Cherson, jetzt Scurschi genannt im Südwesten der Krimm, und erhob Vospor, das jetzige Kertsch, zur Metropole mit dem besonderen Zwecke, daß von hier aus die Bekehrung der schismatischen Griechen in der Krimm wie in den angrenzenden Ländern mit Eifer betrieben werde.

In Trapezunt, wo die Handelsstraße nach Indien aus-

lief, kommt unter Clemens VI. ein katholischer Bischof vor. Matriga, gegenüber von Caffa, ein Platz von großer Bedeutung für den Handel der Genuesen mit den Tartaren, ward von demselben Papste zur Metropole mit zwei Suffragan-Bisthümern bestimmt. Für Sebastopolis in Mingrelien, einem Handelsplatze der Genuesen, hatte schon Johann XXII. (1330) einen Bischof ernannt.

So waren die Küsten des schwarzen Meeres mit einer Reihe von Bisthümern ausgestattet worden, aber auch der Weg, der von der Krimm nach Peking führte, war nicht unbeachtet gelassen worden.

An dieser Handelsstraße finden wir das Bisthum Sarai an der Wolga, schon unter Johann XXII. der Sitz eines katholischen Bischofes, und das Bisthum Armalech im Süden des See's Balkach, wo der einzige von Benedikt XII. ernannte Bischof nach kurzer Regierung den Martyrertod erlitt, während Sarai längeren Bestand hatte, indem wir dort noch unter Urban V. den Erzbischof Cosmas von Cambalu als Bischof finden, welchen der Papst wahrscheinlich der Aenderung der Verhältnisse in China wegen dahin versetzt hatte. Alle diese Anstalten von theils längerer theils kürzerer Dauer zeugen von einem großartigen Plane, den man in Avignon fortwährend vor Augen hatte, dessen Centralpunkt die Missionen bilden.

Alle die neuentstandenen Bisthümer waren Missions-Bisthümer, denn sie waren durch die Missionen entstanden und mit Missionären besetzt. In dem von Innocenz VI. gestifteten Erzbisthum Nachitschewan hat sich dieses Verhältniß insoweit erhalten, daß seine Bischöfe fortwährend dem Orden der Dominikaner angehörten.

F. K.

LII.

Die religiöse Bewegung in dem Geiste des französischen Heeres.

Es gibt Kriege, bei denen es sich nur um Vermehrung der Macht, um Gewinn an Land und Leuten, um eine nur äußerliche arithmetische Subtraction und Addition auf politischem Gebiete handelt. Es gibt aber dagegen solche Kriege, welche zugleich das Innere der Völker ergreifen, welche in dem Geiste, in der Religion und Staatsverfassung, in den Sitten der Nationen große Veränderungen anbahnen, oder selbst zur Ausführung bringen. Zuweilen sind diese Veränderungen von der Art, daß sie in dem gewöhnlichen, friedlichen Verkehr der Völker gar nicht hätten zu Stande gebracht werden können. Zu dieser letztern Klasse gehören, um einzelne Beispiele zu nennen, Alexanders Zug in den Orient, wodurch dort griechische Reiche und griechische Bildung begründet wurden; so viele Kriege der Römer, welche bei den besiegten Völkern die römische Provinzial- und Municipal-Verfassung, römische Sprache und römisches Recht einheimisch machten; die Kriege Karl des Großen gegen die Sachsen mit der daran geknüpften Einführung des Christenthums. Der gegenwärtige Krieg der Westmächte in dem Orient scheint gleichfalls in diese zweite Classe von Kriegen eintreten zu wollen. Unternommen wurde er zwar nicht gerade in dieser

Absicht, so viel man wenigstens aus den äußern Kundgebungen schließen kann. Er wurde begonnen im Interesse des europäischen Gleichgewichtes und um das drohende Uebergewicht Rußlands zu verhindern, fiel demnach in die Kategorie der politischen Statik und Mechanik. Aber es wäre nicht das erste Mal in solchen Fällen, wenn sich auch hier der Spruch bewährte: L'homme s'agite et Dieu le mène. Hat der gegenwärtige Krieg einen solchen cultur-historischen Charakter, dann läßt es sich nicht läugnen, daß vorzugsweise das französische Heer der Ausdruck und Träger desselben ist, und daß in dem welthistorischen Drama, welches jetzt vor unsern Augen sich entwickelt, ihm, dem französischen Heere, die Hauptrolle, die erste Heldenrolle, von der Vorsehung übertragen worden ist. Es gründet sich diese Beurtheilung der Mission des französischen Heeres aber außer den allgemeinen Betrachtungen, die man dafür geltend machen kann, vorzugsweise auf ein besonderes, leicht nachzuweisendes Moment. Die cultur-historische Bedeutung des orientalischen Krieges liegt nämlich außer der Uebertragung einzelner Theile der occidentalischen Civilisation in den Osten, vorzugsweise doch in dem religiösen und kirchlichen Momente, in der Verpflanzung christlicher Ideen und Institute zu den Völkern des Islams, und in der Stellung der occidentalischen Kirche zu der orthodoxen russischen Staatskirche. Dieses religiöse und kirchliche Moment scheint nun aber gerade in dem französischen Heere jetzt die beste Stütze und den stärksten Repräsentanten gefunden zu haben. Denn in den Herzen dieses bewaffneten Theiles der Söhne Frankreichs regen sich jetzt auf eine höchst merkwürdige Weise, und treten in äußern Kundgebungen hervor religiöse, christliche, katholische Empfindungen, Anschauungen, Gedanken, Handlungen, welche man dort nicht, jedenfalls aber bei weitem nicht in diesem Grade vermuthete. Diese Erscheinung, welche von großer Tragweite werden kann, ist der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein reich-

haltiges Material zur Kenntniß dieser Seite des orientalischen Krieges und viel Stoff zur nähern Betrachtung geben folgende drei neue Werke der französischen Presse, welche wir vorzugsweise von diesem eben angedeuteten Gesichtspunkte aus hier besprechen wollen, nämlich:

1. Lettres du Maréchal de *Saint-Arnaud.* Paris 1855. 2 Tom.
2. L'Eglise, la France et le schisme en Orient. Etudes historiques sur les chretiennetés orientales et sur la guerre contre la Russie par *Eugene Veuillot.* Paris 1855.
3. Histoire populaire de la guerre d'Orient par M. *L'Abbé Mullois*, Premier chapelain de la maison de L'Empereur. Paris 1855. Serie I. II. III. (Bis jetzt drei Hefte.)

Diese drei Werke geben, jedes in seiner Weise, von diesem neu erwachten religiösen Geiste des französischen Heeres vielfach Zeugniß. Die Briefe Saint-Arnauds, als ein dauerndes und schönes Denkmal des Feldherrn und Führers jenes Heeres, welcher durch die geistige Wiedergeburt und Verklärung, die in den letzten Jahren seines Lebens in seinem Innern vorging, und durch seine Wirksamkeit als Heer-Führer den religiösen und kirchlichen Interessen gegenüber, als ein würdiger Repräsentant dieses neuen Geistes der französischen Armee gelten kann; dann das Buch von Eugene Veuillot durch seinen Standpunkt, von welchem aus es den orientalischen Krieg betrachtet, durch höchst schätzbare historische und publicistische Erörterungen über die religiösen und kirchlichen Interessen, welche an die orientalische Frage geknüpft sind; die populäre Geschichte von Mullois endlich durch das Sammeln und durch die passende Zusammenstellung der wichtigern Vorgänge, aber auch einer Menge kleinerer, dabei jedoch charakteristischer Züge aus dem Leben des französischen Troupier, welche mit dem religiösen und kirchlichen Geiste und Leben in Verbindung stehen. Wir wollen

nun nach diesen einleitenden Bemerkungen über eine jede einzelne dieser drei literarischen Erscheinungen von unserm Gesichtspunkte aus nähern Bericht erstatten.

Die Briefe des Marschall von Saint-Arnaud gehören zu den interessantesten und besten Werken der gesammten epistolographischen Literatur überhaupt. Wir bitten den Leser, diese Aeußerung von unserer Seite nicht als eine leichthin ausgesprochene lobpreisende Phrase aufzunehmen, sondern als ein ganz ernstlich gemeintes, wohlerwogenes Urtheil. Wir zweifeln auch nicht daran, daß jetzt schon unbefangene, sachverständige Leser in diesem Urtheile übereinstimmen, daß aber später in einer Zeit, wenn die Parteileidenschaften abgethan seyn werden und wenn die Person Saint-Arnauds einmal in die geschichtliche Entfernung getreten seyn wird, in welcher man Menschen und Begebenheiten nur in ihren großen Umrissen, und eben deßwegen um so richtiger anschaut, dasselbe Urtheil über die Briefe des französischen Marschalls allgemein und feststehend werden wird. Diese Briefe haben in reichem Maaße die Eigenschaften, welche überhaupt den Werth und das Interesse der Werke dieser Gattung begründen: Vorzüge des Styles und Bedeutung des Inhaltes. Jene natürliche Unmittelbarkeit des Ausdruckes, welche den Briefen zukommt, der frische Hauch der Empfindung, die ungesuchte Einfachheit der Gedanken, glückliche Einfälle des Augenblickes, heitere Scherze und natürliche Witze, daneben gehaltvolle, wie von selbst sich ergebende Reflexionen — Alles das finden wir in diesen Briefen wieder. Wenn ähnliche Vorzüge der Form den französischen Briefen einer Frau, der Frau von Sevigné, bei oft relativer Unbedeutendheit des Stoffes, die Unsterblichkeit verschafft haben, so sehen wir nicht ein, warum diese Briefe eines Mannes und Feldherrn, welche dieselben Vorzüge mit einer in vieler Hinsicht größern Bedeutung des Inhaltes verbinden, nicht eine gleiche Geltung anzusprechen haben sollten. Die Bedeutung des Inhaltes dieser Briefe

liegt einmal in den Beiträgen, welche sie zur Kenntniß geschichtlicher Ereignisse und Zustände unserer Zeit geben, dann in dem dort enthaltenen treuen Abbilde des Geistes und Charakters ihres Verfassers, welcher selbst eine historische Person geworden ist. Unter jenen Beiträgen zur Zeitgeschichte verstehen wir namentlich die Briefe aus und über Algerien. Von der Art der dortigen Kriegführung, vom Leben des Heeres, von den algerischen Zuständen, von mehreren der bedeutendsten dort auftretenden Persönlichkeiten, geben diese Briefe die unmittelbarste Anschauung und gehören zu den Quellenschriften. Die Erzählung und Beschreibung der Einnahme Constantine's, an welcher Saint-Arnaud thätigen Antheil nahm, wird stets nicht bloß ein erhebliches historisches Actenstück, sondern noch in höherm Maaße ein wahres Meisterstück stylistischer Darstellung von classischem und darum dauerndem Werthe bleiben. (Lettres Tom. I. p. 122—146). Der Hauptwerth des Inhaltes dieser Briefe des Marschalls liegt aber darin, daß sie neben seinen Kriegsthaten, die Offenbarung seines Geistes und Charakters sind. Die Laufbahn, welche Saint-Arnaud durchlief, das Ziel, welches er zuletzt erreichte und welches seinen Namen mit dem Andenken an die kühnste und folgereichste Unternehmung auf die fernste Nachwelt bringen wird, schließt zwar schon die gegründete Voraussetzung in sich, daß er ein Mann von nicht gewöhnlicher Begabung, ein Mann von Talent und Willenskraft gewesen seyn muß; aber in diesen Briefen gewinnt gewiß für die meisten ihrer Leser die geistige Persönlichkeit Saint-Arnauds ganz andere und viel größere Proportionen als diejenigen, welche einfach nur auf jener Voraussetzung beruhen. Wir finden in diesen Briefen, welche den unmittelbarsten und wahrsten Ausdruck seiner Empfindungen und Gedanken enthalten, in vertraulichen Aeußerungen und Herzensergießungen an Verwandte und Freunde, einen Mann in Saint-Arnaud, in dem sich neben menschlichen Schwächen dennoch die Elemente, welche die wahre

Größe und Schönheit des menschlichen Charakters ausmachen, vereinigen. Es zeigt sich in ihm Stärke der Willenskraft, Muth und Standhaftigkeit in der Gefahr in einem heroischen Maaße, welches um so bewunderungswürdiger ist, wenn man bedenkt, wie er dabei Krankheit und körperliche Leiden zu überwinden hatte. Mit dieser Felsenstärke des Willens, mit diesem stürmischen Muthe verbindet er das gefühlvollste Herz. Er ist liebender Vater, Bruder, Sohn; er „weint wie ein Kind" beim Lesen der Briefe seiner Lieben, „Thränen ersticken ihn" bei dem Leichenbegängnisse einer jungen, im Wochenbett gestorbenen Frau, indem er an seine eigene Frau (damals gesegneten Leibes) und an seine übrige durch die Cholera bedrohte Familie denkt. Er ist menschenfreundlich, theilnehmend und hilfreich, wo sich die Gelegenheit dazu darbietet: er rettet mit Lebensgefahr eine Frau mit ihrem Kinde aus den Flammen bei einem Brande zu Befort; er unterstützt die Armuth arabischer Familien; er pflegt sein treues krankes Schlachtroß „wie einen Freund." Sein Erkenntnißvermögen zeigt Klarheit der Begriffe, leichte und rasche Auffassung, richtige Beurtheilung der Personen und Zustände. Alle diese Kräfte und Eigenschaften durchdringen sich und äußern sich mit einer erstaunlichen Energie und Lebhaftigkeit. Gerade in diesen Vorzügen der Individualität Saint-Arnauds liegt aber auch die Quelle seiner Fehler und Verirrungen, wie dieß nach den Bedingungen der menschlichen Natur so oft der Fall ist. Seine Lebhaftigkeit des Gefühls kann ihn wider besseres Wissen fortreißen und wird leicht zur heftigen Leidenschaft (J'ai toujours été rageur I. 156. Je me passione pour tout II. 130); dazu sein brennender Ehrgeiz, welcher in diesen vertrauten Briefen so oft in unruhigen Wünschen nach Beförderung auf seiner kriegerischen Laufbahn und nach Auszeichnung sich kundgibt. Doch wäre es ungerecht, diese letztern Aeußerungen zu hoch und zu sehr zu seinem Nachtheile anzurechnen. Wenn man dabei in Rechnung bringt die Regun-

gen echter und edler Ruhmbegierde und die wahrhaft rührende Sorge und Liebe für seine Kinder, welchen er ein gesichertes Loos bereiten möchte, was er so oft gerade bei diesem Streben nach Vorrücken ausdrücklich ausspricht: so wird nicht viel Tadelhaftes, jedenfalls nichts Niedriges und Gemeines bei diesem militärischen Ehrgeize übrig bleiben. Durch diese charakteristischen glänzenden Vorzüge, so wie durch die damit verbundenen Schattenseiten ist Saint-Arnaud zugleich ein Repräsentant seiner Nationalität: er ist durch und durch Franzose. Und wahrlich Frankreich kann auf diesen seinen Sohn, trotz seiner Fehler und Schwächen, (und welcher Sterbliche hat deren keine?) stolz seyn. Ein etwas ausgeführteres Lebensbild würde dieß mehr zu einer überzeugenden Anschauung bringen, als eine nur in wenigen Strichen angedeutete Skizze, wie wir sie hier geben können. Saint-Arnaud verdient aber, daß sein Bild in der Halle der Geschichte zur Anschauung für die künftigen Geschlechter aufgestellt werde, nicht minder als die plutarchischen Helden, denen er durch die Energie, die freie Natürlichkeit und das Heroische seiner geistigen Züge sehr wohl angereiht werden kann. Wir beschränken uns darauf, nach unserm angedeuteten Gesichtspunkte, hier nur noch Einiges anzuführen über die Stellung Saint-Arnauds gegenüber der Religion und Kirche, und zwar in der doppelten Beziehung nach seinem persönlichen Verhalten und nach seiner Wirksamkeit als Heerführer. Diese Seite seines Charakters und Lebens ist in beiderlei Beziehungen höchst bemerkenswerth. Daß Saint-Arnaud von dem oben angedeuteten Temperamente und Charakter in seiner Jugend mehr als viele Andere Versuchungen, Gefahren, Verirrungen preißgegeben war; daß er diesen Versuchungen und Gefahren unterlag; daß er mit derselben Energie und Lebhaftigkeit auf dem schlimmen Wege wandelte, welche er in reiferm Alter und nach seiner Umkehr zum Beßern auf dem rechten Wege entfaltete — dieß wird Jedermann, wenn auch

nicht rechtfertigen wollen, doch sehr begreiflich finden. Man wird zu einer gewissen Milde des Urtheils um so mehr gestimmt werden, wenn man sich erinnert, daß der junge Saint-Arnaud ein Kind der Hauptstadt war, daß er Offizier war, daß er ein Sohn dieser Zeit war. Er selbst läßt in seinen Briefen hie und da Erinnerungen an jene Zeit laut werden, in einer Weise, welche den Ernst seiner spätern Sinnes-Aenderung bestätigt und welche zugleich einen herzlosen, überstrengen Beurtheiler zu entwaffnen geeignet ist. (I. 241. La sagesse n'est pas donnée à tout le monde . . . je suis arrivé trop tard à l'appel. 299. Je n'ai presque jamais eu à lutter que contre les tempêtes que j'avais soulevé moi même. 555. Je serais trop heureux . . . si de temps en temps les vieux péchés ne venaient me faire rider le front). Daß in dieser stürmischen Zeit der Jugend und des ersten Mannesalters Saint-Arnaud ebensowenig wie die meisten Männer unter seinen Standesgenossen an Religion und Kirche dachte, wenigstens in seiner Lebensweise auf ihre Gebote nicht Rücksicht nahm, ergibt sich von selbst. Diejenigen, welche die religiöse Stimmung des Marschalls in seinen spätern Jahren nicht anerkennen wollen, werden nicht ermangeln, immer auf die Fehler und Verirrungen seiner Jugend zurückzukommen. So ist überhaupt die Welt: sie beurtheilt diejenigen Personen, welche nach einer wilden, sündhaften Jugend in dem spätern Lebensalter sich der Gleichgiltigkeit und geistigen Leerheit überlassen, mit viel mehr Schonung und Nachsicht als diejenigen, welche nach erkanntem Irrthum entschieden zur Besserung umkehren und ihre Sinnesänderung zu bekennen den Muth haben. Aber der heiligste und weiseste Mund, der noch auf Erden gesprochen hat, urtheilt anders über bekehrte Sünder und Sünderinen, und jeder Mensch von Herz und Gefühl, welcher in sein Inneres einen prüfenden Blick wirft, wird sein Urtheil verstehen. Von seiner religiösen Sinnesänderung in den letzten Jahren seines Le-

bens, von seiner Rückkehr zur Kirche spricht der Marschall in seinen Briefen weder ausführlich noch häufig. Die nähern Umstände davon sind erst nach seinem Tode durch Andere, namentlich in jenem beredten Nachruf, welchen Louis Veuillot ihm widmete, bekannt geworden (aus dem Univers wiederholt im Moniteur vom 11. Oktober 1854 und Lettres Tom. II. p. 597). Dort lesen wir, wie er bei seinem Aufenthalte zu Hières den würdigen Pfarrer des Ortes zu sich bitten ließ und denselben einfach und offen, in Gegenwart seiner gewöhnlichen Umgebung, ohne durch Umwege zur Sache zu kommen, ersuchte, ihm seine Beichte abzunehmen, und wie er dann, weil seine Gesundheitsumstände ihn auszugehen verhinderten, in seiner Wohnung durch Empfang der Communion seine österliche Andacht verrichtete in Gegenwart seiner Offiziere und seiner Hausgenossenschaft. In den wenigen Zeilen, in welchen er in Briefen an seinen Bruder von dieser großen innern Veränderung, welche in ihm vorgegangen ist, spricht, thut er dieses mit einer unbefangenen Einfachheit, Aufrichtigkeit und Offenheit, welche den überzeugendsten Beweis der Wahrhaftigkeit in sich trägt und nicht ohne eine gewisse innere Größe ist. So schreibt er (II. 394 ff.) an seinen Stiefbruder Herrn von Forcade aus Hières den 22. März 1853: „Es ging in mir etwas Außergewöhnliches vor. Der Geist, der Körper, Alles war bei mir krank; dieser Zustand hatte die Ordnung meiner ganzen Natur gestört und das innerste Lebensprincip in mir angegriffen. Da flüchtete ich mich in tiefes Nachdenken, von dem Nachdenken zum Gebet. Ich erhob meine Seele zu Gott und die Ruhe kehrte in meine Seele zurück. Ich habe in dem Pfarrer von Hieres einen Priester gefunden von der Art, wie ich die Priester verstehe und liebe. Wir haben langdauernde Besprechungen mit einander gehabt und nächsten Sonntag werde ich, wie ein wahrer Christ, communiciren. Diese Bekehrung wird Dich vielleicht in Erstaunen setzen und Du wirst an mir eine große Umänderung wahr-

nehmen. Das Gebet ist ein trefflicher Arzt: erinnere Dich zu gelegener Zeit daran. Lasse diesen Brief meine Schwester lesen: ihre hohe Seele wird mich verstehen." Und an seinen leiblichen Bruder, Herrn von Saint-Arnaud, ebendaher den 27. März 1853: „Diesen Morgen kam der Pfarrer von Hieres und las für mich zu Hause die Messe. Meine Frau und ich wir haben communicirt. Es war ein würdiger, einfacher Act, der die Seele zum Gebet erhob. Ich fühlte mich bewegt, beruhigt und befriedigt. Theile dieß meinem Bruder und meiner Tochter mit." Endlich wieder an Herrn von Forcade aus Marseille vom 30. März d. Js.: „Bei Menschen von Herz, bei gutgearteten Menschen findet die Stimme Gottes am Ende immer Gehör, weil diese Stimme die einzige Wahrheit, die einzige Tröstung ist. Hat man einmal diese heilige Stimme gehört, so richtet man das Ohr sonst nirgends mehr hin. Ich bin auf dem naturgemäßen, gewöhnlichen Wege, welchen die menschliche Schwäche durchläuft, zu Gott geführt worden; er ist: Schmerz, Nachdenken, Gebet. Gott hat mich nicht von sich gestoßen und du kannst sicher seyn, daß ich von meiner Seite keinen Schritt zurückthue. Auf den wilden Ungestümm und die Reizbarkeit, welche mich beherrschten, ist nun die Ruhe gefolgt und eine ernste, vielleicht zu ernste, Stimmung, welche übrigens auch mit meiner Krankheit zusammenhängt. Ich habe so viel gelitten! Ich hoffe bald eine angenehme Heiterkeit wieder zu gewinnen; doch täusche ich mich nicht darüber, daß meine ganze Stimmung ernst und gedankenschwer geworden ist. Ich lese viel in der „„Nachahmung Christi"" und dieß bewunderungswürdige Buch, das auch mich mit Bewunderung erfüllt, flößt mir zugleich ein schmerzliches Mißtrauen zu meinen Kräften ein. Wird Gott mir genug Willensstärke verleihen, genug Beharrlichkeit, um auf dieser edeln Bahn zu bleiben, die er mir zeigt? Das ist es, worum ich ihn alle Tage mit Inbrunst bitte." — In den folgenden Briefen kommt er weder auf

eine umständlichere Erzählung seiner Bekehrung, noch auf weiter ausgesponnene Reflexionen darüber zurück; wohl aber fehlt es nicht an charakteristischen kurzen Aeußerungen und Beweisen, daß der Marschall auf diesem Wege fest voranschritt. Aber auch in den frühern Briefen, Jahre lang vor dieser geistigen Wiedergeburt Saint-Arnauds, fehlt es nicht an Spuren und einzelnen Kundgebungen, welche beweisen, daß er aus einer stürmischen Jugend und mitten in den Zerstreuungen der Welt, wie in der Arbeit des Krieges, das Organ der Seele für religiöse Gedanken und Gefühle dennoch sich erhalten hatte, wenn dessen Funktionen auch vielfach gehemmt und gestört waren. Er äußert Achtung und Interesse für würdige Priester (Lettres I. 10, 11, 184; II. 167); er blickt zuweilen zu Gott auf (I. 61, an seinen Bruder im J. 1833: Prie Dieu, que rien ne m'arête en route; p. 260: Tout cela marche adjuvante Deo; II. 155: Je demande au ciel patience; II. 219: Il faut avoir foi en Dieu et en son etoile, und sonst); er wird hingerissen durch den Inhalt und die Darstellung einer christlichen Tragödie, des Polyeukt von Corneille (I. 280, Rachel est au-dessus de tout ce que tu m'avais annoncé. Elle a dit le: *Je crois* . . . à envoyer toute la salle à confesse en sortant . . . J'ai pleuré comme dans notre bon temps); er nimmt Theil an dem kirchlichen Cultus und befördert ihn im Heere (I. 172; II. 5, 272). So war es wohl begründet, daß ihm der heilige Vater im Jahre 1850 den Christus-Orden als Zeichen seiner Anerkennung verlieh. Der edle Funken glühte immer fort in der Brust des Kriegers, wenn auch unter Asche, bis er gegen Ende seiner Laufbahn zu einer heiligen Opferflamme aufloderte.

So war Saint-Arnaud als Mann und Christ. In seiner Eigenschaft und Stellung als Heerführer wirkte er, wie eben angedeutet, in dem entsprechenden Sinne. Schon in Africa hatte er den muthigen und aufopfernden Pater Pa-

rabere von der Gesellschaft Jesu bei sich. Aber viel großartiger und segensreicher entfaltete sich diese Sorge für die religiösen und kirchlichen Bedürfnisse des Heeres in dem orientalischen Kriege. Ihm hat man den von dem Kaiser genehmigten Vorschlag zu danken, das Institut der Aumoniers, welches schon vorher auf der Flotte bestand, auch bei dem Landheere einzuführen; ihm verdankt man die Berufung der barmherzigen Schwestern zur Pflege der Kranken und Verwundeten, und die allseitigste Beförderung ihres Wirkens. Wenn je, wie wir hoffen, diese Werke christlicher Liebe und kirchlicher Institutionen mitten unter dem Islam und dem Schisma den Saamen ausstreuen zu einer beseligenden Ernte, so wird die Nachwelt unter den Werkzeugen, welche die Vorsehung dazu in unserer Zeit gewählt, auch den Namen Saint-Arnaubs stets mit hoher Dankbarkeit zu nennen haben.

Wir wenden uns nun zu dem Werke von Eugene Veuillot, besonders in der Absicht um dasjenige hervorzuheben, was daraus für die Kenntniß und Beurtheilung der religiösen Bewegung in dem Geiste des französischen Heeres von Interesse ist, jedoch werden wir auch von dem übrigen Inhalte einige Rechenschaft ablegen. Eugen Veuillot's Buch bezeichnet sich selbst als „historische Studien“: es tritt also nicht mit dem Anspruche einer vollständigen Sammlung und Durcharbeitung des Stoffes in sorgfältig ausgeführter Form auf. Aber es sind gute und ernst getriebene Studien, welche uns hier geboten werden, mit fleißiger Benützung guter Hilfsmittel, mit klarer Darstellung, mit selbstständigem Urtheil und trefflicher Gesinnung. So sind diese Studien sehr wohl dazu geeignet, als belehrende und anziehende Lectüre zu dienen und zur Kenntniß und Beurtheilung der hier behandelten Gegenstände den Leser einzuführen. Das Werk begreift zweiundzwanzig Capitel, welche nach den verschiedenen jedesmal behandelten Gegenständen mit besondern Ueberschriften versehen sind (Chap. I. *Les croisades et la guerre* de 1854. —

Chap. II. *Le Turcs reformistes et libres penseurs.* — Chap. III. *L'Eglise latine et les sanctuaires de Terre-Sainte* u. s. w.) und welche, ohne in einer systematischen, genau bestimmten Ordnung auf einander zu folgen (daher sich auch einige Wiederholungen finden), dennoch in einem organischen Zusammenhange unter einander stehen. Die hier behandelten Gegenstände und die entsprechenden Capitel lassen sich auf die folgenden Hauptpunkte zurückführen und darnach gruppiren, als: die Frage der heiligen Orte; Zustand der christlichen Kirche und deren verschiedene Bekenntnisse im Orient; Rußlands Kirche an sich und in Beziehung auf die damit zusammenhängende Stellung Rußlands zu dem türkischen Reiche; endlich der gegenwärtige orientalische Krieg nach seinen Beziehungen zu den religiösen und kirchlichen Interessen. Für unsere Aufgabe hier sind die Capitel der zuletzt angeführten Gruppe von Bedeutung; namentlich gehört hieher vorzugsweise das ganze *Chapitre* XX. *La croix et l'Epée.* (p. 332—395). Es sind dort sehr viele und höchst schätzbare Notizen über die religiöse Stimmung in dem französischen Heere, über kirchliche Institute und Personen, welche in dem orientalischen Feldzuge hervorgetreten, zusammengestellt, viele charakteristische Züge aus diesem Kreise mitgetheilt, von denen manche, außer dem ernstern religiösen Interesse, zugleich nicht selten ein poetisches und pittoreskes Interesse darbieten. Wir wollen im Folgenden Einiges aus diesem Abschnitte mittheilen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit der Cholera, welche gleich bei der Ankunft der Armee in Gallipoli, Varna, Athen unter den Truppen wüthete; und mit den Folgen und Erscheinungen, welche in dem Gebiete des Religiösen dabei sich zeigten. Hier bewährte sich so recht das Sprüchwort „Noth lehrt beten.“ Die furchtbare Geißel, welche so plötzlich hereinbrach und Tausende schnell hinwegraffte, war wohl geeignet, ernste Gedanken zu erwecken und die Gemüther, welche nur überhaupt noch dessen fähig waren, der Re-

ligion zuzuwenden. Namentlich aber war es diese schreckliche Prüfung, welche bei dem französischen Heere zwei kirchlichen Institutionen Eingang und Empfehlung verschaffte, die wesentlich und, wie es scheint, bleibend auf das Gemüth und auf die Stimmung des französischen Soldaten einwirkten: die Cholera brachte die barmherzigen Schwestern in die Militärspitäler und zeigte, wie zweckmäßig und wohlthätig das Institut der Feldgeistlichen (Aumoniers) im Kriege sei, welche zwar auf der Flotte schon seit 1852 wieder eingeführt waren, bei dem Landheere aber erst durch eine kaiserliche Verordnung vom März 1854 eingeführt wurden. Für das französische Heer waren beide Institute als militärische Institute etwas Neues. Denn so populär auch sonst die Töchter des heil. Vincenz in Frankreich sind, so hatte man bis dahin ihnen noch niemals die Krankenpflege in Militär-Spitälern und Ambulancen übergeben; und Aumoniers gab es seit der Julirevolution von 1830 keine mehr bei der Armee. Sogleich bei dem Anfang der heftig auftretenden Seuche hörte man unter Soldaten und Officieren den Hilferuf laut werden: „Wir müssen die Schwestern haben." Dieser Wunsch fand bei den Befehlshabern und Behörden ohne Verzug Gehör und die barmherzigen Schwestern folgten ebenso schnell dem Rufe. Die ersten Schwestern eilten aus dem Oriente selbst herbei, namentlich aus Constantinopel, wo sie drei große Anstalten mit Schulen und Spitälern haben, und aus Smyrna; sie haben aber außerdem Häuser in Salonichi, Beiruth, Damaskus, Alexandrien gegründet. In einigen Monaten wurden von dem Armee-Commando einhundert Schwestern aus Frankreich erbeten: es kamen davon unverzüglich vierundzwanzig Schwestern, welche mit edlem Wetteifer, voll freudigen Muthes der Gefahr und dem Elende zueilten. Der Schauplatz ihrer Thätigkeit waren die Spitäler zu Gallipoli, Varna, Athen und Constantinopel. Zu Gallipoli gehörten unter die ersten Opfer der Cholera zwei Generale, Ney und Carbuccia,

welche die frommen Schwestern zu pflegen hatten und welche zugleich aber auch das auferbauendste Beispiel eines christlichen Todes gaben. Von dem Ende des erstern, des Sohnes des berühmten Marschalls, erzählt der Geistliche, welcher ihm den letzten geistlichen Beistand leistete: „Als ich in sein Zimmer trat, wo die Officiere seines Generalstabes um ihn standen, reichte er mir die Hand und sprach: „„Herr Aumonier, es liegt mir daran, daß man weiß, daß ich Sie habe rufen lassen. Ich habe Unrecht gehabt, von den kirchlichen Pflichten und Uebungen mich im Leben entfernt zu halten, obgleich meine Frau fromm wie ein Engel ist; ich will aber wenigstens als frommer Christ sterben."" Nachdem er die Absolution erhalten hatte, faltete er die Hände auf der Brust, brachte Gott sein Leben zum Opfer dar und richtete zu ihm ein rührendes Gebet für seine Frau und seine Kinder. Gegen drei Uhr Nachmittags fand ich ihn in einem so übeln Zustande, daß ich ihm das Sakrament der letzten Oelung ertheilte. Um acht Uhr trat ich zum letzten Mal in sein Zimmer, wo ich die höchsten und ausgezeichnetsten Officiere der Armee versammelt fand. Der General fiel in die letzten Züge: ich kniete nieder, um die Sterbgebete zu beten; seine zwei Adjutanten waren mir zur Seite mit brennenden Kerzen in der Hand. In dem Momente als ich meine Gebete beendigte, gab der General seine Seele Gott zurück mitten unter dem Schluchzen der Anwesenden." — Von dem christlichen Tode des General Carbuccia, welcher sich während seines Aufenthaltes in Algerien als gelehrter Archäolog einen Namen machte, erzählt derselbe Geistliche, Pater Gloriot von der Gesellschaft Jesu, Folgendes: „Ich war ihm am Tage vor seinem Tod noch begegnet, gerade als ich in das Hospital ging. Er hatte mich gefragt, ob man alle Anstalten zur Hilfe der Kranken getroffen hätte, und dann gab er mir eine Summe Geldes mit den Worten: verwenden Sie das zur Erleichterung unserer armen Kranken. Am folgenden Tag ließ mich

der General rufen. Er war Corse und hatte den glühenden Glauben der Bewohner dieser Insel: er erfüllte seine kirchlichen Pflichten mit der größten Erbauung." So wie diese Generale starb die große Menge der Soldaten unter der Pflege der barmherzigen Schwestern und unter dem Beistande der nicht minder heldenmüthigen Aumoniers, so weit deren Zahl und Kraft reichte. Bei den barmherzigen Schwestern ist nicht bloß die christliche aufopfernde Liebe, der Muth, die Geschicklichkeit, mit welcher sie die Cholerakranken pflegten, bewunderungswürdig, sondern auch die unverwüstliche Heiterkeit, Freundlichkeit, der gute Humor, mit welchem sie ihrem Beruf obliegen, mitten unter den Schrecken des Todes und bei beständiger Gefahr des eigenen Lebens. Solche Eigenschaften konnten denn natürlich ihre große Wirkung auf den Soldaten nicht verfehlen: diese Wirkung war in Beziehung auf die Linderung der Leiden der Krankheit, auf die Hebung des moralischen Muthes, und im Interesse der Religion eine höchst wohlthätige und wurde allgemein als eine solche anerkannt. Unser Verfasser theilt einen interessanten Brief eines guten Beobachters aus Constantinopel über das Wirken der Schwestern und über ihre Stellung zu dem französischen Soldaten mit (p. 340), welcher viel Interessantes enthält, und aus dem wir Einiges hier mittheilen wollen. „Die Soldaten haben so viel Sympathie für die Schwestern, daß bei deren Ankunft in den Choleraspitälern ihr erster Zuruf war: jetzt sterben wir nicht mehr, wir haben die Schwestern. Dazu kamen andere Aeußerungen, wie: ach! Schwester, Sie erinnern mich an meine Mutter. Mit diesen und ähnlichen Worten zeigte ein Sterbender an, daß er getröstet war, oder daß er der frommen und sanften Ermahnung, an sein Seelenheil zu denken, nachgab. . . Die Schwestern unterziehen sich dem Dienste in den Militärspitälern mit Leichtigkeit. Ihre Ordensregel hat sie gewissermaßen schon zur militärischen Disciplin herangebildet, und ihre stets gleiche

Regelmäßigkeit in ihrem Leben und in ihrem Berufe gefällt dem Soldaten. Als sie ihrer Schule oder anderen friedlichen Beschäftigungen entrissen wurden und nach Gallipoli oder Varna abreisen mußten, sagten sie ganz heiter zu ihren Freunden in Constantinopel: sie gingen in den Krieg, den Sack in der Hand, statt ihn, wie die Soldaten, auf dem Rücken zu tragen. Und in der That, ihr ganzes wenige Gepäck hat in dem kleinen blauen ordonanzmäßigen Sacke Raum, welchen alle Schwestern auf ihren Reisen mitnehmen. An Beschwerden und Entbehrungen aller Art gewöhnt, trotzten sie der Seekrankheit, und waren nicht betroffen über die armseligen, von allen Bequemlichkeiten entblößten Schlupfwinkel, wo man sie unterbrachte. So hat sie Einer unserer Freunde in dem Hospitale zu Varna gesehen, das damals der Heerd pesthauchender Ansteckung war, weßwegen man es auch verlassen mußte. Das einzige für sie verfügbare Zimmer diente ihnen als Schlafsaal, Refectorium, Arbeitssaal, Empfangzimmer und Kapelle. Einige ausgespannten Tücher trennten den Raum in einige Alkoven und Kabinete. Jeden Morgen fünf Uhr vereinigte ein improvisirter, aber zierlich geschmückter Altar sie alle bei dem heiligen Meßopfer. Der messedienende Soldat des Aumonier war zugleich die Ordonanz für die Schwestern, wenn er nicht durch irgend einen Offizier ersetzt wurde, was mehrmals geschah. . . In demselben Zimmer lag eine der Schwestern an der Cholera krank, welche sie bei der Krankenpflege der Soldaten überfallen hatte. Gleich Anfangs war man für sie auf das schmerzlichste besorgt; aber die fromme Dienerin Gottes, nur mit dem Gedanken an ihren Tod beschäftigt, sagte zu dem Priester, welcher ihr die letzte Oelung brachte, mit Heiterkeit: wie glücklich bin ich, Sie bringen mir meinen Reisepaß! Wenn nur diese Eine Schwester in dem Hospital zu Varna unterlag, so hatten doch fast alle andern Angriffe der Cholera, oder anderer damit in Verbindung stehender Krankheiten auszuhalten. So litten drei oder

vier an einer sehr stark hervortretenden Gelbsucht. Diese nannten sich in ihrer liebenswürdigen Heiterkeit „„die decorirten Schwestern““. Eine andere Schwester wurde mit den Blattern angesteckt, und als der Arzt Vorsichtsmaßregeln anordnete, um die künftige Entstellung ihres Gesichtes zu verhindern, sagte sie mit Lachen: Brauche ich denn schöner zu seyn als eine alte Frau? — Die zwei Empfindungen, welche auf den Soldaten bei dem Anblick dieser Krankenpflegerinen einwirken, sind: Bewunderung und fromme Ehrfurcht für ihre Aufopferung. „„Wie““, sagte einmal ein verwundeter Zouave zu der ihn pflegenden Schwester, „„Sie kommen so weit her, um uns zu pflegen und gleich uns fürchten sie nicht, die Heimath zu verlassen.““ Tritt eine Schwester in den Krankensaal, so heitern sich die traurigen Gesichter auf, die unpassenden Gespräche hören auf, Alle nehmen eine anständige Haltung an. Ist ein Kranker aufgeregt darüber, weil er sich in der Diät zu strenge gehalten glaubt, oder weil er eine zu widerwärtige Arznei einnehmen soll — ein Wort der barmherzigen Schwester überredet ihn und beruhigt ihn. Der finsterste Schnurbart, welcher sonst als noch so rauh, unfügsam und stolz sich zeigt, wird oft der barmherzigen Schwester gegenüber gelehrig und fügsam wie ein Kind. Als ich einmal eine Schwester fragte, wie sie es anfinge, um mit ihren hundert kranken Soldaten zurecht zu kommen, erwiederte sie: Ah, sie sind leichter zu leiten, als die kleinen Mädchen meiner Schule, die ich verließ, um die Kranken hier zu pflegen.“ — Ueberall verbreiteten die guten Schwestern leiblichen und geistigen Segen, wohin sie kamen, überall fanden sie Dank und die höchste Anerkennung. Nach einer statistischen Zusammenstellung, welche Herr Eugen Veuillot gibt (pag. 360), waren in den Militärspitälern zu Constantinopel und in der nächsten Umgebung am Ende des Decembers 1854 in sieben Spitälern viertausend Betten, besorgt von siebenundfünfzig Schwestern, außer dem Hospital zu Varna mit dreihundert

Betten und fünf Schwestern, wozu noch im Januar und Februar 1855 drei neue Hospitäler kamen, gleichfalls von barmherzigen Schwestern besorgt. Um die Leistungen der frommen Frauen gehörig zu würdigen, muß man, außer der unbedingten Selbstaufopferung, welche in ihrem Berufe liegt, nicht vergessen, daß sie bei aller Anerkennung von Seiten der Kranken und der Militärbehörden doch im Einzelnen mancherlei Schwierigkeiten von Seiten mancher Krankenwärter und Aerzte zu überwinden hatten, welche aus persönlichem Interesse, theilweise auch aus kirchenfeindlicher Gesinnung die Schwestern nicht gerne sehen. Auf der andern Seite haben sie aber auch unter den Aerzten eifrige Beschützer und Beförderer gefunden; so gehört namentlich unter dieselben ein ausgezeichneter Militärarzt, Dr. Cabrol, welcher schon im Jahre 1845 die Verwendung der barmherzigen Schwestern in den Militärspitälern dringend anempfahl, wozu nun neun Jahre nachher der Drang der Umstände führte; ferner Herr Michel Levy, welcher an der Spitze des Sanitäts-Wesens der Armee steht, und welcher wiederholt die Leistungen der Schwestern öffentlich anerkannte. Man kann ohne Uebertreibung sagen, welchen religiösen und kirchlichen Standpunkt man einnehmen mag, daß Frankreich auf seine barmherzigen Schwestern, aber auch auf die Art, wie der französische Soldat sie aufnimmt und behandelt, stolz seyn kann; auf der einen Seite ist heroische Selbstaufopferung, Enthusiasmus der christlichen Liebe, in Verbindung mit einem bewunderungswürdigen praktischen Geschick und frischem Lebens-Muthe; auf der andern Seite auch bei dem gemeinen Soldaten eine gewisse Zartheit des Gefühls und eine edle Gesinnung, welche alles Gemeine und Niedrige aus diesem gefriedeten und geheiligten Gebiete fern hält.

Der französische Soldat zeigt sich aber nicht bloß der geistigen Einwirkung der frommen und heldenmüthigen Schwestern zugänglich, welche seine Wunden pflegen und auf dem

Krankenlager für ihn sorgen, sondern er entzieht sich auch nicht der Einwirkung des Priesters und der Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten. Unser Verfasser stellt vielfache Beweise davon zusammen, sowohl aus der französischen Heimath des Soldaten, als aus den Feldlagern im Orient. In ersterer Beziehung wirkt ein in vielen Städten bestehender Verein zur Beförderung der Religion bei den Soldaten, *L'Oeuvre des Soldats*, oder *L'Oeuvre de St. Maurice* genannt, schon seit mehreren Jahren sehr wohlthätig. So fehlt es denn nicht an Beispielen, daß Soldaten noch in Frankreich vor ihrem Abmarsche nach dem Orient freiwillige Beweise von Frömmigkeit und von dem Gebrauche der kirchlichen Heils-Mittel geben. Von einem Regimente, welches auf dem Wege nach der Krim durch Nimes marschirte, verrichteten dreihundert und zwanzig Mann auf einmal an einem Sonntag (den 11. Nov. 1854) ihre Andacht durch Beicht und Communion, wozu die Militärbehörde alle Erleichterung gewährte; und gleich darauf fand eine zweite, gleich zahlreiche Communion statt. Es sagte damals ein Einwohner von Nimes zu einem dieser Soldaten: Fürchtet ihr denn nicht die Spöttereien der Freigeister bei eurem Regiment? O nein, erwiederte der Soldat; wie jetzt die Sachen stehen, spottet man nicht mehr über uns: im Gegentheil, wir spotten über diejenigen, welche nicht zur Beichte gehen. — Zu Lyon wollte ein ganzes Cavallerie-Regiment bei seinem Durchmarsche nach der Krim (December 1854) sich durch eine feierliche Wallfahrt zur Notre-Dame de Fourvières zu dem Feldzuge vorbereiten. Den Oberst an der Spitze, mit der Standarte und mit kriegerischer Musik zog das Regiment in die Kirche. Der Oberst mit seinem Stabe nahm in dem Chore Platz, die Fahne wurde bei der Communionbank aufgepflanzt; die ganze Feier wurde mit aller Ehrerbietung und Andacht abgehalten.

Aehnliche Züge in Menge sind von dem französischen Heere während des Feldzuges zu berichten, und zwar auf der

Flotte nicht minder, als bei dem Landheere. Die französischen Priester, welche als Feldgeistliche bei der bewaffneten Macht zur See und zu Land wirken, zeigen einen Muth, eine Hingebung und eine so erfolgreiche Thätigkeit, welche Bewunderung verdient. Man sieht an ihrem Beispiele, was ein katholischer Priester, was ein Ordensmann vermag; die Geschichte wird einst gewiß diesen geistlichen Heldenmuth französischer Priester neben dem kriegerischen Heldenmuthe französischer Heerführer und Soldaten aufgezeichnet bewahren. Geben wir auch hievon eine Auswahl von dem reichen Materiale unsers Verfassers. Auf dem Kriegsschiffe Breslau brachen zuerst die Blattern aus, und die Zahl der davon Befallenen wuchs schnell auf einhundert und fünfzig an. Der untere Schiffsraum, wo die Kranken zusammengedrängt lagen, wurde so überfüllt, die Luft trotz aller angewendeten Sorgfalt so verdorben, daß der Commandant des Schiffes den Aumonier, welcher zunächst bei diesem Raume seine Wohnung hatte, anderswo einzuquartieren für nöthig fand. Der Aumonier bat es sich jedoch aus, dort bleiben zu dürfen, um die Kranken nicht durch seine Entfernung zu beunruhigen, und um seinem Berufe um so leichter ohne Unterbrechung obliegen zu können, was er denn auch Tag und Nacht that. Seine aufopfernde Thätigkeit war gesegnet: mehr als hundert und zwanzig Mann meldeten sich zur Beichte; kein Kranker starb ohne Empfang der Sacramente. Auf die Blattern folgte die Cholera, welche besonders auf den Alandsinseln wüthete. Ueber die Thätigkeit der Aumoniers daselbst schrieb ein Augenzeuge sogleich nach dem Aufhören der Seuche: „Noch ist es mir, als sähe ich unsere armen Kranken daliegend auf ein wenig Stroh, in einem feuchten Zelte, wie sie die Ankunft des Priesters wie die Ankunft eines von Gott gesendeten Trösters erwarteten. Ich sehe sie noch, wie sie bald die Hand küßten, die sie segnete, bald die kalten, blauen Lippen auf das Crucifix hefteten, oder mit sterbender

Stimme ihre Unglücksgenossen ermahnten, gleich ihnen den Frieden in der Religion zu suchen. Ich kann Ihnen die tröstreiche Versicherung geben, so viel Todesfälle, so viele Beispiele eines christlichen Todes." Aehnliche Beispiele, eine ähnliche Thätigkeit mit guten Erfolgen bemerkte man auf den Schiffen der orientalischen Flotte. Ueberhaupt will man bemerkt haben, daß die religiöse Bewegung auf der Flotte noch stärker hervortritt, als bei dem Landheere. Die Marine-Officiere gehen in der Regel mit gutem Beispiele ihrer Mannschaft voran. Die Seeleute in ihrem gefahrvollen und umherirrenden Leben scheinen das Bedürfniß eines höhern Trostes lebhafter zu fühlen, und ihr kräftiges Naturell begnügt sich, wenn sie einmal diesen Weg eingeschlagen haben, nicht mit einem halben und schwachen Glauben. Es fehlt nicht an Marine-Officieren, welche jeden Sonntag zu den Sacramenten gehen, und welche unter ihrer Schiffsmannschaft wie Missionäre wirken.

Das Wirken der Aumoniers bei dem Landheere, die Resultate, welche sie erreichen, die Aeußerungen religiöser Stimmung bei Officieren und Soldaten des Landesheeres sind aber nicht weniger merkwürdig; für den ganz unbetheiligten Beobachter ein höchst interessanter Beitrag zur Zeitgeschichte, für den kirchlich gesinnten Katholiken ein Gegenstand des Trostes und der Befriedigung. Die Aumoniers, deren jede Division des Heeres, sowie außerdem jedes der größern Militärspitäler einen hat, und an deren Spitze bei dem Generalstabe ein Aumonier en Chef steht, sind vorzugsweise Priester der Gesellschaft Jesu; aber auch Lazaristen und Weltgeistliche befinden sich unter ihnen. In dem bezeichneten Abschnitte (XX) des vorliegenden Werkes werden besonders genannt: die Jesuiten-Patres P a r a b e r e (schon in Algerien in der Umgebung Saint-Arnauds als Aumonier), G l o r i o t (früher zu Freiburg, nach der schmachvollen, von den katholischen Mächten geduldeten Unterdrückung der katholischen

Schweizercantone zu Dijon lebend, bis er nach dem Oriente ging, wo er vor einiger Zeit ein Opfer seiner Berufstreue geworden ist) und von Damas (Sohn des Generals von Damas, des Gouverneurs des Herzogs von Bordeaux); ferner der Abbé Ferrari (der in dem Hospitale zu Varna die allgemeine Liebe sich erwarb, und dort ein Opfer der Cholera wurde). Es ist erstaunlich, welche Thätigkeit diese Männer zeigen durch Abhaltung des Gottesdienstes, durch Spendung der Sacramente, insbesondere als Beichtväter; durch Besuch und geistliche Tröstung der Kranken und Sterbenden in den Spitälern und auf dem Schlachtfelde; endlich als Freunde und Rathgeber in hunderten von Fällen. Dafür finden sie aber auch allenthalben entgegenkommende Liebe und Verehrung, und haben nicht selten die Befriedigung, den gesegneten Erfolg ihrer Bemühungen zu sehen. Davon geben die Briefe so mancher Augenzeugen aus dem Oriente Zeugniß, sowie auch die Briefe jener Aumoniers selbst. Aus diesen beiderlei Urkunden gibt Herr Eugen Veuillot eine Zusammenstellung, welche uns nicht selten zur Bewunderung und Rührung bewegt. Wir wollen auch davon Einiges hier ausheben. Ueber die Thätigkeit des Abbé Ferrari schreibt ein Brief aus Constantinopel: „Jeden Tag, als die Cholera zu Varna so viele Opfer hinraffte, sah man Officiere, die dem Abbé ihren Dank für seine aufopfernde Hingebung auf alle Weise bezeugten, und ihn um seinen unverzüglichen Besuch baten, sobald auch sie von der Krankheit ergriffen wurden. Ihre Ehrerbietung, ihre Liebe zu diesem Apostel der Cholerakranken war unbegrenzt; was mußten sie nicht empfinden und sagen damals, als sie ihn als Opfer der Krankheit in seinem Berufe sterben sahen? Was der Abbé Ferrari zu Varna und auf den mit Cholerakranken angefüllten Schiffen that, das that Pater Gloriot zu Gallipoli und Pera, und gewann dadurch dieselbe Achtung und Liebe bei unserer Armee. Immer an den Krankenbetten in dem großen Hospi-

tale zu Pera, tröstet er unsere sterbenden Soldaten und nimmt ihren letzten Seufzer auf, mit dem sich ein Anrufen des Gottes der Heerschaaren und das Aussprechen des Namens ihrer Mutter verbindet. Denn merkwürdiger Weise stirbt kein Soldat, ohne an seine Mutter zu denken, ohne diese oder ähnliche Worte zu sagen: „„Oh, meine arme Mutter . . . wie wird sie weinen, wenn sie meinen Tod hört!"" ... Der Pater Gloriot predigt zweimal wöchentlich für die wieder genesenden Soldaten, welche in Menge zu diesen Predigten herbeiströmen. Mit welcher Rührung sah ich oft französische Soldaten und Officiere diesen christlichen Predigten auf türkischem Boden anwohnen"! — Der oben genannte Abbé Ferrari schreibt selbst in einem Briefe vom 29. Julius 1854: „Die Seuche wüthet in einer entsetzlichen Stärke. Ich habe jeden Tag mehr als vierzig Soldaten Beicht zu hören und zu versehen. Sie sterben fast alle wie Heilige." — Ein anderer Augenzeuge zu Constantinopel, dessen Brief Herr Veuillot mittheilt, spricht sich also aus: „Unsere Soldaten haben das Kreuz nach dem Orient gebracht, und es wird auch nach ihnen dort bleiben. . . Unser Heer hat das Gefühl und Bewußtseyn dieser Mission. Niemals hat sich das katholische Gefühl bei einer vereinigten Menge von Menschen deutlicher kundgegeben, als jetzt bei unserm Heere. Die Aumoniers finden überall Theilnahme, Ehrerbietung, lebhafte, offene Zuneigung, wie sie dem Charakter des französischen Soldaten entspricht. Ein Aumonier sagte mir, nicht eine Minute von den für das Beichthören bestimmten Stunden bliebe bei ihm unbesetzt. Es findet sich fast kein Kranker, kein Verwundeter, welcher nicht den geistlichen Beistand eines Aumoniers verlangt, oder doch angenommen hätte. Hier, in unserer Umgebung, kam nur Ein Beispiel von einer auf dem Todesbett zurückgewiesenen Beichte vor: es war dieß eine Marketenderin, welche an der Cholera starb."

Außer diesen und andern Zeugnissen und Beweisen über

die religiöse Haltung des französischen Heeres im Allgemeinen und unter der Masse der Soldaten, bringt unser Verfasser auch Beispiele von einzelnen ausgezeichneten Persönlichkeiten unter dem Officierstande bei. Von den Generalen Rey und Carbuccia war oben schon die Rede. Außer diesen werden noch angeführt: die Generale Lourmel und Mayran, der Commandant Coué, der Lieutenant Poidevin. Man wird sich erinnern, daß der General Lourmel bei einem zurückgeschlagenen Ausfalle der Russen (5. Nov. 1854) sie bis zu den Thoren Sebastopols verfolgte, und mit ihnen in die Stadt einzudringen, jedoch vergebens hoffte. Das weitere Schicksal des Generals erzählt Pater Damas in einem Briefe in folgender Weise: „Der Adjutant des Generals sucht seinen Chef zu der Rückkehr in das Lager zu bestimmen: Sie sind blaß, mein General, was ist Ihnen? — „„Sagen Sie dem Oberst““, antwortete der General, „„er soll das Commando bei dem Rückzug übernehmen. Ich habe die Ehre unserer Fahnen gerächt; mir bleibt jetzt nur übrig zu sterben. Seit einer Viertelstunde habe ich eine Kugel in der Brust.““ Man bringt den General in sein Quartier. Vor Allem läßt er den Priester rufen, um sich zu einem christlichen Tode vorzubereiten, dann erst überläßt er sich den Aerzten. Sein Diener bringt seinen Degen unter Thränen zurück; der General legt den Degen neben sich auf das Bett, und tröstet selbst den Diener. Der Arzt sagte mir: „„die Wunde ist sehr schwer, aber nicht unbedingt tödtlich. Der General hat so viel moralische Kraft, daß dadurch vielleicht die Heilung befördert wird.““ Drei Tage verfloßen so zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich am dritten Tag eilten der Kammerdiener des Generals und ein Brigadier der Husaren in mein Zelt mit dem Rufe: „„Schnell, schnell, Herr Aumonier, der General ist im Sterben!““ Ich eile hin und komme gerade in dem Momente an, als der Aumonier der vierten Division dieser Heldenseele die letzte Absolution ertheilt.“ — Der Comman-

dant Coué, einer der Helden der Schlacht an der Alma, wo er den rechten Arm verlor, starb zu Constantinopel nach langen Leiden. Ueber sein Ende lesen wir in einem Briefe des Pater Gloriot Folgendes: „Letzten Mittwoch (24. Januar 1855) neun Uhr Abends kam der Bediente des Commandanten eilig in mein Zimmer, und sagte mit bewegter Stimme: „„Herr Aumonier, kommen Sie zu dem Commandanten, es steht mit ihm sehr schlecht, er läßt Sie rufen.““ Es war schon spät, das Wetter abscheulich, der Weg weit. Der Commandant Coué dachte auf seinem Schmerzenslager an alle diese Umstände, und sagte zu seiner Schwester, die bei ihm wachte: „„Es ist mir zu leid, daß ich dem Herrn Aumonier noch so spät die Störung mache; aber ich fürchte, diese Nacht nicht zu überleben, und ich möchte nicht sterben, ohne mich vorher mit Gott zu versöhnen.““ — Als ich in das Zimmer des Kranken trat, war ich sogleich betroffen über die Veränderung seiner Züge. Ich schloß sofort daraus, daß man ihn nicht mehr am Leben erhalten könne. Er hielt in seiner linken Hand, welche ihm nach seiner Amputation allein noch geblieben war, ein Crucifix, ein Geschenk seiner Schwester. Ich nahm davon die Gelegenheit, ihm zuzusprechen, er möge sein Leiden in Geduld ertragen nach dem Vorbilde des gekreuzigten Jesus. „„Herr Aumonier““, erwiederte er, „„dieses Crucifix ist mein einziger Trost!““ — Während der folgenden Tage, die er noch zu leben hatte, hatte er beständig dieses Crucifix in seiner Hand und auf seiner Brust. Er empfing bei diesem meinem Besuche das allerheiligste Sacrament und die letzte Oelung mit einer Frömmigkeit und mit einem Glauben, der alle Anwesenden auf's höchste erbaute. Als ich ihn verlassen mußte, um in das Hospital zurückzukehren, sagte ich zu ihm: „„Sie scheinen jetzt recht zufrieden, mein Commandant.““ „„Herr Aumonier““, antwortete er mit bewegter Stimme, „„ich war nie in meinem Leben so glücklich als jetzt. Ich würde ohne Klage sterben,

wenn ich nicht eine Frau und zwei unerwachsene Kinder zurückließe."" . . . Dann drückte er mir mit Lebhaftigkeit die Hand, indem er dazu sagte: „„Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie heute noch gekommen sind. Ich glaube, wenn ich Sie heute nicht mehr gesehen hätte, so hätte die Besorgniß, ohne den Empfang der Sacramente zu sterben, meinen Tod beschleunigen können."" Während des noch übrigen Theiles dieser seiner letzten Nacht äußerte er dieselben frommen Empfindungen seiner Schwester, die bei ihm wachte, und betete fast ohne Unterbrechung." — Was endlich den Lieutenant Poidevin betrifft, so wird folgender charakteristische Zug von ihm angeführt. Der einzige Name eines Subaltern-Officiers, welchen der Marschall Saint-Arnaud in seinem Bericht über die Schlacht an der Alma nennt, ist der Name dieses Unterlieutenants Poidevin, welcher fiel, indem er die Fahne des 39sten Linien-Regimentes auf dem Gipfel der Felsen aufpflanzte, welche die Stellung des Feindes schützten. Dieser heldenmüthige junge Mann hatte nun vor der Schlacht einen seiner Waffengefährten gebeten, derselbe möge, im Falle einer tödtlichen Verwundung, die Gegenstände aus seiner Verlassenschaft, auf die er den größten Werth lege, den Seinigen schicken. Was waren nun diese Stücke, auf welche Poidevin den meisten Werth legte? Das Bild seines Vaters, fromme Medaillen und ein Rosenkranz.

Eine Hauptquelle zur Kenntniß der religiösen Zustände bei dem Heere und der Wirksamkeit der Feldgeistlichen bilden die Briefe der Letztern selbst, namentlich der Aumoniers von Damas, Gloriot, Parabere, von welchen mehrere in die Oeffentlichkeit gekommen, und auch in deutschen Blättern übersetzt gegeben worden sind. Besonders inhaltreich und interessant sind darunter die Briefe des Pater von Damas an den Redacteur der Belgischen Zeitschrift *Précis historique* und daselbst zuerst bekannt gemacht. Diese Briefe zeichnen

sich eben so sehr durch anschauliche Erzählung der Thatsachen als durch besonnene, einsichtsvolle Beurtheilung derselben aus. Zum Beweis dessen wollen wir, zum Schlusse dieser Mittheilungen aus dem Buche des Herrn Eugen Veuillot, eine Stelle aus einem Briefe des Pater Damas hier aufnehmen, auf welche sich der genannte Verfasser bezieht, indem er selbst sehr vernünftig bemerkt, man dürfe ungeachtet des vielen Erfreulichen und Ehrenvollen, was in moralischer und religiöser Beziehung bei dem Heere jetzt wahrzunehmen sei, dennoch nicht durch einen unzeitigen Enthusiasmus zu übertriebenen Hoffnungen sich hinreißen lassen; es bleibe noch Vieles zu wünschen übrig; doch ein Anfang und ein Fortschritt auf der Bahn des Bessern sei jedenfalls gemacht. Damit stimmt denn auch im Allgemeinen das Urtheil des Pater Damas in folgender Stelle eines seiner Briefe überein: „Sie fragen mich, ob alle Soldaten und Officiere in ihrer Gesammtheit sich in religiöser Beziehung so wohlgesinnt zeigen, als von manchen Seiten her behauptet wird. Folgendes ist, glaube ich, die richtige Antwort, welche sich darauf geben läßt. Fast Alle haben im innern Grunde ihrer Seele die ehrenhafte Gesinnung, wozu jeder Franzose bei seiner ersten Erziehung angeleitet wird: sie haben Ehrerbietung vor Gott und vor der Religion. Nur darf man nicht hoffen, daß auf einmal in allen Gemüthern gewisse Vorurtheile einer irreligiösen Wissenschaft, gewisse geheime Leidenschaften, gewisse ungebundene Gewohnheiten verschwinden. So gibt es denn Leute bei uns, welche gar kein Bedürfniß eines Priesters haben; es gibt solche, welche in ihrem Innern den Verkehr mit dem Priester fürchten, wie man Furcht vor Gewissensbissen hat; es gibt solche, welche leichtsinniger Weise über heilige Gegenstände scherzen können. Aber Alles, das hindert doch nicht, daß die Gesammtheit im Allgemeinen den edeln Christenglauben hat. Man muß wiederholt darauf zurückkommen, was ich früher schon sagte: wir (die Aumoniers)

finden bei Allen eine so rücksichtsvolle Behandlung (une delicatesse de procéde), wie sie nur aus einem dem Grunde nach religiösen Herzen kommen kann."

Der Verfasser des dritten der oben angeführten Werke, Abbé Mullois, wird uns als ein Mann geschildert, welcher eine warme Liebe für das Volk, Mitgefühl für dessen leibliche und geistige Noth mit einer besondern Kenntniß der Zustände und Charaktere des Volkes, und mit einer unermüdlichen Thätigkeit in Ausübung der Werke der Barmherzigkeit und in Beförderung gemeinnütziger, dem Volke ersprießlicher Unternehmungen verbindet. Unter seiner Leitung erscheint die Zeitschrift: *Le Messager de la charité* (7 Franks jährlich), den Interessen der Religion und Wohlthätigkeit gewidmet, sowie die „*Petite Bibliotheque charitable et populaire*", eine Sammlung von kleinen, wohlfeilen Schriften für das Volk, von denen einzelne Werke in vielfältigen Auflagen wiederholt erschienen sind, wie *Livre des classes ouvrières* in vierzehn Auflagen und mehr als 200,000 Exemplaren (bei *M. Le Heribel, Gerant du Messager de la Charité, passage Ste-Marie 2 bis* zu Paris). Es war ein guter Gedanke dieses wohlgesinnten, thätigen Priesters: eine populäre Geschichte des orientalischen Krieges in demselben Geiste, der ihn bei jenen andern Unternehmungen leitete, herauszugeben. Der Arbeiter, der Bauer, wenigstens die große Masse derselben, haben nicht Zeit, Geld und Lust, aus den vielen Zeitungs-Artikeln sich mit dem Verlaufe des Krieges, mit den Zuständen und dem Leben des Heeres im Felde näher bekannt zu machen. Und doch sind sie vorzugsweise dabei interessirt: denn ihre Söhne sind es doch eigentlich vorzugsweise, welche die harte Arbeit des Krieges zu schaffen haben. Ueberdieß lassen sich, wie aus dem bisher Gesagten erhellt, viele Beispiele des Guten dorther holen und dem Volke vorführen, wodurch seine moralische und religiöse Besserung und Bildung nur gewinnen kann. So hat der Verfasser in dieser

populären Geschichte des gegenwärtigen Krieges seine Aufgabe aufgefaßt. Das Werk macht in historischer und stylistischer Beziehung keine Ansprüche; man sieht vielmehr recht deutlich, wie der gewiß sonst viel beschäftigte Verfasser den für seinen Plan tauglichen und brauchbaren Stoff in der zufällig sich ergebenden Form, ohne langes Ueberlegen und ohne viele Sorgfalt auf die Composition zu verwenden, sammelte und zusammenstellte. Aber auch so ist die Behandlung zweckmäßig und den Bedürfnissen der Leser, für welche es bestimmt ist, entsprechend. Die wichtigsten Kriegsereignisse sind in ihren Hauptumrissen deutlich und lebendig geschildert, öfters durch Mittheilung der officiellen Berichte; dann aber ist besonders Gewicht gelegt auf vollständigere Mittheilung der vielen erhebenden und rührenden Züge von Muth, Standhaftigkeit, Edelmuth und Religiosität, welche von Seiten der Soldaten, Officiere, Feldgeistlichen und barmherzigen Schwestern bei dem französischen Heere während dieses Krieges bis jetzt vorgekommen. Es sind zu diesem Zwecke die Briefe der Aumoniers, sowie viele andere, sonst in Zeitungen und Büchern zerstreuten, Erzählungen und Nachrichten benützt. Außer den moralischen und religiösen Motiven wird auch nicht selten die Saite des Nationalruhmes und der Nationalehre angeschlagen, welche in französischen Herzen so leicht ihre Vibrationen fortsetzt. Wenn Ehrliebe und Ruhmbegierde auch bei Individuen und Völkern ausarten kann, so sind sie doch auch, recht geleitet, wirksame Antriebe zu dem Guten und Edeln. Es läßt sich also wohl rechtfertigen, wenn man in dem Dienste des Guten auch diese Triebfedern bei einem dafür empfänglichen Volke in Bewegung setzt; nur muß es mit Maaß und Vorsicht geschehen. Die oben von uns beispielsweise ausgewählten charakteristischen Vorfälle und Züge finden sich auch in dem Werke von Mullois wieder und außerdem noch manche andere, namentlich solche, welche durch ihre drastische Wirkung als um so mehr volksthümlich gelten müssen. Wir

wollen in Beziehung auf den uns gesetzten Zweck auch hie-
von einige Proben geben.

Das Chapitre XXI. *L'armée d'Orient et la religion* (I. p. 127) wird mit folgenden Betrachtungen eingeleitet: „Es ist eine größere gegenseitige Beziehung zwischen dem Soldaten und dem Priester als man gewöhnlich denkt ... Weder der Eine noch der Andere lebt für sich, noch für seine Familie: für den Einen wie für den Andern liegt der Ruhm in der Selbstverläugnung, in der Aufopferung. Die Aufgabe des Soldaten liegt darin: über die Unabhängigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zu wachen; die Aufgabe des Priesters ist: wachen über die Unabhängigkeit der religiösen Gesellschaft. Die Pflicht des Priesters ist zu sterben, sein Leben zu geben wie der gute Hirt für seine Schafe; die Pflicht des Soldaten ist, wie ein guter Bruder sein Leben zu geben für seine Brüder ... Was würde aus der Welt, aus der Civilisation, aus Europa, wenn es keine Priester und keine Soldaten gäbe? — Der französische Soldat ist fast immer in dem tiefen Grunde seines Herzens religiös. Er nimmt nicht immer Theil an den Religionsübungen; aber wenn er daran Theil nimmt, so geschieht es so aufrichtig, so beherzt, daß man dadurch sich lebhaft bewegt fühlt. Dann sind es Christen, dann sind es Männer, welche nicht mit dem lieben Herrgott feilschen und welche nicht Scheu haben vor Spöttereien. Der französische Soldat hat Herz, Hingebung und christliche Liebe, wie sollte er nicht religiös seyn? Der Glaube und die Liebe sind Schwestern. Wer die Liebe hat wird endlich auch den Glauben haben. Der Krieg im Orient hat so recht deutlich die religiösen Gefühle gezeigt, welche in der Brust unserer Braven zu schlummern schienen. Nichts führt auch so wie der Krieg zu Gott. Hier kommt Alles zusammen, was den Charakter der Größe hat: Muth, der Hinblick auf die Ewigkeit, die einsame Entfernung von der Familie, die Schmerzensrufe. Davon haben auch unsere Soldaten nun das Ver-

ständniß, und Manche sprechen von Gott wie die Priester." — Nach diesem Eingange folgen dann Anekdoten, Charakterzüge, Briefe von Soldaten, was Alles aber auch durch alle drei Hefte zerstreut bei gegebener Veranlassung vorkommt. — Hier einige davon. Ein Chasseur d'Afrique, der nach seiner Verabschiedung in die Heimat zurückkehrte, fuhr auf einem Rhone-Dampfschiffe, wo er unter der übrigen Gesellschaft einen blinden Bettler bemerkt. Der Soldat theilt mit ihm seinen Mundvorrath und seine Flasche. Nachdem er dieß gethan, sammelt er noch für den Armen bei der Schiffsgesellschaft. Als er dabei auch zu einem anwesenden Geistlichen kam (demselben, nach dessen Erzählung der Vorfall mitgetheilt wird), lobte der ihn wegen dieser Handlung. „Ach! Herr Pfarrer, sagte darauf der Chasseur, was ich da thue, das ist nur für meine kleinen Sünden: die großen hat der Pater Parabere." Mit diesen Worten (erzählt der Geistliche) entschlüpfte er mir und eilte sich, den reichlichen Ertrag seiner Sammlung dem Blinden zu geben, der vor Freude weinte. — Ein Officier, der eine Wunde am Fuß erhalten hatte, empfand heftige Schmerzen. Die barmherzige Schwester, die ihn pflegte, sprach ihm zu, seine Leiden Gott zum Opfer darzubringen; so könnten diese Leiden für ihn als Fegfeuer dienen. Da fragte der Kriegsmann, ob es wohl auch im Fegfeuer barmherzige Schwestern gebe? Ach, erwiederte die demüthige Schwester, wir sind so unvollkommen, daß gewiß viele von uns dort noch zu büßen haben werden. Oh! dann beruhige ich mich, sprach der Verwundete, und ich fürchte das Fegfeuer nicht mehr so sehr; die Schwestern sind so gut, daß sie gewiß auch dort ein Mittel finden werden, die Lage zu verbessern. (d'ameliorer la position). — Unter den Briefen von Soldaten sind mehrere, welche sich durch naive Herzlichkeit und Wahrheit der Empfindung bemerkbar machen und die zugleich an ihrer urkundlichen Echtheit nicht zweifeln lassen. So der Brief eines Soldaten an seinen Vater, welchen ein periodi-

sches Blatt aus der Provinz, das zu Bourges erscheinende *Droit commun*, veröffentlichte (Mull. III. 101), worin sich unter andern diese Stelle findet: „Der Herr Aumonier meiner Division, welchen ich aufsuchte (und Du weißt schon warum, denn ich habe Deine guten Lehren nicht vergessen in dem Soldatenrock) hatte mir (vor der Schlacht) einen rechten Muth eingeflößt. Ich zeigte ihm die Muttergottes-Medaille, die mir meine selige Mutter gegeben hat, und er sagte mir darauf: Man geht nie zu Grunde, lieber Freund, unter dem Schutze Marias, und wenn der Himmel das Blut in Ihren Adern für das Vaterland verlangt, so wird die Königin der Himmel Ihnen ein schöneres Vaterland aufschließen. Ich versichere Dich, daß diese frommen, patriotischen Worte des trefflichen Aumonier und das Andenken an meine liebe, uns erst vor einigen Monaten entrissene Mutter mich vor der Schlacht und in der Schlacht aufrecht hielten. Hätte ich den Tod zu mir kommen sehen, er hätte mich nicht erschreckt: denn ich hatte meine Gewissens-Angelegenheiten in Ordnung gebracht. Ich habe auch an diesem Tage siebenundzwanzig Officiere, mit Inbegriff meines Commandanten, gezählt, welche in das Zelt unsers würdigen Aumonier gingen. Der böse Feind, wie Du siehst, hat noch nicht die Seelen aller Militärs in seiner Gewalt. Lasse diesen Brief, ich bitte Dich, meinen Bruder lesen, welcher von den Religionsübungen sich entfernt hält, obgleich er Glauben hat." — Zu den oben gegebenen Beispielen von religiös gesinnten höhern Officieren, welche auch Herr Mullois anzuführen nicht unterläßt, lassen sich aus seinem Buche noch einige andere hinzufügen: Capitaine Crecy, Oberst Hardy, Capitaine St. Priest, der junge Marquis von Villeneuve-Trans, General Bergé. Alle, außer dem zuletzt genannten, starben als Helden (sie zeichneten sich alle unter so vielen Tapfern durch ihre Tapferkeit aus) und als Christen, wie sie durch ihre letzten Handlungen und letzten Worte auf die erhebendste und rührendste Weise zeigten (Mull.

III. 22, 103, 150). Bergé ist der General, welcher auf die in einem Briefe ausgesprochene Bitte seiner Frau ein Gelübde zu Ehren der Mutter Gottes machte, das er dann, als er bei dem Angriff auf den *Mamelon vert* unter einem Kugel-Regen unversehrt blieb, welcher rings um ihn Soldaten und Officiere niederschmetterte, durch ein Sonnet zu Ehren der unbefleckten Empfängniß erfüllte. Von Beispielen frommer Seemänner auf der französischen Flotte werden zwei sehr interessante Charakterbilder gegeben, nämlich eines jungen Schifflieutenantes, Louis Boch, der vor Sebastopol blieb — ein wahres Muster von männlichem Muthe und von einer aufrichtigen Frömmigkeit — und des Admiral Febvrier-des-Pointes, der durch seinen christlichen Tod ein allgemein erbauendes Beispiel gab (Mull. III. 126 — 131). Doch wir müssen, um diesen Aufsatz nicht über Gebühr auszudehnen, uns von der Anführung weiterer Einzelnheiten enthalten. Die Briefe der Aumoniers, namentlich des Pater von Damas und daraus das Werk von Mullois, enthalten noch eine Menge derselben. Statt solche charakteristische Einzelnheiten zu geben, wollen wir lieber mit einer Angabe der gemeinschaftlichen Gottesdienst-Ordnung auf den Schiffen der Kriegsmarine, sowie der in dem Lager vor Sebastopol beobachteten, schließen. Ueber die erstere erfahren wir Folgendes (Mull. III. 132): Die regelmäßige Messe ist jeden Sonntag und Feiertag um zehn Uhr Morgens, unmittelbar vor der Inspection des Schiffs-Commandanten. Sie wird fünf Minuten vor dem Anfang durch den Tambour angezeigt; ein Zeichen mit der Pfeife verkündet denjenigen, welche nicht von dem Verdecke zu der Messe herunterkommen, daß sie sich ganz still zu verhalten haben. Die Schiffsmannschaft hat vollkommene Freiheit, aber auch alle Erleichterung hinsichtlich der Theilnahme am Gottesdienst. Das Beispiel ihrer Officiere, welche sich regelmäßig mit dem Commandanten an der Spitze dahin begeben, kann dabei seinen Einfluß nicht verfehlen.

Ueberdieß findet nach dem bestehenden Reglement auf allen Staats-Schiffen Morgens und Abends ein öffentliches Gebet statt. Dieses Gebet besteht aus einem Vater unser, dem englischen Gruße und der Erweckung von Glaube, Liebe und Hoffnung. Morgens nach der Inspection und Abends nach der Abendglocke, versammelt sich die ganze Schiffsmannschaft mit den Officieren und mit dem Aumonier auf dem Verdecke. Der Aumonier macht das Zeichen des Kreuzes und alle Anwesenden mit ihm; darauf sagt er mit lauter, deutlicher Stimme die Gebete her, die mit stiller Sammlung und Theilnahme angehört werden. Auf den Schiffen, welche keinen eigenen Aumonier haben, bezeichnet der Schiffs-Commandant Einen aus der Schiffsmannschaft, welcher statt des Aumoniers die Gebete hersagt. Oft fällt diese Ehre dem Quart-Lieutenant zu; es gibt aber auch Schiffe, wo der Commandant dieses Geschäft keinem Andern überläßt, sondern es selbst besorgt. Nach diesem allgemeinen Gebet für die ganze Schiffsmannschaft steigt der Aumonier hinunter in das Schiffs-Spital und wiederholt dort dieselben Gebete unter den Kranken. Dieses tägliche Schiffsgebet macht auf Alle, welche Gelegenheit haben anzuwohnen, den größten Eindruck. Dreimal wochentlich gibt der Aumonier den Schiffsjungen (*Mousses*) Unterricht im Katechismus; auch besucht er fleißig die Schulstunden, in denen sie sonst unterrichtet werden. Man sucht die erste Communion der Schiffsjungen so auferbaulich und eindrucksvoll als möglich zu machen. Besonders schön muß die dießjährige Feier dieses Festes zu Cherbourg gewesen seyn, wo sämmtliche Schiffsjungen der baltischen Flotte vor ihrem Absegeln in die Ostsee ihre erste Communion verrichteten und wobei das ganze Officier-Corps, die Autoritäten des Seehafens und eine große Menge Volkes gegenwärtig waren. Es waren dabei über dreihundert solcher Communicanten mit ihren zwölf Aumoniers und dem Chef-Aumonier der Flotte, Abbé Coquereau, welcher eine sehr passende, eindringende

Ansprache hielt. (Mull. III. 132). — Ueber den Gottesdienst in dem Lager vor Sebastopol schreibt Pater von Damas in einem seiner Briefe (Mull. III. 76): „Während des verflossenen Winters sah man jeden Sonntag gegen neun Uhr Morgens den General-en-Chef in voller Uniform durch den Schnee daher kommen und sich bei dem Eingang in die enge Hütte bücken, wo der Ober-Aumonier noch wohnte und zugleich den Altar aufgeschlagen hatte. In seinem Gefolge drängten sich sein glänzender Generalstab, Adjutanten und andere Officiere in den kleinen Raum, um an den heiligen Mysterien Theil zu nehmen. Und gewiß, der Gott, der zu Bethlehem weilte, wird, wie ich glaube, diesen Act der Frömmigkeit manchem andern, viel prunkvolleren vorgezogen haben." — Später schreibt ein Officier vom Lager aus Folgendes (Mull. III. 14): „Wir haben im Hauptquartier drei Telegraphen nach drei verschiedenen Richtungen, eine Druckerei, zwei von den Soldaten angelegte Chausseen und den Schienenweg von Balaclawa. Woran aber Alle ihre Freude haben, ist eine kleine, erst seit Kurzem gebaute Kapelle. Sie ist ganz hübsch und ist mit einem Glockenthurm versehen . . . aber bis jetzt noch ohne Glocke. Der Thurm spaltet nicht Wolken, das läßt sich nicht abläugnen: aber er dünkt uns schön: denn er erinnert uns an unser Dorf, an Frankreich, an vieles Andere. Jeden Sonntag werden zwei Messen in dieser Kapelle gelesen, Morgens um sieben und um neun Uhr. Es steht Jedem frei anzuwohnen oder nicht; aber es finden sich so viele Theilnehmer, daß die Kapelle zwanzigmal zu klein ist. Auch sind immer mehr Leute außen als in der Kapelle. Es herrscht dabei die andächtigste Sammlung; jeder Anwesende fühlt das Bedürfniß zu beten; niemals stört irgend ein Lärm die fromme Feier. Man bemerke den Unterschied: in Frankreich deutet man nur zu oft auf den Soldaten, der die Messe besucht, mit Fingern; hier findet man diesen Act der Frömmigkeit ganz natürlich und Niemand erlaubt sich darüber zu spotten. Frei-

lich in den Gefahren, die uns täglich umgeben, fühlt man das Bedürfniß sich zu Gott zu wenden, ihn um seinen Schutz zu bitten und unsere Gebete mit denjenigen zu vereinigen, welche achthundert Stunden von uns entfernt dasselbe für uns thun."

Das hier Gegebene, bemerken wir zum Schlusse, ist nur eine ganz dürftige Skizze eines Bildes aus der Gegenwart, welches eine ausgeführtere Darstellung verdient. Unsere Nachbarn im Westen haben uns in frühern Perioden manche böse Beispiele gegeben, welche wir zwar nicht nachzuahmen genöthigt waren, aber doch nur zu oft nachahmten, und dann sonderbarer Weise mehr sie als uns selbst anklagten. Um so mehr sollten wir nun auch Beispiele des Guten, welche sie geben, beachten und anerkennen. Dieses können, dieses sollen wir thun, unbeschadet unserer deutschen Vaterlandsliebe, unserer deutschen Ehre. Jedenfalls ist dieses weit vernünftiger, weit sittlicher, weit mehr im Interesse der beiden Nationen, welche sich gegenseitig zu achten und auf der Bahn der rechten Civilisation zu unterstützen alle Veranlassung haben, als alten Haß und alten Hader immer wieder auf's neue zu erwecken suchen.

LIII.

Der nekromantische Spiritualismus in Nord-Amerika, Genf und München.

(Schluß.)

II.

Erst im Sommer 1852 kam nähere Kunde von der Herablassung der Geister in Amerika nach Deutschland, und zwar über Hamburg und Bremen. Alsbald tanzten die Tische auch hier, und Dr. Andree in Bremen, der Antesignanus aller deutschen Beobachter transatlantischer Dinge, ging daran, die zugehörigen Experimente auf publicistischem Wege populär zu machen. Von da aus kam die Tradition nach Rußland, nach England, wo indeß schon 1852 amerikanische Mediums eintrafen, und zuletzt nach Frankreich. Wie das Fieber des „Tischrückens" im Jahre 1853 urplötzlich alles deutsche Land von einem Ende zum andern durchbrauste, alle Zeitungen mit sich fortriß und ebenso plötzlich sich wieder legte, ehe noch Physiker und Philosophen von der ersten Verlegenheit sich erholt hatten: das ist noch Jedermann unvergessen. Die Deutschen hatten pflichtgemäß mit den ersten Rudimenten angefangen, mit dem „Tischrücken", rasch aber schritten sie zum förmlichen Spiritualismus vor im „Tischklopfen" und

im „Tischschreiben", welches letztere die ihnen eigenthümliche und als dem eigentlichen Schreibervolk der Erde auch fein entsprechende Erfindung zu seyn scheint. Die Bewegung erreichte den Culminations-Punkt, als eine seltsame Epistel an J. Kerner durch die Journale wanderte, in welcher der Belletristiker L. Schücking mit aller Virtuosität seiner Darstellungsgabe, aber in vollem Ernst erzählte, wie aus seinem Tische ein thüringischer Graf aus dem 13ten Jahrhundert sich verlauten lasse, und welch' merkwürdige Experimente er mit dem gespenstigen Klopfer vorgenommen.

Es gewann damals wirklich bereits den Anschein, als wenn die Geister-Invasion auch in der alten Welt die nordamerikanischen Dimensionen annehmen werde. Dazu fehlte aber dießseits vorerst ein mächtiges Ferment: die bezahlten Mediums. Zwar kamen amerikanische Mediums von großem Ruf, unter andern die Schwestern Fox selber *), sogar über

*) Dieselben Fräulein Fox dehnten ihre Reisen auch über den Ocean aus. So kamen sie unter Anderm nach Glasgow in Schottland, und kündigten hier öffentlich ihre „Geistersitzungen oder Unterredungen der Seelen" an, „Preis 1 Guinee". „Sie rühmen sich", hieß es in dem öffentlichen Anschlag, „der Anerkennung von vier Millionen in den vereinigten Staaten; sie waren es, die das Rochester-Klopfen und die Wissenschaft der Geisterklopferei oder die Mittheilungen aus dem himmlischen Reiche vermittelst der Tische entdeckten." Sie versprachen, durch ihre Geister, jegliche Art von Aufschlüssen über Dinge politischer und persönlicher Zukunft. Eine ganze Reihe der für Fräulein Margarethe Fox disponibeln Geister ist namentlich aufgeführt: von Sesostris und dem heil. Chrysostomus, Confucius, Sokrates und Gregor VII. bis auf Melanchthon, Anna Boleyn, Napoleon, Franklin, lauter „Geister der Großen und Guten." (Berliner Protest. K.-Z. vom 18. Nov. 1854.) — In der „Geister-Heimath" zu München dagegen konnte „Napoleon", trotz dreimaligen Rufes, nicht erscheinen, weil er an einem Orte weile, dessen Beherrscher endlich unter Entsetzen erregenden Convulsionen des Mediums auf die Tafel schrieb: „Mir gehört er"!

den Ocean herüber, um hier, namentlich in England und in Berlin, ihre Kunst gegen baare Bezahlung zu üben. Allein ihre Praxis scheint wenig Anklang gefunden zu haben. Europa will seine Wunder anstandshalber unentgeldlich erhalten. Insbesondere rühmen die Franzosen an ihren Mittelpersonen zwischen dieser Irdischheit und dem Geisterreich, daß dieselben keineswegs Absichten auf den Geldbeutel verriethen, und ihre Thätigkeit im Ganzen nie die Einnahme von Dollars zum Zwecke gehabt*).

Intensiv jedoch blieb die Entwicklung des Phänomens in Europa nicht hinter Amerika zurück. Namentlich war zunächst ein Fortschritt im Modus der Mittheilung bemerklich. Wie sich das „Tischklopfen" zum „Tischschreiben" gesteigert hatte, so wuchs nun aus dem letztern die eigentliche „Psychographie" hervor. Im Spätherbst 1853 vernahm man bereits aus Rußland, daß dort viele Interpreten der Geisterwelt alles Mittelbare wegwarfen, einfach den Bleistift in die Hand nahmen, und dieser nun die wunderbarsten Dinge schrieb. Gleichzeitig kam ein französischer Expräfekt auf den Gedanken, den Stift, anstatt ihn am Fuße des tanzenden Tischchens zu befestigen, kurzweg seinem zehnjährigen Knaben in die Hand zu geben, und siehe da! das Kind ward schreibendes Medium; der Vater erzählte den Proceß in einer eigenen Schrift, die er jedoch als guter Katholik auf die Mahnungen seines Bischofs wieder zurückzog. In München wurden die Schreib-Tischchen bald ein förmlicher Handels-Artikel, und in einer oberschwäbischen Stadt sollen hunderte derselben

*) Revue des deux mondes. 1854. VI, 518. — In anderer Weise scheinen indeß die Geister in Frankreich doch einen neuen Industrie-Zweig zu begründen. Soeben ist das „Leben der Jungfrau von Orleans, durch sie selbst einem 14jährigen Mädchen dictirt", erschienen, ein Buch von 400 Seiten. Andere Geister-Biographien der Art sollen nachfolgen. Vies dictées d'outre-tombe à Ermance Dufaux. Jeanne d'Arc. Par elle même. Paris. E. Dentu 1855

in offenen Kaufläden abgesetzt worden seyn. Man benützte sie großentheils als Spielerei, um Lotterie-Nummern und dergleichen zu erfahren. Eines schönen Abends indeß bezeichnete das schreibende Tischchen in der „Geisterheimath“ zu München selber eine danebenstehende Frauensperson als diejenige, durch deren Hand die Geister unmittelbar schreiben würden; von demselben Moment an nahmen auch die Geister-Discurse eine entschieden religiöse Wendung. Jedoch ist dieß nicht so zu verstehen, als wenn diese Wendung von dem äußern Fortschritt des Tischschreibens zur Psychographie durch Menschenhand abhängig wäre; vielmehr erhält z. B. Pastor Bort zu Genf die Aussagen Christi und des Erzengels Gabriel immer noch durch ein kreisendes Tischchen, das mit dem Beine die Buchstaben eines Alphabeths anzeigt. Von der Psychographie durch Menschenhand geht sodann der nächste und vorderhand letzte Fortschritt in der Verkehrsweise der Geister zu der durch menschlichen Mund, zum „Reden“ der Mediums. Gerade an der Entwicklung des Phänomens zu München ist diese Abstufung vom einfachen Tischrücken bis zum „redenden“ Medium besonders deutlich ersichtlich. Indem immer Eines aus dem Andern hervorwuchs, fühlen nun die Münchener Mediums sich so erhaben gestellt, daß sie, respective ihre Geister, nicht wenig Lust bezeugen, den Ausgangspunkt, das ursprüngliche Tischrücken, als vorherrschend diabolische Veranstaltung zu bezeichnen.

Während indeß dieser innerliche Entwicklungsproceß vor sich ging, war, wie bereits bemerkt, äußerlich die epidemische Invasion des Tischrückens und Tischklopfens in Europa, ausgetretenen Gewässern gleich, schnell und fast plötzlich wieder gesunken. Aber es geschah dieß schon unter ein paar bedrohlichen Umständen. Für's Erste blieb ein Bodensatz von deutscher, englischer, französischer Geister-Literatur zurück, aus dem wohl zu ersehen war, wie weit und tief der Strom eingerissen hatte. Zweitens aber zeigten sich schon daran Symp-

tome, daß die Bewegung nur von der Oberfläche zurückgetreten war, um in kleinern und verborgenen Kreisen sich desto tiefer einzuwühlen. Unter diesen Verhältnissen ergab sich die religiöse Wendung der Sache ganz natürlich. Jedenfalls liegt die Thatsache vor. Hatte die Geister-Befragung zuvor mehr zur Unterhaltung, zu physikalischen Experimenten, zur Befriedigung der Neugierde überhaupt gedient: so nahm sie jetzt im Stillen einen ernst religiösen Charakter an.

Solche Bewegung zum eigentlichen Spiritualismus hatte sich unter doppelter Bedrängniß in ihre unscheinbaren Gränzen eingeschränkt. Die rationalistische Naturbetrachtung war mit vernichtendem Naserümpfen ihr entgegengetreten; die positiv-christliche Schule aller Bekenntnisse hatte ihr den Fehdehandschuh offen und mannhaft hingeworfen. Von mehreren französischen Bischöfen lagen bereits dringende Warnungen vor; man erinnerte sich in Frankreich zuerst, daß seinerzeit der heilige Stuhl selbst schon die einfachen magnetischen Operationen nicht so ganz unschuldig gefunden. Noch im J. 1853 erschien zu Paris ein, seitdem noch zweimal aufgelegtes, umfangreiches Werk, welches aus hundertfältigen Analogien bewies, daß die rationalistischen Erklärungsversuche der neuen Geister-Invasion durchaus unmächtig und allerdings sehr kräftige Realitäten hinter dem Spuk zu suchen seien, zugleich aber auch über die Qualität dieser geistigen Persönlichkeiten nicht im Zweifel ließ *). In Deutschland folgte namentlich der abmahnende Hirtenbrief des wachsamen erzbischöflichen Oberhirten von München-Freising. Auch in England erhob sich besonders der bischöfliche Klerus, und bald existirte hier eine protestantische Literatur, die da demonstriren wollte, daß das Tischrücken u. s. w. nichts Anderes sei

*) J. E. de *Mirville*: Pneumatologie. Des esprits et de leurs manifestations fluidiques. Mémoire adressé à l'Académie. 3. édition. Paris 1854.

als „des Teufels heutiges Meisterstück.“ So war denn der spiritualistische Kern gleichsam genöthigt, die Maske des physikalischen Experiments abzuthun, und als am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahres die Sache plötzlich aus ihrem Geheimniß wieder hervortrat, war sie zum eigentlichen nekromantischen Spiritualismus herangewachsen.

Es war nun auch in Europa ganz das nämliche amerikanische Phänomen. In der Stille hatte es sich innerlich gestärkt und explicirt, fortgebildet und gleichsam organisirt; seine religiöse Tendenz war jetzt entschieden, es trat in gewissem Sinne als förmliche Sekte des Spiritualismus hervor. So in Genf und München, so, wie wir eben vernehmen, auch in England und in Sachsen. Namentlich in England schien sich die Geister-Invasion wieder ganz verloren zu haben, und nun erhebt sich plötzlich eine öffentliche Polemik der Anhänger des Mediums Mr. Hume gegen den berühmten Physiker Brewster, der das spiritualistische Priesterthum Hrn. Hume's läugne, um sich das demüthigende Geständniß zu ersparen, daß er sein verfehltes Leben einer falschen Philosophie gewidmet. Man staunt in England über die Masse fashionabler Proselyten des genannten Geisterklopfers, und in den Zeitungen finden sich unter Anderm Erklärungen des Lord Brougham, den das Geister-Organ des Richters Edmunds in Newyork gleichfalls zu der für die „heilige Kunst“ gewonnenen Noblesse Englands gezählt hatte. In demselben Augenblicke berichtet die „Freimüthige Sachsen-Zeitung“ aus Chemnitz von der Entdeckung eines spiritualistischen Cirkels: auf Grund der gedruckten Geheimschriften der „Sekte“ werde wegen Majestätsbeleidigung, Herabwürdigung der Religion und Incest gegen sie inquirirt, zwei ihrer Führer seien übrigens bereits in's Irrenhaus gebracht. Es ist dieß, unsers Wissens, der erste Fall spiritualistischer Kundgebung in Norddeutschland. Was aber hier und an andern Orten noch unter der Decke schlummert, steht dahin. Täuscht

nicht Alles, so befinden wir uns erst am Anfang dieser Epidemie der Geister, und wird dieselbe auch in der alten Welt den amerikanischen Dimensionen äußerlich und innerlich zustreben.

Jedenfalls hat die neue Erscheinung im Ganzen bereits jetzt einen colossalen Umfang gewonnen, der zum ernstesten Nachdenken auffordern dürfte. Namentlich wenn man sich gehörig in die allenthalben um ihre Wiege dominirende materialistische Zeitrichtung hineinversetzt. Eben hatte die moderne geistaustreibende Naturforschung auf ihrem Triumphwagen festzustehen geglaubt und Anstalt gemacht, die Kirche Gottes zu überfahren: so braust ihr von ganz anderer Seite her eine geisteintreibende Strömung über den Weg, die allen seit Generationen verhöhnten „mittelalterlichen Aberglauben" meilenweit hinter sich läßt, und ihre Geisterlehre ebenso auf unmittelbare Intuition, Erfahrung, Empirie stützt, wie die Naturforschung ihre Systeme von der geistlosen Materie. Kaum hat ein Bannerträger materialistischer Naturwissenschaft das Axiom aufgestellt: natürliche Unmöglichkeit habe nur mehr in der Mathematik einen Sinn, so schreien ihm hunderttausend Stimmen, größtentheils selber abgefallene Materialisten, entgegen: nun wohlan, so erweise hier die natürliche Möglichkeit! Der Rationalism hatte Decennien lang von allen Dächern gepredigt: der Glaube an Wunderthaten wäre der Schandfleck unserer Zeit; der Materialismus fügte seine mechanische Wissenschaftlichkeit hinzu; und siehe da, unsere armen Tage drohen die eigentliche Periode der „Wunderthaten" zu werden.

Als Hr. Dr. Zarncke im „literarischen Centralblatt" vor Jahr und Tag die neueste deutsche Geister-Literatur besprach, wie die Schriften von Dr. Gerster, Dr. Rechenberg, Braungard &c., gruppirte er dieselben unter dem Titel: „After-Physik", und that nicht wenig entsetzt über einen solchen Pendant unserer „ungeheuren naturwissenschaftlichen Aufklärung." In

der That ist es noch mehr als „Pendant", es ist förmliche Reaction und Gegengift. „Gegen den gottläugnerischen Materialismus und Sensualismus sind wir gekommen", sagen die Münchener Geister selber *), „um Einen Hirten und Eine Heerde vor dem Ende bilden zu helfen; . . . die Menschen sollen zu den von ihnen verlassenen Dogmen auffälligst zurückgeführt werden." Ueberall kehren auch die literarischen Vertreter des Spiritualismus gerade diese Seite daran hervor; meistens hatte er an ihnen selbst als Gegengift der materialistischen Tendenz gewirkt. Nordamerikanische Beispiele haben wir bereits angeführt **); in unserer Nähe gehört z. B. Dr. Gerster zu Regensburg in diese Kategorie. Zuvor selber entschieden religiös und politisch radikal, legt er in seinem Geister-Büchlein („Anleitung des Tischklopfens", Leipzig 1854) den positiv Gläubigen nahe: sie sollten Gott auf den Knieen für die Wunder des Spiritualismus danken, denn nun brauche man Gott und Unsterblichkeit nicht mehr theologisch, und so oft vergeblich, zu erweisen, man sehe es ja. Furchtbare Wahrheit! Zum Glauben konnten diese Kinder der Zeit sich nicht mehr erschwingen, sie wollten mit Händen greifen und daher wissen. Ist dieß aber Christen-Sinn ***)?

---

*) S. die Adresse an den bayerischen Episcopat vom 7. Sept. 1853 in der Augsb. Postzeitung vom 13. Oct.

**) Der mehrgenannte Richter Edmunds war, ehe er selbst eines der ersten und eifrigsten Mediums in Amerika ward, nicht nur einer der tapfersten Spötter über die Klopfgeister, sondern überhaupt des Glaubens an eine persönliche Fortdauer nach diesem Leben verlustig gegangen. — de Mirville p. 412.

***) Ein protestantischer Kritiker widerredete dem Dr. Gerster: „Nicht die Geister, sondern der heil. Geist, der Geist Jesu Christi, der im göttlichen Wort und in der Kirche sich manifestirt, ist der unfehlbare Wegweiser in die ewige Sabbathruhe; sein Licht hat in sich aufzunehmen, wer sicher das Ziel erreichen will." — Erlanger Zeitschrift. Oct. 1854. S. 217.

Wir wollen uns hier nicht darüber expliciren. Allein auch wir vermuthen in der spiritualistischen Epidemie — selbst wenn ihr nur eitel Betrug und Selbsttäuschung zu Grunde läge — „eine Strafruthe, deren allgemeine und plötzliche Ausbreitung, trotz ihres oft kindischen Ansehens, heranwächst zu einer der größten Erscheinungen unsers Jahrhunderts", wie P. Ventura an Hrn. de Mirville schreibt.

Wohl ist es richtig, daß immer in verhängnißvoller Zeit, wo die Schlechten alle Schranken durchbrachen und die Guten an ihren Kräften und der ordentlichen Weltregierung irre zu werden begannen, für Einwirkungen überirdischer Individualität gleichsam der geistige Zugang weit und breit eröffnet war. In sofern sagen die Münchener Geister ganz richtig: „Immer, in allen Zeiten, ehe ein wichtiger Moment kam, ging Außerordentliches voran"*). Erinnere man sich nur, um nicht weiter zurückzugehen, an den furchtbaren Maßstab, in dem das Geister-, Zauber- und Hexenwesen zur Reformationszeit gerade über die Schauplätze der Umwälzung hereinbrach, und mit dem dreißigjährigen Krieg noch eine zweite Auferstehung feierte. Namentlich scheinen unter den ersten Separatisten der Reformation Dinge vor sich gegangen zu seyn, die mit dem heutigen nekromantischen Spiritualismus die schlagendste Aehnlichkeit haben. Freilich springen darüber nur dann und wann Schlaglichter empor; aber was man über die Geister-Influenz bei mehreren Wiedertäufer-Sekten weiß, läßt genug errathen und wenigstens die ächt spiritualistische Geschichte der „Träumer" unter den markgräflichen Bauern zu Uttenreut liegt documentirt vor**). Gott stärke sie mit „Stimmen" und „Gesichten", war die gemeine Rede dieser vorgeschrittenen Richtungen, und so derb trat der Geist auch

---

*) Adresse a. a. O.

**) Jörg: Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526. Freiburg 1851. S. 669—679. 733.

ihnen gegenüber auf, daß Einzelne erwürgt zu werden fürchteten, wenn sie ihm nicht gehorchten. Kurz, nur der äußere Mechanismus der Mittheilung durch Klopfen des ABC und durch Schreiben mangelte damals noch, aus leicht begreiflichen Gründen. Das Phänomen des Spiritualismus an sich ist also im Grunde nicht unerhört; aber eben daß es jedesmal eine große Katastrophe begleitete, seitdem es zum erstenmale nach Christus den Sturz des römischen Kaiserreichs bezeichnete, eben das ist auch jetzt der Erwägung werth. In der Ausdehnung andererseits nach Innen und Außen, in der offenen Ungenirtheit und systematisch reformirenden Tendenz wie jetzt, ist die Erscheinung allerdings in allen Zeiten unerhört und gibt Zeugniß von dem Umfang des Uebels, dessen mütterlichem Schooße sie entstiegen ist, wie von der Furchtbarkeit der Katastrophe, der sie zum Vorläufer dient.

Ebensowenig wie objectiv, ist das Streben, mit der Geisterwelt in Verkehr zu treten, subjectiv neu und ohne Uebergang. Nachdem noch in der neuern Zeit die sogenannte schwarze Magie ein paar Jahrhunderte lang engere Kreise beherrscht, drang gleichfalls aus Italien her die weiße Magie ein und reichte noch bis in's 19. Jahrhundert herab. Von den Experimenten der weissagenden Tischchen insbesondere ist bekannt, daß schon Tertullian und andere Kirchenväter einerseits, Ammianus Marcellinus und andere Profan-Scribenten andererseits derselben Erwähnung thun. Aber, der unglaublichen innern und äußern Entwicklung der nekromantischen Praxis auch in subjectiver Hinsicht zu geschweigen, muß noch ein anderer bedeutsamer Unterschied sogleich auffallen. Die Activität des weiland Befragenden oder Beschwörenden hat sich im neuesten Spiritualismus in pure Passivität umgewandelt. Nicht mehr der Sterbliche übt den Geister-Zwang, sondern umgekehrt die Menschen stehen jetzt unter Zwang und Bann der Geister. Bezeichnend sprechen die Münchener Geister selbst sich darüber aus: „diese Werkzeuge haben wir in

Händen, sie haben keinen Willen mehr, da können wir schalten, wie wir wollen"*). Die Münchener Spiritualisten haben als einen besonders rechtfertigenden Umstand geltend gemacht, daß es jetzt nicht mehr gewisser Formeln und Beschwörungen bedürfe, um die Geister in Verkehr mit dem Dießseits zu ziehen, sondern letztere sich selbst mit aller Macht in den Kreis menschlicher Verbindung drängten. In der That ist dieser Umstand wohl zu beachten; aber nicht als wenn er den neuen Spiritualismus des Charakters der Nekromantie entkleidete, sondern weil diese gerade hiedurch förmlich zu einer Religion, zu einer neuen Offenbarung wird, deren eigenthümliche Signatur darin besteht, daß sie empirisches Erfahren an die Stelle des Glaubens setzt, oder mit Einem Worte, die Freiheit des menschlichen Willens vernichtet. Wir werden sehen, wie klar in dem System der Münchener Spiritualisten die absolute Unverträglichkeit desselben mit der menschlichen Willens-Freiheit zu Tage liegt.

Wieder stoßen wir hier auf einen Punkt, wo der Spiritualismus als die natürliche Frucht der Nachtseite unserer religiösen Zustände erscheint. Eine solche Religion, die der Tod der menschlichen Willensfreiheit ist, bildet in der That die Kehrseite des herrschenden Materialismus. Wie entsetzlich vermaß sich der materialistische Hochmuth, ohne einen Gott aus sich selber die Welt zu regieren; sobald es aber, wie zur Zeit vor Jedermanns Augen, mit dieser Regierung schlecht geht, tritt gänzliche Selbstverlorenheit in absolutem Ohnmachtsgefühl ein. Die Wirkung im Großen ist der jetzt grassirende Fatalismus der Katastrophen. Die Menschheit verliert mehr und mehr das Bewußtseyn, daß es an der Richtung des freien Willens der Einzelnen für Gott oder wider Gott liege, ob die Katastrophe einbreche oder abgewendet werde. Sie versinkt vielmehr in ein angsterfülltes Zuwarten

*) Acta der M. den 23. April und 28. Mai.

vollkommener Rath-, That- und Hülflosigkeit, was da kommen und helfen möge aus Zuständen, deren Unhaltbarkeit sich Niemand abläugnen kann. Diese Stimmung, von der auch viele Guten angesteckt sind, mußte natürlich bereitetes Erdreich für den neuen Spiritualismus seyn. Die gegenwärtige Gesellschaft hat Gift im Leibe; sie geht mit einer in Gräueln empfangenen, furchtbar drohenden Zukunft schwanger; je mehr ihr die ordentliche Nahrung fade erschien, desto heftiger hungerte sie in unnatürlichem Gelüste nach Dingen, welche die gesunden Sinne als ungenießbar verachten. Und siehe da! das Gelüsten hat die Gelegenheit zur Befriedigung gefunden. Wir wiederholen: das Verhältniß von Seite der neuen Spiritualisten bliebe auch dann das eben geschilderte, wenn das Objekt ihres Vertrauens wirklich nur eitel Betrug und Selbsttäuschung wäre.

Ihre neue Religion droht aber um so gefährlicher um sich zu greifen, als im Grunde Jedermann die gedachte Katastrophe herannahen, nirgends dagegen die menschlichen Mittel gehörig vorbereitet sieht, sie zum Besten zu wenden. Von der gegenwärtigen gänzlichen Zerfallenheit des Lebens, der Herrschaft des zügellosen Egoismus und seinem ewigen Widerstreit wendet eine Masse unbefestigter Gemüther ihre Augen auf den lange prophezeiten „großen Umschwung", „neue Weltordnung", allgemeine „Einheit", ewigen „Frieden." Wir haben hiemit die Schlagworte aller Spiritualisten und ihrer Geister angeführt. Die gläubigen Protestanten sprechen mit ihrer immer wiederkehrenden Erwartung einer „neuen und reichlicheren Ausgießung des heiligen Geistes" ganz dasselbe aus. Sie kennen die Kirche nicht. Diese selbst hat kein Verbot, daß eine bangende Seele nicht einen Umschwung hoffen dürfe, der die Erde wieder in ein Paradies verwandeln werde. Aber sie darf ihn nur hoffen von dem guten Willen freier Menschen, von der Rückkehr der Einzelnen zum alten Gnadenquell in der Kirche. Sobald dagegen die verlangende Ungeduld end-

lich neuer und äußerer Kräfte gewiß seyn will, welche der Welt jene Güter verschaffen sollen, ist die spiritualistische Bahn schon eingeschlagen. Und das Entgegenkommen ist verlockend, seitdem die Geister überall verheißen: sie seien gesendet, jene „neue Weltordnung", „Einheit" und „Frieden" herzustellen. Wir werden bei der Betrachtung des Münchener Spiritualismus erkennen, wie leicht jene begehrliche Ungeduld so auch den katholischen Standpunkt trüben und verwirren kann. Die Kirche kann der ganzen Welt helfen, wenn letztere sich helfen lassen will; glaubt die tiefe Sehnsucht nach gründlichem Anderswerden diese allerdings mißliche Bedingung überspringen zu dürfen, so ist schweren Verirrungen Thür und Thor geöffnet, und wir sehen sie in lehrreicher Weise auch außerhalb des engern spiritualistischen Gebiets einzelne Seelen zu demselben Falle bringen*). Ein Katholik,

*) Es ist insofern eine nichts weniger als fernliegende Erscheinung, welcher wir hier auch um ihrer frappanten Aehnlichkeit willen mit der spiritualistischen Anschauung, selbst bis auf die Sprache, gedenken möchten. Vor Kurzem hat das Schicksal des Pater Lothar vom Kreuz, Guardians der schlesischen Alcantariner, großes Aufsehen gemacht. Lothar, geborner Oebbecke aus Paderborn, ein Mann in den dreißiger Jahren, war in raschem Sprung aus einem weltförmig freigeistigen Posterpeditor Restaurator eines der strengsten Orden geworden. Visionen und Erscheinungen, geheimnißvolle Stimmen und unbeschreibbare Gestalten hatten ihn, seinen nachträglichen Aussagen zufolge, auf diesen Beruf gewiesen, dessen eigentliche Aufgabe keine andere war als, die Verheißung von dem Einen Hirten und der Einen Heerde zu realisiren, und zwar zunächst für Deutschland nach dem Wortlaut der Lehnin'schen Weissagung. Solange politisch-religiöse Ansichten aus dem Spiele bleiben, soll P. Lothar gesunde Vernunft und außergewöhnliche Klarheit des Verstandes an den Tag legen; sobald aber die staatliche und confessionelle Einheit Deutschlands zur Sprache kommt, ist er von der Ueberzeugung nicht abzubringen, daß er zum zweiten Welttheillande berufen sei und die himmlische Mission habe, als „neuer Luther" alle abweichenden Meinungen auszugleichen. Die

der von seiner Kirche Mittel und Ziele fordert, welche nicht in der göttlichen Verheißung liegen, steht schon auf dem Boden

---

außerordentlichen Zeiten der Lehnin'schen Weissagung seien augenscheinlich da: „Gott hat durch mich die babylonische Hure, das Thier und den falschen Propheten besiegt, und die Hochzeit des Lammes bereitet; im Geisterreiche auf eine durchaus außerordentliche und wunderbare Weise sind Alle besiegt, und was im Geisterreiche wunderbar abgemacht ist, das erwartet nun in der Welt seine Ausführung“, so schreibt Lothar an den Papst. Als patriotischer Preuße wendet er sich mit der Lehnin'schen Einheits-Krone vor Allen an seinen König: „Ich bin der neue Luther; ihr protestantischen Lehrer nehmt mich als Hirten auf; euere Heerde will ich bringen in die Eine wahre Heerde, die die wahren Priester hat. . . Wenn ihr mir treulich folget, wird Preußen rasch gerettet — und Deutschland nimmt den König auf. . . O allerliebster Landesvater! Dich fleh ich an, daß Du mich hörest, zum wahren Hirten Alle kehrest, die Deine Kinder sind. Folgst Du geschwinde meinem Liebesrufe, dann kann die Kron Dir werden; von meinem Rufe hängt sie ab. O folge mir und wolle es nicht leiden, daß die Krone sollte scheiden aus Deinem eigenen Lande... Viele ringen nach der Krone; doch sie wird nur dem zum Lohne, der den neuen Luther hört. Gott selber hat mich in vielfachen Verzückungen alle Fehltritte Luthers klar schauen lassen, damit ich, wo er Recht hatte, ihm Recht gebe, und frei und frank in seine Fußtapfen trete, und damit ich gleichzeitig, wo er geirrt hat, Alles zuerst in mir und dann in Deutschland wieder gut mache... Als der neue Luther bitte und beschwöre ich Sie im Geiste der Liebe, daß Sie meinen Worten folgen, damit der wahre Hirt die Heerde aufnehme und Deutschland den König, daß Preußen glücklich werde und die kleinen Länder beglücke, und daß es herrsche über Deutschland.“ — Kein Mensch auf der Welt, fährt P. Lothar fort, sei so ganz bis auf die Schreibart gleich geartet mit Luther, wie er, wovon Jedermann sich überzeugen werde, wenn einmal seine Schriften gedruckt seien. Wirklich erhebt sich denn auch der Pater über den Papst und alle Bischöfe, über ihre Sentenzen und ihren Bann; mit furchtbaren Drohungen fährt er sie an wegen ihres Ungehorsams gegen seine Mission. „Gott selbst wird am Tage seines Zorns, welcher rasch herannaht, Jene zermalmen,

der Schwärmerei. Verheißen ist ihr aber nur, daß sie dauern werde bis an's Ende der Welt, für und für die einzelnen Getreuen beseligend; daß aber „Erde und Himmel durch sie Eins", dieses leibliche Daseyn „wieder zum Paradies" werden müsse, das hat der Herr nicht gesagt, und so muß das „Ein Hirt und Eine Heerde" nicht ausgelegt werden. Sonst wäre der menschlichen Freiheit das Leben abgesprochen, wie es der neue Spiritualismus thut.

III.

„Neue Weltordnung", „Einheit" und „Frieden" wollen also die Geister herstellen; dieß sei, sagen sie überall, ihre Sendung. Inzwischen sind nicht nur die Geister der absoluten und die Geister der confessionellen Spiritualisten in Nord-Amerika unter sich in heftigem Hader begriffen, sondern die Letztern, mit welchen wir es in Europa vorderhand allein zu thun haben, sind je nach den verschiedenen Schauplätzen ihrer

welche im Namen des Herrn erscheinen und als solche geehrt werden sollen, die aber Ungerechtigkeiten auf Ungerechtigkeiten häufen, und die geheimnißvollen Glieder Gottes mit unsäglichen Leiden heimsuchen"; der Herr wird furchtbar richten die „ungerechten Mächtigen", die sich durch Ehre und Reichthum und Kleiderpracht hervorthun ꝛc. Kurz, Alle sind verdammt, die nicht dem P. Lothar blindlings folgen. Dieser Gedankengang bis auf die Ausdrucksweise ist ganz derselbe, wie wir ihn oben bei den Geistern „Sokrates", „Fürst Hohenlohe" ꝛc. wiederfinden werden. Auch das hat Lothar mit Letztern gemein, daß er gleichfalls von schnaubenden Verfolgern mit Gift und Dolch sich verfolgt wähnt, und seine geistlichen Richter und Ankläger ungescheut als mörderische Banditen charakterisirt. Rache und wieder Rache rufen er wie jene Spiritualisten auf alle herab, die ihnen widerreden, indem sie beiderseits durch ihre Geister hoch über die Köpfe der übrigen Menschheit sich erhoben wähnen. (Vgl. das Schriftchen: „Der Alcantariner Pater Lothar, oder der neue Luther." Lippstadt 1855.)

Offenbarung über die Consequenzen der christlichen Grund-Principien geradeso uneinig, wie ihre Hörer selber und zuvor. Die Geister sprechen daher in Genf calvinisch, in München katholisch. Dieses eigenthümliche Mißverhältniß im Reiche höherer und höchster seligen Geister betrachten wir um so lieber etwas näher, als es uns sofort auch unter die wörtlichen Discurse der Geister hineinführen wird. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß ganz allgemein gilt, was ein amerikanischer Apostel von seinen Geistern aussagt: „ihre Autorität ist eine höhere als die Menschen sonst jemals verehren gekonnt“*).

Seit dem Spätherbst 1853 unterhielt Hr. Bort zu Genf, Pastor der Nationalkirche daselbst, einen spiritualistischen Cirkel oder „Tischrückungsverein“, der unter ziemlichem Zulauf seine regelmäßigen Wochensitzungen versammelt. Dieser Verein ist nicht der einzige Geister-Cirkel in Genf, aber er ist der thätigste, läßt Tractätlein und Broschüren ausgehen, alle vom Tischfuß geschrieben, und genießt solcher Autorität, daß der ganze Genfer-Spiritualismus von dem präsidirenden Pastor-Medium den Namen „Bortismus“ erhielt. Auch durch die besondere Vornehmheit der Geister zeichnet der Verein sich aus; nicht nur der Erzengel Gabriel nebst mehreren seiner Collegen beleben Hrn. Borts Tischchen, sondern auch Christus der Herr selbst bethätigt sich in demselben. Die Münchener Spiritualisten erklären ein solches Herabziehen des Gottes-Sohnes selbst unter die correspondirenden Geister, ja schon bloßer Engel, für das Lügenwerk eines frechen „Spukers“ oder höllischen Dämons; der Genfer Christus dagegen bezeichnet gerade das als die Segnung der jetzt, nach 1800 Jahren, in der Calvins-Stadt angebrochenen neuen Welt-Ordnung, „daß ihr euch mit Mir unterhalten und in unmittelbaren Verkehr mit Mir treten könnt, nachdem die Zeit

*) de Mirville p. 418.

Meiner vollen Wiederkunft nahe ist.“ Er setzt den Zeitpunkt der letztern ganz bestimmt auf 1863 an, bemerkt aber auch gleich: „Ich glaube, daß Ich selbst bei Meiner Wiederkunft noch Menschen treffen werde, die Mich verstoßen und dabei mit Meinen eigenen Bibelworten sich decken werden.“ Wirklich hatte Hr. Pastor Bort kaum die Acta seiner Geister durch den Druck bekannt gemacht, so erhob sich auch schon Hr. Malan, Oberpfarrer der Genfischen alten Methodisten, mit einer öffentlichen Schrift dagegen und erklärte das ganze Wesen der Bort'schen Geister aus der Bibel für handgreiflichen Teufelsspuk.

Es war im Frühling dieses Jahres, daß das gesegnete Genf, obwohl es ohnehin schon etwa so viele „Kirchen“ zählte als Straßen, doch noch mit drei neuen Offenbarungen zumal bereichert ward. Drei irvingianische Apostel theilten sich zwischen Bern und Genf; zugleich trafen ein paar Sendlinge der Mormonen vom Salzsee mit ihrem Missions-Verlag in der Stadt Calvins ein und machten auch bald Eroberungen; endlich erschien auch noch das Werk der Bort'schen Geister und damit die Sekte der „Bortisten.“ Das Buch trägt den Titel: „Göttliche und geheimnißvolle Offenbarungen oder Verkehr zwischen dem Himmel und der Erde mittels eines Tisches. Erster Band, vom 15. October 1853 bis 15. November 1854.“ Gedruckt zu Lausanne bei Pache Cité-Duapière. 3. („Révélations divines et mystérieuses“ etc.). Natürlich ist das Opus von Hrn. Pastor Bort nur arrangirt, geschrieben ist es ausschließlich von Geistern. Die Vorrede hat Christus der Herr selbst diktirt; der Erzengel Gabriel fügte ein Nachwort bei gegen etliche Frevler, welche den als Lichtengel vermummten Satan für den Urheber dieser Mittheilungen erklärt hatten. Folgt sodann ein neues Vaterunser verfaßt vom Heiland, eine Vorrede zu der Uebersetzung eines englischen Erbauungsbuches von demselben Verfasser, endlich die täglichen Unterhaltungen, auch Gebete, Oden, Psalmen,

Hymnen ꝛc., Alles von Christus selbst, von den Erzengeln Gabriel und Michael, dem Engel Uriel, von Luther, David und andern Geistern mitgetheilt*).

Einen durchgehenden Zug in der Sprache der nordamerikanischen Geister treffen wir auch gleich auf den ersten Blättern des Bort'schen Geister-Buches wieder: blutigsten Haß gegen die katholische Kirche, „die Mutter alles — Aberglaubens“**). Im Uebrigen ist hier Genf der auserwählte Ort, von dem alles alte und neue Heil des Christenthums ausgeht. Christus selber spricht sich in der Vorrede wörtlich darüber aus, wie folgt:

„Nicht zu Bethlehem ist dieß Tischchen, du findest es nicht auf Golgatha, nicht auf Calvaria, nein! es ist nicht mehr zu Jerusalem, es ist zu Genf, in der kleinen Stadt, die mein Diener Calvin mir zugerichtet, ja, es ist die Tochter dieses würdigen Missionärs, welche die Himmel heute feiern. Bethlehem war gesegnet, aber Gott hat sich nach Genf umgesehen; der Sinai erzitterte unter Jehova's Fuß, Genf aber jubelt unter seinem Liebesblick. . . Genf, o meine Geliebte! deine Glocken werden ihre Klänge nicht vermischen mit den Lästerungen Roms; nein, sie werden singen und psalmodiren dem Ewigen, dem wahren Gott. . . Genf, deine Altäre werden nie den Gräuel der falschen Götter sehen, deine Hallen werden nicht aufnehmen die Lügner von Rom, der verfluchten und unreinen Stadt, die sich gewälzt hat im Blut der Kinder Gottes. Genf, du wirst nicht erfahren die Schändlichkeiten der Hure. Der Thron des Götzen gleißt, Gold und Edelsteine zieren ihn, aber der Höllenwurm hat ihn unterwühlt. Genf, ich habe dich entzogen den Netzen deiner Feinde, fürchte nichts! denn ein mächtiger und guter Gott wacht über deinen Kindern. Entfalte dein Panner und sage den Nationen ohne Scheu: du

*) Aus den Annales catholiques de Genève in der Université Catholique. Août 1855. p. 187. 194. — Vgl. Ami de la religion vom 17. Juli 1855; Allg. Ztg. vom 7. Aug.

**) de Mirville p. 419.

feiest es, die Erwählte des Ewigen! Genf, kleine Stadt unter den Städten, du bist groß vor dem Herrn, denn du hast den Glauben bewahrt, um zur Leuchte zu dienen den Nationen der Erde. Genf, Genf, o Genf, Rom schreitet vor mit eisernem Joch in der Hand. Genf, du bist frei, nimm dich in Acht. Du wirst die Siegeskrone tragen, aber deine Füße werden sich nie beflecken mit feindlichen Fesseln; dein Schwert wird sich röthen *), aber deine Stirne wird rein bleiben wie die Lilie unter den Rosen."

Sofort schließt der Vorredner, d. i. Christus der Herr selber, wie folgt: „Geneigter Leser! wenn du ein patriotisches Herz hast, wirst du mir diese kleine Abschweifung verzeihen, ich konnte die Gefühle nicht zurückhalten, die in meiner Seele tosten. Liebst du dein Vaterland? o wenn du es liebst, so eile zu den Waffen, denn seine Stimme ruft, und du könntest eines Tages das Blut beweinen, das es vergoß unter dem alten Feinde. Ja, ihr freien Kinder desselben Gottes, ergreift die Waffen und lauft an die Gränze! Eure Waffen aber, o Kinder von Genf, sind — die Bibel eures Königs!" **)

Vergleichen wir damit in Kürze die Sprache der Geister in München. Nicht Genf, sondern die bayerische Hauptstadt an der Isar ist hier der auserwählte Ort des neuen Heils; „in München leben Seelen, die gerecht vor dem Angesichte Gottes, auf diese Stadt warf der Herr sein Auge

---

*) Später von einem Katholiken über diese Verfluchungen zur Rede gestellt, antwortete der Vorredner: „Ich verdammte unter „„Rom"" nicht den Katholicismus, sondern den eiteln weltlichen Geist; bei Meiner Wiederkunft aber wird nicht Katholicismus, nicht Protestantismus mehr seyn, sondern Meine Kirche, deren oberster Chef Ich selbst bin." Der Katholik fragt noch einmal: „Ist denn die römische Kirche nicht mehr Deine Kirche, Herr?" Antwort: „Wer gibt dir das Recht, Mich so zu fragen? Du hast die Befugniß dazu nicht verdient!"

**) Annales cath. de Genève l. c. p. 187 ss. 195.

vorher" *). Freilich, „Jerusalem wollte nicht erkennen, München will nicht"; dennoch, „München hat Gnade bekommen, hat es genommen, und wir gehen nicht, außer Alle befehlen uns." Der bevorstehende große Umschwung der Dinge wird auch das alte Rom berühren, indem diese Stadt aufhören wird, der Sitz des Papstes zu seyn; der Mittelpunkt der katholischen Welt, oder vielmehr der bis dahin hergestellten Einheit des irdischen Paradieses, wird von Rom verlegt werden, und zwar nach — München. „München hat die besondere Gnade, weil es ein Rom wird; München wird, was Rom jetzt birgt" — erklären hier Sokrates und andere sehr namhaften Geister **).

Der Genfer Christus erhebt die Reformatoren bis in die Wolken, in München dagegen vermag Luther aus ehehafter Noth nicht einmal zu erscheinen. Anfangs verlautete: er werde nur für den Fall von seinem unfreiwilligen Aufenthaltsort Urlaub erhalten, wenn der Papst ihn zu sprechen begehre; später jedoch kamen mildere Berichte: da, wie Melanchthon richtig erzähle, der Teufel mehrmals als Ordens-Geistlicher dem Reformator vor Augen getreten und ihn verführt habe, „deßhalb sei Luther nicht ganz verloren." In Trübsal beweine er nun seine Widersetzlichkeit, „bis Einigkeit geworden." Eben diese Einigkeit zurückzuführen, und dendurch die Reformatoren angerichteten Schaden gut zu machen, ist das Motiv der Geister-Sendung: „Schau, Luther hat Irrthum gesagt, als er zum Zorne gereizt war, und weilt unten, bis Einigkeit wird, und um diese Einheit herzustellen, sind wir gesandt." Nur deßhalb machen die Geister sich noch nicht an die protestantische Geistlichkeit, weil „die Aechten noch so fern sind." Inzwischen ermahnen sie jeden Fragenden akatholischen Bekenntnisses (wie man sagt,

*) S. die Adresse a. a. O.

**) Acta der K. vom 15. Mai, 1. Juni, 8. Juni.

nicht ohne Erfolg) zum Uebertritt in die „alleinseligmachende“ Kirche, mitunter in sehr starken Worten. So äußert der Geist über einen Juden, der Christ zu werden gedenke: „Besser ist es, er bleibt Jude, als Lutherschelm; Luther drehte die Schrift, wie es sein Gewissen verlangte, und nicht einig sind sie, jetzt noch nicht“ *).

Man sieht, die Meinungen der Genf'schen Geister einerseits, der München'schen andererseits laufen erheblich widereinander. Ihre Gläubigen freilich wissen sich zu helfen: je eine Partei bezeichnet die Geister der andern Partei als Teufel. Wer richtet aber in diesem Streit? Die Protokolle der vornehmsten Geister-Offenbarung in München tragen das Motto: „Wird der Geist von Gott gerufen in das Jenseits, kann Irrthümer er der Welt nicht mitbringen.“ Natürlich führen die Genfer Geister dasselbe Motto. Und doch sagen die hier und die dort direkt gegeneinander aus!

IV.

Um schließlich die obigen allgemeinen Bemerkungen thatsächlich zu illustriren, bleibt uns die spiritualistische Ausgestaltung in München näher zu betrachten. Dieselbe zählt zu den confessionellen Arten des Spiritualismus; wenn wir sie aber insbesondere als katholisirend bezeichnet haben, so ist dieß nicht so zu verstehen, als wenn nur Katholiken ihre Träger wären. Vielmehr gehören ohne Unterschied auch Protestanten, und zwar einige sehr angesehenen, und unter Andern ein Jude nicht nur zu den seiner Zeit sehr zahlreichen Besuchern, sondern auch zu den „Kämpfern vom Geist“, wie die Geister die speciell zur Ausführung ihres Werkes Eingeweihten benennen. Auch der engere Kreis, aus dem

*) Acta der K. vom 27. April; 28. März; 18. Juni; 30. Mai; 18. Januar.

der hiesige Geister-Verkehr ursprünglich herauswuchs, bürgerlich ganz achtbare Leute, war meist der landläufigen Religion des sogenannten rechtschaffenen Mannes zugethan, und kümmerte sich um die positive Kirche größtentheils gar nicht. Ferner sammelten sich um diesen Kern bald auch etliche Personen, die sonst als Eiferer für die ausgeprägtesten religiös radikalen Grundsätze bekannt waren. In ihnen ging durch ihren Anschluß eine völlige geistige Umkehr vor sich; der Gedanke, daß es denn doch eine persönliche Fortdauer nach diesem irdischen Leben gebe, wofür sie den Beweis endlich leibhaftig vor Augen zu sehen glaubten, durchdrang sie wie ein Blitzstrahl und richtete eine so gründliche Revolution in ihnen an, daß Männer, die seit Decennien keine Kirche von Innen und das Gotteshaus von Außen nur mit bitterm Haß und Hohn geschaut, jetzt förmlich zu Dem wurden, was man „Betbrüder" schilt. Ebenso ging es den Indifferenten; Leute, die 10, 20, 30 Jahre lang ihrer kirchlichen Pflichten nicht mehr gedacht, legten Generalbeichten ab, rühmen und unterhalten ihre religiöse Wiedergeburt. Stolz wiesen die Geister immer wieder auf diese Früchte ihres Auftretens, und bald riß deren Anblick auch einige eifrigen Katholiken hin. Ueberzeugt daß die Kirche allein aus dem gräßlichen Zerfall und Irrsal unserer Zeit heraushelfen könne, hatten sie sich doch nicht verhehlt, daß der Einfluß derselben Kirche eher im Sinken als im Steigen begriffen sei, die Masse der ihrem Geist Entfremdeten augenscheinlich immer colossaler anwachse. In diesen trüben Gedanken fiel ihr Blick auf die Reihe der durch den Geister-Verkehr mit einem Schlage Umgewandelten und Bekehrten; sie übersahen, was hinter und vor diesem Faktum etwa noch verhüllt seyn könnte; und in der Meinung sich begeisternd, die der Kirche nöthige außerordentliche Hülfe sei nun da und im nekromantischen Spiritualismus gekommen, vergaßen sie, daß zwar jede geistige Erweckung schließlich der Kirche, aber nicht so immer dem Einzelnen zum Besten gereichen muß.

Die Münchener Geister selbst hatten das ganze System über die Motive ihrer neuen Verbindung mit dem Diesseits auf die nämlichen Sätze gegründet. Einwürfe, von dem Gebahren anderer Spiritualisten-Cirkel hergenommen, bringen weder sie noch die Ihrigen in Verlegenheit; denn hier ist die „reine Quelle“, Geister, die anders reden und thun, sind Dämonen oder „Spuker.“ Auch haben diese katholisirenden Geister Eine sehr bedenkliche Probe bereits mit ziemlichem Glück überstanden. Es war vorauszusehen, daß die kirchliche Autorität es bei ihren ersten Abmahnungen nicht bewenden, sondern mit formulirtem Verbot eintreten werde. Was sollten die „Werkzeuge“, das redende Organ des Erzengels Rafael und die „Schreibersperson“, wie die Geister selbst ihr psychographisches Medium nennen, in diesem Falle thun? Gehorchen? so mußten die heilwärtigen Offenbarungen aufhören, „Gottes“ besondere Veranstaltung dem „Menschen“-Willen sich beugen? Oder nicht gehorchen? so war das erste Kennzeichen katholischen Geistes, unbedingte Unterwerfung unter die kirchliche Autorität, verloren und bestimmt vorauszuberechnen, daß die Schaar der „Kämpfer vom Geist“ sich sehr namhaft lichten würde. Das Verbot erfolgte vor einigen Wochen wirklich, und siehe da, die „Werkzeuge“ unterwarfen sich. Sie „schreiben“, resp. „reden“ nicht mehr, ja es wird behauptet, sie könnten es nicht mehr thun, wenn sie auch wollten. Auch die Geister haben sich insoweit unterworfen. Unter welchen widerstrebenden Umständen es geschah, werden wir unten sehen, auch steht dahin, was nun weiter geschehen wird, da die Geister nicht gerade definitiv sich zurückgezogen haben; indeß ist die Unterwerfung doch vollbrachte Thatsache. Natürlich gilt nun gerade sie den kirchlich-gesinnten „Kämpfern“ für den unwidersprechlichsten Beweis untadelhaftester Katholicität ihrer Geister.

In der That liegt jedoch nichts darin, als die Signatur specifisch katholisirender Ausgestaltung des hiesigen Spi-

ritualismus. Näher werden wir dieselbe an dem eigentlichen System dieser Geister erkennen. Vorher aber bleibt uns noch der Vortheil auszubeuten, daß wir hier ein Beispiel vor uns haben, an dem wir auch die äußere Geschichte und Führung bis auf die einzelnen Züge vergleichend zu verfolgen und darzustellen vermögen.

Wie in Genf, so auch in München bestand der ursprüngliche Kreis, dem die Erscheinung allmählig entwuchs, aus nahe verwandten Personen und etlichen ihnen zunächst Untergebenen. Häupter waren der wohlhabende Oeconomie-Besitzer F. in München und der Krämer W. in der Vorstadt Au, dieser mit seiner Tochter Cr. W., 20 Jahre alt, jener mit der Gehülfin seiner Frau, M. K., 25 Jahre alt und gleichfalls aus der Au gebürtig, als den beiden Mediums. Die Protokolle ihres nachfolgenden Geister-Verkehrs liegen uns in autographirten Bänden vor*), welchen zwar freilich nicht alles Gesprochene einverleibt ist, da gar Vieles für die Verbreitung noch weniger geeignet seyn mochte, die indeß hinreichendes Material zur Charakteristik liefern. Das Medium K. wird als ein unbescholtenes Mädchen von besonderer Arbeitstüchtigkeit gerühmt, und als eine Person, die seit jungen Jahren eine seltene Wucht häuslichen Unglücks mit ergebenem Starkmuth getragen. Das Medium W. spricht in

*) Die Protokolle des schreibenden Mediums umfassen drei Foliobände mit Suplement, und reichen vom 15. December 1854 bis 26. Juni 1855. Der erste Band weist im Titel ein Kreuz und Inschrift in Golddruck auf, mit den Worten: „Gespräche der Geister des Jenseits mit den Geistern in Körper auf Erden — das den Stolzen eine Thorheit, den Demüthigen aber als Leiter dient. Vater J. F., Trostbote der Seelen in Pein.“ Wir citiren diese Protokolle der Kürze halber als „Acta der K.“

Die Protokolle des redenden Mediums füllen 181 Seiten in 4., und reichen vom 4. Febr. bis 19. Juni 1855, in 24 Visionen. Wir citiren sie als „Acta der W.“

einem ihre Acta einleitenden „Kurzen Umriß der Hellseherin" von wunderbaren Visionen, mit denen sie schon in ihrem neunten Lebensjahre begnadigt worden. Der ganze Kreis experimentirte gleichsam en famille seit geraumer Zeit mit „Tischrücken" und „Tischschreiben." Den 15. Dec. v. Js. schrieb das Tischchen auf eine Frage der K.: „soll die schreiben, der es geht", und auf Probiren gelang es der K., „selbst zu schreiben"; am 17. Dec. begann die regelmäßige Correspondenz. Bald wurde auch die W. „Schreibersperson" und leistete der K. dann und wann Aushülfe; den 6. Febr. bekam sie vom Geiste die Erlaubniß mit Schreiben aufzuhören, wenn sie Kopfschmerz verspüre; sie war nämlich jetzt bereits zum redenden Medium promovirt. Am 4. Febr. „praecis 12½ Uhr" hatte sie ihre erste Reise in's Jenseits gemacht und bei der siebenten gebot der Engel bereits: sie dürfe keine Sylbe mehr schreiben, denn der Teufel habe sich eingemischt und nie mehr würde ein reiner Geist ihre schreibende Hand führen. Kaum war die Entwicklung soweit gediehen, so trat die ansteckende Kraft der Sache hervor, indem Ein Medium nach dem andern da und dort auftauchte, wenn auch die ursprünglichen zwei stets den Vorrang behaupteten, und zugleich nahm die Praxis ihre entschieden religiöse Wendung.

Von nun an trennten sich die beiden ersten Mediums insoferne, als die W. eine höhere Stufe erstiegen hatte. Die K. war jetzt allein die „Schreibersperson", obwohl auch sie mehr und mehr zu sprechen anfieng, im Schlafe freie Conversation mit den Geistern hatte, und bald nicht mehr bloß mechanisch durch Handführung den Verkehr der Geister vermittelte, sondern auch durch das Ohr die Klänge der Geister-Stimme vernahm, wie ihr denn namentlich die poetischen Mittheilungen Körner's also zugeflüstert wurden. Dazu mußte sie aber durch besondere Ascese sich vorbereiten und durfte in den letzten Wochen z. B. keinen Tropfen erhitzenden Getränkes zu sich nehmen. Der gewöhnliche Modus ihrer

Communikation blieb indeß die „Psychographie." Die Schreiberin sitzt vor einer breiten Schiefertafel, an deren Spitze sie den Griffel ansetzt, welcher, oft nach kaum zu Ende gesprochener Frage, in großer Rapidität, ohne Absatz Buchstabe an Buchstabe reihend, über die Platte hinfährt, bis ein Kreuz den Abschnitt oder drei Kreuze das Ende einer oft sehr langen Antwort bezeichnen. Das Schreiben geht je nach Umständen leicht oder, besonders wenn Ungläubige und Spötter fragen oder verdächtige Geister gerufen werden, unter heftigen Convulsionen des Arms, in dessen Streckmuskel das bewegende Agens bemerkt werden will, und der rechten Seite vor sich. Unleserliche Stellen verdeutlicht der Griffel sofort; auch soll er nicht nur Facsimile's von Schriftzügen Verstorbener geliefert*), sondern sogar schon allein, ohne die führende Hand, fortgeschrieben haben.

Die W. dagegen schaute seitdem unmittelbar als „Hellseherin", indem ihr Geist, während sie „in einem magnetischen Schlaf ruhte", in den jenseitigen Regionen wandelte, in ihrem Körper aber inzwischen durch einen „großen heiligen Engel schonend ersetzt" wurde, der dann durch ihren Mund den Umstehenden die Gesichte der im Jenseits „reisenden" W. erzählte. Der Engel beginnt daher seinen Vortrag jedesmal mit der Formel: „ihr Geist ist fort." Während der Engel „ihre Stimme und Lebensgeist" zu seiner Predigt gebraucht, „gibt die Hellseherin durch freudiges, oft schmerzliches, aber dabei denn immer verklärtes Antlitz ihr Sehen kund", sind „ihr Angesicht und Hände sozusagen die Pantomime"; „tritt der heilige Engel aus, kehrt im nämlichen Augenblick ihr Geist zurück, und nie konnte sie sich etwas Gesehenen erinnern"**), ausgenommen einmal aus besonderer Gnade. Jede folgende Ekstase ward auf die Minute vorher-

*) Vgl. die Adresse a. a. O.

**) „Kurze Anmerkung" vor den Actis.

bestimmt. Der ganze Proceß heißt in der spiritualistischen Terminologie „Geistes-Vertauschung." „Ihr Geist", sagt ihr Engel, „ist da nie zugegen, selbst wenn sie es auch meint, denn ihren Geist ersetze ich nur in dem Grade, den ihr Geist hat, nie darf in einem stärkern Grade ich ihren Geist ersetzen, denn sonst würde es ihr schaden" *). Selbstverständlich behauptete das „redende" Medium höhere Autorität als das schreibende; daher wurden die Gläubigen von der K. zu der W. wie zu einem noch größern Wunder geschickt. Wirklich ist das eigentliche System der Geister viel deutlicher und unumwundener in den Actis der W. eingetragen; übrigens beruft auch sehr häufig Ein Medium sich auf das Zeugniß des andern.

Auch in Styl und Darstellung halten die Acta beider sich die Wage. Man erhält bei beiden einen sehr niederschlagenden Begriff von den Geistesgaben dieser Engel und verklärten Seelen. Wie in Genf, so wollen auch in München die Geister sich durchaus fremder Sprachen nicht bedienen; einmal weil jetzt „die Zeit noch nicht gekommen", dann aber „weil die Kraft so stark nicht ist, die Hand ganz zu leiten"; später freilich, auf Befehl Gottes, würden sie in allen Sprachen reden, selbst in solchen, „die unter tausend Menschen einer versteht" **). Aber auch um die deutsche Grammatik und Stylistik kümmern sich die Geister nicht viel. Spricht der Genfer Christus den ächten Dialekt der Calvinsstadt wie nur je ein Genferkind sein Französisch, so reden der Erzengel Rafael, Sokrates u. s. w. in München unverkennbar in altbayerischen Provincialismen. Die Geister schreiben hier auch Gedichte und namentlich hat „Myrakus" ***) einen dicken

*) Acta der W. 6. Reise.

**) Acta der K. vom 13. März; 24. Mai; 18. Jan.

***) Dieser sonst unbekannte Myrakus meldete sich am 16. Febr. selber, wie nachher ein gewisser Kremius, der bei der Kreuzigung Christi den Hammer getragen haben will. Myrakus gab an: er sei Dich-

Quartband bestellt, den er und seine Collegen ganz mit Poesien füllen wollten, zugleich ward der K. verheißen: „wir machen sie zur Dichterin, der größten, die es je gegeben.“ Allein an Reim und Versmaß muß man dabei nicht denken. Die Sprache überhaupt ist verschieden; ein paar Geister treten nicht selten als scurrile Witzreißer auf; andere abwechselnd roh, platt, bizarr oder ungelenk im Pathos; dann die tödtliche Langeweile melancholischer, lyrischer, phantastischer Schilderungen; endlose Wiederholungen, aufgeblasene Exaltation, maßloser Schwulst der Bilder; Dunkelheiten, stete Widersprüche, Ausweichen auf minder genehme Fragen, plötzliches Abbrechen, dagegen unermüdliche Bußpredigten &c. Die Charakteristik des Genfer Buches paßt genau auf die Münchener Acten: „man vermag nicht ohne Ueberdruß und Ekel sie zu durchlesen, denn es ist immer Dasselbe, die nämlichen stehenden Wendungen, die nämliche Form, die nämlichen Ideen, die nämlichen Bilder, immer meilenweit verschieden von der reinen Schönheit, antiken Einfachheit und dem unnachahmlich göttlichen Ausdruck der heiligen Schriften“ *). Die ganze Ausdrucksweise trägt nicht christliches Gepräge, sondern ähnelt vielmehr dem Koran, aus dem sich manche Termini hier wörtlich wiederfinden.

Neben den unaufhörlichen Bußpredigten und Gebeten in Poesie und Prosa bilden bei der K. die Einrichtungen und

---

ter und zu Syrakus geboren, das Kind eines unter Diocletian gemarterten Christenpaares, dessen Glauben auch er, zum Jüngling herangewachsen, folgte, obwohl man ihn einem heidnischen Priester zur Erziehung übergeben hatte. Deßhalb in die Steinbrüche eingesperrt, habe er seine Gedichte mit einem Nagel in die „Felsenhaut“ gekratzt, und so lägen sie noch heute im Sumpf begraben, worin ein Erdbeben seinen Kerker verwandelt. Myrakus will in jenen Gedichten bereits die Geister-Periode des 19ten Jahrhunderts beschrieben haben.

*) Annales cath. de Genève l. c. p. 190.

Personen des Jenseits ein Hauptthema. Als: die Aufzählung der „Schutzengel und Begleiter", viele unbekannten Namen, wie Clatos, Samuelos, Sanos, Silanos, Mirales, Nilliges, Chrichligos, Mulatos, dann Chrisignius, der dem Liebesjünger die Offenbarung eingeflüstert, Olatus und Nyligos, die drei bislang namenlosen Erzengel, u. s. w., wobei sich auch Gelegenheit ergibt, romantische Erzählungen der Seelen anzufügen, die z. B. ermordete Fürstensöhne sind, unbekannte Ahnen von hoher Geburt 2c. Dann: die Chargen im Jenseits: „Soldat im neuen Nazareth", „Bote des Friedens für Aegypten", „Lehrer der Heiden" u. s. f. bis zur „Begleitung des Lamms". Endlich das Aussehen des Jenseits überhaupt und die Stufenabtheilungen insbesondere, wovon die Geister auch einen detaillirten Riß gezeichnet haben: Vorschub, Zelle der Erwartung, Vorhof des Paradieses, Vorschub der milden Luft, neues Jerusalem, Sonne, Kinderpalast, Moab oder kleiner Herrschergarten u. s. w. Eine vorzügliche Rolle spielt die „Lernstube" auf dem Mond, wo die nicht im Schooß der katholischen Kirche Gestorbenen erst noch eine förmliche Conversion, auch den Empfang der Sakramente nicht ausgenommen, durchmachen müssen. Die „Kämpfer" wollen erst nachträglich auf die Gleichheit ihrer Entdeckungen mit dem Buch der Somnambüle zu Weilheim an der Teck aufmerksam gemacht worden seyn. Uebrigens ist ihre himmlische Configuration ganz identisch mit der Swedenborg's, der amerikanischen Spiritualisten und zum Theil der Mormonen. Die abgeschiedene Seele wird mit einem provisorischen Körper hinübergenommen, „bis in die Unendlichkeit, wo pure Geister sind bis an dem großen Tage"; so wandert sie, wenn nicht die Unterwelt sie einschließt, von Stufe zu Stufe, „durch die Ewigkeit sich vervollkommnend", und von Stern zu Stern, deren jeder von solchen menschlichen Wesen bewohnt ist; ebenso entwickeln sich die Seelen ungetaufter Kinder, je nach den Keimen ihrer Empfängniß, weßhalb die

Geister entschiedene Generatianer sind, u. s. w. Begreiflich bildet diese „Seelenwanderung" ein unerschöpfliches Thema.

Gemäß ihrer Mission wollen die Geister ausschließlich nur auf religiöse Debatten eingehen. Namentlich zeigen sie aufrichtigen Widerwillen gegen profan-geschichtliche Themata, besonders gegen die Politik. Nur die Weissagung liegt hierin vor, daß „der große Hort, Russenfürst und ein deutscher Schelm" der Vernichtung entgegensehen, daneben eine Erklärung der Kartoffel-Krankheit: „die giftige Ausdampfung der vielen Fabriken geht in die Wolken und gießt herab und dringt in den Boden." Sonst verlangen sie immer wieder „höhere", d. i. religiöse Fragen und weichen aus: „nicht nützlich zu wissen" 2c. So behaupten sie, auf das Genaueste über die verderblichen Umtriebe der heimlichen „Freimaurer" in München unterrichtet zu seyn; auf nähere Nachfrage aber antworteten sie: „bist kein Papst, bist kein König." Um so lebhafter beschäftigt sie die nahende Katastrophe; der Engel des großen Wehe's ist ausgeritten, und sie verfolgen ihn Schritt für Schritt. Ihre einzige ausführliche Prophezeiung jedoch betrifft die zwei noch unentdeckten Welttheile, „so klein wie Australien, am Nordpol", die vor dem Einbruch der letzten Zeit noch zur Kirche bekehrt werden müssen. „Sie haben Gebirge, kalt, im Winter wächst nichts; Sommer nur zwei Monate; Gold gibt's dort; sie sind von kleinen, dicken weißen Menschen bewohnt, welche Sonne, Mond und Sterne anbeten, da sie von nichts Anderm wissen." Den 12. März: „Und der Deutsche ist geboren, der die Luftfahrt macht, heute Nacht."

Die Acten der W. bewegen sich zunächst um zwei Punkte: um die Persönlichkeit der Seherin und um ihre Erfahrungen im Jenseits. Letzteres erscheint auch hier als eine phantastische Vergrößerung und Verklärung der irdischen Welt. Licht und Finsterniß, Berge und Thäler, Flüsse und Seen, Gärten und Paläste, Bäume und Thiere 2c., Alles wie hienie-

den. Es ist ganz der swedenborgische Himmel, wie bei den Geistern der K. „Alles, was es bei euch gibt, gibt es bei uns, auch Thiere, aber Alles vollkommen; unsere Welten sind geschaffen, eben so wie die eure ist, nur nicht so gar arm; Alles in der höchsten Pracht; Städte sind in Menge, Paläste strotzen voll von Edelstein, und Ströme fließen rein wie Quellen, und Wälder können uns nicht fehlen, sollen unsre Welten eure seyn, Gärten in solcher Menge, sowie Unendlichkeit kann seyn" *). Bei solchen Anschauungen ergeben sich der W. anfänglich etliche guten Bilder; aber bald tritt eine erdrückende Monotonie und Uniform ein, tändelnde Pinselei, gedehnte Interjektionen, langweilige Wiederholungen, dürre Nutzanwendungen. „Ganz verweint" hören aber die Anwesenden die breitgeschlagene Explikation des Engels, bis dieser etwas prosaisch schließt: „bemerken muß ich, daß ich am Montag acht Tage wieder durch sie spreche."

Leben und Interesse gewinnen die Papiere der „Hellseherin" erst dann und da, wo die Opposition gegen die Geistlichkeit losbricht. Mit dieser Wendung tritt auch die Persönlichkeit der Seherin etwas zurück, welche bislang den Erzengel in einer Weise occupirt hielt, deren stinkende Hoffart nicht zu verkennen ist. „Nie wird sie schwach seyn, denn ihr Geist ist hellsehend; seht, wie groß ihr Geist ist!" so declamirt es in Einem fort. „Ihr glaubt vielleicht, sie in ein Kloster zu geben? nein, ihr Geist ist frei, ihr Geist ist stark, wird nicht nothwendig haben, sie in Käfig zu sperren." „In ihren schwachen Stunden werde ich ihren Geist ersetzen." „Sie wird die Freuden der Welt verachten." Aber plötzlich — es war gerade Faschingsonntag — empfiehlt der Erzengel „Spiel und Tanz", denn „ich sage euch, nie mehr kann sie die Freuden verachten, wenn sie selbe nicht kennt." Besorgt auch für das leibliche Wohlseyn des Werkzeugs, gibt der En-

*) Acta der K. vom 25. Mai und 7. Juni.

gel wiederholt ärztliche Rathschläge: Bewegung in freier Luft, Kaltwasser, Limonade; „mag immer fehlen, was will, geht zu keinem Arzt, ich werde jedesmal die Arznei angeben." Dann unablässiges Dringen auf geistige Ausbildung für ihre hohen Bestimmungen. Sie „wird lehren, doch in fremden Landen, nicht hier, wo die Menschheit selbst Reichthum an Lehrern hat." „Französische Sprache soll sie auch noch sprechen lernen." Hauptsächlich aber Religionskenntnisse, „denn aus ihrem Gedächtniß sind sie seit Kindesjahren fast gewichen." Am 2. April erhält sie zwei Lehrer im Jenseits, einen weiland Gelehrten und die hl. Crescentia, zu täglicher Lernstunde, „wo sie dann lernen wird, was sie einst Andere zu lehren hat." Die Familie ist offenbar säumig, dem Mädchen die gehörige Muße zu gönnen, daher viel Aerger des Erzengels: „und noch einmal, man muß ja bei euch eine jede Ermahnung fast dreimal wiederholen, lernen ist jetzt die Hauptsache!" 7. April von 1 — 2 Uhr erste Lernstunde im Jenseits, „bis wir das Ganze des Lichts in das Herz gegossen, damit Alle, die die Finsterniß lieben, dich fliehen müssen." Das Mädchen soll während der Lernstunde allein und unbelästigt seyn; da überkommt sie aber eine harte Versuchung des Satans, der ihr noch eine zweite Lernstunde einreden will. Neue Differenzen; am 8. April Verlegung der Lernstunde auf 6 Uhr Morgens, am 23. April gar auf den Schlaf von 1 bis 2 Uhr Nachts; der Engel höchst verdrießlich: „was nützt es, wenn sie drüben gut lernt, und da wieder Alles vernachlässigt wird? das Ziel ist nahe, ihr glaubt es nicht, und keine Minute soll sie verlieren"*)!

Indeß war bei der K. bereits die Wendung zu entschiedener Opposition vor sich gegangen, und so auch die Sprache der W. seit dem 2. April mit Nadeln gegen den Klerus gespickt. Man werde wohl gar noch sagen, es sei Teufelssache, vom

*) S. die Acta der W. bis zum 23. April.

Teufel sei sie besessen, sagte der Engel damals, und seitdem hörte er nicht mehr auf, fürchterliche Verfolgungen zu prophezeien, wie man den Werkzeugen sogar nach dem Leben streben, sie aber durch Wunder gerettet würden. Erst als dieses Thema durchdrang, gerieth auch die eigentliche „Schreiberspersonʺ recht in den Zug; es war, als ob die Geister selbst erst durch Uebung und namentlich an der Entwicklung ihres Systems hätten lernen müssen. Bisher waren die Antworten kurz, aphoristisch, unsicher, erfolgten auch gar nicht; unbedeutend wie die Fragen, drehten sie sich meist um Familien- und Privat-Sachen, oder um die Lage verstorbener Privatleute im Jenseits, die auch anfangs fast ausschließlich die Gefragten waren. Nur der Marschall Wrede meldete sich, um den (bekanntlich nicht erfolgten) Tod eines hohen Kranken zu bestimmen, ein Mißgriff, den die Geister später damit entschuldigten: das Gebet eines ganzen Volkes habe unzweifelhaft den Unfall abwenden können. Nicht umsonst pflegten sie auf alle dergleichen vorwitzigen Fragen „höher, höherʺ zu rufen. Nachdem nun jene Wendung einmal vor sich gegangen war, lagen bald die specifischen Grundzüge der Dogmatik des katholisirenden Spiritualismus vor. Betrachten wir also das System desselben; es ist der Kern des Phänomens!

„In 150 Jahren muß Ein Hirt und Eine Heerde seyn und sollte die Welt halb in Trümmer gehen; deßhalb reinigen wir die ächte Kirche vom äußern Schmutz, damit sie die Andersgläubigen sehen und ihnen dann gefälltʺ — dieß ist der Grundgedanke im System des katholisirenden Spiritualismus. „Ein Hirt und Ein Schafstallʺ sagt der Herr, und jetzt sind so viele Hirten und so unendlich viele Ställe, und keine Schafe drin. Der Herr hat seinen Himmel so groß erschaffen, nur ein Achtel Drittheil ist jetzt voll und es geht zum Ende. Lucifer, der einst höchste Engel, der Antichrist, Babylon seine Geburtsstadt, die schuldbeladene Stadt, eine

Jüdin seine Mutter — bald werden die Juden zu ihm reisen nach Jerusalem, Wunder wird er wirken größer als der arme Jesus und herrschen wird er groß. Und der Geist unserer Zeit? „Gänzliche Dummheit in Allem, kurz aber wahr“ (Sokrates). Das Verderben greift reißend um sich und schon grassirt der Unglaube auch in den niedern Ständen. „Wenn aber die Laien den Priestern nimmer glauben, muß Gott wieder kommen; das geht nicht, aber Hilfe schickt er.“ Er schickte die Geister der Verstorbenen zu ihren Mitbrüdern auf Erden nieder*)!

Vor 5 Jahren vollzog der Höchste diesen raschen Entschluß; er bezeichnete damit wahrhaft den Beginn einer neuen Weltperiode. Daß die Lebenden nun also mit den jenseitigen Geistern verkehren können, ist das größte Wunder nach der Menschwerdung. Zugleich ist es die größte Wonne für die abgeschiedenen Geister selbst; jeder wartet mit Sehnsucht, bis er gerufen wird. Ein übler Umstand ist nur der, daß Gott dieselbe Fakultät auch den bösen Geistern zulassen mußte. „Als vor 5 Jahren der Ruf erscholl: ihr Geister, nun ist da die Zeit, wo ihr nieder zur Erde! o, da war Lärm im Himmel; ich weiß gewiß, daß selbst der Herr gelacht, wie Menschen, die fröhlich. Aber die Hölle fluchte, sie meinte ihr sei doppelt geflucht; der Teufel gab auch sogleich Befehl; die Alten schneller und ärndeten mehr; doch jetzt werden wir siegen. O Hohe, weltlich und geistlich, könntet ihr sehen, wie eure Wohnungen angefüllt mit Teufeln, und könntet ihr sehen auch die Engel, die noch das Herz bewahren!“ Die Geister steigen nieder in eine Materie gehüllt, die auch im Telegraphen thätig ist und elektrischer Funke heißt, und gehen in den Arm; der Proceß vom Rufen zum Kommen geht durch den „Gedanken-Telegraph“; „wenn ihr an unsere Namen tupfet,

*) Acta der K. vom 30. Mai; 17. Jan.; 8. Juni; 24. April. Acta der W. vom 16. April.

sind wir auch schon da, das ist der Telegraph, der von der Erde zum Himmel reicht." Zuerst hat es auf diesem Wege geschrieben „in Asien, in einem Kloster der Karthäuser, dem Bruder Benno Birquotil; er dachte einmal im Schreiben an seinen verstorbenen Vater, und es stand am Papier, wo er war." Im Ganzen hat Gott den Geister-Verkehr auf eine Frist von 20 Jahren gestattet; „5 Jahre dauert das Schreiben jetzt und 15 Jahre noch." Was wird dann kommen, etwa das Ende der Welt? „Ei, was nicht gar; vorher muß noch werden, was die Erde früher war — Paradies"*).

Die bösen Geister also eilten schneller, von der neuen allgemeinen Fakultät Gebrauch zu machen, und namentlich haben sie durch Tischrücken und Tischschreiben, das übrigens ein Vorbote der jetzigen wahren Offenbarung war, viel Unheil angerichtet. Aber auch die Psychographie selbst „ist oft, und am meisten, eine Versuchung des bösen Geistes." Eine Person, die nicht die Bestimmung hat und nicht zu den „biegsamen Geistern" gehört*), doch aber Medium werden will, fällt in Irrthümer, die der Böse schreibt, der böse Geist fährt in die Menschenhand und macht krank. Auch wenn die Fragen auf Unnützes und Sinnliches gehen oder aus böser Absicht kommen, treten „Wandernde" oder „Spuker" mit Lüge und Verwirrung ein, oder gar Dämonen aus der Unterwelt, die in Engelsgestalt den Menschen verführen. Die „Schreibers-Person" ist immer von guten und bösen Geistern umgeben; bei der Tafel, auf dem Tisch, am Arm sitzen und stehen sie, und die K. versuchte besonders Judas Ischariot schon wieder-

---

*) Acta der K. vom 12. April; 22. Mai; 18. Jan.; 27. Febr.

**) Jackson Davis, das hochberühmte amerikanische Medium, dagegen behauptet in seiner „Philosophie des Geisterverkehrs": um ein Medium zu werden, bedürfe es nicht einer guten intellectuellen und moralischen Disposition; das sei keineswegs nöthig, wohl aber eine gewisse electrische Disposition. — de Mirville p. 409.

holt am Schreiben zu hindern, indem er sie am Aermel zupfte. „Glücklich seid ihr, daß eure Augen gehalten sind, denn könntet ihr sehen, was euch umgibt, so würdet ihr vergehen vor Furcht." Es ist sogar stete Gefahr, daß Satan selber komme; „der Teufel folgt gleich, ruft ihn, wenn ihr ihn haben wollt." Auch die Verdammten lassen sich nicht lange bitten; kaum war einmal der Name Muhameds genannt, so schrieb er durch die erblassende und furchtbar convulsivisch zusammenzuckende K. gleich selber: „Glaubte ich an Christus?" Ebenso schrieb über Napoleon Einer auf die Tafel: „Gehört mir" *).

Die beiden Mädchen K. und W. waren kaum schreibende Mediums, so wurde, wie gesagt, die Sache förmlich ansteckend; man zählte nach ein paar Monaten schon 20 bis 30 Mediums in München. Damit mußte die Gefahr vor den Dämonen wachsen; dennoch aber hatte man nur Ein sicheres Kriterium der Beurtheilung. Daß auch der Teufel von Gott und göttlichen Dingen sprechen könne, läugneten die Geister selber nicht; aber „ein Kreuz machen, ob er das wagt"? Bei der K. machten die Geister immer †, ergo — „kein Unseliger hat geschrieben, also was Böse scheint, kommt von denen, die höher stehen als Könige und Bischöfe." Es war Grund vorhanden, den Primat der „Geisterheimath" par excellence immer wieder scharf zu betonen, auch abgesehen von der sehr praktischen Bemerkung eines Geistes: „schriebe es in jedem Hause, man würde es nicht achten mehr; die Zahl wird geringer werden." Bedenkliche Unordnungen anderer Mediums förderten noch die Autorität der Geister-Centrale im Hause des Hrn. F. „In München hat es nur Eine Hauptquelle, viele Nebenwasser und in den Diöcesen soll es verboten bleiben." „Die Heimathsquelle hat Bestimmung für den Kir-

*) Acta der K. vom 6. Juni; 24. April; 31. Mai; 24. Juni; 27. April; 24. April; 15. Mai. Vgl. die Adresse a. a. O.

sind wir auch schon da, das ist der Telegraph, der von der Erde zum Himmel reicht.“ Zuerst hat es auf diesem Wege geschrieben „in Asien, in einem Kloster der Karthäuser, dem Bruder Benno Birquotil; er dachte einmal im Schreiben an seinen verstorbenen Vater, und es stand am Papier, wo er war.“ Im Ganzen hat Gott den Geister-Verkehr auf eine Frist von 20 Jahren gestattet; „5 Jahre dauert das Schreiben jetzt und 15 Jahre noch.“ Was wird dann kommen, etwa das Ende der Welt? „Ei, was nicht gar; vorher muß noch werden, was die Erde früher war — Paradies“*).

Die bösen Geister also eilten schneller, von der neuen allgemeinen Fakultät Gebrauch zu machen, und namentlich haben sie durch Tischrücken und Tischschreiben, das übrigens ein Vorbote der jetzigen wahren Offenbarung war, viel Unheil angerichtet. Aber auch die Psychographie selbst „ist oft, und am meisten, eine Versuchung des bösen Geistes.“ Eine Person, die nicht die Bestimmung hat und nicht zu den „biegsamen Geistern“ gehört*), doch aber Medium werden will, fällt in Irrthümer, die der Böse schreibt, der böse Geist fährt in die Menschenhand und macht krank. Auch wenn die Fragen auf Unnützes und Sinnliches gehen oder aus böser Absicht kommen, treten „Wandernde“ oder „Spuker“ mit Lüge und Verwirrung ein, oder gar Dämonen aus der Unterwelt, die in Engelsgestalt den Menschen verführen. Die „Schreibers-Person“ ist immer von guten und bösen Geistern umgeben; bei der Tafel, auf dem Tisch, am Arm sitzen und stehen sie, und die K. versuchte besonders Judas Ischariot schon wieder-

---

*) Acta der K. vom 12. April; 22. Mai; 18. Jan.; 27. Febr.

**) Jackson Davis, das hochberühmte amerikanische Medium, dagegen behauptet in seiner „Philosophie des Geisterverkehrs“: um ein Medium zu werden, bedürfe es nicht einer guten intellectuellen und moralischen Disposition; das sei keineswegs nöthig, wohl aber eine gewisse electrische Disposition. — de Mirville p. 409.

holt am Schreiben zu hindern, indem er sie am Aermel zupfte. „Glücklich seid ihr, daß eure Augen gehalten sind, denn könntet ihr sehen, was euch umgibt, so würdet ihr vergehen vor Furcht.“ Es ist sogar stete Gefahr, daß Satan selber komme; „der Teufel folgt gleich, ruft ihn, wenn ihr ihn haben wollt.“ Auch die Verdammten lassen sich nicht lange bitten; kaum war einmal der Name Muhameds genannt, so schrieb er durch die erblassende und furchtbar convulsivisch zusammenzuckende K. gleich selber: „Glaubte ich an Christus?“ Ebenso schrieb über Napoleon Einer auf die Tafel: „Gehört mir“ *).

Die beiden Mädchen K. und W. waren kaum schreibende Mediums, so wurde, wie gesagt, die Sache förmlich ansteckend; man zählte nach ein paar Monaten schon 20 bis 30 Mediums in München. Damit mußte die Gefahr vor den Dämonen wachsen; dennoch aber hatte man nur Ein sicheres Kriterium der Beurtheilung. Daß auch der Teufel von Gott und göttlichen Dingen sprechen könne, läugneten die Geister selber nicht; aber „ein Kreuz machen, ob er das wagt“? Bei der K. machten die Geister immer †, ergo — „kein Unseliger hat geschrieben, also was Böse scheint, kommt von denen, die höher stehen als Könige und Bischöfe.“ Es war Grund vorhanden, den Primat der „Geisterheimath“ par excellence immer wieder scharf zu betonen, auch abgesehen von der sehr praktischen Bemerkung eines Geistes: „schriebe es in jedem Hause, man würde es nicht achten mehr; die Zahl wird geringer werden.“ Bedenkliche Unordnungen anderer Mediums förderten noch die Autorität der Geister-Centrale im Hause des Hrn. F. „In München hat es nur Eine Hauptquelle, viele Nebenwasser und in den Diöcesen soll es verboten bleiben.“ „Die Heimathsquelle hat Bestimmung für den Kir-

*) Acta der K. vom 6. Juni; 24. April; 31. Mai; 24. Juni; 27. April; 24. April; 15. Mai. Vgl. die Adresse a. a. O.

chenstaat", von ihr soll die große Wiedergeburt der Kirche ausgehen; daneben fließe ein Bächlein für die „Heilkunst", und ein drittes für die Thorheit gewisser Leute. Zwar ließen sich auch die Geister der Centrale dann und wann z. B. zu ärztlichen Consultationen herbei, aber nur ungern und unter steter Hinweisung auf ihre eigentliche Aufgabe, die Wiedergeburt der Kirche. Als aber Einer fragte: warum sie denn dazu gerade in München sich niederließen, wo das Volk doch noch religiöser sei als in manchen andern Städten? erfolgte die Antwort: „ebendeßhalb weil Bayern guten Grund hat, gingen wir zur Vaterstadt desselben, denn da muß man (uns) zuerst helfen"*).

Nachdem die Geister der Centrale sich also als selige Wesen legitimirt hatten, von Gott gesendet auf eine „Gnadenzeit" von 20 (resp. jetzt noch 15 Jahren), um die „Kirche vom äußern Schmutz zu reinigen": nahmen sie natürlich eine fast unangreifbare Stellung ein. Ob denn das nicht die in der hl. Schrift verbotene Nekromantie oder Zauberei sei? Sokrates: „Nein und nein! ihr seht, daß hier beides nicht ist; es ist einfach Gottes größte Liebe und größte Gnade und Befehl; wir schreiben freiwillig, werden nicht beschworen." Selbstverständlich mußte die außerordentliche Maßnahme Gottes alle widersprechenden Bestimmungen der Schrift und der Kirche für die Dauer der 20jährigen Gnadenzeit suspendiren. Hat nicht das Concil von Toledo (633) die Todtenbefragung verpönt? Sokrates: „Ja, und war recht, die Zeit war noch nicht gekommen." Hat nicht das Concil von Paris (829) dasselbe gethan? Sokrates: „Ja, soll auch jene Art zu fragen wieder verboten bleiben, aber diese Art soll bleiben bis nach 15 Jahren und dann wieder verboten werden." Denn nach Ablauf der „Gnadenzeit" werden die Seligen wieder in's Jenseits

*) Acta der K. vom 24. April; 21. April; 3. März; 1. Mai; 26. Juni.

heimgekehrt und wie zuvor nur mehr Dämonen zu rufen seyn; „gewiß, wenn ihr nach 15 Jahren wieder so wie jetzt fragen würdet, könntet ihr den bösen Geist als Engel immer finden.“ Von solcher hohen Ausnahmestellung specieller göttlichen Sendung herab trotzen denn auch die Geister in herausfordernden Worten gewissen geistigen Waffen der Kirche gegen unberechtigtes Hereinragen des Jenseits in unsere Irdischheit. „Nun, sie haben die Macht, durch ihre Würde dämonischen Einwirkungen ein Ende zu machen, warum thun sie es nicht“? „Leider können und wagen es wenige jetzt von denen, die berufen sind, solches zu thun, weil sie Christum selber nicht glauben“ *).

Aus jener Ausnahmestellung der Geister ergibt sich ihr Verhältniß zur Geistlichkeit und zur kirchlichen Autorität wie von selbst. Dort befiehlt man, hier hat man zu gehorchen. Die Mission der Geister, die Kirche vom äußern Schmutz zu reinigen, geht vor Allem an den Klerus, denn „die Geistlichen sollen wahre Nachfolger seyn, in der That, dann braucht der Herr nimmer uns herüberzuschicken.“ Was sie vernachlässigt, haben jetzt die Geister der Verstorbenen gutzumachen. Wir stehen hier vor dem Kern des ganzen Systems, betrachten wir ihn genauer!

Die Erde muß wieder ein Paradies werden: erster Satz. Dazu ist allgemeine kirchliche Einheit nöthig, Ein Hirt und Eine Heerde: zweiter Satz. Dieß kann nicht mehr werden außer durch Wunder: dritter Satz. Diese Wunder sind jetzt vor Augen und der Klerus hat ihre göttliche Instituirung anzuerkennen: vierter Satz. „Schon Origenes sagt, daß die Kirche einmal schlafen, und während dessen der Schmutz wachsen werde, aber sie werde wieder geweckt durch den Geist Jesu Christi.“ Diese Zeit ist jetzt da. „Die Kirche muß gereinigt werden vom äußern Schmutz;

*) Acta der K. vom 24. April; 27. April. Acta der W. vom 4. Juni.

die Lehre bleibt die gleiche, da kommt kein Strichchen mehr." Sie ist die „Felsen-Religion". Aber „was ist der Trank des Herrn in den Gefäßen voll Grünspan." „Fürchtet nicht, der Fels wanke, der steht ja ewig fest; nur getrennt muß werden das Salitersalz, das macht Schaden; doch nicht Hülfe könnte werden ohne Wundergabe; der Herr erbarmte sich der Heerde und sendet uns herab" — so schreibt insbesondere Fürst Alexander von Hohenlohe *).

Die klare Darlegung dieser Kernsätze des katholisirenden Spiritualismus ist ein besonderer Vorzug der Acta des „redenden" Mediums W. Reise für Reise vom 16. April an sind dieselben an neuen Bildern veranschaulicht. Wandelnd im Jenseits sieht sie z. B. eine Kirche aus Felsen gebaut und mit einer unerschöpflichen Quelle lautersten Wassers, aber umgeben von giftigem Gewürm in heißer verpesteter Atmosphäre. Einst war die Kirche ganz bedeckt mit Bäumen, und wunderschöne Laubgänge führten hinein. Aber so haben die Aufseher des Waldes dem Herrn gedient **), daß jenes giftige Gewürm heranwuchs und „es nun so gräulich aussieht vor der Kirche"; „tausendmal für einmal verdienten sie die Hölle, denn der Schaden ist unbeschreiblich; Alle, Alle würden zu der Kirche eilen, Alle würden aus der Quelle trinken, würden sich ewiges Leben schöpfen, aber eben weil diese Thiere da sind, die großen Heuschrecken, die großen Schlangen, eben darum geht Niemand zur Quelle." Immer wieder kehrt die Idee: es sei jetzt die Zeit, die Felsenkirche zu schmücken, die verlassene Waldkapelle mit Kränzen auszu-

*) Acta der K. vom 24. Juni; 15. März; 6. Juni; 20. Mai; 14. März.

**) Anfangs „kam eine giftige Fliege, die setzte sich auf ein Blatt eines Baumes, nistete sich da ein", dann kamen viele solche Fliegen, auch die Schlangen und die Drachen, „denn sie fühlten ja von weiter Ferne schon, daß in dieser Gegend giftige Luft sei." (Derselbe Gedanke wiederholt sich fortan in den verschiedensten Bildern).

zieren, und für das Auge wohlgefällig zu machen, sonst könne ja die „alleinseligmachende Lehre" nicht auf dem ganzen Erd-Kreise sich verbreiten:

„Die Stolzen sehen nicht, daß wir die Ungeheuer, die Sümpfe, die brennenden Felsen vor der Kirche in einen schönen Garten wandeln wollen; sie fürchten sich ja, sie sagen, ihr wollt die Kirche stürzen. Nein, einen Weg wollen wir bahnen der armen Menschheit, wo Viele sich schon gesehnt, in die Kirche zu sehen. Man sagt, daß die Kirche, die der Herr gestiftet, die seligste sei. Da spricht eine andere Stimme zu den Unglücklichen: was kannst du dir von dieser Kirche denken, besehe die Außenseite und den Vorplatz, möchtest ja schon auf dem Vorplatz dazu versinken. Und ach, wer hat den Weg vernachlässigt, wer hat den Garten verwüstet, wer hat es gewagt, die Kirche von Außen zu beschmutzen, wer hat es gewagt, den Eingang so fürchterlich zu verunstalten? Hätten die Engel nicht nach Tausenden das Thor besetzt, wohl hätten sie auch dieses beschmutzt und wären eingedrungen, das Heiligste zu beschmutzen. Doch das hat der Herr bewacht. Aber alles das Schreckliche haben sie gewagt, die Stolzen. Durch ihre Beispiele folgten sie dem Teufel. . . Der Herr aber hat erhört die Demüthigen; er sendet uns, wir sind nicht müßig, wir werden verwandeln gewiß diese Wüste in ein zweites Paradies."

Ein Andermal schaut die „Hellseherin" einen entsetzlich verwilderten, versumpften Raum um die Quelle, die unnahbar ist wegen der heißen Sümpfe; diesen Raum sollen die Kämpfer zum blühenden Garten umschaffen, „das gäbe ja dann ein ganzes Paradies." „Das wird es auch", sagte ihr Führer, „gewiß, denn wenn der Herr selbst Diener schickt, dann kann Alles, ist eure ganze Welt gemeint, zum Paradies werden." Wir geben zugleich eine Stylprobe des Erzengels Rafael, indem wir dieselben Gedanken ihn noch einmal wiederkauen lassen:

„Die Stolzen nennen Alles Unmöglichkeit, ja sie sagen, der Herr bedient sich nichts Solchem. Wem hat sich denn der Herr bedient, als Er auf die Erde stieg? Fischern, keiner hohen Prie-

ster, keiner Könige und Kaiser. Sie nennen unsere Werkzeuge nur phantasirende Betrügerinen und Teufelsbesessene, sie erkennen nicht, daß der Herr uns sendet, den Armen den Weg in die Kirche zu bahnen, denn es schrecken sie ja die vielen Ungeheuer ab, welche vor derselben sind, und den Eingang so fürchterlich machen. Der Herr sendet uns auszurotten, wieder schöne Bäume zu pflanzen vor der Kirche, damit sie lieblicher aussieht, damit Alle wieder zur Quelle eilen sollten, und wir eilen nur seinen Willen zu thun, und was können denn sie dagegen? Der Herr läßt ihnen lange Zeit, wollen sie aber diese Arbeiter nicht haben, glaubt ihr denn, daß der Herr sich da irren läßt? Nein, da wird er dann sie verbannen, und wir setzen dann ganz allein unsere Arbeit fort, bis wir vollendet" *).

Kurz, wenn die äußerlich menschliche Erscheinung der Kirche ohne allen Fehl und Makel, wenn ihre Diener und Hirten eitel engelgleiche und engelreine Wesen wären, dann könnte nur ein vernunftloses Thier oder ein Teufel an Bosheit die Kirche nicht anerkennen — um diese Plattheit dreht sich die ganze Argumentation der Geister. Gewöhnliche Menschen meinen, eben das sei das größte Wunder an der Kirche, daß sie 1800 Jahre bestanden nicht durch, sondern oft trotz der Qualität ihrer Glieder, Priester, Hirten. Allein die Geister haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt: allgemeine kirchliche Einheit müsse werden, und die Erde dadurch wieder ein zweites Paradies, hiezu aber reicht allerdings die Stiftung Christi an sich nicht aus. Er will in der Kirche bloß mit seiner ordentlichen Gnade der menschlichen Schwäche zu Hülfe kommen, nicht diese aufheben und unmöglich machen. Die Geister dagegen müssen Letzteres wollen, wegen des vorgesteckten Zieles über die göttliche Verheißung hinaus. Dazu gibt es allerdings nur Ein Mittel: fortgesetzte Wunder müssen ohne Aufhören die menschliche Willens-Freiheit tödten. Dadurch aber ist das System entschieden unkatholisch und unchristlich, ließe sich höchstens mit der protestantischen

*) Acta der W. vom 16. April; 11. Juni; 14. Mai; 30. April.

Erwartung einer „neuen und reichlichern Ausgießung des heiligen Geistes" vergleichen. Indem wir so von der Höhe des katholisirend spiritualistischen Systems herabblicken, bewahrheitet sich, was wir zur Charakteristik der Grundgedanken des Spiritualismus im Allgemeinen beigebracht haben.

Wir steigen sofort in aller Ruhe an der andern Seite des Systems wieder hinab, indem wir zunächst nach den Anforderungen fragen, welche die Geister an den Klerus und die kirchlichen Autoritäten stellten.

Für's Erste sollten dieselben die göttliche Sendung der Geister anerkennen und proklamiren, ihr Werk so befördern. Von diesem liege erst der Anfang vor, immer neue und größere Wunder würden zum Sieg hinleiten. „Noch ist es nur Alles Eingang, was wir sagten, kommt es zum Sprechen, dann gebt Acht." „Werden denn doch noch ganze Welten staunen, treten wir dann auf." „Wir haben Brand gestiftet, den sieht man durch ganze Länder leuchten." „Ist das dritte Buch (der Acten) unter Priestern und im Volk vertheilt, beginnt ein arger Streit." Die Geister verheißen den „Kämpfern" immer höhere Gnaden: Conversation im Schlafe, Einflüsterung durch das Ohr, auch soll „das Schreiben" zu Gunsten des „Redens" noch ganz aufhören; „wenn man gläubig, würde die Handführung ganz wegbleiben, weil es der Gesundheit schadet." „Wird noch viel wunderbarer werden; Maria (die „Schreibersperson") wird so weise werden, daß sie jede Aufgabe lösen wird, doch zu bemerken durch Geisterhülfe, das Schreiben würde sie zu sehr schwächen." Endlich werden sich die Geister auch selbst noch „in Körper hüllen und mit Einigen sprechen." „Nicht mehr lange, das Werk kommt in Gange und geht zu den Priestern hin; nehmen sie es an, dann ist es gethan, wenn nicht, dann kehren wir zurück und dann schmälern wir" — verkündet Sokrates. Kurz, die Autorität sollte sich beeilen, die gegenwärtige und

zukünftige Entwicklung des Geisterwerks als den wundervollen Anbruch der neuen Weltperiode zu predigen, oder — *).

Für's Zweite sollten die Geistlichen sofort Anstalt machen, ihre Irdischheit abzulegen und Engel zu werden. Daß sie zeitliche Ehre und irdische Güter genießen, paßt nicht zu der lockenden Schönheit der Kirche, welche das zweite Paradies herbeiführen soll. Die Geister reden sich deßhalb in furchtbaren Zorn hinein bis zu den verläumderischesten Ausfällen, namentlich gegen hohe Kleriker. „Sie, die sich die Ersten, eigentlich die Obern, Jünger, Nachfolger Christi nennen, sie, deren ihr Herz voll von Schlangen und nur Gift-Pflanzen ist, sie werden dann sehen, wer die würdigen Nachfolger des Herrn sind." „Seht, sie lehren den Glauben unverfälscht, aber in den Werken, da lehren sie den Heiden-Glauben." „Ja, fragt sie, ob der Herr befohlen hat, daß sie in Palästen wohnen, der Armuth aber kein Obdach gönnen sollen?" „Und fragt sie, ob sie denn heilig leben, daß man nach ihrem Willen den Pantoffel küßt?" „Der Herr ruft seinen Dienern zu und befiehlt: Herab ihr Schänder des Stuhls Petri, zurück, zur Armuth Christi zurück! ruft er; hinaus stoßt er jene, die seyn wollen Gott selbst." „Sie fürchten sich, man wolle ihnen für Paläste Hütten geben; der Herr hat zu Seelsorgern sie gemacht, Er wird es nicht wollen, daß für Zeitliches sie sich sorgen sollen; theilen sollen sie mit den Armen" **)!

Freilich waren zur Zeit dieser Exclamationen die „Schwerter von Disteln" bereits ausgegeben von Rafael an die W, von Sokrates an die K.; denn der „Stolz und Eigensinn" hatte sich bezeugt, die Vorsteher der „Ortskirche" hatten „auf fürchterliche Weise Gott, seine Allmacht ꝛc. geläugnet." D. h.

*) Acta der W. vom 28. Mai. Acta der K. vom 14. Febr.; 20. Juni; 1. Mai; 27. Febr.; 4. Mai.

**) Acta der W. vom 23. April; 7. Mai; 14. Mai; 4. Juni.

während man in der Geister-Centrale nach einem Kleriker suchte, der die Acta der Geister überbringen und die Unterwerfung der kirchlichen Autorität unter die Ausnahmestellung derselben nahelegen würde: erging um Mitte April Verbot und Instruktion an den Klerus wegen Behandlung der „Kämpfer vom Geist“ im Beichtstuhl. Dieß war der eigentliche Punkt obengedachter Wendung zur Opposition, jetzt erst kam das System der Geister recht in Zug. Uebrigens war Alex. Fürst von Hohenlohe, „Bischof der Bischöfe“, schon seit dem 4. Febr. eigens für Geistliche da, und bezeichnete sein Auftreten durch besonders hausknechtische Rohheit; wiederholt wirft er zornig den Griffel weg, befolgt übrigens die feine Taktik, zwischen hohem und niederm Klerus zu unterscheiden: diese „sehen heller, ihr Geist ist noch nicht geblendet“, sie wollen daher auch die Kirchenfreiheit nicht, weil diese nur geistliche „Tyrannen“ machen würde; von jenen dagegen sind noch wenige im Himmel, „sie fahren in Equipagen, ja, ja in der Verdammung können sie mit dem Teufel fahren“. Eigens um diese „Stolzen“ zu demüthigen, meldete sich am 5. März auch Sokrates an; er blieb fortan der heftigste und fleißigste Raisonneur, und so vertieft in seine neue Mission, daß er um etliche Jahrhunderte mehr oder weniger auf sein Geburtsjahr sich nicht mehr besann. Unter Andern klagt er auch die Jesuiten als die „zweiten Juden“ an: „an dieser Quelle könnten sie schöpfen und die ganze Erde tränken, aber feind sind sie mir, und ich bin ihnen doch nach Gott der beste Freund.“ Am 6. April war der Geist Eckartshausens mit wüthenden Verfluchungen aufgetreten; dafür eigneten die Geister sich ausdrücklich die Tendenz seines berüchtigten Gebetbuchs an. Auch Bischof Wittmann war erschienen mit der Verheißung: das Volk werde den Kämpfern helfen!

Auf eine solche Wendung mußten Letztere lange schon vorbereitet seyn. Den 6. Febr. hatte Hohenlohe unter Lobsprüchen auf den öffentlichen Scandal eines Klerikers, wegen

der Stollgebühren im J. 1848 gegen seine Obern erhoben, noch erklärt: „Einer ist gesprungen über menschliches Gebet, die Festung ist erstiegen und alle kommen her." Den 9. Febr.: „Brüder, habt Muth mir zu helfen, doch die Zeit noch wartet ab; mehr noch müssen werden, die einig im Sinn; dann tretet auf und ruft: herab, ihr Schänder des Stuhles Petri, zur Armuth Christi kehret zurück"! Je mehr aber alle Hoffnung auf den Klerus schwand, desto heftiger ward die Agitation unter den Laien. Unaufhörliche Ermunterungen der „kleinen Heerde", denn entsetzliche Verfolgungen nahen; die „Kämpfer" werden einander noch selbst anzweifeln und im Glauben wanken; ja, alle werden die „Werkzeuge" verlassen. Diese aber „wird keine Macht der Erde unnütz zu machen im Stande seyn, denn wir haben sie in Händen, sie haben keinen Willen mehr." Die Stolzen in ihrer Rache werden ihnen sogar an's Leben gehen, und zwar mit Gift; aber ein Wunder rettet sie, und glauben dann „die Elenden" auch den Wundern nicht, so wird der Herr sie zu Staub zermalmen.

Die K. insbesondere soll nichts genießen, außer sie mache das Kreuzzeichen darüber; „ist es schädlich dir, dann schellt es in Trümmer ha, ha, ha!" „Nur keinen Scrupel, liebes Kind, wir schützen dich ewiglich; sollte man dich auch in Ketten schmieden, wir sind dann bei dir." Zu den äußern Gefahren der K. kamen noch innere Kämpfe, Zweifel an ihr selbst, ob nicht ihr eigener Geist bei dem Schreiben thätig sei? Wenn sie nun schwören müßte, ob sie es nicht selber schreibe! „Thue es nicht", warnen die Geister; die Stimme, welche ihr Tag und Nacht zurufe „laß ab"! sei ihr Versucher Judas Ischariot, der Verräther. Immer dringender erhebt die „hohe Bestimmung" des Werkzeugs: „hab Muth, du liebe Kleine! du wirst am Ende doch hoch; muthig wird sie treten selbst vor Kaiser, Fürstenthron, Bischöfe, Papst; herrlich der großen Judith gleich wird sie stehen selbst in der höchsten Schmach, und alle, die sie hassen, bitten ihr am Ende

doch ab; gekrönt wird sie erblassen." „Irren kann sie nicht mehr, wenn sie auch wollt', hat den freien Willen verliehen." Ja, zuletzt wird sie geradezu in Parallele gesetzt zur Mutter des Heilandes: „ein Weib zertrat der Schlange den Kopf, ein Weib" — die Köchin M. K. — „den Völkern" *)!

Noch mehr! Eigentlich wird erst die Köchin K. wieder gut machen, was Eva verdorben, und die Schlange völlig überwinden **). Und wenn Klerus und männliche Laienwelt nicht endlich der Geister-Mission sich fügen, so wird überhaupt die, auch von einem großen Theil der amerikanischen Spiritualisten betriebene, Weiber-Emancipation noch überboten werden. Sonst haben die Geister viel gewarnt vor der dem Frauengeschlecht beiwohnenden „feinen Schlange", welche als Medium gerne noch von dem Ihrigen hinzu thue: nebenbei aber halten sie doch, namentlich Sokrates, mehr und mehr die Frauen in letzter Reserve. „Hat nun bis in einhalb Jahr noch kein Schwacher Muth, dann geht der Muth an Frauenherzen; die Kirche, die den Priestern als Lehrstelle gegeben, nehmen dann diese ein, und dann können jene schauen ihre Unmächt" ***). „Und Keines wenn uns treu

---

*) Acta der W. vom 23. April; 28. Mai. Acta der K. vom 20. März; 11. Febr.; 9. März; 23. Febr.; 10. April.

**) Zugleich eine Probe von Geister-Poesie (21. April):

„Ein Weib sah sie (die Schlange) zum ersten,
Und wieder Eine sieht's zum letzten.
Die Erste gab Gehör,
Die Zweite aber lauft,
Holt die Büchse, und schießt ihr auf den Kopf."

***) Oder, um auch eine Probe der Poesie des Geistes Sokrates zu geben (5. März):

Frauen werden Missionäre
Wenn auch ihre Hand nicht Weih',
Doch der Herr hat mehr gethan!
Er hat sie mit seinem Geist gesalbt.

Freilich klingt das widerlich
In der meisten Ohren,
Doch, wo kämen Männer her,
Die sind alle Kinder.

bleibt als ein Weib, können wir an's Ziel gelangen; wenn Männer, geweihte, nichts vermögen, dann weh' der Männer-Welt." „Die Männerwelt wird staunen, sehen sie einmal das Frauenheer; die kämpfen dann für den rechten Glauben und nichts wird ihre Kräfte rauben; die Frauen werden Sieger seyn über ganze Welten und die Männer werden nichts als eitles Spiel der Wellen"*).

Unter diesen Umständen durfte man gewiß gespannt seyn, was die Geister beginnen würden, wenn die kirchliche Autorität ihrer Special-Mission während der zwanzigjährigen „Gnadenzeit" in den Weg träte. Wie gesagt, beflissen sich die Geister sonst einer ausgeprägten Katholicität, indem sie z. B. die Messe dringendst empfahlen, häufig Beicht anriethen und die Ohrenbeicht für ein wesentliches Stück der Kirche erklärten, wenn man nicht anders die allgemeine Beichte wieder haben wolle, nicht die der Protestanten, sondern „die der Apostel"; indem sie endlich vor Allem die eifrigste Verehrung der seligsten Jungfrau einschärften, und entschieden für die dogmatische Definition vom 8. December auftraten, obwohl sie behaupteten, dieselbe sei von Außen aufgedrungen, nicht von Oben eingegeben worden, denn „meinst, in die geht's hinein"? Neben den grimmigsten Hasses-Aeußerungen gegen die Personen, versicherten die Geister doch immer wieder: „in Glaubenssachen kann die Kirche nicht irren, aber im Uebrigen da spukts gewaltig"; „in Glaubenssachen kann sie nie irren, aber äußerlich ist sie voll Moos". Es fragte sich nun, wie sie selbst sich gegen die kirchliche Autorität verhalten würden, und die Geschichte dieser Haltung ist nicht ohne Interesse. Sie zeigt im Allgemeinen, daß die Geister, unbeschadet aller Beharrlichkeit bei ihrer überragenden Mission, im Verlaufe nicht weniger, sondern im Gegentheile mehr katholisirten. Sie acclimatisirten sich gleichsam allmählig. Ihre ersten

*) Acta der K. vom 7. Mai; 6. Juni; 2. März.

Dictate über die Meßstipendien, die Höllenstrafen ꝛc. waren noch sehr zweideutiger Natur, sie schienen auch z. B. die Unauflösbarkeit der Ehe zu läugnen, und überhaupt fleischliche Sünden auffallend nachsichtig beurtheilen zu wollen; und zudem ging ihr wiederholtes: „herab mit den Schändern des Stuhles Petri", von Mund zu Mund. Nach verschiedenen Retractationen und Wendungen jedoch bildete einige Monate später nur noch die tapfere Apostrophe „Herab" ꝛc. eine Quelle nicht geringer Verlegenheiten der Geister gegenüber entschieden katholischen Besuchern. Da meldeten plötzlich die Zeitungen, daß Napoleon III. seinem Vetter Lucian Anwartschaft auf das Pontifikat zu verschaffen gedenke, und siehe da! augenblicklich berichtete der heilige Augustin: „wir haben entdeckt, wer den Papst stürzen will, und wer einen solchen Papst auf Petri Stuhl setzt, wo die Priester rufen müssen: herab damit" ꝛc. *) Die eifrig katholischen „Kämpfer" fühlten sich befriedigt, ja entzückt!

Aehnliche Kunststückchen versuchten die Geister nicht selten, am auffallendsten aber sind sie bezüglich der Hauptfrage aus der Affaire echappirt. Muß man einem eventuellen Verbot der Kirche Gehorsam leisten? Bis zum 18. April blieben die Geister ihrer göttlichen Special-Mission, welche solche Verbote ipso facto aufheben mußte, noch treu; „wenn ihr behaupten könnt, daß wir euch betrogen haben" — antwortete damals der Geist. Das Privaturtheil der „Kämpfer" sollte demnach über das kirchliche erhaben seyn. Bald darauf wurde noch eine andere Clausel festgestellt. Auch die Geister müssen nur an die Kirche sich halten? Antwort: „Und mit Recht, weil sie nicht irren kann in Glaubenssachen bei der — bestimmten Zahl!" Wenn aber das Ordinariat für sich allein verbietet? Antwort: „ist gesagt: die Kirche, und wer

*) Auch die Adresse a. a. O. thut von dieser glücklichen Entdeckung des heil. Augustin Meldung.

ist die Kirche?" Darf man also inzwischen beiwohnen? „Paulus sagt: prüfet Alles." Ist uns die Prüfung aus uns selbst erlaubt? „Ja, hätten sie vorher geprüft, dann gesprochen, dann wäre es euch nicht erlaubt." An letzterer Ausflucht drohten die Geister besonders hartnäckig festzuhalten; daß man sie ununtersucht verurtheile, ist ihre stete Klage; nicht nach der Schrift und den Kirchengesetzen hätte das Ordinariat entscheiden, sondern den schlüpfrigen Boden der wissenschaftlich physiologisch-metaphysischen Untersuchung betreten sollen. Und selbst für diesen Fall hatte Sokrates die Einrede bereit: „wenn auch 3, 10, 30 und 100, sind noch nicht die Kirche!" Wenn aber ein Concilium entscheide, „dann Gehorsam" *)!

So waren also die Geister trefflich verschanzt hinter den beiden Bollwerken: subjectiv-gelehrte Untersuchung und Concilium! Bis auf den letzten Mann schien Sokrates die Festung halten zu wollen, und doch capitulirte er auf den ersten Schuß. Die beiden über alle menschlichen Verhältnisse hinaus gepriesenen Werkzeuge unterwarfen sich der ersten Androhung kirchlicher Strafe, und die Geister machten — gute Miene zum bösen Spiel. Nie, sagte Sokrates in der Abschiedsrede, habe er Anderes erwartet, als unbedingten Gehorsam der unübertrefflichen „Schreibersperson", und herrlich habe sie sich bewährt; auch die Kämpfer hätten eventuell ihrem Beispiele zu folgen; das Schreiben müsse nun vorerst aufhören, in besondern Nöthen jedoch würden die Geister zu ihnen reden durch bereiten Mund. Was aber die Geister selbst betreffe, so hätten sie eine längere Pause, bis auf Weihnachten, ohnehin schon angekündigt; übrigens würden sie sich rächen an Dem, der den Ihrigen den Stein vor die Füße gelegt, furchtbar rächen, „und Ihr werdet unsere Rache sehen!"

Damit fiel der Vorhang in der Centrale der Münchener Geister; an andern Plätzen sollen sie um so thätiger seyn,

*) Acta der K. vom 6. Febr.; 23. Mai; 18. April; 30. April; 1. Juni; 8. Juni.

das Weitere also steht dahin. Gewiß ist so viel, daß jede Bewegung im Gebiete des Geistes — und eine solche liegt im Spiritualismus auf jeden Fall der Ursache vor — schließlich der Kirche zum Besten gereichen muß; für das Verhalten ihrer Kinder aber ist nicht ein vages Nützlichkeits-Princip der rechte Maßstab.

LIV.

Curiosum.

Die katholische Population in Irland betreffend.

Vor zwei Jahren war das Triumphgeschrei noch an der Tagesordnung: mit dem „katholischen" Irland sei es nahezu am Ende; denn was der irische Exodus an Katholiken auf der grünen Insel noch übrig lasse, das nehme die riesenhafte englische Mission für das Evangelium weg. Diese Blätter beleuchteten damals genannte „Mission" unter ihrem eigentlichen Titel des Souperism („Suppenesserei"). Bald darauf erfuhr man, daß nicht nur der Exodus nach Amerika in raschem Sinken begriffen sei, sondern die irischen Katholiken auch schon soweit sich erschwungen hätten, daß sie, zum Entsetzen der Bibelleser, nun den armen Kindern in ihren Schulen selbst Suppe u. s. w. zu verabreichen anfingen. So erwuchs ein an sich höchst lobenswerther Wetteifer auf dem Felde der „Suppenesserei". Nicht nur trachtete die protestantische Mission Tag und Nacht, die katholische „Suppe" zu überbieten, sondern auch jede einzelne der an dieser Mission betheiligten Sekten suchte es der andern an Liberalität ihrer „Suppe" zuvorzuthun und die katholischen Armen vorweg zu capern. „Es war" — berichtet ein deutscher Augenzeuge — „beinahe spaßhaft, in einer Stadt im Westen (Irlands) zuerst die Klagen des presbyterianischen Geistlichen zu hören, daß die Bischöflichen nicht bloß wie sie selbst Frühstück, sondern außerdem auch Kleidung gäben, und ihm somit alle Kinder aus der Schule entführten" *).

Seit jener Zeit hat an manchem englischen Herzen der ärgerliche Gedanke schmerzlich genagt: wie sehr jetzt in der Krim und

---

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. 8. Nov. 1854.

sonst in den dünnen Reihen der englischen Armee jene tapfern Iren am Platze wären, die der englische Druck und propagandistische Zelotismus zu Hunderttausenden über den Ocean gejagt. Ueber alle Schrecken dieser Austreibung der katholischen Iren hatte zuvor die Hoffnung hinwegsehen lassen: daß sich so am leichtesten alle irischen Fragen bereinigten und Exeter=Hall zu dem Zwecke gelangen werde, nach Belieben mit dem Lande zu schalten. Zu Allem hin vernimmt man nun aber auch noch, daß das Evangelium in Irland nicht nur nicht im Zunehmen begriffen sei, sondern vielmehr in starkem Abnehmen. Zeuge ist ein Bericht des Cork Examiner über die am 16. October in der französischen Kirche zu Cork abgehaltene Versammlung des Waisen=Vereins daselbst.

Schon der Prediger Mr. Mangan ließ die sonderbaren Worte fallen: „Leider ist die Auswanderung in diesem Lande zu solcher Ausdehnung gelangt, daß eine schreckenerregende Abnahme der protestantischen Bevölkerung eingetreten ist; das beste und sicherste Mittel, den Platz der Abgegangenen auszufüllen, ist das Heranziehen einer jungen protestantischen Bevölkerung." Hierauf erhob sich der sehr geachtete Prediger Mr. Williamson. Hätte ein Katholik irgendwo von einer irischen Pfarrei gesagt oder geschrieben, wo die protestantische Population um 90 Procent geschwunden sei, man hätte ihn ausgepfiffen. Nun aber war es Hr. Williamson, der sich äußerte, wie folgt: „In diesem Augenblicke wird, was ich einen Angriffskrieg nennen möchte, gegen den Romanismus in Irland geführt. Gott gebe, daß die Anstrengungen, dessen Bekenner für einen reinern Glauben zu gewinnen, mit Erfolg gekrönt werden! Aber trotz aller Achtung vor den Angreifenden bin ich doch der bescheidenen Meinung, es gelte hier das Sprüchwort: das Thor wird geschlossen, wenn die Kuh aus dem Stall ist. Wir haben zu viele von den protestantischen Bewohnern dieses Landes verloren, und wir verloren sie nicht bloß durch Auswanderung, sondern durch Vernachlässigung, die sie erfahren haben. Ein glaubwürdiger Gentleman sagte mir, daß in seiner Pfarrei die Protestanten um neunzig Procent abgenommen haben. Ein anderer Gentleman erzählte mir, daß in dem Bezirke, in welchem er als Geistlicher wirke, in den letzten 50 Jahren 39 protestantische Familien zum Papstthum übergegangen seien. Derselbe Herr versicherte mich, in seiner eigenen Pfarrei lebe ein achtzigjähriger Mann mit drei verheiratheten Söhnen, welcher heute noch zum protestantischen Gottesdienst gehe, während jeder der Söhne mit seiner Familie die römische Kapelle besuche. Der Vater ist ein Denkmal jener alten Zeit, wo Protestanten in Menge in den Dorfschaften zu treffen waren — die Söhne sind Denkmale der Art und Weise, wie man früher für die Protestanten gesorgt hat" *).

*) The Weekly Register v. 27. Oct. 1855. Vol. XII. N. 316. p. 12.

LV.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

XXIV.

Der Zukunftskirchen-Begriff der Kreuzzeitungs-Männer.

Wenn wir von einer apparten Theologie oder Kirchen-Politik der Kreuzzeitungs-Partei reden, so wollen wir damit, wie bisher, die Herren Gerlach, Leo, Rathusius ꝛc. und ihren nicht unbedeutenden Anhang gemeint haben. Im Uebrigen war bekanntlich der frühere Hauptleiter des Organs, Hr. Wagener, Irvingianer und von dem Körper der Partei, den „Junkern“, ist zu glauben, daß ihre Theologie sich vorherrschend um das Jagdrecht ꝛc. drehe. Für jenes Kleeblatt mit Zugehör aber wissen wir keine bessere Denomination als die von der Kreuzzeitung. Als eine besondere Richtung muß die ihrige jedenfalls hervorgehoben werden; sie läßt unter den Kategorien anderer Parteien sich nirgends unterbringen. Wir erfuhren dieß bei der Frage um die äußere Glaubensnorm, resp. um Union oder Confession; deßgleichen wieder bei der um Kirche und Amt; und so versteht es sich denn von selbst, daß die Kreuzzeitungs-Partei auch ihren eigenen Begriff von der Zukunftskirche haben muß.

Auch sie nämlich ist weit entfernt, ihr gegenwärtiges officielles Kirchenthum für mehr als ein leidiges Provisorium zu halten; auch sie setzt dasselbe als die todte Kirche der erst werden sollenden „lebendigen Kirche" entgegen; auch sie theilt insofern ganz die Grundanschauung der Innern Mission, und ist ebensoweit entfernt von der Einbildung der Stabilitäts-Männer mit der Exclusivität, welche „die Kirche" bereits zu besitzen glauben, und daher nicht sorgen wollen für die Kirche der Zukunft, sondern vielmehr für die Zukunft der Kirche. Die Partei läßt sich demnach natürlich das Werk der Innern Mission sehr wohl gefallen, denn der Wiederansammlung der kirchlichen Masse bedarf es auch hier. Der Unterschied tritt aber hervor, sobald es sich, darüber hinaus, um die Construktion der Kirche der Zukunft selber handelt. Hier hat dann die Partei zwei Punkte vor der Idee der Innern Mission voraus, die sich gegenseitig ergänzen, und welche ihr eben jene Signatur aufdrücken, um deren willen sie hüben und drüben so häufig schief beurtheilt wird. In diesen zwei Punkten nämlich, welche unsern Zukunftskirchen-Begriff Nro. 3 recht eigentlich charakterisiren, liegt der Grund, daß der Partei sowohl von den eigenen Confessionsgenossen gemeinhin eminent katholische Sympathien und Velleitäten zugeschrieben werden, wie man sich auch katholischerseits dadurch nicht selten, allerdings früher viel mehr noch als jetzt, verleiten ließ, auf dieses vermeintliche Katholisiren wirkliche Hoffnungen zu setzen.

Die zwei Punkte sind übrigens unschwer aus der politischen Stellung der Partei zu deduciren. Ihre Führer sind Laien, nicht ex professo Theologen, und so gelangten sie denn auch nicht auf dem dogmatischen Wege der Neulutheraner zu dem Begriff der Kirche als Heilsanstalt. Bedingt aber ihre ganze politische Weltanschauung, daß die menschlichen Daseynsformen nicht der Willkür der jeweiligen Erdenbürger überlassen, sondern von Gott geordnet seien, von Oben stam-

men: so muß sich diese ihre Anschauung natürlich vor Allem auf kirchlichem Gebiet geltend machen. Für den Zukunfts-Kirchen-Begriff Nro. 3 war daher das Verfassungs-Problem der eigentliche Ausgangspunkt. Bei keiner Partei trifft mehr als hier zu, was Hr. Schenkel von der Reaction im Allgemeinen sagt: „Man mißtraut den unsichtbaren Kräften und Gaben des Evangeliums; das Christenthum der „„kirchlichen Strömung““ ist ein rechtes Thomaschristenthum, welches überall sehen und mit Händen greifen will. Man schämt sich der Kreuz- und Knechtsgestalt der Kirche, und ist lüstern nach der Königsgestalt, welche die katholische Kirche sich gegen den Willen des Herrn angemaßt hat. Und auf diesem Wege würde es denn auch unsere Kirche allerdings dahin bringen, eine matte Copie des römischen Originals zu werden; die gescheidten Leute in ihr aber würden es natürlich doch zuletzt lieber mit dem Originale selbst halten. „„Kirche, Kirche““, so lautet der Ruf der Zeit. Er wird vorübergehen wie andere Rufe, welche seit 20 Jahren so oft mit den sich ändernden Zeitströmungen gewechselt haben. Und wie wenig klar ist man sich dabei auch nur darüber, welchen Begriff man mit dem Ausdrucke „„Kirche““ verbinden soll“ *)!

Gerade Letzteres gilt von keiner Richtung mehr als von den Coryphäen der Kreuzzeitungs-Partei. So waren sie z. B. weit entfernt zu untersuchen, gleich den Neulutheranern, ob nicht der Begriff der Bekenntnißkirche a priori falsch sei, und die Kirche nothwendig eine objektiv gegebene, Gute und Böse zumal umfassende, Heilsanstalt seyn müsse? Aber drängte sich ihnen nicht sofort die volle Idee der Kirche als Heilsanstalt auf, weil dazu ihr Ausgangspunkt in der That allzu äußerlich war: so vermögen sie dagegen von der Vorstellung der wesentlichen und also nothwendig gegebenen Verfassung nicht loszukommen. So ergibt sich der erste Punkt, den sie

*) Darmst. K.-Z. vom 18. Oct. 1855.

im Vergleich mit der Zukunftskirchen-Idee der Innern Mission voraus haben: die Verfassung ihrer zukünftigen Kirche ist nicht „ideal“ wie hier, sondern bereits an einem andern Orte real vorhanden. Sie haben die Verfassung der katholischen Kirche an sich in ihrer absoluten Berechtigung und Unübertrefflichkeit erkannt, und im Lichte derselben ihre eigene „evangelische“ Kirche geschaut, erscheint diese ihnen ohne weiters ganz als die von Oben zur Erziehung und Beseligung des Menschengeschlechtes gegründete Heilsanstalt. Subjektivisten und Exclusive lamentiren daher unisono über die Partei: sie habe durch die imponirende „Aeußerlichkeit“ des colossalen katholischen Kirchenthums sich völlig hin- und von der reinen evangelischen „Innerlichkeit“ abreißen lassen.

Freilich kann auch der Partei der politischen Stabilität wenig geholfen seyn mit einer „Innerlichkeit“, die erfahrungsmäßig alle Wandlungen der von Jahrzehent zu Jahrzehent sich ändernden und umkehrenden Zeitströmungen mit durchmacht. Sie muß unter diesen Verhältnissen vielmehr eine feste „Aeußerlichkeit“ suchen und vertrauen, daß diese allmählig auch nach Innen consolidirend wirke. Andere Leute werden dieß umgekehrte Welt nennen, und doch blickt die Partei in keiner andern Intention nach einer wesentlichen kirchlichen Verfassung.

Natürlich fragt es sich für die Partei vor Allem: wie sie zu dieser wesentlichen Verfassung gelangen möge? und hier reiht sich sofort der andere unterscheidende Punkt der Zukunftskirche Nro. 3 an. Die Partei weiß wohl, daß die Fabrikation eines zweiten Exemplars katholischer Verfassung für ihre Kirche ein unsinniger Gedanke wäre, sie weiß, daß diese Verfassung, eben weil sie wesentlich ist, sich nicht machen läßt, sondern nur wachsen kann, anfänglich schon gegeben und traditionell überliefert seyn muß. Sie vermag daher ihre Zukunftskirche nicht zu bauen, ohne Beiziehung des Katholicismus, ohne daß die katholische Kirche ihre eigene Ver-

fassung dazu hergibt und unter derselben mit dem Kreuzzeitungs-Protestantismus sich vereinigt.

Wir haben an einem andern Orte bereits gesehen, wie die Partei diesen Proceß sich ausgedacht hat. Beide Theile müßten von dem Ihrigen etwas ablassen und kämen dann ganz natürlich in der Mitte zusammen. Die katholische Kirche müßte vor Allem die Behauptung ihrer Unfehlbarkeit darangeben*) und bekennen, daß die Kirche allerdings irrthumsfähig sei, und oft genug auch wirklich geirrt und gesündigt habe. Damit wäre dann das Hinderniß der „außerordentlichen prophetischen Anregung" weggeräumt, und die Kreuzzeitungs-Theologen und Dilettanten könnten daran gehen, das „Plus" auszukehren, das die katholische Kirche noch in sich beschließt, über die „evangelische" Lehre hinaus, wie sie meinen. Den Maßstab des Verfahrens gäbe ein gewisses wiederhergestelltes Ur-Lutherthum ab. Auch der Protestantismus müßte sich nach diesem Maße strecken: er müßte gar manches, was er bisher an der katholischen Kirche verwarf, sofort wieder aufnehmen, und zu dem Ende vor Allem die ganze Entwicklung und Systematisirung der ältern wie der neuern Schule der Reformation fahren lassen**). Dann erst wäre er fähig, die göttliche Wohnung der katholischen Verfassung zu beziehen, die da, ausgeziert mit allen brauchbar erfundenen Utensilien des alten Katholicismus, nun auch ihren rechten Hausherrn hätte, und fortan die una sancta catholica, die eigentliche Weltkirche, vorstellte. „Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, auch auf Erden noch einmal eine einige allgemeine Kirche hergestellt zu sehen; die protestantische Kirche hat den Beruf, dieser Kirche der Zukunft ihre wesentlichen innern Wahrheiten, die katholische den Beruf, derselben ihren festen organischen Bestand zu liefern" — so sprach Hr. Nathusius zu jener Zeit,

---

*) „Streiflichter" dss. Bds. S. 20 ff.

**) Vgl. „Streiflichter" Bd 35. S. 892 ff., vgl. daselbst S. 561.

als das Halloh über die katholische Tendenz seines „Volks-Blattes“ den Culminations-Punkt erreichte*). „Quod semper, quod ubique, quod ad omnibus creditum est, an diesem kanonischen Satze mag sich eine jede der getrennten Kirchen-Parteien selbst messen; nur der bußfertige Protestantismus hat eine Zukunft, freilich fügen wir hinzu, auch nur der bußfertige Katholicismus; ohne Buße werden beide nichts behalten als ihre Irrthümer; und wer über den beiden Kirchen die Eine vergißt, der ist nach unserer Meinung schon nicht mehr ein evangelischer Christ“ — so proclamirte kurz vorher die Kreuzzeitung selber**).

Wie man sieht: wollen die Träger dieser Zukunftskirche nicht ohne weiteres katholisch werden, dennoch aber katholische Kirche haben; so bleibt ihnen kaum ein anderer Proceß als der geschilderte übrig. Was aber dieß für eine una sancta catholica wäre, ist eine andere Frage. Sie soll wesentlich heilsanstaltlichen Charakters seyn, soll eine nothwendige gottgegebene Verfassung haben, dabei aber keine Autorität; die Lehre von der Autorität ist ja, nach Leo, „der wunde Punkt auf römischer Seite“, und nach Nathusius ist die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche „der Geist der Unbußfertigkeit“***). Natürlich! die stolzen Geister von dreihundert Jahren her müßten ja sonst ihre eigenen Nacken beugen, anstatt daß, wie sie wollen, die von Christus gegründete und göttlich verfaßte Kirche den Nacken beugen soll, um das Urlutherthum der Herren auf sich zu nehmen. Allerdings, wenn man sie fragt, nach welchem Maße sie denn hinwieder dieses Urlutherthum selber messen wollen, so nennen sie das Wort „Tradition.“ Nach dem consensus omnium soll Lehre und Leben katholischerseits sich kürzen, protestantischerseits sich mehren und

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Jan. 1853.

**) S. die Nummer vom 3. Juli 1852.

***) „Streiflichter“ Bd. 35. S. 571.

längern lassen, und so die una sancta mit dem Bekenntniß ihrer bisherigen Sünden und Irrthümer, auch ohne Garantie gegen neue künftigen Verirrungen und Fehltritte, endgültig in's Daseyn treten! Aber wer soll denn diesen consensus ausscheiden und autoritativ aburtheilen? Die „Tradition" an sich ist todt; wenn nicht eine lebendige Autorität ihr das Leben einhaucht, so gibt es für sie nur zwei Möglichkeiten: die faulende Stagnation des griechisch-russischen Orthodoxismus, oder aber es ist abermals die subjektive Willkür, die da mit der Tradition umspringt nach eigenem souverainen Belieben, mit andern Worten: abermals ist der Einzelne Träger des nur der ganzen Kirche verheißenen heiligen Geistes. Die Subjektivisten verstehen das besser; sie wissen, daß lebendige irrthumslose Autorität die Seele der als Heils-Anstalt begriffenen Kirche seyn muß*); sonst steht neben dem souverainen heiligen oder unheiligen Geist des Einzelnen doch nur ein hohler Kirchenleib und eine zwecklose Verfassung, während man sie für wesentlich und gottgegeben anrühmt. Es ist demnach auch gar nicht abzusehen, was mit einer solchen Zukunftskirche der katexochen nach „Autorität und Einheit" strebenden Partei genützt seyn sollte.

Indeß liegen die Vortheile ziemlich klar zu Tage, die man sich von der Zukunftskirche Nro. 3 verspricht. Nur Ein Vortheil, der höchste und am dringendsten nothwendige, ist, wie gesagt, nicht darunter: die Uebung der Demuth, die Bändigung der hochmüthigen Subjektivität, die Beugung der sich überhebenden Intelligenz. Im Gegentheil reizt und lockt vor Allem der Gewinn einer stolzen imponirenden Verfassung. Episcopat, Succession, Ordination**) — das Alles hätte man dann auf dem einfachsten Wege, und Alles wäre

*) „Streiflichter" Bd. 35. S. 1088 ff.

**) Vgl. „Streiflichter" dſs. Bds. S. 210; Bd. 35. S. 1089 ff.

„von Obenherab“, sogut wie das monarchische Recht des hohenzollern'schen Hauses.

„Es ist der Wiedereintritt in den öcumenischen Episcopat, dem uns die kirchliche Entwicklung zuzuführen hat, ohne Bischof keine selbstständige Kirche, die Kirche aber muß ein selbstständiger gottgegebener Organismus seyn“ — so declamirt die Partei und sie behauptet, „es sei nicht zu läugnen, daß die Zeit mit schnellen Schritten einhergehe“. Denn „wenn noch vor Kurzem mit großer Zuversicht gesagt werden konnte, daß der Episcopat alle historischen Erinnerungen und Sympathien (des Protestantismus) gegen sich habe, und selbst der Schein eines geistlichen Monarchismus für ein protestantisches Gemeinde-Bewußtseyn immer etwas Anstößiges habe, so müssen neuere Kundgebungen diese Zuversicht entschieden brechen“ *). So würde sich denn natürlich auch ein Papst als die nothwendige Spitze des wesentlich gottgegebenen „geistlichen Monarchismus“ in der Zukunftskirche Nro. 3 finden müssen. Vielmehr, man würde sich ohne weiters mit dem Urlutherthum dem katholischen Papat unterordnen, selbstverständlich unter der Bedingung der Gegenseitigkeit. Die Idee eines solchen Primats erwies sich in neuester Zeit überhaupt als so empfehlend und einschmeichelnd, daß man nicht einmal streng zu der Partei zu gehören brauchte, um ihr nachzuhängen. Selbst Dr. Hengstenberg z. B. — um Vilmars und seiner nun leider gescheiterten hierarchischen Pläne zur Befestigung eines „Rechts der Kirche“ zu geschweigen — ward bei einer gewissen Gelegenheit von ihr hingerissen. Es war damals, als aus Anlaß der Confessionalisirung der Pfälzer Union die bekenntnißtreuen Lutheraner rettungslos unter der Dictatur des Speyerer Consistoriums zu schmachten begannen; damals entschlüpfte dem Organ des Berliner Theologen das Geständniß: es sei ein hülfloser Zustand, wo bei solchen Differenzen die oberste

*) Halle'sches Volksblatt vom 30. Juni 1855.

kirchliche Autorität demselben Territorium angehöre, wie die streitenden Parteien, und also jene Autorität selber als Partei erscheine. Eine Erkenntniß, wie man sieht, die auf eine förmliche Rechtfertigung des Kirchenstaats hinausläuft!

Zweitens aber gewänne die Partei mit der katholischen Verfassung und resp. mit Unterbringung des Urlutherthums in der katholischen Kirche offenbar Etwas, dessen Mangel und absolute Unerreichbarkeit auch andere Parteien im stillen Herzen auf's schmerzlichste empfinden müssen — die Universalität. Wir haben gesehen, wie auf dem symbolmäßigen Standpunkt diese Principal-Nota der Kirche parirt wird durch die verborgene Gemeinde der Heiligen, und wir werden an einem andern Orte sehen, wie die Kirchen oder Zukunfts-Kirchen der Schwärmer eben nichts anderes als die Correktur des betreffenden symbolmäßigen Standpunktes darstellen, indem sie die Nothwendigkeit auch einer sichtbaren Universalität der Kirche behaupten und zu dem Ende die verborgene Gemeinde der Heiligen endlich an's Licht gezogen wissen wollen. Insoferne die Zukunftskirche der Innern Mission gleichfalls ein außerordentliches und unmittelbar gewaltthätiges Eingreifen des heiligen Geistes für ihre Realisirung voraussetzt: vermögen ihre Träger allerdings in gleicher Weise der Universalität entgegenzuharren, ihre Zukunftskirche ist aber dann insoweit selber nichts Anderes als Schwärmer-Kirche. Beschränken sie sich dagegen auf die gewöhnliche Gnade natürlicher Mittel, wie der Gustav-Adolf-Verein regelmäßig thut, so fällt es ihnen selbst nicht ein, mit ihren kirchenbildenden Plänen über die Grenzen Deutschlands hinauszuschweifen: eine „deutsch-evangelische Gesammtkirche" ist dann das höchste Ziel ihres Strebens. Anders die Zukunfts-Kirche Nro. 3; ihr ist vor Allem und wesentlich die Signatur der Universalität zugedacht, und auch diese soll die katholische Kirche hergeben, weil sie allein dergleichen hat.

„Die Jahre 1848 ff. haben wie im Politischen, so auch

im Kirchlichen die Frage nach der Verfassung in einer Weise in den Vordergrund gedrängt, daß man darüber alles Andere sogut als vergaß; man wiegte sich in sanguinischen Hoffnungen von Einer großen deutschen evangelischen Kirche, und entwarf Pläne zu einer Reichssynode, welche alle einzelnen Landeskirchen in höchster Instanz vereinigen sollte" *). Auch die Partei von der Zukunftskirche Nro. 3 nahm daran Theil, sie blieb aber nicht dabei stehen, wie der Kirchentag und die Innere Mission. Nicht als wenn sie Deutschland, respective Preußen, und den deutschen Protestantismus, resp. ihr Urlutherthum, nicht ganz besonders im Auge gehabt hätte. Dieses verleiht ja eben der Zukunftskirche Nro. 3, der universalen, die innere göttliche Wahrheit und reine Offenbarung, die katholische Kirche dagegen, mit oder ohne das griechische Schisma, gibt eigentlich doch nur die „Aeußerlichkeit" dazu her. Natürlich muß daher die deutsche Kirche eine ganz hervorragende Stelle in der göttlichen Oeconomie auf Erden einnehmen. Deßhalb erhebt die Partei dieselbe unter den nämlichen Titeln, welche die Innere Mission auch ihrerseits der „deutschen Kirche" verliehen hat, als: „Volk Gottes", „Israel Gottes", „Israel des neuen Bundes", „Mittelpunkt der Kirche", „die Kirche der Zukunft" **). Unbeschadet aber dieses Vorrangs gehört nach den Begriffen der Partei doch ganz nothwendig auch die katholische Kirche zu „der Kirche" und zu ihrer künftigen Universalität.

Durch die Einrahmung des Urlutherthums in die katholische Verfassung und entsprechende Uebernahme der ganzen katholischen Masse auf das endgültig gereinigte Evangelium gewänne die Kirche der Zukunft Nro. 3 neben der Universalität auch noch den Vortheil der Sichtbarkeit. Freilich

*) Darmst. K.-Z. vom 16. August 1855.

**) „Streiflichter" dss. Bds. S. 21; vergl. die „Zeitläufte" Bd. 35. S. 736 ff.

herrscht hier großes Dunkel bei der Partei: ob dieß dann sogar die Sichtbarkeit der wahren und eigentlichen Kirche wäre. Diese Sichtbarkeit nämlich kommt wohl der neulutherischen Kirche als Heilsanstalt zu; aber eine solche setzt Irrthums- und Sünde-Losigkeit voraus, während die Partei, wie gesagt, energisch protestirt gegen die Unfehlbarkeit ihrer eigenen sichtbaren Kirche. Ebenso wenig kann hier dieses Merkmal gelten von der Sichtbarwerdung der zuvor verborgenen Gemeinde der Heiligen, denn damit stände gleich die ganze Schwärmer-Kirche auf dem Plan, welche natürlich am allerwenigsten einer katholischen Verfassung bedarf. Zwischen der Heilsanstalt und der Schwärmer-Kirche gibt es aber nur noch Eine Sichtbarkeit der Kirche, die symbolmäßige nämlich, welche nicht Sichtbarkeit der eigentlichen Kirche, sondern nur Sichtbarkeit der uneigentlich sogenannten kirchlichen Masse ist. Eine solche Schein-Sichtbarkeit anstatt des Wesens scheint die Partei sich genügen lassen zu wollen, um so mehr, als der Schein noch verstärkt würde durch die zweifellose Sichtbarkeit der übernommenen Verfassung. Sie vergißt aber, daß diese Verfassung ihren wesentlichen Charakter verliert, sobald sie nichts weiter seyn soll, als eben Erscheinungsform der wüsten kirchlichen Masse. Man sieht demnach, wie hier die Verwirrung und der Widerspruch in der eigenen Tendenz auf den Gipfel steigt; denn hier ist der Punkt, wo die Partei sich entscheiden soll: entweder eingestehen, daß ihre ganze Zukunftskirchen-Idee eine contradictio in adjecto ist, oder aber die Kirche nach neulutherischer Anschauung als Heils-Anstalt begreifen, ihr dazu die Infallibilität zuerkennen, d. i. förmlich katholisch werden.

Man muß alles das Vorausgeschickte wohl in's Auge fassen, wenn man z. B. die eigenthümliche Zukunftskirchen-Theorie des Hrn. von Gerlach verstehen will, wie er sie in den „Rundschauen" der Kreuzzeitung da und dort niedergelegt hat. Sie findet sich bei diesem Führer der Partei unseres

Wissens am reinsten vor; bei anderen fließt nur zu oft die genuine Theorie über in den Begriff von der Zukunftskirche der Innern Mission, wodurch die Verwirrung noch gesteigert wird. Am klarsten sprach Hr. von Gerlach im Herbste 1852 sich darüber aus, als er bei einer Reise in England auch dort dieselbe „mächtige Sehnsucht" der eigenen Partei erwacht sah, aus den engen Schranken einer nationalen und staatlichen Kirche hinauszukommen. „Diese Richtung", schrieb er von London aus, „trachtet nach Einheit des Geistes mit der Kirche der ersten Jahrhunderte; sie streckt sich, mit so vielen Gewissen in der ganzen Welt, aus nach dem freimachenden Segen der kirchlichen Autorität *); sie sucht gliedliche Theilnahme an der ganzen reichen Manigfaltigkeit der Gnaden und Gaben, welche die Kirche durch alle Jahrhunderte und durch alle Nationen, aus der Fülle ihres Hauptes empfangen hat und empfangen wird; sie jagt, mit einem Worte, der geistlichen und doch leiblich-realen Katholicität nach, welcher der Protestantismus zu negativ, und Rom allein zu neu, zu eng und nicht katholisch genug ist" **).

Das war deutlich gesprochen und ließ keinen Zweifel mehr übrig, was es mit dem „Katholisiren" Gerlachs für eine Bewandtniß habe. Wenige Monate vorher hatte die sanguinische Erwartung von diesem Katholisiren aus einer besondern Veranlassung den Höhepunkt erreicht. Am Bremer Kirchentage nämlich waren die Gegensätze aufeinander gestoßen, und die Splitter durch ganz Deutschland geflogen.

---

*) D. i. die „Tradition" in dem oben bezeichneten Sinne: „was die Treue gegen Gottes Wort aus ihm geschöpft hat", wie Dr. Hengstenberg in Bremen sagte — „die geheimnißvolle Realität quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est" — wie der Rundschauer selber sich ausdrückte. Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 30. S. 640. 126.

**) Kreuzzeitung vom 31. August 1852.

Die genuin reformatorische Auffassung der katholischen Kirche als „Ausgeburt der Hölle“, „Babel“, „Antichrist“, „infernales System des Papstthums“ fand dort ihre lauten und rücksichtslosen Vertreter. Dagegen erhob sich am Kirchentage selbst Hengstenberg: „um des festen Lehrgrundes und der kirchlichen Ordnungen willen bedürfe die evangelische Kirche noch des Zusammenseyns mit der katholischen“, für jetzt und bis eine „reichere Ausgießung des Geistes“ über sie stattfinde (nach dem Standpunkte der Innern Mission); und noch schärfer erklärten außerhalb die Sprecher der Kreuzzeitungs-Partei ihre Ansicht, daß die alte Kirche nicht nur den Kern des Glaubens mit der neuen gemein, sondern auch noch die wesentliche Verfassung vor dem Evangelium voraushabe. Die katholische Kirche auflösen, sagte Leo, hieße nichts Anderes, als den Ast absägen, auf dem wir sitzen, und ganz und recht werden wir die Aeußerlichkeit unserer Kirche erst dann wieder gewinnen, wenn wir wieder aufgehen dürfen in die geschichtliche Kirche. Hr. von Gerlach aber hatte soeben noch die „geistige“ Hegemonie in Deutschland deßhalb für Preußen angesprochen, weil „es fast gleichmäßig die Elemente der Kirche der Zukunft, Römer und Protestanten, in seinem Schooße trage“ *). Ja, nicht bloß für die Realisirung der Zukunftskirche Nro. 3 ist das katholische Element absolut nothwendig, sondern auch schon in dieser gegenwärtigen kirchlichen Entwicklung ist, im Sinne der Partei, die katholische Kirche die nothwendige Ergänzung der übrigen Kirchen, und bildet mit diesen die Kirche.

Kann man solche Aeußerungen von der Partei überhaupt häufig hören, so finden sie sich abermals am schärfsten im Munde des Hrn. von Gerlach. So z. B. in seiner „Rundschau“ vom Neujahr 1854: „Auch in ihrer so bald verweltlichten Gestalt hat die Reformation die römische Kirche

---

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 30. S. 638 ff. 275.

und das Papstthum mit reformirt, ein Triumph der Einheit der Kirche, der jetzt vor unser Aller Augen ist. Nicht irgend eine unsichtbare Kirche, im Gegensatz zur sichtbaren, ist es, der wir dienen; unser apostolisches Glaubensbekenntniß weiß nur von Einer Kirche, und diese ist sichtbar, wenn auch ihr Geist und ihr Leben, wie aller Geist und alles Leben unsichtbar ist. Allerdings ist dieses sichtbare Königreich geschwächt und gespalten. Wie wäre es denn sonst ein Gegenstand des Glaubens? Aber die Reichseinheit ist darum dennoch wahrhaftig und wesentlich, leibhaftig, nicht bloß unsichtbar vorhanden. Wir müssen diese Reichseinheit glauben, auch wenn wir sie nicht sähen."

Durch fortwährendes gegenseitiges Reformiren tritt dann endlich, nach der Vorstellung der Partei, wie von selbst die Vollendung der Einheit in der Zukunftskirche Nro. 3 ein. Und nicht nur in Deutschland hat diese Idee ihre Adepten, wir werden vielmehr an einem andern Orte erfahren, daß sie, freilich mit einer nicht zu übersehenden Modifikation, gerade in Nordamerika besonderes Glück macht, was sich aus den schauderhaft verrotteten Zuständen des dortigen Protestantismus neben der kräftigen Consolidirung des nordamerikanischen Katholicismus leicht erklärt. So hat z. B. der sehr gelehrte Pfarrer und Professor Schaff zu Mercersburg, also sogar ein Deutsch-Reformirter, sein ganzes kirchenhistorisches Studium nach ähnlichen Vorstellungen eingerichtet *). Am

*) Dr. Schaff anerkennt in seinem Werke über den „heiligen Augustin" unter Anderm: „im Allgemeinen müsse man sagen, daß sämmtliche Kirchenväter, sowohl die griechischen als die lateinischen, von Irenäus bis zu Gregor dem Großen, sowie die Scholastiker und orthodoxen Mystiker des Mittelalters in Lehre und Leben überwiegend von dem katholischen und nicht von dem protestantischen Princip beherrscht seien"; das „Volksblatt" meint dazu, wenn ein reformirter amerikanischer Theologe so sagen dürfe, so werde ihm wohl auch erlaubt seyn, die Schönheit des Herrn auch

Schlusse seines Hauptwerkes erklärt er ausdrücklich: die neue Reformation, deren der Protestantismus bedürfe, „suchen wir nicht in einem Rückschritt auf einen bereits überwundenen Standpunkt, sondern in der endlichen Versöhnung zwischen Katholicismus und Protestantismus, wo ihre beiderseitigen Wahrheiten und Tugenden, aber ohne ihre entsprechenden Irrthümer und Gebrechen, sich vermählen werden zur idealen Kirche der Zukunft, die aber keine neue Kirche, sondern das Endresultat und die reife Frucht der Kirche der Gegenwart und Vergangenheit seyn wird. Als Vorläufer dieses dritten Zeitalters gilt uns Johannes, der Apostel der Liebe" ꝛc. *)

Nur darf man, wie gesagt, nicht ohne Modifikation die nordamerikanische Liebesjünger-Zukunftskirche mit der Kreuz-Zeitungs- oder deutschen Zukunftskirche Nro. 3 in Eins werfen. Die Zustände dort sind zu erbärmlich, als daß man über den vagen Begriff der „johanneischen Kirche" hinauszukommen vermöchte, mit dem sich auch unsere Philosophen vor etlichen Decennien noch getröstet; man fühlt dort nur, daß ein grundstürzendes kirchliches Anderswerden absolut nothwendig in der Entwicklung liege; man weiß aber entfernt nicht, was da werden soll. Nicht so die Kreuzzeitungspartei; sie kennt bereits auf's bestimmteste die Elemente ihrer zukünftigen Kirche: das Urlutherthum als innerliches, die katholische Verfassung als äußerliches. Dagegen erklärt derselbe Hr. Schaff wieder an einem andern Orte: „Amerika scheint uns dazu bestimmt zu seyn, das Phönixgrab nicht nur aller europäischen Nationalitäten, sondern auch aller Kirchen und Sekten, des Protestantismus und Romanismus, zu werden. Ich kann mir unmöglich denken, daß irgend Eine der jetzigen Confessionen und Sekten, etwa die römische oder die bischöfliche, oder die congregationalistische, oder die presbyte-

---

in Erscheinungen zu sehen, die „katholisch" sind. — Halle'sches Volksblatt vom 28. Oct. 1854.

*) Schaff: Geschichte der apostolischen Kirche. Leipzig 1854. S. 673.

rianische, oder die lutherische, oder die methodistische, oder die baptistische Kirchengemeinschaft, dort je zu ausschließlicher Herrschaft gelangen werde, wohl aber, daß sich aus der gegenseitigen Reibung allmählich etwas ganz Neues herausgestalten werde" *).

Nach dieser allseitigen Beleuchtung der Zukunftskirche Nro. 3 wird es leicht seyn, ihr Verhältniß zu den übrigen Zukunftskirchen-Begriffen zu ermessen. Als jene genuin reformatorischen Expektorationen vom Bremer Kirchentag Seitens der Partei Mißbilligung erfuhren, erhob sich Superintendent Sander mit der Frage: was denn die Herren von Luthers schmalkaldischen Artikeln hielten? von diesem integrirenden Theil der „Bekenntnißschriften", in dessen 4. Artikel es unter Anderm also heiße: „so wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn und Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel den Papst oder Antichrist in seinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden, denn Lügen und Mord, Leib und Seele zu verderben ewiglich, das ist sein päpstliches Regiment eigentlich" rc. **). Nun verhalten sich die verschiedenen Antworten auf diese Frage, wie folgt. „Die Kirche" der Exclusiven, welche bereits realisirte Zukunftskirche ist, neigt zustimmend ihr struppiges Haupt. Die Zukunfts-Kirche des Gustav-Adolf-Vereins thut desgleichen; denn wenn dieser selbst auch sonst nichts mehr in den symbolischen Büchern, weder den Teufel, noch den Gottessohn, anerkennt, so wird er doch den Punkt 4 der Schmalkaldner Artikel nicht aufhören zu bekennen und praktisch geltend zu machen. Die Innere Mission endlich ist durch das Princip ihrer Zukunfts-Kirche wenigstens nicht gehindert an derselben Symboltreue, und jedenfalls läßt sie das katholische Element ganz bei Seite liegen. Die Kreuzzeitungs-Theologen dagegen können ohne

---

*) Schaff: „Amerika". Berlin 1854. S. 64 ff.

**) Marriott's wahrer Protestant. 1852. S. 176. 211.

letzteres ihre Zukunftskirche gar nicht bauen, deßhalb antworten sie auf solche und ähnliche Fragen: „die Entwicklung der Schule, der ältern, wie der neuern, bindet uns nicht!"

Daraus ergibt sich anderntheils, daß Seitens der Zukunftskirche Nro. 3 eine nicht geringere Erweiterung des Kriteriums der wahren Kirche, des reinen Worts und Sacraments, stattfindet, wenn auch nach anderer Richtung hin, als Seitens des Gustav-Adolf-Vereins. „Die Kirche" der Exclusiven gebraucht zum Kriterium die Concordienformel als das Endresultat der ältern Schule. Die Zukunftskirche der Innern Mission hat zum Kriterium das Bekenntniß vom 20. Sept. 1853, oder die Bekenntnisse der drei Confessionen, lutherisch, reformirt, unirt, nach dem Consensus reducirt auf die Augustana von 1530, als das Endresultat der neuesten reactionären Schule. Die Zukunftskirche des Gustav-Adolf-Vereins proclamirt als Kriterium die „sich selbst auslegende Schrift", als das Endresultat der neuern freien Schule. Die Zukunftskirche Nro. 3 aber hat zum Kriterium die sich selbst auslegende Augustana von 1530 als Tradition, oder ein erst herzustellendes Urlutherthum, demnach weder Schule noch Endresultat. Wie weit man es für nöthig halten würde, das Kriterium auch über die katholische Lehre zu erweitern, steht also noch dahin; allem Anscheine nach würde auch die symbolmäßige Rechtfertigungslehre fallen müssen. Zwar machen sie Alle viel Rühmens von ihrem sola-fide oder Special-Glauben, und Dr. Leo hat einmal ausdrücklich erklärt: was immer noch von Rom getrennt halten müsse, das sei „die freie Predigt des Evangelii und die Seligkeit allein durch den Glauben" *). Dem Herrn Professor ist aber von Pastor Krummacher in Duisburg haarscharf nachgewiesen worden, daß er dabei die ächtkatholische Rechtfertigungslehre im Sinne habe,

*) S. Histor.-polit. Blätter Bd. 30. S. 861.

die specifisch protestantische dagegen selber im Geringsten nicht verstehe.

Für so nothwendig erachtete indeß die Partei, gegen alle symbolmäßige Festsetzung, das katholische Element zur Realisirung ihrer Zukunftskirche, daß sie nur mit ungeheucheltem Bangen den Operationen der negativ-protestantischen Propaganda zusah. Die englische Niederkirchenpartei namentlich mit ihrer evangelical alliance etc., Puritaner, Waldenser u. s. w. haben schon manches bittere Wort über ihre verwüstende und bloß niederreißende Thätigkeit, ganz besonders in Italien, von ihr erhalten. Ebenso ward der Polizeiwillkür gegen katholische Regungen schon oft von ihr scharf begegnet, und aus demselben Grunde plaidirte sie seinerzeit sogar gegen die preußischen Maßregeln wider die Jesuiten-Missionen. Es ist dieß Kahnis' Ansicht: heutzutage falle ein Stück Christenthum, wenn ein römisches Institut fällt *). Indeß ist nicht zu verkennen, daß dieser Grundsatz der Partei für den Augenblick wieder ziemlich in den Hintergrund getreten ist. Es scheint ihr nämlich vorgekommen zu seyn, als wenn das katholische Wesen und Leben sich doch allzu kräftig hebe für ein bloßes Element der urlutherischen Zukunftskirche.

Namentlich seit dem Hervortreten der katholischen Kirchenfragen scheint man hinterdenklich geworden zu seyn: ob denn nicht eine kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit im angestrebten Maße die katholische Kirche nur unwilliger machen dürfte, sich seinerzeit für die purificirte Augustana von 1530 preiszugeben? Augenscheinlich fing diese Kirche in Deutschland an, sich selbstherrischer und rücksichtsloser zu benehmen, als einem bloßen, wenn auch höchst wichtigen Gliede der Gerlach'schen „Reichseinheit" zustehen konnte. Herr von

*) „Streiflichter" Bd. 35. S. 1090.

Gerlach hatte sonst mehr als einmal erklärt: seine Richtung stoße sich auch daran nicht, daß jetzt offenbar noch die Befestigung der „Sonderkirchen" im Wachsen begriffen sei; dieselbe sei sich doch gewiß, daß trotz alles Eiferns für den „Separatbau" die Herzen dennoch zueinander strebten. Nach dieser Anschauung schien die Partei Anfangs sogar noch den badischen Kirchenhandel bemessen zu wollen. Bald aber erging es damit, wie unmittelbar vorher bezüglich der holländischen Katholikenverfolgung: die Sorge um die „Reichseinheit" und um das für die Zukunftskirche Nro. 3 nöthige Gleichgewicht überwog, um so mehr als man auch den Vorrang nicht aus dem Auge lassen durfte, welcher der „deutschen (protestantischen) Kirche" in jener Kirche der Zukunft zukommen muß.

Gerade dieser Vorrang forderte immer lauter namentlich ein ganz besonderes Verfahren bezüglich der beiden Zukunftskirchen-Elemente in Preußen selbst. Preußen trägt die beiden Elemente „fast gleichmäßig" in seinem Schooße, ihre Behandlung aber durfte nicht „gleichmäßig" seyn. Wie die „deutsche Kirche" in der Zukunftskirche Nro. 3 die Rechte der Erstgeburt besitzen muß, so das Evangelium in Preußen als „evangelischer Staat"; das „innerliche" Moment ist natürlich vornehmer als das „äußerliche". Es hieße aber jenes Erstgeburtsrecht um ein Linsenmus verkaufen, sorgte man nicht dafür, daß die auf dem Papier der Verfassung allerdings „gleichmäßig" lautenden kirchlichen Rechte bloß für das Eine Element der Zukunftskirche in Wirklichkeit treten, für das katholische aber nicht. Darnach that die Partei, Hrn. von Gerlach an der Spitze, auch in der Kammer. Es war das nicht so fast Mangel an Rechtsgefühl, sondern unumgängliche Vorsichtsmaßregel gegen drohende Gefährdung der Zukunftskirche Nro. 3. Gewiß, um dieser selbstwillen, darf die katholische Kirche nicht untergehen; aber man braucht

sich auch deßhalb nicht übermäßig Sorge zu machen; Herr von Gerlach selber hat oft genug gesagt: die rechte Katholicität, „ja auch nur das Papstthum", werde man weder in Deutschland, noch in England durch die Polizei, oder durch die Negationen des Protestantismus besiegen. Man kann die letztern Potenzen also immerhin ganz unbesorgt soweit gewähren lassen, als zur Niederhaltung des Papstthums auf dem Niveau eines bloßen Elements der Zukunftskirche Nro. 3 nöthig ist. Wer die bezügliche Haltung der Partei in den jüngsten Jahren betrachtet hat, wird nicht sagen, daß wir sie unrichtig zeichneten. Ihre Haltung gegenüber der reinprotestantischen Frage um Confession oder Union läuft, aus denselben Gründen, damit parallel *).

Es fragt sich noch, mit welchen Mitteln etwa die Partei eine Realisirung ihrer Zukunftskirche für möglich erachtet. Wir haben gesehen, daß die Innere Mission für die ihrige „massenhafte Bekehrungen" braucht, und diese zum Theil zwar von ordinär begnadigten natürlichen Mitteln erwartet, in letzter Instanz aber immer zu einer „neuen Ausgießung des heiligen Geistes" ihre Zuflucht nimmt. Man sollte meinen, die Zukunftskirche Nro. 3 müßte sich einem solchen außerordentlichen und unmittelbaren Eingreifen des Jenseits gleichfalls und um so mehr anvertrauen, als sie über den Kreis Deutschlands und des deutschen Protestantismus hinaus noch viel weiter, und zwar über die ganze katholische Kirche, sich erstreckt, ihre Aufgabe demnach noch viel höher und schwerer, und eine wahre Welt-, nicht bloß Volks-Kirche ihr Ziel ist. In der That sahen wir bereits früher die Ansichten darüber sehr auseinander gehen. Wir stoßen nicht nur auf Stellen, wo diese Zukunftskirche eben dieselbe

---

*) S. in den „Streiflichtern" Bd. 35. S. 894.

den „Wunder" und Zeichen voraussetzt, sondern sogar auch auf bedeutende Zweifel, ob sie, die vollendete „Reichseinheit", in dieser Irdischheit überhaupt noch zu Stande kommen, und nicht vielmehr für die Herrlichkeit einer andern Welt aufgespart seyn werde *). Solche Bedenken beruhen aber sichtlich immer nur auf Zweifeln an dem Entgegenkommen der katholischen Kirche; in Augenblicken, wo man dieses Entgegenkommen, in dem oben bezeichneten Sinne, für möglich und wahrscheinlich hält, da sieht man die Zukunfts-Kirche Nro. 3 auch schon fix und fertig im Geiste vor sich stehen, in imponirender und überwältigender Majestät, und zwar bloß durch die Kraft der wesentlichen und anfänglich von Gott gegebenen Verfassung, ohne weitere Wunder und Zeichen **). Die Katholiken haben gewiß Grund, dieser hohen Meinung von der „Aeußerlichkeit" ihrer Kirche sich zu freuen, ihrerseits aber umgekehrt zu hoffen, daß die Anderen endlich noch anders und demüthig werden, während sie selber, die „Aeußerlichkeit", bleibt, was sie nach Gottes Verheißung ist, bis an's Ende der Welt.

---

*) Vgl. „Streiflichter" Bd. 36. S. 210. 19 ff.
**) A. a. O.

LVI.

Bourgeoisie und Volk, insbesondere in Rhein-Preußen.

Die Wahlen für die zweite Kammer in Berlin sind im Ganzen so ziemlich abgelaufen, wie nach den Umständen zu erwarten war, d. h. im Sinne der factisch herrschenden Bureaukratie und Bourgeoisie, doch so, daß die liberale Opposition der letztern gegen erstere im entschiedenen Nachtheil geblieben ist. Man rechnet nämlich, daß schon jetzt, abgesehen von den Nachwahlen, die ministerielle Partei bedeutend in der Majorität gegen die liberale Opposition seyn werde, daß letztere im allergünstigsten Falle nur 142 Stimmen gegen 210 der Rechten werde zu vereinigen vermögen. Nebenbei gesagt, beziehen von den gewählten 335 Abgeordneten 220 Emolumente aus Staats- oder andern öffentlichen Kassen, nur 115 leben von eigenen Mitteln oder aus eigenem Erwerbe. Ein solches Resultat wäre wohl nicht möglich gewesen, wenn die liberale Opposition noch einigen Grund und Boden im Volke hätte. Daß dieses nicht der Fall, daß die liberale Bürger-Politik ganz wurzellos im Volke ist, dafür sind diese Wahlen ein neuer Beweis.

Ohne die größte Apathie des Volks betreffs der herrschenden Partei-Richtungen und seine Enthaltung vom ganzen Wahlgeschäft würde es der Regierung schwerlich möglich gewesen seyn, einen

solchen Einfluß auf die Wahlen zu gewinnen, wie sie dieses Mal ausgeübt *).

Am Rhein trat die Einwirkung der Regierung namentlich durch ein Rescript des Ober-Präsidenten an die Beamten so tendentiös bestimmend hervor, und wurde von untergeordneten Organen oft in so widerwärtigen Weisen in Ausführung gebracht, daß gerade diese Einwirkung unter andern Umständen zu dem entgegengesetzten Resultate geführt haben würde. Hätte das Volk auch nur noch ein sehr geringes Maaß von Sympathie für die liberale Bürger-Politik und ihre Vertreter, so würde der Versuch einer solchen Einwirkung auf die Wahlen gerade den Anschluß des Volkes an die Opposition und schon aus Opposition gegen solches Verfahren eine lebhafte Betheiligung an den Wahlen hervorgerufen haben. Daß Nichts der Art geschehen, beweist eben die Wurzel-, Boden- und Einflußlosigkeit der liberalen Parteien, und zeigt im nächsten Zusammenhange auf eine bereits weit fortgeschrittene Spaltung zwischen den sie vertretenden Bourgeoisie-Klassen und dem eigentlichen Volke hin.

Im Anfang des constitutionellen Wesens in Preußen war diese innere Spaltung des Volkes in bourgeoisie und peuple noch nicht, oder doch weitaus nicht in dem Maaße da, wie heute. Da betrachteten die untergeordneten Kreise den Kaufmann, Fabrikherrn, großen Gutsbesitzer wegen ihrer größern Bildung und der vorausgesetzten Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen als ihre natürlichen Repräsentanten, erwarteten von denselben Vertretung auch ihrer Interessen und schloßen sich unbefangen ihrer liberalen Richtung und constitutionellen Politik in der Meinung an, daß diese Dinge und Bestrebungen wahr und auch für das Volk und seine reellen Bedürfnisse gut wären. Diese Meinung hat sich aber nach und nach verändert. Nach so und so viel Kammer-Sitzungen und De-

*) Wo das Volk sich irgend lebhaft betheiligte, wie z. B. in einigen rein katholischen Districten, sehen wir meist katholische Candidaten aus der Wahl hervorgehen, die nur in seltenen Fällen der ministeriellen Partei angehören und dem Volke noch einiger Maaßen Hoffnung auf Vertretung auch seiner socialen Interessen geben. —

hatten sieht sich das Volk in seiner Lage um nichts gebessert, sondern fortwährend verschlimmert; es sieht, daß dieß nicht etwa Zufall ist, sondern wesentlich mit zu den Folgen einer Politik gehört, die sich mit allem Andern eher, als mit wahrhaften Volksinteressen abgibt; es sieht, daß diese Politik gerade vorzugsweise der Klasse erb- und eigenthümlich scheint, in der es bis jetzt seine natürlichen Vertreter erblickte, aus der es nach constitutionellem Usus zu seinen Candidaten gebildete Bourgeois, Plutokraten und Advocaten nahm. Diese Klassen haben eben auch durch ihre Kammer-Politik gezeigt, daß sie nicht mehr wahrhaft in der Volksgemeinschaft leben, denken und handeln: in der socialen Entwicklung der neuern Zeit durch materiellen Besitz in die Höhe und gewisser Maßen an die Stelle des frühern Adels gebracht, haben sie den richtigen Maaßstab für ihre ungewohnte Stellung dem Volke gegenüber nicht erkannt, und statt in Verbindung mit demselben die sichern Wurzeln ihrer Kraft zu bewahren, haben sie einerseits durch die falschen Systeme der Neuzeit, andererseits durch egoistische Klassen-Interessen sich zu einer Politik verführen lassen, welche die Sorge für das wahrhaft reelle, sociale Volkswohl ausschließt. Weil so die dem Volke entwachsene Bourgeoisie in ihren Interessen, Zwecken und Bestrebungen sich factisch vom Volke getrennt, hat sich das Volk auch von ihr zurückgezogen und sie dieses Mal im größten Maaßstabe auf dem politischen Kampfplatz allein gelassen. Die Constatirung der Thatsache dieser Trennung von bourgeoisie und peuple in politischen Dingen, die dadurch bedingte Niederlage des oppositionellen Liberalismus und der liberalen Bourgeoisie der Regierung gegenüber bildet sicher eine wichtige Seite an den letzten Wahlergebnissen in social-politischer Beziehung.

Nach diesen Wahlresultaten sieht sich also die Regierung mit einer großen Beamten-Kammer-Majorität gegenüber einer Bourgeoisie, die, in ihrer liberalen Opposition so ziemlich das gewöhnliche Fahrwasser der bisherigen innern Politik innehaltend, für die Zukunft hauptsächlich nur die Vergrößerung der sogenannten constitutionellen Rechte und Freiheiten, und mittelst derselben die Ausdehnung und Befestigung ihrer factischen Vorrechte und weitere Ausbeutung ihrer materiell günstigen Lage im Auge hat — und

einem Volke, welches zum größten Theil nicht etwa nur durch die theuern Jahre — diese haben das Wachsthum des Uebels nur beschleunigt — sondern durch den Gang der bisherigen Social-Politik selbst an den Rand des Verderbens gebracht ist und es immer mehr wird. Günstiger war die Lage der Regierung in der Zeit des Constitutionalismus noch nie zu einer entscheidenden Wendung oder doch zu bedeutenden Vorbereitungen und einzelnen Reformen in den social-politischen Dingen, weil noch nie eine solche Beamten-Majorität auf Seiten der Regierung in der Kammer und noch nie eine solche Einflußlosigkeit der constitutionellen Opposition des liberal gebildeten Bürgerthums im Volke da war.

Um sich von der Stimmung des Volks in dieser Beziehung einen rechten Begriff zu machen, ist außer dem eben und früher hier Mitgetheilten namentlich auch noch des Umstandes zu erwähnen, daß die dem Volke ungünstige liberale Politik der Bourgeoisie und Plutokratie nicht etwa auf den Staat und die Kammer beschränkt blieb, sondern auch in der Gemeinde ausgeführt wurde. Die Ansichten, Interessen dieser Klassen wurden gegen die Denkweise und Interessen des Volks auch im Einzelnen zur Geltung gebracht, und mußten ihre practischen Consequenzen namentlich hier bitter empfunden werden und viel zur innern geistigen Trennung des Volks von der Bourgeoisie beitragen, wo es sich um direkten materiellen Vortheil oder Nachtheil handelt. Ein Beispiel: Gesetzt, eine Gemeinde besitzt unter ihren Grundstücken auch solche, die von den Armen viel zur Feuerung gebrauchte Erdbestandtheile (Lehm) enthalten. Das Grundstück kann nicht oder nicht ganz verpachtet werden, wenn es auch vom armen Volke zu jenem Zwecke benutzt wird, und die Beiträge zur Communal-Steuer werden sich durch solchen Ausfall um ein klein Weniges (einige Gulden im Ganzen) erhöhen. Wenn nun in solchem Falle die im Gemeinderath dominirende Bourgeois-Partei den Armen das Holen der nöthigen Erde verbietet, um nur ja zu verhindern, daß für den Ausfall der Pacht die Communal-Beiträge um ein Kleines wachsen, so stößt dieselbe mit solchem Verfahren im Geiste eines einseitigen Klasseninteresses natürlich Hunderte von sich ab, und macht sie bewußt, daß ihr Interesse verschieden ist von dem der dominirenden Klasse und sich

diesem bei der geringsten Collision unterordnen muß, wenn auch ihr Nachtheil in keinem Verhältnisse zu dem kleinen Vortheile jener steht. Denkt man nun, daß sich solche Collisionen in ganz kleinen Dingen im Gemeinde-Leben unzählig oft wiederholen müssen, und wohl nur zu oft von dem die Majoritäten der Gemeinderäthe beherrschenden rücksichtslosen Geldgeiste zum Nachtheil des Volks entschieden werden, so ist es nur allzu erklärlich, daß von der größten Stadt bis zum kleinsten Dorfe nach und nach das Volk auseinandergeht in bourgeoisie und peuple, daß auch letzterer sich immer mehr in bestimmtem Gegensatz zu ersterer fühlen lernt.

Es ist fast kein Ereigniß im Leben, welches diesen traurigen Klassen-Gegensatz nicht entweder mehr zur Schau bringt, oder ihn auch direct und in seinen unmittelbaren Folgen befördert. Die Bourgeoisie, nun einmal dem Volke entfremdet, weiß die Gefühle desselben so wenig zu würdigen und wiederzugeben, daß sie fast in Allem, was sie in der durch ihre äußere Stellung ihr zugewiesenen Vertretung des gesammten Volkes thut, die Disharmonie zwischen diesem und ihr mehr und mehr zu Tage fördert. Dieß ist auch in der Veranstaltung öffentlicher Festlichkeiten, wie sie z. B. bei der neulichen Anwesenheit des Königs hier am Rhein stattfanden, der Fall.

„Der König muß nach dem, was er öffentlich zu sehen und zu hören bekommt, nothwendig glauben, Land und Leute befänden sich im größten Glück und Wohlstand", sagte das Volk am Rhein in Bezug auf die letzten Festlichkeiten. Auch die Gebildeten denken so, welche noch in einem lebendigen Zusammenhange mit dem Volke stehen und nicht in die Haltung der Bourgeoisie zum Volke eingegangen sind. Damit war nicht etwa eine Opposition gegen die Feste in Bezug auf ihre Veranlassung und ihren Gegenstand gemeint: nur in Hinsicht des innern Mißverhältnisses sprach sich die Mißstimmung des Volkes aus, daß die Bourgeoisie und ihre Vertretung in den Gemeinderäthen ꝛc. glänzende Feierlichkeiten veranstaltet, und damit thut, als ob Alles in bester Ordnung wäre, während in der Masse des Volks die traurigsten Zustände herrschen, und so gar keine rechte Richtung auf gründliche Abhülfe bei den reichen Klassen da ist. Wie in einem Trauerhause keine lärmenden Lustbarkeiten stattfinden sollten, so, fühlt das Volk, auch

in keiner trauernden, in einer großen Zahl ihrer Bewohner vom Hunger und Elend schon bedrängten oder doch nahe bedrohten Stadt. Wer demnach in solcher Lage solches thue, zeige eben durch solches Ignoriren der Noth, daß er keine wahre Theilnahme habe, außer Gemeinschaft stehe mit den Trauernden oder Leidenden x. x. Gerade aber dadurch, daß die Bourgeoisie bei solchen Gelegenheiten die Zustände des Volks ignorirt, stellt sie sich außer Beziehung zu demselben und stößt es von sich ab.

Auf dergleichen, wie auf die Gefühle und Stimmungen des Volks, pflegt die hohe Bourgeoisie nicht eben sonderlich zu achten; „es sind ja", meint sie, „nur die Leute, welche Nichts oder nicht Viel zu verlieren haben, die so sprechen", und setzt sich mit einer Nichtachtung der misera contribuens plebs, welche bei einem ungarischen oder polnischen Adel in seiner verkommensten Zeit nicht stärker seyn konnte, als bei den modernen Geld-Magnaten, über jede Rücksicht hinweg gegen eine sehr große Zahl der Mitbürger, die nicht zur Bourgeoisie gehören. Dagegen ist sie nach anderer Seite sehr bedenklich, einen Anstoß zu geben. Im August d. Js. wurde z. B. von Seiten der Majorität des Gemeinderaths des deutschen Rom's der von einem Verein erbetene Raum zur Aufstellung eines Standbildes der seligsten Jungfrau auf einem öffentlichen Platze des heil. Cöln, dessen Schutzpatronin die Gottesmutter ist, verweigert, „weil durch solche Aufstellung ein Theil der Bevölkerung unangenehm berührt werden könnte." Ein sicher viel größerer Theil der Bevölkerung, namentlich aus dem Volke, wurde durch solche Verweigerung oder vielmehr deren Motivirung nicht allein unangenehm berührt, sondern auch tief verletzt und abgestoßen. Darauf achtet die Bourgeoisie nicht.

In Betreff der erwähnten Feste ist ein weiteres, trennend und spaltend und abstoßend wirkendes Moment der Umstand, daß heute bei dergleichen dem Volke nicht die geringste active Theilnahme in Volksbelustigungen x. eingeräumt, sondern bloß die Freiheit des Zuschauens und die Ehre gelassen wird, den Hintergrund des Festbildes abzugeben. An Spenden von Wein, Fleisch in Gestalt gebratener Ochsen und dergleichen Sachen, durch die in früherer Zeit unter allerhand Formen eine gewisse Gemeinschaft der Noblesse mit

dem Volke auch im Genusse hergestellt, das Volk mit in den positiven Genuß hereingezogen wurde, denkt die heutige Bourgeoisie nicht, weil sie eben nicht oder nur wenig an das Volk denkt, keine innere Gemeinschaft mit ihm hat. Die hohe Bourgeoisie ißt und trinkt allein, und überläßt dem Volke weiter Nichts, als das nüchterne Zuschauen und seinen Antheil an den Communalsteuern. Dabei denkt nun das Volk unter Anderm auch, daß Feste, die von einer Klasse allein veranstaltet und genossen werden, auch von selbiger allein bezahlt werden sollten und dergleichen, und fühlt sich also bei solcher Veranlassung getrennt und gespalten und im Gegensatz mit seinen Repräsentanten. Daß trotz Alldem namentlich in Cöln überhaupt noch solche Feste mit solcher Theilnahme auch des Volks möglich sind, erklärt sich, abgesehen von der Schau- und Vergnügungslust und der Rücksicht auf den Vortheil der Stadt, theils aus einer wirklichen Zuneigung zu den gefeierten Personen und aus einem richtigen socialen Tacte, theils auch daraus, daß die Kluft zwischen Bourgeoisie und Volk noch nicht überall gleich groß und allgemein durchgeführt ist. Es gibt z. B. in Cöln noch manche Männer, die von Alters her mit dem Volke verwachsen und die selbst noch keineswegs in die Bourgeoisie und ihre Haltung aufgegangen sind, sondern durch ihr wirklich besseres Verhältniß zum Volke auch eine größere Popularität genießen. Solche vermitteln gleichsam das Volk mit der Bourgeoisie und machen dadurch einen gewissen Anschluß des erstern an letztere bei solchen Gelegenheiten noch möglich. Andererseits geben solche Einflüsse in Verbindung mit der ganzen Einwirkung, welche der alte katholische Boden des heiligen Cöln und die ganze dort herrschende Atmosphäre unbewußt auch auf die neuen Einwanderer übt, in denen die eigentliche Bourgeoisie und Plutokratie zum großen Theil besteht, derselben ein wenigstens in den Formen weniger schroffes Auftreten, als z. B. im nahen Bergischen, wo bei dem Mangel an jedem einigenden Einfluß katholischer Erinnerungen an wahrhafte Volkseinheit selbst auch durch abstoßende Formen des Lebens und Verkehrs die Spaltung noch weiter geführt wird.

Unter solchen Umständen, bei der Thatsache der furchtbarsten und traurigsten Spaltung im Volke, die im beständigsten Fort-

schritte sich bis zum gefährlichsten Gegensatz zu entwickeln droht, dürfte es wahrhaftig an der Zeit seyn, daß auch von der Regierung, soweit es nach ihren Kräften und Mitteln ihre Aufgabe seyn kann, auf allen Wegen und mit der größten Betonung in der gesammten Politik, der äußern wie der innern, auch die socialen Verhältnisse in Rücksicht und Rechnung gezogen würden, und von allen Seiten und auf alle Weise und mit allen Mitteln an der Hebung der socialen Uebelstände und vor Allem an der Wiederherstellung einer wirklichen Volkseinheit unter den feindlich entgegengesetzten Klassen gearbeitet werde. Napoleon III., sicher einer der klügsten und einsichtigsten Monarchen dieses Zeitalters, soll von der Bedingtheit und Abhängigkeit der politischen Fragen von den socialen Verhältnissen dermaßen überzeugt seyn, daß er, wie die Zeitungen berichtet, mehrmals und neulich auch im Ministerrath von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens wegen der socialen Volkszustände gesprochen hat. Wird in solcher Weise die ungeheure Wichtigkeit dieser Seite der Dinge mehr und mehr auch von den deutschen Regierungen einigermaßen genügend anerkannt, so kann es nicht fehlen, daß der Gang der Politik bald eine andere Richtung erhält, und wieder mehr auf die Herstellung der wirklich concreten Lebens-Bedingungen und Verhältnisse des Volks gerichtet wird, wie denn ja auch die Politik des Mittelalters wesentlich Wirthschafts-Politik war.

Zu vorbereitenden Schritten in solcher Umwendung scheint also auch die preußische Regierung jetzt in sehr günstiger Situation. Der Ausfall der Wahlen ist nach seiner positiven wie negativen Seite insofern ein erfreulicher, als die Regierung, von der sich sicher eher derartige Reformen erwarten lassen, als von der Bourgeoisie, unter diesen Umständen mehr als je den socialen Zuständen Rechnung tragen und in Maaßregeln eingehen kann, wie sie die kommenden Ereignisse fordern werden, ohne an der liberalen Opposition einen gar zu großen Widerstand zu finden. Wenn nach den Ansichten eines wahrscheinlich großen Theils der jetzigen Kammer-Mitglieder „conservativ" und „gouvernemental" Eins, und unbedingte Ergebung an die Regierung in Allem Christenpflicht ist, so läßt sich erwarten, daß sie diesen Glauben auch nach socialer Seite

im Kampf mit der widerstrebenden Bourgeoisie bewahren und so der politisch-quietistische Irrthum doch zu Etwas gut seyn werde. Uebrigens steht ja auch zu hoffen, daß die Bourgeoisie von ihren grundfalschen liberal-politisch-socialen Richtungen und Theorien und ihrer engherzigen Klassen-Stellung durch die Ereignisse selbst abkommen und zuerst durch aufrichtige Kenntnißnahme von den wirklichen Zuständen ihre Theilnahme beweisen und eine Wiedervereinigung mit dem Volke suchen und beginnen werde. Kenntnißnahme ist das, was vor Allem hier Noth thut, da nicht positiv böser Wille, sondern wirkliche Unkenntniß dem Irren und Fehlen der meisten Gebildeten in diesen Sachen zu Grunde liegt. Das läßt sich begreifen, wenn man erwägt, daß auf diesem Gebiete die Einsicht fast nur durch Autopsie und in unmittelbarem Eingehen in's Volksleben gewonnen werden kann, da unsere deutsche Literatur bisher im Ganzen viel zu abstract theoretisch war, um sich mit dergleichen unmittelbar vor den Augen liegenden Dingen zu beschäftigen. Auch selbst unsere Tages-Presse war im Allgemeinen viel zu vornehm, als daß dieß Denken und Sprechen des Volks irgend ein Echo in ihr hätte finden können. Namentlich ist die rheinische liberale Presse zum Theil in hohem Maaße in den Bourgeoisie-Standpunkt eingegangen, und wirkt, seine Theorien weiter verbreitend, trennend und auflösend, höchst nachtheilig auch nach socialer Seite hin. Auch in dieser Beziehung, in der Presse bedarf es großer Reformen, daß sie, oder ein Theil von ihr, eine wahre Volks-Presse und zu einem wirklichen Organ des leibhaftigen ganzen Volks und seiner Interessen werde!

LVII.

Ueber die Möglichkeit einer friedlichen Erledigung der Cubanischen Frage.

Auf Cuba 1855.

Schon seit mehreren Jahren ist die königliche Insel Cuba verschiedenen Eroberungsversuchen republikanischer Freibeuter ausgesetzt gewesen und dadurch für den Politiker ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden. Man hat sich überzeugt, daß solche Versuche durch die stets mehr hervortretende Begehrlichkeit des gesammten amerikanischen Volkes und durch die Connivenz seiner Regierung allein möglich gemacht worden sind, und man beginnt sich der Ansicht zuzuneigen, daß Spanien den hiesigen status quo für die Zukunft aufrecht zu erhalten kaum im Stande seyn werde, zumal wenn die amerikanische Regierung unter irgend einem Vorwande einen casus belli ausfindig zu machen sich entschließen sollte. Dieses ist aber bei den stark hervortretenden kriegerischen Gelüsten der Union, sowie im Angesicht der orientalischen Streitigkeit sehr wohl zu gewärtigen, und es mag mir daher erlaubt seyn, einige Andeutungen über die Möglichkeit einer friedlichen Erledigung dieser Frage, die, wie sehr auch für den Augenblick zurückgedrängt, so lange wieder zum Vorschein kommen muß, bis man eine definitive Lösung derselben ermittelt haben wird,

kurz die bereits zu einer der großen diplomatischen Schwierigkeiten des Tages geworden ist, hier niederzulegen — indem ich glaube, durch ein an Ort und Stelle gemachtes sorgfältiges Studium der Verhältnisse der Insel dazu einigermaßen berufen zu seyn.

Die Frage über die Zukunft dieser Insel ist nicht bloß eine amerikanische oder spanische, sondern eine die europäischen Interessen wesentlich berührende. Von dem Augenblicke an, wo dieselbe durch die Gewalt der Waffen gegen Spanien und zu Gunsten der Union entschieden worden wäre, würde jenes Land aufhören selbst den geringen Grad von politischer Selbstständigkeit zu behaupten, den es sich bisher noch gegenüber Frankreich und selbst England zu bewahren gewußt hat. Zwar möchte dieses weniger durch den mit der amerikanischen Annexation der Insel verbundenen materiellen Verlust geschehen, als durch den Verlust gleichsam des letzten Nimbus, der Spanien noch als ultima gloria seiner großen, hehren Vergangenheit geblieben ist; kurz der Glaube an Spanien, das Vertrauen auf seine Kraft, selbstständig zu bleiben, schon so sehr geschwächt, würde den letzten Halt verlieren und es seinen mächtigern Nachbarn als eine leichte Beute erscheinen lassen. Dagegen würde die Macht der vereinigten Staaten eine so unverhältnißmäßige werden, daß die Möglichkeit, die bisher noch bestanden, dieselbe in gewissen Schranken zu halten, vernichtet werden würde. Die Einverleibung eines neuen Sklavenstaates würde zunächst den Norden unfehlbar zu einem Invasionskrieg gegen Canada veranlassen, das schon so zerrüttete und innerlich zerrissene Mexico würde bald unterliegen, und in Kurzem die gewaltige nordamerikanische Demokratie den südamerikanischen Republiken nahe bringen, die, schon ohnmächtig an sich, es hauptsächlich noch durch die Gleichheit des politischen Princips sind — um zuletzt auch demjenigen Lande Gefahr zu bringen, wo allein noch das monarchische Princip bewahrt worden ist, und welches eben deßwegen,

sowie vermittelst seines wohlgepflegten Katholicismus, am besten im Stande wäre, für die Zukunft und nachdem es sich noch mehr consolidirt, mit Erfolg den Anmaßungen jener arroganten Republik entgegenzutreten.

Der moralische Einfluß, den eine solche, höchst wahrscheinliche Uebermacht des demokratischen Amerika's auf Europa nehmen würde, wäre nicht wohl zu berechnen, indem dasselbe schon jetzt, durch seine bloße Existenz, durch die still wirkende Kraft seines Beispiels, die Massen besticht, blendet und verführt, da diese nur die riesenhaften Erfolge, welche jenes Land auf dem materiellen Gebiete unaufhörlich erringt, in's Auge fassen und jene glänzenden Resultate der Vollkommenheit des politischen Räderwerkes zuschreiben.

Die Frage, ob eine größere Ausdehnung der vereinigten Staaten nicht auch die Auflösung der Union herbeiführen würde, wäre dann und ist überhaupt, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, eine ziemlich müßige, da der demokratische Geist mit gleicher Stärke in den Fragmenten fortleben würde, wie er jetzt wirkt im Ganzen, und da mit dem Fortbestehen dieses Geistes auch die gemeinsame, vereinigte Bekämpfung des europäischen Einflusses mit Sicherheit vorausgesehen werden kann. Wo immer der politische Einfluß der Nordamerikaner nur einmal zur praktischen Geltung gekommen ist, da findet sich auch für lange Zeit kein Raum mehr für entgegengesetzte Principien, denn ihre Principien wenden sich mit einer nie gesehenen Energie an die stärksten und allgemeinsten Leidenschaften der Menschen und haben Dauer, solange sie jene zu befriedigen vermögen, das heißt solange noch das Eigenthum billig und die Arbeit theuer ist.

Im Rückblicke auf die in einem großen Theile Europa's herrschende Stimmung, in Erinnerung des demoralisirenden Einflusses des uncontrollirten demokratischen Princips, wie ich es in Nordamerika verfolgt und constatirt habe, und in der demnach jetzt gewonnenen festen Ueberzeugung, daß jenes

Princip selbst in Amerika die Menschheit ihrer höhern Bestimmung entgegenzuführen nicht berufen ist, kann ich nicht genug hervorheben, von welcher überwiegenden Wichtigkeit es ist, der stets zunehmenden Vergrößerungssucht der vereinigten Staaten, so viel es möglich und so lange es noch Zeit ist, durch gemeinschaftlich combinirte Maßregeln Einhalt zu thun.

Die Macht des demokratischen Princips, wie groß sie auch sei, ist für uns keine fatalistisch unwiderstehliche, der Europa, nach Hrn. v. Tocqueville, Gervinus und sonstigen politischen Schriftstellern des Tages, rettungslos verfallen müßte. Wenn auch an Gewalt den Elementen zu vergleichen, kann jenes, eben wie auch diese, durch menschliche Klugheit und Vorsicht gehemmt und gebrochen werden. Mit dieser, glaube ich, wird das Schicksal Europa's nie das seyn, welches von jenen Publicisten, die übrigens offenbar den Leidenschaften der ungebildeten Klassen geschmeichelt haben, vorausgesetzt worden ist, und wie sollte man nicht unter Voraussetzung eben jener nothwendigen Klugheit berechtigt seyn, auch auf den beruhigenden Einfluß der Zeit und auf die damit schon so oft herbeigeführte Umstimmung in den Gefühlen und Wünschen der Menschen zu rechnen. Zu laut, zu unwiderleglich spricht das Zeugniß der Geschichte für die aus Natur-Gesetzen stets eintretende Reaktion, als daß ich nicht mit jenem alten Weisen des Morgenlandes sagen sollte: Und auch dieses wird vergeh'n!

Bei den Ansichten, die ich zu entwickeln habe, gehe ich zunächst von der Ueberzeugung aus, daß die jetzt an das Ruder der Regierung gelangte demokratische Partei die erste günstige Gelegenheit zu einem Angriffe auf Cuba benutzen wird, andererseits, daß Spanien nicht im Stande ist, einen solchen Angriff auf irgend eine längere Zeit mit Erfolg abzuwehren, und drittens, daß die gesammte kreolische Bevölkerung, bei dem Grade von materieller und geistiger Entwi-

ckelung, den sie erlangt hat, der Natur der Dinge gemäß, ihre Unabhängigkeit von Spanien begehrt, und zwar leidenschaftlich und rücksichtslos auf alle etwaigen üblen Folgen, gerade wie alle materiell und geistig erstarkten Colonien sie gewünscht haben.

Die Erfahrung lehrt, daß die Anhänglichkeit einer zu einem gewissen Maße der Reife gekommenen Colonie durch die wohlwollendste und weiseste Regierung nicht bewahrt werden kann, viel weniger aber, wenn das Mutterland größtentheils nur seine eigenen Interessen in's Auge gefaßt und jener nur seine verlorenen Augenblicke gewidmet hat. Dieses ist hier der Fall und eine über jeden Zweifel erhabene Thatsache.

Was zunächst die Basis einer jeden guten Regierung betrifft, die Justiz, so scheint diese weniger hier zum Schutze der Unterthanen als zur Bereicherung der Beamten bisher bestanden zu haben, sie bildet den schwächsten Zweig der ganzen Verwaltung. Die Gesetze sind in zu grellem Widerspruche mit den Zeitverhältnissen und Bedürfnissen, theils mit zu ausschließlicher Berücksichtigung auf das Mutterland gemacht worden, theils geradezu absurd. Unter letztern hebe ich hervor, daß kein Verwundeter angerührt werden darf, bis der Capitano de partido angekommen, und daß, wird derselbe auf einem Privateigenthum gefunden, dem Eigenthümer gleichsam der Beweis aufgelegt wird, seine Unschuld zu constatiren, und im Fall der Schuldige nicht ausgefunden werden kann, der Verwundete die Untersuchungskosten bezahlt. Das Eigenthum der Selbstmörder wird confiscirt; die Fleisch- und Fischpreise in Havanna werden dictirt und bilden ein Monopol; Vormünder haften nicht mit ihrem eigenen Vermögen für das ihrer Mündel u. s. w. Oft ist es auch bloß die vage, zweideutige, mangelhafte Abfassung des an sich guten Gesetzes, welche Anlaß zu Chicanen gibt und schlechte Leidenschaften nährt. Aus einem Berichte des Hrn. Queipo, frühern Civilbeamten, ersehe ich ferner, daß die hier häufig in Anwendung kommen-

den Militär-Tribunale, ganz ihrer Natur zuwider, zu nachsichtig gegen Diebe und Mörder, und nicht selten auch wegen Bestechlichkeit in Madrid angeklagt worden sind, und im J. 1848 mehrere öffentlichen Verurtheilungen deßhalb dort stattgefunden haben. Die Regierung selber und deren Chefs haben bisher oft auf die beklagenswertheste Weise zuerst die Gesetze umgangen und nicht wenig zu der hier herrschenden Ansicht beigetragen, als ob dieselben nur gegen die Armen und Einflußlosen eingehalten würden. Welche Verhöhnung der Gesetze ist es nicht, wenn die höchsten Beamten es nicht verschmähen, Contrakte mit reichen Individuen zur Ignorirung gewisser, besonders lästiger Gesetze zu schließen, wie dieses notorisch unter der letzten Regierung in Bezug auf das Gesetz gegen die Einfuhr der Sklaven geschehen ist und in diesem Augenblicke mehr als je geschieht. Diesem von oben herab gegebenen Beispiele folgen dann hauptsächlich die Zoll-Beamten, mit denen sich die Kaufleute in förmliche contraktlichen Verbindungen setzen zur Ein- oder Ausführung größerer Quantitäten oder anderer Waaren, als der angegebenen. Die Beamten sind hier und namentlich in Havanna, einer der theuersten Städte der Erde, so gering besoldet, daß sie schon zu ihrer bloßen Existenz gezwungen seyn würden, zu unrechtlichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen; da sie nun sowohl die Unterthanen bedrücken, als die spanische Regierung hintergehen, so machen sie aus dieser doppelten Quelle der Bereicherung eine recht comfortable, oft glänzende Existenz. Was auch immer für Verbesserungen seit den General-Capitänen Tacon und Concha, deren Andenken hier in allen Herzen fortlebt, im Justizwesen und der Verwaltung überhaupt, gegenüber den frühern Zuständen, von denen man sich in Europa wohl schwer einen nur approximativen Begriff machen könnte, geschehen seyn möge: die jetzigen Zustände sind noch immer außer allem Verhältnisse mit denen irgend eines mir bekannten europäischen Staates, und das noch jetzt beobach-

tete Verfahren der Beamten im Allgemeinen läßt sich am besten in den Worten fassen: Gott ist hoch, der König weit und wir sind hier die Herren. Wo sollte indessen auch die Colonie eine gute Justiz bekommen, da das Mutterland noch immer eine schlechte hat?

Eine andere Quelle vieler Uebelstände ist der alle vier Jahre eintretende Wechsel, nicht allein der General-Capitäne, sondern auch fast aller höhern Beamten und selbst vieler niedern, wie der Capitanos de partidos, Magistratspersonen, die auf dem Lande oft eine bedeutende Rolle spielen können. Dieser Zeitraum ist zu lang für eine schlechte Verwaltung, und nur selten entschließt sich die spanische Regierung den General-Capitän vor diesem Zeitraume abzurufen, zu kurz aber, um administrative Reformen einer genügenden Probe zu unterwerfen, da hierzu eben eine längere, consequente Durchführung derselben nöthig ist. Jeder neue Chef sucht einen Ehrenpunkt darin, die Maßregeln seines Vorgängers zu beseitigen oder wenigstens zu ignoriren, er schlägt ganz neue Bahnen ein, die dann wieder von seinem Nachfolger verlassen werden. Wie soll außerdem der Beamte ein Land liebgewinnen, wo er nicht bestimmt ist, zu bleiben? Welches Hin- und Hertasten, wie viele nutzlosen Versuche, um etwas *Solides* auf *Flug-Sand* zu bauen!

Was ferner den überall so wichtigen Punkt der Besteuerung anbetrifft — ein Verwaltungszweig, der für die Colonien offenbar von noch größerer Bedeutung ist als für Länder, die *mehr eine politische Macht* sind und bei denen die Produktion nicht das erste und Alles überwiegende Interesse bildet — so ist diese zwar direkt und auf den ersten Anschein gering, aber indirekt und daher überhaupt zu hoch, selbst bei aller Berücksichtigung der sehr reichen Hilfsquellen des Landes.

Erstens besteht noch der Zehnte, obgleich unter der scheinbar mildern Form einer zwischen dem Regierungspächter und

dem Eigenthümer vertragsmäßig festzustellenden Summe. Da aber das ganze Verfahren hierbei sehr fakultativ und durch das Gesetz nicht präcisirt ist, so geschieht es häufig, daß der Wohlhabende und Einflußreiche sich mit einer geringen Summe abfindet, während der kleine und protektionslose Besitzer zur Entrichtung des vollständigen zehnten Theiles seiner Produkte angehalten wird. Die Mißbräuche, die aus einer Verpachtung der Regierungsgefälle an Privatpersonen hervorgehen, sind übrigens namentlich durch die Geschichte Frankreichs zu einer solchen Evidenz erhoben worden, daß jede weitere Ausführung derselben als unnöthig erscheint.

Zu dieser gerade in formeller Hinsicht sehr lästigen Abgabe kommt theils die hohe Besteuerung vieler sehr nothwendigen Einfuhrartikel, die durch die fortwährende Beibehaltung der Differenzialzölle von 35 bis 50 pCt. und für amerikanisches Korn, d. h. das Korn, welches das Land natürlich viel billiger als das spanische Korn kaufen könnte, sogar bis zu 200 pCt. aufsteigt — theils die nicht weniger beträchtliche Besteuerung der wichtigsten Ausfuhrartikel, die für die Kiste Zucker — etwa 17 Doll. an Werth — 3/4 Doll. und für jedes Tausend Cigarren zu 100 Frs. — 2 Fr. 50 Cent. beträgt. Diese, namentlich in letzter Hinsicht schlechte, Vertheilung der Steuern erschwert wesentlich den Aufschwung des Landbaues und des Handels, um so mehr, da immer mehr Concurrenten auf dem Markte erscheinen, worunter in erster Reihe Brasilien, wo das Zuckerrohr vortrefflich gedeiht, die Arbeit (d. h. die Neger) billiger ist, weder Differenzialzölle noch Abgaben auf die Landesprodukte bestehen, und welches nächst Nordamerika das einzige Land in diesem Welt-Theile ist, wo die Eingebornen ihre Geschäfte selbst betreiben und nicht, wie besonders in Cuba, den Handel den Fremden überlassen.

Eine andere Klage der Kreolen betrifft die bisherige Vernachlässigung alles dessen, was zur geistigen Cultur des

Landes beitragen könnte. Auch in dieser Hinsicht habe ich mich überzeugt, daß allerdings wenig bisher geschehen ist, aber noch viel mehr bedaure ich, daß die Regierung es gänzlich versäumt hat, für eine moralische, nationale Bildung der Bevölkerung zu sorgen. Nachdem schon vor mehreren Jahren höhere, rein wissenschaftliche Anstalten, wie die medicinische und juristische Akademie gegründet worden sind, fängt erst jetzt die Regierung an solche Anstalten zu gründen, wo die eben erwähnte, gerade auch für das Mutterland so wichtige Bildung zu erlangen seyn wird. Zu diesen gehört das im Bauen begriffene Collegium, welches den zurückberufenen Jesuiten überwiesen werden wird. Die hier bereits angekommenen sechs ausgezeichneten Mitglieder des Ordens werden zwar einen schwierigen Stand, gegenüber dem Indifferentismus der theilweise auch moralisch tief gesunkenen Bevölkerung, aber auch fast nicht weniger zu kämpfen haben mit der gleichfalls sehr verkommenen, verweltlichten Geistlichkeit des Landes. Die Geschichte des Ordens zeigt indessen, daß er vorzugsweise geeignet ist, durch Eifer und Consequenz zu reformiren, und wie dürfte man an seiner Wirksamkeit zweifeln gegenüber einer Bevölkerung, die, wie die Kreolische, so sehr begabt ist, und von Natur eine Liebenswürdigkeit und Milde des Charakters besitzt, wie ich nicht leicht in einem anderen Lande gefunden.

Auf vielen englischen Colonien, wie den westindischen Inseln, sehen wir zwar auch die Regierung ziemlich gleichgültig gegen die Verbesserung der sittlichen und geistigen Zustände, dagegen hat Alt-England, zum Unterschied von Alt-Spanien, seinen Colonien Anstalten und Hülfsmittel zu Hause zu bieten, die in dem, was bei aller Erziehung Hauptsache bleibt, nämlich der Bildung des Charakters noch immer als unübertroffen dastehen. Liebe zum Vaterlande braucht außerdem auf den meisten englischen Colonien wenig gelehrt zu werden; hier aber, wo gar keine moralischen Bande mit dem

Mutterlande bestehen, wäre eine nationale Erziehung unumgänglich nöthig gewesen*).

Unter den Folgen, welche diese Vernachlässigung der Erziehung im Allgemeinen herbeigeführt hat, hebe ich besonders hervor, daß die Kreolen schon seit Jahren angefangen haben, ihre Kinder nach den vereinigten Staaten und zwar nicht nach dem Süden, sondern nach dem Norden, dem demokratischen und puritanischen Theile der Union par excellence, hauptsächlich nach Newyork, Boston und Philadelphia zu senden, wo sie natürlich systematisch mit Haß gegen Spanien erfüllt und methodisch zu Republikanern herangebildet werden.

Außerdem beklagen sich die Kreolen, die übrigens, wie sehr auch den Spaniern an männlicher Entschlossenheit nachstehend, ihnen an geistiger Fähigkeit und Regsamkeit weit überlegen sind, wie die gerade von ihnen eingeführten Verbesserungen des Landbaues, die zweckmäßige Benutzung der Maschinen für die Zubereitung des Zuckers, die Anlegung vieler Eisenbahnen, u. s. w. hinlänglich beweisen — über den ganzen Geist, in dem die spanische Regierung das Land verwalte, über den Hochmuth und die Geringschätzung, mit der sie behandelt würden, über die Ausschließung der Eingebornen von allen höhern Aemtern und viele andere Punkte, die, wie sehr sie auch zwei Seiten haben mögen und mit welcher Vorsicht sie auch demnach entgegengenommen werden müssen, unwiderleglich die Abneigung, den Haß beweisen, den sie ge-

---

*) In allen Colonien treten vor dem merkantilischen alle übrigen Interessen dermaßen zurück, daß eine krasse materielle Sinnesweise und ein entschiedener Zug nach Unten vorherrschen muß, und eben nur durch die eifrigste Pflege allgemeiner, namentlich glaube ich, auch klassischer Bildung einigermaßen gemildert werden könnte. Solchem Sinne entspricht denn auch die Loyalität, die, in allen Colonien, besonders auch wegen der fortwährenden Entfernung des Monarchen, schon an und für sich schwer zu erzeugen, noch schwerer zu erhalten ist.

gen Spanien hegen, ein Haß, der sich bei vielen, selbst sehr gebildeten Kreolen dahin ausspricht, daß sie es vorziehen würden, ihre eigene Race durch die harte anglo-sächsische vernichten zu sehen, wie dieser Vernichtungsproceß allerdings in Louisiana rc. bereits vor sich geht, als noch länger das Joch Spaniens zu ertragen.

Diese übrigens schon lange nicht mehr geheimgehaltene Stimmung der Kreolen, deren Anzahl sich ungefähr auf 280,000 Individuen beläuft und die den größten Theil des Landes als Grundeigenthümer besitzen, wird fortwährend unterhalten und gesteigert durch die täglich sich vermehrenden Handelsverbindungen mit Amerika, sowie durch vielfache Verheirathungen der physisch sehr herabgekommenen Eingebornen mit Amerikanerinen, ganz besonders aber auch durch die Intriguen und Aufreizungen jener Gesellschaften, die sich vorzugsweise im Osten und Westen der Union zur Beschleunigung der Annexation gebildet haben. Diese für die Abolition fanatisch wirkenden Staaten sehen nämlich mit Sicherheit der Abschaffung der Sklaverei in mehreren Theilen der Union, wie in Maryland, Kentucky, North- und South-Karolina, aus dem Grunde entgegen, weil die dortigen Sklaven, die bei dem gemäßigten Klima sehr wohl durch Weiße zu ersetzen wären, nach Cuba mit Vortheil verkauft werden könnten, sobald die Annexation geschehen wäre. Im Süden der Union, wo überhaupt mehr conservative Elemente sind, habe ich nichts von einer ähnlichen Agitation gesehen und nur die Ansicht mit Entschiedenheit aussprechen hören, daß keiner fremden europäischen Macht gestattet werden müsse, in dieser Frage zu interveniren.

Dieser Stimmung gegenüber hat der neue General-Capitän, der ein gebildeter Mann seyn soll*), während der

*) Der Gen. Concha, der den ebengenannten bereits ersetzt hat, ist es wirklich, und zudem, was das Wichtigste, ein entschlossener und

frühere durch sein rauhes Wesen allgemein angestoßen hat, einige Verfügungen (seit dem 1. Januar) getroffen, die allerdings den Interessen der Kreolen höchst günstig sind; allein diese, wie alle die noch folgen mögen, werden nichts als Palliative und ohne nachhaltende Wirkung seyn, indem die ganze Frage bereits dem Bereiche der Administration entzogen und zu einer Staatsfrage geworden ist. Die beste Administration, von Alt-Spanien kommend, wird jetzt die Kreolen nicht mehr abhalten, ihren Plan zur Erlangung der Unabhängigkeit zu verfolgen.

Jene Verfügungen betreffend, so beginnt die eine mit der Einschärfung an die Behörden, die Küsten zur Verhütung des Sklavenhandels streng zu bewachen, und endet mit dem Gebote, das Gesetz einzuhalten, wonach, sobald die Neger gelandet worden sind, jede weitere Untersuchung untersagt ist.

Zum Verständniß dieses Erlasses ist es nöthig, zu wissen, daß der General-Kapitän Cannedo, als ihm der englische Konsul, Mr. Crawford, öffentlich vorgeworfen, daß er den Sklavenhandel begünstige und davon seinen Gewinn zöge, einen spanischen Pflanzer, der eine Ladung Neger erhalten, aufgreifen und längere Zeit im Gefängnisse sitzen ließ. Dieses Verfahren brachte die sämmtliche Bevölkerung, mit Einschluß der bis dahin sehr loyalen Spanier, im hohen Grade gegen ihn auf, nicht allein, weil dadurch ein bis dahin streng beobachtetes Gesetz verletzt worden war, sondern auch besonders, weil er wirklich, und wie allbekannt, ein Einverständniß mit dem Kapitän gehabt, und bereits von jenem Spanier seinen Antheil baar empfangen hatte. — Beiläufig füge ich noch hinzu, daß General Cannedo bei seiner Abreise sich von

---

fähiger Militär, und von früher her auf der Insel in gutem Andenken.

hiesigen Kaufleuten Wechsel bis zu 600,000 Doll. für Spanien geben ließ.

Eine zweite Verordnung sagt, daß das bisherige Monopol zur Herbeischaffung von Chinesen aufhören, und Jedermann hiezu auf die Dauer von zwei Jahren befugt seyn solle. Die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel ist einleuchtend, da sie die Substitution der Neger durch diese Chinesen vorbereitet. Zwar sind die Pflanzer hierüber noch verschiedener Meinung, aber die Wahrscheinlichkeit ist dafür vorhanden, besonders nach der Autorität eines der bedeutendsten Plantagenbesitzer, des Hrn. Diago, der an dreihundert dieser neuen Arbeiter mit Erfolg seit längerer Zeit beschäftigt. Uebrigens sind sie theurer als die Neger, die von 400 bis 700 Doll. kosten, da ein jeder an Transport 150 Doll., und gegen eine siebenjährige Verbindlichkeit 4 Doll. per Monat kostet.

Eine dritte Verfügung endlich ist hier soeben veröffentlicht, die aber leicht, wenn sie ernstlich gemeint ist, die gute Wirkung der beiden vorhergehenden aufheben kann. Dieselbe betrifft die sogenannten Emancipados und deren sofortige wirkliche, nicht wie bisher bloß nominelle, Freilassung. Unter diesem Namen sind diejenigen Afrikaner zu verstehen, die vor etwa zehn Jahren noch vor der Landung ergriffen und von der damals bestehenden, aus Engländern und Spaniern gemischten Commission an die Grundbesitzer auf fünf Jahre, gleichwie Sklaven, überlassen worden waren, nach welcher Zeit sie als vollständig frei erklärt werden sollten. Die meisten derselben waren während der fünf Jahre in Folge eines von hiesigen Geistlichen ziemlich leicht zu erhaltenden falschen Zeugnisses für todt erklärt, und dann natürlich als unveräußerliche, wirkliche Sklaven behalten worden.

Die Verordnung ist als eine von den Engländern, die sich von diesem Unfuge überzeugt hatten, und ihre 60 Millionen nicht umsonst ausgegeben haben wollen, abgedrungene Bewilligung, außerdem aber auch als ein Schlag gegen die

Königin Mutter anzusehen, die für die Emancipados ansehnliche Summen angelegt hatte; drittens aber ist sie berechnet, die Pflanzer in der Besorgniß zu bestärken, als strebe die spanische Regierung immer mehr, die Neger für sich zu gewinnen.

Die gänzlich unvorbereitete, plötzliche Freilassung dieser zahlreichen Klasse von Sklaven trifft die Pflanzer um so härter, da viele von ihnen im vorigen Jahre außerordentliche Verluste an Negern durch die Cholera erlitten haben. Diesem Uebel, sowie der Mundklemme (tetanos), der Syphilis und Hautkrankheiten unterliegen so viele Schwarze, daß die Lage der Pflanzer, die außerdem hier, wie auf allen westindischen Inseln, etwa alle vier Jahre von Orkanen heimgesucht werden, und vielfach von Insekten, die oft die Hälfte der Aerndte vernichten, zu leiden haben — im Ganzen viel weniger glänzend ist, als sie scheint, d. h., daß man den reinen Ertrag z. B. einer Zuckerplantage nicht wohl, wie gewöhnlich geschieht, auf 13 bis 15 Procent schätzen darf. Dazu kommt, daß die Pflanzer, durch die Unmöglichkeit mit dem brasilianischen Kaffee zu konkurriren, überall gezwungen sind, Zuckerplantagen anzulegen, was wegen Errichtung der Gebäude und der jetzt unumgänglich nothwendigen Dampf-Maschinen äußerst kostspielig ist. Durch die luxuriöse Lebensweise der Pflanzer endlich ist es gekommen, daß viele Estados mehr den Fremden, namentlich den großen englischen Kapitalisten zugehören, und daß die Kreolen nur noch die Administratoren der Güter sind, die sie vordem als Eigenthum besaßen. Unter solchen Umständen ist daher eine Besorgniß der Kreolen, wie die eben erwähnte, besonders geeignet, sie den Augenblick der Annexation ängstlich herbeiwünschen zu lassen, weil natürlich die erste Bedingung derselben die garantirte Beibehaltung der Sklaverei seyn würde. — Die Anzahl der Emancipados mag sich etwa auf 7000 belaufen; nach der Ansicht mancher Personen wird ihr Schicksal, trotz

dieser Verordnung, dasselbe bleiben, da jene nur an die Adresse von England gerichtet sei, und nicht zur Ausführung kommen werde. Antecedentien für ein solches Verfahren ließen sich ohne Mühe nachweisen!

Indem ich es für unnöthig erachtet, in eine nähere Beweisführung meiner zuerst gemachten Voraussetzung hinsichtlich der Annexations-Gelüste Amerika's, dessen neue aggressiv-propagandistische Politik zu Tage liegt, einzugehen, dagegen die hiesige Lage der Dinge möglichst getreu und objektiv geschildert habe, sowie das damit in Verbindung stehende Streben nach Unabhängigkeit, ein Streben, welches bereits eine fixe Idee, eine förmliche Monomanie geworden: so bleibt nur noch eine kurze Erörterung des zweiten Punktes übrig, welche Mittel nämlich Spanien besitze, bei dem Ausbruche eines Conflikts dem äußern und innern Feinde zugleich entgegenzutreten.

Eine Colonie wird bekanntlich weniger noch als ein anderes Land durch Festungen vertheidigt, sowie auch nicht durch Landtruppen, sondern hauptsächlich nur durch die Macht der Flotte.

Das Mißverhältniß der Kräfte Spaniens in dieser Hinsicht, gegenüber denen Nordamerika's, ist an sich schon sehr groß, außer allem Verhältniß aber die Anzahl der Dampfschiffe, über die die Union zu jedem Augenblick verfügen kann, und die jetzt über den Ausgang eines Seekampfes vorzugsweise entscheiden. Die Amerikaner können mit Leichtigkeit an 50 Dampfschiffe in Bereitschaft setzen, und in etwa 30 Stunden von Pensacola in Cuba landen. Eine solche Landung würde weder von den 30 hier etwa stationirenden Schiffen der Spanier, von denen ungefähr 6 Dampfschiffe, noch von ihren 15,000 Landtruppen verhindert werden können, indem eine allseitige Bewachung bei der großen Ausdehnung der Insel vollkommen unmöglich ist *). Sobald eine Landung von nur

*) Flotte und Armee sind seit der Zeit vermehrt worden — aber auch die der Amerikaner.

4 bis 5000 Amerikanern stattgefunden hätte, würden die Kreolen den Muth bekommen, den sie bei Lopez' Landung mit 500 Mann allerdings nicht gehabt haben; sie würden sich mit ihnen vereinigen, oder ihnen wenigstens allen möglichen Vorschub leisten, und durch ihre ganze negative Haltung den Bewegungen und der Verproviantirung der spanischen Truppen sehr hinderlich seyn. Die rein spanische Bevölkerung, etwa 40,000 an der Zahl und größtentheils kleine Grundbesitzer (mit Ausnahme der Städte), sind hauptsächlich Catalonier, d. h. sehr interessirt und industriell, und würden sich aus eben diesem Grunde der Partei anschließen, die am meisten Aussicht auf Erfolg hätte, also den Amerikanern. Jeder Spanier ist außerdem, nach maurischer Tradition, ziemlich fatalistisch gesinnt, und die Erinnerung, daß Spanien fast alle seine Colonien verloren hat, ist eine für seine Anhänger höchst lähmende und entmuthigende. Außerdem kann aber auch das faktiöse Treiben der Parteien in Spanien eben nicht dazu beitragen, unter den hiesigen spanischen Unterthanen, von denen auch viele in den Bürgerkriegen mitgefochten, Einigkeit zu erhalten oder Einheit in sie zu bringen. Wie die spanische Civilbevölkerung, leidet nun auch die spanische Armee unter denselben Einflüssen und Eindrücken. Die langen Bürgerkriege haben ihre Begriffe von absoluter Pflicht, Loyalität und Disciplin wesentlich alterirt; die meisten Soldaten haben für Don Carlos gefochten, und sind daher der jetzigen Regierung wenig zugethan, viele von ihnen sind hieher wegen ihrer Verbrechen gesendet, alle aber wieder durch die entnervende Einwirkung des Klimas mehr oder weniger demoralisirt. Ihre Besoldung und Beköstigung ist ferner, obgleich letzthin verbessert, so außer Verhältniß mit den hiesigen Zuständen und selbst mit der Lage und dem Verdienste der weißen arbeitenden Klasse, daß sie ganz unwillkürlich zu der ebenfalls sehr demoralisirenden Vergleichung ihrer Lage mit der der Neger kommen. Endlich aber ist die Geschichte der

spanischen Armee seit Ferdinand VII. durchaus nicht der Art gewesen, daß nicht auch mancher Nichtkreole in die Versuchung kommen könnte, einige bescheidenen Zweifel in die absolute Zuverlässigkeit der Truppen für irgend längere Zeit zu setzen. Wenn ich alles dieses zusammenfasse und besonders noch in Betracht ziehe, daß alle Colonialkriege den Nachtheil haben, durch die Entfernung und durch die Gefahren des Transports immer die theuersten und die am wenigsten entscheidenden zu seyn, so befürchte ich sehr, daß es nur Eins seyn werde, Spanien anzugreifen und es zu besiegen, und diese Befürchtung wird in nichts gemindert durch die letztgeschehene größere Centralisation der Gewalt des neuen General-Kapitäns Pezuela *).

Ein Mittel jedoch bleibt Spanien zur Vernichtung der Kreolen wenigstens, nämlich das, die Schwarzen zu den Waffen zu rufen; aber es wäre dieses ein Akt nutzloser Rachsucht, würdig eher der Mauren als eines christlichen Volks, der Cuba auf lange, wie St. Domingo, zu einer Wüste machen, und daher auch Europa's Interessen im höchsten Grade verletzen würde. Gestützt auf die Worte eines frühern, sehr hochgestellten Beamten, des Staatssekretärs Galliano, glaubt die kreolische Bevölkerung an die Wahrscheinlichkeit einer solchen Calamität, zugleich aber auch, daß die unter den Negern wegen ihrer ganz verschiedenen Abstammung herrschende Uneinigkeit, sowie die höhere Autorität, die sie, zum Unterschiede der ehemaligen Kreolen von St. Domingo, über ihre Sklaven besitzen, die Größe und Ausdehnung eines solchen Unglücks bedeutend verringern würde.

Wenn es mir hiernach gelungen wäre, die Trennung Cuba's von Spanien als unvermeidlich darzustellen und zu

---

*) Bei der frühern Ordnung der Dinge konnte der Intendant (Finanzminister), oder der Admiral dem General-Gouverneur den Gehorsam verweigern, und dieses ist wirklich geschehen.

beweisen, daß diese Trennung zu Gunsten des demokratischen Amerika's vor sich gehen werde*), so entstände die Frage, auf welche Weise diese Trennung für Spanien wie Europa möglichst unschädlich gemacht werden könnte. Hierauf antworte ich: Spanien selber muß sich entschließen, die Initiative in dieser Frage zu ergreifen, es muß den Muth haben, diese Trennung vorzubereiten, dieselbe zu einer friedlichen machen, kurz die Insel — freiwillig aufgeben. Mit dieser Trennung würde Spanien wahrscheinlich manche scheinbar für immer verlorenen Vortheile indirekt zurückbekommen, während eine gewaltsame Trennung nichts als ein Uebel ohne alle Milderung seyn würde.

Spanien möge aber nicht, wie gesagt, die Insel freilassen ohne Vorbereitung, sondern diesen Akt der Weisheit umgeben mit aller der Vorsicht, welche verhindern könnte, daß die Wohlthat zu einem Gifte würde!

Schon einmal hat einer von Spanien's Herrschern, Philipp V., von seinen Feinden auf's Aeußerste bedroht, den Plan gehabt, in den spanischen Colonien, in Mexico, eine selbstständige Regierung zu gründen — damals freilich mit Aufgebung der spanischen Krone. Dieser Gedanke könnte jetzt, mit der nothwendigen Beschränkung, in Bezug auf ein anderes Besitzthum Spanien's benutzt werden, eine Insel, die nach Raynal und Humboldt den Werth eines Königreiches hat, die aber Altspanien nicht mehr bewahren kann, und die auf dem Punkte ist, ihm zu entgehen. Altspanien möge dort ein junges Spanien gründen, mit einer eigenen, vom Mutterlande gänzlich unabhängigen, monarchischen Regierung,

*) Nach den neuesten Nachrichten scheint doch in der spanischen Bevölkerung und Armee durch die einsichtsvolle Energie des Gen. Concha ein reger und entschiedener Pflichteifer erweckt zu seyn, so daß die Amerikaner doch auch im Anfang mancher unerwarteten Prüfung unterzogen werden möchten.

und zu deren Chef einen seiner Prinzen ernennen. Indem der Prinz unmittelbar der Autorität der spanischen Regierung — das heißt des faktisch-absoluten Vice-Königs — folgen würde, wäre kein Augenblick der Unterbrechung in dem Gange der Verwaltung, in der Ruhe der Colonie und den Geschäfts-Verbindungen mit dem Auslande. Die Trennung führt zwar eine Veränderung ein, aber ohne Erschütterung, denn die Autorität allein wechselt — die Verwaltung bleibt.

Die einzige Weise, in der Spanien die Insel sich bewahren kann, ist, indem es sie verliert und sie nach einem regelmäßigen Plan organisirt — worunter ich, nächst der Errichtung der Monarchie, auch noch die Nothwendigkeit begreife, dieselbe zu einer gemäßigten zu machen, d. h. ihr eine deliberirende Kammer zur Seite zu setzen.

Für die Dynastie, welche Spanien regiert, würde es immerhin ein Trost für den Verlust dieses kostbarsten ihrer Krondiamanten seyn, mit demselben das Haupt eines Mitgliedes ihrer Familie schmücken, und sich zum Chef einer neuen königlichen Dynastie unter einem neuen Klima machen zu können.

Vor allen Colonial-Mächten Europa's würde Spanien den Ruhm haben, die erste gewesen zu seyn, welche gegenüber den Colonien nicht bloß hätte geschehen lassen, was geschehen muß, und Spanien hätte so durch die Anticipirung dieser Nothwendigkeit und durch eine dem gereiften Zustande der Colonie angemessene Organisation die Entdeckung der neuen Welt, die bisher eigentlich nur begonnen und fragmentarisch gewesen, wahrhaft vollendet.

Hinsichtlich der Folgen für Spanien selber, so glaube ich einigermaßen nachweisen zu können, daß diese, wie paradox es auch erscheinen mag, ebenfalls nicht ohne negative und selbst einige positiven Vortheile seyn würden.

Die Trennung Amerika's von England hat gelehrt, welchen Aufschwung die Unabhängigkeitserklärung und eine neue,

angemessene, sofort eintretende Organisation in einer Colonie hervorbringen, und wie außerordentlich der Handel Englands mit der emancipirten Colonie zugenommen hat. Sobald die schon jetzt durch ihren natürlichen Bodenreichthum mehr noch, als durch das besondere Zuthun Spaniens aufblühende Colonie eine für ihre besonderen, ausschließlichen Zwecke eingerichtete Verwaltung und ihre eigenen Gesetze erhalten haben würde, kurz eine fixe nicht stets mobile Regierung, die daher alle ihre Kräfte den Interessen der Insel widmen würde — sobald denn auch voraussetzlich die Freiheit des Handels ausgesprochen wäre, sowie die permanente Neutralität der Insel bei europäischen Conflikten, wodurch dem in solchen Fällen stets eintretenden doppelten Verluste, nämlich der Stockung der Ein- und Ausfuhr, vorgebeugt werden würde — so kann auch ein ähnlicher Aufschwung in der ganzen Lage der Insel mit Sicherheit vorausgesetzt werden, indem derselbe mit der Regierungsform in gar keiner Verbindung steht, und auch das Aufblühen Amerika's nicht seiner politischen Maschinerie zugeschrieben werden kann.

Da das Wort Aufschwung in Bezug auf eine Colonie zunächst nur die Bedeutung einer Vermehrung der Produktion haben kann, so würde diese nothwendig auch eine Vermehrung der Consumtion seyn, und Spanien vorerst das Land, welches durch manche seiner Naturprodukte vor allen übrigen Ländern den Vorzug haben würde. Bei dem jetzigen Zustande seines Manufakturwesens würde Spanien allerdings, nach Aufhebung der Differenzialzölle, mit England u. s. w. nicht konkurriren können, aber es würde durch die Nothwendigkeit der Dinge, durch den von außen kommenden Drang zu Anstrengungen veranlaßt werden, die es bald in den Stand setzen könnten, auf dem Weltmarkt mit Ehren zu erscheinen.

Der jetzige höchst prekäre Besitz der Insel ist für Spanien eine Ursache fortwährender Demüthigung und Hauptgrund seiner Abhängigkeit von England, indem es den einst-

weiligen zweideutigen Schutz dieser Macht nur durch vielfache Conzessionen erkauft, die seine durch das dort allerdings unzweckmäßige constitutionelle System und den faktiösen Geist der Bevölkerung schon hinlänglich geschwächte Regierung nur noch hülfloser machen. Mit dem Aufhören des Grundes dieser falschen, abhängigen Stellung wird auch Spanien wieder Selbstgefühl bekommen, während eine gewaltsame Trennung das besiegte Spanien nur noch mehr zu Boden zu drücken und zu paralysiren geeignet wäre.

Will Spanien den andern Ländern, die ihm in so vieler Hinsicht zuvorgekommen sind, mit Erfolg nachstreben, so kann dieses nur geschehen, indem es seine verhältnißmäßig schwachen Kräfte conzentrirt. Jugendliche Länder, wie Amerika, erzeugen einen Ueberfluß an Kraft, der ein Ausweg eröffnet werden muß, soll sie nicht im Innern explodiren; Spanien aber ist ein altes Land und hat daher das ganz entgegengesetzte Bedürfniß, und zwar um so dringender, da es mehr als irgend ein Land lange Zeit bloß nach Territorial-Ausdehnung gestrebt, ohne vorher einen bedeutenden Grad innerer Entwicklung erlangt zu haben, und ohne daß diese Ausdehnung durch eine entsprechende Civilisation und hinlängliches Gedeihen der erworbenen Besitzungen gerechtfertigt worden wäre. Die schlechte Colonial-Verwaltung Spaniens ist sprichwörtlich geworden, und von allen Colonial-Mächten hat Spanien aus den reichsten Ländern der Welt am wenigsten zu machen verstanden, so daß Montesquieu nicht mit Unrecht gesagt hat: Spanien sei nächst der Türkei am meisten geeignet, Reiche nutzlos zu besitzen.

Durch die Emancipation von Cuba, dieser letzten großen Besitzung, welche Spanien von seinem unermeßlichen Reichthum noch übrig geblieben, wird es plötzlich und zum ersten Male, seitdem es seine Unabhängigkeit von den Mauren errang, gänzlich auf *seine eigenen Ressourcen* gewiesen, es bekommt einen Impuls, diese Ressourcen, welche so unendlich

groß sind, zu entwickeln, sein Ehrgeiz wird erwachen, und Spanien kann auf diese Weise sich verjüngen, wenn es überhaupt dazu die Elemente in sich hat.

Daß Spanien, ein, trotz manchem Anschein vom Gegentheil, wesentlich monarchisches und katholisches Land, gekräftigt werde, ist nicht gleichgültig für Europa und von großer Wichtigkeit besonders für Oesterreich und Frankreich, monarchisch und katholisch wie jenes. Ein kräftiges Spanien bedeutet zugleich eine Verminderung des englischen Einflusses, ein Gewinn für Europa im Allgemeinen; ein kräftiges Spanien könnte sogar bald den Einfluß Englands auf Portugal neutralisiren, und eine engere Verbindung der beiden Länder, die seit einiger Zeit auf der iberischen Halbinsel ein lebhafter Wunsch ist, zur Ausführung bringen.

Wenn ich es nun aber auch ganz dahin gestellt seyn lasse, bis zu welchem Grade die erwähnten Folgen für Spanien eintreten dürften, so bleibt es in Bezug auf Europa gewiß, daß die Emancipation einer jeden Colonie, dadurch, daß sie aufhört, einer besondern Macht anzugehören, das Eigenthum gleichsam von allen Mächten, vorzüglich aber von den wenig oder gar nicht colonialen wird, wie Frankreich und Oesterreich.

Mit der Freiheit des Handels hören die Differenzialzölle auf, und der Handel wird mit jener Insel allen europäischen Ländern mehr zugänglich als bisher. Aber auch angenommen, daß Cuba seine Regierungsausgaben nur durch Aufrechthaltung einiger Zölle bestreiten könnte, so würden jedenfalls doch diejenigen fallen, welche bisher ein angemessenes Aufblühen der Insel hauptsächlich verhindert haben, und die unnatürlichsten sind, nämlich die Ausfuhrzölle. Die Ausfuhrzölle aber, namentlich die auf Tabak, sind gerade Frankreich und Oesterreich beschwerlicher als andern Staaten, weil dort der Tabak in größerer Quantität consumirt wird, und derselbe eine sehr bedeutende Quelle ihrer Einkünfte bildet.

Europa hat nach allem diesem ebenfalls ein Interesse an dem Aufblühen einer an Naturprodukten so unendlich reichen Insel. Europa wird mit derselben gewinnen, durch sie und in demselben Grade als sie — weil Europa noch lange das faktische Monopol der Fabrikation vorbehalten seyn wird. Das Glück des einen Welttheils trägt zu dem des andern bei. In dem Zustande, wo Europa jetzt ist, von allen Seiten allen Völkern zugänglich, ist das Glück in Europa selber etwas Solidarisches. Ein großer blühender Staat bereichert den Nachbar, selbst ohne sein Zuthun, und zwischen allen besteht eine fortwährende Wechselwirkung.

Gesetzt aber auch, daß die höchst wahrscheinlichen materiellen Folgen für Europa sich nicht verwirklichen sollten, so bliebe immer noch die moralische Seite der Frage so wichtig für das monarchische Europa, daß ich hierauf bei weitem den größten Nachdruck zu legen gezwungen bin.

Ich habe bereits in der Einleitung darauf hingewiesen, wie Nordamerika durch die Besitznahme Cuba's das demokratische Princip, allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit nach, zur alleinigen Geltung und mit solchem Erfolge im übrigen Amerika bringen würde, daß sein Einfluß dadurch auf Europa nur noch unheilvoller werden würde, als er bisher schon gewesen ist.

Das Interesse, welches ganz Europa hat, die Vergrößerung eines so wirkenden, kolossalen Staates zu verhindern, eines Staates außerdem, wo das Volk, d. h. über kurz oder lang die Regierung, schon jetzt ohne Rückhalt die Absicht erklärt, von nun an in den europäischen Angelegenheiten, besonders auch bei principiellen Kämpfen, interveniren zu wollen, bedarf der weitern Begründung wohl nicht. Die aggressive Politik Amerika's ist eine neue Entwicklungs-Phasis dieses Landes; mit dem Beginne dieser neuen auswärtigen Politik, vor dem schon der Stifter der Republik ernstlich gewarnt, ist das Signal gegeben zu jeglicher Maßlosigkeit, welcher ein

so rasch lebendes Volk mit überraschender Schnelle sich schuldig zu machen nicht anstehen wird.

Wenn Cuba hiernach, in Folge eines europäischen Congresses — denn nur die vereinigte Einsicht der Großmächte kann meiner Ansicht nach ausreichen zur Lösung dieser verwickelten, großen Frage — und unter der Garantie derselben, eine eigene Regierung erhielte*), so würde die Folge davon auf Amerika nicht bloß negativer Art seyn, sondern eine solche kühne, ganz unerwartete Maßregel könnte leicht dazu beitragen, eine Modifikation des jetzigen Regierungssystems herbeizuführen.

Die Thatsache selber der Einsetzung einer monarchischen Regierung in einem Theile Amerika's wäre ein Damm gegen die Entfesselung der demokratischen Leidenschaften, wäre eine Niederlage, die, gehörig von den Whigs benutzt, sie leicht wieder an das Steuer der Regierung bringen, und dann sehr leicht eine Kräftigung der Centralgewalt zum Endresultate haben könnte. Wenn im Gegentheil die Demokraten aus dem nahe bevorstehenden Kampfe siegreich hervorgehen sollten und, was in diesem Falle wahrscheinlich, eine Auflösung der Union eintreten würde, so würden die beiden neuen Republiken jedenfalls ungleich schwächer und weniger zu einer offensiven Politik gegen Europa geneigt seyn, als es der Fall wäre, wenn eine solche Auflösung stattfände nach und in Folge der Besitznahme Cuba's, ein Ereigniß, das aller Berechnung nach eintreten wird — und zwar jenes, weil diese Trennung mit keinem Verluste für die Sklaven-

---

*) Die großen materiellen und moralischen Interessen, die durch die Emancipation Cubas gewahrt würden, könnten vielleicht jene Großmächte geneigt machen, zu einer billigen, von der Insel selber natürlich vorzugsweise zu leistenden Geldentschädigung ihrerseits beizutragen.

Staaten verbunden wäre, wie ich dieß schon oben anzuführen Gelegenheit gehabt habe.

Zwei amerikanische Republiken, innerlich vollkommen homogen und föderirt, würden in ihrer Politik gegen Europa ohne Zweifel von viel größerer Gefahr seyn, als es die jetzige Union ist, mit der so heterogenen Institution der Sklaverei auf der einen Seite und der permanenten Abolitions-Agitation auf der andern, in ihrer Mitte.

Was noch die Frage betrifft, wie wohl die Kreolen-Bevölkerung die Errichtung einer eigenen monarchischen Regierung aufnehmen würde, so habe ich dieselbe schon oben indirekt beantwortet, und ich glaube, daß es hinlänglich einleuchtend ist, daß ein Sklaven besitzendes Volk stets aristokratisch gesinnt seyn muß. Diese hier denn auch wirklich vorhandene Gesinnung ist durch die lange Gewohnheit einer absoluten monarchischen Regierung nur noch verstärkt worden.

Da außerdem die Kreolen ihrer Natur nach ein sehr raisonnirendes Volk sind, so würde die Oktroyirung einer deliberirenden Kammer ihren Bedürfnissen, zumal ihrem Ehrgeize und ihrem allerdings auch begründeten Wunsche, sich geltend zu machen, entgegen kommen, und das wenige Republikanische, was in den letzten Jahren hier Eingang gefunden haben mag — und das auch nur aus Abneigung gegen Spanien — gewiß bald einer Stimmung und einem Sinne weichen, der mit ihrer nationalen Abstammung, Religion und Geschichte in Uebereinstimmung wäre *).

---

*) Auch im Süden der vereinigten Staaten beginnt man der Ansicht zu seyn, daß die Union durch die Emancipation der Insel (wobei man freilich an eine im republikanischen Sinne denkt) alle die Vortheile auf friedliche Weise erlangen würde, welche eine Annexation nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und selbst Gefahren für die inneren Verhältnisse gewähren könnte.

Dieses sind die Gedanken, welche mir eingegeben worden sind durch den Wunsch, die Aufmerksamkeit des Publikums, zumal der Staatsmänner, auf das bevorstehende Schicksal der Insel Cuba in erhöhtem Grade zu lenken, durch die Berücksichtigung der mit einer solchen Katastrophe verbundenen Gefahr für Europa, und endlich durch die Nothwendigkeit, derselben zuvorzukommen. Vielleicht können dieselben als Materialien den Männern dienen, welche mit dieser großen Frage sich zu beschäftigen besonders berufen sind.

LVIII.

Pariser Allerheiligen.

Allerheiligen und besonders Allerseelen waren von jeher diejenigen unter den in Paris concordatmäßig bestehenden Feierlichkeiten der Kirche, die mit dem vertrauten Pariser Leben auf das Innigste zusammengingen. Nur wurde dießmal von den zwei Tagen der erste durch die Mißgunst des Himmels getrübt. Allerheiligen war ein grämlicher Regentag, und nur die mystisch ergreifende Harmonie der Glocken, die aus so vielen Gegenden der Stadt, zur Verkündigung des baldigen Sonnenaufgangs, hehr und schmelzend zusammenklangen, ertönte in ziemlich heller Morgendämmerung. Von dem Augenblicke aber, als diese völlig Tag geworden, bis zum späten Abend und bis tief in die Nacht hinein fiel das graue Wasser in dichten Strömen. Wer daher Nachts in Einsamkeit erwachte und in dem wüsten Dunkel, wie Dank demselben, die Güsse von oben geräuschvoller der Erde nahen hörte, fand auch für den Allerseelentag, der zum Schmucke der Gräber ein helles und trockenes Wetter fodert, mit drohenden Vorzeichen sich erfüllt. Glücklicherweise war diese Furcht

eine Frucht atmosphärischen Trugs und je deutlicher sich der Morgen zeigte, um so überzeugender leuchtete es ein, daß dem Jahrestage der lieben Todten von dem Vater des Lichts und der Liebe eine fast sommerliche Wärme und Heiterkeit gegönnt worden sei. Wie es aus den ersten Strahlen des Tages sich errathen ließ, so blieb es bis zur Wiederkehr des Dunkels und wie eine Botschaft des ewigen Glückes breitete weit und breit das Licht des sinnenfälligen, von dem Dufte der Jahreszeit fast nicht getrübten Himmels über die Ruhestätten der Hingeschiedenen sich aus. Aus allen Gegenden der labyrinthischen Häusermenge konnten, bequem und ohne Beschmutzung zu fürchten, die Pilger nach den sämmtlichen Kirchhöfen sich begeben und den dort Schlummernden die Kränze freundschaftlichen oder blutsfreundlichen Andenkens bringen und, wie immer an diesem Tage, sah man namentlich auf dem verschlungenen Wege zu dem ersten, schönsten und berühmtesten der hiesigen Gottesacker, zum Père Lachaise, zwei unabsehbare, regellose Züge von Menschen beiderlei, doch der großen Mehrheit nach weiblichen Geschlechtes in bürgerlich ernstem Putze, wovon der Eine dem heiligen Asyle zuwallte, der andere von ihm heimkehrte. Mit den Einheimischen hatten sich, in freilich minderer aber doch noch guter Zahl, die Fremden aus dem In- und Auslande gemengt, deren kalte, nach den Denkmalen gefeierter Verstorbener vor Allem spähende Touristenneugierde mit der Haltung des täglich leichtfertigen, aber an diesem Tage gesammelten Pariser Volkes einen eigenthümlichen Gegensatz bildete. Während der weltlichere, aber den religiösen Ueberlieferungen keineswegs feindliche Theil der Pariser Bevölkerung zu den Todtenlagern im Freien, in dem freundlichen Weichbild der bunten Weltstadt, mit ehrerbietigen Gesinnungen und Zierathen, welche die Schwermuth bedeuteten, strömte, drängte die strengere kirchlich denkende Einwohnerschaft in den Kirchen sich zusammen und hörte in dichten Haufen die Todtenmessen, die allenthalben gelesen wurden. Das Gewimmel an dem Tisch des Herrn war auch am zweiten November fast überall beträchtlich, doch nicht so stark wie am Allerheiligentage, wo das Anfluthen zu der weißbedeckten Tafel des göttlichen Brodes einem wahren Sturme glich. Jeden Tag wird die himmlische Speise an eine ziemlich bedeutende Masse von Begehrenden vertheilt, und namentlich Frauen gibt es in Hülle und Fülle, welche

täglich von dieser Nahrung kosten. Diese fromme Gewohnheit wird besonders von den Beichtvätern, welche der Gesellschaft Jesu angehören, gefördert und von sonst gottesfürchtigen Personen eher mißbilligt als gepriesen. Es wird diese heikle Frage oft ein schnell ergriffener Anlaß zu hitzigen Erörterungen, die ich zu schwierig, zu gefährlich finde, um sie zu beurtheilen. Nur den Standpunkt der beiden Meinungen, die auf diesem Punkte häufig zusammentreffen, will ich andeuten, weil sie als die bezeichnendsten in der religiös bewegten Gesellschaft von Paris gelten dürfen. Die Einen halten sich in Glaubens- und Sittenlehre buchstäblich an das Dogma, lassen bei genauer Befolgung der Vorschriften es bewenden und enthalten sich jeder Zugabe zu dem Gefoderten. Die Anderen, wovon wieder das schwächere Geschlecht die Mehrheit ausmacht, begnügen sich nicht mit den Gebeten und anderen Uebungen, welche die Kirche auferlegt, sondern dehnen ihren Eifer auch auf die freiwillige Andacht, welche die geistliche Behörde bloß gestattet, oder gestattet und empfiehlt, aber nie gebietet, aus. Bei manchen, trotz aller Auslage von Frömmigkeit, halb weltlich gebliebenen Seelen werden diese Zulagen der Gottes- und Heiligenverehrung vielleicht wohl eine Art von bestechendem Beiwerk.

Eine andere Abart religiöser Empfindung, die besonders bei Gelegenheit der letzten Feste in den Vordergrund gelangte, ist die fantastische Beschäftigung mit der unlösbaren Frage von den Bedingungen des künftigen Lebens. Da wird ausgeklügelt, wie die Lieben und Liebenden, hier getrennt, dort zusammentreffen und im Genusse unzerstörbaren Friedens ihre seligen Erfahrungen austauschen. Aehnliche Hypothesen, natürlich in mehr oder minder entgegengesetztem Sinne, werden der Hölle wie dem Fegfeuer gewidmet, und was auf diesen Irrwegen für Fantome emporsteigen, das ist nicht zu sagen. Die Einbildungskraft mischt sich heutzutage in hundert und tausend Dinge, die sie Nichts angehen, ein, läßt daher auch die Geheimnisse der Religion nicht unbehelligt, und wirthschaftet mit klopfenden Tischen und den angeblich maßgebenden Höckern des Gehirns in dem Gebiete des heiligen Geistes. Glücklicherweise ist der gesunde Menschenverstand hier zu Land, außerhalb des öffentlichen Wesens, viel zu sehr verbreitet, der Sinn für den Sarkasmus gegen die Gespenster dieser Art wurzelte von jeher zu

tief in der französischen Natur, und die meisten der hiesigen Priester sind mit gesunder Vernunft, mit scharfen Begriffen über die Gränzen des menschlichen Wissens zu vollkommen ausgerüstet, als daß nicht eine hinreichende Wehr gegen die Wahngebilde träumerischer Gedankenwillkür vorhanden sei. Wo diese Fratzen in ein theologisch geschultes Denkvermögen und Gewissen sich nicht eindrängen, da werden Kirchenfeste, wie Allerseelen, ein Band mehr für die Hausgenossen, und die Ueberlebenden schließen sich um so enger aneinander an, als sie fromme Hoffnungen für diejenigen hegen, die sie verloren. Dieser feste Glaube an den glücklichen Zustand der hingegangenen Angehörigen ist in den gläubigen Haushaltungen von Paris, und der Provinz noch mehr, etwas ganz Eingebürgertes wie uraltes Herkommen, und die am 1. November das Sakrament des Altars genießenden Kirchenbesucher lassen sich wohl zur größeren Hälfte in diese Klasse eintheilen. Auch wer sonst an diesem Tage und dem folgenden die heilige Messe andächtig hört, kurz wer da in der geweihten Halle aus religiösen Gründen sich einfindet, der mochte durch häusliche Zärtlichkeit oder herzliche Freundschaft zu diesem Schritte bewogen worden seyn. Ich geb' es gerne zu, daß die Prachtentfaltung des Gottesdienstes und vor Allem die hier auf der Fluth des Chorals rein gottselig emporwogende, dort mit weltlichen Bewegungen geziemend vermittelte, hier schreckliche, entsetzende, wie zum letzten Gericht verfaßte, dort sanfte, weiche, wie in den Schlummer des ewigen Glückes einwiegende, überall treffliche Musik um der künstlerischen Wirkung willen eine große Menge von ganz oder halb gebildetem Volk herbeizieht. Aber jedenfalls muß man der Orgel und ihrer ergreifenden Begleitung doch Glück wünschen, daß sie in die Herzen, die von den Klängen der übernatürlichen Gnade zu paradiesischer Weihe sich nicht befähigen lassen, eine zwar nicht gottdurchdrungene, jedoch edle und keusche Freude einzugießen im Stande sind.

LIX.

Literatur.

Die Grundlage der Gesellschaft vom historischen Standpunkte betrachtet. Regensburg, Manz. 1855. Zwei Bände. fl. 8.

In diesem Werke eines, in den verschiedenen Zweigen der inneren Verwaltung vielerfahrenen österreichischen Staatsmannes begrüßen wir eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der politischen Literatur, einen geistreichen Versuch, den politischen Conservatismus unserer Tage auf die lichtvollen Höhen eines vorurtheilsfreien, ächtchristlichen Standpunktes zurückzuführen. Der moderne politische Conservatismus ist in Folge des orientalischen Krieges, durch die Spaltung zwischen Oesterreich und Rußland, in eine höchst bedeutsame und folgenreiche Krisis gerathen. Das conservative Lager ist in zwei, immer weiter auseinanderstrebende Gegensätze gespalten. Die am Buchstaben kleben, auf legitime Correktheit sich steifen und in dem Dogma der Autorität vor Allem auf das Element der Gewalt den Nachdruck legen, die halten es mit Rußland und erblicken in ihm den „Hort" aller Souverainetät. Die dagegen dem Geiste folgen und der Wahrheit vertrauen, die in dieser die Seele und das Wesen der Autorität

und dasjenige Element erkennen, dem auch die äußere Gewalt allmählig sich unterordnen und dienen muß, die halten es mit Oesterreich. Es ist nicht schwer zu bestimmen, zu welcher Seite wir als Katholiken uns besonders hingezogen fühlen müssen. Nicht, als wollten wir unbedingt alles vertreten, was die österreichische Regierung thut und gethan hat. Wo ist der vollkommene Staat? Wo ist die untadelhafte Politik? Aber das, woran sich die orthodoxen sogenannten Altconservativen am meisten stoßen, vermag uns nicht irre zu machen. Nicht die Annäherung an Frankreich, das einer besseren, festeren, auf christliche, kirchliche Elemente gestützten Ordnung zustrebt und, England mit sich fortreißend, die revolutionären Bestrebungen, weit entfernt sie zu ermuntern, vielmehr unterdrücken und bändigen hilft. Nicht die Anerkennung und Durchführung so mancher Ideen und Forderungen der liberalen Schule. Denn wir können, mit dem Amerikaner Brownson, keinen Conservatismus als ächt anerkennen und achten, außer dem, der redlich das Unrecht anerkennt, wo immer er es findet, und es zu heben und gutzumachen trachtet, wo er kann. Mit dem Amerikaner Brownson glauben wir, den Eifer und die Entrüstung unserer conservativen Freunde, jetzt wo die Reaction erstarkt ist, nicht so sehr gegen die Revolutionen, als vielmehr „gegen die Mißregierung, die Tyrannei, die Laster und Verbrechen, die Herzlosigkeit, die Grausamkeit, die Vernachlässigung der Armen von Seiten derer, die sie lieben und unterstützen sollten, oder gegen die auf ihnen lastenden Unbilden leiten zu sollen, welche die Revolutionen herausfordern und dem Satan Gelegenheit geben, sich der Massen zu bemeistern und deren reinste Gefühle, deren edelste Begeisterung zum Bösen zu verkehren" *). Wir glauben darum, daß die österreichische Regierung in dem religiös, sittlich und materiell

*) Brownsons quarterly Review April 1855. p. 191.

verwahrlosten, bisher in halbasiatischem Zustande „conservirten“ Ungarn, und selbst in Böhmen und an anderen Orten, gar Manches im Interesse des ächten Conservatismus gegen dessen falsche Vertreter thun mußte und noch wird thun müssen, was unter anderen Verhältnissen nicht zu loben und kaum zu rechtfertigen wäre. Während ihre altconservativen Gegner ihr vorwerfen, daß sie durch ihr Vorgehen gegen die Aristokratie dieser Länder das Princip untergrabe, auf welchem des Kaisers eigene Macht und Autorität als legitimen Herrschers von Gottes Gnaden ruhe: finden wir vielmehr einen Grund zur Klage und zum Bedauern nur darin, daß sie durch ihr bisheriges Verhalten ihn genöthigt haben, dieses Princip, auf welchem allerdings seine Autorität so gut wie die ihrige ruht, um es zu retten, gegen sie selber zu kehren und geltend zu machen. Das Princip nämlich, daß derjenige, der von Gott und Rechtswegen mit größerer Macht und Autorität als Andere sich ausgerüstet sieht, dadurch berufen und verpflichtet sei, diese Macht und Autorität zum Besten der von ihm abhängigen, seinem rechts- und naturgemäßen Einfluß unterworfenen Schwächern zu verwenden und jede Bedrückung, jeden Mißbrauch der Gewalt, jede Vernachlässigung und Pflichtversäumniß nach Kräften von ihnen abzuwenden. Das ist die Grundlage und die göttliche Quelle aller aristokratischen Vorrechte, die wir höchlich achten und ehren; aber, welcher aufrichtige, nicht durch das eigene Interesse geblendete Mensch vermag sie anzurufen zu Gunsten jener Herren, die ihre Bauern im Schmutz aller Art und wilder Barbarei stecken ließen, während sie den Ertrag ihrer unermeßlichen Ländereien in stumpfsinniger Genußsucht in den Hauptstädten verpraßten oder zu unwürdigen Oppositionsmanövers vergeudeten, wenn sie nicht etwa als Fabrikanten, Züchter und Händler im Großen, oder als Agioteurs an der Börse, mit den Emporkömmlingen der modernen Geldwirthschaft wetteiferten? Wir wissen, daß es von diesem Vorwurf

schöne und glänzende Ausnahmen gibt; aber es sind eben nur Ausnahmen, sonst wären die Ereignisse der Jahre 1847, 48 und 49 in der Weise, wie sie sich begaben, gar nicht möglich gewesen. Wir wissen recht wohl und geben gerne zu, daß die Schuld dieser Ereignisse nicht jene Herren allein trifft; aber, während die Regierung ihre Fehler einsieht und die Mittel vorbereitet, dieselben gutzumachen, ist es beklagenswerth zu sehen, wie ihr nichts als Schwierigkeiten bereitet werden und man der Revolution nichts als blinde Reaction entgegenzusetzen weiß.

Wir möchten gerne, daß sie das Wesen dieser letzteren etwas tiefer erfaßten, um einsehen zu lernen, wie sehr sie ihr oft in die Hände gearbeitet haben und, wenn man sie gewähren ließe, ihr noch in die Hände zu arbeiten fortfahren würden.

Das Wesen der Revolution liegt, um es auf den kürzesten Ausdruck zurückzuführen, in dem gewaltsamen Widerstand gegen Gottes Ordnung auf Erden. Diese Ordnung aber ist eine doppelte: 1) eine natürliche, welche das gesellschaftliche Zusammenwirken der Menschen und die Benützung der irdischen Güter nach dem Zwecke der Erhaltung und des Genusses des irdischen, leiblichen Lebens bestimmt, und 2) eine übernatürliche, welche eben dieses Zusammenwirken und diese Benützung der irdischen Güter nach dem Zwecke der Erlangung und Sicherung des ewigen Lebens festsetzt. Jene bildet den Staat, diese die Kirche. Beide sind unter sich nicht nur nicht entgegengesetzt, sondern untrennbar, so daß keine von beiden bestehen kann, wenn nicht in ihr der Zweck der anderen und die für denselben erforderliche Wechselwirkung der menschlichen Kräfte nach Gottes Anordnung gehörig beachtet und eingehalten wird. Insbesondere kann die Ordnung des Staates nicht bestehen, wenn nicht in ihm die Ordnung der Kirche gehörig respektirt und ihr jene Freiheit und Wirksamkeit ein-

geräumt wird, welche zur Erfüllung ihrer Sendung und Aufgabe erforderlich ist; denn die natürlichen Triebe, aus welchen jene hervorgeht, und die natürlichen Tugenden, auf welchen sie beruht, werden zur Sache des klaren Bewußtseyns und zu unumstößlichen Grundsätzen nur durch die Lehren der Kirche, und gelangen zur sicheren Erfüllung nur mittels der Gnadenmittel, die sie gewährt. Die natürliche Ordnung ist der übernatürlichen vom Anfang an zugebildet, und hat von derselben ihre Vollendung und Erfüllung zu erwarten. Darum hat Christus gesagt, er sei nicht gekommen, das Gesetz zu lösen, sondern es zu erfüllen. Die Ordnung Gottes auf Erden ist also eigentlich diejenige, welche die Kirche durch die Verkündigung der Lehre Christi, mit Hilfe der von Ihm gestifteten Heilsmittel, unter den Menschen herzustellen die Sendung erhielt. Das Wesen der Revolution besteht recht eigentlich in dem Widerstande gegen diese Sendung der Kirche.

Dieser Widerstand kann aber in doppelter Weise geübt werden: entweder dadurch, daß man den Fortschritt und die Entwicklung, die sie durch ihre Lehre und ihre Heilsmittel zu bewirken den Auftrag hat, gewaltsam zu hemmen und zu hindern sucht; oder dadurch, daß man diesen Fortschritt und diese Entwickelung, die sie zu wirken berufen ist, mittels Läugnung ihrer Sendung und Autorität durch bloß weltliche Mittel, und die Gewalt des Staates allein, herbeizuführen und zu realisiren sich anmaßt. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß Letzteres der Irrthum des Liberalismus und Socialismus unserer Tage ist, während Ersteres die Sünde jener sogenannten Ordnung war, die durch die verfehlte Reformation des sechszehnten Jahrhunderts in Europa angebahnt, und durch die revolutionären Reactionen der unteren Klassen seit dem Ende des achtzehnten gestürzt wurde. Das Urtheil der Welt ist aber auch heut zu Tage so ziemlich einig darüber, daß diese revolutionäre Reaction der neueren Zeit die sehr natürliche, um nicht zu sagen nothwendige Folge des

Ungenügenden und vielfach Bedrückenden der durch die sogenannte Reformation angebahnten früheren Ordnung war. Ist aber dieses wirklich der Fall, dann leuchtet ein, daß diejenigen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse in diesem theils ungenügenden, theils drückenden Zustande zu conserviren trachten, in der That der Revolution in die Hände arbeiten.

Das Unbefriedigende und Bedrückende unserer Zustände hat wirklich seinen Grund wesentlich darin, daß sie theils den Entwicklungen, welche der Geist des Christenthums fordert, hemmend entgegenstehen, theils dieselben in ungehöriger Weise, mit Beseitigung der Kirche, durch die äußerliche Gewalt des Staates allein bewirken sollen. Dadurch entstehen eine Menge Zustände und Einrichtungen, welche nicht nur das moralische Gefühl und den natürlichen Rechtssinn, sondern auch die materiellen Lebensbedingungen der Menge tief und empfindlich verletzen. Nach beiden Richtungen liegt aber der Grundfehler darin, daß für die Organe des Staates und die Häupter der Laienwelt ein Privilegium in Anspruch genommen wird, sich über die Kirche und ihre Autorität zu erheben, und dadurch mittelbar sich von den Geboten Gottes, welche die Kirche vertreten hat, zu emancipiren.

Die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit dieses Privilegiums zu zeigen und dagegen nachzuweisen, wie das Heil der Staaten gleich dem der Einzelnen davon abhängt, daß Alle, Hohe und Niedere, die Staaten und die Einzelnen, das Ziel ihrer Bestimmung darin erkennen, daß sie Gott fürchten und seine Gebote, um vollkommen zu werden *), halten: das ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt und in geistreicher Weise gelöst hat.

Im ersten Bande sucht er es aus den Erfahrungen der Geschichte zu beweisen; im zweiten sucht er aus den Anwei-

---

*) Ecclesiastes XII, 13.

sungen der heiligen Schrift für die Könige und Führer der Völker zu zeigen, wie es zu geschehen habe. Dieser zweite Theil ist nur eine Uebersetzung aus des berühmten Asceten Ludwig de Ponte „Weg zur Vollkommenheit." Der erste Band aber bespricht in der leichten, gefälligen Weise, die dem Conversations-Tone der vornehmen Welt eigen ist, zuerst die Zustände der heutigen Gesellschaft, die Gebrechen der Staats-Verwaltung vor dem Jahre 1848 und den daraus zum Theil erklärbaren Verfall der verschiedenen Stände, geht dann über auf die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft, zeigt aus dem Beispiele der hervorragendsten Persönlichkeiten in den verschiedenen Jahrhunderten, wie aus der richtigen Auffassung und gewissenhaften Verfolgung dieser Bestimmung für die Staaten und Völker Segen, aus der Verkennung oder Verabsäumung derselben aber Unsegen hervorgegangen, und prüft endlich, mittels der Vergleichung mit diesen Beispielen, die herrschenden Grundsätze und Bestrebungen unserer Zeit, um schließlich nochmal hinzuweisen auf das Eine, was noth thut.

Wir wollen zum Frommen derer, die da mit der Kreuz-Zeitung für den christlichen Staat schwärmen, und in Rußland das Ideal desselben und den „Hort" aller Legitimität verehren, ein paar Stellen über den Kaiser Justinian und seine Regierung herausheben.

„Mit richtigem Blick erkannte Justinian, daß seine Legionen nicht im Stande seien, dem immer gewaltigeren Andrange der Feinde von Außen zu widerstehen, und das immer morscher werdende Staatsgebäude im Innern zu halten; er fühlte die Nothwendigkeit, das Letztere auf eine festere Grundlage zu stellen, und glaubte diese in einer wohlgeordneten Gesetzgebung, und einer alle bürgerlichen Verhältnisse möglichst beherrschenden Organisation zu finden. Wie sein Tribonian die bisher bestandenen Reichsgesetze von den zwölf Tafeln an sammelte, sichtete und ordnete, eben so sehen wir den Kaiser auch Kirchengesetze in Disciplinar- und Glaubenssachen sam-

meln, und in der von ihm gewählten Redaction als kaiserliche Edikte kund machen. Zum ersten Male in der Geschichte tritt uns hier die Staatsomnipotenz gesetzlich begründet mit ihren Briareus-Armen entgegen, und gleich hier sehen wir sie schon in einem ihrer vielen Widersprüche verwickelt. Während Justinian die vier Concilien anerkennt, maßt er sich die Redaction ihrer Beschlüsse an, und ergänzt in seinem theologischen Edikt gegen die drei Kapitel, berichtigt sogar die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon, unbekümmert um den Widerspruch des Papstes und der Bischöfe, die er mit griechischer Schlauheit, Heftigkeit und Härte seinem Willen zu unterwerfen sucht."

„Die Offenheit und Entschiedenheit, mit der Justinian in seinen Glaubensedikten und Vorschriften für den Klerus seine Anhänglichkeit an die katholische Religion und an die Kirche ausspricht, läßt uns kaum zweifeln, daß diese Gesinnung wirklich aufrichtig war. Justinian glich darin gar vielen Katholiken unserer Tage, die sich für gute Katholiken halten, wenn sie dem folgen, was sie sich als Vorschriften der katholischen Kirche denken. Betrachten wir die Gallikaner, wir finden darunter gelehrte Theologen und hochgestellte Prälaten, die sich nicht nur für treue, sondern für die treuesten, erstgebornen Söhne der Kirche halten; nicht sie haben Unrecht, sondern der Papst mit seinen Anmaßungen gegen die Provincial-Kirche, und drängt man sie mit der Gründung der Kirche auf den Felsen Petrus und seiner Nachfolger, so berufen sie sich a male informato ad melius informandum, wogegen ich im Vorübergehen nur bitte, zwei Buchstaben verändern zu dürfen: a male informatis ad melius informandos; denn von allen Päpsten, die je auf dem Stuhle Petri saßen, hat noch keiner die von den gallikanischen Bischöfen gestellten Forderungen zugestanden, und es würde daraus folgen, daß der von Christus seiner Kirche verheißene heilige Geist in dieser Frage jeden verlassen habe. Betrachten wir weiter die Jansenisten, diese rührigen Vorkämpfer des Rationalismus im vorigen Jahrhundert; von der Kirche längst verworfen, halten sie sich immer noch für gute Katholiken, und bis in die neueste Zeit notificirte der schismatische Erzbischof von Utrecht seine Ernennung dem heiligen Stuhle. Die sogenannten Halb-Jansenisten gingen in ihrem Eifer, treue Ka-

tholiken zu seyn, noch weiter, und erklärten gleich den ihnen geistesverwandten Hermesianern: der Papst und seine Theologen seien in einem Mißverständnisse, was diese im Jansenismus als Irrlehre verdammten, sei gar nicht darin. Doch wir brauchen nicht erst über den Rhein oder nach Holland hinab zu gehen. Betrachten wir manche vermeintliche gute Katholiken ganz in unserer Nähe, wie sie da, im angeblich wohlbegründeten Rechte des Staates, Kirchengut, Stiftungsgut einziehen; die Kirche protestirt, droht mit dem Kirchenbanne, darum kümmern sie sich nicht, und — bleiben immer, wie sie behaupten, gute Katholiken. Ein Priester weigert sich, gestützt auf Kirchensatzungen, einen Selbstmörder oder einen Menschen, der im Leben die Theilnahme an den heiligen Sakramenten verweigerte, in geweihtes Erdreich beizusetzen; gleich nehmen Regierungs-Organe den Mund voll von Renitenz und ultramontanen Gesinnungen, drohen dem Priester und dem Bischofe, der ihn vertritt, mit Temporaliensperre und anderen Zwangsmaßregeln, und scheinen darüber vollkommen beruhigt, daß sie gute Katholiken seien. Erhebt sich das Oberhaupt der katholischen Kirche mit allen Bischöfen gegen jede gemischte Ehe, bei der für die katholische Kindererziehung nicht Vorsorge getroffen ist, beruft sich Einer von ihnen wohl gar auf das Dogma der alleinseligmachenden Kirche, so wird man aller Orten eine Menge Leute finden, die sich für gute katholische Christen halten, und dieß als eine überspannte Idee ansehen und jubelnd in die Hände klatschen, wenn ein Dichter*) in einem klug ersonnenen Gleichnisse den Indifferentismus zu beschönigen sucht" **).

„So glänzend die ersten Regierungsjahre Justinians waren, so ruhmlos war das Ende seiner Regierung. Während er ganz in theologischen Streitigkeiten vertieft war, wurden seine Heere wiederholt von Persern geschlagen, Bulgaren fielen vom Norden ein, besiegten das in Eile zusammengeraffte Heer, streiften bis an die Mauern der Hauptstadt und mußten mit Geld abgefunden werden; Pest und Erdbeben wütheten im Innern des Reiches, und statt

---

*) Nathan der Weise, von Lessing.

**) Bd. I, S. 136 — 138.

des vom Kaiser angestrebten Friedens vermehrten sich die kirchlichen Zerwürfnisse, die unter Justinians Nachfolgern an den Irrlehren der Monotheleten und Ikonoklasten von Zeit zu Zeit neuen Zündstoff erhielten, und allmählig das große Schisma vorbereiten halfen, das seit tausend Jahren die Griechen von den Katholiken trennt. Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie das Entgegengesetzte von dem bewirkt, wornach sie strebt. Frieden, Vereinigung wollte Justinian bei seinem frechen Eingriff in die Rechte der Kirche erzielen, und viel größerer, endloser Zwiespalt war der Erfolg. Das Ansehen seiner Regierung, seine kaiserliche Macht wollte er durch Unterjochung der wehrlos erscheinenden Kirche erhöhen, und schwächer, herabgewürdigter als je hinterließ er das Reich seinem Nachfolger. Bald 1300 Jahre sind über Justinians Grab hinübergezogen, gar vielen Gewaltigen der Erde ist seine Geschichte mahnend, warnend entgegengetreten, gar Mancher aus ihnen hat sein Angesicht in diesem Spiegel gesehen, und ist hinweggegangen, und hat vergessen, wie er aussah" *).

Wir verlassen den Leser unter dem Eindruck dieser Betrachtung und halten es für überflüssig, das Buch noch weiter als eine höchst zeitgemäße Lectüre zu empfehlen.

*) Jak. I, 24.

LX.

Kolping's periodische Schriften.

Wenn wir für dieselben hiemit die Feder ansetzen, schreiben wir für die höchste, nutzbarste und nothwendigste, darum auch erst wieder neuentdeckte Wissenschaft unserer Zeit, für die Wissenschaft vom armen verlassenen Volke. Hr. Kolping ist ein Gelehrter dieser Wissenschaft ganz nach der Art, wie dieselbe Gelehrte fordert, d. h.: er hat seine Gelehrsamkeit auch gleich in ein Stück Volksleben umgesetzt. Bei andern Wissenschaften mag Alles gethan seyn, wenn man schön und gut über sie redet oder schreibt; bei der Wissenschaft vom armen Volke aber ist damit nichts gethan. Darum hat das praktische Mittelalter sie so gut verstanden, die doctrinäre Neuzeit dagegen sie vergessen. Die Armuth hat zwar der Sorge der Kirche nie ermangelt, aber was hätte die Polizei vor dreißig Jahren noch gesagt, wenn ein Privatmann für das arme Volk sich hätte bethätigen und zu dem Ende ein Netz freier Associationen über ganz Deutschland spannen wollen? So wurde denn erst Hr. Kolping der Wiederentdecker dieser alten Wissenschaft; bei den ärmsten vom armen Volke machte er den Anfang, bei den Handwerksgesellen, aber ge-

wiß auch für andere Klassen wird seine Wissenschaft noch fruchtbar werden, wie denn z. B. ihre Anwendung auf den Stand der Kaufmanns-Gehülfen in Hrn. Kolping's Organ bereits zur Sprache gekommen ist.

Selbst die Andersgläubigen konnten dem Eifer und Geschick ihre Achtung nicht versagen, womit die deutschen Katholiken den Vereinsgeist wieder sich dienstbar machten, sobald er aus dem Kerker der Bureaukratie in's freie Leben heraustrat. Es liegt in der Natur der Sache, daß manche seiner Früchte nur ephemer waren; wäre aber auch für die Dauer nichts aus jenen erregten Tagen seiner ersten Liebe hervorgegangen als Herrn Kolping's Gesellen-Vereine, wie sie nun kräftig blühend von der Ostsee bis nahe an die türkische Grenze alles deutsche Land durchziehen: so wäre dieß schon Segens genug. Weltlicher Gunst können sie wenigstens in ihrem Heimathlande sich nicht rühmen, Hr. Kolping hat sie aber auch auf einen ganz andern Grund gebaut. Die parallel laufenden protestantischen „Jünglingsvereine“ besitzen in Preußen längst Corporationsrechte, und erfreuen sich aller Förderung von Seite der weltlichen Gewalt, z. B. auch, wenn wir nicht irren, der Portofreiheit wie alle andern Werke der Innern Mission. Auch Hr. Kolping kam bei der Regierung um Verleihung der Corporationsrechte für sein Gesellen-Hospiz zu Köln bittend ein; als aber nach zweijährigem Harren der Bescheid erfolgte (3. Aug. l. Js.), lautete er — abschlägig. Wenige Wochen später wurden dagegen dem Alterversorgungs-Verein der Berliner Juden die Corporations-Rechte bereitwilligst verliehen. Mancher preußische Katholik mochte über so verschiedenerlei Maß und Gewicht sich gekränkt fühlen; in Hrn. Kolping's Organ aber floß kein bitteres Wörtlein ein. Nur um so wohlgemuther berichtete er von der Abweisung: „Aber auch so nicht ohne besondere Anordnung Gottes; deßhalb trösten wir uns mit dem Gedanken,

daß unser Herrgott, sind wir's anders werth, selbst für die Zukunft des Gesellen-Vereins und Hospitiums sorgen wird, vielleicht besser, als wir Menschen mit aller unserer Vorsorge es verstehen. Daß der katholische Gesellen-Verein sich in Leid, Mühsal und Anfechtung mancherlei Art durchbringen muß, ist auch ein katholisches Zeichen, das nur unsern Muth und unsere freudige Thätigkeit erhöhen und anspornen soll." — In der That ist gerade das Benehmen der preußischen Regierung gegen den katholischen Gesellen-Verein das lauteste Zeugniß für die hohe Bedeutung der Sache, sie hätte ja doch sonst in Berlin unmöglich zu einer Frage der specifisch-preußischen hohen Politik werden können.

Obige Worte Hrn. Kolping's sind den „Rheinischen Volksblättern" entnommen, welche der allbekannte „Gesellen-Vater" nun im zweiten Jahre zu Köln allwöchentlich erscheinen läßt. Dazu kommt als zweite periodische Publikation alljährlich „Kolping's Kalender für das katholische Volk" (1856 Köln bei Du Mont). Wer Hrn. Kolping und seinem Werke die wohlverdienten Sympathien erweisen will, hat hiemit zugleich Gelegenheit, zu beiden sich in einen geistigen Rapport zu setzen, der jedes wohlmeinende Herz erfreuen wird. Der Kalender bringt auch heuer wieder alles Mögliche, nur keine zuckerwäßrige Moral, spannende und lehrreiche Geschichten, auch derbe Schwänke, lauter körniges Volksleben. Dazu kommen bei den „Rheinischen Blättern" die Berichte aus allen Gegenden Deutschlands über die Leiden und Freuden des Gesellen-Vereins, auch dann und wann Briefe seiner wandernden Mitglieder selbst, eine Art von Mittheilungen, die den „Volksblättern" immer besonders naiven Reiz verleihen und deren Vermehrung sehr wünschenswerth ist. Wie viel liest man z. B. über die weitberühmten religiösen Zustände in Magdeburg; aber kaum ist darüber je Besseres geschrieben worden, als der simple Brief eines dort zugewan-

derten Gesellen, welcher am ersten Sonntag zur Kirche ging, „worüber sich die Leute gar sehr wunderten, daß nämlich auch Schustergesellen zur Kirche gingen", und der ein paar Wochen darauf seinen Abschied erhielt, „weil er am ersten heil. Pfingsttage nicht arbeitete." Ferner aber treibt Hr. Kolping in den „Volksblättern" auch Politik und zwar eifrige Partei-Politik. Die Partei, die er ergriffen hat, ist die Unsers Herrgotts. Der müsse jedenfalls immer zuletzt Recht behalten, lautet das politische Axiom der „Volksblätter", und dabei mag der glückliche Hr. Kolping allerdings über Türken und Engländer, Russen und Franzosen hin- und her räsonniren nach Herzenslust, er wird offenbar nie zu Schanden werden, und ebenso offenbar ist es damit gerade Politik genug für das Volk.

Mit bestem Gewissen würden wir so den Kalender und die „Volksblätter" (sie kosten für's ganze Jahr nur 1 Thlr. 14 Sgr.) an Weltlich und Geistlich zur Verbreitung unter ihren Angehörigen empfehlen, wenn dieselben auch nicht eben Hrn. Kolping zum Autor hätten. Doppelt dringend empfehlen wir sie aber, da es gilt, dem „Gesellen-Vater" geistigen Succurs zu leisten und immer standhaftern Muth zu machen. Denn Hr. Kolping ist mit seinem Werke noch lange nicht zu Ende. Unter Anderm muß er dafür sorgen, daß es auch außer und nach ihm nicht an geübten Lehrern der neuentdeckten Wissenschaft vom armen Volke fehle. Dazu gehört ein besonderes Studium; der Herr Domvikar selbst hat es bekanntlich als früherer Handwerksgeselle an eigener Person gemacht, und immerhin muß jeder, der sich demselben widmen will, in irgend einer Weise praktische Schule durchmachen. Kurz, Hr. Kolping muß eine eigentliche Hochschule der Wissenschaft vom armen Volke zu Stande bringen. Möge das Abonnement auf seine periodischen Schriften ihm sagen, wie viel herzliche Theilnahme er hinter sich habe. Die sociale Frage steht täg-

lich unabweisbarer als der größte Schrecken unserer bangen Tage vor allen offenen Blicken auf; gewöhnen wir uns vor Allem, ihr scharf in's Auge zu sehen, dann ist ein Anfang zur Besserung schon gemacht. Die Regierungen können, auch bei dem besten Willen, mit Gesetzen allein nicht helfen, die Einzelnen oder einzelnen Klassen im Volke müssen hinzutreten, wie Hr. Kolping hinzugetreten ist. Er hat es verdient, den deutschen Katholiken ein Führer zu seyn auf den ungebahnten Urwald-Pfaden zur socialen Rettung. Darum möchten wir allen unsern Freunden seine Abonnements-Einladung vom 22. Sept. auf's dringendste an's Herz gelegt haben: „Jetzt steht der Winter vor der Thür, die Abende werden schon immer länger, der Krieg wird auch immer länger, und zu erzählen haben wir vollauf; also helft klappern, das gehört auch zum Handwerk."

LXI.

Rüstungen für und wider den Materialismus.

Welch' gute Geschäfte gegenwärtig die Propagandisten des absurdesten Materialismus machen, und wie begierig bereits das größere Publikum zu dieser Schlammquelle sich drängt, um sich da zu sättigen, davon kann als Beweis dienen, daß außer den vier Auflagen des Pamphlets von Carl Vogt, „Köhlerglaube und Wissenschaft", nebst den zwei Auflagen von Moleschott's „Kreislauf des Lebens", auch das elendeste Machwerk in dieser Richtung, das Buch: „Kraft und Stoff" von L. Büchner, bereits in dritter und nun gar in vierter Auflage erscheint, wie die Zeitungen jüngst berichteten. Diese Thatsachen mögen wohl genügen, auch die Sorglosesten aus Gedanken- und thatloser Gemüths- und Vertrauensseligkeit zu wecken, und anzuregen, daß sie auf möglichste Abwehr dieser andringenden Ekel- und Verderbens-Fluth denken, und die Köpfe durch Schrift, Wort und That davor sicher zu stellen suchen.

Einen würdigen Anstoß dazu gibt eine neue Schrift: „Menschenseele und Physiologie. Eine Streitschrift gegen Carl Vogt in Genf, von Dr. J. Frohschammer, Professor der Philosophie an der Universität in München."

(München, Literar.-Artist.-Anstalt. S. 212). Wir erwähnen des Buches noch aus dem besondern Grunde, weil ein bekannter Correspondent der Allgemeinen Zeitung vom 24. November dasselbe nicht zu nennen vermochte, ohne die perfidesten Insinuationen gegen die Tendenz des gelehrten Verfassers als Katholik und Priester daran zu knüpfen. Dasselbe ist vor Allem zwar gegen Carl Vogt, theilweise aber auch gegen Moleschott und Czolbe gerichtet, und mittelbar dadurch auch gegen Büchner, dessen Buch ja nur die schweinische Quintessenz der Werke der Andern ist. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „der Anmaßung der Oberflächlichkeit und Unvernunft entgegenzutreten, die sich des Steuers des geistigen Lebens der Völker zu bemächtigen sucht, um es nur bald in den Sumpf oder in's Trockne zu leiten", und strebt dahin, „diese (materialistischen) Zudringlinge in ihrer wahren Gestalt zu zeigen und die Armseligkeit ihrer Ansichten darzuthun; zurückweisend die niedrige Beschuldigung gegen die Menschheit, die man jetzt laut auszuschreien sich erdreistet, die Beschuldigung, die es als Anmaßung bezeichnet, daß der Mensch sich wesentlich verschieden vom Thiere, und für höher als dasselbe erachtet."

Die Schrift besteht aus zwei Reihen von Artikeln, deren erste im Mai und Juni l. Js. in Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung unter dem Titel: „Menschenseele und Physiologie" erschien; die zweite Reihe enthält eine ausführliche Würdigung der dadurch hervorgerufenen Erwiderung Vogt's. Das Werk ist zwar wissenschaftlichen Inhalts, ist aber in der Darstellung so gehalten, daß es nicht bloß für Gelehrte, sondern für das gebildete Publikum überhaupt vollkommen zugänglich ist.

LXII.

Das österreichische Concordat.

Kein freudenreicheres Ereigniß hat seit Jahrhunderten die Geschichte aufzuweisen, als die Abschließung des nunmehr sowohl zu Rom als auch zu Wien veröffentlichten Concordates zwischen Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. und Sr. k. k. apostolischen Majestät Franz Joseph I. Mit diesem Concordat beginnt eine neue Periode, ja ein neues Leben nicht bloß in der Kirchen-, sondern auch in der Völker-Geschichte. Darum hat auch der heilige Vater in überströmender Freude Gott seinen innigsten Dank für dieses große Werk der Barmherzigkeit und Liebe vor aller Welt laut ausgesprochen, und wie er zuerst den heiligen Senat der Kirche seine Freude hat theilen lassen, so frohlockt nunmehr die ganze katholische Kirche mit ihm über „die besondere Huld des gnadenreichen, allmächtigen Gottes" und „die ausgezeichnete Frömmigkeit Franz Josephs, des Kaisers von Oesterreich", dem der „Gott alles Trostes ein weises und einsichtsvolles Herz gegeben hat."

Bei der ganz außerordentlichen Wichtigkeit jenes Ereignisses möchte es in der That als ein kühnes Unternehmen erscheinen, schon jetzt, wo noch ein allgemeines Staunen die Gemüther beherrscht, das Schweigen zu brechen, und auf eine

nähere Beurtheilung des heilverheißenden Vertrages einzugehen. Allein, wenn auch die segensreichen Folgen desselben sich zum Theil erst allmählig in stets wachsender Progression kundgeben werden, so darf doch bereits in dem Momente der Verkündigung des Friedenswerkes, durch welches wir auf einen ganz neuen Boden versetzt worden sind, von diesem aus ein Blick, wenn auch nicht unmittelbar in die Zukunft, so doch in die Vergangenheit geworfen werden, deren Spiegel auch in die kommenden Zeiten reflectirt.

Der Kirche sind von ihrem göttlichen Gründer die gewaltigen Kämpfe, die sie als sein streitendes Reich auf Erden zu bestehen haben würde, voraus verkündet worden. Diese Kämpfe sind gekommen und sie werden auch, so lange diese Welt noch dauert, niemals ganz ausbleiben. Zwar ihres endlichen Sieges gewiß, wird die Kirche doch wegen des jene Kämpfe begleitenden Unheils von gerechter und tiefer Betrübniß, besonders aber dann erfüllt, wenn von einer christlichen Obrigkeit die Angriffe gegen sie ausgehen, ja, wenn solche Angriffe, wie es in Frankreich geschah, noch gar mit dem Scheine von Anhänglichkeit an die Kirche verdeckt werden. Es hat diese daher stets ihre Hände zu der mit ihr zu gemeinsamer Aufgabe von Gott bestellten weltlichen Gewalt, um Frieden bittend, ausgestreckt, und ist stets bereit gewesen, bis zur äußersten Grenze des ihr von Gott gestatteten Nachgebens vorzugehen. Die Concordate haben daher von jeher die Bedeutung gehabt, daß sie nach langem und harten Streit, der meistens seinen Grund in der Verkennung der göttlichen Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes hatte, die Friedensschlüsse waren, in denen die Herzen der Könige, welche Gott wie Wasserbäche lenkt, dem Herzen seines irdischen Statthalters entgegenschlugen. Wenn so die Herzen sich einten, dann wurde wörtlich wahr, was jener große Geschichtschreiber sagt: „durch die Eintracht der Herzen werden kleine Dinge groß“ (Concordia res parvae crescunt); aber der Blick

in die voraufgehende Vergangenheit zeigte nur zu deutlich auch die Wahrheit jenes andern Ausspruches: „durch Zwietracht gehen selbst die größten Dinge zu Grunde" (Discordia vel maxumae dilabuntur). Was sind die kleinen Dinge, welche wachsen? Das sind die Saatkörner göttlicher Lehre und Ordnung, welche zu prangenden Aehren erwachsen. Was sind die großen Dinge, welche zu Grunde gehen? Das sind eben diese goldenen Aehren, welche von den Hufen der Rosse zertreten werden; das sind jene Säulen, die Träger der weltlichen Ordnung, die von dem Sturmwind zertrümmert werden; das sind jene Reiche, die, weil Gott nicht mit ihnen ist, im Aufruhr oder ruhelosen Kampfe erliegen!

Solche Gefahr drohte dem deutschen Reiche, als unter dem Gewande der Investituren jene Irrlehre sich geltend machte: die Regierung der Kirche nehme von der weltlichen Gewalt ihren Ursprung. Nach unsäglichem Schmerz über die aus vielen Wunden blutende Kirche, die in dem tiefsten Nerv ihrer Disciplin verletzt war, wurde dem Papste Calixtus II. die Freude zu Theil, daß das Herz Heinrichs sich zum Frieden entschloß, und in dem Concordate zu Worms Ring und Stab, jene bedeutungsvollen Symbole der Kirchengewalt, an ihre rechtmäßige Eigenthümerin zurückgab. Und Gott war dem deutschen Reiche gnädig; er gab ihm in Lothar einen Kaiser, zu welchem Innocenz II. aus vollem Herzen sprechen konnte: „Wenn das geheiligte Ansehen der Päpste und die kaiserliche Gewalt von wahrer Liebe zu einander durchdrungen sind, so muß Gott dem Allmächtigen dafür in Demuth gehuldigt werden, weil dann nur Ruhe und Friede unter den christlichen Völkern emporblühen können. Nichts ist in dieser Zeit so herrlich, als der päpstliche Stuhl, Nichts so erhaben, als der Kaiserthron, Nichts was glänzender leuchtet, als rechte Treue der Fürsten, oder unvergänglicher fortdauert, als wahre Gottesfurcht. Und alles dieses wird, wofür Gott gepriesen sei, so lange Du auf dem Herrscherſitze throneſt, um

so schöner offenbar, als Du von Jugend auf Dich in Gottesfurcht ausgezeichnet hast."

Als im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts das Basler Concilium die revolutionäre Bahn betreten, und sich selbst dahin gewagt hatte, Eugen IV., nachdem es ihn schon vieler seiner Gerechtsame zu berauben beabsichtigt, auch von dem Stuhle Petri herabstoßen zu wollen, da fanden viele seiner schismatischen Decrete in Deutschland, wie in Frankreich bereitwillige Aufnahme. Man mag nicht mit Unrecht die kraft- und thatenlose Regierung Kaiser Friedrichs III. beklagen, aber was wäre damals schon aus dem verwirrten Reiche geworden, wenn er nicht mit Nicolaus V. durch ein Concordat den Frieden mit der Kirche wiederhergestellt hätte? Leider sollte deren Einheit nur zu bald durch den Abfall eines großen Theils des Reiches zerrissen werden.

Mit der Erwähnung des Basler Conciliums sind wir aber der wahren Bedeutung des gegenwärtigen österreichischen Concordates näher getreten, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte; es kommt nur darauf an, den Einfluß, welchen jene Versammlung übte, mit wenigen Worten anzudeuten. In Frankreich nämlich fanden die Basler Decrete zum großen Theil ihren Widerhall in der pragmatischen Sanction, durch welche die schismatischen Tendenzen, die schon früher in diesem Lande das Königthum in eine Opposition gegen den Papst gestellt hatten, von Neuem belebt wurden. Nach langem Streit sollte endlich das Concordat, welches Leo X. mit Franz I. schloß, den ersehnten Frieden bringen. Aber leider fanden jene Tendenzen in dem Gallicanismus ihre Verkörperung, und indem sich ihnen Jansenismus und andere kirchlichen und — was damit immer Hand in Hand geht — politischen Irrlehren anschloßen, haben sie das Reich, von sittenlosen Fürsten geleitet, in den Abgrund der Revolution hinabgestürzt. Der „Erbe der Revolution" aber verschmähte es, ein getreuer Sohn der Kirche zu seyn.

Die Gesammtheit jener Irrthümer, soweit sie sich auf die Verfassung der Kirche und deren Verhältniß zum Staate bezogen, erhielt einen neuen Ausdruck in dem System des Febronianismus. Nicolaus von Hontheim hatte von den Jansenisten in Belgien seine Grundsätze erlernt, die leider nirgend einen stärkeren Anklang als in dem der Kirche sonst so getreuen Oesterreich fanden, wo einflußreiche Jansenisten ihnen den Weg bereitet hatten, und die pseudophilosophische Schule der Naturrechtslehrer für ihre Verbreitung sorgte. Ja, die Zustimmung zu den Lehren des Febronius ging hier so weit, daß dieser sich den lebhaftesten Unwillen des Fürsten Kaunitz durch seine Retractation, so matt sie auch war, zugezogen hat.

Der Febronianismus hat zunächst sein Grundprincip darin: daß er dem Papste nur ein Ehrenprimat, aber keinen Primat der Jurisdiction über die Bischöfe und die gesammte Kirche einräumt, und die praktische Consequenz jener Irrlehre bestand in der völligen Unterordnung der Kirche unter die weltliche Gewalt. Widersprach jenes der von Gott der Kirche gegebenen Verfassung, so dieses dem ebenfalls göttlichen Berufe des weltlichen Regiments. Dieses System — eine in damaliger Zeit alle Geister beherrschende Strömung — wurde in den Organismus der österreichischen Monarchie von einem Fürsten hineingeleitet, dessen Herz gewiß nur das Beste seiner Unterthanen beabsichtigte; der Kaiser machte sich aber dieses febronianische System so zu eigen, daß die Nachwelt es auch mit seinem Namen bezeichnet hat.

Die traurigen Folgen des Febronianismus konnten nicht ausbleiben. War einmal die Kirche in ihrer Lebensthätigkeit gelähmt, so mußte dieß auch auf den ganzen Staatsorganismus von höchst nachtheiliger Rückwirkung seyn; wir brauchen sie nicht mehr zu schildern, da sie hinlänglich bekannt ist. Es war eine allgemeine Erstarrung und Verknöcherung, die sich nirgend stärker geltend machte, als auf dem Gebiete der

Rechtswissenschaft, derjenigen Disciplin, welche durch die Geschichte und durch die innere Verwandtschaft ihres Gegenstandes mit dem göttlichen Gesetze, gerade mit der Kirche sich am Nächsten berührt.

Unter diesen Umständen mußte, auch ganz abgesehen von kirchlicher Gesinnung, es sich als ein Gebot der Staatsklugheit darstellen, jenen zersetzenden Einfluß der falschen Doctrinen durch Versöhnung mit der Kirche zu paralysiren. Um so mehr mußte das fromme Herz des in Gott ruhenden Kaisers Franz I. von dem Gedanken durchdrungen seyn, auf diesem Wege das Glück seiner Unterthanen zu befördern. Er ließ daher die Vorbereitungen dazu einleiten und noch auf seinem Sterbelager — wenn wir nicht irren noch an seinem Todestage — erließ er an den Fürsten Metternich ein Hand-Billet, worin er ihm diese Angelegenheit dringend an's Herz legte. Wenn auch dieser große Staatsmann der wichtigen Sache gewiß alle Aufmerksamkeit zuwendete, so war doch die Zeit noch nicht gekommen: auch Oesterreich sollte noch erst alle Schrecknisse der Revolution, als die nothwendige Folge jener kirchlichen und politischen Irrlehren, kennen lernen. Aber die göttliche Vorsehung hat, was menschliche Bosheit und Unverstand gewollt und gewagt, zu Schanden gemacht und hat Oesterreich aus dem Abgrunde der Revolution gerettet. Sie hat ihm in Franz Joseph einen Kaiser gegeben, der es deutlich erkannt, was seinen Völkern Noth that. Wie wahr ist es, was Pius IX. von ihm sagt:

„Denn dieser gottesfürchtige Herrscher hat, sobald Er die Herrschaft des Reiches Seiner Ahnen antrat, indem Er Unsere und Unserer Vorgänger gerechte Wünsche mit größter Bereitwilligkeit berücksichtigte und sehr wohl erkannte, daß von Unserer göttlichen Religion und ihrer heilbringenden Lehre die wahre Glückseligkeit, Wohlfahrt und Ruhe der Völker abhänge, Nichts für wichtiger gehalten, als in Seinem großen Reiche die Freiheit der Kirche zum höchsten Ruhm Seines

Namens und zum Frohlocken aller Gutgesinnten herzustellen und zu beschützen."

Die kaiserlichen Erlasse vom 18. und 23. April des Jahres 1850 waren die ersten Schritte zu dem Concordat, dessen einzelne Punkte, durch die Unterhandlungen zwischen Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal Viale Prela und dem Herrn Fürsterzbischof Joseph Othmar von Rauscher festgestellt, von beiden an dem Geburtstage des Kaisers unterzeichnet wurden. Auch dadurch erhielt das Concordat seine eigenthümliche Signatur. Und was ist denn nun die eigentliche Bedeutung dieses Concordats?

Der völlige Bruch mit den Grundsätzen des Febronianismus!

Der zweite Artikel des Concordates, nachdem der erste die Aufrechthaltung der römisch-katholischen Religion mit allen ihren Befugnissen und Vorrechten im ganzen Kaiserthume verheißt, erkennt ausdrücklich an, daß

„der römische Papst den Primat der Ehre wie der Gerichtsbarkeit in der ganzen Kirche, so weit sie reicht, nach göttlichem Gesetz inne hat."

Damit ist das ganze bisherige System, welches wie eine Eisdecke über dem geistigen Leben in dem Kaiserthume gelagert war, zerstört!

Auf die übrigen Artikel des Concordates schon jetzt im Einzelnen einzugehen, haben wir uns nicht zur Aufgabe gestellt und wollen in dieser Beziehung nur bemerken, daß in ihnen allen sich der Geist des Friedens und das freundlichste Entgegenkommen ausspricht. Sind der Kirche in Hinsicht auf Besetzung der Beneficien, des Unterrichts, der Jurisdiction in allen geistlichen Sachen, der Strafgewalt, der Beerbung der Pfründner u. s. w. sehr erhebliche Zugeständnisse gemacht, so hat sie ihrerseits auch die Jurisdiction des

Staates über die Geistlichen in Civil- und Strafsachen und viele andere Gerechtsame und Befugnisse der weltlichen Gewalt anerkannt.

Es wird dieß große Friedenswerk reichen Segen auf die unter dem Scepter des Hauses Habsburg vereinigten Völker herabbringen. Möge Gott seine Diener, die Bischöfe, erleuchten, daß sie mit Liebe und Klugheit denen begegnen, die ohne ihre Schuld jenes falsche System noch nicht in sich bewältigen können, daß sie aber auch mit Kraft und Energie den verderblichen Folgen desselben steuern. Vor Allen wolle Gott den „vortrefflichen Herrscher", den ein so großer „Eifer für die Religion umstrahlt", segnen, denn durch ihn und an ihm wird das Wort wahr, welches Innocenz II. zu Lothar sprach:

„Wenn das geheiligte Ansehen der Päpste und die kaiserliche Gewalt von wahrer Liebe zu einander durchdrungen sind, so muß Gott dem Allmächtigen dafür in Demuth gehuldigt werden, weil dann nur Ruhe und Friede unter den christlichen Völkern emporblühen können. Nichts ist in dieser Zeit so herrlich, als der päpstliche Stuhl, Nichts so erhaben, als der Kaiserthron, Nichts was glänzender leuchtet, als rechte Treue der Fürsten, oder unvergänglicher fortdauert, als wahre Gottesfurcht. Und alles dieses wird, wofür Gott gepriesen sei, so lange Du auf dem Herrschersitze thronest, um so schöner offenbar, als Du von Jugend auf Dich in Gottesfurcht ausgezeichnet hast."

LXIII.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

XXV.

Die Zukunftskirche überhaupt und im Verhältniß zur Ecclesiola in ecclesia; erste Art der letztern: die pietistische Ecclesiola als Zukunftskirche.

Fragen wir nach dem eigentlichen Grunde der allgemeinen protestantischen Tendenz, aus einem gegenwärtigen kirchlichen Provisorium nach dem erst zukünftigen kirchlichen Definitivum zu verlangen: so finden wir ihn in dem Umstande, daß die Kirchen der Reformation den Begriff von Kirche als Heilsanstalt fallen lassen mußten. Eine lange Zeit hindurch ersetzte zwar der Staat den Schein der Aeußerlichkeit und Anstaltlichkeit; nachdem aber erstlich der Pietismus mit seiner fressenden Säure und endlich das Jahr 1848 mit Einem Ruck den Schleier zernagt und zerrissen, mußten die kirchlichen Elemente nach anderweitiger Gestaltung sich umsehen. Sie trennten sich über dieser Aufgabe. Das Neulutherthum griff, wie wir gesehen, nach der Kirche als Heilsanstalt zurück, und bleibt daher außerhalb der Zukunftskirchen-Probleme liegen,

außer etwa insofern, als die neulutherische Kirche als Heils-Anstalt allerdings noch nicht ausgebaut und zugespitzt, vielmehr nach allen realen Beziehungen mehr als bloß zukünftig ist. Alle andern Richtungen fuhren fort, ihre Kirchen symbolmäßig „von Unten auf“ zu erbauen, und nur Eine derselben läßt sich die offenkundig unhaltbare Prätension beikommen, ihr Kirchenthum für das rechte Definitivum, d. h. als „die Kirche“ auszugeben. Es sind dieß die lutherischen Exclusiven; alle Andern, nach deren Anschauung die Kirche von Unten auf sich erbaut, suchen „die Kirche“ erst in der Zukunft.

Ist diese Stellung der Exclusiven unhaltbar, so ist die des winzigen neulutherischen Häufleins allerdings ganz und gar unlutherisch, unprotestantisch und noch dazu unmöglich. Demnach wird die große Masse derer, die vom reformatorischen Begriff der Kirche durchdrungen bleiben, d. h. die Kirche von Unten auf sich erbauen lassen — stets mit irgend einer Zukunftskirche schwanger gehen, sobald die Illusionen des Territorialismus zerstört werden. Die Erscheinung ist daher nicht neu; sie trat überall und immer hervor, wo und sobald der Territorialismus entweder nicht aufkommen konnte, oder wieder unterging; nur daß die Verbreitung und gleichsam systematische Ausbildung nie noch den Grad und das Maß erreicht hatte, wie jetzt in Deutschland. Die Tendenz aber, „die Kirche“ erst in der Zukunft zu suchen, sich unablässig verlangend nach „der Zukunftskirche“ auszustrecken, also zu bekennen, daß man die rechte Kirche, die Krone des göttlichen Erlösungswerkes, noch gar nicht besitze oder wieder verloren habe — diese Tendenz muß den von ihr Durchdrungenen stets einen eigenthümlichen religiösen Stempel aufdrücken. Sie erscheinen wie ein auf christlichem Boden resuscitirtes Judenthum, wie ein Rückfall in die Trauer der vormessianischen Zeit.

Schon dem ehrwürdigen Perthes gegenüber hatte ein

katholischer Freund den Nagel ganz richtig auf den Kopf getroffen, wenn er ihm schrieb: „Sie stehen mit Allem, was Sie sagen, nicht wie ein Christ, sondern wie ein frommer Mann des alten Bundes da; Sie kennen nur die sehnende Erwartung, keine Erfüllung ... Die innerlichsten unter den Protestanten, wie Arndt, Spener, Zinzendorf, weisen die Erbschaft (des herkömmlichen Protestantismus) ab und ziehen es vor, auf den doch schon gekommenen Messias zu warten, wie die frommen Juden bei herannahendem Gewitter das Fenster öffnen, damit Er leichter Eingang fände, wenn er kommen sollte im Blitz. Die katholische Kirche aber erwartet nicht den Herrn, sondern hat den Herrn" *). — So entschieden jüdische Signatur drückt diese christliche Art messianischer Erwartung ihren Gläubigen auf, daß selbst der frivole jüdische Literat H. Heine unter ihnen sich wie angeheimelt fand, und in allem Ernste die Ueberzeugung ausspricht, diese Leute dürften noch förmlich zu Juden werden. Die merkwürdige Stelle in seinen Aveux lautet: „Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den scandinavischen und angelsächsischen Staaten, tritt die Wiedergeburt des Lebens von Palästina in einer Weise hervor, daß man sich dort mitten unter wirkliche Juden versetzt glauben kann. Sind z. B. nicht die schottischen Protestanten Hebräer, sind nicht selbst ihre Namen ganz biblisch, und erinnert nicht ihr parabolischer Jargon voll Salbung und ihr furchtbares Kauderwälsch bisweilen an das Jerusalem der Pharisäer? Die Religion dieses andächtigen Schottlands ist nichts als ein Judenthum, welches Schweinefleisch ißt. Ebenso ist es in mehreren Theilen des nördlichen Deutschlands, in Dänemark und in Schweden, gar nicht zu reden von den neuen junghebräischen Gemeinden der vereinigten Staaten." Kurz, Heine hofft, daß über-

*) Perthes' Leben II, 351 ff.

all da aus der Carrikatur einst das wirkliche alte Judenthum wieder aufblühen werde.

Wir werden an andern Orten Gelegenheit haben, die Einzelnheiten dieser jüdischen Signatur im Protestantismus zu verfolgen. Fahren wir hier also fort mit der Ursache, deren Wirkung sie ist: mit dem protestantischen Kirchenbegriff. Eine eben so sichere als höchst auffallende Thatsache tritt uns sogleich in historischem Gewande entgegen. Solange nämlich die altlutherische Rechtfertigungslehre als Hauptartikel die protestirenden Gemüther beschäftigte, war die Folge ächt heidnische Libertinage; jetzt beschäftigt sie der symbolmäßige Kirchenbegriff und die Folge ist ächt jüdische Gesetzlichkeit und Rigorosität. Die beiden Lehren aber stehen miteinander in innigstem Wechselbezuge. Der Allein- oder Special-Glaube duldet die Anstaltlichkeit der Kirche nicht; wo die anstaltliche Kirche fehlt, muß die Kirche sich von Unten erbauen; wo die Kirche sich von Unten erbaut, liegt die jüdische Erwartung in der logischen Consequenz. Betrachten wir diese drei Sätze näher!

Daß die Unmittelbarkeit des Alleinglaubens im Verhältniß zwischen Gott und Mensch mit einer Anstaltlichkeit der Kirche unverträglich ist, erkannten wir an verschiedenen Stellen dieser Abhandlungen. Das Factum hat sich aber auch schon in dem oben angeführten Briefwechsel zwischen dem frommen Perthes und seinem katholischen Freunde (1821) sehr schön herausgestellt. Perthes schreibt: „Der Katholicismus sagt, daß das Erlösungswerk, obschon vollbracht, dennoch für den einzelnen Menschen nur durch das Priesterthum und durch die auf das Priesterthum gebaute Kirche zugänglich sei und Wirksamkeit äußere. Weil er das sagt, bin ich nicht Katholik und kann es niemals werden. An kein Priesterthum und an kein Priesterwerk ist die Gnade des Herrn gebunden, und um zum Mittler zu gelangen, bedarf es keines neuen Mittlers; frei ist der Zutritt zu ihm durch das vollbrachte Erlösungs-Werk für Jeden geworden, der, ohne auf eigenes Verdienst

zu bauen, dem Herrn ein stilles Herz darbietet, damit er darinnen wirke und den Tempel Gottes baue und reinige." Der Freund antwortet: „Eben diese Anschauung ist es, was nothwendig auf die jüdische Erwartung der Zukunftskirche führt; Sie kennen nur sich, den Einzelnen und andere Einzelne, deren Jeder für sich Hülfe sucht und Hülfe erwartet, und wollen nicht wissen, daß nach der Kirchenlehre und nach jedem Blatt der Schrift die Menschheit solidarisch verschuldet und solidarisch gerettet ist. Wenn aber Sünde und Gnade ein Erbe des Menschengeschlechtes ist, so können auch die Mittel der Gnade nicht auf jeden Einzelnen als unmittelbare Offenbarung herabkommen, sondern müssen durch eine das ganze Menschengeschlecht umschließende Anstalt dem Menschengeschlechte in seiner Einheit dargeboten werden" *).

Der Weg von der entgegengesetzten Anschauung zur jüdischen Erwartung der Zukunftskirche ist leicht zu verfolgen. Wenn es keine anstaltliche Kirche geben darf, man aber doch von „Kirche" sprechen will, so kann nichts Anderes dieselbe ausmachen, als die Summe derjenigen, welche „dem Herrn ein stilles Herz darbieten"; die Kirche erbaut sich also von Unten, durch die Gemeinde der Heiligen, wie die richtige symbolmäßige Definition lautet. Die eigentliche Kirche ist aber demnach, als aus „stillen Herzen" bestehend, unsichtbar, sichtbar ist nur die sie umgebende kirchliche Masse. Diese Kirche ist insoferne unheilig. Dieß ist aber ein den wahrhaft Gläubigen leicht unleidlich werdender Widerspruch: eine Kirche, deren Aeußerlichkeit absolut unheilig seyn müsse. Namentlich haben wir an verschiedenen Zeugnissen erkannt, daß gerade jetzt, aus den oft genannten Gründen und durch die unerhörte Noth der Zeiten überhaupt, ganz allgemein das Verlangen rege sei, daß die heilige Kirche wieder in die

*) Perthes a. a. O. S. 349 ff.

Sichtbarkeit und Scheinbarkeit trete*). Die katholische Kirche ist mit dem Merkmal der Heiligkeit niemals in Verlegenheit, „heilig" ist sie vor Allem als die Heilsanstalt selbst. Drüben aber läugnet man alle Anstaltlichkeit der Kirche, sie kann also dort nur heilig seyn durch die Heiligkeit derer, die sie bilden, ihrer Glieder. Wenn nun die unsichtbare Heiligkeit der die Kirche eigentlich bildenden „stillen Herzen" sich über die kirchliche Masse namhaft ausbreiten ließe, so wäre ja die sichtbare Heiligkeit fertig. In der That wird einiges Nachdenken überzeugen: daß dieß die Aufgabe aller bisher von uns behandelten Zukunftskirchen ist. So ist es ganz offenbar bei der der Innern Mission und ihren „massenhaften Bekehrungen" der Fall; die des Gustav-Adolf-Vereins scheint nur darum eine Ausnahme zu machen, weil bei ihr die sichtbare Heiligkeit der Person nach ungemein weitem und laxem Maßstabe gefaßt ist, so daß in ihr das mit der sich selbst auslegenden Schrift beschäftigte Individuum schon diese kirchenbildende Heiligkeit zu besitzen scheint; die der Kreuzzeitungs-Partei endlich dehnt die „massenhaften Bekehrungen" auch auf die katholische Kirche aus, und indem sie deren wesentliche Aeußerlichkeit gleichfalls mit hinübernimmt, gewinnt sie schon zum vorhinein auch die zwei weitern Merkmale der Apostolicität und Universalität. Kurz, überall besteht — sei es mit oder ohne unmittelbares und außerordentliches Eingreifen Gottes — die Zukunftskirche wesentlich in einer Art von Evolution der sonst unsichtbar innerlichen Heiligkeit der Kirche. Die katholische Kirche als Anstalt weist dieselbe an sich geschichtlich nach, bei der symbolmäßigen Kirche hat sie als ein rein innerliches unsichtbares Ding keine Geschichte, sondern muß erst noch, und immer wieder von Neuem, in die geschichtliche Erscheinung eintreten. Wie nothwendig dieß aber ist, mag man aus der bezeichnenden Aeußerung des Philosophen

*) Histor.-polit. Blätter dfs. Bds. S. 7 ff.

Jakobi gegen Perthes ermessen: „ich werde heute noch ein Christ nach Claudius' Art, wenn man mir die Fortdauer des Pfingstwunders gewiß machen kann, aber kein historischer Grund kann mir das Pfingstwunder ersetzen“ *).

Wir haben bei jedem einzelnen Zukunftskirchen-Begriff seine Unmöglichkeiten und Inconvenienzen dargethan; dennoch aber muß man sagen, daß „die Kirche“ der Exclusiven mit ihrer Behauptung der Heiligkeit, Apostolicität und Katholicität noch unhaltbarer ist, als jede Kirche in der Hoffnung. Jene muß immer die äußerlich verfaßte und um ein bestimmtes Bekenntniß geschaarte kirchliche Masse meinen, wenn sie sich die Sichtbarkeit und diese Merkmale zuschreibt, und in demselben Augenblicke wieder zugestehen, daß die Masse eigentlich gar nicht Kirche sei. So verliert sie sich immer wieder in die Illusion des Territorialismus, und muß von den consequenten Gläubigen der unsichtbaren Kirche „Verweltlichung“ sich vorwerfen lassen. Als bei der jüngsten Neuendettelsauer Conferenz die Kirchenzucht und die gewöhnliche Ausrede zur Sprache kam: „bedenke doch, in welchem Zustande sich jetzt die Kirche befindet, stelle mir erst eine Kirche her, so will ich Kirchenzucht üben; die Kirche aber läßt sich nicht machen und die Kirchenzucht auch nicht, es muß zuvor eine außerordentliche Ausgießung des heiligen Geistes erfolgen und ein neuer Reformator auftreten“ — da erklärte die Exclusivität sehr bestimmt: „ich bin nicht Glied und Diener einer Kirche, die erst in der Zukunft zur Erscheinung kommen wird; die Kirche, deren Glied und Diener ich bin, meine schriftgemäße lutherische Kirche, ist die rechte Kirche der Zukunft“ **). Dagegen erhebt sich aber eine andere Stimme: „Der heftige Widerspruch, den einst Spener fand, als er bei aller nüchternen Anerkenntniß der Berechti-

*) Perthes' Leben. I, 148.

**) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom Juni 1855. Nro. 7.

gung der sichtbaren Kirche mit der Lehre von der unsichtbaren wieder Ernst machte, charakterisirt am besten, wie weit auch inmitten der evangelischen Kirche die Verweltlichung gediehen war. Zum Glück hatte aber das Princip des Protestantismus in seiner Lehre von der Schrift und der unsichtbaren Kirche ein bleibendes jus protestandi et reformandi in seinem eigenen Schooße festgestellt. Daß auch in der Gegenwart von diesem jure protestandi, und zwar im eigenen Innern ernstlich Gebrauch zu machen ist, das mag beispielsweise die Eine Thatsache erhärten, daß eifrige Vertreter unseres neuesten Lutherthums ihre ziemlich modern restaurirte Kirchengemeinschaft allen Ernstes als die heilige apostolische Kirche bezeichnen" *).

Diese Stimme kommt mitten aus der pietistischen *Ecclesiola in ecclesia* heraus, und wir werden sie auch unmittelbar von der Kirche der Exclusiven aus begreifen. Diese und alle anderen protestantischen Kirchen-Begriffe wollen doch auch noch mehr als bloß zerstreute Gemeinde der Heiligen, sie alle wollen Volks- und Weltkirche seyn oder werden; gerade dieß aber ist es, was die pietistische Ecclesiola als „Verweltlichung" der Kirche verdammt. Es sei, sagt sie, nicht wahr, daß die Kirche dazu bestimmt sei; eine das ganze Menschengeschlecht umschließende Anstalt solle sie gar nicht seyn, noch auch werden. Die pietistische Ecclesiola beschränkt sich ganz allein auf die unsichtbare Kirche als Sammlung der Heiligen, weist alle Forderungen auf Sichtbarkeit, äußere Heiligkeit, Katholicität ab, und handelt, wie nicht zu verkennen ist, hierin den reformatorischen Grundsätzen, als welche die Anstaltlichkeit der Kirche verworfen haben, am allerconsequentesten. Natürlich ward diese Ecclesiola durch die Thatsache nur bestärkt, daß bisher alle Bestrebungen auf äußere Kirchenbildung so kläglich fallirt sind, ja sogar auch

---

*) Gelzer's protestant. Monatsblätter. Juni 1855. S. 382.

„die Pläne zur Herstellung einer großen deutschen evangelischen Kirche, die allerdings, so gut sie auch gemeint, doch als jedenfalls sehr verfrüht, sehr unpraktisch waren — verflogen wie Schaum“ *).

Auch die pietistische Ecclesiola ist übrigens noch eine Zukunftskirche und zwar eine solche, die symbolmäßige Berechtigung für sich in Anspruch nehmen darf. Auch sie nämlich hofft noch eine sichtbare Kirche der Zukunft, aber, zum Unterschiede von den übrigen Zukunftskirchen, nicht mehr von dieser gegenwärtigen Weltperiode, sondern erst von der Wiederkunft des Herrn im tausendjährigen Reich. Selbstverständlich liegt hier die Schwärmerei sehr nahe, doch ist diese Ecclesiola an sich selber noch keine Schwärmerkirche. Die Schwärmerkirche besteht erst da, wo die Gemeinde der Heiligen unmittelbar in die Sichtbarkeit gezogen werden soll. Eben aber gegen ein solches Vornehmen protestirt die pietistische Ecclesiola, und sie handelt nach ihrem Protest. Stille Gelassenheit und hoffendes Harren auf den Herrn ist ihr wesentlicher Charakter. Eben deßhalb jedoch, weil sie nur durch feine Nuancen von der Schwärmerei der Irvingianer und Neobaptisten geschieden ist, welche die Gemeinde der Heiligen unmittelbar in Erscheinung setzen: kommt es hier sehr auf genaue Grenzbestimmung an.

Schon bei Perthes erscheinen ein paar Pietisten, in denen das Wesen der Ecclesiola als Zukunftskirche sich sehr bestimmt ausgedrückt hat. Es ist der Senator Friedrich von Meyer in Frankfurt und der Kaufmann Friedr. Hoffmann zu Düsseldorf. Jenem war jede christliche Kirche ein nur äußerliches Ding und nur gut im Vergleiche mit Rom; innerhalb des Verderbnisses aller Kirchen haben die Erweckten nur darnach zu trachten, sich selbst und die Ihrigen zu bewahren, und unter einander in Verbindung zu bleiben, bis der Herr

*) Dr. Palmer in der Darmst. K.-Z. vom 5. April 1855.

erscheint und seine Kirche sichtbar herstellt. Hoffmann hegte gleichfalls die heftigste Feindschaft gegen jede Kirche und kirchliche Gestaltung; er behauptete: daß die Ausgießung des heiligen Geistes nicht über das dritte Jahrhundert hinaus fortgewirkt habe; alle menschlichen Anstrengungen zur Wiederherstellung der untergegangenen sichtbaren Kirche seien vergebens, aber den Verheißungen der heiligen Schrift gemäß stehe in näherer oder fernerer Zukunft eine neue gewaltige Ausgießung des heiligen Geistes zu erwarten, und sobald diese eingetreten sei, werde die Kirche neu erstehen, und das bisherige Leben in Staaten sein Ende erreichen rc.*) Das ist das Paradies oder Neue Jerusalem nach der Wiederkunft des Herrn.

Man sieht: die Grundanschauung ist dieser Ecclesiola mit dem Neobaptismus und dem Irvingianismus gemein, die Consequenzen aber sind sofort andere. Die beiden letztern wollen, zum Theil unter außerordentlicher Dazwischenkunft des heiligen Geistes, die wahre sichtbare Kirche unmittelbar herstellen; jene dagegen erwartet von der laufenden Weltperiode eine äußerliche oder Volkskirche gar nicht mehr, und baut mit vollkommenster Resignation nur auf die Weltkirche der Verklärung nach der Wiederkunft des Herrn. Die historische Begründung lautet bei den neuesten Sprechern dieser Ecclesiola wie folgt:

„Bis dahin, wo Christus verworfen ward von Seinem erwählten Volke, war es — wenn nämlich Israel im Glauben seinem Könige zufiel — noch möglich, daß die Erscheinung des Gottessohnes im Fleisch ohne den Kreuzesweg in Herrlichkeit sich verwandelte, und daß von Israel dann ein Glanz ausbräche, der, auch die Völker und Nationen unwiderstehlich anziehend, sie erneuerte und zu seligem Frieden zusammenschlöße. Mit der Verwerfung des Herrn aber trat nothwendig eine neue Retardation des göttlichen

*) Perthes' Leben. II, 128 ff. 103 ff.

Heilsplanes ein. Nicht in Herrlichkeit, in Niedrigkeit ging jetzt das Evangelium aus in die Welt, Seelen zu sammeln zu einer Gemeinde, die jetzt bis zum Abschluß dieser Weltperiode in Kreuzesgestalt verharren muß. O, daß man dieß nie vergessen hätte! Man würde vor vielen ausschweifenden und verderblichen Irrgängen bewahrt worden seyn. Auch unsere Zeit. Denn wie? Er hat sein Volk nicht selig machen und erretten können vom kommenden Verderben und . . . wir lassen uns fort und fort umtreiben von ausschweifenden Plänen, ganze Völker, ja die Welt zu retten! Der verhängnißvolle Irrthum, der hierin uns entgegentritt, ist aber alt, seine Spuren reichen weit hinauf in die älteste Zeit der Kirche. Das Endresultat ist eben, daß eine christliche Welt unter uns groß geworden ist." „Nicht die Völker und Reiche dieser Welt zu retten vom Verderben, ist Christus vor bald zwei Jahrtausenden im Fleische erschienen. Die Weltmächte und Nationen eilen einem unabwendbaren Verderben und Gerichte entgegen; auch in der Christenheit ist die Entwicklung des sich steigernden Abfalls eine unaufhaltbare." „Die Welt werden wir nicht erobern mit all' unserm Fleiße, sie bleibt die Welt; Seelen, viele Seelen zu retten vor dem gegenwärtigen und künftigen Verderben, das ist unserer Aufgabe höchstes Ziel" *).

Es ist nicht zu läugnen: viel Wahres liegt in dieser Argumentation. „Es brütet in allen Schichten der Gesellschaft ein Verderben, das grausig ist" **), wer wollte dieß in Abrede stellen? Und diesen Zuständen nun steht die symbolmäßige äußere Kirche gegenüber mit der angeblichen Aufgabe, die Socialität zu beherrschen, die Welt zu bewältigen, den Staat zu erlösen, den status integritatis wieder herzustellen! Wer wollte da nicht verzweifeln? Scharfe Beobachter ahnen kein anderes Resultat der ganzen Entwicklung als das pure Gegentheil der Aufgabe; „aus dem Vernichtungsproceß der äußern kirchlichen Form werde sich nichts retten als die Christ-

*) Gelzer's protest. Monatsblätter. Juni 1855. S. 376 ff.
**) A. a. O. S. 404.

lichkeit in der Form des Staates", sagt der bekannte Theologe Rothe *). Dennoch trägt man sich mit Volks- und Welt-Zukunftskirchen, oder, was dasselbe ist, mit Herstellung der Identität zwischen „Reich Gottes" und „Kirche"! Das ist: jedes Glied der (äußern) Kirche soll auch wirklich Angehöriger des Reichs Gottes seyn. So nämlich erklärt man sich drüben diese an sich allerdings nothwendige Identität, und so muß, anders kann man sie nicht erklären, nachdem man den Begriff der Kirche als Heilsanstalt verloren und verworfen hat. Die katholische Kirche ist das Reich Gottes auf Erden als die göttliche Heilsanstalt; drüben dagegen könnten die Begriffe Reich Gottes und (äußere) Kirche nur dann zusammenfallen, wenn einmal alle Angehörigen der letztern auch wirkliche Kinder Gottes wären. Was Wunder, wenn die pietistische Ecclesiola dieß für unmöglich hält, solange der gegenwärtige Weltlauf dauert, und bis zur Erscheinung des Neuen Jerusalem?

In der ganzen Kirchengeschichte sieht denn auch diese Ecclesiola nichts Anderes, als die schuldbeladene Illusion und Täuschung, als wenn das Reich Gottes und die jeweilige Kirche oder kirchliche Masse wirklich identisch wären, was sie doch unläugbar nie gewesen, und von dieser Verirrung her datirt sie alles kirchliche Verderben. „Von dem Augenblicke an, wo die Mischung zwischen Welt und Reich Gottes im offenen Bunde der Kirche mit der Weltmacht sanktionirt ward, mußte auch jene unmittelbare Assistenz des Herrn der Gemeinde, und des von ihm verheißenen und über sie ausgegossenen Geistes, wie sie die erste christliche Zeit realiter genossen hat, zurücktreten, und einer mehr mittelbaren Leitung auf dem natürlich geschichtlichen Wege Platz machen; nur sporadisch, in einzelnen und kleinen Genossenschaften konnte jene seitdem zu einem Zeugniß, daß die Verheißungen des

*) Darmst. K.-Z. vom 9. Juli 1853.

Herrn noch immer wörtlich und wesenhaft sich erfüllen, sich in der Christenheit noch manifestiren" *). Das eigentlich christliche Moment in der Kirchengeschichte ist daher zu allen Zeiten einzig und allein jene kleine verborgene Gemeinde der Heiligen, welche allzeit zu dem Zustande zurückstrebte, wie er war, ehe die Vermischung zwischen Reich Gottes und christlicher Welt, Kirche und kirchlicher Masse eintrat. Wenn Jemand — sagt derselbe Vorläufer der apokalyptischen Welt-Krisis — in die Lektüre des Neuen Testaments sich vertieft und, innerlich stille geworden, vergleichende Blicke auf die Gegenwart wirft, so wird sich ihm das unheimliche Gefühl eines tief und weit reichenden Abstandes empfindbar machen; dieses Gefühl ist das bewegende Princip der Kirchengeschichte; von der kleinsten Sektenbildung bis zur großen Glaubensspaltung sehen wir es in dunklerer oder klarerer Ausbildung zu Grunde liegen; es sind immer Versuche zu der Stufe, wenn nicht absoluter, so doch relativer Vollendung zurückzugelangen, deren die ersten Gemeinden sich erfreuten. (Die heilige Schrift meldet aber weder von der einen, noch von der andern.) **)

Der Protestantismus war, nach Aussage der pietistischen Ecclesiola, anfänglich auf dem rechten Wege, sich als verborgene Gemeinde, abgesondert von aller kirchlichen Masse, als Reich Gottes im Gegensatze zu äußerer Kirche oder Welt zu etabliren. Bald aber irrte auch er ab, und jetzt bewegen alle übrigen protestantischen Richtungen sich wieder in der alten Illusion und Täuschung. Rom wie Byzanz — sagt unser Gewährsmann — läugnen mit keckem Muthe jenen Abstand; Alles, was das christliche Alterthum hatte, besitzen auch sie noch in ungeschwächter Fülle, auch das, was der Herr seiner Zukunft vorbehalten hat (d. h. ihre Kirche ist die göttliche Heilsanstalt). Der Protestantismus ist zwar fern geblie-

*) Gelzer's protest. Monatsblätter. Juni 1855. S. 381.
**) A. a. O. S. 372.

ben von einer solchen Abirrung; er wurzelte im Gegentheile gerade in der Anerkenntniß des Abstandes zwischen der christlichen Urzeit und der Sonnenhöhe der römischen Kirche, und hat darum Wiederherstellung des apostolischen Christenthums zu seinem Panier gemacht. Im Verlaufe aber hat auch er, von Weltgunst satt, der wahrhaftigen Herrlichkeitshoffnungen vergessen. Mit Einem Worte — hat die römische Kirche jenen Abstand zwischen Ziel und Wirklichkeit geläugnet, und ist das bis auf diese Stunde ihr schwerer Bann, so hat auch die evangelische Kirche jene Höhe des Christenberufes manigfach verkleinert, den Abstand zwischen Aufgabe und Wirklichkeit abgeschwächt. Ihre Parteien suchen auch Heil in äußern Institutionen und wollen, hinstreifend an römische Irrthümer, hier schon Zion bauen in ihrer Weise *).

Lautete noch die obige kirchenhistorische Begründung nicht nur ächt irvingianisch und neobaptistisch, sondern stellt sie sich auch förmlich dar als ausgeschrieben aus dem Systeme des gelehrten Irvingianer-Theologen Thiersch: so gehen doch die Consequenzen alsbald sichtlich auseinander. Sowohl Irvingianismus als Neobaptismus bauen auch ihrerseits äußere Kirche, und glauben dabei die Identität von Reich Gottes und sichtbarer Kirche wirklich herstellen zu können. Die pietistische Ecclesiola dagegen rechnet weder auf massenhafte Bekehrungen, noch betrachtet sie sich als Basis und Werkzeug der Evolution, denn der Herr ist ja noch nicht wiedergekommen. Sie mißbilligt sowohl die banalen restaurativen Versuche, als die Flucht derjenigen, die nur mehr in den kleineren Kreisen des Separatismus Heil zu finden glauben, weil die Kirche ein Babel geworden. Beides sei eigenmächtig. Andererseits charakterisire allerdings eine kritische Zersetzung in allen Gebieten des Lebens die Gegenwart, und gebe ihr für alle tiefer Fühlenden jenes unheimliche und bäng-

*) A. a. O. S. 372 ff.

liche schwüle Gepräge, das jeder Weltkrisis vorausgeht. „Je näher nun die Zeit eines entscheidenden Entweder-Oder liegt, desto mehr muß aus der bis jetzt bestehenden Dreitheilung (Gemeinde Christi, christliche Welt, Feinde Christi) eine Zweitheilung werden. . . Wir müssen uns innerlich bereit halten, ehrwürdige liebgewordene Institutionen, ja unser ganzes, überall mit der Welt verflochtenes, äußeres Kirchenwesen in den Tod zu geben. .. Zu solchem Stillewerden wird dann ganz von selbst ein immer lebendigeres und bestimmteres Hoffen sich gesellen. . . Wir haben des Wortes der Weissagung unendlich vergessen, und im Großen und Ganzen auch in unserer evangelischen Kirche bisher noch keinen rechten Ernst mit demselben gemacht; da liegt ein Schatz, der noch gehoben und zur Sammlung und Erbauung des Volks Gottes dienstbar gemacht werden muß" *).

Selbstverständlich hört bei dieser hoffenden Passivität alle weitere Entwicklung auf; um dieselbe in den noch übrigen Richtungen der Zukunftskirche zu verfolgen, müssen wir bei einer zweiten Art von Ecclesiola in ecclesia wieder anknüpfen.

XXVI.

Die Ecclesiola in ecclesia als Evolutions-Basis; der Uebergang zur Schwärmer-Kirche.

Im geraden Gegensatze zur pietistischen Ecclesiola mit ihrer harrenden Passivität steht die Aufgabe der sozusagen mikrokosmischen Ecclesiola der Innern Mission. Sie ist die Vorbereitung zur Volkskirche Nro. 1, zur Weltkirche Nro. 3; in nuce jene Volkskirche der Zukunft selbst; Basis und Werk-

---

*) A. a. O. S. 385 ff.

zeug zur Evolution der „stillen Herzen“ über die kirchliche Masse hin, zur Verbreitung der verborgenen Gemeinde über die zerfallene „christliche Welt“; Ausgangspunkt der „massenhaften Bekehrungen“, die da nöthig sind zur Herstellung der rechten Zukunftskirche, mit andern Worten zur Realisirung wirklicher Identität zwischen Reich Gottes und Kirche, der symbolmäßigen von Unten auf sich erbauenden Kirche nämlich. Man sieht auf den ersten Blick, daß diese Ecclesiola eine Art Ersatz für die mangelnde Anstaltlichkeit der Kirche seyn soll. „Die rechte Grundlage zum Bau der Kirche kann nach evangelischen Grundsätzen nur die Gemeinde seyn, wer die Kirche vom Amte aus bauen will, der stellt sie in die Luft“ *). Daher hat die Ecclesiola der Evolution drüben einen guten Sinn, während ihre Idee in einer anstaltlich begriffenen Kirche unmöglich ist. Ja, als Dr. Krummacher bei einer Berliner Pastoral-Conferenz für die „Bildung engerer Gemeinschaften innerhalb der Gemeinden“, d. i. je „einer organischen Vereinigung der geistlich lebendigen Elemente der Gemeinde“ sprach: da erklärte das Halle'sche „Volksblatt“ **) geradezu: „hängt doch vielleicht mit der Lösung der angeregten Frage das ganze Seyn oder Nichtseyn der evangelischen Kirche zusammen.“

Die Ecclesiola in ecclesia der Innern Mission ist also nichts Anderes, als der Extrakt der lebendigen Glieder der Gemeinde organisirt zur Bethätigung über die bloße kirchliche Masse. Ihre Aufgabe ist vor Allem activ zu fassen. Oberkirchenrath Kliefoth brachte zwar bei der Bützower-Conferenz eine ähnliche Organisation in Antrag, mittelst welcher durch Herstellung des altchristlichen Katechumenats „der wüste Haufe, aus dem die Gemeinden jetzt beständen, organisch gegliedert, den Individuen ihre Freiheit zurückgegeben werde, indem Nie-

*) Darmst. K.-Z. vom 25. Aug. 1855.

**) vom 25. Juni 1853.

mand gezwungen sei, ohne eigene Ueberzeugung und Herzens-Erfahrung an einem kirchlichen Acte Theil zu nehmen, und somit die jetzt unvermeidliche Heuchelei und Unwahrheit aus den Gemeinden verschwinden werde"*). Allein unverkennbar ist dieses Stück „ungeschichtlichen Zurückgreifens" ein Ausfluß der persönlichen, d. i. neulutherischen, Ansicht von Kirche und Amt auf Seite des Antragstellers; sein vierter Ordo, der „der Abendmahlsgenossen", wäre zwar auch eine Art von Ecclesiola, aber rein passiven Charakters, bloß zur Sicherheit und Bequemlichkeit des von Oben herab dominirenden Amts, kurz, eine Ecclesiola, wie sie dem Neuluthertum allein möglich ist. Die rechte Evolutions-Ecclesiola dagegen setzt symbolmäßigen Kirchenbegriff, vor Allem das allgemeine Priesterthum, also das ächte Gegengift des Neuluthertums, voraus. Ganz anders, als dort in Bützow, begriff daher die zu Auerbach an der Bergstraße neulich abgehaltene Conferenz der mittelrheinischen Aeltesten und Diakonen das Wesen dieser Ecclesiola, wenn sie von dem Gedanken ausging: bald werde drüben über der Betonung des geistlichen Amts das neutestamentliche allgemeine Priesterthum fast ganz vergessen, bald werde wohl davon geredet, vielleicht viel geredet, „ohne daß ein ernster Versuch gemacht würde, den Laien neben dem priesterlichen Charakter, den ohnedieß nur die wirklich gläubige Minorität hat, auch eine priesterliche Thätigkeit in der Kirche zu eröffnen, in geordneter Weise sie in eine solche hineinzuziehen"**).

Näher können wir demnach die Evolutions-Ecclesiola bestimmen als die wirklich gläubige Minorität organisirt zur Bethätigung ihres priesterlichen Charakters über die dieses priesterlichen Charakters nicht theilhafte kirchliche Masse. Der Grundgedanke der Innern Mission, daß das ordentliche geist-

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 30. Oct. 1852.
**) Darmst. K.-Z. vom 26. Juni 1855.

liche Amt an und für sich völlig banquerott sei, spricht sich folgerichtig in allen Empfehlungen dieser Ecclesiola und der Mittel, sie in's Leben zu rufen, aus. „Ohne Bibelstunden ist es unter den jetzigen Umständen kaum möglich, eine lebendige Gemeinde wieder zu erwecken und zu sammeln; die Formen der Einrichtung mögen immerhin verschieden seyn, nur daß ein Neues in die Gemeinde eintrete; die alten Geleise sind zu ausgefahren, die bisher gebrauchten Waffen sind stumpf geworden, die Predigt reicht nicht mehr aus" *). Dr. Hengstenberg veröffentlichte vor Jahr und Tag eine Reihe von Artikeln über die Frage: „was kann von Seite des Geistlichen geschehen, um die öffentlichen Gottesdienste von Neuem zu füllen und zu beleben"? Antwort: „Eine der ersten Sorgen des Geistlichen in seiner pastoralen Thätigkeit sei, sich eine ecclesiola in ecclesia zu bilden, eine engere Gemeinschaft in der Gemeinde, einen festen Kern von Erweckten, durch deren Pflege und Weiterbildung er einen Sauerteig gewinne für die ganze Gemeinde" **).

Immer erscheint so die Ecclesiola als eine Art von Supplement des Amts; dadurch, wie durch die organisirte Herausshebung der „wirklich gläubigen Minorität" als des eigentlichen lebendigen Kirchenkörpers vor der bloßen kirchlichen Masse, unterscheidet sich dieselbe schon ganz äußerlich vom katholischen Bruderschaftswesen, mit dem man sie etwa irrthümlich in Beziehungen der Aehnlichkeit bringen dürfte. Es wäre absolut verdammliche Uebertreibung, wenn solche altkatholischen Institutionen irgend nur von fern als Ecclesiolae im Leben erschienen. Drüben dagegen ersetzen diese den Mangel der Heilsanstalt, stehen über der äußern Kirche und wenigstens neben dem Amt, wenn sie auch um der gemeinen Ordnung willen ihre „priesterliche Thätigkeit" nicht gerade

*) Halle'sches Volksblatt vom 15. Juni 1853.

**) Berliner Evang. K.-Z. vom 18. März 1854.

über dieselben Geschäfte erstrecken wie das ordentliche Amt. Jedenfalls wären sie fakultativ auch dazu völlig berechtigt. Hofprediger Krummacher, der von jeher der Hauptagitator für die Ecclesiola war, hebt daher neben deren erstem Vortheil, daß sie dem Amt gleichsam zur Ergänzung diene, noch ganz besonders hervor: wenn man der priesterlichen Berechtigung des Laienthums nicht Spielraum in der Kirche schaffe, so schaffe dasselbe erfahrungsmäßig sich Spielraum und Kirche selber. Das Bedürfniß solcher engern Gemeinschaften, sagt der Berliner Hofprediger, zeige sich auf zwei Seiten. Erstens auf Seite des Pastors, damit an denselben sein amtliches Bewußtseyn, das „weide meine Lämmer", befriedigt werde, und er an ihnen ein Präservativ gegen amtliche Verflauung, einen Anhalt für Tage der Anfechtung und eine Pflanzschule habe. Dann aber hauptsächlich auf Seite der Gemeinden. „Die überall zunehmende Neigung zu Separation und Sektenbildung hat vornehmlich in jenem in der Kirche bisher meist unbefriedigt gebliebenen Bedürfnisse ihren letzten und wesentlichen Grund", welches auftrete als Bedürfniß vermehrter und mehr persönlicher Erbauung und als „geistlicher Thätigkeits-Drang." „Die Charismata, die der eine und andere empfieng, wollen nicht ruhen, sondern in geordneter Weise zur Ausübung und Erweisung kommen; hieher gehören die Gaben der Diakonie, der Armen- und Krankenverpflegung, die Gabe den Kindlein zu Herzen zu sprechen, die Gabe der Erweckung, des Trostzuspruchs, die Geisterunterscheidungsgabe, vielleicht auch die Gabe des Gemeinschaftsgebetes und welche sonst" *).

Nun sind dieß allerdings ungefähr die Gaben und entsprechenden Bedürfnisse, für deren Befriedigung auch die katholische Kirche, über das gewöhnliche kirchliche Leben hinaus, sorgen zu müssen glaubt und von jeher glaubte, und zwar

*) Halle'sches Volksblatt vom 25. Juni 1853.

durch ihre Orden. Nie jedoch hat sie einen priesterlichen Charakter wirklich gläubiger Minorität als solcher anerkannt, und ihm Theilhaberschaft am Amte und an den Attributen der Kirche zugestanden. Beides aber thut die Innere Mission; ihre Ecclesiola erscheint als Selbst-Amt und als Selbst-Kirche. Wir haben bei der Betrachtung über die Frage von der Kirchenzucht gesehen, daß in den Augen Vieler das ganze Problem an der Einrichtung solcher Ecclesiolae, solcher wirklich gläubigen Minoritäten in den Gemeinden hängt, welche dann Objekt, aber zugleich auch Subjekt der Kirchenzucht wären. Wir haben auch bezüglich der Kirchenverfassungs-Frage bemerkt: wenn nur einmal die Gemeinde der Heiligen, hier die gläubige Minorität oder die eigentlichen Träger des allgemeinen Priesterthums, sichtbar und greifbar zu Tage lägen, dann wäre auch das Problem von dem berechtigten Träger des Kirchen-Regiments sofort und einfach gelöst. Wir sind ferner auch bei der Frage vom Cultus auf eine Ansicht gestoßen, die vollkommenen evangelischen Gottesdienst erst von der ausgebildeten Ecclesiola erwartet *). Es ist unzweifelhaft, daß der König von Preußen mit den „apostolisch gestalteten Kirchen geringen übersichtlichen Umfangs", welche die „rechten Hände" wären, in die er seine Kirchengewalt frohlockend niederlegen würde — nichts Anderes meint, als die in irgend einer Weise vollendet organisirte Ecclesiola. So spricht denn Holtzmann in Heidelberg eben die volle und aus dem symbolmäßigen Kirchenbegriff logisch entwickelte Idee der Ecclesiola aus, wenn er sagt: es liege nahe, aus der wüsten Masse der zufällig an einem Ort lebenden Getauften eine Gemeinde wahrhaft Gläubiger auszuziehen, und sie zum Subjekt der Kirchengewalt und Kirchenzucht über sich selbst und über die sie umgebende unorganisirte Masse zu machen **).

---

*) S. „Streiflichter" dss. Bandes S. 583.

**) S. „Streiflichter" dss. Bds. S. 488.

Die Ecclesiola wäre aber dann mit den wesentlichsten Attributen der Kirche bekleidet, sie wäre also die eigentliche sichtbare Kirche selber!

Hier nun stehen wir an dem punctum saliens, wo eben dieselbe Ecclesiola, von deren Realisirung die wichtigsten Lösungen abhängen, ja vielleicht Seyn oder Nichtseyn der evangelischen Kirche — als eine Sache enormster und formidabelster Gefährlichkeit erscheint. Die Innere Mission hat die Idee der Evolutions-Ecclesiola aus den pietistischen Conventikeln herübergenommen, letztere ist die Milchschwester der pietistischen Ecclesiola von der harrenden Passivität. Der Pietismus seinerseits hatte sich die Idee von der Bibelzucht und der demokratischen Gemeinde-Ordnung der genfischen Calvinisten abcopirt, und andererseits verschmolzen sich eben dieselben zwei Elemente alsbald zum englisch-französischen Methodismus; unsere Evolutions-Ecclesiola ist nichts Anderes als germanisirter Methodismus. Auch der Methodismus wollte in England Anfangs nichts weniger als Selbst-Kirche, sondern bloß eben Ecclesiola in ecclesia seyn; aber wie ist es ihm ergangen? Bekanntlich drängten die Consequenzen von beiden Seiten solange, bis die Ecclesiola förmliche Sonderkirche war und blieb. Wird es der deutschen Ecclesiola, mit der Sache einmal Ernst gemacht, nicht ebenso ergehen? Die Leiter der Innern Mission protestiren freilich auf's entschiedenste dagegen. Wichern erklärt ausdrücklich: die Ecclesiolae sollen nur durch practisch-christliche Thätigkeit so sich entfalten, daß sie dann im Ganzen der Ecclesia wieder untergehen *); Krummacher sagt deßgleichen: Spener sammelte die lebendigen Glieder, organisirte sie aber nicht; Zinzendorf organisirte sie, aber schied sie von dem Verbande der Gemeinde; nicht so die Ecclesiola der Innern Mission **)! Aber werden nicht

---

*) Bei Dr. Merz in den Studien und Kritiken. 1854. II, 399.

**) Halle'sches Volksblatt vom 25. Juni 1853. — Die von Krumma-

die Consequenzen stärker seyn? muß man nicht jedenfalls in permanenter Furcht dahinleben, die exclusiven Lutheraner mit ihrem Wahlspruch gegen das „wohlassortirte Waarenlager der andächtigen Industrie“ möchten Recht behalten: „Pietismus und Methodismus sind kirchenauflösend“ *)?

Es ist aber dazu gar nicht einmal nöthig, daß die Ecclesiolae sich eines schönen Morgens zu einer eigenen äußern Sonderkirche zusammenballen, zu der Kirche der „wirklich gläubigen Minorität.“ Es ist schon genug, wenn die Ecclesiola als Parteikirche innerhalb der uneigentlich sogenannten „Kirche“ sich fühlt; und diese Consequenz erscheint als ganz unumgänglich nach allen Anlagen der gefallenen menschlichen Natur. Die ganze glorreiche Bewegung liefe dann wieder auf pietistische Conventikel der auserwählten Kinder Gottes hinaus. Nun aber muß ja jedes Glied der Ecclesiola sich ex officio fühlen als wirklich gläubige Minorität gegenüber der unchristlichen und todten kirchlichen Masse, über welche es vermöge seines priesterlichen Charakters den Missionsberuf von Gott habe. So erblicken wir wieder das Gegentheil der Demuth, die förmliche Berechtigung zum äußersten geistlichen Dünkel, als Signatur dieser Kirche; geistlicher Hochmuth wird gleichsam zum Merkmal der Gliedschaft an der wirklich gläubigen Minorität gemacht. Und jedenfalls bemerkt Pastor Holtzmann in Heidelberg mit gesundem praktischen Blick: „wo es versucht wird, malos auszuschließen, da werden hypocritae um so dichter und üppiger aufschießen“ **).

Wirklich ist auch hie und da das Bedenken aufgestiegen, das endliche Resultat der Evolutions-Ecclesiola könnte seyn,

---

cher empfohlene Organisation ist denn auch vollständig die Zinzendorf'sche Chor-Verfassung.

*) Dr. Lindner in Leipzig bei Merz a. a. O.

**) S. „Streiflichter“ dss. Bds. S. 488.

„daß die Kirche Christi zu einer Partei herabsänke.“ „Dieß dürfen wir auch nicht wünschen, wenn uns gleich im Hinblick auf die Haltung des christlichen Alterthums dieser Wunsch oft nahe tritt; daß die christliche Kirche zur Volkskirche, zur Nationalkirche geworden ist, halten wir für einen Fortschritt in ihrer gottgewollten Entwicklung, so sehr er auch durch menschliche Schwachheit mit Mängeln begleitet seyn mag, den wir nicht zurückthun können“ *). Wo die Kirche als Anstalt begriffen wird, ist ein solches Raisonnement, dessen Lächerlichkeit Niemanden entgehen wird, unmöglich; wo aber der symbolmäßige Kirchenbegriff gilt, da kann man allerdings zweifeln, ob es nicht besser wäre, daß die wirklich gläubige Minorität als eine Art von sichtbar gewordener Gemeinde der Heiligen sich ganz und gar trennte und lossagte von der wüsten kirchlichen Masse, und so eine entsprechendere äußere Erscheinung für die eigentliche (innerliche) Kirche herbeiführte. Offenbar fließt dieser Gedanke fast unaufhaltsam über in die Idee von der Ecclesiola überhaupt, und unmittelbar an ihn knüpft sich hinwiederum eine Gefahr, vor der selbst Krummachern sichtlich sehr bange ist. „Leicht“, sagt er, „könnte es geschehen, daß die Gemeinschaft allmählig einen sektirerischen Charakter annähme, und leicht könnten sich die Glieder verleiten lassen, ihre Beigehörigkeit zu dem engern Kreis für die untrügliche Signatur der Gotteskindschaft zu halten, leicht endlich könnte der Dünkel Wurzel schlagen, als ob außer der Gemeinschaft es wahre Christen an einem Ort nicht gebe.“ Krummacher will daher auch nicht zulassen, daß innerhalb des engern Kreises das Sakrament gespendet werde; nur dann und wann gemeinschaftliche Communion, sonst „verbleibe das Sakrament in der Kirche“ **). Aber nach allen bisherigen Erfahrungen schützt auch dieß nicht vor der

*) Halle'sches Volksblatt vom 19. Aug. 1854.

**) Halle'sches Volksblatt vom 25. Juni 1854.

Gefahr; diese liegt eben im Grundgedanken der Ecclesiola selbst. Darum war auch die Wirkung dieselbe bei den grauen Pietisten des Wupperthales, wie bei dem sonst so unbefangenen Studenten-Völklein der nördlichen Universitäten *) und der unmündigen Jugend in Berlin, aus der man Ecclesiolae vom Wurzelkeim an zu züchten gedachte **).

---

*) Hieher nämlich gehört auch der sonst so vielgenannte „Wingolf". Der bekannte Dr. Andree aus Bremen sah die Versammlung der „Wingolfiten" und „Christogermanen" auf der Wartburg. Zwei Jahre zuvor, zu Eisenach, tranken sie nur Milch, jetzt aber genossen sie mit Wohlbehagen Bier, auch aus Trinkhörnern, trugen buntfärbige Cerevismützen, ja noch mehr, diese lammesmüthigen Verdammer des Duells schwangen blanke Schläger mit einer ganz martialischen Miene. Aus ihren Reden leuchtete überall hervor, daß „der Wingolf ganz allein Inhaber aller christlichen Wahrheit sei", demgemäß entschieden propagandistische Tendenz. „Der Wingolf würde blühen, und wenn die Welt voll Teufel wäre, er werde treu zu seiner Fahne halten, wenn auch Trug, Verrath und Hinterlist ihn verfolgen." Die Heidelberger Professoren, welche gegen die studentische Ecclesiola zur Polizei gegriffen, kamen besonders schlecht weg; die erste Gastrolle bei dem Feste spielte der Protektor „Vater Tholuck". Ein Halle'scher Student sagte Hrn. Andree: „Sie glauben gar nicht, von welchem Hochmuthsteufel diese Menschen besessen sind; und was das Aergste ist, sie haben sich ein Ding zurechtgemacht, das sie christliche Wissenschaft nennen, und Alles, was nicht in diese hineinpaßt, erklären sie für Quark und Unsinn." Derselbe Student behauptete, daß in Mecklenburg kein Theologe Stipendien und Amt erhalte, wenn er nicht nachweise, daß er Wingolfit gewesen. — Allg. Ztg. vom 13. August 1854.

**) Im J. 1853 war die „Stiftung von Kindergemeinden" eine Hauptaufgabe der Innern Mission z. B. zu Berlin. Je zwei- bis dreihundert Kinder wurden unter geistlichen Vorständen nicht nur zu besonderen Gottesdiensten, sondern auch zu gemeinschaftlichen Vergnügungen und Promenaden vereinigt. Die Familie mußte natürlich ganz in den Hintergrund treten. Das Institut der kirchlichen gemeinen Kinderlehre war längst abgekommen. Gegen dieses Surrogat aber erhoben sich denn doch starke Bedenken: „das jugend-

So stehen wir denn unmittelbar an der Schwelle der Schwärmer-Kirche, während wir uns noch im Innern der symbolmäßigen Evolutions-Ecclesiola umsehen. Nichts ist klarer, kürzer und leichter, als der Uebergang von dieser zu jener. Als wirklich gläubige Minorität, mit dem den andern Kirchengliedern versagten priesterlichen Charakter, steht man missionirend über dieser kirchlichen Masse, officiell anerkannt und organisirt, fakultativ berechtigt zu Selbst-Amt und Selbst-Kirche. Wie nahe liegt es hier, seine Minorität für die wahre Gemeinde der Heiligen, seine Ecclesiola für die sichtbar gewordene eigentliche Kirche, sich selbst, eben aus der Zugehörigkeit zu der wirklich gläubigen Minorität, für ein unzweifelhaftes Gottes-Kind zu achten — und sobald man also erachtet, ist die Schwärmer-Kirche fertig. Niemand wird verkennen, daß dieselbe mit einer sichern Consequenz aus dem symbolmäßigen Kirchenbegriff selbst sich ableitet, wobei die Ecclesiola nur ein Durchgangs-Moment bildet. So furchtbar rächt sich auch hier wieder der Abfall von dem gesunden Begriff der Kirche als göttlicher Heilsanstalt. Wie aber die zur leiblichen Erscheinung gelangte Gemeinde der Heiligen, oder die sichtbar und greifbar gewordene eigentliche (symbolmäßig unsichtbare) Kirche in dieser Leiblichkeit sich macht und darstellt, werden wir sofort an dem höchst interessanten Phänomen des Neobaptismus betrachten.

Hier sei nur noch bemerkt, daß wir diesen Uebergang aus der symbolmäßigen Evolutions-Ecclesiola in die Schwärmerkirche keineswegs bloß nach einer, wenn auch durchaus unanfechtbaren logischen Abstraktion erdacht und erkannt ha-

---

liche Alter sei hiefür überhaupt noch zu unreif, und in Folge dessen möchten sich Fehler einstellen, welche den erwarteten Nutzen weit hinter sich ließen: geistlicher Hochmuth, Unduldsamkeit, Abneigung oder Kälte gegen den allgemeinen Parochialverband" rc. — Allg. Ztg. vom 23. Mai 1853; vgl. Darmst. K.-Z. vom 8. Dec. 1853.

Gefahr; diese liegt eben im Grundgedanken der Ecclesiola selbst. Darum war auch die Wirkung dieselbe bei den grauen Pietisten des Wupperthales, wie bei dem sonst so unbefangenen Studenten-Völklein der nördlichen Universitäten *) und der unmündigen Jugend in Berlin, aus der man Ecclesiolae vom Wurzelkeim an zu züchten gedachte **).

---

*) Hieher nämlich gehört auch der sonst so vielgenannte „Wingolf". Der bekannte Dr. Andree aus Bremen sah die Versammlung der „Wingolfiten" und „Christogermanen" auf der Wartburg. Zwei Jahre zuvor, zu Eisenach, tranken sie nur Milch, jetzt aber genossen sie mit Wohlbehagen Bier, auch aus Trinkhörnern, trugen buntfärbige Cerevismützen, ja noch mehr, diese lammesmüthigen Verdammer des Duells schwangen blanke Schläger mit einer ganz martialischen Miene. Aus ihren Reden leuchtete überall hervor, daß „der Wingolf ganz allein Inhaber aller christlichen Wahrheit sei", demgemäß entschieden propagandistische Tendenz. „Der Wingolf würde blühen, und wenn die Welt voll Teufel wäre, er werde treu zu seiner Fahne halten, wenn auch Trug, Verrath und Hinterlist ihn verfolgen." Die Heidelberger Professoren, welche gegen die studentische Ecclesiola zur Polizei gegriffen, kamen besonders schlecht weg; die erste Gastrolle bei dem Feste spielte der Protektor „Vater Tholuck". Ein Halle'scher Student sagte Hrn. Andree: „Sie glauben gar nicht, von welchem Hochmuthsteufel diese Menschen besessen sind; und was das Aergste ist, sie haben sich ein Ding zurechtgemacht, das sie christliche Wissenschaft nennen, und Alles, was nicht in diese hineinpaßt, erklären sie für Quark und Unsinn." Derselbe Student behauptete, daß in Mecklenburg kein Theologe Stipendien und Amt erhalte, wenn er nicht nachweise, daß er Wingolfit gewesen. — Allg. Ztg. vom 13. August 1854.

**) Im J. 1853 war die „Stiftung von Kindergemeinden" eine Hauptaufgabe der Innern Mission z. B. zu Berlin. Je zwei- bis dreihundert Kinder wurden unter geistlichen Vorständen nicht nur zu besonderen Gottesdiensten, sondern auch zu gemeinschaftlichen Vergnügungen und Promenaden vereinigt. Die Familie mußte natürlich ganz in den Hintergrund treten. Das Institut der kirchlichen gemeinen Kinderlehre war längst abgekommen. Gegen dieses Surrogat aber erhoben sich denn doch starke Bedenken: „das jugend-

So stehen wir denn unmittelbar an der Schwelle der Schwärmer-Kirche, während wir uns noch im Innern der symbolmäßigen Evolutions-Ecclesiola umsehen. Nichts ist klarer, kürzer und leichter, als der Uebergang von dieser zu jener. Als wirklich gläubige Minorität, mit dem den andern Kirchengliedern versagten priesterlichen Charakter, steht man missionirend über dieser kirchlichen Masse, officiell anerkannt und organisirt, fakultativ berechtigt zu Selbst-Amt und Selbst-Kirche. Wie nahe liegt es hier, seine Minorität für die wahre Gemeinde der Heiligen, seine Ecclesiola für die sichtbar gewordene eigentliche Kirche, sich selbst, eben aus der Zugehörigkeit zu der wirklich gläubigen Minorität, für ein unzweifelhaftes Gottes-Kind zu achten — und sobald man also erachtet, ist die Schwärmer-Kirche fertig. Niemand wird verkennen, daß dieselbe mit einer sichern Consequenz aus dem symbolmäßigen Kirchenbegriff selbst sich ableitet, wobei die Ecclesiola nur ein Durchgangs-Moment bildet. So furchtbar rächt sich auch hier wieder der Abfall von dem gesunden Begriff der Kirche als göttlicher Heilsanstalt. Wie aber die zur leiblichen Erscheinung gelangte Gemeinde der Heiligen, oder die sichtbar und greifbar gewordene eigentliche (symbolmäßig unsichtbare) Kirche in dieser Leiblichkeit sich macht und darstellt, werden wir sofort an dem höchst interessanten Phänomen des Neobaptismus betrachten.

Hier sei nur noch bemerkt, daß wir diesen Uebergang aus der symbolmäßigen Evolutions-Ecclesiola in die Schwärmerkirche keineswegs bloß nach einer, wenn auch durchaus unanfechtbaren logischen Abstraktion erdacht und erkannt ha-

---

liche Alter sei hiefür überhaupt noch zu unreif, und in Folge dessen möchten sich Fehler einstellen, welche den erwarteten Nutzen weit hinter sich ließen: geistlicher Hochmuth, Unduldsamkeit, Abneigung oder Kälte gegen den allgemeinen Parochialverband" rc. — Allg. Ztg. vom 23. Mai 1853; vgl. Darmst. K.-Z. vom 8. Dec. 1853.

ben: es liegen vielmehr bestimmte Thatsachen vor, wornach der Uebergang wirklich schon stattfand, und ganz in der angedeuteten Weise noch fortwährend stattfindet. Man bemerkt deutlich, wie die Angehörigen der Ecclesiola in steter Gefahr schweben, fast unmerklich über die Grenze zwischen wirklich gläubiger Minorität in der Kirche, und Neobaptismus außer der Kirche hinüberzugleiten. Nur Ein Beispiel. Vor nahezu zwei Jahren kamen plötzlich bezeichnende Klagen über Umtriebe der Wiedertäufer aus dem nördlichen Baden, namentlich über einen sehr reichen englischen Baptisten in Manheim, wobei besonders merkwürdige Erwägungen an die täuferische Conversion zweier Lehrerinen einer Kleinkinder-Bewahranstalt zu Offenbach, wo eine baptistische Centrale thätig sei, sich knüpften. Die beiden Damen waren zu Nonnenweiher bei Offenburg in der pietistischen Anstalt der Frau Jolberg erzogen; „bei deren Zöglinginen kommt es häufig vor, daß sie, wenn sie sich selbstständig befinden, sich zu Privatbetstunden oder Erbauungsabendstunden herbeilassen, und mit diesem Geschäfte zugleich den dienenden Magdsinn, den sie hätten bewahren müssen, gegen den geistigen Hochmuth vertauschen.“ Wo immer, fährt der Bericht fort, „die Vorsteherinen und Vorsteher in gleicher Weise christlich sind, da suchen die jetzt Herrinen gewordenen Mägde von jener Oberaufsicht, wenigstens durch inneres Weiterschreiten in der Ueberzeugung, sich frei zu machen; welcher Schritt hier zu thun ist, findet sich bald, wenn irgendwo in der Nachbarschaft eine excentrische Sekte hauset. Unter solchen Verhältnissen leben eine Menge Diener der Innern Mission; wo sie zu einem Liebeswerke in einer Gemeinde aufgenommen wurden, standen sie bald mit einigen Geistlichen und Gliedern des Gemeinderaths, welche ihrer Ueberschwänglichkeit kein Gehör geben, in Zwiespalt und kleiner Fehde rc. Es liegt wirklich so nahe, daß ungebildete Personen, wenn man sie durch Verachtung der meisten sie umgebenden Menschen,

und durch Aufnahme in eine prätendirte heiligere Gesellschaft aufreizt, sich etwas Besseres denn Andere dünken, aus diesem Dünkel aber einen starken Widerspruchsgeist erhalten"*).

Wie weit es von dieser Geistesstimmung zu dem nächsten Schritte ist, der die wirklich gläubige Minorität zur sichtbar gewordenen Gemeinde der Heiligen oder eigentlichen Kirche, und jeden ihrer Angehörigen zum unzweifelhaften Gotteskind macht: dafür liegt ein noch klareres Beispiel vor an der Ecclesiola zu Elberfeld. Im J. 1850 bildete sich zu Elberfeld ein „Brüder-Verein", mit dem Rektor Bouterwek an der Spitze; „er hatte den Zweck, in den einzelnen Gliedern der evangelischen Kirche das Christenthum wahrhaft lebendig zu machen." Schon damals aber bemerkte man an ihm „einen starken Trieb zum Independentismus und eine Neigung, sich an die Stelle der bestehenden Kirche zu setzen". Als der Kirchentag daselbst das „wideramtliche Vereinswesen" mißbilligte, trat, unter immer neuen Vorständen, jene Neigung nur um so stärker auf. Bald feierte einer dieser Vorstände, ein Klempnergeselle, „mit seinen Anhängern auf eigene Hand das Abendmahl durch gegenseitige Austheilung von ungesegnetem Weißbrod und Wein aus einer Tasse." Im J. 1852 trat schon ein Theil der Mitglieder zu den Baptisten über, und im Laufe desselben Jahres noch schied der Verein selber wieder baptistische Elemente aus sich aus. Der Verein schloß sich nun der Evangelical Alliance an, erhielt aber noch im December einen neuen Riß, indem mehrere seiner vornehmsten Mitglieder zu der Ueberzeugung gelangten, „daß sie wirklich die vollkommene Heiligkeit erlangt hätten." Der Verein reconstruirte sich, abermals unter Bouterwek, „stellte die Bekehrung des Sünders als ausschließlichen Vereinszweck hin, und untersagte den Brüdern das Taufen und Abendmahlhalten auf das bestimmteste."

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 11. März 1854.

Eine dritte Krisis aber und neuer Uebergang zu den Wiedertäufern reducirte ihn noch einmal, und in stillerem Daseyn nähert er selbst sich nun mehr und mehr der Landes-Kirche. Der jetzige Vorstand klagt sehr über „die Zunahme solcher, die sich für sündlos halten, meinend, der Buße nicht mehr zu bedürfen, und darum hochmüthig und hassend auf alle Andern herabsehen" *).

Man sieht wohl die Stufen der Entwicklung: sich an die Stelle der bestehenden Kirche setzen, ist die erste Stufe, vollkommene Heiligkeit von sich prätendiren, sich für sündlos halten — das ist die volle Schwärmer-Kirche. Wir werden sie des Weitern, wie gesagt, zunächst am Neobaptismus betrachten. Hier sei nur noch bemerkt: daß die Evolutions-Ecclesiola, welche über die kirchliche Masse durch massenhafte Bekehrungen sich verbreiten soll, in ihrem Uebergang zur Schwärmer-Kirche, aus der von uns dargelegten drängenden Consequenz, in viel mehr Köpfen spukt, als man sich vorstellt. Sogar ein königlicher Oberst-Bischof konnte ähnlichen Vorstellungen nachgeben mit seinen „apostolisch-gestalteten Kirchen geringen übersichtlichen Umfangs" als den „rechten Händen", in die er die ihn so fürchterlich drückende Bürde des Summ-Episcopats frohlockend niederlegen würde, und welche Kirchlein dann sich selbst und die sie umgebende kirchliche Masse regieren würden. Wir haben aber auch bereits eine Stimme vernommen, die selbst für die hohe Politik und Europa's Gleichgewicht nur dann Heil zu ersehen vermag, wenn endlich einmal die wirklich gläubige Minorität über die kirchliche Masse sich bethätigt und sichtbar zu herrschen angefangen haben wird; dann erst, glaubt Hr. Dr. G. Widenmann **), werde das Christenthum dem Islam imponiren, und auch sonst Alles gut werden, ja sogar die „deutsche Politik Preußens" sterben auf nicht mehr Wiederauferstehen!

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 2. Dec. 1854.

**) S. die „Zeitläufte" Bd. 35 der Histor.-polit. Blätter S. 1008 ff.

LXIV.

Christliches Kunst-Alterthum.

1. Christliche Symbolik von Wolfgang Menzel. Regensburg, Verlag von G. J. Manz. I. Band. XII. 540 Seiten. II. Band. 586 Seiten.

2. Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron d. Ae. und eigenen von Godeh. Schäfer. Trier, Druck und Verlag der Lintz'schen Buchhandlung. 1855. 470 Seiten.

Die Legende berichtet von dem heiligen Johann von Paranense, dem frommen und wunderthätigen Abte eines Klosters bei Spoleto, er sei einst mitten im Winter unter einem blühenden Baum schlafend gefunden worden.

Was hier von einem blühenden Baume mitten im Winter erzählt wird, liefert uns ein sprechendes Bild von der jüngstvergangenen, und theilweise selbst noch der gegenwärtigen Zeit, insofern es sich um das Verständniß und die Würdigung der christlichen Symbolik, um die Vertrautheit mit der kirchlichen Tradition und den Legenden, und um das lebendige Eingehen in das Wesen und den Geist einer aus dem Bedürfnisse hervorgegangenen und eben darum auch auf Wahrheit ruhenden Kunst handelt. Wir brauchen nur einen

Blick auf die Legenden des Mittelalters und deren Bearbeitung in neuerer Zeit zu werfen; wie dort die Begebenheiten in so rührend einfältiger Weise und mit so gläubig frommem Sinne erzählt werden, hier dagegen so nüchtern und frostig, reich zwar an langweiligen Reflexionen und voll von dem, was man Kritik nennt, aber arm dagegen an allem, was dem Gemüthe wohl thut und das Herz erwärmt: so steht zwar ein wunderbar blühender Baum vor uns, aber er ist rings umgeben von winterlicher Erstarrung. Und wenn die christlichen Bildwerke, die der fromme Sinn unserer Väter geschaffen, von den Kunstfreunden, wie sie sich nennen, selbst noch in unseren Tagen dem ursprünglichen Bestimmungsorte entfremdet, und in öffentlichen oder Privat-Museen aufgestellt werden, geschieht das im Ernste deßhalb, damit diese duftenden Blumen einer früheren Zeit vor dem Froste der Mißachtung geschützt werden? Gestehen wir es offen, es ist nicht der lebendige Sinn für die christliche Kunst, sondern bloß der ästhetische Bestandtheil jener Schöpfungen, was der Beachtung würdig gehalten wird. Man weiß an jenen Bildwerken Nichts schön zu finden, als etwa die Falten des Gewandes, oder die Harmonie der Farben; nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, nach dem eigentlichen Inhalte und der tieferen Bedeutung derselben zu fragen, erscheint jenen Freunden und Protectoren der Kunst zum mindesten als etwas Ueberflüssiges. Und was die christliche Mystik anbelangt, so war der verewigte Görres noch im Jahre 1836 genöthigt, sein Werk hierüber mit den Worten einzuleiten: „Warum denn diese Mystik jetzt, zu so ungelegener Zeit, da doch dieser Artikel längst erledigt ist und die Delinquentin auf der Bibliothek in Dresden unter der abschreckenden Rubrik: Philosophia falsa et fanatica seit des seligen Adelungs Zeiten im Zuchthaus sitzt?“

Erst in der jüngsten Zeit ist es wiederum anders geworden. „Auf dem Felde der Wissenschaft wird die kirchen-

feindliche Usurpation Jahr um Jahr siegreicher zurückgeschlagen", allenthalben bricht die Sehnsucht nach kirchlich ächter und gerechter Kunst hervor, selbst das Leben ist neuerdings von dem christlichen Geiste angefacht und durchdrungen. Die Schneedecken und Eisrinden haben zu schmelzen begonnen, und jener nie verwelkende Baum, der allein die Früchte wahrer Wissenschaft und ächter Kunst zur Reife zu bringen vermag, er steht wieder in seinem vollen Frühlingsschmucke vor unserm Auge. Es regt und bewegt sich wie eine Auferstehung.

Einen erfreulichen Beleg hiefür geben die beiden oben genannten Schriften, wovon die eine, ihrem Kerne nach in's achte, vielleicht selbst das siebente Jahrhundert hinaufreichend, in einfach schlichter Darstellung, aber wohlgeordneter systematischer Aufeinanderfolge alles lehrt, was der Maler zu thun hat, namentlich wie er die Gemälde zusammenstellen und ordnen, und durch Inschriften und Denksprüche erläutern soll — die andere dagegen dem Leser, nicht selten mit Beredtheit und sichtbarer Wärme, in alphabetischer Ordnung den Reichthum und die Tiefe der Symbolik, wie sie sich in den Geheimnissen und Ceremonien der Kirche, in Legenden und Sagen, in Kunst und Poesie, angefangen von den frühesten Zeiten, bis herab auf die Gegenwart, entfaltet und ausgebildet hat, vor Augen zu führen zur Aufgabe sich stellt. Wir halten es deßhalb für Pflicht, auf diese beiden Schriften aufmerksam zu machen und auf ihren Inhalt etwas näher einzugehen.

Als Didron im Jahre 1839 den Berg Athos besuchte und daselbst sah, wie der Maler Joasaph aus Kares im Kloster von Esphigmenä in einer Stunde ein großes Bild auf die Wand malte, alles aus dem Gedächtnisse, ohne Carton, ohne Zeichnung, ohne Modell, ohne etwas daran auszubessern, und zwar ein Werk, den Schöpfungen unserer ersten Künstler vergleichbar und — wie Didron sich ausdrückt —

„ohne Widerspruch vorzüglicher, als diejenigen unserer Maler zweiten Rangs, welche religiöse Bilder malen“: konnte er nur dann von seinem Erstaunen sich einigermaßen erholen, als ihm Joasaph ein Buch vorlegte, welches ihm als Wegweiser diente. Es ist das die Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς, welche sodann Didron, nachdem er sich hievon nicht ohne Mühe eine Abschrift verschafft, in einer französischen Uebersetzung unter dem Titel: Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine par M. Didron, Paris 1845, Imprim. royale, XLIII und 483, bekannt machte und mit trefflichen, höchst lehrreichen Erläuterungen bereicherte, und wovon nunmehr Dr. Schäfer, Pastor zu U. L. Frauen in Trier, in vollständig neuer Bearbeitung eine deutsche Uebersetzung zur Vorlage bringt.

Der Zweck dieser Ἑρμηνεία ist: „den Malern, die mit Gaben der Natur ausgeschmückt sind, die Grundlage zu bieten der schönen Kunst, der Anordnung und Auswahl der Farben, der Erfindung der Darstellungen, wie und an welchen Stellen der heiligen Tempel man dieselben anbringen kann, um den wohldurchdachten Bau schön und passend zu verzieren.“ Der unbekannte Verfasser verlangt aber, daß der Zögling, bevor er sich anschickt, „die Verhältnisse und Kennzeichen der Figuren genau kennen zu lernen“, vor einem Bilde der Muttergottes, der Leiterin (τῆς ὁδηγήτριας), sein Gebet verrichte, damit er — (mancher Künstler unserer Tage dürfte dessen eingedenk seyn) — „zum Ruhme Christi und zur Verherrlichung und Zierde Seiner Kirche arbeiten könne, denn die Kunst sei ein göttliches Werk.“

Die Schrift zerfällt ihrem Inhalte nach in zwei Theile, wovon der eine, welcher dem Maler Panselinos aus dem eilften Jahrhundert zugeschrieben wird, das Technische, der andere dagegen, der ältere, die eigentliche Iconographie umfaßt.

Für den ersten Augenblick scheint zwar der erste Theil von besonderem Interesse, indem daselbst von der Bereitung

der Zeichnungskohle, der Pinsel, des Leimes, des Gypsgrundes, der Vergoldungen, des Firnißes, vom Untermalen und Vollenden, von der Frescomalerei und dem Restauriren der Bilder u. s. w. die Rede ist: allein wenn da unter Anderm gerathen wird, man soll, um ein altes Bild zu waschen, vorerst eine Kufe mit Wasser nehmen, groß genug um das Bild so zu fassen, daß es vom Wasser bedeckt werden kann, dann aber soll man mit einem Pinsel von Schweinsborsten starke Lauge (!) über das Gemälde reiben; oder wenn zur Wiederherstellung eines wurmstichigen Bildes empfohlen wird, die Löcher mit Leim und Holzsägespänen zu verstopfen, aber Acht zu geben, daß der Leim nicht auf der andern Seite (!) hervorkomme: so erscheint ein solcher Rath, wenn auch gut gemeint, doch zu kindlich, als daß er zur Darnachachtung empfohlen werden könnte, während zu gleicher Zeit die Bezeichnung der Substanzen, aus denen die Farben bereitet und gemischt werden sollen, für uns unverständlich ist, und vermuthlich auch bleiben wird, das Verhältniß ihrer Mischung aber, worauf es doch hauptsächlich ankömmt, gar nicht angegeben wird.

Desto wichtiger ist der iconographische Theil, welcher theils mehr, theils minder ausführlich davon handelt, wie die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes, und die verschiedenen kirchlichen Feste und Wunder der Heiligen dargestellt werden sollen; dann von der Stellung spricht, welche die einzelnen Bilder in den einzelnen architectonischen Räumlichkeiten einzunehmen haben, und endlich die Beinamen und Aufschriften aufzählt, welche für die Bilder Christi und der Muttergottes und die Darstellungen kirchlicher Feste und die Bilder der Engel und der Heiligen passend erscheinen.

Aus dem Alten Testamente werden, angefangen von der Darstellung der neun Chöre der heil. Engel, der Verstoßung des Lucifer und der Erschaffung des Adam bis herab auf die gerechte Judith, welche den Holofernes tödtet, 126 Scenen

beschrieben, wobei wir, als einer besonderen Beachtung würdig, die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß gerade diejenigen Gegenstände, welche die modernen Maler am liebsten darstellen, wie die Geschichte von Loths Töchtern, die Susanna im Bade u. s. w., in unserem Handbuche gänzlich übergangen sind. An diese historischen Bilder reihen sich sodann die einzelnen Gestalten der heil. Erzväter nach dem Geschlechtsregister, der zwölf Söhne Jacobs, der anderen Altväter außer der Genealogie, der heil. Frauen des Alten Bundes und der Propheten mit ihren Abzeichen und Unterschriften; meist mit näherer Bezeichnung ihrer Gestalt, namentlich der Form und Farbe des Bartes und der Haare. Ruben z. B. wird als ein kahlköpfiger Greis mit spitzem Bart, Simeon als ein Greis mit gespaltenem, Levi mit rundem, Isachar mit binsenförmigem (starr auseinander gehendem) Barte geschildert; Dan, ein Greis, hat seine Haare verwildert, Gad, ein Greis, hat einen Krauskopf, Aser hat seine Haare in fünf gespalten u. s. w. Den Schluß der Darstellungen aus dem Alten Bunde bilden zwei Abschnitte, welche uns als Beispiel dienen können, wie viel Interesse unser Handbuch namentlich für die Iconographie bietet. Wenn nämlich Joerg Syrlin die berühmten Chorstühle des Münsters zu Ulm nicht bloß mit den Brustbildern einerseits der Lehrer und heil. Männer, andererseits der heil. Frauen und Jungfrauen des Alten und Neuen Bundes kunstreich geschmückt hat, sondern jenen auch heidnische Weise und Dichter, diesen die heidnischen Sibyllen beigesellte, um hiedurch anzudeuten, daß das Licht auch in die Finsterniß geleuchtet habe, und selbst das Heidenthum dem Christenthume Zeugniß gebe: so finden wir diesen Gedanken zu nicht geringer Ueberraschung schon in dem Handbuche der Malerei vom Berge Athos ausgesprochen, indem dieses auf die Altväter, Propheten und heil. Frauen des Alten Bundes unmittelbar die heidnischen Weisen und Sibyllen folgen läßt, und nur die Auswahl

derselben von der des schwäbischen Meisters verschieden ist. Während nämlich in den Chorstühlen zu Ulm Secundus, Quinctilian, Seneca, Ptolemäus, Terenz, Cicero und Pythagoras gebildet sind, und diesen eben so viele Brustbilder der Sibyllen gegenüberstehen, werden in unserem Handbuche Apollonius, Solon, Thucydides, Plutarch, Plato, Aristoteles, Philo, Sophocles, Thoules, König von Aegypten, und der Prophet Balaam als heidnische Weise aufgezählt, „welche über die Menschwerdung Christi gesprochen haben", statt der mehreren Sibyllen aber nur „die weise Sibylla" überhaupt genannt. Und wenn wir in den hohen gothischen Kirchenfenstern zuweilen den Stammbaum Christi in Farben dargestellt finden als einen vielverzweigten Baum, der aus dem unten liegenden Jesse herauswächst: so wird auch dieser Gegenstand, mit abermaliger Hinweisung auf die bezüglichen Weissagungen unter den Juden und den Heiden, bereits in unserm Handbuche angeführt und in nachstehender Weise beschrieben: „Der gerechte Jesse schläft, und aus seinem Rücken gehen drei Zweige hervor; zwei sind klein und schlingen sich um einander; der andere aber ist groß und steigt nach oben, und in ihn sind eingeflochten die Könige der Hebräer von David bis Christus. Zuerst David die Harfe tragend; dann Salomon; oberhalb des Salomon die andern Könige nach der Ordnung, Scepter tragend, und auf der Spitze des Zweiges die Geburt Christi, und auf der einen und der andern Seite die Propheten mit ihren Weissagungen, und sie sind in die Zweige verschlungen, schauen auf Christus und zeigen auf ihn. Und unter den Propheten die Weisen der Griechen und der Seher Balaam; sie halten ihre Spruchbänder und schauen oben auf die Geburt Christi."

Nicht minder zahlreich und manigfaltig sind die Scenen aus dem Neuen Testamente. Angefangen von Mariä Verkündigung bis zur Herabkunft des heil. Geistes, werden 110 Darstellungen, mitunter in großer Ausführlichkeit, beschrieben.

Auf die einzelnen Eigenthümlichkeiten einzugehen, verbietet der beschränkte Raum, doch können wir nicht umhin, wenigstens das Eine Bild: „die Herabkunft des heiligen Geistes", hier vollständig mitzutheilen. „Ein Haus und die zwölf Apostel sitzen im Kreise, und unter ihnen ist ein kleines gewölbtes Zimmer, und mitten in demselben ist ein alter Mann, der mit beiden Händen vor sich ein Tuch hält, und in dem Tuche sind zwölf zusammengerollte Blätter; und er hat auch auf dem Haupte eine Krone, und ober ihm sind diese Worte: „„die Welt."" Und ober dem Hause ist der heilige Geist wie eine Taube, und um ihn viel Luft. Und zwölf feurige Flammen gehen von ihm aus und lassen sich nieder auf einen Jeden der Apostel." Personificationen, wie sie hie und da in dem Handbuche vom Berge Athos vorkommen, z. B. der Winde auf dem Bilde: „Christus gebietet den Winden und dem Meere", oder des Jordan bei der „Taufe Christi" — (er liegt quer mitten im Wasser und blickt zurückgewendet mit Furcht auf Christus hin) — solche Darstellungen finden sich auf den altchristlichen Denkmälern häufig; auch noch auf den Elfenbein-Reliefs aus der Zeit Kaiser Heinrichs des Heiligen erscheinen Sonne und Mond, Kirche und Synagoge, Erde und Meer personificirt; aber die Personification der Welt, um anzudeuten, daß die Apostel nach der Sendung des heil. Geistes in alle Welt hinausgehen sollen, um zu lehren und zu taufen, und dazu die zwölf Rollen im Schooße des gekrönten Greises, entsprechend den zwölf verschiedenen Sprachen, wovon jeder Apostel die seinige auswählt, dieß ist eine Darstellung, welche unseres Wissens anderwärts nicht vorkömmt.

Das Handbuch geht aber noch weiter, und unterzieht sich sogar der schwierigen Aufgabe, den Scenen aus dem Neuen Testamente eine ganze Reihe von Parabeln folgen zu lassen. Es konnte nicht fehlen, daß manche derselben nur durch die beigefügte Schrift verständlich wird, bei anderen

dagegen muß die Darstellung als eine höchst sinnige und geistreiche bezeichnet werden. Wir heben nur „die Parabel von den gedungenen Arbeitern" hervor. Diese wird also beschrieben: „Christus steht da und hinter ihm sind die heil. Vorväter in vier Ordnungen vertheilt. In der ersten Ordnung erscheint Henoch opfernd, Noe hält die Arche und andere Greise beten mit ihnen, und über ihnen ist die Schrift: die in der ersten Stunde. In der zweiten Ordnung ist Abraham, wie er den Isaak opfert; Isaak segnet den Jacob; Jacob segnet seine zwölf Söhne, und ober ihnen ist die Schrift: die in der zweiten Stunde. In der dritten Ordnung erscheint Moses, wie er die Gesetztafeln hält und die Hebräer lehrt, und Aaron und andere Gerechte sind bei ihm, und ober ihnen ist die Schrift: die in der sechsten Stunde. In der vierten Reihe sind die Propheten; die einen werden gesteinigt, die andern zersägt, die andern geschlagen, und über ihnen ist die Schrift: die in der neunten Stunde. Und vor Christus sind die Apostel und Völker, und fallen vor ihm nieder, und ober ihnen ist die Schrift: die in der eilften Stunde. — Und auf der andern Seite ist wieder Christus in dem Paradiese mit einer Menge Engel und allen Ordnungen von Heiligen, und die Apostel sitzen bei ihm; der gerechte Henoch und seine Ordnung halten ihre Kronen in ihren Händen und sprechen zu Christus, indem sie auf die Apostel zeigen: diese, die letzten, haben eine Stunde gearbeitet u. s. w. Christus sagt mit Sanftmuth zu ihm: Freund, ich thue dir kein Unrecht, bist du nicht um einen Denar übereingekommen? Nimm das Deine und gehe." Wir wüßten nicht, wie diese Parabel geistreicher aufgefaßt werden könnte, als hier durch das Hereinziehen der biblischen Hauptpersonen, an welche sich zugleich die ganze Geschichte der Offenbarung knüpft, geschehen ist.

An die Parabel schließen sich 26 Scenen aus der Apokalypse; diesen folgen die Muttergottesfeste; die zwölf Apostel

und ihre Kennzeichen; die vier Evangelisten, wenn sie auf Stühlen sitzen und schreiben; die heil. Bischöfe, ihre Kennzeichen und ihre Beischriften; die heil. Martyrer und ihre Kennzeichen; die Wunder vorzüglicher Heiligen u. s. w. Der Inhalt ist demnach ein ungemein reichhaltiger.

Würden aber auch all diese Schilderungen nicht schon an sich selbst ein großes Interesse erregen, so ist das vorliegende Handbuch schon deßhalb von besonderer Wichtigkeit, weil es bisher allein die Deutung mehrerer zuvor unverständlicher Bildwerke möglich gemacht hat, und wohl auch für die Zukunft den Schlüssel zur Lösung mancher Räthsel an die Hand geben wird. Wenn, um nur ein Beispiel anzuführen, Debret bei der Restauration von St. Denis auf die Bandstreifen, welche sechs an den Wänden des Südportals stehende Könige halten, die Inschriften setzte: Hugo Capet rex. — Robertus rex. — Henricus I. rex etc., so beweist das Handbuch vom Berge Athos, daß der Architekt ohne allen Grund und aus eigener Autorität die Könige von Juda in französische Könige umgetauft und aus David: Hugo Capet, aus Salomon: Robert u. s. w. gemacht habe.

Doch wir wollten nicht so fast auf die Wichtigkeit des Handbuches an sich, obwohl es in Deutschland, wie wir Grund haben zu behaupten, bisher nicht genug gewürdiget wurde, als vielmehr auf dessen neue Herausgabe die Aufmerksamkeit hinlenken. Dr. Schäfer, von dem Wunsche beseelt, daß ein so interessantes Werk dem deutschen Publikum zugänglich gemacht und in weiteren Kreisen verbreitet werde, hat wohl erkannt, daß ihm zu einer richtigen Uebersetzung das neugriechische Manuscript nothwendig sei, um so mehr als die Neuheit der Sache, die Fremdartigkeit mancher aus dem Türkischen, der lingua franca und selbst dem Deutschen entnommener Wörter dem französischen Uebersetzer, Herrn Dürand, manche Hindernisse geboten hatten. Es gelang ihm durch Vermittlung des um die Archäologie hochverdienten Herrn

Baron von Roisin, in den Besitz des Manuscriptes zu kommen. Didron selbst hatte die Gefälligkeit, Herrn Schäfer dasselbe auf einer Reise nach Deutschland zu überbringen und zu dem Zwecke der Uebersetzung auf eine Zeit zu überlassen. Da das Buch ein Codex, ein Gesetzbuch der Malerei ist, so war es geboten, die Uebersetzung möglichst wörtlich zu halten. Damit nun der Leser sich selbst überzeugen könne, daß diese Aufgabe mit Treue und Gewissenhaftigkeit gelöst worden sei, hat Hr. Schäfer — da der vollständige Abdruck des griechischen Textes das Buch zu umfangreich gemacht hätte und die Arbeit hiedurch mehr eine philologische als antiquarische geworden wäre — wenigstens alle Aufschriften der zahlreichen Paragraphe und außerdem solche einzelne Ausdrücke, die ihm von besonderer Bedeutung oder sonst in irgendwelcher Beziehung auffallend schienen, im Urtexte beigefügt. Nicht ohne Genügen wird hier der Philologe manche Ausdrücke des Originals angeführt finden, die wegen ihrer Herkunft ein Interesse darbieten, wie z. B. *καλαφατίζουν* für kalfatern, *κουβοῦκλι* für Kuppel; *σκαμνίον*, *σκαλώνια*, *τύρων*, *νατουράλε* vom lateinischen scamnum, scala, tyro u. s. w.; so wie hinwieder der Archäologe — der es befremdend finden mochte, wenn nach der französischen Uebersetzung von dem Lamme in der Apokalypse gesagt wird, es trage eine „Krone" — dem deutschen Uebersetzer Dank wissen wird für die Bemerkung, daß im Handbuche selbst die Ausdrücke *στέφανος* und *κορώνα* stets strenge geschieden sind und daselbst unter der Bezeichnung *στέφανος* — die auch in der auf das Lamm der Apokalypse bezüglichen Stelle gebraucht ist (*φορῶν στέφανον*) — niemals eine Krone sondern immer der Nimbus zu verstehen sei. Uebrigens beschränkt sich Hr. Schäfer nicht bloß auf Genauigkeit der Uebersetzung *) und einzelne hierauf

---

*) Die deutsche und französische Uebersetzung weichen nicht selten bedeutend von einander ab. Insoferne jedoch theils aus dem Zusam-

bezügliche sprachliche Bemerkungen, sondern er geht auch auf die Sache selbst ein und fügt an geigneter Stelle dem Texte sowohl wie den Erläuterungen Didrons seine eigenen Bemerkungen bei. Wenn z. B. Didron behauptet, daß es vor dem 11ten Jahrhundert kein Beispiel eines Petrus mit den Schlüsseln gebe, so weist unser Autor auf ein Evangeliarium der Dom-Bibliothek zu Trier aus dem 9ten und auf das Relief an dem Neuthore daselbst aus dem 9ten bis 10ten Jahrhundert hin, woselbst Petrus mit dem Doppelschlüssel dargestellt ist; welcher Nachricht wir nur ergänzend hinzuzufügen haben, daß die beiden Bärte der Schlüssel auf dem genannten Neuthore — indem der eine in der Form des Buchstaben P, der andere in der Gestalt eines E dargestellt ist — merkwürdiger Weise die Anfangsbuchstaben des Namens PEtrus bilden*). Wenn ferner Didron die Frage, weßhalb in den byzantinischen Kirchen den Darstellungen aus dem Alten Testamente eine größere Wichtigkeit beigelegt sei als in unseren Cathedralen, durch die Bemerkung zu lösen sucht: „Byzanz, näher an Jerusalem wie an Rom, konnte sich dem Einflusse des Alten Testaments nicht so leicht entziehen", so erwidert Schäfer mit Recht, daß jene Rückkehr der Byzantiner zum Alten Testamente einen anderen Erklärungsgrund habe. Der ewig grünende Baum der Kirche nämlich bedürfe einer solchen Rückkehr nicht. Die katholische Kirche producire immer neue Heilige, die häufig um so lieber dargestellt würden, weil sie

menhange des Textes, theils aus den einzelnen von H. Schäfer im Original beigefügten Stellen ein Urtheil gebildet werden darf, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die deutsche Uebersetzung weitaus den Vorzug verdiene.

*) Auf den Denaren des Trier. Erzbischofs Popo, erwählt 1016, und seiner unmittelbaren Nachfolger ist eine Hand abgebildet mit zwei Schlüsseln und der Umschrift S. PETRVS, die beiden Bärte der Schlüssel aber sind aus den mittleren Buchstaben der Umschrift, nämlich ET (zusammengezogen) und R gebildet.

mit ihren Thaten und Vorzügen unserer Zeit und unseren religiösen Bedürfnissen näher stehen. Das kirchliche Leben dagegen der orientalischen Kirche stagnirte mit dem Schisma und der Lostrennung von Rom; dieselbe producirte keine Heiligen mehr, daher war sie an die bestehenden angewiesen. Und wenn Didron an einer anderen Stelle die Vermuthung ausspricht, als gäbe uns die Wahrnehmung, daß so viele Kirchen in Deutschland und Frankreich, namentlich in der Champagne, auf den Namen von griechischen Heiligen, wie z. B. Ephorus, Patroclus, Pantaleon, Nicasius, u. s. w. geweiht sind, einen Beleg an die Hand von dem Einflusse byzantinischer Anschauung und Kunst auf die Völker des Occidents, so stimmen wir auch hier gerne Hrn. Schäfer bei, wenn er entgegnet, daß griechische Namen auch im römischen Martyrologium vorkommen, und die Dedication verschiedener Kirchen im Occidente an griechische Heilige, weit entfernt auf den Einfluß byzantinischer Kunst hinzuweisen, vielmehr ganz einfach in den daselbst bewahrten Reliquien dieser Heiligen ihre Erklärung finde.

Hr. Schäfer hat uns demnach weit mehr als nur eine getreue Uebersetzung jenes merkwürdigen Handbuches geliefert. Seine Arbeit ist ein dankenswerther Beitrag zur Förderung des Verständnisses der altchristlichen Bildwerke und zur Rückkehr zu dem Geiste, der sie geschaffen, und wir wünschen aufrichtig, daß sein Vorhaben, in einem zweiten Bande diejenigen Entdeckungen hinzuzufügen, welche während der letzten Jahre in der Iconographie gemacht und theils in größeren Werken und Zeitschriften, theils in Monographien mitgetheilt wurden, recht bald zur Ausführung komme, zumal wenn derselbe zugleich durch die Zeichnungen, welche Didron vom Berge Athos mitgebracht und Hrn. Schäfer zur Verfügung zu stellen sich bereit erklärt hat, bereichert und erläutert würde.

Wenn schließlich der Uebersetzer die Frage aufwirft, ob nicht für die Fresken der romanischen und die Glasgemälde

der gothischen Kirchen ein ähnlicher Codex existirt habe wie der vom Berge Athos: so möchten wir die Antwort hierauf bei Gregor von Tours finden, wenn er II. 17 berichtet: „Seine (des heil. Namatius) Gemahlin baute die Kirche des heil. Stephanus im Gebiete der Stadt (der Arverner). Als sie diese mit Farben ausmalen wollte, hielt sie ein Buch auf ihrem Schooße, in welchem sie die Erzählungen von den Geschichten der Alten las, und gab den Malern an, was sie auf den Wänden darstellen sollten.“ Wen erinnert das nicht an unser Handbuch vom Berge Athos, aus welchem, wie Didron erzählt, zwei Schüler des Vaters Makarios abwechselnd mit lauter Stimme vorlasen, während die andern zuhörten und malten?

Je mehr wir jedoch bedauern müssen, daß ein solches Buch bisher noch nicht aufgefunden wurde, desto freudiger begrüßen wir die „christliche Symbolik von W. Menzel“ als ein Werk, das uns nicht bloß jene Lücke weniger fühlbar macht, sondern, wenn auch in ganz verschiedener Weise, ersetzt, indem es neben der Malerei das Gesammtgebiet der christlichen Symbolik in's Auge faßt und hiebei zugleich den neueren Schöpfungen und Forschungen Rechnung trägt.

Welchen Standpunkt der Verfasser hiebei eingenommen, spricht er selbst in der Vorrede aus, wenn er sagt: „Die Symbolik ist Offenbarung Gottes im Bilde und Andacht der Menschen im Bilde, dort in aller Weise klar und sicher, unumstößlich, unwandelbar, imperatorisch wie eine höhere Mathematik, hier dem Wechsel der Zeiten und des menschlichen Geschmackes unterworfen, in Zeiten der Gottesfurcht und Gottesminne von rührender Einfachheit, Wahrheit und Schönheit, in Zeiten des Zweifels, der Eitelkeit und Neuerungssucht dagegen abirrend von der Wahrheit, überkünstlich, zweideutig und manigfachen Häresien dienstbar. Von oben her ist das Kreuz auf das Erdenrund gepflanzt worden und von unten

her haben sich die Blumen der kirchlichen Poesie um seinen Fuß gerankt, aber auch Unkraut und schlangenbergende Dornen.“ Diesem Standpunkte getreu hat denn auch der Verfasser sich bemüht, überall nur „des reinen christlichen Symbols Maaß und Gerechtigkeit“ zu suchen und festzustellen, und dagegen alle die Ungeheuerlichkeiten und Verzerrungen einer ungeregelten Phantasie nicht minder wie die sogenannten natürlichen Erklärungen und Deutungen eines zweifelnden Verstandes mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Diejenigen daher, welche so gerne etymologische Deutungen als Paradepferd gebrauchen, werden dieses Buch unbefriedigt bei Seite legen. Der Verfasser gedenkt solcher Erklärungen nur sehr selten und selbst dann nur um darauf hinzuweisen, daß dieser Weg der Forschung und Deutung nur mit größter Vorsicht einzuschlagen sei. Es sei völlig unzulässig, bemerkt er beispielsweise, den Namen Seraphim mit dem ägyptischen Serapis in Verbindung zu bringen, da die mosaischen Engel principiell von den heidnischen Göttern verschieden sind; es sei nichts wie rationalistische Klügelei, was neuere Exegeten über die Etymologie des Namens Noah und dessen Verwandtschaft mit navis, neck, nix vorgebracht; es sei nur Zufall, wenn der Name des Propheten Elias an Helios erinnere, u. s. w. Wir unserer Seits sind so sehr mit dem Rathe, bezüglich der etymologischen Erklärungen vorsichtig zu seyn, einverstanden, daß wir uns nur darüber wundern können, wie Hr. Menzel selbst, wo er von dem heil. Blasius, als dem Schutzpatron gegen Halsweh redet, die Bemerkung hinzufügen mochte, daß man in Deutschland bei seinem Namen wohl an den blasenden Wind gedacht haben möge. Aber nicht bloß die Liebhaber etymologischer Hypothesen, sondern auch diejenigen, welche dem Heidenthume und insbesondere seiner Beziehung zum Christenthume eine Stellung und Bedeutung anweisen, die ihm nicht zukömmt, werden mit Hrn. Menzel unzufrieden seyn. Er stellt zwar nicht in Abrede, daß, wie

eigenthümliche Naturerscheinungen, Kräuter, Bäume, Thiere, welche die christlichen Bekehrer vorfanden, sich zu guten Sinnbildern im christlichen Sinne geeignet haben und auch als solche genommen worden sind, in ähnlicher Weise auch heidnische Symbole durch die Legende in den christlichen Bildercyclus aufgenommen werden konnten, aber — fügt er hinzu — dieß sei immer nur geschehen unter der Bedingung einer neuen und höheren Weihe, und es sei eine eigenthümliche Verblendung, alles specifisch Christliche, wenn es ein Vorbild im alten Heidenthume hatte, für bloße Nachahmung von etwas Heidnischem zu halten. Und in der That, wenn auch manche Gebräuche noch aus dem Heidenthume stammen, wenn einzelne Legenden an vorchristliche Mythen anknüpfen, wenn sich in den heidnischen Anschauungen selbst Lichtpunkte finden, die wie die Vorstufe einer späteren höheren Offenbarung betrachtet werden können: so wird hiedurch der wesentliche Unterschied und Gegensatz, der zwischen dem Christenthume und Heidenthume besteht, noch in keiner Weise aufgehoben.

Wenn z. B. auf altchristlichen Sarcophagen häufig die Himmelfahrt des Propheten Elias auf feurigem Wagen als Vorbild der Himmelfahrt Christi dargestellt wurde und die alten christlichen Künstler hiebei die Darstellungen des im Sonnenwagen aufsteigenden Helios als künstlerisches Motiv benützten; so mochten sie wohl etwa an den ähnlichen Klang beider Namen denken, aber an weitere wesentliche Beziehungen zwischen denselben haben sie sicherlich ebensowenig gedacht wie der Verfasser des Buches Tobias bei der Schwalbe an das Herbstsymbol, bei der Blindheit an das Wintersymbol, bei dem Fische an das Frühlingszeichen. Jene Wahl eines künstlerischen Motivs ist eine bezüglich der Bedeutung völlig gleichgiltige. Ebenso mag es nahe liegen, in der Legende von dem heil. Georg den auf das Christenthum übertragenen Mythus von Perseus zu erkennen, als bedeute der Drache den

Winter, die Prinzessin Aja = Andromeda die im Winter gefesselte Vegetation, und Georg = Perseus die Sonne, welche die junge Saat aus der Erde befreit. Selbst der Name Georg (γῆ ■ οὔργος) und die Zeit, in welcher das Gedächtniß dieses Heiligen gefeiert wird, der 24. April, sind einer solchen Deutung günstig; allein wenn die Legende wirklich an jenen alten Mythus von Perseus angeknüpft hätte, so ist ihr doch ganz und gar ein anderer Sinn untergelegt. In ähnlicher Weise mögen die in heidnischen Mythen vorkommenden Drachen und Lindwürme, die unter dem Hesperidenbaume oder nach dem deutschen Heldenbuche unter dem Lindenbaume erschlagen werden, an die Schlange und den Baum im Paradiese erinnern, die Verwandtschaft jedoch erscheint, da die Schlange im Paradiese das Böse selbst ist, jedenfalls nur als eine äußerliche. Will aber vollends eine Parallele gezogen werden zwischen dem Schlangenstabe des Moses und dem des Aesculap, oder zwischen dem Henoch, den Gott aus Wohlgefallen an seiner Frömmigkeit zu sich nahm, und dem Ganymed, den Jupiter wegen seiner Schönheit entführte, oder zwischen dem heil. Christoph und dem ägyptischen Anubis, der das Sonnenkind Horus durch den Nil trägt, u. s. w., so sind solche Bestrebungen, wenn sich in ihnen auch nicht jederzeit der Haß gegen die Offenbarung verbirgt, meist nicht viel mehr als Spielereien, jedenfalls mehr geeignet Verwirrung zu bringen als die Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen. Wir wissen wohl, daß die christlichen Glaubensboten die neu zu errichtenden Kirchen gerne gerade an solchen Orten erbauten, wo das Volk einen Gegenstand heidnischer Verehrung gehabt hatte; ja Gregor der Große hat den Missionären in England sogar den Rath ertheilt, die Götzenkirchen nicht zu zerstören, sondern für den christlichen Cultus zu benützen und selbst den von den heidnischen Opfern herstammenden Schmausereien nicht geradezu entgegenzutreten, wie ja auch schon Paulus an die Lehren der heidnischen Philosophen und My-

sterien anknüpfte und bekanntlich seine Rede im Areopag mit den Worten begann: „als ich umherging und eure Heiligthümer sah, fand ich einen Altar, auf dem geschrieben stand: dem unbekannten Gotte" — allein dieß Alles berechtiget uns nicht zu einer Parallele zwischen dem Christenthume und dem Heidenthume, wie sie von einigen Gelehrten hergestellt werden will. Jene Glaubensprediger haben die alten Cultus-Stätten nicht deßhalb gewählt, weil sie in dem Heidenthume etwa eine derartige Vorbereitungsstufe des Christenthums erkannten, daß nun auf einem solchen Fundamente weiter gebaut werden konnte, sondern sie pflanzten über denselben das Kreuz als Siegeszeichen auf, als das Tropaeum des überwundenen Heidenthums. Der Bischof Macarius von Jerusalem ließ allerdings bei Hebron im Haine Mamre an der Stelle, wo die umwohnenden Stämme der Palästiner, Phönicier und Araber alljährlich zusammenkamen, eine Kirche erbauen, aber erst nachdem er vorher den alten Opferaltar zerstört und die Götterbilder verbrannt. Der Apostel der Deutschen hat die Donnereiche geradezu umgehauen und der heil. Gallus die drei ehernen Bildsäulen, welche in dem der heil. Aurelia geweihten Bethause zu Bregenz eingemauert gewesen, wieder herausgenommen und in den See geworfen. Und was Gregor den Großen anbelangt, so steht auch er in dieser Rücksicht auf keinem anderen Standpunkte als Gallus oder Bonifacius oder die übrigen Glaubensboten. Allerdings gibt er den Rath die Götzentempel in England nicht zu zerstören, aber, wenn dieß auch auf die dortigen Tempel überhaupt und nicht bloß auf diejenigen bezogen werden will, welche gut gebaut sind (si fana *bene* constructa sunt): so knüpft er doch hieran, was nicht übersehen werden darf, als unerläßliche Bedingung die völlige Umwandlung derselben durch eine neue Weihe (aqua benedicta fiat, in eisdem fanis aspergatur, altaria construantur, reliquiae ponantur); und wenn er bezüglich der Schmausereien, die noch von den heidnischen Opfer-

Gebräuchen herstammten, Nachsicht empfiehlt, und selbst diese nur darum, weil sie ihm durch die Erwägung geboten schien, daß man das Ziel nicht in Einem Sprunge erreichen könne (nam duris mentibus simul omnia abscidere — schreibt er — impossibile esse non dubium est), so setzt er auch hier wieder als selbstverständlich voraus, daß solche Festlichkeiten völlig umgewandelt und christianisirt werden müssen (solemnitas immutari debet); die Götzenbilder will aber auch er ganz zerstört wissen (sed ipsa quae in fanis sunt idola destruantur). Also auch von Seiten Gregors nirgend eine Concession, die dem Heidenthume als solchem gemacht würde, vielmehr hebt er, gleich den übrigen Glaubensboten, überall dessen Gegensatz gegen das Christenthum hervor, der kaum noch schärfer bezeichnet werden kann, als wenn er bezüglich jener Götzentempel und dieser Schmausereien schreibt: necesse est ut (fana) a cultu daemonum in obsequium veri dei debeant comodari. . . Nec diabolo animalia immolent, sed ad laudem dei in esu suo animalia occidant et donatori omnium de satietate sua gratias referant. Ein solches Urtheil aus dem Munde solcher Männer kann uns nicht mehr im Unklaren lassen über die Stellung des Heidenthums zum Christenthum. Dasselbe ist aber nur eine Wiederholung dessen, was schon der Apostel von den Heiden sagt: „Sie haben die Wahrheit Gottes gegen die Lüge vertauscht", wie denn auch die ganze Geschichte lehrt, daß der Sieg des Lichtes nichts weniger als ein leichter gewesen, sondern das Heidenthum nur nach einem heißen Kampfe auf Leben und Tod überwunden worden sei. Wir stimmen daher Hrn. Menzel gerne bei, wenn er in diesem Betreffe unter anderm sich also ausspricht: „Unter den schweren Verhängnissen, die über die Kirche gekommen sind, ist es dahin gediehen, daß die von den Gläubigen selbst nur zu sehr vergessene Symbolik gleichsam eine Beute und ein Tummelplatz für die Feinde Christi geworden ist, indem sie jedes christliche Symbol auf irgend ein heidni-

sches zurückführen, und alles specifisch Christliche in bloßen Dunst und Wiederschein des Heidenthums aufzulösen trachten. Die bloße Möglichkeit eines solchen Versuchs beweist, wie sehr die alte Erkenntniß in unserer Generation verdunkelt ist. Sonst hätten die modernen Symboliker doch erröthen müssen, den Zeitgenossen zuzutrauen, dieselben würden, wenn auch ein ähnlicher Stein dem gothischen Dome eingefügt ist, wie den Tempeln in Athen und Memphis, den ganz verschiedenen Geist und Styl, in welchem sie gebaut sind, nicht zu unterscheiden wissen, oder die Taube vom Jordan nicht von der im Myrthenhain zu Paphos."

Der Verfasser beschränkt sich aber nicht darauf, von der christlichen Symbolik bloß all das abzuwehren, was ihr fremd ist, und auszuscheiden, was nur wie Unkraut und Dornen sich um den Stamm des Kreuzes gerankt, sondern er zeigt auch, daß hiedurch nichts weder an Tiefe und Bedeutsamkeit, noch an Reichthum und Schönheit verloren gehe. Und in der That, es ist ein so reicher Flor und eine so glänzende Farbenpracht von schönen Blumen der manigfaltigsten Art, die der Verfasser aus den verschiedensten Gartenbeeten der christlichen Mystik zusammengelesen und in einen bunten Kranz gebunden, daß es schwer hält, hievon ein entsprechendes Bild zu geben. Wir müssen uns deßhalb darauf beschränken, ein paar Beispiele auszuwählen, die geeignet seyn dürften, die Art und Weise anzudeuten, wie er seine Aufgabe zu lösen suchte.

Bei dem Artikel „Kreuz" erwähnt der Verfasser zuerst das, was von dem geschichtlichen Urkreuz in der Tradition bewahrt ist; wie dieser zufolge das Kreuz aus dem Baume des Lebens gezimmert worden, und auch noch auf dem Grabmale der heil. Elisabeth und in Klingsor's Räthseln als Baum des Lebens dargestellt werde, eine Tradition, die in Calderon's „la sibila del Oriente" in poetischer Abrundung weiter ausgebildet worden sei. Sodann handelt er von der Symbolik der Kreuzesgestalt, im Gegensatze sowohl wie in Ver-

bindung mit dem Kreise, welcher den Nimbus bildet; von den Hauptformen des Kreuzes (crux immissa, commissa, decussata) und den vielen untergeordneten Formen desselben (dem Ritter-, Lilien-, spanischen-, Anker-Kreuz u. s. w.); ferner von dem Zeichen Constantins u. s. f. Von diesen Bemerkungen geht er über zu dem Kreuze, welches, grün oder roth bemalt und die vier Ströme des Paradieses zu den Füßen, ursprünglich an Christi Statt gebildet wurde. Ferner spricht er von dem alten Gebrauche des Segnens Anderer mit dem Kreuze und der eigenen Bekreuzigung; von dem Zeichen des Kreuzes auf Kirchen und Gräbern und an den Wegen, wobei Calderon's la devocion de la Cruz nicht vergessen wird; von der griechischen und römischen Weise beim Segnen das Kreuzeszeichen zu machen; von der Kreuzesprobe bei Gottesurtheilen; von der Verehrung der Kreuzpartikel; von den Cruciferi in Rom, d. i. den Mönchen, die sich einzig der Tröstung der Sterbenden widmen; endlich von den verschiedenen Heiligen, die mit einem Kreuze gebildet werden. In ähnlicher Weise bespricht der Verfasser in dem Artikel „Maria" II, 80—110 ausführlich, zuerst, wie die Unmöglichkeit, durch Nachbilder das Urbild zu erreichen, zu Vergleichungen und Sinnbildern geführt habe. Er gedenkt sodann nicht bloß der prophetischen Sinnbilder des Alten Testaments, welche die Jungfräulichkeit Marias bezeichnen, des brennenden Dornbusches, des Stabes Aarons, des Felles Gideons, der verschlossenen Pforte, sondern auch der später von Künstlern und Dichtern, wie z. B. von Conrad von Würzburg gebrauchten Sinnbilder vom kalten Kristall, an dem gleichwohl Feuer geschlagen wird, von der Lilie, die unter Dornen unverletzt bleibt u. s. w., protestirt aber dagegen, dort, wo Maria mit cerealischen Attributen geschmückt wird, die heidnische Natur- und Erden-Mutter herbeizuziehen. Wenn zu Madrid, als die Christen, von den Mauren belagert, Hunger litten, in einem Thurme ein wunderthätiges

Marienbild gefunden wurde, und zwar mit Korn umgeben, welches den ganzen Thurm ausfüllte, so werde dadurch diese als „nuestra sennora de Almunada“ verehrte Maria noch nicht zur Ceres, und wenn sich das Volk in den Alpen von reizenden Gärten der Madonna erzähle hoch in den Gletschern und unerreichbar, so liege auch darin nichts Heidnisches, sondern nur ein zarter Ausdruck der Liebe; die Phantasie des andächtigen Volkes im Gebirge wolle hiedurch der heiligsten Jungfrau, vor deren Bild es betet, gleichsam die rauhe Natur vergüten. Auch das Ave, womit man die heil. Jungfrau anredet, sei als umgekehrtes Eva nicht bloß ein Wortspiel; denn wenn in Christo wieder hergestellt wurde, was durch Adams Schuld verloren ging, so habe auch Maria ihren Antheil an der Erlösung, wie Eva den ihrigen am Sündenfall. Am tiefsinnigsten und bescheidensten habe Dante die Jungfrau begrüßt als: Vergine madre, figlia del tuo figlio etc. In der bildenden Kunst aber soll einerseits das Jungfräuliche mit dem Mütterlichen, andererseits das Königliche und die übermenschliche Hoheit mit dem Magdlichen und der tiefsten menschlichen Demuth verbunden werden, während die Künstler selbst von diesem Ideale und von dem Anspruch der Kirche auf Heiligkeit häufig in dem Grade sich losgesagt, daß sie Maria auf Bildern wie ein gemeines Weib in der Freude nur irdisch, im Schmerz sogar häßlich darstellen. Heiligkeit sei das erste Erforderniß eines Marienbildes, Huld das zweite. Die Vermittlung, in der sich Königin und Magd wie Mutter und Jungfrau berühren, liege in der weiblichen Huld, in dem gratia plena, einer Eigenschaft, die der Maria immer und überall treu bleibe, sie mag nun älter oder jünger, in Freud oder in Leid, auf dem Throne des Himmels oder im Stalle zu Bethlehem gemalt werden; der Grundtext jedoch aller Marienbilder sei: ora pro nobis. Weiter weist er auf eine große Zahl von besonders hervorragenden Bildern hin, und wenn er hiebei auch der Maria auf dem berühmten

Genterbilde gedenkt, so stimmen wir ihm im Hinblicke auf das, was anderwärts über das Madonnen-Ideal namentlich Raphaels geäußert worden, gerne in dem Urtheile bei, daß hier van Eyck „das Süßeste von jungfräulicher Reinigkeit dargestellt habe, was erdacht werden kann“, obgleich der Zusatz: „aber auch nur in dieser Situation, im Moment der Verkündigung statthaft“, auf einer Verwechslung beruht, indem auf dem fraglichen Genterbilde Maria gegenüber Johannes dem Täufer, nicht aber im Momente der Verkündigung, dargestellt ist. Auch die Farbensymbolik der Marienbilder wird in den Kreis der Betrachtung gezogen; nicht minder der schwarzen und der wunderthätigen Bilder gedacht. Den ganzen reichhaltigen Abschnitt schließt der Verfasser mit dem Anagramm: Mater misericordiae. Advocata adflictorum. Refugium redeuntium etc. Sollen wir vielleicht noch auf den Abschnitt „Lilie“ hinweisen, um kurz den Inhalt desselben anzudeuten? Die Lilie, ein Sinnbild der Seelenreinheit und Jungfräulichkeit, darum vorzugsweise Attribut der heil. Jungfrau. Der weiße Lilienstengel in der Hand Gabriels und in einem durchsichtigen Glase neben der Jungfrau. Stiftung des Ritterordens von der Lilie. Die Lilie auf dem Grabe Wilhelms von Montpellier, des heil. Marianus, des heil. Vitalis, des Einsiedlers Euseus und des heil. Salaür, der nie ein Wort sprach als ave Maria. Eine Lilie in der Hand der todten heil. Francisca; eine wuchs aus der Hirnschale des im Walde unbegraben liegenden heil. Primus. Gründung der jeux floreaux durch Clemence de Isaure, bei denen eine silberne Lilie zum Preis für das schönste Marienlied ausgesetzt wurde. Die drei Lilien des heil. Aegidius, die aus dürrem Sande hervorwuchsen. Hinweisung auf das Rolandslied, nach welchem Aegidius Karl den Großen nach Spanien begleitet. Die Lilie als Stab des heil. Joseph, als Lanze des Albertus Siculeus, als Attribut der Heiligen Franciscus, Anton von Padua, Aloysius, Norbert, Gertrudis u. s. w. Die keusche

Susanna heißt wörtlich Lilie (shushan). Hinweisung auf die Kirchenhymnen: o digna lilietis und Jesu corona virginum. Christus als Weltrichter mit Lilie und Schwert. Tiaren als Lilien auf den Häuptern zweier Päpste am Sacramentshäuschen im Ulmerdome. Die Lilie, welche der Sage nach im Chorstuhle zu Corvey, Hildesheim und Breslau gefunden wird, wenn der gewöhnliche Inhaber des Stuhles sterben soll u. s. w.

Doch wir müssen abbrechen. Schon diese kurzen Andeutungen werden genügen, um auf den reichen Inhalt des vorliegenden Buches und den Geist, in dem es geschrieben ist, aufmerksam zu machen. Da der Verfasser die gesammte christliche Bildersprache in den Kreis seiner Untersuchungen zieht, so finden die verschiedensten Sinnbilder in der heil. Schrift, im Dogma und Cultus, in der Legende, in der Baukunst, Sculptur, Malerei und Poesie der Kirche ihre Berücksichtigung und Erläuterung. Der Verfasser spricht daher von den Symbolen Gottes und der göttlichen Personen in den heiligen Schriften und Bildwerken, in den Katakomben und auf Mosaikbildern, in Glasgemälden und Miniaturen; er handelt von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten des alten und des neuen Bundes, von denen etwa hundert in ihren besonderen Eigenthümlichkeiten, namentlich mit steter Rücksicht auf die verschiedenen Attribute, welche ihnen die bildende Kunst beigegeben, geschildert werden; er handelt in ohngefähr achtzig Artikeln von den heiligen Zahlen und Zeiten und Orten; in ebenso vielen von der Symbolik verschiedener Thiere; in mehr wie fünfzig von verschiedenen Pflanzen und Früchten. Die Zahl der manigfachen Attribute der Heiligen, welche hier, vom Ambos angefangen bis herab auf die Zange, besprochen werden, mag sich auf siebenzig belaufen. Auch die kirchliche Architectur und die kirchlichen Geräthe, die Edelsteine und Farben, nicht minder solche abstrakte Begriffe, in deren Darstellung die Kunst sich gerne versucht

hat, finden Berücksichtigung. Dabei gibt jedes Blatt Zeugniß von dem ungemeinen Fleiße in Erforschung der Schriftquellen und Vergleichung unzähliger Bilder. Namentlich werden unter den vielen Dichtern aller Zeiten und Zungen auch solche angezogen, welche, wie z. B. der Jesuit Justus Sautel, fast gänzlich vergessen sind, oder absichtlich ignorirt werden. Mit welcher Sorgfalt aber der Verfasser sich in den Schöpfungen der bildenden Kunst umgesehen, geht daraus hervor, daß er bei einzelnen Abschnitten, z. B. Sündfluth, Maria, Ruhe in Aegypten, Magdalena u. s. w. oft auf 30, 40 und 50 Bilder sowohl älterer wie jüngerer Meister hinweist. Es ist aber nicht immer eine einfache Hinweisung auf die verschiedenartigsten Dichtungen und Bilder, sondern der Verfasser knüpft gerne Urtheile und Winke daran, von welchen nur zu wünschen wäre, daß sie auch wohl beherzigt werden möchten.

Wenn übrigens hie und da Bemerkungen vorkommen, mit denen nicht jeder Leser, wenn er auch im Allgemeinen den Standpunkt des Verfassers theilt, einverstanden seyn wird, oder welche geradezu als unrichtig bezeichnet werden müssen, so wird dieß bei dem großen Umfange der Aufgabe und der Reichhaltigkeit des Stoffes kaum befremdend erscheinen, zumal wenn wir erwägen, daß es für denjenigen, der nicht selbst in und mit der katholischen Kirche lebt, ungemein schwer hält, von ihren Lehren und Gebräuchen überall das richtige Verständniß zu gewinnen. Zu solchen Bemerkungen, die der Katholik sich leicht selbst verbessert, rechnen wir beispielweise, wenn (I, 447) Johannes der Täufer und (II, 90) die selige Jungfrau als Fürbitter der Verdammten (?) bezeichnet werden, da doch diesen keine Hilfe mehr werden kann; oder wenn (I, 47) gesagt wird, bei den Festen der Martyrer sei das Altartuch (?) roth, am Charfreitag und bei jedem Todtenamte schwarz, im Frühling (?) eine Zeitlang (?) grün, im Herbste eine Zeitlang violet, wobei offenbar die Altardecken, Meßgewänder und anderen Paramente

mit dem Altartuche, das immer weiß ist, verwechselt sind; der Name Messe (II, 120) sei hergenommen von den Worten: ite, Missa est, mit denen der Priester die Katechumenen vor der Missa fidelium (warum nicht auch die Gläubigen nach derselben?) entließ; die Zahl der Altarlichter (I, 48) sei sieben, um die sieben Gaben des heiligen Geistes zu bezeichnen, man zünde aber auch dreizehn Lichter an nach der Zahl der zwölf Apostel, die, mit dem Herrn vereint, das erste Abendmahl feierten; während doch die Leuchter in gleicher Anzahl zu beiden Seiten des in der Mitte stehenden Crucifixes aufgestellt werden, und zwar gewöhnlich in der stillen Messe zwei, im Amte vier, im Hochamte sechs u. s. w. Ebenso ist es wohl nur ein Mangel an Sorgfalt im Ausdrucke, wenn (I, 132) von dem Pallium gesagt wird, dasselbe sei ein Bischofsmantel, der Papst habe sich vorbehalten, ihn jedem Bischofe zu verleihen, und ohne diese päpstlich Mantelverleihung werde kein Bischof mehr anerkannt (?); oder wenn ein Glasgemälde des 13ten Jahrhunderts, auf welchem der Tod Mariä vorgestellt, und deren Seele in Gestalt eines Kindes in leuchtendem Gewande und mit gefalteten Händen gebildet ist, (II, 101) also beschrieben wird: „die Seele Marias betet (?) noch zum Abschied den schönen, todt vor ihr ausgestreckten Leib an“; oder wenn II, 496 mit Hinweisung auf das Concilium Trullanum, in welchem es sich doch nur um die bildliche Darstellung des Erlösers handelte und verordnet wurde, daß man von nun an statt der von alten Zeiten her üblichen Abbildung des Heilandes unter der Figur des Lammes vielmehr das Bild Christi in menschlicher Gestalt aufstellen soll, gesagt wird: „die förmliche Anbetung (?) des Lammes wurde als eine zu heidnische und zweideutige Sitte im 7ten Jahrhunderte von der Kirche untersagt.“

Bei anderen Gegenständen mögen immerhin verschiedene Ansichten als gleichberechtiget erscheinen. Wir würden hie

und da die Grenzen theils weiter, theils enger ziehen, theils von den Ansichten des Verfassers ganz abweichen. Menzel tadelt z. B. das Hereinziehen nicht gleichzeitiger oder gar lebender Personen in die Darstellung heiliger Handlungen. „Unpassend", schreibt er I, 524, „ist das neugierige Herbeidrängen von viel späteren Heiligen, Donatoren, Fürsten u. s. w., die man auf vielen Bildern der Kreuzigung findet; hier gelte die Ehre nicht mehr dem Heiland, sondern den Nebenpersonen"; und an einer andern Stelle (I, 503), gelegentlich der Darstellung der heiligen drei Könige: „Es ziemt sich nicht, wie oft geschehen, historische Porträts aus späterer Zeit in den Königen anzubringen, denn dadurch werde die Aufmerksamkeit von der heiligen Geschichte ab in die profane gelenkt." Auch Raphael habe (II, 50) seltsamer Weise in den Stanzen des Heliodor den Papst Julius II. angebracht. Wir möchten den Tadel nicht, wenigstens nicht so allgemein aussprechen; denn was zuerst die „viel späteren Heiligen" anbelangt, so besteht vor Gott kein früher oder später, und gibt es im Kreise der Heiligen keine Schranken der Zeit mehr. Die viel späteren Heiligen haben dieselbe Berechtigung, in der Nähe des Heilandes zu seyn, wie diejenigen, welche vor oder mit ihm auf Erden lebten. Was aber die historischen Porträts betrifft, so würden wir auch hier je nach Verhältnissen unterscheiden. Es war unseres Dafürhaltens allerdings kein glücklicher Gedanke von Albrecht Dürer, dem heil. Johannes unter dem Kreuze die Gesichtszüge Luthers zu geben, schon deßhalb, weil auch der größte Verehrer Luthers nicht auf den Einfall kommen wird, sich den jungfräulichen Lieblingsjünger des Herrn unter den Gesichtszügen dieses Mannes vorzustellen; wenn aber van Eyck den heiligen drei Königen, die anbetend dem Christkinde Geschenke bringen, die Gesichtszüge der Herzoge von Burgund geliehen hat, so finden wir dieß ganz dem Geiste der christlichen Kunst entsprechend, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die

Fürsten damaliger Zeit dem König der Könige wirklich noch persönlich ihre Opfer und Gaben darbrachten, der Künstler demnach nur darstellte, was auf Wahrheit gegründet war. Und wenn Raphael in den Stanzen, in denen er die Herrlichkeit der Kirche und den ihr verheißenen göttlichen Schutz darstellen wollte, die Porträte der Päpste Julius II. und Leo X. anbrachte, so liegt der Erklärungsgrund nicht etwa in einer niedrigen Schmeichelei, vielmehr zeigt sich gerade hierin der große Geist dieses außerordentlichen Künstlers in glänzender Weise, indem hier nicht so fast Julius II. oder Leo X., als vielmehr der Statthalter Christi vorgestellt, und eben dadurch angedeutet ist, daß die Kirche auch den äußeren Feinden (wie Heliodor und Attila) gegenüber unter dem Schutze dessen steht, der bei ihr bleiben wird bis an das Ende der Tage. Dagegen findet der Verfasser wieder in andern Darstellungen mehr Tiefe und Symbolik, als wir darin suchen möchten. Die heil. Barbara erscheint öfter zugleich mit der heil. Katharina neben der Jungfrau Maria. Herr Menzel hält diese Zusammenstellung für symbolisch. Katharina als eine geistreiche und sehr gelehrte Dame bezeichne den Kopf, Barbara, eine einfache, anspruchlose Jungfrau, das Herz; jene die Macht des Geistes, diese die Tiefe des Gemüths, wie sich dieselben zur Kirche verhalten, welche die heilige Jungfrau als die in ihrer Mitte thronende Herrin darstellt. Wir möchten die Zusammenstellung dieser beiden heiligen Jungfrauen und Martyrinen lieber ungekünstelt aus der großen Verehrung erklären, die sie in der ganzen Kirche genießen, selbst auch in dem Falle, wenn die heil. Barbara, die einzige Tochter eines reichen und angesehenen Mannes, nicht, wie dieß doch der Fall war, mit den seltensten Gaben des Geistes geschmückt, und in allen Wissenschaften unterrichtet gewesen wäre. Das Attribut des Apostels Andreas ist ein schief gestelltes Kreuz. Hiezu bemerkt der Verfasser: „Mit dem Andreastage beginnt die Adventzeit, der die Oster-

Zeit gegenübersteht, beide ein Halbjahr des Kirchenjahres beginnend. Wenn nun in der ersten Jahreshälfte Alles vorbereitet wird, das Kreuz aufzurichten, das in der andern festgegründet steht, so konnte das schiefe Kreuz des Apostels das Werdende bedeuten, wie das Gerade das Seyn." Auch diese Deutung ist nach unserm Dafürhalten zwar sinnig, aber zu gekünstelt. Ebenso möchten wir in der langen Kette, welche die Kirche zu Laupheim umschließt, nicht mit Hrn. Menzel (I, 527) eine symbolische Darstellung „der Gebundenheit der Kirche an das Crucifix", sondern weiter nichts als die Kette des heil. Leonhard erkennen, wie sie an den diesem Heiligen als Nothhelfer der Gefangenen geweihten Kirchen sich häufig findet *).

---

*) Da die Beziehung der Ketten zu dem heil. Leonhard, die in den diesem Heiligen geweihten Kirchen oft von außerordentlicher Länge und Schwere vorkommen, und zuweilen um das ganze Gebäude herum befestigt sind, weniger bekannt zu seyn scheint, so führen wir hier aus „der heyligen leben winterteyl" eine hierauf bezügliche Erzählung an. „Es sass eines mals ein hörrter ritter auff einem schloss, vnd was ein Turn zcoberst in der burg da was kein dach ob, da het der ritter ein grosse kettin die mocht ein man kam tragen. Vnd einsmals schmidet der ritter ein guten man an die kettin der was sant lienharts diener gewesen dieweil er lebt. Vnd da er in seinen leiden was da rufft er zu seinem herrn. O heiliger sant lienhart du hast manigen menschen gehollffen, hillff mir auch vnd lass mich geniessen daz ich dein diener gewesen bin. Da kam sant lienhart in der nacht zu im vnd sprach: Gehab dich wol ich will dir von dannen hellffen, nym die kettin vnd gee mir nach. Da ward er zuhand loss vnd nam die kettin vnd gieng mit im biss für die kirchen, da verschwand sant lienhart. Da ward der man gar fro, vnd dancket got vnd sant lienhart der genaden vnd sagt dem volck des morgens wie im geschehen was. Da wunderten sy all der grossen kettin die er vnd sant lienhart dar heten getragen. Vnd man hieng die kettin über sein grab zu einer gedächtnuss des grossen czeiches."

Uebrigens dienen selbst diejenigen Deutungen, bezüglich welcher wir mit dem Verfasser nicht einverstanden sind, zum Belege, daß derselbe überall bemüht gewesen, soweit solches die von ihm zur Erleichterung des Gebrauches gewählte alphabetische Ordnung möglich machte, die echte christliche Symbolik als ein großes, architectonisch gegliedertes System zu schildern und den nothwendigen Zusammenhang aller Symbole mit der Grundidee der Kirche hervorzuheben. Der Leser fühlt allenthalben, daß es dem Verfasser Ernst war, wenn er in der Vorrede nicht ohne Wehmuth sich dahin äußert: „Die Welt war frömmer, so lange noch die christliche Symbolik ihr geläufig, Laien wie Priestern innig vertraut war, so lange noch Jedermann die Bilder verstand, mit denen Kunst die Kirchen schmückte, und in der Natur selbst noch eine reichere Bilderbibel fand. Die Welt war frömmer, als man noch wußte, welche kirchliche Symbolik sich an jede Jahreszeit, ja an jeden Tag im Jahre und an den Namen seines Patrons knüpfte, als man noch in den Naturerscheinungen jeder Jahreszeit und selbst in Thieren, Pflanzen und Gesteinen das Symbolische erkannte, die Signatur des Heiligen in jeder Creatur.“ Ja, in dem Bestreben, ein solches Verständniß wieder herbeizuführen, und die Begeisterung für die Schönheit und Tiefe der christlichen Symbolik, von der er selbst erfüllt ist, auch in Anderen anzuregen, hat Hr. Menzel keinen Anstand genommen, selbst solche Gegenstände zu besprechen, an denen er, ohne daß irgend eine Lücke bemerkt worden wäre, leicht ganz hätte vorübergehen können, und auch sicherlich vorübergegangen wäre, wenn er den Beifall der Menge im Auge gehabt hätte. Schon vor einem Jahrzehent wurde er, weil „dem Geiste des Modernen untreu“ geworden, „ein abgestandener Literat genannt, den Cotta als Portier vor die Thüre des Justizpalastes der Unsterblichkeit gestellt.“ Wenn er nun in seiner Symbolik unter Anderem in dem Artikel „Fegefeuer“ bemerkt: „Nach alter

frommer Sitte besprengen die Hinterbliebenen die Gräber ihrer geliebten Todten mit Weihwasser, um das Fegefeuer ein wenig zu löschen, und empfiehlt P. Abraham, beim Löschen des Herdfeuers, jedesmal der armen Seelen im Fegefeuer zu gedenken", und dann die Frage hinzufügt: „Kann man wohl diese symbolische Handlung der zartesten Liebe Aberglauben nennen?" oder wenn er gelegentlich der Bildnisse des heil. Franciscus sich über die Stigmatisation, und so an vielen anderen Stellen in einer Weise ausspricht, als wäre er selbst in der katholischen Kirche aufgewachsen: muß er sich da nicht um den letzten Rest von Credit bei allen denen bringen, welche „dem Geiste des Modernen" huldigen? Wir aber unserer Seits danken ihm, daß er, unbekümmert um solchen Tadel oder Beifall, seine Kräfte einem so würdigen Gegenstande zugewendet, und seine Ueberzeugung so offen und männlich ausgesprochen hat. Auf den wunderbaren Baum der christlichen Symbolik hinzuweisen, der fort und fort, auch mitten im Winter, im schönsten und reichsten Frühlingsschmucke blüht und prangt, das ist eine schöne aber schwierige Aufgabe. Menzel hat sich an ihrer Lösung in einer Weise betheiliget, wie nur von einem Manne erwartet werden konnte, dem ein reicher Schatz gründlichen Wissens, Kunst beredter Sprache, Lebhaftigkeit der Ueberzeugung und Begeisterung für die Sache selbst zur Seite steht.

LXV.

Ritter Bunsen und Doctor Stahl.

Ein Extra=Streiflicht.

I.

Zur Orientirung.

Seit nahezu zwei Jahren war in unserm Repositorium ein Druckschriften=Convolut gelegen, dessen Anblick uns mindestens jeden Monat zweimal bittere Sorge erweckte. Der Schatz betraf die Theologie und Kirchenpolitik des Berliner Oberkirchenraths und lebenslänglichen Kronsyndikus im preußischen „Herrenhaus", Prof. Dr. Friedrich Julius Stahl, und insbesondere die Reden, welche er im Berliner „Evangelischen Verein" in Gegenwart der allerhöchsten Personen zu halten pflegte. Jene Sorge aber entsprang der Rathlosigkeit, was denn bei den Betrachtungen über die neueste Geschichte des Protestantismus mit Hrn. Stahl anzufangen, unter welche Kategorie der Parteien er unterzubringen seyn möchte. Die Frage ist schwieriger, als man auf den ersten Anblick glaubt. Hr. Stahl wird auch nicht umsonst von den eigenen Confessionsgenossen bald als „Neulutheraner", bald als „Kreuzzeitungs=Theologe", bald als „Exclusiver" bezeichnet.

Die Verwirrung ist eben bereits hoch genug gestiegen, daß diese Confessionsgenossen selber in ihrem eigenen Wesen sich nicht mehr zu orientiren, und ihre Parteirichtungen gehörig auseinander zu halten nicht mehr vermögen. Unser leidenschaftsloser katholischer Standpunkt aber hat diese Aufgabe allerdings, und da fanden wir denn, daß keine jener drei Schablonen Hrn. Stahl vollständig decke. Für einen „Neulutheraner" ist er, jeder Idee von Anstaltlichkeit der Kirche fern, zu tief in die Maschen des symbolmäßigen Kirchenbegriffs verwickelt; für einen „Exclusiven" ist er zu wenig ausschließlich; für einen „Kreuzzeitungs-Theologen" aber zu viel exclusiv, namentlich gegen alle „Aeußerlichkeit" überhaupt, und gegen die einer wesentlichen kirchlichen Verfassung insbesondere. Andererseits wäre es doch auch unbillig, Herrn Stahl einfach verschwinden zu lassen in dem träg hinkriechenden, bunt ineinander gewaschenen Strome der „Innern Mission."

So mußten wir denn gestehen: Hr. Stahl in theologicis sei eben Hr. Stahl, eine Richtung für sich. Dabei erscheint der ganze Standpunkt als ein so eigentlich egoistischer, ich möchte sagen gelegentlicher, daß unsere Verlegenheit wachsen mußte. Mit solchen Erwägungen plagten wir uns, als plötzlich das alte Wort wahr an uns wurde: wo die Noth am größten ist, da ist die Hülfe am nächsten. Wie ein deus ex machina fiel Hr. Bunsen ein mit seinen „Zeichen der Zeit", und wenn jeder Ultramontane Hrn. Bunsen für sothane „Zeichen" ein gerührtes deo gratias sagen sollte, so sind wir es dem Ritter zehnfach schuldig. Jetzt erst ist uns Hr. Stahl flott geworden, er hat sein Gegenbild gefunden, ja der Ritter setzt sich auch selbst in die engsten Beziehungen zum Doctor. Hr. Stahl erscheint jetzt nicht mehr isolirt, denn Hr. Bunsen hat sich selber als Maßstab für ihn hingelegt. Einer beleuchtet den andern so hell, als der von Ferne zusehende Ultramontane nur immer wünschen kann.

Man hat jetzt nicht mehr Einen Stimmführer des Protestantismus vor sich, den man unter keiner der bisherigen Kategorien unterzubringen weiß, sondern deren zwei, die wie Saul einen Kopf hoch hinausreichen über alles umgebende Volk; und von den beiden eigens zu reden, ist wohl der Mühe werth.

Auch Hrn. Bunsen für sich wüßten wir nicht recht einzurangiren. Wir hätten wohl im Allgemeinen sagen können, er gehöre eben der subjektivistischen Partei an. Aber dabei mußten wir immer fürchten, dieser Partei Unrecht zu thun; denn sie läugnet nicht die Gottheit Christi, wenigstens nicht principiell, wie Hr. Bunsen thut; der moderne Arianismus, mit dem der Ritter offen prahlt, darf doch nicht geradezu verwechselt werden mit der „sich selbst auslegenden Schrift" der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung". Mit voller Wahrheit hätten wir bloß zu sagen vermocht: Hr. Bunsen sei Einer, der aus der Masse der cruden Rationalisten und hegelianischen Pantheisten stetsfort unter die immerhin noch christlich-protestantische Partei der Subjektivisten sich einzudrängen suche. Damit soll nicht gesagt seyn, daß die Subjektivisten nicht stets die guten Dienste des Ritters, namentlich für ihre Unionssache, freudig sich aneignen; wir werden vielmehr das Gegentheil erfahren. Hr. Bunsen wird aber dadurch noch nicht zu einem Christen, auch nur des kürzesten Maßstabes, und da wir bei der Betrachtung der neuesten Geschichte des Protestantismus die platt-rationalistische Richtung als eine, wenn auch in den Tiefen zweifellos überwiegende, so doch in den Höhen des derzeitigen Moments alte und abgestandene Mode consequent bei Seite liegen lassen: so wären wir in die unangenehme Lage versetzt gewesen, auch den Ritter Bunsen für sich zu behandeln, wenn er nicht selber Hrn. Doctor Stahl neben sich auf den Isolir-Schemel gezogen hätte.

Eröffnen wir also einen förmlichen Sprechsaal zwischen den beiden philosophischen Dilettanten der protestantischen

Theologie, Hrn. Bunsen und Hrn. Stahl. Es wird sich dann und wann das Bedürfniß empfindlich machen, neben den Stimmen der zwei disputirenden Sophisten zwischenein den gesunden Menschenverstand zu vernehmen; als den Repräsentanten desselben erlauben wir uns den guten Hrn. Leo in Halle zu präsentiren. Die also sich anstellende Conferenz wird uns noch einmal in's Allerheiligste der neuesten Geschichte des deutschen Protestantismus führen, indem sie uns leuchtende Rückblicke eröffnet namentlich auf die jüngste und äußerste, auch, so der barmherzige Herr des Himmels und der Erde will, letzte Verwirrung in derselben, auf den endlich erwachten Streit um den Kirchenbegriff und was daran hängt, d. h. um nicht weniger als die ganze protestantische Weltanschauung, um alle ihre Lehrsysteme vom ersten Satz bis zum letzten.

Ehe wir aber die Personen unseres Sprechsaals in Bewegung setzen, ist einige Orientirung über dieselben nöthig. Die uns bekannteste und überhaupt am wenigsten complicirte Figur ist Hr. Leo in Halle. Ritter Bunsen behandelt ihn im Grunde als einen Menschen, der den Verstand verloren habe; jedenfalls schreibt nicht er (Hr. B.), wenn man ihn hört, „Romane" statt Geschichte, sondern Hrn. Leo's Geschichtsbücher sind „Romane". Und wenn Leo z. B. äußert, daß nicht das arianische Gothenthum, wie Hr. Bunsen will, sondern der heil. Bonifacius die deutsche Nation gezeugt habe, so läßt der Ritter bis zu dem denunciatorischen Wink sich herab: „so lehrt der erleuchtete Politiker und Professor der Geschichte an einer protestantischen Universität, welche ganz besonders von künftigen protestantischen Theologen besucht wird" *)! In der That hat Leo's gerade Sprache gegen die Principien des Ritters das Halloh protestantischer Organe von Neuem über ihn wach gerufen; soeben druckt die „Oester-

---

*) Die Zeichen der Zeit rc. II, 101.

reichische Zeitung" bona fide deren beißendes Epigramm ab: „von Leo in Halle solle binnen Kurzem eine Broschüre erscheinen, die den Beweis führt, daß Martin Luther nie existirt hat." Leo's Rolle ist auch wirklich wenig dankbar und am wenigsten beneidenswerth; so lange er sie aber den Sophisten gegenüber spielt, und nicht selbst eine endgültige Kirche auf protestantischem Boden construiren will, erscheint er in Wahrheit als Vertreter des gesunden Menschenverstandes.

Was dagegen die beiden Sophisten und zum Theil Phantasten betrifft, so berührt Dr. Stahl uns hier nicht als Haupt der politischen Pietisten, sondern als theologischer Dilettant der religiösen Reaction, obwohl ohne Zweifel jene Stellung des Doctors als die primäre, diese bloß als die secundäre erscheint. Auch Ritter Bunsen ist dieser Meinung. Sein Benehmen gegen Stahl ist himmelweit verschieden von dem gegen Leo. Diesen behandelt er als unsinnigen, ganz und gar verlorenen Mann, Hrn. Stahl dagegen nur wie ein liebreich besorgter Arzt. „Ich sehe schmerzlich in den Reihen der rückläufigen aber mächtigen politischen und kirchlichen Partei einen Mann, von dem ich und viele Andern sich in frühern Jahren eines Bessern versahen." Aber auch jetzt noch weiß der Ritter wohl zu unterscheiden zwischen Dr. Stahl und Dr. Stahl. „Hr. Stahl ist nicht bloß der größte Redner seiner Partei, sondern anerkannt auch eines der gemäßigten Mitglieder derselben; er ist ja selbst ein Mann der Wissenschaft und des Geistes. Ja, er hat uns noch 1853 in den Vorträgen, welche er damals im Evangelischen Verein hielt, und namentlich im zweiten und im vierten Vortrage (dem besten), so viel Evangelisches und Christliches gesagt, daß wir vielleicht noch einmal etwas Besseres von ihm erwarten können. Aber um so heiligere Pflicht ist es, dem Manne, welchen seine politische Partei vielleicht bald wie eine ausgepreßte Citrone wegwirft, mit christlicher Freimüthigkeit das System zu bedenken zu geben, welches er hier

(in der Rede vom 29. März 1855 über die christliche Toleranz) vertritt, durch politische Einseitigkeiten hinweggerissen von der bessern Philosophie" *).

Mit andern Worten: der Ritter verzweifelt nicht, daß der Doctor bei nächster bester Aenderung des politischen Windes auch wieder andere theologischen Einsichten gewinnen, und dem Bunsen'schen Standpunkt näher rücken werde. Diese Hoffnung stützt er sehr zweckmäßig auf den Unterschied der beiden Vorträge vom März 1853 und vom März 1855, insofern als in demselben wirklich der innere Zwiespalt des Stahl'schen Geistes zu Tage liegt. Die reformatorischen Principien von der Kirchenlosigkeit der unvermittelten Stellung des Christenmenschen zu Gott, also der Freiheit von aller äußerlich objektiven Autorität, und andererseits das praktische Gefühl von der absoluten Nothwendigkeit einer festen äußern Glaubensnorm liegen in jenem Stahl'schen Geiste nebeneinander, und der ganze theologische Dilettantismus des Besitzers dieses Geistes bewegt sich in dem Bemühen, die beiden ihm inhärirenden und unvereinbaren Gegensätze doch in Einklang zu bringen. Dieß geschieht stets mit ungewöhnlichem Aufwand glänzender Gaben, hilft aber immer zu nichts, als zu unredlicher Sophistik, die für den Augenblick vielleicht den Meister selber täuscht. Wie künstlicher Schaumwein betäuben die Stahl'schen Vorträge, aber gerade die katzenjämmerliche Oede, die sie zurücklassen, gereicht ihnen zum Vortheil; denn der natürliche Ekel verbietet in der Regel, das Gebräu noch einmal zu kosten; überwindet Einer den Widerwillen, so wird er bald die ungehörigen Ingredienzien herausschmecken, als Basis aber statt des reinen Himmelsthaues den Fusel des innern Widerspruches.

Für Hrn. Stahl's äußere Verhältnisse jedoch hat dieser

*) A. a. O. S. 72. 122.

innere Widerspruch unläugbar seine bequeme Seite. Je nach Umständen kehrt er das eine oder das andere der beiden Principien heraus, in die seine Geistesrichtung zerrissen ist. Ebendeßhalb kann Hr. Bunsen ihn für heilbar, ja für leidend an bloß vorübergehendem Unwohlseyn erachten, und ebendeßhalb müssen wir ihn leider für todtkrank und, menschlichem Ermessen nach, unheilbar halten. Je nach dem äußern Anstoß reitet Hr. Stahl zur Parade entweder auf den reformatorischen Principien von der unvermittelten Stellung des Christenmenschen zu Gott, also der kirchenlosen Freiheit von aller äußerlich objektiven Autorität, oder er thut mit derselben Virtuosität dasselbe auf dem diametral entgegengesetzten Grundsatz von der Rothwendigkeit einer festen äußern Glaubensnorm. So hat Hr. Stahl jenes in den Vorträgen vom März 1853 gethan, dieses in dem Vortrage vom März 1855. Denn im J. 1853 galt es, gegen die historischen Argumente der Katholiken und Demokraten, die politische Bedenklichkeit der kirchenlos „sich selbst auslegenden Schrift" zu läugnen; 1855 galt es, die kirchlich-politische Bedenklichkeit der „sich selbst auslegenden Schrift" zu bejahen gegen den Andrang der Baptisten, Independenten und anderer Sektirer. Dort mußte man also die „Geistesfreiheit", d. i. die kirchenlose „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo" behaupten, hier das Gegentheil: die Gebundenheit des Geistes durch die kirchliche Einheit und die Autorität der äußern Glaubensnorm. Zwar hängt letzteres Moment mit der derzeitigen politischen Richtung des berühmten Redners so enge zusammen, daß es doch überall wieder hervorspringt, wie denn Hr. Bunsen sogar auch in den Vorträgen von 1853 „bedenkliche Lobpreisungen des katholischen Episcopats und der apostolischen Continuität" höchst mißfällig vermerkte. Im Ganzen aber ist hier die Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo so scharf hervorgehoben, und als „politisches Princip des Protestantismus" angerühmt, daß Ritter Bunsen nicht umhin konnte, mit den

Stahl'schen Reden von 1853 höchst zufrieden, wie mit der Stahl'schen Rede von 1855 höchst unzufrieden zu seyn.

Auch Hrn. Bunsen's ganzes System ruht nämlich auf der kirchenlosen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß eine durch veränderte Zeitumstände erzeugte abermalige Umkehr Stahl's und seine endliche Fixirung auf dem Princip von 1853 den activen Hrn. Oberkirchenrath ganz und gar auf den Standpunkt des abgedankten Diplomaten versetzen würde. Der Ritter zieht aus der Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo allzu tapfere und rücksichtslose Consequenzen, als daß ihm selber im Traume einfallen könnte, die natürliche Nachdenklichkeit und Vorsicht des Doctors je zu überwinden. Schon die politische Richtung legt hier unüberschreitbare Schranken. Aber Hr. Stahl würde auch damit schon den kühnsten Wünschen des Hrn. Bunsen genügen, wenn er nur als verlässige Reserve auf der endlich einmal definitiv ergriffenen Operationsbasis der kirchenlosen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo stehen bliebe; die weiteren taktischen Bewegungen wären dann Sache des Ritters und seiner Wagehälse von der „sich selbst auslegenden Schrift" ohne Clausel. Doch wir dürfen uns hier noch nicht in die, erst für den eigentlichen Sprechsaal geeigneten, dogmatischen Auseinandersetzungen verwickeln, über die Frage, welche Tragweite der kirchenlosen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo einerseits bei Stahl, andererseits bei Bunsen zukommt? Diesem Unternehmen muß vielmehr eine Recognoscirung der Stellung Bunsen's überhaupt nothwendig vorausgehen.

Der Geist des Ritters ist vor Allem nicht, wie der des Doctors, durch zwei entgegengesetzte Principien gespalten, sondern ausschließlich beherrscht durch die kirchenlose Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo (wie nämlich er selbst sich einen Christus zurechtgemacht hat), oder durch die „sich selbst auslegende Schrift" sine clausula und mit allen Consequenzen. Nur daß auch der abgedankte Diplomat noch Rücksichten der

äußern Lage einzuhalten hat; sonst wäre zwischen Bunsen und Gervinus die letzte Linie von Distanz auch äußerlich schon verschwunden. So aber erscheint Hr. Gervinus nur als ehrlicher, indem er offen auch die politischen Consequenzen nach ihrer Nothwendigkeit aus der kirchen- und autoritätslosen Unmittelbarkeit des Bandes zu einem (Gedanken-) Christus zieht. Nur deßhalb, weil der historische Nachweis dieses Processes bei Hrn. Gervinus so ungemein kurz und einfach vor sich geht, haben wir genannten Gervinus nicht mit in den Sprechsaal geführt. Er würde sonst neben den beiden Sophisten einen trefflichen Pendant zu Leo bilden, als die ehrliche, wenn auch in totaler Willensverkehrtheit befangene, Ueberzeugung gegenüber dem bessern Willen und dem gesunden Menschenverstand Leo's. Aber, wie gesagt, Hr. Gervinus wüßte dort zu wenig zu reden; er weist immer nur einfach auf die Geschichte, welche klar aufzeige: daß die reformatorische Unmittelbarkeit eines Bandes zu einem Christus nach ihrer politischen Seite nichts anderes sei, als die — demokratische Republik, die Revolution gegen alle objektiv gegebene Einheit und Autorität.

Bestätigte Hr. Gervinus seinen Satz nicht bloß historisch, wäre er mit dem dogmatischen Nachweis nicht so außerordentlich wortkarg: so müßte er, neben unsern drei Coryphäen protestantischer Richtungen, auch schon nach dem äußerlichen Nexus ihrer gedruckten Vorlagen als der vierte erscheinen. Bunsen's „Zeichen der Zeit" nämlich sind stillschweigend und unwillkürlich nichts Anderes als eine Philippika für Gervinus gegen Stahl. Es war zu Winters-Anfang 1852, als Gervinus' berüchtigte „Einleitung in die Geschichte des 19ten Jahrhunderts" erschien; selbst Wolfg. Menzel urtheilte in seinem Literaturblatt darüber: „Einen Dank für seine Schrift ist Hrn. Gervinus Niemand schuldig als der Ultramontanismus; denn diesem schüttet er reichlich Wasser auf die Mühle, indem er der Reformation den positiven Charakter abspricht und sie

bloß als das erste Glied der langen Reihe von Negationen bezeichnet, die zum Abgrund führen." Ebendasselbe thut jetzt Hr. Bunsen wieder, und zwar in viel ausführlicherer, dogmatisch- und kirchenhistorisch-begründeterer Weise, wenn er auch der äußersten politisch-demokratischen Consequenz geschweigt. Hr. Stahl dagegen hatte damals für nöthig gehalten, den Eindruck zu paralysiren und, wir werden später sehen wie, zu beweisen, daß die Reformation vielmehr die höchste geistige Position begründe. Dieß war der Ursprung seiner Vorträge vom März 1853. Die Criminal-Untersuchung, welche die badische Justiz bekanntlich gegen den Verfasser der „Einleitung" ꝛc. veranstaltet hat, schwebte noch, als der Berliner Oberkirchenrath jene Reden ausarbeitete. Hr. Stahl aber gab sich den Anschein, als wenn es nie Jemanden außer den beißigen Ultramontanen eingefallen wäre, Reformation und Revolution in innere Beziehung zu setzen; er richtete daher seine berühmten fünf Vorlesungen „gegen die katholische Anklage, daß der evangelische Glaube der Ursprung der Revolution, ja die Revolution selbst sei." Eben das aber war es, was Hr. Gervinus behauptet und historisch nachgewiesen hatte; warum wendete sich also Hr. Stahl nicht lieber gegen die protestantische Aussage, „daß der evangelische Glaube die Revolution selbst sei" *)?

Gerade dieß rechnete Hr. Gervinus dem evangelischen Glauben zum Ruhme an. Hr. Stahl dagegen mußte zeigen, daß umgekehrt die innere Beziehung des Katholicismus zur Revolution unverkennbar sei; hier sei der Königsmord eine „offene Frage" der Moraltheologie, die „Mediatisirung des Königthums" wesentlich und principiell, der Jesuitismus insbesondere unverträglich mit der Staatsordnung, und wenn in

---

*) Der Protestantismus als politisches Princip. Vorträge auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins zu Berlin gehalten von Dr. Stahl. Berlin 1853.

Belgien und Frankreich ungläubige Väter ihre Kinder zur Erziehung den Jesuiten-Collegien übergäben, „so erkläre sich dieß vielleicht aus einer innern Verwandtschaft.“ Alles dieß wird mit einem Aufwand von Verdrehungs-, Entstellungs-, Combinations- und Täuschungs-Kunst vorgetragen, daß nicht nur katholische Gelehrten empört mit besondern Schriften dagegen aufstanden *), selbst die Allgemeine Zeitung wurde aus tiefster Seele heraus schamroth darüber. Aber dennoch, nicht diese Mißhandlung der katholischen Kirche war es, was Hrn. Bunsen an den Stahl'schen Vorträgen besonders erfreute, vielmehr schienen ihm der zweite und der vierte Vortrag die besten Stücke zu seyn. Denn dort ist von der Geistesfreiheit des Protestantismus in religiöser Duldung die Rede, hier von der reinen Innerlichkeit und staatlichen Angemessenheit der evangelischen Kirche. An beiden Enden stieß Hr. Bunsen auf Consequenzen aus dem gemeinschaftlichen Princip, die auch auf seiner eigenen Bahn lagen, obwohl der Hr. Oberkirchenrath sie gezogen hatte. Und während dem Ritter also sogar bezüglich Stahl's nichts weniger als alle Hoffnungen verloren gingen, mußte jeder Unbefangene in ganz Deutschland erkennen, daß die weitere Entwicklung aus dem Princip bei Gervinus faktisch erwiesen vorliege, bei Stahl in ein System lahmer Ausreden verlaufe. Es müssen gewichtige Rücksichten gewesen seyn, die Hrn. Bunsen abhielten, damals schon, oder wenigstens gleich nach seiner Absetzung vom preußischen Gesandtschafts-Posten in London, als Secundant für Gervinus aufzutreten, wie er jetzt stillschweigend und mit

*) Der Protestantismus als politisches Princip von Dr. Stahl. In drei Sendschreiben vom Standpunkte der Wahrheit, des Rechts und der Geschichte widerlegt durch C. R. G. Rintel. Breslau 1853. — Der Protestantismus als politisches Princip von Dr. Stahl. Nach den Principien gewürdigt von Dr. J. H. Reinkens. Breslau 1853.

Uebergehung der criminalisch bedenklichsten oder politischen Folgerungen thut.

Es ist eine eigenthümliche Complikation zwischen den drei Chorführern des deutschen Protestantismus, welche seit den letzten zwei Jahren auftraten, um Deutschland über das Wesen des reformatorischen Princips zu belehren. Hr. Gervinus sagt im Grunde nichts Anderes, als was schon mancher katholische Geschichtsforscher gleichfalls erkannt hat: die kirchlich-politische Ordnung in Europa habe sich bis jetzt nur erhalten, erstens durch die noch in der katholischen Kirche erzogene Nachkommenschaft und die über ihre Grenzen hinausreichende geistige Nachwirkung derselben, zweitens aber durch die Inconsequenz des Protestantismus. So Hr. Gervinus mit klaren Worten. Zu demselben Satze bekennt sich nun aber auch Hr. Stahl indirekt, durch die inconsequente That seiner Reden, und Hr. Bunsen direkt durch die consequente That seiner „Zeichen der Zeit."

Einzig und allein von einer auf diesen Doppelgedanken gebauten Politik: Ausrottung der katholischen Kirche in Deutschland sammt ihren Nachwirkungen und endliche Zurechtsetzung der protestantischen Inconsequenz, hat Hr. Gervinus von jeher jene totale Aenderung in der europäischen Lage erwartet, welche er anstreben zu müssen glaubt. Bekanntlich hatte er sich mit wahrhaft wahnsinniger Brunst mitten in den Strudel des Rongeanismus geworfen: „er bedachte, wie an aller politischen Einigung solange ein schleichendes Uebel nagen werde, als nicht die römische Kirchengewalt bis auf die letzte Spur vom vaterländischen Boden getilgt sei." Und eben das, sagen die Gothaer, sei die eigentlich conservative Seite an Gervinus gewesen; „eine monarchische Erhaltungs-Politik hätte wohl kaum etwas Wirksameres erdenken können, als jene Ausgleichung und Aussöhnung alles religiösen Haders unter dem Schutze des Staats, welche Gervinus in seiner Nationalkirche

bezweckte" *). Zur Zeit aber als er seine „Einleitung" schrieb, sah Hr. Gervinus sich durch die Ereignisse in's demokratische Lager hinübergedrängt, und seine Freunde konnten für ihn den öffentlichen Aufruf erlassen, „die Demokraten sollten auf einen Mann achten, der ihr heftigster Gegner damals war, als die Verhältnisse ihnen Sieg zu verheißen schienen, und der den demokratischen Ideen sich heute unterwirft, wo sie von Vielen für völlig vernichtet gehalten werden" **). Nur um so eifriger war jetzt Hr. Gervinus beflissen, den legitimen Stammbaum der modernen demokratischen Ideen nachzuweisen und ihnen den deutschen Protestantismus zum Ahnherrn zu geben. „Den Sieg der demokratischen Ideen", sagt sein intimer Freund, „macht Hr. Gervinus abhängig davon, ob das germanische Princip der protestantischen Geistesfreiheit, der Selbstständigkeit kleiner Kreise, der Auflösung großer verschiedenartiger Staatenmassen in kleine gleichartigen Föderationen siegen wird über das romanische Wesen geistiger Autoritätsherrschaft" 2c. ***). Dieser angebliche Gegensatz germanischen und romanischen Wesens, „der es war, was der Reformation ihre nachhaltig wirkende Kraft verlieh", beherrscht die ganze Anschauung des Hrn. Gervinus; daraus ergaben sich „die demokratischen Entfaltungen, deren Keime im Grundwesen des Protestantismus lagen":

„Einzelne Sekten, einzelne vordringende Geister schritten gleich im Anfange der Reformation zu den Consequenzen der neuen Richtung vor, die erst ihr entferntestes Ziel und Ende seyn sollten. Der ganze Kreis von kirchlichen und staatlichen Forderungen wurde schon damals umschrieben, die zum Theil erst seit den Staatsveränderungen in Amerika und Frankreich wieder erhoben und bis heute

---

*) Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen. Leipzig 1853. S. 40, 41 (von einem unbedingt ergebenen Freunde des Hrn. Gervinus).

**) A. a. O. S. 119.

***) A. a. O. S. 114.

nicht überall und nicht alle befriedigt worden sind. Im Religiösen faßten schon einzelne Inspirirte und Wiedertäufer den Begriff einer vernunftmäßigen Reinigung des Christenthums und seiner Formen, für die erst die Urenkel ihrer ausgewanderten Sendboten in Amerika eine Stätte fanden. Sie verfolgten Luthers Lehre von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen in der Folgerichtigkeit, daß sie die kirchlichen Dinge durch Laienversammlungen wollten entschieden, die Priester durch die Gemeinden wollten gewählt haben. Sie formulirten schon damals Sätze des neuesten Rationalismus, wenn sie die Befreiung vom Buchstaben verlangten, den heiligen Geist über die Schrift stellten und unter dem heiligen Geist nichts verstanden, als des Menschen Geisteskraft und Vernunft."

So Hr. Gervinus. Ein katholischer College des Heidelberger Professors erinnerte damals: „ob dem Protestantismus mit einer solchen Nachweisung der Vaterschaft der modernen demokratischen Ideen gedient sei, ob er sich das Alles, was Hr. Gervinus als seine Ausflüsse und Consequenzen darstellt, wonach der Protestantismus der Großvater der französischen Revolution und aller ihrer traurigen Folgen wäre — wird beimessen lassen oder sich hieraus sogar etwa ein Verdienst wird machen wollen: dieß sind Fragen, worüber wir uns nicht zu entscheiden getrauen" *).

Nun wird Hr. Oberkirchenrath Stahl sich natürlich niemals zu einer Bejahung dieser Fragen von seinem Princip der kirchenlosen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo aus herbeilassen; er bleibt in der „Inconsequenz." Hr. Bunsen aber blieb nicht in der „Inconsequenz." Er hätte füglich diese sämmtlichen Acta Gervini unter die zahlreichen „Belege" seiner Zeichen der Zeit mit aufnehmen können, zu deren Erläuterung überhaupt, und zur Verdeutlichung derjenigen Ansichten insbesondere, welche er zwar durchschimmern läßt, aber geradeheraus zu sagen auch noch als abgedankter Ambassadeur

*) Zöpfl: die Demokratie in Deutschland. Stuttgart 1853. S. 18, 21.

den Muth nicht hätte. Insofern bringt Hr. Bunsen in Heidelberg seinem Freunde Gervinus in Heidelberg billig doppelte Huldigung dar.

Hr. Bunsen an sich ist zwar eine sattsam bekannte und insbesondere den deutschen Katholiken unvergeßliche Persönlichkeit; dennoch aber könnte vorstehende Vergleichung desselben mit Hrn. Gervinus auf den ersten Blick frappiren. Um so nothwendiger erscheint, nach dieser allgemeinen Charakteristik seiner neuesten Publikationen, eine eingehendere Orientirung über Leben und Meinungen des Ritters Christian Carl Josias Bunsen, k. Preußischen wirklichen Geheimen Raths, Doctors der Philosophie und der Theologie 2c.

Als unser Ritter anno 1791 im Staate Waldeck das Licht der Welt erblickte, trat die zehnte Muse, die der Neuzeit par excellence, an seine Wiege und schüttete ihr ganzes Füllhorn über den kleinen Josias aus. Es war die Muse, welche mit ihrem exoterischen Namen „Oberflächlichkeit" und mit ihrem esoterischen „Unverschämtheit" heißt. Die Gaben der Muse begleiteten jeden Moment des Bunsen'schen Lebens; noch in den „Zeichen der Zeit" sind sie mit unvergleichlicher Schärfe gedruckt. Schon die erste Gelegenheit zu seinem Hochwerden verdankte der Ritter in bezeichnendster Weise dem specifischen Angebinde der Muse. Er war Privatsekretär des preußischen Gesandten Niebuhr beim heiligen Stuhl, als König Friedrich Wilhelm III. im J. 1822 nach Rom kam. Der gelehrte Niebuhr hatte den König mit seinen Explikationen der Alterthümer Roms bereits gründlich gelangweilt, als er erkrankte und das Amt eines königlichen Cicerone an den Sekretär überlassen mußte. Hr. Bunsen half dem König mit tanzmeisterlicher Gewandtheit über den Rest der römischen Sehenswürdigkeiten hinweg und sein Glück war gemacht. Der König war ein leidenschaftlicher theologischer Dilettant, der Philologe Bunsen wurde es auch, und der breiteste Zugang in's königliche Vertrauen hatte sich schnell gewonnen. Noch als Pri-

vatsekretär war er schon einflußreichster Hoftheologe. In der Unionssache, sowie hauptsächlich in der so höchst unvorsichtigen Agenden-Angelegenheit, war es besonders auch Hr. Bunsen, seit 1824 preußischer Gesandter in Rom, der den König berieth; noch ungleich verhängnißvoller aber für den aggressiven Protestantismus gerieth sein frecher Einfluß in den Kölner Wirren. Der Charlatan hat es verdient, Preußen und seiner Landeskirche unvergeßlich zu seyn; vor der ruhigen Majestät der katholischen Kirche aber stürzte er schmachbedeckt zusammen. Seitdem gibt es keinen giftigern, blinder wüthenden Feind der Kirche, als den abenteuerlichen Ritter. Und je gallichter sein Herz über dem praktischen Mißgeschick seiner reformatorischen Prätensionen sich verbitterte, desto grandioser entwickelte sich in ihm das Wiegengeschenk der zehnten Muse. „Ich wünschte wirklich, die deutsche Sprache wäre so reich an mildernden und umschreibenden Synonymen für die derben Ausdrücke: Unwahrheit, Verdrehung, Erfindung, als die arabische es an Synonymen für Kameel ist" — mit diesen Worten hat der neueste Kritiker Bunsen'scher Gelehrsamkeit*) in seiner Urbanität den Mann kurz und gut charakterisirt, und zwar den Diplomaten sowohl als den Literaten.

Indeß bildete die Versetzung Bunsens nach London, wo er von 1841 bis 1854 als preußischer Gesandter amtirte, einen neuen Abschnitt in seiner literarischen Thätigkeit. In England kam er in verwandtschaftliche und sonst nähere Berührung mit verschiedenen Sekten-Häuptern und politisch-radikalen Parteien. Erst noch vor ein paar Jahren verlautete aus London: Prinz Albert, Archidiacon Hare, das Haupt der englischen Rationalisten, und Hr. Bunsen steckten dort in vertraulichen Conferenzen, um eine zeitgemäße Reformation des englischen Kirchenwesens zu Faden zu schlagen. Wirklich er-

*) Döllinger's Hippolytus und Kallistus. S. 9.

wähnt Hr. Bunsen auch in den „Zeichen der Zeit“ *) des Hrn. Hare, in bedeutsamer Verbindung mit der preußischen Generalsynode von 1846, bei den Confessionellen bekanntlich „Räubersynode“ genannt, unter deren Censurscheere das „empfangen vom heiligen Geist“ in Lebensgefahr gerieth. Hr. Bunsen äußert nämlich: „gewiß habe ein leider jüngst durch den Tod entrissener, ebenso gläubiger“ (gläubig nämlich wie Hr. Bunsen) „als gelehrter und geistreicher Geistlicher und Theologe der englischen Kirche von dem Unionsbekenntniß der Generalsynode von 1846 treffend gesagt: daß es das herrlichste kirchliche Bekenntniß der Christenheit sei, welches je verfaßt worden.“ Wir lassen jedoch dahingestellt, ob sich Hr. Bunsen wirklich auch zum Messias Englands berufen glaubte, wie es für Deutschland der Fall war, und zwar in politischer sowohl als in religiöser Hinsicht. Betrachten wir den Mann erst in der letztern.

Im J. 1845 schloß Hr. Bunsen die Reihe seiner rein antiquarischen Publikationen mit dem Buche über „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“; es trug den allgemeinen Typus Bunsen'scher Literatur: das Wahre daran war nicht neu und nicht von Hrn. Bunsen, das Neue daran nicht wahr. Noch in demselben Jahre führte seine Controverse mit Gladstone über das neuerrichtete englisch-preußische Bisthum zu Jerusalem, welches Bisthum überwiegend Bunsen's eigenes Werk ist, zu der Schrift: „Die Verfassung der Kirche der Zukunft.“ Damit war die Bahn gebrochen, auf welcher der Reihe nach die Quartanten über „Ignatius von Antiochien und seine Briefe“ (1847), „Hippolytus und seine Zeit“ (1852), und jetzt „Die Zeichen der Zeit“ aufmarschiren sollten. Wie man sieht, hatte das Jahr 1848, welches eben die politische Seite der Mission Bunsens ganz in Anspruch nahm, in seiner kirchlich-reformatorischen Thätigkeit eine namhafte Lücke gerissen.

---

*) II. S. 174.

Auch in letzterer Hinsicht aber fand sich Hr. Bunsen durch die politischen Verhältnisse seit 1848 bedeutend poussirt; Consequenzen, die er in der „Kirche der Zukunft" und im „Ignatius" noch gefürchtet und abgewiesen wie der Teufel das Kreuz, predigt er jetzt in den „Zeichen der Zeit" als ewige unumstößliche Wahrheit, so namentlich den Independentismus, und schilt, wie wir des Nähern sehen werden, Jeden als verdammten Hierarchen, der zu widersprechen wagt. Abgesehen aber von solchen Fortschritten des Hrn. Bunsen, bemerken seine Confessions-Genossen mit Recht: es könne nicht leicht einen „consequentern" Schriftsteller geben als ihn, der immer Ein und dasselbe und oft mit denselben Worten, nur in immer neuen Wendungen wieder sagt*). D. h. was in der „Zukunftskirche" steht, steht auch in den „Zeichen der Zeit", und ebenso steht beides wieder im „Ignatius" und im „Hippolyt", nur mit dem Unterschiede, daß Hr. Bunsen hier seine Reform-Ideen den Heroen des christlichen Alterthums unterschiebt, dort als eigene Autorität auftritt. Dieser Standpunkt, „der ganz nur trunken ist von sich selbst", wie Dr. Hengstenberg sagt, muß nämlich Maß und Richtscheit seyn für die ganze Kirchengeschichte; was mit ihm nicht convenirt, ist Verderbniß der selbstsüchtigen Hierarchie.

Zu dem Bunsen'schen Standpunkt kommt nun noch die eigenthümliche Gelehrsamkeit des Ritters hinzu, und es vermag ein Gebräu wie sein Hippolyt auf Pracht-Papier zu erscheinen. Eine Masse von Material, unverarbeitet, ungeordnet angehäuft, der man es gleich ansieht, daß sie nicht das Ergebniß eines ruhigen, besonnenen, aus Liebe zur Sache unternommenen Quellenstudiums ist, sondern daß der Verfasser nur an sein Geschäft des Sammelns gegangen ist, um zu gewissen Hypothesen, die er sich über Kirchenverfassung, Cultus, Lehre u. s. w. gebildet, hintennach eine Anzahl von Belegen aus den

*) Halle'sches Volksblatt vom 21. Nov. 1855.

alten Quellen zusammenzubringen. Dabei verfährt er mit bodenloser Willkür und Kritiklosigkeit; in der hastigen Begier, aus den mühsam zusammengeschleppten Belegen etwas seinen Ansichten Günstiges herauszupressen, übersetzt er nicht selten ganz falsch, so daß, wer diese seine Manier nicht kennt, grobe Unkenntniß der griechischen Sprache bei ihm voraussetzen müßte; er macht Anachronismen so arger Art, daß es ihm z. B. begegnet, einen Schriftsteller des 7ten Jahrhunderts in den Anfang des vierten zu versetzen. Ueberhaupt erscheint er als ein verunglückter Schüler und roher Nachtreter Niebuhrs, der, ohne eine Spur von dem scharfen historischen Blicke, der feinen Combinationsgabe des Meisters zu besitzen, nur die Fehler desselben, das rücksichtslose Verfahren mit den Quellen, noch überbietet. Von dem Ernst und der Würde des Forschers ist ohnehin in dem ganzen Buche nichts wahrzunehmen, vielmehr zieht sich ein Geist der Frivolität durch das Ganze, dem man es ansieht, daß er von dem Charakter der kirchlichen Männer, die er gerade auf seinem Wege findet, auch keine Ahnung eines Verständnisses hat. Döllinger's „Hippolyt“ hat diese Zeichnung Bunsen's hundertfach belegt, und er wäre unfehlbar zum literarischen Todschläger an ihm geworden, wäre der Ritter nicht, Dank seiner hohen Assecuranz bei allen liberalistischen Cliquen — unsterblich.

Bekanntlich wurde Hr. Bunsen bei den eben geschlossenen preußischen Kammerwahlen zum Deputirten Magdeburgs gewählt; sein Vorgänger in dieser Ehre, mit der es Hr. Bunsen übrigens bei der bloßen Demonstration bewenden ließ, war Uhlich selber, der große Vater der preußischen „freien Gemeinden.“ Die Magdeburger wählten Hrn. Bunsen ausdrücklich als „Vertreter freisinniger religiösen Ideen“, und wir werden an diesen Ideen selbst bald erkennen, daß die Magdeburger ihn mit Recht als einen angesehenern Uhlich vorgezogen haben. Werfen wir aber erst noch einen Blick auf Hrn. Bunsen's politische Richtung. Sie war sehr klar

im J. 1848, als der Ritter auf den Wellen der glorreichen Erhebung stolz und furchtlos einherschwamm. Seitdem aber die widrigen Winde der Reaction regieren, ist er in trübes Sinnen versunken; diese Zeit erscheint ihm furchtbar, schicksalsvoll, dunkel, wie zwar andern Leuten gleichfalls, nur daß Leute von Charakter auch einer dunkeln Zukunft gegenüber ihre politischen Ueberzeugungen auszusprechen wagen, was der Verfasser der „Zeichen der Zeit" sehr besonnen vermeidet. Man könnte eben in solcher Dunkelheit leicht einen falschen Schritt thun. Im J. 1848 glaubte Hr. Bunsen dieß nicht fürchten zu dürfen, und ließ daher seinem politischen Beruf die Zügel schießen. Mit drei Schriften in dem Einen Jahr betheiligte er sich an dem Schicksal Deutschlands. Das Halle'sche „Volksblatt" bemerkt dazu: „Wäre es unser Anliegen, des Verfassers Person überhaupt in ziemlichen Mißcredit zu bringen, so würden die beiden letztern Flugschriften*) reichlichen Stoff dazu liefern. Sie sind bezeichnend für die Gewandtheit des Verfassers im äußerlichen Fertigmachen der Sachen, wie vordem der ganzen Kirche, so hier des gesammten Reiches. Es genügt zur Charakterisirung seiner Anschauungen, zu erwähnen, daß er sich selbst in officielle Beziehungen zu dem auf dem Papiere errichteten deutschen Reiche eingelassen hatte." Dennoch blieb Hr. Bunsen preußischer Gesandter in London. Und dennoch vermochte Hr. Bunsen, als kaum die westliche Allianz gegen Rußland in's Leben getreten war, seinen reformatorischen Trieb abermals nicht zu bändigen, damit er auf eigene Faust und nach eigenen Einsichten die Welt und ihre Geschicke gestalte. Unter einer Fluth von Zornergüssen wußte die Kreuzzeitung bald aller Welt zu erzählen: der preußische Gesandte in London habe aus eigenem Antrieb und gegen die Instruktionen seines Souverains dem engli-

*) Es sind die beiden „Sendschreiben" an das deutsche Parlament aus London vom 7. Mai und 5. Sept. 1848 gemeint.

schen Kabinet die Allianz Preußens in Aussicht gestellt und wegen des Preises dafür in St. James förmliche Verhandlungen eingeleitet. Graf Gröben ging als außerordentlicher Gesandter nach London, er sollte erklären, „daß Preußen sich nie kaufen lassen werde“*). Das war Bunsen's Fall; aber heute noch stöhnen die Männer der herrschenden Partei in Erinnerung der Titanenarbeit, die es kostete, den Ritter aus dem Sattel zu heben. Denn derselbe stand bei dem regierenden König in hoher Gunst, wie man sagt, fast nicht weniger als bei dem königlichen Vater. Um so mehr sind allerdings die „Zeichen der Zeit“, welche Hr. Bunsen jetzt, mit wenig verhehlter Absichtlichkeit, demselben Monarchen vorzuführen wagt, an sich selbst ein Zeichen der Zeit. Es scheint sogar, als wenn auch der Kreuzzeitungspartei darob nicht ganz geheuer sei; das Organ behandelt den Verfasser im Verhältniß auffallend zahm, und das Halle'sche „Volksblatt“ vom 17. Nov. versichert noch dazu, „mit Bedauern gesehen zu haben, mit wie wenig Pietät Ritter Bunsen von dießseits behandelt und wie schonungslos die Blößen, die er gab, ausgebeutet wurden.“

Diese Haltung bei der Partei der bislang herrschenden politischen Pietisten muß um so mehr überraschen, wenn man die Qualität religiöser Ideen betrachtet, welche der Ritter als Hebel anzusetzen pflegt. Mit Einem Wort, Hrn. Bunsens Seele ist jeder positiv-christlichen Faser baar. Dennoch weiß er seinen Schriften ein christliches, ja sogar ein frommthuendes Mäntelchen umzuhängen, und ganz besonders hat er diesen Kunstgriff in den vorliegenden „Zeichen der Zeit“ mit verführerischer Umsicht angewendet. Man könnte hiernach dann und wann meinen, bei seiner Erklärung, daß er nur mit dem quatenus zu den Symbolen sich bekennen könne, handle es sich höchstens um etliche lutherisch-calvinischen Schuldifferenzen,

*) Kreuzzeitung vom 24. März 1854.

während er doch schon im „Ignatius“ und „Hippolyt“ Trinität und Incarnation im Sinne des Hegel'schen Pantheismus erklärt. Der Proceß der Menschwerdung Gottes soll ein in der ganzen Menschheit progressiver werden — dieß ist der Fundamentalsatz der Bunsen'schen Christologie; d. h. sie ist ihm nur eine Allegorie, in Wahrheit ist nicht etwa ein einziger Mensch Gott, sondern die ganze Menschheit. Die Idee der Fleischwerdung erscheint bei Johannes und Paulus völlig unabhängig von jeder außernatürlichen Erzeugung, jeder wahre Gläubige wird zum Sohne wie Christus im Zustande verschwindender Unvollkommenheit; so über die ganze Menschheit sich ausbreitend führt die Incarnation die letztere an's Ziel, welches ist: obwohl getheilt durch Sprache, Nationen und Staaten, eine Fleischwerdung göttlichen Lebens darzustellen; dieß nennt man in der theologisch-byzantinischen Schulsprache oder „auf semitisch“: Reich Gottes oder die Kirche im höchsten Sinne. Die Unbegreiflichkeit der Glaubensobjekte für die Vernunft ist überhaupt „erst das Werk der theologischen Schulen“; heutzutage aber ist die göttliche Macht der Vernunft so groß geworden, daß sie über alle Irrthümer alter und neuer Symbole gesiegt hat; sie übersetzt jetzt den „semitischen“ Jargon „in's Japhetische“; der oberste Richter ist dabei der Geist in der Kirche, d. h. der der gesammten Gemeinschaft der Christum bekennenden Menschen. Das reine in's Japhetische übersetzte Christenthum fordert den ganzen Menschen; die volle gesunde Entwicklung desselben ist also nur im Staate möglich, ein christlicher Staat nur unter einem freien christlichen Volke: die Aufgabe der Gegenwart ist demnach, die bürgerliche Freiheit christlich zu weihen, das Christenthum volksthümlich und menschheitlich, also staatlich auszubilden und zu vervollständigen.

Den Stammbaum dieser Theo- und Christologie von den Aposteln her nachzuweisen ist die Lebensaufgabe für das kirchenhistorische Genie Bunsens. Wirklich lehren der alte

Hippolyt und sein heiliger Ignatius gerade so, wie Hr. Bunsen es wünscht; nur daß man die „semitischen" Unbehülflichkeiten „auf japhetisch" glätte. Freilich ein schweres Stück Arbeit. Schon die Apostel waren arge „Semiten"; erst „den Kirchenvätern kam ein freierer und lebendigerer Geist entgegen von der römisch-griechischen Menschheit und überhaupt von den heidnischen Völkern, ihr durch die historische Entwicklung bedingter Standpunkt ist ein anderer, oft richtigerer als der der Apostel." Als aber nachher „die byzantinische Richtung vollendet dastand, war es mit dem Leben der Christologie vollständig aus." Die Nacht des Semitismus sank dichter herab. Auch die Reformation mit ihrer Versöhnungslehre blieb noch „in demselben Zauberkreise mittelalterlicher Verwirrung und scholastischer Erfindung befangen, den sie in andern Punkten zu durchbrechen versuchte." Nahm sie ja sogar ohne alle Clausel die sogenannten großen öcumenischen Symbole, das nicänische und athanasianische, mit hinüber, während doch beide nichts Anderes sind als grob „semitische" Machwerke der byzantinischen Richtung*).

Wir mußten diese Orientirung um so mehr voranschicken, als Hr. Bunsen, wie gesagt, sich wohl gehütet hat, seine grundlegende „japhetische" Theologie und Christologie auch in den „Zeichen der Zeit" auszubreiten, wie im Ignatius und im Hippolyt geschehen. Die „Zeichen der Zeit" sollen ja ihr Rad schlagen vor dem „frommen Rechtssinn des Königs und der Gesinnung des Thronerben." Sie stellen daher nur die Consequenzen auf, welche aus dem Bunsen'schen Japhetismus in Bezug auf die protestantische Hauptfrage des Tages sich

---

*) Uns jammerte des vielen guten Papiers, das wir an den abenteuernden Ritter verlieren müssen, sonst hätten wir obige Darlegung mit specieller Citirung der genannten Bunsen'schen Schriften selbst belegt. Es wird genügen, auf die genauen Auszüge in den Artikeln des Halle'schen „Volksblattes" vom 17. und 21. Nov. zu verweisen, und zwar auch für die folgende Skizze der Bunsen'schen Kirchenverfassungs-Lehre.

ergeben, auf die Frage um die äußere Glaubensnorm, oder specifisch-preußisch um Union oder Confession. Die Bunsen'sche Theologie an sich erscheint hier, wie wir des Nähern sehen werden, einfach und harmlos als „sich selbst auslegende Schrift."

Anders verhalten sich die „Zeichen der Zeit" zu dem zweiten Hauptziel der Bunsen'schen Mission. Dasselbe betrifft die Neubildung der „protestantischen Kirchenverfassung", wie die reine japhetische Theo- und Christologie eine solche fordert. Hierin sind die „Zeichen" rc. weniger wortkarg, sie schleppen auch gleich selbst eine ziemliche Last kirchenhistorischer Begründung in Bunsen'scher Manier mit sich. Wir werden eingehender im Sprechsaal den Ritter selbst darüber argumentiren hören. Doch bedarf es auch hier schon einiger Orientirung über diesen Punkt, aus dem besondern Grunde, weil an ihm zunächst Hr. Bunsen gegen die katholische Kirche anrennt, und weil diese Polemik nicht in den ausschließlich für die protestantischen Fragen eröffneten Sprechsaal mit hinübergenommen werden soll.

Um sein Ideal protestantischer Kirchenverfassung als einer selbstständigen, obwohl mit dem „freien" Staat in Eins zusammenfallenden Repräsentativ-Regierung auf breitester Basis der Gemeinde-Kopfzahl zu begründen, stützt Hr. Bunsen sich sehr passend auf das Fundamental-Dogma von der kirchenlosen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo, auch allgemeines Priesterthum genannt. Wie gesagt, geht auch Stahl von demselben Dogma aus, aber um mindere, andere und schiefere Consequenzen daraus zu ziehen, als Hr. Bunsen. Der Ritter argumentirt schon in seiner „Kirche der Zukunft" (1845), wie folgt: „Die Menschheit ist eine priesterliche Gemeinde geworden und ihre Glieder sind als solche Priester, d. h. sie haben einen unmittelbaren Verkehr mit Gott." „Das allgemeine Priesterthum der Gläubigen ist uns die allgemeine sittliche Verantwortlichkeit des Individuums gegen Gott." Und aus dieser kirchenlos unmittelbaren Stellung der Individuen zu Gott

schließt der Ritter bündig auf „das unveräußerliche kirchliche Recht der Gemeinde“, sich selbst zu regieren. Es war nur die mittelalterliche Darstellung des „Priesterthums durch den geistlichen Stand als einen vermittelnden“, wodurch „die Gemeinde unterging in der Geistlichkeitskirche.“ Verjährter Raub an dem souverainen Recht der Gemeinde! „Gemeinde“ ist Hrn. Bunsen's zweites Wort, denn die Zeit der „Geistlichkeitskirche“ wie der „Staatskirche“ ist endlich vorüber. „Die Gemeinde hat das Amt aus sich selbst hervorgehen zu lassen.“ „Die Gemeinde der Gläubigen ist im Reiche des Geistes an Christi Stelle getreten; jeder, welcher ein kirchliches Regierungsamt bekleidet, muß es ebenso von der Gemeinde und in der Gemeinde Christi empfangen, wie die Apostel es von Christus und in Christus damals erhielten.“ „Ein Recht an sich“ kann Hr. Bunsen dem Bisthum, dem „gesammten Amt“ überhaupt um keinen Preis zugestehen (im Gegensatze zur anglikanischen „Erfindung“ von der Succession). Doch ist das Bisthum etwas Vortreffliches, insofern in ihm „die weltgeschichtliche Bedeutung der freien Persönlichkeit“ liegt; ja es ist „die Morgenröthe des freien und verfassungsmäßigen germanischen Königthums.“ Nur daß die Einsetzung von Bischöfen „ein gesetzlicher Act der Nationalsouverainetät sei.“ Nationalsouverainetät deßhalb, weil „eine christliche Nation, sofern sie sich als eine evangelische Landeskirche darstellt, die Reichsgemeinde bildet.“ „Immer aber wird der Regierende (in der Kirche) eine doppelte Oberherrlichkeit anzuerkennen haben: nach Innen die der Gemeinde, nach Außen die der weltlichen Obrigkeit.“

Sobald nun die Gemeinde — wie in gegenwärtigen Tagen geschehen muß — ihr unveräußerliches Recht dieser Verfassung, durch den göttlichen Geist in der Menschheit, erobert haben wird, dann ist das eigentliche Christenthum, Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo oder „Gewissensfreiheit“, und „apostolische Kirchenverfassung“ wieder gewonnen. Allerdings fällt die Entstehung der Bischöfe, und zwar in monarchischer Stellung, noch vor der Zerstörung von Jeru-

salem, in die volle Zeit der Apostel; aber dieß ist doch erst „die jüngere Verfassung, die älteste ist eine Selbstregierung der einzelnen Kirchen“ — freilich unter der Leitung der Apostel (risum teneatis!). Gleich darauf jedoch kamen die „Semiten“ und „Byzantiner“, um diese „Selbstregierung“ zu unterdrücken. Sie gebrauchten dazu Betrug und Fälschung aller Art. Ein solcher „schriftstellerischer Betrug“ sind schon die den Aposteln in den Mund gelegten sogenannten apostolischen Constitutionen, „ein schwacher Versuch der byzantinischen Kirche, das zu thun für die Bischofs- und Metropolitan-Gewalt, was die römische Kirche vier Jahrhunderte später (durch die pseudoisidorischen Decretalen) für die oberherrliche Gewalt des Papstthums that.“ Durch solchen fortgesetzten Betrug zur Beraubung der Volksrechte der Gemeinde entstand die „Geistlichkeitskirche“ und alle Unseligkeit des Mittelalters, „das anachoretische Heilige und geistliche Orden erzeugte, aber nicht glaubenskräftige Bürger wie — Jeremias und Cato, und ebensowenig selbstständige Staaten und volksthümliche Verfassungen!“ Es folgte die Reformation; sie machte der „Geistlichkeitskirche“ ein Ende, und die Reformatoren, namentlich deren „genialster“, Luther, fühlten, „daß vor Allem das neue in die Kirche aufzunehmende Element, das christliche Volk, gebildet werden mußte.“ Dazu bedurfte es aber einer dreihundertjährigen Fortbildung; dreihundert Jahre lang mußte die „Menschheit“ an ihrer „Befreiung“ arbeiten. Zwar gab schon Calvin „seiner Kirche einen entschiedenen Vorzug: einen politischen Sinn für freie Verfassungsform“; aber erst jetzt ist „der Begriff der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit als des Trägers des allgemeinen Priesterthums“ ausgewachsen, erst nach dreihundert Jahren. Inzwischen hatten „die protestantischen Theologen und Kanonisten Glauben und Geduld verloren;“ sie wollten „die Trümmer der alten Geistlichkeitskirche zusammenraffen“, und der ganze Semitismus und Byzantinismus brach herein: „pfäffischer Anspruch, Aberglauben, Geist des Pfaffenthums, selbstgemachtes hausgebackenes Papstthum, eine Menge kleiner

Päpste.“ Solche Gräuel stifteten namentlich die nach Luther sich Benennenden an, Hr. Bunsen heißt sie daher nicht „lutherisch“, sondern „lutheranisch“. Aber die Stunde der Befreiung hat geschlagen, zurück zum „Recht der Gemeinde“!

Es ist sehr interessant zu sehen, welche Rügen und Befehle Hr. Bunsen von diesem Standpunkte aus an die protestantische Reaction erläßt. Wie aber die katholische Kirche vor solchen kirchenhistorischen Einsichten bestehen muß, wäre leicht zu errathen, wenn „die Zeichen der Zeit“ auch nicht zum Theile gerade ihr gewidmet wären, und zwar zur Jubiläumsfeier des „Augsburger Religionsfriedens“. Jedoch ist dieß nur gleichsam einleitungsweise der Fall, und wie zur captatio benevolentiae und zur Entschuldigung für die nachfolgenden Angriffe gegen die momentan herrschende protestantische Reaction. Hr. Bunsen verheißt dafür den Untergang der alten Kirche. Seine Zeichen der Zeit reduciren sich eigentlich auf ein einziges; „von den zwei großen Zeichen der Zeit ist eines das aufgehende, das andere das untergehende; der Vereinsgeist und seine Freiheit ist Genius wie Dämon des anbrechenden Tages, die Hierarchie und ihre Tyrannei ist der erlöschende Stern der weichenden Nacht.“ Hauptsache also ist und bleibt die protestantische Neubildung auf Grund der „sich selbst auslegenden Schrift“ und des „Rechts der Gemeinde“, d. h. die Entfesselung der Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo, oder der „Sieg Gottes in der Menschheit.“

Hrn. Bunsens Polemik gegen die katholische Kirche muß daher natürlich auch uns bloße Nebensache seyn. Sie war es uns geradeso auch bei den Vorträgen des Hrn. Stahl. Wir sind immer in immensem Vortheil, stets siegreich und die zuletzt Lachenden, wenn wir den Herren auf ihr eigenes Gebiet folgen; wir kämpfen dagegen wider die Elephanten der Semiramis, wenn wir uns durch ihre Ausfälle auf uns aufhalten lassen. Eben darum führen sie diese Elephanten immer wieder in jede Schlacht, um unsere Blicke von der Rath-, Muth-, Zügel- und Hülflosigkeit des eigenen Lagers abzuwenden. Aber man fängt an, die Kriegslist zu merken,

und geht an den Dickhäuten mit strohernen Eingeweiden lachend vorüber. Constatiren wir bloß im Vorübergehen die alten Risse und Wunden, durch die, schlecht vernäht wie sie sind, Herrn Bunsens Elephanten selbst ihre Stroh-Seele verrathen. Allerdings ließen manche unserer Freunde auch dießmal wieder durch das wenig diplomatische Rüstzeug von Rohheit des Hasses, von Lüge und Entstellung sich empören, womit der Ritter gegen kirchliche Lehren und Personen ausspeit; wir aber haben kühl erwogen, daß von einem Manne nichts Anderes zu erwarten seyn kann, der also wie der hegelianische Pantheist Bunsen den Trug des Semitismus und Byzantinismus in Lehre und Verfassung der Kirche aufgedeckt hat. Besehen wir uns daher nur etliche seiner Applikationen!

„Ecclesia, d. h. Gemeinde“ — hat nicht Luther selbst so übersetzt? Also „die Gemeinde mit ihren Gliedern und innern Selbstständigkeit ist die Trägerin des Rechts in seiner Gemeinschaft.“ Hr. Bunsen saß brütend über diesem aus seiner Kirchengeschichte eruirten Satz, als er die Festklänge von Mainz her vernahm, wo sie die eilfte Säkularfeier „des Bonifacius“ begingen. Was Wunder, daß Hr. Bunsen empört aufschrie: eheu! doppelten Raub am Volk auch noch wie ein Heiligthum feiern? Doppelten Raub! Denn die „Hierarchie“ ist eine doppelte Diebin, der protestantische Cäsareopapismus bloß ein einfacher Dieb. Er hat bloß die Gemeinde um ihr Recht bestohlen, und insofern hatte er sogar nicht einmal ganz Unrecht, als „der Staat die Gemeinde vertritt“. Die Hierarchie dagegen hat auch noch den Staat ausgeraubt. Und gerade durch „den Bonifacius“ hat sie dieß in Deutschland gethan. Das deutsche Volk hatte zuerst von Ulfilas das Evangelium empfangen, den man einen Halbarianer nennt, weil er sich der semitischen Verderbniß des athanasianischen Symbols erwehrte, indem er und seine Gothen „die Römer auch außerdem als Lügner und Betrüger kannten;“ dann von den durchaus nicht römisch-gesinnten Iren Columban, Gallus, Clemens, die dem „Recht der Gemeinde“ augenscheinlich geneigt waren. Da aber kam „der Bonifacius“, und anstatt

auf „die aus sich selbst erklärte heilige Schrift" eine freie deutsche Kirche zu gründen, ergab er sich dem Semitismus und Byzantinismus, und verrieth das deutsche Volk an Rom. Und solche Thaten feiern sie in Mainz, loben es in Halle! Allerdings war „die Laienschaft als höchster Träger des kirchlichen Rechts" schon vor Bonifaz „verschwunden"; aber er hätte das Recht wenigstens dem Staate lassen sollen; dafür nahm er es auch diesem noch weg für die Hierarchie, d. h. für „die Absolutheit", für das „sogenannte göttliche Recht", oder „das unbedingte kanonische Recht der römischen Kirche."

Mit dieser Begründung hat sich Hr. Bunsen, flinker als man glaubt, auf eine für die Gegenwart unmittelbar praktische Höhe erschwungen, von wo herab er unfehlbare Vorschriften ertheilt für Behandlung der schwebenden Zerwürfnisse zwischen Kirche und Staat. Nichts kann einfacher seyn! Der Staat soll allerdings der Hierarchie ihren Raub abnehmen, aber nicht um die Beute selber zu behalten, oder um sie doch wenigstens nur zu behalten, insofern „der Staat die Gemeinde vertritt", welcher „Gemeinde" ihr Recht endlich zurückzugeben ist. Also Kirchen-Constitutionalismus auf allerbreitester Basis wider die hierarchische „Absolutheit"! Was kann einleuchtender seyn? Was zeigt deutlicher, warum der „Staat" bisher jedesmal Schande und Schaden davon trug, so oft er mit der Kirche Händel anfing? Hat's nicht Hr. Bunsen seit 1837 immer wieder vorausgesagt, so oft man auch seinen Rath immer wieder nicht hörte?

„Der tiefere Grund des Streites liegt in einer alten Sünde, welche auf beiden Gewalten lastet: ich meine die Unterdrückung des christlichen Gemeinderechts... Das System des gewöhnlichen festländischen Beamtenthums ist eine bis in's Kleinste gehende Bevormundung des Volks im Namen des Staats, welche durchaus keine selbstständige Sphäre neben sich anerkennt, und insbesondere alle gemeindliche Selbstständigkeit ausschließt. Ein solches Beamtenthum ist nun überhaupt nirgends unpassender und gefährlicher als in kirchlichen und in allen Beziehungen mit der Geistlichkeit. Sobald sich ein religiös-kirchlicher Geist regt, zieht die Regierung den Kürzern. . . Die Bischöfe wollen die grundsätzliche Unbedingtheit ihrer Kirche jetzt

zur Wirklichkeit bringen, und zwar von Gottes und Rechtswegen. Wenn aber nun die Regierungen ihrerseits ihnen gleich absolutistische Verwaltungsgrundsätze aus dem Staatsrechte des Despotismus entgegenstellen, so begeben sie sich auf das Gebiet der Bischöfe selbst, nämlich das der Unbedingtheit, und damit auf das der Unduldsamkeit. . . Absolutismus gegen Absolutismus gestellt, zieht die weltliche Gewalt zuletzt den Kürzern und das, soweit der Streit der beiden Gewalten geht, von Gottes- und Rechtswegen." I, 158 ff.

Dennoch vermag Hr. Bunsen dem Febronianismus sein warmes Lob zu spenden, wenn auch nur insoferne als derselbe doch wenigstens zu momentaner Unterdrückung der gemeinschädlichen unbedingten Ansprüche einer geistlichen Körperschaft gereicht, wie diejenigen waren, welche „die in Würzburg versammelten Bischöfe die Ansprüche der Kirche nannten, und als die des katholischen Volkes darstellen wollten." Also nur ein relatives Recht hat der Staat im Febronianismus, nämlich das Recht in Stellvertretung der Gemeinde.

„Der Dekan des Cardinalcollegiums setzt dem Papste die Tiara mit den Worten auf: nimm die dreifache Krone 2c. Kein Anspruch ist je nackter, unbedingter hervorgetreten, um nicht zu sagen entsetzlicher und gotteslästerlicher. Aber . . was dort gesagt wird, ist ebenso wahr von der Menschheit und von jeder christlich geordneten Gemeinde (ecclesia), wie es falsch ist, wenn der Bischof von Rom oder irgend Jemand sich die Stellung der Gemeinde oder der gläubigen Menschheit aneignen will. Ist das nicht wirklich eine wahrhaft apokalyptische Umwandlung? Was einst die frei außer dem Staate stehende Christengemeinde mit ihren Aeltesten und ihrem Bischofe sich als innere Gewissensordnung bildete, das macht die hierarchisch geordnete Geistlichkeit für sich als Kirche geltend gegenüber dem christlichen Volke und seiner Regierung; . . der Einzelne ist geschaffen, diesem Rechte zu gehorchen, bei Gefahr seiner Seligkeit, der Staat ist verpflichtet, es auszuführen, bei Gefahr seines Friedens, ja Bestehens. . . Bedenkt man nun den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand der Welt, so sollte man meinen, jedem Besonnenen und Wohlmeinenden müßte die gänzliche Beseitigung der Ansprüche eines solchen noch dazu auf Erdichtungen und schnödem und selbstsüchtigem Betrug beruhenden

Rechts als das Beste erscheinen für Alle, oder die Geistlichkeit selbst müßte es wenigstens als das Wünschenswertheste für sich ansehen, daß der Staat solche Ansprüche praktisch beschränke. Das war auch wirklich in den beiden verflossenen Jahrhunderten, und noch zu Anfang des laufenden, die herrschende Ansicht der erleuchtetsten und frömmsten sowohl, als der wahrhaft patriotischen katholischen Bischöfe und anderer Geistlichen dieser Kirche. Aber diese Gemäßigten, soweit sie sich nicht bekehrt, oder durch die Grobheit des Beamtenthums in die Rückläufigkeit haben treiben lassen, vor welcher kein Priester sicher ist, heißen jetzt ungläubige Sklavenseelen. Dieselben, welche Sailer als einen sentimentalen Schwachkopf verachten, schmähen nicht allein Febronius, sondern auch Wessenberg als Verräther, Unwissende, Verblendete, Fürstensklaven." I, 129 ff.

Man sieht demnach: solange nicht im „Recht der Gemeinde" und auf Grund der sich selbst auslegenden Schrift das „Göttliche in der Menschheit als das allein Unbedingte" sich selbst regiert, ist der Febronianismus eine wahre Gottesgabe. Aber nur, weil „der Staat die Gemeinde vertritt", und unter der Bedingung, daß er mehr und mehr seine „Absolutheit" abthue. Insbesondere kann der Staat bei Collisionen mit der Kirche sich nicht halten, wenn er sich nicht auf das „Recht der Gemeinde" stützt. Das ist es, was Hr. Bunsen immer wieder betont. Warum hat Preußen damals nicht, nach dem Rathe des Ritters, weil die christliche Gemeinde zu jener Zeit noch nicht in Berliner Kammern repräsentirt war, den Erzbischof von Köln wenigstens durch die Gerichte aburtheilen lassen? Und jetzt die Verlegenheiten in Baden! „Alles dieses wäre schwerlich vorgefallen, wenn die Regierung ganz ruhig auf dem Gebiete ihres staatlichen und constitutionellen Rechtes vorgeschritten wäre, und durch die Kammern mit dem Lande sich verständigt hätte; indem sie mit Rom unterhandelte, begab sie sich von vornherein auf ein Gebiet, wo sie nur verlieren konnte" (Hr. Bunsen weiß aus Erfahrung davon zu erzählen). Nur Eines rettet davor: „den Ansprüchen des kanonischen Rechts die Majestät des staatlichen Rechts und der bürgerlichen Freiheit entgegengehalten!"

Und wenn auch Concordate vorhanden sind, „nirgends zeigt sich in diesen katholischen Ländern ein bedeutender nationaler Widerstand gegen die Beseitigung solcher Vereinbarungen, fast in allen sehen wir sie umgekehrt unter dem Jubel der Nationen zusammenstürzen"!!!

Also gegen die „Kirche" ist der Vertragsbruch erlaubt oder sogar Pflicht. Dagegen billigt Hr. Bunsen, daß die „Gemeinde" ihre Rechte wenigstens stückweise zurückfordere und erhalte, z. B. die Ehe, die Erziehung, das Kirchenvermögen. So hofft der Ritter die kirchliche „Absolutheit" allmählig auch auf Seite des Staats schwinden zu sehen. Mit der Hierarchie der katholischen Kirche wäre es dann ohnehin zu Ende, „Gott in der Menschheit" frei — wie ist Hr. Bunsen in die Anschauung dieses Himmels auf Erden versunken! Da, wehe! schleicht ihm ein dunkler Schatten, den ein kommendes Ding vorausgeworfen, dräuend wie Banco's Geist unter die Augen — das österreichische Concordat. „Wir wissen nicht, mit welchen Vorbehalten es wird veröffentlicht werden", tröstet sich Hr. Bunsen noch. Aber ach, ohne alle und jede! Schon sechszig Jahre ist er alt, der arme Ritter! gebe Gott, daß das nicht sein Tod sei. „Jene von so vielen Millionen während dreier Geschlechter gesegnete Josephinische Gesetzgebung" — mit tiefster Rührung nennt sie Hr. Bunsen — sie ist dahin; sie ist gefallen, nicht für das „Recht der Gemeinde", sondern wirklich — wer hätte es glauben sollen! — „durch eine Rom zufriedenstellende neue Ordnung". Nun, Gervinus, hilf du!

In der That dürfte das österreichische Concordat Hrn. Bunsens Rechnung dergestalt bodenlos verwirrt, die schicksalsvolle Mähr: Josephinismus ist todt! ihn der Art entwurzelt haben: daß er seinen „Gott in der Menschheit" auf protestantischem Boden allein zu inthronisiren wird trachten müssen. Die nähere Beschreibung dieses Imperiums folgt im zweiten Theile; der Lehre nach gegründet auf die sich selbst auslegende Schrift, würde es sich zur „Gewissensfreiheit" bekennen, und zwar in so ausgedehntem Sinne, daß Niemand

z. B. den hegelianischen Pantheismus Bunsens als unrichtige Auslegung der sich selbst auslegenden Schrift anschuldigen dürfte. Nur Eine Auslegung könnte um des „Rechts der Gemeinde" willen keiner „Duldung" sich getrösten: die „geheime Gesellschaft" der Jesuiten. „Viele, übrigens ebenso besonnene als billige und gottvertrauende Menschen glauben", der Friede der Welt könne nur dadurch gesichert werden, daß die Jesuiten ausgeschlossen würden von der „allgemeinen Freiheit". Hr. Bunsen schließt sich ihnen, unter Berufung auf Ranke und Stahl, bescheidentlich an; denn „die jesuitische Weltanschauung ist die positive Läugnung der göttlichen Welt-Ordnung, indem sie das Mittel zur Herrschaft durch Abrichten und Tödten der Persönlichkeit, d. h. Gottes im Menschen sucht; was kann aus diesem Gottesmorde hervorgehen?" Zum praktischen Beweis seiner unbeschränkten „Toleranz" verlangt indeß Hr. Bunsen, der Christusläugner, daß die protestantischen Regierungen auch diese „Gottesmörder" laufen lassen sollen; „die naturgemäße Ordnung ist, daß dem Jesuitismus der Untergang komme von den Völkern und Staaten, welche im Kirchenverbande mit Rom stehen." Sie freilich sollen sich sputen, so lieb ihnen das „Recht der Gemeinde" ist. Aber ach! auch hier wieder Oesterreich im Wege! Schon „die Wiederaufnahme des Ordens in Oesterreich war ein höchst betrübtes und schicksalsvolles Ereigniß in Deutschland", und nun gar noch das Concordat *)!

Wenn jedoch auch unter solchen Umständen die Herstellung des „Rechts der Gemeinde" in kirchlich-repräsentativem Selfgovernement auf breitester demokratischen Basis, d. h. „Gottes in der Menschheit", nicht auch der alten Kirche sofort an's Leben gehen dürfte, so wird sie doch nach Bunsen das nächste Ziel des deutschen Protestantismus auf dessen eigenem Boden seyn. Ihre Betrachtung von protestantischem Standpunkte aus ist auch wirklich so ungemein lehrreich, daß

*) S. „die Zeichen der Zeit" I, 123; I, 94; I, 160. 158. 110; I, 138. 129 ff.; I, 171. 179; II, 10. 11. 58 ff.; I, 243; I, 183; II, 272 ff. 282.

wir sie lieber gleich eröffneten. Doch aber sind vorher noch ein paar Seitenblicke auf die von Hrn. Bunsen in's Feuer geführten Elephanten der Semiramis aus einem besondern Grunde unerläßlich. Der quiescirte Botschafter benimmt sich dabei mit einer flegelhaften Trivialität, als wenn er an ganz andern Orten, als in diplomatischen Salons, alt geworden wäre. Das Merkwürdige aber ist, daß er eigentlich nur drei Anläße zu solchem Auftreten namhaft zu machen weiß, und wasfür Anläße!

Erstens hat der Bischof von Mainz in seiner Bonifazius-Predigt von dem unermeßlichen Unheil gesprochen, das aus der deutschen Glaubensspaltung auch auf das katholische Volk übergeflossen sei, und unter Anderm geäußert: „seitdem hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören, und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen; seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Controlen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewissen zu ersetzen." Zornig donnert Hr. Bunsen entgegen: „weil Niemand den Geist in der Menschheit schmähen kann, ohne Gott zu schmähen oder zu verläugnen, soll man von den Kindern derselben Mutter mit Liebe, von dem Ganzen aber mit Ehrfurcht reden." Allein was kann der Herr Bischof von Mainz dafür, daß gerade Bunsen's eigene Schrift „die heidnische Weltanschauung" auf jeder Seite aufzeigt? und warum führt der „Geist in der Menschheit" sich so ungeistig auf, daß überall die Zuchthäuser zu enge werden, und gerade die Preußen den Raum der ihrigen, wenn wir nicht irren, verdoppelt haben?

Zweitens. Die Kreuzzeitung hatte berichtet: der Bischof von Straßburg habe am Schlusse seiner Mainzer-Predigt in feierlicher Apostrophe die Königin von England aufgefordert, ihre unrechtmäßige „Tiara" an den Papst zurückzugeben. Hr. Bunsen erklärt zwar im Uebrigen (I, 8): die „Kreuzzeitung und die Historisch-politischen Blätter" hätten in der

Kunst der Sophistik, Lüge und Täuschung alles bisher Dagewesene so weit hinter sich gelassen, daß selbst der alte Görres nur als Stümper gegen sie erscheine. In der That hörten auch die Ohrenzeugen dort in Mainz wohl die Aufforderung des Herrn Bischofs zum Gebet aus Dankbarkeit gegen den heil. Bonifacius, daß England bald zurückkehren möge in die Einheit der Kirche, aber keine Sylbe von „Königin" und „Tiara". Ausnahmsweise jedoch glaubt Hr. Bunsen dießmal der Kreuzzeitung auf's Wort, und fährt den hochwürdigsten Prediger an: „die Königin hat keine Tiara, folglich kann sie auch keine dem Papst zurückgeben." Allein, wenn auch, so wird Hr. Bunsen jedenfalls wissen, daß sie doch einen Geheimrath hat, der dogmatische Entscheidungen gibt, z. B. ob und in wieferne die Taufe ein Sakrament sei oder nicht?

Drittens haben die Lohnlakai's Madiai und Cigarrendreher Cecchetti in Florenz jetzt einen Gesellen erhalten und zwar — in Oesterreich. Dort handelte es sich um die Frage: ob die Gesetzgebung eines Landes, welches das unschätzbare Glück des Friedens in religiöser Einheit durch die Jahrhunderte sich bewahrt hat, ob diese Gesetzgebung null und nichtig seyn müsse, sobald es einer hergelaufenen Rotte bezahlter englischen Wühler, die in Evangelium, Revolution und Baumwolle zugleich machen, einfällt, ein solches Land zum Schauplatz ihrer corrupten Proselytenmacherei zu erkiesen? Letzterer Fall dagegen ist specieller. Der barmherzige Bruder Joh. Borczinski zu Prag war, unzufrieden mit der beabsichtigten sittlichen Reform seines Ordens, über die Grenze nach Preußen entlaufen und bei einem andern Apostaten aus Böhmen, dem nunmehrigen Pastor Nowotny in Petershain, und seiner Frau protestantisch geworden. Hr. Borczinski ist hierin nicht ohne Vorgänger gewesen; aber diese blieben wenigstens bei den neuen Glaubensgenossen, oder machten es wie ein vor zwei Jahren entsprungener Mönch, den in Hamburg ein liebender Gegenstand erwartete, um in Amerika selbander ihres Evangeliums zu pflegen. Borczinski dagegen kehrte kecklich

nach Böhmen zurück, und erst dann, nachdem er polizeilich in sein Ordenshaus zurückgebracht war, erklärte er sich hier als übergetreten zum Protestantismus. Borczinski kannte die Ordensregel, welche den Gefallenen erst nach halbjähriger Besserungs-Detention dem Bewußtseyn vollbrachten Meineid's überlassen will; seine Rückkehr ist kaum anders zu erklären, als durch ein von Außen angelegtes gustav-adolfianisches Manöver. Bald füllten sich alle Organe dieser Richtung mit gräßlichen Schilderungen der über Borczinski verhängten Martern. Er selbst erklärte zwar bei wiederholt angeordneten Erhebungen der Prager Polizei die Unwahrheit aller dieser Ausstreuungen; der Ordensobere veröffentlichte den ganzen Sachverhalt; jene Organe aber brachten von ihm und über ihn fortwährend Berichte von steigender Gräßlichkeit. Alles dieß ging durch gütige Vermittlung des Apostaten Nowotny. Man erinnerte sich (unter Andern auch Hr. Bunsen), daß neben Borczinski der Mönch Zazule schon zweiundzwanzig Jahre lang eingesperrt sei, „weil er Neigung zum Protestantismus hat blicken lassen"; freilich sage man, er sei wahnsinnig. Es ist die russische Folterung der Nonnen von Minsk neu aufgelegt, sagt Hr. Bunsen, unter Berufung auf das Frankfurter Journal; es geht dem Märtyrer an's Leben und dennoch — entsetzlich! — „will der Prior Opitz Herrn Borczinski seinen Schlafrock für den Winter füttern lassen!" Schon rief man alle evangelischen Fürsten auf, wie einst für die Madiai's in Florenz, beim Kaiser in Wien zu interveniren. Hr. Bunsen deutet auf den nahen Bezug der Sache zum zukünftigen Concordat. Da sitzt Hr. Borczinski plötzlich, „auf fast wunderbare Weise" entflohen, wieder an dem gastlichen Tische zu Petershain. Aus der „Moderluft des Verließes" waren fürchterliche Gedanken in Hrn. Bunsens japhetischem Kopf aufgestiegen: „die ganze Welt würde das Ihrige denken und der Argwohn, daß die Ordensobern des mißhandelten Mannes Aussagen über sie oder sich gefürchtet, würde in der Geschichte unauslöschlich bleiben." „Ich muß mir vorbehalten, noch mehr davon mitzutheilen, wenn ich in der

Folge dieser Sendschreiben etwa Borczinski's Tod zu melden Gelegenheit haben sollte" *). Statt dessen wird nun Herr Bunsen nächstens die — freudenreiche Vermählung des Märtyrers zu melden haben.

Es möchte daran genug seyn, um zu erkennen: die specifischen Erfolge des Ritters gegen die katholische Kirche könnten es nicht seyn, was seine Zeichen der Zeit als „ein Ereigniß bei Freund und Feind" anerkannt seyn läßt. Daß sie sich aber dieser Anerkennung erfreuen, ist unzweifelhaft. Auch die Allgemeine Zeitung enthält die drei- und viermal wiederholte Versicherung, Hrn. Bunsens Schrift sei „eine höchst interessante Erscheinung", ein Ereigniß, dessen „Tragweite jedenfalls groß sei." Und zwar „in Erregung von Furcht und Hoffnung, Trost und Besorgniß", setzt sie hinzu (31. Oct.). Natürlich geht dieß nicht die Katholiken an. Es sind vielmehr die Männer der protestantischen Parteien gemeint: die der confessionalistischen Reaction einerseits, die Subjektivisten andererseits. Wirklich zeigen sich die Erstern, wie gesagt, sehr betreten. Die Letztern jubeln laut auf. Das „Halle'sche Volksblatt" sagt: die Zeichen der Zeit seien ohne Zweifel das schwächste, was der Verfasser bisher geschrieben; das will von Hrn. Bunsen viel sagen, ist aber doch vollkommen wahr. Dennoch erachtet man auf beiden Seiten, diese „Zeichen der Zeit" seien an sich selbst, und ganz abgesehen von ihrem literarisch nichtswerthen Inhalt, ein Zeichen der Zeit. Das Bedeutsame daran ist einzig und allein, daß Ritter Bunsen es ist, der gerade jetzt auftritt und also auftritt; sonst wäre das Buch einer Besprechung kaum werth. Die Reaction fühlt wohl, wie „unverkennbar der Verfasser darauf ausgeht, einen praktischen Einfluß aus der Ferne speciell

*) S. Bunsen I, 240 ff. 303 ff.; vgl. Berliner Protestant. K.-Z. vom 10. November 1855 und — wegen des „Schlafrocks" ꝛc. — Darmst. K.-Z. vom 27. Oct. 1855 (aus dem Frankfurter Journal). — Damit zu vergleichen die amtliche Erklärung des Ordens-Visitators Domherrn Fr. Dittrich zu Prag im Journal „Deutschland" vom 31. October.

auf die preußisch-evangelischen Kirchenzustände auszuüben" *). Das, schließt man, ließe der Diplomat in unfreiwilligem Ruhestand wohl bleiben, wenn er nicht gewisser Veränderungen im preußischen Hofwind ziemlich sicher wäre. Daher die schüchterne Befangenheit der Reaction! Noch dazu will Hr. Bunsen bei diesem Einen Insinuirungs-Versuch es nicht bewenden lassen. Er kündigt selbst für Ostern schon ein neues Buch an über die „Gottheit in der Menschheit", und bald wird er auch mit einem „Eherecht vor die Gemeinde treten." Offenbar wittert der Ritter Morgenluft nach der bangen Reactions-Nacht der hierarchischen „Rückschlägler"!

Deß freuen sich die Subjektivisten oder Schleiermacherianer, wie sie sich nennen, die Gustavadolfianer und die Freimaurer ungemein. Auch die Theologen in Heidelberg danken deßhalb „innig dem theuern Manne": „sein Buch bleibe immerhin eine große, edle, fromme, deutsch-evangelische That, die um so drastischer wirke, je weniger man einem hochgestellten weltberühmten deutschen Staatsmanne und Diplomaten gegenwärtig eine solche kühne That zugetraut hätte" **). Also auch hier der Hahnenschrei des anbrechenden Morgens! Ritter Bunsen muß sich ja am besten auf den Hofbarometer verstehen; und an den preußischen Hof sind die zehn Briefe eigentlich adressirt, die er an den alten Arndt überschrieben ***). Sie „fordern auf zur rettenden königlichen That", „mit Insinuationen an Se. Majestät, deren Wortlaut zu wiederholen uns der Anstand verbietet" — wie das Halle'sche Volksblatt bemerkt †). Darum hofft die „Spener'sche" in Berlin von den „gewaltig niederschmetternden

*) Halle'sches Volksblatt vom 17. Nov. 1855.

**) Darmst. K.-Z. vom 29. Nov. 1855.

***) Der volle Titel des vorliegenden Buches lautet nämlich: „Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde." Zwei Bändchen. Leipzig bei Brockhaus.

†) Nro. vom 1. Dec.

Gedanken" Bunsens, daß sie „der anschwellenden Macht hierarchischer Bestrebungen ein mächtiges Halt gebieten" *).

Ob man dabei auf eine Wendung des Königs selber gegen den alten Freund hin rechnet, oder schon auf den Thronfolger, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat Bunsen das Banner der „evangelischen Union" und des „Rechts der Gemeinde" wieder einmal hoch erhoben, und damit zeigt er, wie der Redakteur der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung" in der Allg. Ztg. (23. Nov.) behauptet — den einzigen Rettungsweg; denn sonst „wird allen äußern Zwangs-Maßnahmen zum Trotz der Pfarrer in Stadt und Land vor leeren Bänken predigen, wie dieß leider in der Gegenwart nur zu häufig zu finden ist, und wird ein massenhaftes Uebertreten gebildeter Laien aus unirten und lutherischen Gemeinden zu den Reformirten nicht fehlen." Die Union ist zum Theil Hrn. Bunsens eigene Schöpfung, und der Gustav-Adolf-Verein hörte nie auf, seine Zukunftskirche zu seyn, selbst der Gustav-Adolf-Verein von 1845 und „in seinen ersten Entstehungsjahren, wo die zeitgeistliche Negation noch vollständig über die Position die Oberhand hatte", wie das Volksblatt bedeutsam zu verstehen gibt. Dennoch können jetzt sogar die Leipziger „Grenzboten" verwundert ausrufen: Bunsen stehe ihren Ansichten viel näher, als sie je erwartet hätten. In der That scheint Hr. Bunsen uns wirklich unter allen Theologen der Freimaurer-Theologie am nächsten zu stehen, und die Allerentzücktesten über sein Buch dürften mit gutem Grund die Logen seyn.

Bekanntlich hat die Reaction jüngst die Frage: ob ein Prediger Logenbruder seyn dürfe? endlich sogar vor dem Berliner Oberkirchenrath zur Entscheidung gebracht. Wie die besorgten Subjektivisten berichten, „hat der Oberkirchenrath zwar ein Verbot dieser Theilnahme für ungeeignet erachtet, dennoch scheint man hie und da nicht ganz sicher darüber,

*) Kreuzzeitung vom 3. Nov.

ob man sich nicht durch den Eintritt in den Orden mißliebig mache" *). Wie nun, wenn Hrn. Bunsens Buch gerade auch bestimmt wäre, zu antworten: nein! oder wenigstens: tempora mutantur! Jedenfalls muß es auffallen, daß die Freimaurer-Sache von den Berliner Correspondenten selbst wie unwillkürlich mit den „Zeichen der Zeit" in nächste Beziehung gesetzt wird **). Verkünden sie die neue Morgenröthe, so ward ja auch jene neue Loge „Friedrich-Wilhelm zur Morgenröthe" genannt, deren Stiftung, zur Erinnerung an die vor zwei Jahren erfolgte Aufnahme des künftigen preußischen Thronfolgers, unter Beiwohnung dieses Prinzen und seines Vaters am 5. Nov. zu Berlin feierlich begangen ward. Und wie zum Hohn auf das Andrängen der Reaction vernimmt man in diesem Augenblicke eben daher: „übrigens habe die Zahl der Logenbrüder in Preußen in neuerer Zeit einen namhaften Zuwachs gewonnen" ***).

In Summa: Hrn. Bunsens Buch an sich wäre kaum eines Blickes werth; aber es gehört zu den Zeichen der von uns wiederholt als ereignißschwanger angedeuteten Zeit, wo die religiöse Reaction, die jetzt in Norddeutschland noch herrscht, ihrer bloßen Existenz sich wieder wird zu wehren haben gegen Unionisten und Subjektivisten, Gustavadolfianer und Freimaurer. Für alle die Letztern ist Hr. Bunsen als Vertreter auferstanden. Als Vertreter der Reaction hat er sich selbst Hrn. Stahl, obgleich unter lebhaften Hoffnungen auf dessen endliche Besserung, gegenübergestellt. Eröffnen wir also für die beiden Herren den Sprechsaal. Hr. Leo figurirt dabei in der gleichfalls vom Ritter selbst ihm angewiesenen Rolle, und verabredetermaßen blickt Hr. Gervinus dem ritterlichen Freund Bunsen stillvergnügt über die Schulter.

*) Allg. Ztg. vom 23. Nov. 1855.

**) A. a. O. und Allg. Ztg. vom 6. Nov.

***) Berliner Protestant. K.-Z. vom 10. Nov.

LXVI.

Ein Wort über das österreichische Concordat.

Einem tieferen Beobachter der Geschichte hat es nicht entgehen können, daß der Grund aller revolutionären Bewegungen unserer Tage eigentlich in den Zerwürfnissen zwischen Staat und Kirche liege. In diesen Zerwürfnissen ist die Revolution herangewachsen; aus denselben hat sie fortwährend ihre Nahrung gezogen.

Das Evangelium dünkte den Machthabern der Erde ein zu hartes Wort; der Preis, um den es der Welt den Frieden bot, schien ihnen zu hoch. Sie acceptirten es daher nur mit Vorbehalt und suchten der Kirche, die der Herr zur Vollstreckerin seines Testaments bestellt hatte, bald mit Gewalt und bald mit List etwas von ihren Forderungen abzuhandeln. Stets zum eigenen Verderben, zum allergrößten Nachtheil des Staates.

Die Kaiser in Constantinopel ruhten nicht, bis sie das Christenthum zu einer Staatsreligion nach ihrem Gutbefinden umgewandelt, ihre Staatskirche von dem Gesammtverbande der Christenheit losgerissen und in ein gefügiges Werkzeug ihrer Launen und Leidenschaften umgewandelt hatten. Die Folge war, daß ihr Staat, der fortan weder ein heidnischer noch ein christlicher genannt werden konnte, wie ein vom

Stamm gerissener Ast verdorrte. Ein christlicher war er nicht und die verjüngende Kraft des Christenthums konnte er nicht an sich erfahren; denn seine Grundlage blieb die bloße Gewalt als oberste Quelle der Autorität und ruhte damit auf dem alten Naturboden des Heidenthums. Ein heidnischer war er aber auch nicht; denn ihm ging die alte geistige Naturanschauung des Heidenthums und aller damit zusammenhängende Glauben und Cultus ab. Eine heidnische Staatsgewalt mit christlichen Dogmen, christliche Dogmen ohne politische und sociale Anwendung, das sind Widersprüche, an denen auch ein kräftiger constituirtes Volksthum, als das des alten Römerreiches, hätte zu Grunde gehen müssen.

Die germanischen Reiche auf römischem Boden waren besser gestellt. Ihre Herrscher und Völker beugten sich ernstlich und aufrichtig vor der geistigen Größe des Christenthums und gingen ohne Rückhalt ein auf die große Zukunft, die es ihnen als Ziel vor Augen stellte. In ihnen konnte die Freiheit gedeihen und mit ihr die Ordnung blühen, weil die Kirche mit der ganzen Autorität ihrer göttlichen Institution und unwandelbaren Lehre die Rechte der Völker in den Augen der Fürsten, die Macht der Fürsten in den Augen der Völker heiligte und beide durch das unantastbare Ansehen des Stellvertreters Christi schirmte. Im Bunde mit diesem führte Karl der Große jenes christliche Staatsgebäude auf, dessen unverwüstliche Grundlagen desto mehr unsere Bewunderung in Anspruch nehmen, je heftiger die Stürme waren, die es unmittelbar nach seinem Tode überzogen, ohne die in ihm niedergelegten lebensvollen Keime ersticken zu können. Aus ihnen hat sich jenes tausendjährige Reich der Christenheit entwickelt, von dem uns die gepriesenen constitutionellen Monarchien der Gegenwart nur armselige Carricaturen vor Augen stellen.

Die Kaiser indessen begriffen nur selten und in schnell vorübergehenden lichten Augenblicken die Höhe des Berufes, den jene christliche Ordnung ihnen auferlegte. Sie haßten und befehdeten in hartnäckiger Verblendung die Unabhängig-

keit des päpstlichen Stuhles und das damit unzertrennlich verbundene Ansehen der Kirche, worauf ihr eigenes Ansehen und das ganze Geheimniß ihrer Macht und Größe beruhte. Sie wollten die Päpste zu Creaturen ihrer Politik herabwürdigen und benützten dazu den Einfluß auf Rom und Italien, der ihnen im Gegentheil eingeräumt war, um die Freiheit des heil. Stuhles zu schirmen. Sie demoralisirten die Kirche durch Simonie und suchten die Bischöfe durch weltliche Vortheile an ihre Sache zu fesseln Sie begünstigten und benützten die Fürsten als Bundesgenossen gegen die Päpste und erzogen sich auf diese Weise jene übermüthige Aristokratie, die ihnen über den Kopf wuchs und das Reich in Anarchie stürzte. Unter ihrem Schutz und Schirm wuchs und erstarkte jene unchristliche, heidnische Gesinnung, welche, unter dem hehren Namen der Freiheit ihr Gelüsten nach Zügellosigkeit bergend, zuerst die Fürsten gegen die Kirche, dann die Völker gegen die Fürsten hetzte. So sind aus den Kämpfen der Kaiser gegen die Kirche unsere heutigen Zustände und mit ihnen der Revolutionismus unserer Tage hervorgegangen.

Dieser ist mehr als eine bloße Schulverirrung; er hat seine tiefen Wurzeln in unseren Zuständen selbst. Diese Zustände aber haben ihre Quelle in dem Absolutismus des Staates. Dieser Absolutismus des Staates versetzt uns in die traurige Alternative, entweder an byzantinischer Erstarrung oder an revolutionärer Auflösung zu Grunde zu gehen. Oesterreich war nahe daran, aus dem erstern Zustand in den zweiten überzugehen, als Gott zur guten Stunde den hochherzigen, heldenmüthigen jungen Kaiser zum Throne berief, der, mit Adlersblick den Grund des Uebels erkennend, das große Wort der F r e i h e i t d e r K i r c h e aussprach und es durch das eben publicirte Concordat mit dem Papste realisirte, zum unumstößlichen Grundgesetze seines Reiches machte. Mit diesem Concordate ist seinem Reiche zunächst, dann aber folgeweise dem ganzen christlichen Abendlande eine neue unermeßliche Zukunft aufgeschlossen.

Es hat sich im germanisirten Römerreiche, in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, wie man es vormals nannte, zwischen Papst und Kaiser, zwischen Kirche und Staat die Geschichte des alten Roms von der Sibylle mit dem König Tarquinius wiederholt. Die Kirche war die Sibylle und das Buch mit den sieben Siegeln in ihrer Hand beschloß die ganze Zukunft der christlichen Gesellschaft mit der prophetischen Anweisung zu ihrer gedeihlichen Führung. Als Preis für dessen Benützung verlangte sie aber das Kostbarste, was der Mensch kennt, seinen Eigenwillen. Der Preis schien

den Machthabern zu hoch und sie verwarfen den Handel. Da wurden die Siegel nach einander gelöst, die darunter beschlossenen Blätter aber herausgerissen und in das Feuer der menschlichen Leidenschaften geworfen, das um so lustiger aufprasselte und ihren Inhalt schnell verzehrte. So wurden zweimal drei Theile des Buches eine Beute der ruchlosen Flamme; aber die Sibylle kam nach jedem Brande wieder und bot, was übrig war, um denselben Preis, wie früher das Ganze. Da endlich besann sich der Kaiser und entschloß sich zu dem als Preis geforderten Opfer. Dieses Opfer ist der **Staats-Absolutismus.**

Mit dem Sturze dieses Götzen ist ein schwerer Zauber gelös't, der auf dem Staate lag, und die Völker und die Einzelnen sind wieder ihrer natürlichen Bewegung und Entwicklung zurückgegeben. Der Kaiser erkennt wieder ein Recht von Gottes Gnaden außer seinem eigenen an und läßt sich's gefallen. Damit hat der Staatszweck aufgehört, die oberste Richtschnur und das oberste Richtmaaß aller Existenzen und Thätigkeiten im Staate zu seyn, und die überirdische, ewige Bestimmung des Menschen tritt wieder in ihre Würde und in ihre Rechte ein. Es thut fortan nicht mehr noth, daß eine Partei den Fortschritt auf ihr Banner schreibe; denn keine wird sich mehr herausnehmen können, den Stillstand zu gebieten. Das Recht wird fortan nicht mehr einseitig und apodiktisch vom Staate diktirt und bald nach diesem, bald nach jenem Princip gemodelt werden können; sondern es wird, seiner natürlichen Fortbildung zurückgegeben, wieder in den Aussprüchen des Gewissens gesucht und gefunden werden müssen. Hier werden die großen socialen Probleme der Gegenwart bald, unter der sanften, geduldigen Hand der Kirche, ihre sichere und befriedigende Lösung finden, wie dereinst die Frage der Sklaverei. Damit, daß die Kirche als Vermittlerin und Schiedsrichterin zwischen sie eintritt, verlieren die Gegensätze von Conservatismus und Liberalismus ihre ganze principielle Schroffheit und verhängnißvolle Bedeutung für den Staat. Indem die natürliche Ordnung des Staates aufhört, sich der übernatürlichen Ordnung der Kirche eigenwillig entgegenzustemmen, verliert jene ihren hemmenden und beengenden Charakter und empfängt dafür von dieser wieder eine höhere Gewährschaft und Weihe. Der Conservatismus hört auf, engherzig und gehässig, der Liberalismus umwälzerisch und gefährlich zu seyn. Dadurch, daß die Kirche als selbstständiger Factor im Leben der christlichen Völker gelähmt oder hinausgedrängt war, geriethen die zwei Momente, die in ihrer Hand früher geeinigt waren und sich wechselseitig unterstütz-

ten, die äußere und die innere Ordnung, das Recht und die Sittlichkeit, in feindseligen Gegensatz, und der tiefe Grund der politischen Krankheit unserer Zeit und ihre eigenthümliche, traurige Signatur lag darin, daß man die aus dem Christenthum sich entwickelnden socialen und politischen Folgerungen entweder nicht anerkennen oder ohne die sittlichen Prämissen, die ihre rechtliche Realisirung voraussetzt, d. h. ohne und wider die Kirche, durchsetzen wollte.

Dadurch entstanden ein falscher Conservatismus und ein falscher Liberalismus, und die Staaten, welche jenen, wie die, welche diesen zu vertreten sich angelegen seyn ließen, geriethen mit den Consequenzen ihres eigenen Princips in unauflöslichen Conflikt und zerarbeiteten sich in machtlosen Anstrengungen gegen das christliche Bewußtseyn, das sie nicht los werden konnten und das unerbittlich stets seine eigenen Consequenzen heischte. Es sind dieses die Consequenzen der Erlösung, der in Christus vollbrachten und durch seine Kirche sich fortsetzenden Vereinigung Gottes mit dem M[illegible]chen, des Himmels mit der Erde: die Wiederherstellung der Einheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen durch Buße, Entsagung und Opfer. Es ist die Versöhnung der Gerechtigkeit und des Friedens*) durch die Liebe.

Darin liegt die große, tiefe, unermeßliche Bedeutung d[illegible] österreichischen Concordats. Möge der österreichische Episcop[illegible] die ganze Wucht des hohen Bewußtseyns erkennen, die ih[illegible] damit auferlegt ist, und in demüthigem Gebet zum Herrn si[illegible] wenden, daß er ihm die Kraft gebe, solche Last würdig [illegible] tragen! Mögen die Staatsmänner in dieser eilften Stun[illegible] die ernste Mahnung erkennen, die hiemit an sie ergeht, u[illegible] den Weg zum Heile, der ihnen neuerdings eröffnet ist, ni[illegible] abermals zu betreten verschmähen!

*) Psalm 84, 11.

